

BEQUEATHED BY
George Allison Hensch
PROFESSOR OF
Germanic Languages and Literatures
IN THE
University of Michigan,
1896-1899.

Handk Sem. 805
2

Zeitschrift

98350

für den

deutschen Unterricht.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hilkebrand

herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

7. Jahrgang.



Leipzig,

Verlag von B. G. Teubner.

1893.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Inhalt des siebenten Jahrganges.

A. Allgemeines.	Seite
Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1891. Von Rudolf Dietrich in Zürich	46
Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1892. Von Rudolf Dietrich in Zürich	828
Deutsche Namen mit französischem Accent. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Friedrich Latendorf in Schwerin	53
Zu Robert Richters Aufsatz: „Deutsch und Griechisch nach einem Ausspruch Luthers.“ Von Gymnasialoberlehrer Dr. Carl Müller in Dresden. Von Dr. Koch in Glückstadt. Von Oberlehrer Dr. R. Sprenger in Northheim	58 490. 688
Heimat und Muttersprache. Von Oberlehrer Dr. Karl Wehrmann in Kreuznach	106
Zur Erinnerung an den lateinischen Aufsatz. Von Oberlehrer Dr. P. Bartels in Flensburg	135
Eine niederdeutsche Homerübersetzung. Von Dr. August Dühr in Charlottenburg	180
Aus der Praxis des deutschen Unterrichts. 2. Vor- und Chorlesen. Von Gymnasialoberlehrer Dr. C. Krumbach in Würzen	230
Aus unserer französischen Zeit. Von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand	250. 513
Über dramatische Schüleraufführungen. Von Oberlehrer Dr. Heinrich Gloël in Wesel	386
Die neue Lehr- und Prüfungsordnung für die sächsischen Gymnasien und der deutsche Unterricht. Von Otto Lyon in Dresden	398
Edschrift oder Handschrift? Von Dr. Johannes Schlicht in Ratel a. d. Nebe	471
Die Wichtigkeit der poetischen Übersetzungen für den Schulunterricht. Von Prof. Dr. S. Freytag in Berlin	475
Fritz Reuter und ein mecklenburgischer Landprediger. Von Dr. D. Glöbe in Wismar	493
Ein Druckfehler in Jacob Grimms Rede auf Schiller. Von Bibliotheks- kustos Dr. Ernst Jeep in Berlin	499
Grillparzers Beamtenlaufbahn. Von Gymnasialprofessor Rud. Scheich in Mähr.-Weißkirchen	540
Zur Logik des Sprachgeistes. 7. Gegensätze in Einem Wort bezeichnet. Von Rudolf Hildebrand	577
Vornamenstudien. Von Universitätsbibliothekar Dr. Georg Steinhausen in Jena	616
Genaueres Anführen von Dichterstellen. Von Dr. A. Puls in Altona	629
Der treueste Hüter der deutschen Sprache im Elsaß. Von Ludwig Bräutigam in Bremen	647
Das Bild im deutschen Unterricht. Von Oberlehrer Dr. Jul. Sahr in Dresden	651
Schernbergs Spiel von Frau Jutten und der Theophilus. Von Prof. Dr. Reinhold Wehstein in Kostod	702
Der deutsche Unterricht auf dem Realgymnasium. Von Otto Lyon in Dresden	705
Fritz Sahlmann und Fritz Reuter, eine Reuter-Anekdote. Von Dr. D. Glöbe in Wismar	767

	Seite
Nachträglich zu lehren und lernen. Nachträglich zu S. 450 (Anekdoten von Gottsched). Zu Herr. Von Rudolf Hildebrand	785
Eine plattdeutsche Bibelübersetzung. Von Oberlehrer Dr. Paul Bartels in Flensburg	823

B. Lektüre.

Über Schillers antike und romantische Gedichte. Von Prof. Dr. Draheim in Berlin	7
Zum Redentiner Osterspiel. Von Direktor Dr. A. Schöne in Greifswald	17
Zu Schönes Aufsatz über das Redentiner Osterspiel. Von Dr. W. Kohnschmidt in Kassel	278
Ein Seitenblick aufs Englische beim deutschen Unterricht. Von Dr. Ernst Regel in Halle a. Saale	30
Vom historischen Faust. Von Dr. D. Felsberg in Coburg	57
Zum historischen Faust. Von Otto Lyon in Dresden	193
Zu H. v. Kleists „Prinz von Homburg“. Von Gymnasialoberlehrer Dr. R. Sprenger in Northeim. Von Oberlehrer Dr. Heuwers in Warendorf. Von Oberrealschuldirektor Prof. Rud. Reichel in Graz . 60. 422. 494.	683
Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettetest alle! Von Prof. Dr. Otto Schröder in Berlin. Von Dr. Paul Weizsäcker in Calw	62. 763
Zur schulmäßigen Behandlung von Goethes Trauerloge. Von Geh. Schulrat Prof. Dr. Theodor Vogel in Dresden	81
Etwas von Pfeffer und Gellert. Von Rudolf Hildebrand	84
Über die Stellung des Lesebuchs im deutschen Unterrichte. Von Otto Lyon in Dresden	131
Zu Uhlands „Herzog Ernst von Schwaben.“ Von R. Sprenger in Northeim	143
Er hilft uns frei aus aller Not. Von Prof. Dr. Reinhold Bechstein in Rostock	165
Zu Schillers Dramen. Von Prof. Dr. H. Dünker in Köln a. Rhein	168
Verlassen hab ich Feld und Auen. Von Geh. Schulrat Dr. Theodor Vogel in Dresden. Von Prof. Dr. M. Rachel in Freiberg	193. 573
Der Charakter der Minna von Barnhelm und seine Stellung im Drama. Von Prof. Dr. Gustav Kettner in Schulpforta	217
Zu Friß Reuters „Ut mine Stromtid“. Von D. Glöde in Wismar	268
Zum dramatischen Aufbau des „Götz von Berlichingen“. Von Prof. R. Haehnel in Leitmeritz	269
Zu G. Freytags Ahnen. Von Prof. Dr. R. Landmann in Darmstadt	271
Longfellows „Walthar v. d. Vogelweide“, eine Übersetzung aus dem Deutschen. Von R. Sprenger in Northeim	275
Kerners „Vogelweid“ und Longfellows „Walthar von der Vogelweide“. Von Dr. Otto Schanzenbach in Stuttgart	681
Zu Kerners „Vogelweid“. Von Realgymnasialoberlehrer Dr. R. Faust in Dresden	684
Der wirkliche Urheber eines angeblichen Verses von Goethe. Von Rudolf Hildebrand	291
Über Goethes Pandora. Von Dr. Wilhelm Büchner in Offenbach a. M.	355
Zur neuesten Nibelungen-Litteratur. I. Von Prof. Dr. Karl Landmann in Darmstadt	368
Der Dorfrichter Adam in dem „Zerbrochenen Krug“ von Heinrich v. Kleist. Von Prof. Dr. Christian Semler in Dresden	374
Zur Jungfrau von Orleans I, 2. Von Dr. A. Englert in München. Von Dr. Paul Weizsäcker in Calw	425. 563
Zu Lenaus Werbung. Von Dr. R. Sprenger in Northeim. Von Oberlehrer Dr. A. Puls in Altona	425. 629

	Seite
Zu Uhlands „Herzog Ernst“, Ztschr. 6, 848. Von N. Sprenger in Northheim	426
Zu Schillers Dramen. Von Prof. Dr. Gustav Kettner in Schulpforta	455
Homer in Übersetzung als Lektüre im deutschen Unterricht. Von N. S. in H.	470
Zu „Kopischs Bärenschlacht“. Von Dr. A. Englert in München	491
Zu Goethes „Hermann und Dorothea“ 7, 35. Von Dr. N. Sprenger in Northheim	492
begunnte. Von N. Sprenger in Northheim	493
Zu F. v. Kleists „Prinz von Homburg“ und „Räthchen von Heilbronn“. Von Oberrealschuldirektor Prof. Rudolf Reichel in Graz	494. 495
„Gefchoß“ in Stollbergs Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn. Von Oberlehrer Dr. A. Puls in Altona	497
Zu J. Sachs Aufsatz über Hans Sachs. Von N. Sprenger in Northheim	501
Zu Goethes Fischer. Von W. Kohlischmidt in Kassel. Von Ditto Lyon in Dresden	502. 571
Wer ist der eigentliche Verfasser der der Kurfürstin Luise zugeschriebenen Lieder? Von Dr. Karl Bilz in Berlin	521
Zu Uhlands „Pilger“. Von N. Sprenger in Northheim	561
Zu Kleists „Zerbrochenem Krug“ (der Ausdruck „gemaust“). Von Prof. J. Spandl in Gaya, Mähren	561
Zu Schillers „Bürgerschaft“. Von N. Sprenger in Northheim	563
Zu Uhlands „Döffinger Schlacht“. Von A. Englert in München	570
Zu Schillers „Ring des Polykrates“. Von Prof. Dr. Th. Becker in Neustrelitz	589
Zu Luthers Schrift „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei“. Von Dr. N. Sprenger in Northheim	627
Zu Uhlands „Einlehr“. Von N. Sprenger in Northheim	627
Zu Uhlands „Kastellan von Couch“. Von N. Sprenger in Northheim	634
Uhlands Ballade „Der schwarze Ritter“. Von Prof. Dr. Alb. Heinze in Stolp	669
Aus der Praxis des deutschen Unterrichts. 3. Der Kronprinz von Preußen als Arzt. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Krumbach in Würzen	675
Zu Kleists „Zerbrochenem Krug“. 9. Auflr. Von N. Sprenger in Northheim	683
Und kein Dank darzu haben. Von N. Sprenger in Northheim. Von Rudolf Hildebrand	683. 786
Zu Schwabs Gedicht Kaiser Heinrichs Waffenweihe. Von N. Sprenger in Northheim	687
Zu Uhlands „Des Sängers Fluch“. Von N. Sprenger in Northheim	687
Zu Goethes „Iphigenie“ I, 3, 226. Von N. Sprenger in Northheim	687
Die Quijovs Ernst v. Wildenbruchs. Von Oberlehrer Dr. Heinrich Gloël in Wesel	734
Zu Schillers „Kampf mit dem Drachen“. Von Bernhard Stein i. Warendorf	768
Zu Goethes „Grenzen der Menschheit“. Von N. Sprenger in Northheim	833

C. Grammatik und Stilistik.

Noch einmal „lebendig“ und sein Ton. Von Rudolf Hildebrand	91
Zur Betonung von „lebendig“. Von Prof. Dr. D. Behaghel in Gießen	495
Lebendig, lewendig, lewig. Von Oberlehrer Dr. D. Glöde in Wismar	632
Zur Umschreibung des Konjunktivs mit „würde“. Von Prof. Dr. Georg Weizenböck in Graz	134
Zu mitteldeutsch „bis“. Von Dr. L. Fränkel, Dozent an der technischen Hochschule in Stuttgart. Von Dr. Koch in Glückstadt	139. 430
Zum Kapitel der sogenannten „gehäuften Negation“. Von L. Fränkel in Stuttgart	139. 566
Die Hyperbel und die Schule. Von Prof. Franz Rubin in Stockerau b. Wien	257
Das Beiwort munter in Goethes Hermann und Dorothea 6, 24. Von Oberlehrer Dr. W. Kohlischmidt in Kassel	277

	Seite
Weiteres und Weiteres aus der Wustmann-Litteratur. Von Direktor Dr. Karl Menge in Boppard a. Rh.	293
Tautologien. Von Dr. E. Wasserzieher in Flensburg	606
Zum Umlaut. Von Rudolf Hildebrand	750
Zum Konjunktiv zur Bezeichnung der Wirklichkeit. Von Prof. Dr. Karl Tomanek in Wien	788
Die pleonastische Negation im Neuhochdeutschen. Von Dr. Otto Schwab in München	807

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

Noch einmal vom Böhnhafen. Von Oberlehrer Dr. P. Bartels in Flensburg	54
Zur Volksetymologie. Von Oberlehrer Dr. P. Bartels in Flensburg	56
Kleine Beobachtungen im Anschluß an Schöns „Varias unserer Sprache“. Von Oberlehrer Dr. Rudolf Becker in Darmstadt	57
Zum Scherzrätsel aus Tirol. Von Gymnasialoberlehrer Dr. R. Sprenger in Northeim	62
Zum Entenbaum. Von Gymnasialoberlehrer Dr. R. Ed. Haase in Neu-Ruppin	62
Das Besprechen der Krankheiten. Von Oberlehrer Dr. Ferd. Teetz in Bremerhaven. Von Dr. R. Ed. Haase in Neu-Ruppin. Von Dr. Fr. Widder in Lahr	63, 273, 633
Über Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung. Von Oberlehrer Dr. D. Glöbe in Wismar	115
Stang'reiter. Stangenreiter. Von Prof. Georg Sched in Kremsier. Von Direktor Prof. Rudolf Reichel in Graz	136, 429
Alte (Schaf-) Schinken. Einen pfeifen. Ochsen und büffeln. Von Rudolf Becker in Darmstadt	136
Die Form „gestochen“ (zu stecken). Von Dr. Wimmer in Meß	138
Mit der silbernen Büchse schießen. Von Oberlehrer Dr. Karl Treis in Charlottenburg	138
Zu Wasserziehers Aufsatz: „Flensburger Deutsch“ VI, 563 ff. Von Dr. R. Ed. Haase in Neu-Ruppin. Von Direktor G. Kohrs in Lüneburg. Von Dr. R. A. Schröder in Hadersleben. Von Dr. J. Bernhardt in Solingen	140, 431, 567, 836
Zum Zauberspruch in Auerbachs Keller (Ztschr. VI, 497 u. 784). Von Dr. R. Ed. Haase in Neu-Ruppin. Von Dr. L. Fränkel in Stuttgart	141, 501
Gigerl. Von R. Sprenger in Northeim. Von Prof. Dr. Raimund Dundatschel in Brünn	142, 692
Mit der Wurst nach der Speckseite werfen. Von R. Sprenger in Northeim. Von D. Glöbe in Wismar	143, 633
Petermännchen, Chimmelen, Wolterken und Südele als gute Hausgeister. Von Oberlehrer Dr. D. Glöbe in Wismar	194
Heidnisches und Christliches. Von R. J. Schmidt in Laibach	199
Von allerlei Blumen und Früchten. Von Oberlehrer Dr. A. Puls in Altona	242
Einem einen Bären aufbinden. Von Dr. L. Hertel in Greiz	263
Up'n Schüppestaule sitzen. Von Dr. R. Sprenger in Northeim	265
Varianten zu den Kinderliedchen (Ztschr. IV, 84, 367, 598 u. V, 132). Von Realschuloberlehrer Dr. A. Englert in München	266
Ausgebrannt. Von Oberrealschuldirektor Prof. Rudolf Reichel in Graz	267
Die Leß geben. Von Rudolf Reichel in Graz	268
Niederdeutsche Wiegenlieder. Von D. Glöbe in Wismar	268
Weißbinder. Von L. Hertel in Greiz	269
Zu dem Spottvers „Bonapart ist nimmer stolz“ V, 285. Von Dr. Anton Englert in München	271
Zu dem Scherzgespräch Ztschr. II, 294 ff. — Ein anderer Scherzdialog. Von Dr. A. Englert in München	272

	Seite
Zum Nummelpott. Von Dr. R. Ed. Haase in Neu-Ruppin	275
Der kleine Horn, der Februar. Von Rudolf Hildebrand	289
Zu der Redensart „so ful kumpelmenten sitten as de ko ful muskaten“, Ztschr. V, 151. 645. 778. Von Dr. Anton Englert in München	424
In Sachsen, wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen. Von H. Sprenger in Northeim	426
Zur Sage vom Blaumäntelchen. Von D. Glöde in Wismar	427
Ein hochdeutsches Volkslied aus Mecklenburg. Von D. Glöde in Wismar	428
Ein mecklenburgischer Freibrief. Von D. Glöde in Wismar	429
Behnert. Von Dr. Koch in Glückstadt	430
Zu der gesegneten Mahlzeit. Von Rudolf Hildebrand	451
Einem die Feige weisen. Ztschr. V, 107 u. VI, 53. Von A. Englert in München. Von H. Sprenger in Northeim	491. 570
In die Pilze gehen. Von Dr. H. Sprenger in Northeim. Von Prof. Dr. F. Kunze in Karlsruhe. Von Dr. A. Englert in München	492. 573. 626
Koppel, Balje, Grapen, Queder u. a. im Mecklenburger Deutsch. Von D. Glöde in Wismar	495
Zu „Lipegrau“, Ztschr. 7, 57. Von Dr. B. Schliebig in Striegau	497
Koch einmal der Hasenname Lampe = Lampert, Landbrecht. Von D. Glöde in Wismar	498
Zum Angang des Wolfs. Von Rudolf Reichel in Graz. Von A. Englert in München	500. 572
Baum ein Trinkgefäß? Von Rudolf Reichel in Graz	500
Zu Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit (stiuwer für daz helleviuwer). Von H. Sprenger in Northeim	503
Die Feme und Wismars Beziehungen zum Femgericht. Von D. Glöde in Wismar	562
Einem die Stangen halten. Von H. Sprenger in Northeim	564
Zu „Lurjan“. Von Privatdozent Dr. E. Hoffmann-Krayer in Bürich	565
Schulfuchs, Fuchs der Hochschule. Von Oberlehrer Dr. H. Glöel in Wesel	567
Aus dem Häuschen sein. Von H. Glöel in Wesel	567
Stein und Wein schwören. Von Prof. Dr. Schmitz in Montabaur	568
Rittchen = Gefängnis. Von H. Sprenger in Northeim	570
Mähler. Von A. Englert in München. Von D. Glöde in Wismar	572. 765
Wie ist die preussische Bestimmung über die mittelhochdeutsche Lektüre in Obersekunda zu verstehen und auszuführen? Von Gymnasialoberlehrer Dr. Gotthold Böttcher in Berlin	583
Kleine Irrungen in der Litteratur zum Nibelungenliede, bis zu ihren Quellen verfolgt. Von Prof. Dr. H. Kamp in Linden-Hannover	601
Zur neuesten elsässischen Dialektforschung. Von Seminardirektor Dr. Bruno Stehle in Colmar i. Elz	608
Volkskümliche Ausdrücke. Von Dr. Koch in Glückstadt	628
Koch einmal zu Friß Triddelstiß. Von D. Glöde in Wismar	631
Volksethnologische Bildungen. Eulen nach Athen tragen — Thran nach Thromson bringen. Von D. Glöde in Wismar	686
Niederdeutsche Rätsel, besonders das Storch-, Floh- und Enten-Rätsel. Von D. Glöde in Wismar	688
Wo ist die Ztschr. VI, 497 u. 784, VII, 141 u. 501 mitgeteilte Kinderpredigt entstanden? Von Oberlehrer Dr. Carl Franke in Plauen i. B.	692
Loast. Von H. Sprenger in Northeim	758
Zwei Volkslieder. Von Prof. Dr. Alb. Heinke in Stolp	762
Zur Erklärung der Redensart: „mit jemand ein Hüchchen pflüden, rupfen“. Von Dr. Adolf Hausenblas in Reichenberg	765

	Seite
E. Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.	
Bedeutungswandel einiger Worte seit dem vorigen Jahrhundert, insbesondere des Wortes Schrecken. Von Prof. Dr. Eugen Lammer in Horn (Niederösterreich)	594
Bieten und Anbieten. Von Th. Hofmann in Unterlosa	638
Einiges über das Wort „alt“. Von Prof. Dr. F. Runge in Karlsruhe	884
F. Deutscher Aufsatz.	
Zur Methodik einer besondern Art des nacherzählenden Aufsatzes. Von Realgymnasialoberlehrer Dr. R. Faust in Dresden	534
G. Poetik und Metrik.	
Zur Urgeschichte unserer Metrik. Von Rudolf Silbebrand	1
Rhythmische Bewegung in der Prosa. Von Rudolf Silbebrand	641
H. Aussprache und Deklamation.	
Zur Geschichte der Aussprache aus neuester Zeit. Von Rudolf Silbebrand	153. 449
Zur Geschichte der Aussprache. Von Dr. Gerhard Heine in Bernburg a. S.	451
J. Der deutsche Unterricht im Auslande.	
S. unter den Bücherauszeigen: Deutsche Klassikerausgaben in Frankreich	774. 775
K. Sprachreinheit.	
Die internationale Sprache der Mathematik. Ein Beitrag zur Beseitigung unnütziger Fremdwörter. Von Dr. Max Simon in Berlin	384
Zur internationalen Sprache der Mathematik. Von Geheimrat Dr. D. Schlömilch in Dresden	672
Nochmals die internationale Sprache der Mathematik. Von Max Simon in Berlin	858
Mein letztes Wort gegen Herrn Max Simon. Von Geheimrat Dr. D. Schlömilch in Dresden	856
L. Bücheranzeigen.	
Aurelie, Jugendmärchen, besprochen von Gotthold Klee in Banz	63
Joh. Evang Haselmayer, Über Ortsnamenfunde, besprochen von D. Glöbe in Wismar i. M.	64
W. Verberding und R. Beyer, Kurzgefaßte deutsche Grammatik für Schulen und Fortbildungsanstalten, besprochen von D. Glöbe in Wismar i. M.	66
Paul Knauth, Abriss der deutschen Sprachlehre von Dr. Adolf Bräutigam, besprochen von D. Glöbe in Wismar i. M.	67
Dr. Theodor Matthias, Sprachleben und Sprachschäden, besprochen von Wasserzieher in Flensburg	68
Dr. L. Kellner, Lebensblätter, besprochen von H. Rohrs in Lüneburg	69
B. Vogel, Kreiznach is Trumpf! besprochen von Carl Franke in Plauen i. V.	70
Richard Jonas, Musterstücke deutscher Prosa, besprochen von Otto Lyon in Dresden	71
Conrad Kethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen, besprochen von Otto Lyon in Dresden	72
Adolf Matthias, Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht, besprochen von Otto Lyon in Dresden	73

	Seite
<u>S. M. Prem, Martin Greif, besprochen von Otto Lyon in Dresden</u>	75
<u>Die Neubearbeitung Schillers in Gödeles Grundriß. Von Prof. Dr. Landmann in Darmstadt</u>	98
<u>Die Preussischen Jahrbücher in neuer Gestalt. Von Otto Lyon in Dresden</u>	126
<u>J. Fopf und K. Paulsiet, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, neu bearbeitet von K. Fopf, besprochen von Edmund Goetze in Dresden-Neustadt</u>	143
<u>E. Pohlmei und S. Hoffmann, Gymnasialbibliothek. 10. u. 14. Heft, besprochen von Fritz Nowack in Dresden</u>	145
<u>Carl Julius Krumbach, Deutsche Sprech-, Lese- und Sprachübungen und „Sprich lautrein und richtig“, besprochen von Otto Lyon in Dresden</u>	147
<u>W. Wilmanns, Deutsche Grammatik, 1. Lieferung, besprochen von Otto Lyon in Dresden</u>	200
<u>Dr. J. Lattmann, Die Verirrungen des deutschen und lateinischen Elementarunterrichts, besprochen von Fritz Nowack in Dresden</u>	202
<u>Prof. Dr. J. Henze, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, 2. Teil, besprochen von G. Böttcher in Berlin</u>	204
<u>August Engelien, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache, besprochen von Otto Lyon in Dresden</u>	210
<u>Dr. J. Lattmann, Grundzüge der deutschen Grammatik nebst Regeln der Interpunktion, der Rechtschreibung und einem Wörterverzeichnis, besprochen von Fritz Nowack in Dresden</u>	213
<u>M. Hartung, Plato oder Von dem Wesen der Jugendlitteratur, besprochen von Carl Franke in Plauen i. B.</u>	278
<u>Dr. Johann Nepomuk Zimmermann, Die Aussprache des Hochdeutschen in unserem Seminar, besprochen von Carl Franke in Plauen i. B.</u>	279
<u>Dr. W. Maler, Die Stellung der höheren Schulen zu der Fremdwörterfrage, besprochen von Carl Franke in Plauen i. B.</u>	280
<u>Eduard Sievers, Altgermanische Metrik, besprochen von Otto Lyon in Dresden</u>	281
<u>Karl Menge, Ausführliche Dispositionen und Musterentwürfe zu deutschen Aufsätzen für obere Klassen höherer Lehranstalten, besprochen von Otto Lyon in Dresden</u>	287
<u>Heinrich Mertens, Was sich das Volk erzählt, besprochen von Ludwig Fränkel in Stuttgart</u>	432
<u>Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski, Jahresberichte für die neuere deutsche Literaturgeschichte, besprochen von Ludwig Fränkel in Nürnberg</u>	433
<u>Otto von Leigner, Geschichte der deutschen Litteratur, besprochen von Ludwig Fränkel in Nürnberg</u>	435
<u>Karl Heinemann, Goethes Mutter, besprochen von Ludwig Fränkel in Leipzig</u>	436
<u>P. Machute, Bemerkungen über das Studium der deutschen Philologie und die Prüfungsordnung für das höhere Lehramt, besprochen von Carl Franke in Plauen i. B.</u>	503
<u>Adolf Dietrich, Landgraf Friedrich, besprochen von Carl Franke in Plauen i. B.</u>	504
<u>Sammlung Götschen: Th. Schaussler, Althochdeutsche Litteratur mit Grammatik, und V. Pariser, Seb. Brant, Luther, Hans Sachs, Fischart mit einer Auswahl von Dichtungen des 16. Jahrhunderts, besprochen von Otto Lyon in Dresden</u>	505
<u>Friedrich Lange, Der Nächste. Soziales Drama, besprochen von Otto Lyon in Dresden</u>	505
<u>Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1892—93. Von Dr. Hermann Unbescheid in Dresden</u>	545

	Seite
Andrejens Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, besprochen von Oberlehrer Dr. Wasserzieher in Flensburg	571
Dr. Schoepfle, Der französische und englische Unterricht im Dienste des deutschen, besprochen von Ernst Regel in Halle a. S.	574
H. Seeger, Deutsche Schulgrammatik, besprochen von Carl Franke in Plauen i. B.	575
Franz Sinnig, Deutsche Sprachlehre, besprochen von Carl Franke in Plauen i. B.	635
Quartalbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertums- kunde, besprochen von D. Glöde in Wismar	636
H. Günther, Deutsche Sprachlehre, besprochen von Carl Franke in Plauen i. B.	694
Gotthold Ludwig Klee, Lieder Werke, besprochen von H. Kade in Dresden	696
Paul Schumann, Sprachliche Betrachtungen, besprochen von Otto Lyon L. Geiger, Goethe-Jahrbuch, besprochen von Schmitt in Cassel	702
Dr. Ludwig Voigt, Übungsaufgaben zur Lehre von den Satzzeichen, be- sprochen von Carl Franke in Plauen i. B.	773
Dr. Bernhard Maydorn, Hilfsbücher für den deutschen Unterricht, be- sprochen von Carl Franke in Plauen i. B.	773
J. Kott, Schiller, Wallenstein und Goethe, Dichtung und Wahrheit, be- sprochen von D. Glöde in Wismar i. M.	774
Dr. Heinrich Engelen, Iphigenie auf Tauris, besprochen von D. Glöde in Wismar i. M.	775
Deutsche Klassikerausgaben in Frankreich, besprochen von Carl Franke in Plauen i. B.	775
Brenner und Hartmann, Bayerns Mundarten, besprochen von L. Hertel in Greiz	777
August Zimmermann, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen, besprochen von D. Glöde in Wismar i. M.	779
Böttcher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur, be- sprochen von Otto Lyon	780
Georg Steinhausen, Zeitschrift für Kulturgeschichte I, 1, besprochen von Otto Lyon	783
Ernst Vinde, Die Muttersprache im Elementarunterricht, besprochen von Otto Lyon	784
H. Günthner, Deutsche Sprachlehre, besprochen von Carl Franke in Plauen i. B.	842
Hermann Paul, Grundriß der germanischen Philologie, besprochen von S. J. in Bingen a. Rh.	845
Ernst Jeep, Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schild- bürgerbuches und Grillenvertreibers, besprochen von D. Glöde in Wismar	849

M.

Kleine Mitteilungen: 148. 214.

N.

Zeitschriften und neu erschienene Bücher: 78. 79. 150. 152. 215. 437. 440 511.
637. 639. 703. 704. 851. 852.

O.

Erwiderungen und Berichtigungen.

Erwiderung auf die von Herrn G. Böttcher an dem deutschen Lesebuch von J. Henze geübte Kritik. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Henze in Warburg	443
Erwiderung des Recensenten. Von Dr. G. Böttcher in Berlin	447

Zur Urgeschichte unserer Metrik.

Von Rudolf Silbebrand.

Zur Aufhellung der Urgeschichte unserer Metrik, die sonst in so tiefem Dunkel steht, liegen schon seit einiger Zeit Mittheilungen aus der Gegenwart vor, die, zumal an etwas versteckten Orten, in ihrem Werth für die Vorzeit noch nicht benutzt oder erkannt sind. Ich will das hier möglichst nachholen. Die Sache liegt auch durchaus nicht außer dem Kreise der Schule, für welche ich Metrisches, richtig, d. h. nicht gelehrt kalt, sondern warm lebendig behandelt, aufs innigste als Lehrstoff wünsche. Die Schüler greifen bei richtiger Behandlung mit wahren Verlangen danach, während die alte kalte Schulmetrik mit ihrem eintönigen Gerede von lang und kurz zum Langweiligsten gehört, das es gibt. Auch Folgendes würde den Schülern aufs lebhafteste zur Freude und Lehre gereichen.

Bei R. J. Schröder, Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, Wien 1857 (1862), wird ein Christgeburtsspiel aus Oberufer auf der großen Donauinsel Schütt bei Presburg mitgetheilt und glücklicher Weise auch über die Art des Vortrags, aus eigener Anschauung, eine Angabe von Werth gemacht: „Der Vortrag wird sehr sorgfältig einstudiert, denn das richtige Scandiren, auf das man viel hält, muß auch mit den Schritten der meistens auf- und abschreitenden Personen in Einklang gebracht werden, so daß drei Schritte auf drei Hebungen kommen, bei der vierten dreht sich der Spieler um. Wo Maria und Joseph sitzen und den Wirth anreden, da muß dieser, schon bevor er selbst zu reden anfängt, auf- und abgehen und zu den Worten die Schritte machen.“

Damit bestätigt sich denn in erwünschtester Weise aus der Gegenwart, aus der Bauernsitte von heute, was die Wissenschaft, und zwar nicht lange erst, aus zersprengten Spuren für die Urzeit mehr ahnend ermittelt und mit nachschaffender Phantasie aufgestellt hat. Trefflich brauchbar spricht es W. Scherer aus in der deutschen Literaturgeschichte S. 7, wo von der Poesie der alten Arier die Rede ist: „Mythologische Lieder, zum Opfer gesungen, Ausrufungen und Gebete, das ist die vornehmste Gattung der alten Poesie, unkleidet mit der ganzen Feierlichkeit öffentlicher religiöser Acte, wovon Wohl und Wehe einer Nation, eines Stammes, eines Geschlechtes [einer Gemeinde] abhängt. Hierin ver-

mählen sich Poesie, Musik und Tanz.¹⁾ Der Massengesang ist zugleich Massenbewegung. Rhythmus und Metrum in Poesie und Musik sind eine Erbschaft des einst nothwendig damit verbundenen Tanzes. Der viertaktige Halbvers ältester deutscher Gedichte mit den Strophengebilden, in denen er auftritt, findet sich in altindischen Hymnen wieder und zaubert der wissenschaftlich geschulten Phantasie ein Bild aus der arischen Urzeit vor. Wir erblicken einen Kreis von Menschen um die Opferstätte versammelt, sie bewegen sich vier Schritte vorwärts, vier Schritte rückwärts, oder vier Schritte rechts, vier Schritte links. Die Bewegung begleitet gemessener Gesang. Und jede solche Bewegung von einem Ausgangspunkte weg bis zu diesem Punkte zurück entspricht einem Verse von acht Takten oder doppelt so viel Silben in dem gleichzeitig gesungenen Liede."

Scherers wissenschaftliches Phantasiebild und jene Mittheilung Schröers liegen um Jahrtausende aus einander, und doch ist der eine Faden noch ganz deutlich, der von dort bis in die Gegenwart durchgeht, sicher ununterbrochen, nur für uns, besonders was unsere Vorzeit betrifft, nicht sichtbar, bloß weil es an der Mittheilung und Überlieferung gebricht. Das Weihnachtspiel ist immer noch eine religiöse Handlung, eigentlich als Schauspiel zur Freude der Gottheit gedacht, wie denn jetzt noch der einfache Sinn der Bauern sich nicht deutlich, aber ungefähr die Heiligen vom Himmel her mit Freude zusehend denkt, oder ungefähr fühlt²⁾. Die Aufführung ist auch von religiös andächtiger Stimmung getragen, die der Form nach ihren Ausdruck in dem genauen Rhythmus findet, der seinem Rahmen nach noch derselbe ist, wie in jener Urzeit. Auch wird er immer noch festgehalten durch das danach abgemessene Schreiten, und auch der Gesang, im weitesten Sinne, ist immer noch dabei, denn die Vortragsform ist keineswegs die der nüchternen Altagsrede, sie nähert sich recitativischem Gesang, wie man das auch noch bei den Puppenspielern hören kann, in deren Kunstübung sich überhaupt allerlei Altes fortsetzt. Will man aber Musik, Poesie und Tanz als Einheit sich mit „Massenbewegung“, um Scherers Wort zu brauchen, der Vorstellung näher ziehen (die Bewegung einer Schar, die eine streng einheitliche sein mußte, führte

1) Wort und Begriff Tanz sind da, in Vergleich zu unserm verengten Begriffe, in einem erhöhten umfassenden Sinne gebraucht, es ist ein eingeübtes, gemessenes, kunstgerechtes Schreiten, das dann allerdings auch in ein Hüpfen übergehen kann oder sich damit mengen. Richtiger wäre übrigens gesagt: Da bilden sich und entstehen Poesie, Musik und Tanz gleichzeitig in- und aneinander wie ein einheitliches Ganzes.

2) Weitere Begründung dieser Annahme für Zweifler, welche die große Mehrzahl sein werden, wäre wohl zur Hand, braucht aber mehr Raum, als ich jetzt habe.

nothwendig zu dem strengen Rhythmus), so hat man sie ganz nahe in unserm Kinderspiel von heute, von denen ja manches auch noch als von Urzeit her fortgeführte religiöse Handlung erkennbar ist.

Auch ist im Kinderspiel, was niemand wundern wird, die alte Kunstform wohl erhalten wiederzufinden, z. B. in einem Spiel vom Mann aus Minave¹⁾. Es beginnt damit, daß sich ein Spieler und eine Reihe Kinder einander gegenüberstellen und mit einander verhandeln. Der Einzelne schreitet singend gegen die wartende Reihe vor:

Es kommt ein Mann aus Minave,
Minave,
Heisa vivallatus.

Die erste Zeile wird mit vier Schritten gesungen, die natürlich auf die Hebungen fallen, der kleine Nachtrag oder Einschub Minave wird stehend gesungen, aber auch mit Treten der Takte. Die zweite Zeile wird ebenso in vier Tritten rückwärts gehend gesungen. Darauf geht die Reihe in gleicher Form gegen den Einzelnen vor:

Was will der Mann aus Minave,
Minave?
Heisa vivallatus.

Darauf wieder der Einzelne:

Er will die jüngste Tochter haben,
Tochter haben,
Heisa vivallatus usw. —

also durchgängig ein singendes Treten oder tretendes Singen der vierhebigen Verse, wie dort in Scherer's Phantasiebilde.

Neben jene werthvolle Mittheilung Schröders stellt sich aber noch eine andere aus der Gegenwart, die noch einen andern hohen Werth hat. Von einem Weihnachtsspiele aus dem Bairischen Wald berichtet A. Hartmann, Volksschauspiele Leipz. 1880 S. 520 über die Vortragsform: „Vor den Zuschauern bleibt ein Raum frei für die Spieler. Letztere declamiren nicht dem Publicum zugewendet, sondern in einer Linie auf und abschreitend machen sie jedesmal am Endpunkte kehrt und sprechen in der Richtung dieser Linie und zwar immer nur eine Verszeile. Declamirt wird nur, während der Spieler steht, dazwischen muß er aber immer drei Schritte machen, ohne zu sprechen.“ Also das Treten des Rhythmus und das Sprechen getrennt, nebeneinander gestellt, statt in eins gesetzt: ganz seltsam und zunächst schwer begreiflich! es zeigt aber weiter glücklich, daß die altüberlieferte Form sich in mehreren Abweichungen entwickelt hatte und

1) Ich nehme die mir aus eigener Kinderübung geläufige Form, die sonst vielerlei Abweichungen zeigt.

weist damit auf ein reiches Leben dieser Kunstform hin, von dem man nur durch solche versprengte Endchen eine Ahnung bekommt. Gewiß wird noch manches Weitere dazu aufzufinden sein.

Die erste Form lebt auch noch im Gebrauch der Puppenspieler, indem da die Sprechende Gestalt gegen die andere schrittweise vorrückt, ich weiß nicht, ob durchgängig so, namentlich seit da der Vers durch Prosa verdrängt ist. Aber aus meiner frühesten Jugenderinnerung hab ich z. B. vor Augen, wie der Tod und Rasperle mit einander zu thun haben und in den Ecken der kleinen Bühne gegen einander stehen. Der Dialog begann:

Ich bin der Tod, der Menschenfresser.

„Friß du Schweinefleisch, das schmeckt dir besser“ —

Der Sprechende ging ruckweise gegen den Andern bis in die Mitte der Bühne vor, sodasß jeder der vier Hebungen ein Ruck oder Schritt entsprach, worauf er in einem Strich wieder in seinen Standort zurückfuhr. Mancher Leser wird vielleicht Genaueres anzugeben wissen. Auf alle Fälle liegt aber auch darin ein Stückchen Überlieferung vor. Wenn jemals eine gleichzeitige Angabe über den Vortrag z. B. von Hans Sachsens Stücken sich fände (worauf doch kaum zu hoffen ist), wir würden gewiß da Ähnliches sehen, denn die Puppenspieler machten es natürlich der großen Bühne nach.

Eine weitere Probe von der Manigfaltigkeit, in der jene altvolksmäßige Kunst entwickelt war, kann auch Folgendes geben, das zugleich über das germanische Gebiet hinausgreift und damit andeutet, wie das Ganze Gemeingut wenigstens der indogermanischen Völker war. In der Allg. Zeitung 1888 im März brachte H. Semmig lehrreiche Aufsätze (nach dem Franzosen Souvestre) über das bretonische Volksschauspiel, das noch in unserm Jahrhundert in voller Blüthe gewesen ist, in bretonischer Sprache, erkennbar ins Mittelalter oder weiter zurückreichend, wie es denn wesentlich die alten Stammesjagen behandelte. Da sprach vor jedem Acte ein Prolog eine allgemeine Inhaltsangabe, aber nach je vier Versen (als rhythmisches Ganze behandelt) wurde der Vortrag unterbrochen und die Spieler machten einen Umgang um die Bühne, von Musik (dreisaitiger Geige und Dudelsack) begleitet und nach dem Takte schreitend (a. a. O. S. 1091^a).

Erwähnenswerth ist bei der Gelegenheit doch auch, wie im Norden noch der Gesang von Heldenliedern mit Tanz begleitet wird, wie z. B. bekannt ist von den Färöern und dem dortigen Vortrag der Lieder der Sigurdsage. Ebenso wurden noch im vorigen Jahrhundert Lieder aus der Gudrunsfage mit Gesang und Tanz vorgetragen und darin kommt ein Zug vor, der von besonderm Werth ist, obschon leider nicht deutlich genug. Ein Eng-

länder Sibbert, description of the Shetland islands Edinb. 1822 p. 561 flg. berichtet davon¹⁾: Numerous songs, under the name of visecks, formed the accompaniment to dances, that would amuse a festival party during a long winters evening. When the corn waters of Hamburg had gone merrily round, when the gue, an ancient two-stringed violin of the country was aiding the conviviality of Jule, then would a number of the happy sons and daughters of Hialtland take each other by the hand and while one of them sang a Norn viseck (d. h. in norrönischer Sprache), they would perform a circular dance, their steps continually changing with the tune. Also einer sang vor, die Andern, der Chor trat nur den Rhythmus und zwar in Form des Rundtanzes, wie auf den Färöern, aber, und das ist das Bedeutsame, mit einem Wechsel der Schritte, der sich nach dem Wechsel des Melodiegangs richtete. Dieser Wechsel, wie er auch immer war, deutet bestimmt auf eine weitere kunstmäßige Ausbildung der ganzen Form, deren Art auch nur anzudeuten ich mir nicht getraue. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß doch noch mehr solche Mittheilungen, im Norden, wie wohl bei uns, auftauchen können und das Dunkel unserer Vorzeit weiter aufhellen.

Um aber in die Nähe zurückzukehren, da ist wohl erwähnenswerth, wie noch im vorigen Jahrhundert Metrik und Rhythmus nach Schritten unter den Gesichtspunkt von schreiten und treten gestellt erscheint. So bei J. J. Breitinger, der im zweiten Theil (Fortsetzung) seiner Critischen Dichtkunst davon handelt. Da heißt es z. B. S. 440: „Also weiß eigentlich die deutsche Prosodie von keinen Tritten, die unumgänglich lang oder kurz sein müßten; wohl aber befiehlt sie uns, daß in den gesetzten Tritten die hohen und leisen Accente mit einander umwechseln sollen“. Und S. 442 von der Anmuth des Rhythmus, wenn er sich nicht streng, sondern in freiem Wechsel bewegt: „Und diese mag ungefähr von der Art und Kraft sein, wie wohl gemessene Schritte und Tritte in einem feierlichen Aufzuge, welche nach der Natur des Festes ernstlich und gestreng oder munter und lustig sind“ usw., wo er den schreitenden und hüpfenden Rhythmus meinen muß. Dieses Bild, das mir, aus dem Gedankengange hier, längst geläufig geworden ist, hatte auch Fischart vor sich, wenn er Hexameter mit ihrem Wechsel von Daktylen und Spondeen so beschreibt: „reimten umb die wett, dichteten Lieder auf allerley melodei . . . machten neue Wisartische (d. h. Fischartische deutsche) Reimen von gemengten trey=hüpfen und zween=schritten“ (Gargantua 1594 Bl. 193*); auch bei Besen heißen die Daktylen hüpfende, springende Reime (Wilmar Metrik 139). In

1) G. G. Hofmann, zur Gubrun, in den Monatsberichten der bairischen Akad. der Wiss. 1807 2, 207.

Christian Weises Metrik, Curiose Gedanken von deutschen Versen, wird z. B. 1, 77 das lat. pedes mit Tritte gegeben, ohne weitere Benutzung des Bildes.

Ohne die Sache jetzt weiter verfolgen zu können, wie sie bedürfte, drängt sich mir doch die Frage auf: dachte man im 16. 17. Jahrhundert bei Metrik und Rhythmik noch an das Treten des Rhythmus, wie es aus alter Zeit, ja von Ursprung her überliefert damals wohl noch auf der Bühne zu sehen war, wie jetzt noch in versprengten Resten bei den Bauern? Von diesen muß ein unabgerissener Faden nach rückwärts gehen und muß auch in der Kunstübung der Städte gegolten haben, und das kann oder muß wohl auch in die Vorstellung in der Lateinschule eingewirkt haben. So hatte es wohl Breitinger aus alter Schulüberlieferung. Hoffen wir wie gesagt auf weitere Funde.

Endlich noch ein rascher Blick von unserm Gesichtspunkt aus auf die antike Metrik. Gerade da ist die neu gewonnene Erkenntniß vom Ursprung aller Metrik und Rhythmik aus dem religiösen Tanze von besonderem Werthe. Rein gewonnen werden konnte sie freilich dort nicht, weil die einfache Urform zu weit in abweichende Kunstformen übergegangen war, dazu mußte die indogermanische Urzeit helfen und unsere eigene kann es auch. Aber wie nahe der griechische Kunstbetrieb noch dem ersten Ursprung stand, zeigt der Chor in der Tragödie, noch mit dem Altar als Mittelpunkt. Das griechische Wort *χορος*, das dann gemein europäisch geworden ist, bezeichnet eben Gesang und religiösen Tanz als untrennbares Eins, wie wir denn noch Chor brauchen von einer Sängerschar, aber auch kirchlich von dem Standorte der Sänger, ja selbst vom Altarplatz, in ununterbrochener Fortsetzung des Altgriechischen; auch die *δοξήστροα*, eigentlich die Tanzstätte, wird ja in unserm Theater fortgeführt als Orchester. Übrigens ist es recht bemerkenswerth, wie das sog. Scandiren, das in der Schulmetrik von der Schulbank her die Herrschaft hat, selbst in die lebendige Urzeit zurück weist; denn es ist Übersetzung des griechischen *βαλπειν*, schreiten, und meint eigentlich ein bedächtiges Schreiten mit gehobenen Knien, zur Abmessung und Einübung des Rhythmus. Mit dem Verblaffen dieser Bedeutung schon im späten Alterthum hängt dann auch ein ähnliches Schicksal der Begriffe *Arsis* und *Thesis* zusammen, die auch schon im Alterthum geradezu in ihr Gegentheil umgeschlagen sind. Denn *Arsis*, Hebung, ist eigentlich das Heben des Fußes, das einer Pause gleich kommt, der Takt dagegen ward durch Aufsetzen des Fußes bezeichnet, *θέσις*, Niedersetzen. Auf das Heben und Senken der Stimme gingen die Ausdrücke erst später über, um nun das Gegentheil zu bezeichnen.

Über Schillers antike und romantische Gedichte.

Von G. Draheim in Berlin.

1.

Schiller hat für nicht wenige Gedichte den Stoff aus der Sage und Geschichte des Altertums entnommen. Es sind nach der Reihenfolge der Ereignisse Hektors Abschied, Kassandra, Siegesfest, Polykrates, Kraniche, Bürgerschaft, Hero die wichtigsten. In diesen steht der Dichter, so möchte man denken, auf dem Boden des alten Griechenlands, losgelöst von den Zeiten und dem Raume seiner Gegenwart, durch eigene Willenskraft zwei Jahrtausende zurückschreitend: gleichsam ein anderer. Wer aber würde sich einen Stoff wählen, ohne sich von ihm angezogen zu fühlen? Indem man dies auch bei Schiller annimmt, hat man oft sein Verhältnis zur Antike untersucht. Wird man je die Frage sicher beantworten, jemals das Objektive und Subjektive scharf trennen können? Zu schwer ist es, den Genius zu messen. Wichtiger und einer Antwort mehr zu bedürfen scheint mir die Frage: wie stehen wir zu den genannten Gedichten? Denn es gehört sich wohl für jeden, zu allem Stellung zu nehmen, besonders aber für den Lehrer, dem die Erklärung dieser Gedichte übertragen wird.

In dem Jugendgedichte Hektors Abschied, diesem herrlichen Duett, dessen Stimmung musikalisch auszudrücken Beethoven auferstehen müßte, haben wir als Gegenstand einen Helden, der für die Götter des Vaterlandes in den Tod geht, eine Gattin, die in ihm alles besitzt und daher alles verliert. Ihren Vater, ihre sieben Brüder tötete Achill, ihre Mutter starb:

Hektor, o Du bist jezo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o Du mein blühender Gatte.

Er aber tröstet in der Ilias:

Nie wird gegen Geschick mich ein Mann hinsenden zum Iis,

und bei Schiller:

Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

Wahrlich ein schlechter Trost, die Antike in ihrer ganzen Armut, das Heidentum in seiner Hilflosigkeit. Vielleicht ist es gerade dies, was unser Mitleid hervorrust. Wir vernehmen alle Schrecken des Todes: der finstere Orkus, wo kein Tag mehr scheint, der Kocytus durch Wüsten weint, des Lethe stiller Strom, der stygische Fluß. Daß seine Liebe nicht im Lethe sterben soll, ist frommer Wunsch: hat er's in seiner Macht? ist es für Andromache überzeugend? Über dem Glanze des Lebens lag den

Alten der Schleier des Todes, der mehr oder minder dicht gewebt die Blicke trübte und unzerreißbar war. Und was verlangt das Leben?

Speere werfen und die Götter ehren.

Dies ist thatsächlich der Inbegriff der homerischen Pädagogik. Hector selbst vermag auch nichts Höheres als

Kämpfend für den heiligen Herd der Götter

zu fallen. Diese Götter sind die Götter des Vaterlandes und was für Götter! Die ihren Schüllingen zürnende, auch durch Hekabes Flehen nicht gerührte Athene. Was würde eine Spartanerin zu ihrem Gatten sagen? vielleicht: sie werde stolz sein, wenn er falle. Stolz ist Eibildung, und Andromache stammte nicht aus Sparta, nicht einmal aus Troja. Was aber würde heut ein General zum Abschied seiner Gattin sagen? Die Frage bedarf keiner Antwort.

Der Wert des Lebens: das große Thema auch der übrigen Gedichte. „Nur der Irrtum ist das Leben“ sagt Kassandra, „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste“ Neoptolemos, „Mir grauet vor der Götter Reide“ Amasis, „Das Glück hab ich genossen“ Hero. Ein anderer Ton erklingt in den Kranichen: „Wehe wer verstoßen des Mordes schwere That vollbracht“. Daß aber auch Mörkos ein Mörder, kommt gegenüber seiner „Treue“ nicht in Betracht: der König bittet sogar um seine Freundschaft. Doch zurück zu Kassandra. Sie fürchtet das Geschick, das für Hector noch ein Trost war. Sie sieht das Verderben nahen, sieht die stygischen Schatten, die Larven der Proserpina, ihre eigene Ermordung.

Warum gabst Du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?

Unbeugsam und grausam ist das Schicksal, dieses unfasbare Etwas, das alles Wollen illusorisch macht.

Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

Hector hatte in der Liebe eine beglückende Kraft gefunden, auch dies ist Kassandra versagt. So ist ihr Leben inhaltslos, ihre Aussicht trostlos. Sie preist die Blinden und betrauert ihre verlorene Fröhlichkeit.

Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn.

Sie ist unglücklich und doch hat sie keine Schuld begangen. So zürnt sie dem Gott, dessen Priesterin sie ist, dem argen Pythischen. Und wir? Wir brauchen weder die Zukunft zu wissen, wie Kassandra, noch ist unser Höchstes die Fröhlichkeit, wie dem dahinlebenden Volk, denn wir haben einen gewissen Glauben.

Und ist Agamemnon, der Kassandra erbeutet, etwa besser daran als sie? Ist das ein Siegesfest, die Besten verloren zu haben und die Gattin zu betrügen? Dileus Sohn klagt über die Ungerechtigkeit des Glückes, Diomed preist den gefallenen Hector, Nestor rät der Helena, ihren Schmerz zu vergessen. Das also ist die Siegesfreude.

Rauch ist alles irdische Wesen,

stimmt Kassandra zu. Nur im Nachruhm besteht Unsterblichkeit:

Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Das also soll der Lebensgüter Höchstes sein. Arm sind die Götter, die nichts Höheres zu verleihen haben.

Aber nicht nur arm sind sie, sondern sogar neidisch. Davon erzählt uns der Ring des Polykrates. Wer glücklich ist, steht schon in ihrem Schuldbuch. Glück ist Ausnahme, Unglück Regel.

Anders vermochte man es nicht zu erklären, wenn der Schuldige glücklich war, der Redliche unglücklich. Wer ist überhaupt glücklich und wer der Glückliche? Dies war eine Frage der Könige und Weisen, eine Frage für Krösos und Solon, wie für Polykrates und Amasis, eine Frage, die noch zweihundert Jahre später in Platons Gorgias aufgeworfen wird. Sokrates bestreitet dort, daß Archelaos von Makedonien glücklich sei, der ebenso wie Polykrates durch Frevel zur Herrschaft gelangt war. Die Frage ist auch nicht zu beantworten ohne Feststellung der Begriffe Glück und Unglück. Wenn Siege und Reichtum Glück sind, dann war Polykrates glücklich. Wer aber sagen kann

Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut,

also ein Stück Metall mit einem Stein darin für sein höchstes Gut erklärt, um den ist es freilich schlecht bestellt. Auch heut noch wird *ἡδύ* und *ἀγαθόν* verwechselt, indem man z. B. Krankheit und Verluste als Unglück bezeichnet. Sokrates, der eben diese Unterscheidung im Gorgias behandelt, wußte es besser. Er sagte über seine Beurteilung (Apol. 33): „Für einen guten Mann giebt es überhaupt nichts Schlechtes, weder so lange er lebt, noch wenn er gestorben ist, auch werden seine Angelegenheiten von den Göttern nicht übersehen.“ Und so wissen auch wir, daß aus Krankheit und Verlusten nur Gutes entsteht. Denn „denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen“.

Eine andere Seite des „Schicksals“ lehrt uns der unglückliche Freund des Polykrates, der unter Mörderhänden fallende Zbykos — unglücklich, wenn man den Ermordeten so nennen darf und nicht vielmehr die Mörder so nennen muß. Das Gedicht spricht von des Schicksals dunklem

Anäuel, den die furchtbaren Mächte richtend im Verborgenen flecten. Die Mörder müssen zur Aufführung des Trauerspiels kommen, um sich beim Anblicke der Erinnyen zu verraten. Als Mittel bedient sich die Gottheit der Kraniche. So geht alles natürlich zu und doch übernatürlich. Wahrhaft göttlich wissen hier die Götter einzugreifen: daß eine Schuld in sich selbst die Notwendigkeit der Strafe trägt, kann nicht deutlicher gesagt werden. Dies aber ist eine Lehre der ältesten Dichtung: Achill büßt seine Unversöhnlichkeit durch den Verlust seines Patroklos, dessen Teilnahme am Kampfe die Folge eben jener Unversöhnlichkeit war. Man könnte diese Schicksalsfügungen hypothetisch nennen: *ὑπὲρ νόμον* sagt Homer (α 34) von dem, der sich ein schlimmes Geschick zuzieht, wenn er etwas thut, was er besser unterlassen hätte. Und zu diesen Dingen gehört der Mord.

Einen Mörder finden wir auch in dem wunderbaren Gedichte von der Bürgschaft dargestellt. Wunderbar nenne ich es, weil der Mordversuch ohne Strafe bleibt. Denn daß die verschiedenen Anstrengungen des zurückeilenden Mōros eine Buße seien, wird nicht angedeutet. Überhaupt ist Mōros ein guter Mensch: sorgsamer Bruder, treuer Freund und dankbarer Verehrer der Götter. Und dieser tugendhafte Mann begeht einen Mordversuch. Dies erklärt sich nur aus der Ansicht der Alten vom politischen Morde. Harmodios und Aristogeiton, Cassius und Brutus werden als Freiheitshelden gefeiert. Nun aber ist es unmöglich, eine Berechtigung des politischen Mordes zu erweisen. Wir also können dem Mōros keine Bewunderung schenken.

Und können wir etwa die Selbstmörderin Hero bewundern? Ebensovienig wie Goethes Werther. Derselbe Sokrates, der den Schuldigen als unglücklich bezeichnet und unschuldig verurteilt die Hilfe seiner Freunde zur Flucht aus dem Gefängnisse abwies, hat auch den Selbstmord in seinem letzten Gespräche (Phaedon 6) verworfen. Ihr dagegen ist er nicht nur berechtigt, sondern Pflicht.

Ich erkenn' euch, ernste Mächte,
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.

Also ein heidnisches Liebespaar, wie in Goethes Braut von Corinth. Goethe dichtete diese 1797, nachdem er sich 1796 mit dem Stoffe von „Hero und Leander“ beschäftigt hatte. Hier zieht der Geliebte die Braut zu sich in Poseidons Fluten

Und er selber ist ihr Grab,

dort die Braut ihren Geliebten zum Scheiterhaufen:

Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Wie jene hat auch sie ihr Leben jetzt erfüllt:

Und das schönste Los war mein.

Sinnliche Liebe das schönste Los! Selbstverständlich erscheint es ihr, daß sie dafür Schmerz und Tod erleiden muß. Über ihren Ungehorsam gegen die Eltern kein Wort der Reue. Freudig stirbt sie:

Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, große Königin.

Hier berührt sich das Gedicht mit dem Ringe des Polykrates: dem Glück die Schuld bezahlen heißt es in beiden.

Blicken wir zurück: überall Tod, sein Erscheinen oder sein Drohen. Hektor muß fallen, Kassandra, Agamemnon, Polykrates; Ibykos stirbt, Mörös eilt dem Tode entgegen, Leander und Hero sterben. Die Worte „Sterben“ und „Tod“ kommen in sämtlichen Gedichten vor:

Hektors Liebe stirbt in Lethe nicht.
Das Wissen ist der Tod.
Die Toten bauern immer.
Fort eil' ich, nicht mit Dir zu sterben.
So muß ich hier verlassen sterben.
Ich bin zu sterben bereit.
Ein freudig Opfer sterb' ich.

Groß ist demgegenüber die Aufbietung und Inanspruchnahme menschlicher Kräfte. Hektor kämpft mit seiner körperlichen Stärke gegen einen überlegenen Feind. Kassandra muß eine erdrückende Last auf ihrer Seele tragen. Die Sieger des Siegesfestes haben zehn Jahre ihres Lebens geopfert. Leander überwindet viele Male die strömenden Meeresfluten. Der Dichter verfehlt nicht die Lage seiner Helden und ihren Kampf uns ergreifend auszumalen: am ergreifendsten in Kassandra und in Hero und Leander. Alle Helden müssen schließlich erliegen. Anders stehen die drei Gedichte Bürgschaft, Kraniche und Polykrates. Mörös überwindet die körperlichen und seelischen Hindernisse, die ihm Natur und Menschen bieten, und die des Dichters Kunst wiederum in ergreifender Steigerung verbunden hat: des Stromes Toben, den Angriff der Räuber, den brennenden Durst, die entmutigenden Worte der Wanderer, die Bitte des Philostratus. In den Kranichen fehlt die Entwicklung menschlicher Eigenschaften gänzlich; Gegenstand ist vielmehr das Walten der Götter, die Macht,

Die richtend im Verborgnen wacht.

Auch in Polykrates erkennen wir das Walten der Götter, ihren wunderbaren und wunderlichen Willen:

Die Götter wollen Dein Verderben,

während wir von einer Verschuldung des Polykrates nichts erfahren, sondern nur von einer „Schuld“. Die Anstrengung, die er macht, diese

zu tilgen, ist keine sonderliche; er kämpft gegen einen unerkannten Feind. So nehmen diese drei Gedichte unter den sieben eine Sonderstellung ein. Dies prägt sich auch im Versmaße aus. Fünf vier sind in schweren Trochäen geschrieben

Will sich Hektor ewig von mir wenden.
Freude war in Trojas Hallen.
Priams Feste war gesunken.
Seht ihr dort die altergrauen.

Das Versmaß des zweiten ist sogar das gleiche wie im dritten. Auch Goethe wählte Trochäen zu dem vorher genannten Gedichte:

Nach Korinthus von Athen gezogen.

Die drei anderen haben den Auftakt; das Gedicht, welches den Sieg der Freundestreue verherrlicht, läßt sogar die zweifelhafte Senkung zu:

Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint.

Eine weitere Betrachtung der Eigentümlichkeiten dieser Gedichte, ihres Strophenbaues, ihrer herrlichen Sprache, ihrer wohlklingenden Reime, ihres edlen Satzgefüges, ihrer kunstvollen Anordnung würde uns von unserem Gegenstande hinwegführen, der Frage nämlich, welchen Standpunkt wir den Helden und Heldinnen dieser Gedichte gegenüber einzunehmen haben. Die Antwort war: unsere Auffassung des Lebens ist eine andere. Am nächsten steht uns das Gedicht: Die Kraniche des Ibykus. Nicht liegt hierin ein Vorwurf für den Dichter, nicht haben wir seine Gedichte herabgesetzt. Denn wie hätte er es besser machen sollen? Wie die Vorgänge anders darstellen können ohne zu fälschen? Er hat sich, man möchte sagen objektiv auf den Boden des Altertums gestellt und ist seinem Gegenstande, seinen Personen in einer Weise gerecht geworden, wie es nur der größte dramatische Dichter vermag, und das war Er.

2.

Schillers griechische Gedichte zeigten uns das Gepräge heidnischer Weltanschauung, das Altertum in seiner Hilflosigkeit, in seiner Tragik. Wir sahen, daß darin nicht für den Dichter ein Vorwurf liegt. Es ist aber auch für das Altertum keine Herabsetzung, denn an der weltgeschichtlichen Thatsache, daß das Altertum überwunden ist, läßt sich nichts ändern. Und gerade, wenn wir es richtig auffassen, behält es auch für uns seinen Wert. Verkehrt ist es zu sagen: das Christentum sei ein „Fortschritt“ gegen das Altertum. So spricht derjenige, der darin eine von menschlicher Kraft erreichte Vervollkommenung erblicken möchte. Es ist eben etwas total anderes und entgegengesetztes, jenes die Nacht, in

der nur schwach und vereinzelt ein Licht höherer Erkenntnis aufflackert, dieses der Tag, den die Sonne der göttlichen Gnade brachte. Und auch auf diesem Boden finden wir den Dichter wieder in jenen Balladen, die ich, weil sie der Ritterlichkeit des Mittelalters angehören, die romantischen nennen will. Die Helden gehören in das 13. und 14. Jahrhundert: der Kreuzfahrer Toggenburg, der Taucher Pesce Cola, Rudolf der Habsburger, der Johanniter Gazon draconis extinator, und wenn auch nicht eine bestimmte Zeit bezeugt ist, so könnte doch die Geschichte vom gräßlichen Diener Champagne in Bannes ebenfalls in dieser Zeit sich ereignet haben.

In Ritter Toggenburg finden wir den Gegensatz von Minnedienst und Weltentsagung, im Taucher den Kampf zwischen Liebe und Lebenserhaltung, im Kampf mit dem Drachen den Streit zwischen Ruhmbegier und gehorsamer Demut, im Grafen von Habsburg göttliches Walten, im Gang nach dem Eisenhammer göttliches Richten. Betrachten wir zuerst die Balladen der Gegensätze.

Toggenburg — der leidenschaftlich liebende, seine Geliebte — die leidenschaftslos entsagende. Er wird Einsiedler, weil die Welt ihm nichts mehr bietet; sie geht ins Kloster, weil sie von der Welt nichts erwartet. Des Ritters Thatkraft hört auf, sobald er den gehofften Lohn seines Strebens nicht findet, die Dame seines Herzens aber ist eine wahre Himmelsbraut. Seiner Liebe Flammen löschen nicht, bis die brennende Sehnsucht ihn verzehrt hat, die Geliebte aber hat den Frieden gefunden. Er ist eine irdische, sinnliche Natur, sie eine himmlische, geistige, aber beide von gleicher Treue und Ehrlichkeit.

Ein Liebender wie Toggenburg ist in gewissem Sinne auch der Taucher, beide verfallen dem *Ἔργος ἀνίκαστε μάχαν*, der in Sophokles Antigone den Sohn zum Borne gegen den Vater fortreibt und in den Tod treibt. Die sophokleischen Schlußworte *ὁ δ' ἔχων μέμνηεν* passen auch auf diesen Jüngling, bei dem die Liebe über den Trieb der Lebenserhaltung siegt:

Da treibt's ihn den löstlichen Preis zu erwerben,
Und er stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Er vergift, daß sein Sprung eine Gottversuchung ist, obwohl er selber gesagt:

Der Mensch versuche die Götter nicht.

Lange harrend stehen wir gleichsam in des Königs Umgebung am Ufer und kaum mögen wir scheiden, von der schaurigen Ahnung eines strafenden Gerichtes erschüttert.

Einen ähnlichen Konflikt kämpft der Drachentöter aus, jedoch siegreich: den Konflikt zwischen Ruhmsucht und Gehorsam.

„Gehorsam ist des Christen Schmutz“ —
 „Dich hat der eitle Ruhm bewegt.“

Zuletzt kann ihm verliehen werden der Lohn

Der Demut, die sich selbst bezwungen.“

Treffend hat Schiller die Volksmenge gezeichnet, die das sittliche Problem nicht fassen kann und tobend ausbricht, treffend die Brüder, die nur durch einen Straferlaß im Gnadenwege die Schwierigkeit lösen zu können meinen: ebenso treffend aber die Verblendung des Ritters und die Würde des Großmeisters, der auch das erlösende Wort findet.

Die Probleme dieser drei Gedichte gehören keineswegs dem Mittelalter so ausschließlich an, daß sie uns fern lägen. Für Toggenburg bedarf es kaum eines Beleges, auch wohl für den Taucher nicht. Wenn z. B. im Gebirge ein junger Bursche, der ein Sträußlein binden wollte, beim Edelweißsuchen abstürzt, so ist's dasselbe. Auch die dritte Frage nach dem Sinne der Gesetze im Gegensatz zu ihrem Wortlaute wird oft behandelt und dazu das Bibelwort vom tötenden Buchstaben citiert. Verächtlich sind uns diejenigen, die nur buchstäblich ein Gesetz erfüllen, um es zu umgehen. Was aber hat der Ritter verbrochen? Denn des Gesetzes Sinn und Willen vermeinte er treulich zu erfüllen. Er erlaubte sich also die Interpretation, die ihm nicht zustand. Er war sich aber auch bewußt gegen den Willen seines Großmeisters zu handeln, denn er traf die Vorbereitungen heimlich. Darum belog er jenen sogar:

Mich zieht es nach der Heimat fort.

Widerseßlichkeit und Lüge hängen immer zusammen. Daß Ruhmbegier ihn verführte, spricht er selbst aus:

Was leisteten die tapfern Helden,
 Von denen uns die Lieder melden?

Es ergibt sich also: 1. man muß nicht lediglich den Buchstaben erfüllen, 2. man muß nicht, um den Geist zu erfüllen, den Buchstaben verletzen, 3. man muß also nicht nur den Geist, sondern auch den Buchstaben des Gesetzes erfüllen. Dies ist der sittliche Kern des fast dramatisch großartigen Gedichtes.

Blicken wir nach dieser auf unsere Zeit gerichteten Betrachtung ins Altertum zurück. Ritter Toggenburg ist ein Gegenstück zu Hero und Leander, aber etwas für das Altertum selbstverständlich unmögliches. Den Taucher könnten wir uns eher in jene Zeit gerückt denken; die Sagen von Demomoos und Belops, von Atalante und Melanion enthalten ähnliche Motive, jedoch ohne in der Waghalsigkeit aus Liebe eine Herausforderung der Götter zu finden — natürlich, denn Gros selber ist Gott. Das dritte Thema, Gehorsam gegen die Gesetze, war praktisch weniger beliebt als

theoretisch. Perikles rühmt in seiner Leichenrede Thuc. II 37 die Geseztreue der Athener, aber einen Mann wie Sokrates, der um ihnen treu zu bleiben die Flucht aus dem Gefängnisse verschmähte, verstanden kaum die eigenen Freunde. Wenn aber Perikles in jener Rede zugleich auf die Hochhaltung der *ἀγαθοὶ νόμοι* — das von Sophokles in der Antigone behandelte Problem — hinwies, so müssen wir doch sagen, daß diese ungeschriebenen Gesetze, auf die Antigone sich beruft, etwas höheres sind als der Geist des Gesetzes, an den der Ritter appelliert. Und wiederum steht der Großmeister höher als Kreon, der von Absolutismus verblindet schließlich sich selbst unglücklich macht.

Doch zurück zu unseren mittelalterlichen Balladen. Frömmigkeit könnten wir als das gemeinsame Band bezeichnen, das sie umschließt: in Ritter Toggenburg die Klösterliche, im Taucher die verletzte, im Kampf mit dem Drachen die wiederhergestellte, im Grafen von Habsburg und im Gang nach dem Eisenhammer die belohnte.

Die beiden letzten Gedichte stehen also einander näher. Von den griechischen sind mit ihnen die Kraniche des Ibykus zu vergleichen. Es ist auch der „fromme“ Dichter, den die Götter rächen — scheinbar durch einen Zufall. Doch was der Mensch so benennt, geschieht nicht ohne Ursache. Dort führt der Zufall die Entdeckung der Mörder herbei, hier die Aufdeckung der frommen That des Grafen von Habsburg und die Errettung Fridolins.

Der Kaiser findet in der Erinnerung an die einstige gottesfürchtige Handlung und die daran für ihn geknüppte Prophezeiung die Gewähr dafür, daß er der von Gott berufene ist. Die Erwählung zum Kaiser verwandelt sich, wenn man so sprechen dürfte, in eine Belohnung der Frömmigkeit. Auf keinen besseren, als den frommen Grafen konnte die Wahl entfallen, und seine Frömmigkeit bürgt für seine Würdigkeit. Wie aber das im Gedichte und überhaupt von der Kunst dargestellte typisch sein muß, so wäre auch dies Gedicht bedeutungslos, wenn es nicht von dem allgemeinen Gedanken getragen würde, daß alle Handlungen ihre Folgen in sich tragen, und daß diese durch den Willen und das Walten Gottes offenbar werden.

Und so einfach ist dieses Walten, daß durch denselben Vorgang der eine bestraft, der andere gerettet wird. Wiederum typisch hierfür ist Fridolins Errettung und des bösen Robert Bestrafung. Fridolin hält sich bei der Messe so lange auf, daß er für des Grafen Auftrag im Eisenhammer zu spät kommt. Er geht zur Messe, weil es ihm die Herrin geheißt. Und so stand es in Schillers Quelle, der er in diesem Gedichte besonders genau gefolgt ist — aber er macht den Zusatz

Dem lieben Gotte weich nicht aus.

Und hierdurch wird Fridolin aus dem nur gehorchenden Diener der selbst wollende „fromme Knecht“. Hier sehen wir die Hand des großen Dichters.

Wer im Leben des einzelnen Menschen Gottes Führung erkennt, dem wird auch die Weltgeschichte das Weltgericht. So faßt sie Schiller auf, der erste Universalhistoriker. Gegenüber der Großheit seiner Gedanken verschwinden fast die herrlichen Einzelheiten der Ausführung, die Schönheiten des Versmaßes, die liebevolle feine Ausmalung z. B. des Drachenkampfes, der Messe, des Meeresgrundes. „Das Genie ist der Fleiß“ bedeutet zu wenig für Schiller.

Nur in der Gegenüberstellung der antiken und romantischen Gedichte können diese wie jene richtig gewürdigt werden. Suchen wir nach einem Übergang aus dem Altertum zu unserer Weltauffassung, so geben uns diesen die beiden philosophischen griechischen Gedichte, die deshalb hier zu erwähnen sind: Klage der Ceres und Das eleusische Fest. Sie unterscheiden sich von den übrigen und weisen durch die Person der Demeter auf die Mysterien, in denen ein höherer Glaube geheimnisvoll gehütet wurde. In der Klage ist das Menschenleben typisch dargestellt, im Feste das Staatsleben. Dort ist die aufkeimende Saat ein Sinnbild der aus dem Hades grüßenden Seele:

Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund —

Auferstehungsglaube in antiker Gewandung. Und hier wird das Saat Korn Anfang der Gesittung, die in der Beschränkung der Freiheit besteht:

Freiheit liebt das Tier der Wüste —
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

Auch in antiker Gewandung ein Urteil über die Freiheitslüge von 1789. Wo aber die wahre Freiheit ist, darüber hat Luther einst ein Büchlein geschrieben.

Wir haben an die Stelle der einfachen Frage: Was sagt der Dichter? die andere gesetzt: Was sagt der Dichter uns? Möchte es gelungen sein, sie so zu beantworten, daß wir nicht nur den Gedichten, sondern auch dem Dichter gerecht wurden.

Zum Redentiner Osterspiel.

Von A. Schöne in Greifswald.

Erst in neuerer und neuester Zeit ist das mittelalterliche Drama der Gegenstand eingehender Bearbeitung und strenger Forschung geworden; bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts hinein wußte man von deutschen Dramen des Mittelalters nichts, und wie die großartigen Schätze unserer mittelalterlichen Litteratur erst am Ende des vorigen und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorgezogen wurden, so hat sich in der zweiten Hälfte unseres Säkulums die germanistische Wissenschaft dem am längsten verborgen gewesenen Zweige alter deutscher Poesie, dem kirchlichen Drama des späteren Mittelalters, zugewandt, anfangs, möchte man sagen, etwas zaghaft und absprechend, dann aber mit immer größerer Teilnahme und mit der wachsenden Erkenntnis, daß man hier ein Feld betreten habe, welches eine reiche Ernte versprache. Die Arbeiten Mones brachten seit 1840 eine ganze Reihe von deutschen Dramen des Mittelalters zur Veröffentlichung, heute dürfte kaum noch eins der geistlichen Spiele nicht herausgegeben sein, und umfangreich ist die Litteratur geworden, die das mittelalterliche geistliche Drama sowohl im ganzen, als im einzelnen behandelt. Namentlich ist das Verständnis dieser eigenartigen Dichtungsgattung gefördert seit dem Jahre 1880, in welchem Gustav Milchsack's hochbedeutende Arbeit über die Oster- und Passionsspiele erschien, der sich ergänzend und hier und da berichtigend die Arbeiten anderer Forscher, wie Lange (1887) und Wirth (1889), angeschlossen. Die mehr und mehr anwachsende Zahl der veröffentlichten Spiele ermöglichte eine eingehende Untersuchung in Bezug auf die Quelle der gesamten Dramatik des Mittelalters, wie auch in Bezug auf den dramatischen Aufbau der einzelnen Stücke u. s. f.; die Vergleichung der Spiele untereinander schied die bedeutenderen von den unbedeutenden und zeigte, daß, wenn auch alle das dramatisch organisierte Ritual der katholischen Kirche zur Grundlage haben und alle den Zweck verfolgen, die Hauptereignisse aus dem Leben Christi in lebhafter Handlung dem Volke vorzuführen, doch fast jedes Spiel wieder seine Besonderheiten hat, die meisten sich den lokalen Verhältnissen ihres Entstehungsortes anpassen und einzelne an dichterischem Wert andere übertreffen. Jene lokalen Eigentümlichkeiten der einzelnen Dramen boten Veranlassung, die Dramen nicht nur nach ihrer dichterischen oder religiösen, sondern sie auch nach ihrer kultur- und kirchengeschichtlichen Seite hin zu betrachten, und hier öffnete sich nun wieder eine so reichhaltige Fund-

grube des Interessanten, Wissenswerten und Belehrenden, daß nicht nur die germanistischen Philologen, sondern auch die Forscher sowohl der profanen, als der Kirchengeschichte das Drama des Mittelalters in den Kreis ihrer Studien hincinziehen mußten. Dadurch wieder werden die Gebildeten aller Stände für unsere mittelalterliche dramatische Kunst gewonnen, und wir dürfen uns der erfreulichen Hoffnung hingeben, daß die Kenntnis und Würdigung der lange unbekannt und vielfach verächtlich angesehenen deutschen mittelalterlichen dramatischen Poesie immer allgemeiner werde. Läßt sich der Laie auch wohl vielfach abschrecken, die in der Sprache früherer Jahrhunderte geschriebenen Schauspiele zu lesen, so sind einerseits manche der bedeutendsten Dramen ins Neuhochdeutsche übertragen, und andererseits besitzen wir jetzt so reichlich mit erklärenden Anmerkungen versehene Ausgaben (die ausführlichste Gesamtausgabe enthält Kürschners Nationallitteratur, für welche Dr. Froning das Drama des Mittelalters bearbeitet hat), daß jeder Gebildete sich ohne große Mühe in den ihm anfangs ungefügen Stoff hineinarbeiten kann, ungefähr eben so leicht, wie in jede Dialektdichtung unserer Tage. Was die Lektüre der geistlichen Spiele anregend macht, ist der den meisten von ihnen eigene frische, echt volkstümliche Ton: wie der Dichter des Heliand ein Werk schaffen konnte, das die bedeutendsten Kenner unserer Litteratur lange für ein Erzeugnis der Volkspoesie hielten, so haben es auch die fast ausnahmslos dem geistlichen Stande angehörenden Verfasser der kirchlichen Dramen verstanden, sich dem Gedanken- und Vorstellungskreis des Volkes anzupassen und in ihren Dichtungen den echten Volkston zu treffen. Man hat bezweifelt, daß den, der nur dichterisch genießen wolle, die Lektüre mittelalterlicher Dramen befriedigen würde, doch auch dies halte ich für möglich, nur muß man voraussetzen, daß der Leser nicht erwartet, Dramen moderner Natur vorzufinden, dramatische Dichtungen, die sich mit den Werken unserer Klassiker des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts vergleichen lassen. Ohne ein Verständnis der alten Zeit ist auch die alte Kunst nicht zu verstehen, die Perlen findet nur, wer sie zu suchen weiß. Aber der dichterische Wert ist es auch nicht allein, den jene Spiele bergen, „wer in den Geist und die Wirkung dieses Schauspieles eindringt, lernt einen guten Teil der alten deutschen Volksbildung im Innern kennen“¹⁾ und wer gern auf deutsches Volksleben des Mittelalters blickt, dem bieten sich hier „Bilder aus deutscher Vergangenheit“ von überraschender Deutlichkeit und Lebenswahrheit. Ist doch vornehmlich dem für das Volk in seiner Gesamtheit bestimmten geistlichen Schauspiel jener naive Zug eigen, den die ganze mittelalterliche Kunst trägt: das Fremde heimisch zu machen,

1) Janssen, Gesch. d. d. Volkes, I. 336.

längst Vergangenes in die Gegenwart zu rücken. Auf mittelalterlichen Gemälden sehen wir den Heiland mit der Hochzeitsgesellschaft von Kana in venetianischen Prunksälen schmausen, sehen wir Joseph an der Hobelbank eines Nürnberger Tischlers stehen und das Jesuskindlein in deutschbürgerlicher Wiege liegen; der Christus im Heliand ist ein deutscher Heerkönig, seine Jünger sind seine Mannen, die heiligen Stätten Palästinas sind Burgen und Gaue unseres Vaterlandes; die Personen der geistlichen Spiele sind gekleidet in deutsche, mittelalterliche Tracht, wir sehen in ihnen hohe oder niedere Beamte, Handwerker und Gewerbetreibende aus der Heimat der Dichter oder ihrer Zuhörer, sie denken, sprechen und handeln im Sinne und Geiste ihrer Zeit, ihres Landes und ihres Standes. So zählen die Dramen des Mittelalters zu den wichtigsten kulturgeschichtlichen Quellen und außerdem haben sie mit dem größten Teil der Dichtwerke unserer Vorzeit das gemein, daß sie, wie sonst kein Denkmal, sei es in Stein gegraben, in Erz gegossen oder auf Pergament geschrieben, zeugen von der Verschmelzung des germanischen Geistes mit dem Geiste des Christentums.

Wenn uns der Helianddichter in unübertrefflich lebendiger Darstellung ein Bild von dem Glaubensleben der eben bekehrten Sachsen entrollt, wenn die Werke unserer ersten klassischen Litteraturperiode erkennen lassen, wie unsere Vorfahren innig gläubige, aufrichtig fromme Christen geworden sind, so versehen uns die Dramen des späteren Mittelalters in eine Zeit, in der die Germanenstämme nun schon das Evangelium den benachbarten Völkern verkündigt, diese für den Heiland gewonnen hatten, in eine Zeit, wo Kirchen und Klöster überall in deutschen und slavisch-deutschen Landen gegründet, die Götzentempel der Heiden dagegen bis in die fernsten Ostmarken hinein zertrümmert waren, wo aber auch bereits das Glaubensleben erschlafft war, so daß es ernstlicher Mahnungen, eindringlicher Predigten bedurfte, um die wankenden Herzen zu stützen, die sich sicher dünkenden Verehrer äußerlicher Werkheiligkeit zu warnen. Diesen Zweck verfolgt eine beträchtliche Zahl der geistlichen Spiele, ihre Verfasser wollen das Volk erbauen, wollen aber auch die glaubensschwachen Sünder warnen. Nicht allen gelingt es, viele berücksichtigen allzusehr die bloße Schaulust und das Verlangen des Volkes, sich mit derben Späßen ergötzen zu lassen¹⁾, sodaß vielfach die komischen Scenen zu stark angehäuft sind und nebensächliches, oft triviales Beiwerk

1) In dem Spil von der besuchunge des grabes (Hoffmann v. Fallersleben, Fundgruben für Gesch. deutscher Sprache u. Litt., Breslau 1837, II, 280) heißt es:

Wir wollen haben ein osterspil,
das ist vrolich und kost nicht vil.

den guten Eindruck verwischt, den die Stücke sonst hinterlassen¹⁾. Andere dagegen haben sicherlich erschütternd auf die Zuhörer gewirkt, wissen wir doch z. B., daß Landgraf Friedrich der Freidige von Thüringen durch die Aufführung des Spiels von den zehn Jungfrauen so gewaltig ergriffen wurde, daß er in eine tödliche Krankheit verfiel.

Das hervorragendste unter allen uns bekannten geistlichen Schauspielen ist ein niederdeutsches, nämlich das im Jahre 1464 von einem Geistlichen des Cistercienserordens verfaßte Medentiner Osterspiel. Medentin war ein dem Cistercienserkloster Doberan gehöriger Hof; hier wurde das Stück verfaßt von einem Manne, den wir den besten Dramatiker des Mittelalters nennen dürfen²⁾, denn obwohl sich der Verfasser in der Bearbeitung seines Stoffes der Überlieferung angeschlossen und frühere Osterspiele benutzt hat, so hat er doch, ausgestattet mit dichterischer Begabung, ein wirklich originelles Werk geschaffen³⁾. Die Vorzüge, die dies Spiel vor den meisten andern auszeichnen, sind vielseitig und zahlreich. Eine treffende Charakterisierung der Hauptpersonen, eine geschickte Anordnung des Stoffes, durch die der Dichter ein in sich vollkommen abgeschlossenes Ganzes schuf, das, in einzelne Teile scharf gegliedert, allen nebensächlichen Beiwerkens bar, in ungestörtem Zusammenhang verläuft. Mit der geschickten Gliederung des Ganzen verbindet sich eine große Gewandtheit der edlen und doch wieder durchaus volkstümlichen Sprache, die alle Tonarten, vom heiligsten Ernst bis zur beißenden Satire und zum ausgelassenen Scherz, durchläuft, auch der Sinnesart und dem Vorstellungsvermögen der handelnden Personen streng entspricht. Erhaben, gewaltig lauten die Worte des Heilandes, der Propheten und der erlösten Seelen; aus den Reden des Pilatus erkennt man den wankelmütigen von seinen Untergebenen zu ungewollten Thaten getriebenen deutschen Lehnsfürsten; die prahlenden Selbstlobpreisungen der Wächter am Grabe charakterisieren aufs treffendste die gefinnungslosen, räuberischen Adligen jener Zeit, die wehrlosen Landleuten gegenüber sich ungeheuer mutig zeigen, einer wirklichen Gefahr aber nicht standhalten können und von Pflichterfüllung keine Ahnung haben. Die Verzweiflung des durch Hoffart von Gott Verstoßenen klingt aus den Wutausbrüchen des Lucifer heraus, wie die Furcht vor der ewigen Strafe aus den stammelnden Entschuldigungen der dem Teufel zugeführten Sünder. Und wie der aus

1) Dahin gehören z. B. die Magdalenen- und namentlich die beliebten Krämer-
scenen.

2) Vergl. Fronings Einleitung zum Medentiner Osterspiel im „Drama des
Mittelalters“ I, S. 109 (Kürschners Nationallitteratur).

3) Vergl. Wirth, die Oster- und Passionsspiele bis zum 16. Jahrhundert,
Halle 1889, S. 129.

Jesu Munde kommende Ostergruß „Ich bin erstanden!“ die Herzen mit rechter Osterfreude erfüllt haben muß, wie die Seligkeit der Erlösung aus den freudigbewegten Worten der des Retters harrenden Seelen der Frommen des alten Bundes herauströnt, so ward den Zuhörern durch den Einblick in den Ort der Verdammnis, wo von dem in seiner Verzweiflung wütenden Lucifer das Urtheil über die Sünder gesprochen wird, die eigene Sündhaftigkeit zu Gemüt geführt und ihnen das „lehre um, suche bei Christo Heil!“ warnend und eindringlich zugerufen.

Wie der Verfasser des Stückes an dichterischer Begabung die andern Dramendichter des Mittelalters übertrifft, so steht sein Werk auch an sittlichem Gehalt über den andern. Man merkt es sofort: der Dichter wollte nicht ein Spiel zur Unterhaltung und Kurzweil schreiben, ihm kam es vielmehr darauf an, in populärer Form seinen Landsleuten eine ernste Mahnung zuzurufen, ihnen Buße anzuempfehlen und denen, die sich bekehren würden, Gottes Gnade zu verheißen; kurz, er wollte dem Volke eine echte Oster- und Auferstehungspredigt halten, die um so eindringlicher und warnender lauten sollte, als gerade in jener Zeit die Bewohner der Ostseeküsten von Lebensgefahr umringt und von einem plötzlichen Tod täglich bedroht waren.¹⁾

Das Medentiner Osterpiel ist sowohl in Bezug auf seine sprachliche und litteraturgeschichtliche, als auch in Bezug auf seine kulturhistorische Bedeutung mehrfach bearbeitet worden, so von Mone (1846) in seiner Ausgabe, desgl. von Ettmüller (1851), eingehend außerdem von A. Freybe und Carl Schröder, desgl. von Froning (Drama des Mittelalters in der Kürschnerschen Sammlung), eine neue Ausgabe bereitet C. Schröder vor, der in den letzten Jahren sich eingehend mit dem Medentiner Spiel beschäftigt und für dessen Erklärung hochbedeutende Beiträge geliefert hat.²⁾

Ich will auf die Arbeiten Schröders nicht näher eingehen, sondern wende mich nunmehr zur Besprechung der jüngst erschienenen Schrift über das Medentiner Spiel: Die Handschrift des Medentiner Osterspiels, im Lichtdruck mit einigen Beiträgen zu seiner Geschichte und Litteratur herausgegeben von Dr. Albert Freybe, Beilage zu den Schulnachrichten des Friedrich-Franz-Gymnasiums zu Parchim, Ostern 1892.

Dieser von der Bärensprung'schen Hofbuchdruckerei zu Schwerin in vorzüglicher Weise ausgeführte Lichtdruck der Handschrift ist eine höchst

1) Im Jahre 1464 wütete die Pest in den Ostseestädten.

2) Die allgemeine Litteraturgeschichte beschäftigt sich natürlich auch in mehr oder minder eingehender Weise mit dem Spiel, und selbstverständlich ist es in Werken, die das mittelalterliche Drama behandeln, gebührend gewürdigt worden, so besonders in den oben erwähnten Schriften von Lange und Wirth.

wertvolle und dankenswerte Gabe, und die sie begleitende Abhandlung Freybes ist eine nicht minder verdienstvolle Arbeit. Der Verfasser bespricht auf Grund sehr umfangreicher Studien die Geschichte unseres Dramas und dessen nun schon recht reichhaltige Litteratur, ferner behandelt er die kulturgeschichtliche und besonders die kirchenhistorische, überhaupt die religiöse Bedeutung des Redentiner Spiels. Wer die früher erschienenen Arbeiten Freybes kennt, freut sich, in dieser seiner neuesten Schrift den frischen, warmen und begeisterten Ausdruck wieder zu finden, der diesem Kenner altdeutschen Lebens, diesem Verehrer mittelalterlicher Dichtung und besonders dieses mecklenburgischen Dramas eigen ist. Sind dem Fachmann die Vielfältigung der Handschrift und die erschöpfenden, mit wegweisenden und sachkundigen Bemerkungen begleiteten Litteraturangaben hoch willkommen, so erhält auch der Laie in dem begleitenden Text eine ausführliche Belehrung über dies nach den verschiedensten Seiten hin für Niederdeutschland und besonders für Mecklenburg so bedeutende Drama. Unter Benutzung der Forschungen Schröders, die zu ungeahnten, wichtigen Ergebnissen zu führen scheinen, spricht Freybe von der Missionsthätigkeit der aus dem westfälischen Kloster Amelunghorn nach Doberau gesandten Mönche, einer Missionsthätigkeit, der es gelang, die zähe, ausdauernde und allzeit freudig schaffende Arbeitsamkeit der Westfalen den Wenden einzupflanzen, sodas eine glückliche Verschmelzung westfälischer Regsamkeit mit „bedächtig langsamer und dauerbarernster mecklenburgischer Art“ erreicht wurde. — Von dieser Verschmelzung des westfälischen und mecklenburgischen Volksgeistes spricht Freybe in äußerst fesselnder und überzeugender Weise, besonders aber hebt er voll Begeisterung den ethischen Gehalt, den hohen christlich-erbauenden Wert des Spieles hervor und weist nach, das aus den Worten des Dichters ein Geist uns anweht, der, obwohl von einem Cisterziensermönch, einem Sohne der katholischen Kirche, ausgehend, doch ein echt evangelischer Geist genannt werden darf. Das Spiel, in dem von Heiligendienst, Askese, guten Werken u. s. f. keine Spur vorkommt, preist einzig und allein die seligmachende Kraft des Glaubens und die Gewalt des Wortes Gottes. Wie der Heliand nach Bilmar's Urteil das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christentum ist, welches für die innere Geschichte der Einführung des Christentums in Deutschland besonders darum von höchster Bedeutung ist, weil diese Schilderung voll Leben, Wärme und Wahrhaftigkeit, voll Treue und Einfachheit von dem sächsischen Volke ausging, welches man für widrig gestimmt gegen das Christentum hielt¹⁾, so verhält es sich, sagt Freybe,

1) Ich möchte hier auch auf die schönen, in gewissem Sinne auch auf das Redentiner Spiel passenden Worte in Bilmar's Schrift „Deutsche Altertümer im Heliand“, Marburg, 1862, S. 1 und 2, aufmerksam machen.

ebenso mit dem Mecklenburger Volksstamm und dem in Redentin vollendeten Osterdrama. Gleich dem Heliand ist auch diese Dichtung, diese Blüte volkstümlicher dramatischer Poesie, dieses Abbild volksmäßiger Sitte, auf dem Boden unseres allerheiligsten Glaubens erwachsen, und es ruft den that- und lebenweckenden Ostergruß, das „Resurroxit“! mit einer Siegesgewißheit aus, wie wir sie nur bei Luther wiederfinden¹⁾. Mit Recht bemerkt Freybe: „Beide Dichtungen, der Heliand und das Redentiner Osterpiel, sind aus dem einen Felsen entsprungen, welcher nach des Apostels Wort nicht nur dem Volke des alten Bundes auf seinem Wüstenzuge, sondern auch unserem Volke und seinen Stämmen reichlich Wasser des Lebens spendete. Der Felsen aber ist Christus, nicht der Christus der Lehre, sondern der lebendige, für uns geborene, gestorbene und auferstandene Christus, wie ihn gleich jenem Epos unser Drama darstellt, in welchem, wie in jenem die ganze innere Geschichte des heldengeistigen sächsischen Stammes, so hier die ganze Geschichte Mecklenburgs sich spiegelt mit Gestalten, die auch heute noch, sollte das Stück einmal wieder aufgeführt werden, als gegenwärtig für jedermann gelten würden, „also daß es Laien tief empfinden, Meister es mit Freuden hören“.

Aber der Dichter unseres Dramas feiert nicht nur die Auferstehung des Gekreuzigten, stimmt nicht nur den frohlockenden Osterjubil an, sondern mit dem Preise des Heilandes, mit der tröstenden Versicherung, daß der Glaube an den Gottessohn zur ewigen Seligkeit führt, verbindet er zugleich die Mahnung, daß uns der Glaube nicht sicher machen soll, daß wir nicht vergessen dürfen — wes Standes wir auch seien —: der Geist der Finsternis sucht den Arglosen zu erhaschen, drum wachet und betet!“ Im zweiten Teil des Dramas, dem Teufelspiel, schickt Lucifer seine Gefellen, um Seelen zu fangen, nach Lübeck, denn dort, wo das große Sterben herrsche, würden sie eine reiche Beute finden, denn der Tod verschone niemanden, nicht den Armen, nicht den Reichen, weder den Beamten, noch den Handwerker, noch den Bauer; „geht hin, sagt er, und bringt vor meinen Richterstuhl, wen ihr findet!“ Und wenn nun auch in der darauf folgenden höllischen Gerichtssitzung viel spaßhafte und derbkomische Scenen vorkommen, so klingt doch aus den Scherzen heraus dem Zuhörer die ernste Mahnung in die Ohren: „Besinne Dich auf Deine Sünden, kehre um, sag Dich los von Deinen Lastern, ehe es zu spät ist, denke an den Tod, der auch Dich unvorbereitet treffen und Dich den höllischen Geistern überliefern kann!“ Solche Mahnung ruft der Dichter den Leuten aller Stände und jedes Stammes zu, er greift

1) Die Pfaffenscene im Teufelspiel kann man auch eine Illustration zu Luthers Ausruf „das Wort sie sollen lassen stän“ nennen.

hinein ins Leben und übt, wie Freybe sich ausdrückt, wahrhaft praktisches Christentum oder, nach heutigem Sprachgebrauch, innere Mission.¹⁾ Unser Drama behandelt, fügt Freybe hinzu, den Kern und Stern unseres christlichen Glaubens, das Bekenntnis von dem wahrhaftig auferstandenen, allzeit lebendigen Christus, in einer so hervorragend praktischen Weise, wie sie damals nur dem Cisterzienserorden eigen war, dessen eigenster Geist sich hier deutlich genug offenbart. Und wie die Urkunden die gesamte Stiftung dieses Ordens zu Doberan eine „Feste des Glaubens“ nennen, so ist auch dies nach 300 Jahren ihrer Gründung entstandene Drama eine Feste des fröhlichen Glaubens, ein Bau auf dem Felsen-grunde des kündenlich großen Bekenntnisses, eine Dichtung, die in reiner Einfachheit strahlend noch heute dieselbe Bewunderung verdient, wie die Kirche zu Doberan, der anerkannt schönste und kunstvollendetste Backsteinbau Norddeutschlands; von unserem Drama und jener herrlichen Kirche gilt das Wort: In sich ganz und einfach ist das Große.

Freybe hat in seine Arbeit auch einen Abdruck der Charta Charitatis und der Statuta ordinis Cisterciensis aufgenommen; an deren Hand und unter Benutzung anderen urkundlichen Materials behandelt er die Geschichte der Cisterziensermission in Mecklenburg und erfüllt uns mit der höchsten Achtung vor der bewundernswerten, frischen, glaubensstarken und erfolgreichen Thätigkeit dieser Ordensleute, die ihre praktische Tüchtigkeit, ihre wissenschaftliche und künstlerisch-edle Bildung in den Dienst des Herren stellten und darum gottgesegnete, unvergängliche Werke schufen, herrliche Tempel Gottes auf heidnischem Boden errichteten und heidnische Herzen zu Tempeln Gottes machten. Und wir verstehen, daß ein Angehöriger dieses Ordens ein Drama zu dichten vermochte, das unter allen aus jener Zeit bekannten als die vollendetste Dichtung da-steht. — Was dem Cisterzienserorden zu Hilfe kam und seiner befruchtenden Arbeit zu einer reichen Ernte verhalf, das war der fruchtbare Boden, den er fand, der mecklenburgische Volksgeist, die zwar langsame, aber kernige und handfeste mecklenburgische Art. Dieser der Charakterisierung

1) Man hat gemeint, mit dem Hinweis auf Lübeck habe der Dichter der zwischen Wismar und Lübeck herrschenden Eifersucht Ausdruck geben wollen, aber ich glaube, diese Deutung widerspricht dem Charakter des Dichters, der jeder Überhebung abhold ist und keinem Menschen unverdientes Leid wünscht. Diese „landschaftliche Satire“ stände in dem Stücke auch ganz vereinzelt da. Es liegt, meine ich, näher, die Stelle im oben angegebenen Sinne zu erklären: Die Pest griff um sich und bedrohte auch die anderen Küstenstädte der Ostsee; wie in Lübeck die Leute unversehens vom Tode befallen wurden und vor dem plötzlichen Ende nicht mehr Beichte ablegen konnten, so konnte es auch bald den Bewohnern der mecklenburgischen Küste ergehen, also mahnt der Dichter hier: „Belehre Dich, so lange es noch Zeit ist!“

des Cisterzienserordens und seiner auf mecklenburgischem Boden und in mecklenburgischen Herzen erwachsenen Schöpfungen gewidmete Teil ist der schönste in der Freybeschen Schrift, ich nenne ihn unumwunden nach Inhalt und Form eine glänzende Leistung. Was in der Parchimer Programmabhandlung mehr den Fachmann interessiert, sind die Litteraturnachweise und die Erörterungen über den Ursprung und den Verfasser des Redentiner Osterspiels. Freybe schließt sich den neuesten Forschungen, namentlich denen C. Schröbers an. Daß das Spiel im Jahre 1464 zu Redentin bei Wismar gedichtet ist, wird nicht mehr bezweifelt, auch nicht, daß der Verfasser ein Geistlicher war. Das Kloster Doberan, zu dem der Hof Redentin gehörte, ist, wie mehrfach erwähnt, von Mönchen aus dem Kloster Amelunxborn im braunschweigischen Weserbezirk gegründet worden. Von dorthier scheint ein beständiger Zuzug von Mönchen nach Doberan stattgefunden zu haben, und Schröder gelangt auf Grund eingehender Untersuchungen zu der Vermutung, daß ein magister curiae Peter Kalw der Dichter unseres Dramas sei. Bestätigt sich diese Annahme, so ist dadurch für unsere Litteraturgeschichte und namentlich für die Geschichte der mittelalterlichen geistlichen Dramen ein allerdings bisher ungeahnter und reicher Gewinn erzielt. Bisher — das hat, wie manches andere, die mittelalterliche Dramatik mit dem Volksliede gemein — kennen wir die Namen mittelalterlicher Dramendichter nicht. Die Entdeckung Schröbers würde besonders auch in Bezug auf die Deutung der sprachlichen und kulturgeschichtlichen Eigentümlichkeiten des Redentiner Spiels lichtverbreitend wirken. Als endgiltig gelöst kann die Frage noch nicht betrachtet werden; auch Freybe will sie nicht entscheiden, dem Zweck seiner Arbeit ist Genüge geleistet, wenn er nachgewiesen hat, was wir oben mitteilten: daß das Drama eine fruchtbringende Ahre in dem Erntekranze war, den der Cisterzienserorden durch seine westfälischen Sendboten auf mecklenburgischem Boden errungen hat.

Auch auf die kultur- und gewerbgeschichtliche Erklärung des Redentiner Spiels geht Freybe ein und liefert manchen wichtigen Beitrag zur Erklärung einiger schwierig zu deutenden Ausdrücke. Er erwähnt dabei auch meine Promotionschrift (Deutsche Altertümer im Mecklenburger [Redentiner] Osterspiel, Ludwigslust 1886). Ich machte, angeregt durch meinen hochverehrten Lehrer, Prof. Dr. R. Bockstein in Rostock, den Versuch, die in dem Osterspiel enthaltenen deutschen Altertümer zu erklären und gelangte mehrfach zu anderen Ergebnissen als Freybe und andere Bearbeiter des Stückes, neu war besonders meine Behauptung, daß man unter den in dem Stücke vorkommenden Ausdrücken hundetrocker, sleper, vuler u. a. Vertreter des Bergmannsstandes zu verstehen habe. Da nun in Mecklenburg niemals Bergbau getrieben wurde, das Stück aber jedenfalls in

Mecklenburg gedichtet ist, so wurde meine Ansicht als falsch und phantastisch entschieden verworfen.¹⁾ Ich hatte zunächst allerdings meine allen übrigen Kennern und Bearbeitern des Medentiner Spiels so unerhört vorkommende Meinung nicht aus Urkunden oder Büchern geschöpft, sondern direkt aus dem Leben; ich verdankte meine Entdeckung dem Zufall, daß mein Vater, der im Harz Bergrat war, in meiner für den Druck bestimmten Arbeit das Wort hundstreckler erblickte und mich sogleich fragte, was ich denn mit bergmännischen Ausdrücken zu thun hätte. Nicht ohne weiteres stimmte ich der Ansicht meines Vaters, daß hundstreckler nichts anderes als einen Bergarbeiter, einen Narrenschieber bedeute, bei, aber als ein Gang durch die Bergwerke jener Gegend und ein Abstieg in die Gruben mich belehrte, daß jene Bezeichnung noch im Munde der Bergleute lebt, nahm ich keinen Anstand mehr, mit meiner neuen Erklärung hervorzutreten, zumal ich auch von meinem Vater bergmännische Fachschriften erhielt, die mir Belege boten.²⁾ Das alles war jedoch nicht hinreichend, die hergebrachte Ansicht zu widerlegen, daß Hundstreckler Gaukler seien, die mit abgerichteten Hunden durch die Lande zogen, oder auch Hundejungen, die bei den Jagden der Förster und Herren die Koppeln der Jagdhunde zu führen hatten.³⁾ Ich habe auf Grund persönlicher Erkundigungen und fachwissenschaftlicher Angaben auch das Wort slesper für einen bergmännischen Ausdruck erklärt, welches Ettmüller mit „Schläfer“ übersetzt,

1) Am schärfsten ist mir entgegengetreten der Gymnasialdirektor Dr. R. E. S. Krause, einmal in der Rostocker Zeitung (Jahrgang und Nummer weiß ich nicht mehr anzugeben) und dann im Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung 1887. Er weist mir allerdings einige Irrtümer unwiderleglich nach, aber gerade in Bezug auf die von mir auf das Bergwesen bezogenen Ausdrücke halte ich an meiner Deutung fest. (Ich erachte es übrigens kaum für nötig zu bemerken, daß ich mich hier nicht gegen die Person des um die geschichtliche und germanistische Wissenschaft hochverdienten, vor kurzem verstorbenen Dr. Krause wende, den ich verehere, wie alle, die ihn kannten.)

2) Damals benutzte ich unter anderem: Georgius Agricola, de re metallica libri XII, Basileae 1657, ein noch heute wertvolles und gesuchtes Werk, ferner Minerophilus Freibergensis, Freiburger Bergwerkslexikon v. J. 1780, Weith, Deutsches Bergwörterbuch, Breslau 1871. Später erhielt ich Zutritt zur Bibliothek des kgl. Oberbergamts zu Dortmund und fand für meine Behauptung Belege in v. Boehmer, Über Grubensförderung, Freyberg und Annaberg 1791, § 31 flg., C. F. Richter, neuestes Berg- und Hüttenlexikon, Leipzig 1805, I, S. 537, II. 527 und 316. desgl. I, 539, ferner Schaffranek, Lexikon der Bergmanns-sprache, Berlin 1850. — Daß, wie manche meinen, Hundstreckler der Waidmanns-sprache angehöre, konnte ich in forstwissenschaftlichen Wörterbüchern nicht entdecken.

3) So erklärt das Wort noch Froning in seiner 1891 erschienenen Ausgabe des Medentiner Spiels (Drama des Mittelalters I, 166).

während Drosihn¹⁾ und Freybe²⁾ meinen, der sloper sei ein Fuhrmann, der den Kaufleuten auf einer Art Schlitten Waren zuführe. Dieser Meinung schließt sich auch Waltherr an³⁾, der die auffallende Bemerkung macht, daß die in dem Spiel enthaltenen Geschäftsbezeichnungen alle klar gestellt seien. So weit sind wir doch noch nicht, für die Erklärung der Gewerbenamen im Redentiner Spiel giebt es noch viel zu thun, und es ist nur zu wünschen, daß hier nicht eine auf gezwungenen Deutungen beharrende Stubengelehrsamkeit an der Arbeit bleibt, sondern daß man bei der Erklärung eines so durch und durch volkstümlichen Dichterwerkes den Blick ins lebhaftige Volksleben lenkt und das, was noch lebendig vorhanden ist, zur Erklärung benutzt. Daß die Übersetzung des Wortes sloper durch Fuhrmann gezwungen und unwahrscheinlich ist, behaupte ich entschieden, denn außer im Winter werden nirgends Waren auf einer Art Schlitten fortgeschafft; wer sich aber beispielsweise einmal nach Westfalen begiebt, der kann dort überall hören, daß es Schlepper in jeder Grube giebt und daß man damit eine untergeordnete Gattung der Bergleute bezeichnet.⁴⁾

Daß einem mecklenburgischen Gelehrten so etwas seltsam vorkommt, eben weil in Mecklenburg kein Bergbau betrieben wurde, ist nicht zu verwundern, aber wundern muß man sich, wenn von dieser Seite derartige auf lebendigen Thatfachen beruhende Erklärungen ohne weiteres als Traumbildbe verworfen werden. U. Freybe thut dies nicht; vorurteilslos und unparteiisch erkennt er an, daß meine Deutungen nicht rundweg für falsch erklärt werden können und daß ich auch mit Recht die Frage aufwarf, woher es wohl käme, daß in einem nachweislich an der Ostseeküste entstandenen Litteraturdenkmale Gewerbetreibende der verschiedensten Art genannt würden, unter denen jedoch kein einziger Vertreter des Schiffer- oder Fischergewerbes zu finden sei. Freybe thut noch mehr: er hat in seine Abhandlung einen ausführlichen Auszug einer Predigt des M. Cyriacus

1) Bemerkungen zum Redentiner Spiel, Höpfners und Zachers Ztschr. f. d. Phil. IV, S. 400 flg.

2) In seinem sehr lesenswerten Buche: Das Mecklenburger Osterspiel, Bremen 1874; Freybe giebt hier eine wohlgelungene Übertragung des Spiels ins Hochdeutsche und eine sehr ausführliche Erklärung.

3) Zum Redentiner Spiel, Jahrb. des Ver. f. nd. Sprachforschung, 1890, S. 44 flg.

4) Über Schlepper, Hund, sowie über das unten erwähnte „vuler“ (Füller) findet man Ausführliches in alten Bergordnungen, z. B. in Kaiser Ferdinand des I. Zinnbergwerksordnung, in der Kurfürstl. Sächs. Zinnbergwerksordnung v. J. 1568 u. a. Über „Füller“ kann man nachlesen: Hartwig, neues und vollständiges Bergwörterbuch, Dresden und Leipzig 1710, S. 148a.

Spangenberg zu Mansfeld (aus dem Jahre 1570) abgedruckt¹⁾, um zu zeigen, daß bergmännische Anschauungen und Ausdrücke auch Geistlichen in Fleisch und Blut übergegangen seien. Dieser interessante Beitrag beweist klipp und klar, daß die Bezeichnungen hundstreckker und slesper und außerdem noch das Wort *valer* (= Füller, Kastenfüller) der Bergmannssprache angehören²⁾. Trotzdem kann Freybe sich noch nicht entschließen, diese Deutungen als unbestreitbar anzuerkennen, sondern er ist der Meinung, daß die genannten Ausdrücke sich auch ohne alle Beziehung auf den Bergbau erklären ließen. Diese Erklärungen versucht er dann auch beizubringen, doch ist ihm dieser Versuch, abgesehen von dem *pluchholder* (s. Num. 2 der vor. Seite) nach meiner Überzeugung mißlungen, namentlich ist seine Deutung des Wortes *waghendriver* (S. 31 seiner Arbeit) äußerst geschraubt und gezwungen, so sehr sie auch geeignet ist, seine Vermutung zu unterstützen, daß der Dichter des Redentiner Spiels nach Erwähnung des Bergbaus nunmehr auch den Landbau ins Auge fassen würde (S. 30). Rein bäuerliche Personen kommen in dem Stücke nicht vor, allenfalls könnte man den *haveman* dazu rechnen.

Ich habe diese Dinge ausführlich besprechen zu müssen geglaubt, weil es mir notwendig erscheint, manche Herausgeber und Bearbeiter alter Schriftdenkmäler einmal auf die Quelle hinzuweisen, aus der sie ihre Erklärungen vorzugsweise schöpfen sollten: auf das wirkliche Leben, auf

1) Von dem Getrewen Diener Jhesu Christi / Doctore Martino Luthero / wie er auff Unsers Herrn Gottes Berge eingefaren / getrecket / und andere notwendige arbeit verrichtet. Gethan im Thal Manßfeld / 1570 19. February Durch M. Cyria. Spang.

2) Ich habe auch das Wort *Wagendriver* für einen bergmännischen Ausdruck erklärt, es bezeichnet ebenfalls einen Mann, der einen Wagen, Karren oder Hund fortbewegt und zwar fortschiebt; in manchen Bergwerken nennt man solche Leute Hunde- oder Wagenstößer. Georgius Agricola a. a. O. S. 113 sagt: „eam capsam vector ipsius partem posteriorem manibus tenens et protrudens, evehit onustam rebus fossilibus, vacuam revehit“. — Wenn man annehmen dürfte, daß in dem Worte *pluchholder*, wie die Handschrift des Redentiner Spiels allerdings sehr deutlich schreibt, ein Schreibfehler steckt und statt dessen *puchholder* zu lesen wäre, so hätten wir auch hier eine bergmännische Bezeichnung. Ein Puchwerk oder Pochwerk ist eine Anstalt im Hüttenbetriebe, ein Puchholder ein Besitzer solches Werkes. Näheres darüber giebt z. B. das *Speculum juris metallici* von Sebastian Span, weiland Syndico der Kaiserlichen freien Bergstadt Schlackenwalde, Dresden 1698, I. Teil, Kap. 42. — Hier jedoch müßte man der Handschrift wirklich Gewalt anthun, darum ist es besser, mit Freybe und anderen das Wort *pluchholder* durch *Pflughalter*, *Pflüger*, *Ackermann* zu übersetzen, obwohl die Benennung kaum allgemein und volkstümlich gewesen sein mag; recht einleuchtend ist dagegen Freybes weitere Erklärung: er weist nach, daß *Pflug* ein *Ackermaß* gewesen ist und kommt so zu der Erklärung: *Besitzer eines gewissen Stückes Acker*.

die noch heute gesprochene Sprache, auf den noch bis in unsere Tage lebendig erhaltenen Volksgeist. Wer der Wissenschaft dient, muß auch der Wissenschaft zu Liebe auf eine von ihm für sicher und unanfechtbar gehaltene Ansicht verzichten können. Wenn also die mecklenburgische Heimat des Redentiner Dichters durch jenen Hinweis auf den Bergbau in Zweifel kam, so hätten die Mecklenburger Germanisten lieber unbefangenen prüfen und möglicherweise auf die Freude, das schönste mittelalterliche Drama als mecklenburgische Dichtung verehren zu können, verzichten sollen, als daß sie jede der ihrigen entgegenstehende Meinung in das Gebiet der Träumereien verwiesen¹⁾. Auf solche Weise kommt die Wahrheit, nach der die Wissenschaft sucht, wie ans Licht, und bei Männern, die im Leben stehen, gewinnt dadurch die Gelehrtenarbeit nicht an Achtung.

Und nun löst sich durch die Forschungen Carl Schröders die Heimatfrage des Redentiner Osterspiels auf so einfache Weise! Man braucht durchaus nicht zu bezweifeln, daß das Spiel in Redentin, also auf mecklenburgischem Boden, gedichtet ist, nur war der Dichter kein geborener Mecklenburger, sondern ein Westfale, der den Entwurf zu seinem Werke vielleicht schon in Westfalen gemacht hatte und das Stück dann bald nach seiner Übersiedelung fertig stellte. Konnte ihn nicht auch eine schonende Rücksichtnahme auf seine neuen Gaugenossen leiten, in das lange Sündenregister nur Leute ferngelegener Gegenden aufzunehmen, gerade wie er den Lucifer die teuflischen Gesellen nach Lübeck schicken läßt und nicht nach Wismar? Seine Zuhörer konnten sich von selbst sagen, was den Lübeckern angedroht wird, gilt auch euch, und sündhafte Menschen giebt es unter den Mecklenburgern gerade so gut, als unter den Westfalen. Daß der Dichter die Bezugnahme auf die Umgebung von Wismar nicht ganz unterläßt, zeigt die Turmwächter=Scene.

Die geringe Berücksichtigung mecklenburgischer Verhältnisse läßt sich vielleicht noch in anderer Weise erklären. Freybe macht (S. 32 flg. und 40 flg.) darauf aufmerksam, daß es den Mönchen des Cisterzienserordens verboten war, Verse zu machen aus eigener Neigung und in eigenem Interesse, wie auch Wissenschaften und Künste im Orden nur gepflegt wurden, wenn sie der Gesamtheit dienten. Daraus könnte man schließen, daß der Verfasser des Spiels Mitarbeiter gehabt habe, daß das Drama im Auftrage des Ordens und um der Zwecke des Ordens willen gedichtet sei. Hat Freybe recht mit dieser Vermutung, so könnte das Schauspiel ja auch von vornherein für Westfalen bestimmt gewesen sein, und als

1) Das that Krause in seinen oben angegebenen Recensionen, ihm folgte (was ich allerdings nur von Hörensagen weiß) die Rostocker germanistische Vereinigung, die an ihren Vereinsabenden, ich glaube, im Jahre 1886 das Redentiner Spiel gelesen hat.

der Hauptverfasser oder der Redaktor des Spiels nach Doberan verfertigt war, ist es eben dort vollendet und notdürftig für die dortige Gegend zurecht gemacht. Es ist also kein Grund vorhanden, aus der Thatsache, daß eine Anzahl der in dem Stücke enthaltenen Gewerbenamen nicht auf Mecklenburg passen, Zweifel an der mecklenburgischen Heimat des Spiels zu entnehmen.

Die in kurzer Zeit zu erwartenden neuen Arbeiten E. Schröders werden uns ohne Zweifel eine recht wünschenswerte endgiltige Lösung mancher bisher ohne Erfolg erörterten Frage bringen, jedenfalls wird er, dessen Fleiß und Scharfblick wir schon die wichtigsten Aufklärungen verdanken, das Verständnis der mittelalterlichen dramatischen Poesie in hohem Grade fördern, indem er zur Erklärung des wichtigsten und bedeutendsten aller Osterdramen neue Beiträge liefert. Schröders Forschungen erwähnt und benutzt, wie schon gesagt, auch Freybe vielfach, auf dessen verdienstvolle jüngste Arbeit hinzuweisen der Hauptzweck dieser Zeilen war. Freybes Programmschrift ist recht geeignet, nicht den Fachgenossen allein, sondern jeden, der die vaterländische ältere Dichtkunst liebt und aus ihr gern Belehrung über Zustände und Sitten früherer Zeiten schöpft, zur näheren Beschäftigung mit dem Medentiner Osterpiel vorzubereiten und anzuregen. Und dem Leser des Dramas wird es nicht an Befriedigung fehlen: Altes Leben taucht vor seinen Blicken auf, er sieht in lebenswahren Bildern die Bewohner niederdeutschen Gebietes ihrer Hantierung nachgehen, hört sie sprechen und erkennt die Züge ihres Charakters, die guten wie die bösen; auch wird er die erbauende Kraft verspüren, mit der das Spiel noch jetzt, wie vor 450 Jahren, auf ein gläubiges Gemüt wirkt, und er wird den Dichter bewundern, der gleich dem frommen Sänger des vorigen Jahrhunderts — nur in viel volkstümlicherer Weise —

„der sündigen Menschheit Erlösung.“

Ein Seitenblick aufs Englische beim deutschen Unterricht.

Von Ernst Regel in Halle a. S.

Als ich in dieser Zeitschrift (VI, 521 flg.) den gebiegenen Aufsatz von Robert Richter „Deutsch und Griechisch nach einem Ausspruch Luthers“ las, machte ich mir an den Stellen, wo auch das Englische Entsprechendes aufweist, meine Notizen: z. B. zu S. 531 ist bei den Zeitwörtern mit Acc. c. Inf. das Englische instruktiv, weil man bei sehen, hören, fühlen sowohl Inf. als Part. folgen lassen kann. Aktiver Inf. steht auch nach einzelnen englischen Adjektiven, wie: He is

hard to please; it is hard to bear. Sad to tell. Zu S. 533 ist bei den Partizipien (während der Mahlzeit: während der M.) an engl. the trial still pending: pending the trial zu erinnern. Zu S. 539 (ich höre = ich habe gehört) ist das engl. I have lived in this town these three years = Ich wohne seit . . . zu vergleichen. Zu S. 540: ich esse bei Müllers liefert das Englische reiche Ausbeute, da house, shop, church zc. ergänzt werden. Zu S. 543: „furchtbar (= δεινός) groß“ ist zu bemerken, daß engl. awfully ganz ebenso häufig gebraucht wird, nur ist es hier weniger volkstümlich als dem „slang“ der jungen Leute eigen; „awfully nice“ hört man bis zum Überdruß; ein sehr gebildeter Kaufmann sprach sich mir gegenüber einmal über die Lächerlichkeit dieses Ausdrucks aus. — Durch Richters Abhandlung angeregt, stellte ich zusammen, was ich mir bei der Klassenlektüre unserer deutschen Dichter als dem Englischen analog angemerkt und im Unterricht verwertet hatte. Ich habe stets gefunden, daß diese Hinweise für beide Sprachen belebend wirken. Wenn namentlich auf den Realgymnasien, Real- und Oberrealschulen Deutsch und Englisch in einer Hand liegt, wird das Englische so wie so herangezogen werden; vielleicht ist es aber den Kollegen, denen das letztere ferner steht, erwünscht, wenn ich mitteile, was mir gelegentlich in dieser Hinsicht aufgefallen ist:

Das Mittelhochdeutsche steht ja bekanntlich dem Englischen in mancher Beziehung nahe, und so findet sich bei der Lektüre des Nibelungenliedes und Walthers öfters Gelegenheit, manche Erscheinungen der beiden Sprachen durch Verweisung der einen auf die andere anschaulicher und für den Unterricht lebendiger zu machen. Beim Nibelungenliede findet sich sogar Anlaß, auf die heutige englische Sitte anzuspielen: Wenn es von der Kriemhild heißt „sin swester sol iuch grüezen: das ist zen eren iu getan“ (Bartsch 290), so würde ich nicht bloß erwähnen, daß im Mittelalter die Frauen zuerst grüßten, und daß es infolgedessen eine Ehre für Siegfried war, von der K., „die nie gegruozte recken“, begrüßt zu werden, sondern hinzufügen, daß diese Sitte bei unseren Vetteren jenseits des Kanals sich erhalten hat, die der Frau überhaupt eine freiere Stellung einräumen als wir und sie infolgedessen bestimmen lassen, von wem sie begrüßt sein will. Ich erzähle dabei, daß gar mancher Deutsche, der recht höflich zu sein glaubte, wegen seines Grüßens schon als „rude“ bezeichnet worden ist. — In Bezug auf die Kleidersitte, die ja in England eine so große Rolle spielt, kam m. E. zu wirklich besserem Verständnis des Wortes valde in Str. 276 (B): „Dô wart ûz den schrinon gesuochoet guot gewant, swaz man in der valde der edelen wæte vant“ die Bemerkung führen, daß in England noch heutzutage die Kleiderschränke keine große Rolle

spielen, sondern man vorzieht, die Kleider, auch die Herrenkleider, zusammengefaltet aufzubewahren.

Die sprachliche Seite bleibt natürlich die Hauptsache: Am häufigsten tritt einem „sowohl als auch“: *beidiu liut unde lant* (25) = *both- and* entgegen. Der Gebrauch von *shall* und *should* kann mit großem Nutzen herangezogen werden bei Stellen wie: (1161) *ob sie gewinnen solde vrouwen alsam e*; (1191) *diu mære diu ich bringe sol ich in willeclichen sagen*. Einzelne Wörter prägen sich durch Vergleichung mit dem Englischen auch fester ein: (1156) *verre baz* = *far better*; (1163) *plten* = *to bide* (*bide your time!*), *harren*, *erharren*; (1244) „*du maht dich vrewen balde, so er din ze konen gih*“ erinnert an *queen* = Weib eines Königs (*Richard and his Queen*), dann allgemein = Königin; wobei Vorgeschrittenere daran erinnert werden mögen, daß dasselbe Wort auch eine unangenehme Nebenbedeutung in der Form *quean* angenommen hat; die Verwandtschaft mit *γυνή* werden Gymnasiasten leicht finden. (1336): „*diu molte af der straze*“ wird durch eine Hinweisung auf das engl. *mould* und norddeutsche Müll sich sofort besser einprägen. (1732): „*dô wundert' da zen Hiunen vil manegen küenen man umb' Hagenen von Tronege*“ wird die Bedeutung von *neugierig* durch Hinweis auf *I wonder* (im Gegensatz zu „*I am astonished at*“) klarer werden. (2323): „*daz ist an minen vreden mir der leste tac*“; vergl. engl. *last*. Das mhd. *sellen* wird durch das engl. *to sell* sich leicht einprägen. Ganz besonders wird dem mit dem Englischen einigermaßen vertrauten Schüler die Konstruktion: (1325) „*von der hûsvrouwen wart geboten an getriuwelicher dienst daz Etzelen wip*“ (= *She was offered*) auffallen.

Bei unseren neueren großen Klassikern sind englische Anklänge häufiger, als man vielleicht denkt, vor allen bei Goethe und Schiller: Auf das volkstümliche *weil* = während, das seine Entsprechung in engl. *while* hat, macht Kallisen in seiner Tellausgabe zu I, 2, 341 aufmerksam, nur spricht er ausschließlich vom dichterischen Gebrauch, während der Schüler, falls er vom Lande ist, es zunächst in volkstümlicher Weise aus der Bauernsprache kennt. Ich finde, daß auch bei den neueren Dichtern auf das Englische viel zu wenig hingewiesen wird. Es sei mir gestattet, auch hier auf einiges aufmerksam zu machen: Bei Goethe namentlich sind englische Anklänge nicht wunderbar. Englisch *gay* heißt bekanntlich sowohl froh wie bunt. Ganz natürlich klingt uns die Stelle im „*Tasso*“ B. 9: *Wir winden Kränze. Dieser, bunt von Blumen, . . .* Wenn aber Leonore in B. 16 fortfährt: *So drück' ich meinen vollen, frohen Kranz . . .*, so erklärt sich dies nur durch bewußte Nachahmung des Englischen von seiten Goethes. Dazu halte man noch die Stelle in

Herm. u. Dor. VI, 24: „sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit“; hier ist munter ebenfalls von der Farbe gebraucht; gemeint sind die mit roten Mützen gekrönten Stangen, wie Keß richtig erklärt; gleich darauf wird munter noch zweimal im übertragenen Sinne gebraucht: „der muntere Tanz“ und „mit muntrem Beginnen“. — Das nackte Schwert (engl. *naked sword*) ist in Antonios Rede (Tasso II, 4) wohl schon manchem aufgefallen, ebenso in der Iphigenie V, 4 in Thoas' Munde, während die Bühnenweisung zum fünften Auftritt „mit bloßen Schwertern“ hat; nackt soll offenbar der edlere Ausdruck sein. — Tasso II, 4 sagt Antonio: „Es sei mir nun erlaubt, Nach diesem raschen Redner auch zu sprechen!“ wozu Strehlke bemerkt „tadelnd“; es bedeutet also vorschnell, und diese Bedeutung hat das englische *rash* ausschließlich. Auch Akt III, 2 ist von der „Jähe der raschen Jugend“ die Rede; damit vergleiche man noch Schillers Tell I, 4, 471: „Ihr seid zu rasch. Der Bube war des Bogts“; und weiter unten (B. 485) ebenfalls in Walther Fürsts Munde „die rasche Jugend“. — In Herm. u. Dor. I, 128 steht: Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches; dieser auffällige Ausdruck wird durch einen Hinweis auf das englische „*it is of no use*“ sofort lebendiger. Ebd. II, 96 wird es sofort klar, daß unter einzeln in den Worten: „der einzelne Mann entfliehet am leichtesten“ der Junggeselle gemeint ist (oben heißt es: „O glücklich, wer in den Tagen dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt, Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!“), wenn man auf das englische „*to lead a single life*“ hinweist. — Ebd. III, 32 macht die Heranziehung von *ways* (= Mittel und Wege, Art und Weise; engl. *that's the way to do it; where's a will there's a way*) sofort klar, was gemeint ist mit den Worten: der (d. Kaufmann) Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beste zu haben. — „Göb“ II, 6: „Ihr seht blaß“, in Mitteldeutschland sehr gewöhnlich, entspricht dem engl. „*you look pale*“. — Bei Schiller kommen noch andere Ausdrücke vor, die erst durch das Englische ihre rechte Beleuchtung empfangen. Im „Tell“ (IV, 1): „Es hagelt schwer. Kommt in die Hütte, Vater; Es ist nicht kommlich, hier im Freien hausen.“ Kallfen bemerkt dazu „Schweizer Dialekt“; im Mittelhochdeutschen heißt kommlich bequem, passend; das englische *comely* heißt in erster Linie hübsch, welche Bedeutung hier (= behaglich) paßt. Tell IV, 1, 202 fragt der Fischer: „Was habt Ihr im Gemüt? Entdeckt mir's frei“, worauf Tell antwortet: „Ist es gethan, wird's auch zur Rede kommen“; hier wird die englische Wendung: „*to have a mind to do s. th.*“ die obige Bedeutung vor haben verdeutlichen. — In der „Jungfrau v. D.“ (I, 9) kommt bei der schönen Schilderung des Treffens bei Bermanton,

die man ja gern auswendig lernen läßt, die Zeile vor: „Entschart das ganze Heer sich im Gefilde“; hier dürfte eine Hinweisung auf *to disband* am Platze sein. „Piccolomini“ IV, 6 heißt es: „(D.) Du bist sehr lange ausgeblieben, Freund. (M.) Ich — bringende Geschäfte hielten mich. (D.) Doch, wie ich sehe, bist Du noch nicht hier?“ Eine bessere Illustration zu englisch *absent* = zerstreut (neben abwesend) giebt es nicht. — P. V, 1: (D.) Was ist die Glocke? (= *what o' clock is it?*) — P. V, 2: (D.) Das ist eine große Zeitung, vgl. engl. *tidings*, auch wegen der Konsonantenverschiebung.

Die meisterhafte Schilderung in *Maria Stuart* V, 1 „Da wird ein Auflauf in dem Schloß . . .“, die man ebenfalls gern lernen läßt, enthält den Ausdruck Gerüst = Schafott; das engl. Wort *scaffold* heißt in erster Linie Gerüst; das Verb *to scaffold* = ein Gerüst aufschlagen; in zweiter Linie kommt erst die Bedeutung Schafott. Sollte ein Schüler darauf kommen, rüsten mit einem schaffen in Schafott zusammenhalten zu wollen, so ist dies natürlich abzuweisen, da Schafott zu *capere* gehört. — Überraschend ist das häufige Vorkommen englischer Frageweise: „*Maria Stuart*“ (II, 8) *Deic.*: Und Ihr habt zugesagt? Habt Ihr? (= *have you?*). — *Ebd.* IV, 12: (Davis) Hier ist das Urteil. — Es ist unterschrieben. (Burl.) Ist es? (= *is it?*) — „*Wz. Tod*“ III, 10: (W.) Fahre hin! Ich bin noch immer reich an Freunden; bin ich nicht? (= *am I not?*) — *Ebd.* V, 6: (Buttler) Ist er zu Bett? (Gordon) Ach, Buttler! (Gordon) Ist er? Sprecht! (= *Is he?*) — Diese Stellung ist dem Verse sehr günstig. — Die englische Bejahungsweise findet sich z. B. bei Goethe „*Iphig.*“ IV, 4: (Pylades) Hast Du dem Könige das kluge Wort Vermelden lassen, das wir abgeredet? (Iphig.): Ich habe, teurer Mann (= *I have*).

Mit diesen sporadischen Bemerkungen verbinde ich weiter keine Absicht, als dazu anregen zu wollen, daß man beim deutschen Unterricht auf das Englische noch mehr achtet, als bisher geschehen ist. Ich hoffe, nichts bei den Haaren herbeigezogen, sondern nur solche Fälle gewählt zu haben, die wirklich durch die Vergleichung Gewinn bringen.

Aus der Praxis des deutschen Unterrichts.¹⁾

Von G. Krumbach in Würzen.

1. Aufsatznot und Aufsatzfreude.

„Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Ruhm;
Doch die kann man ja binden oder fluchen,
Dann ist das Pferd zum Bleiben immer gut.“
Schiller, Pegasus im Joch.

Nirgends hat wohl die Lust zu methodisieren mehr geschadet, als im deutschen Aufsatzunterrichte. Die lehrerliche Verehrung von bestimmten Systemen mußte zur Pedanterie führen. Langeweile und Wortklauberei aber erzeugt Not, nicht Freude, Aufsatznot bei den Lehrern wie bei den Schülern. Wenn wir bedenken, daß an stilistischen Stoffen doch wahrlich kein Mangel ist, daß das Erfahrungsleben der Schüler, die realen Fächer und besonders das Lesebuch überaus reiche Quellen trefflichster Aufsatzstoffe darbieten, so geht man nicht irre, die Ursache der Aufsatznot dort zu suchen, wo sie fanatische Systematiker nicht suchen wollen: in der Methode. Nicht zum Streite wollen wir aufrufen — „der Worte sind genug gewechselt“ — nur zeigen, wie man „ohne die bis ins einzelste gehende methodische Zurichtung“ Aufsatznot bannt und Aufsatzfreude schafft.

Der Aufsatz ist in der Freiheit zu dressieren, ohne Baum und Gebiß. Wie der Rede, so gebührt ihm von allen Disziplinen in der Muttersprache die freieste Bewegung. Jeder Zwang entfremdet ihn seines Wesens, verwischt gerade das an ihm, was ihm eigen sein soll, alles Individuelle. Darum: ob er sich uns als Unterrichtsergebnis wie von selbst darbietet, oder ob er wie ein *deus ex machina* vor die Klasse hingestellt wird: er sei uns gleich willkommen! Die in einem starren Formalismus Befangenen wollen ihm freilich dieses hohe Maß von Freiheit nicht zubilligen, doch was schadet das?

Der unbefangene Lehrer, der sich einen freien Blick bewahrt hat, wird zugreifen, wo immer sich ihm etwas für einen Aufsatz findet. Er wird den Augenblick einfangen und ihn zum Verweilen nötigen, ohne ängstliches Befragen und Herumblättern in einem methodischen Handbuche.

„Sei nur auf guten Stoff bedacht, das andere darfst Du lassen,
Der schafft sich selber über Nacht die Kleider, die ihm passen.“ Wadernagel.

Siehe, da scheint zum ersten Male wieder die liebe Frühlingssonne in die Schulstube nach des Winters langer und böser Herrschaft; die

1) Die folgende Reihe von Aufsätzen berücksichtigt besonders die Unterrichtserfahrungen in den unteren (und mittleren) Klassen. D. B.

Knospen der Blütensträucher bewegen sich, und des Menschen Brust atmet neu auf; die Lerchen jubilieren, und die Veilchen duften, überall ruft's: der Lenz ist gekommen! „Braucht es da noch anderer Dinge?“ — Das Frühlingsthema tritt mit dem Zauber des Frühlings unter die fröhliche Kinderschar. Schüler und Lehrer freuen sich, eins empfindet es dem andern nach. Bald ist alles herzugetragen, wie zum Neste des Vögels die Hälmchen und die Wolle. Noch ein kleines, hübsches Frühlingslied aus dem Lesebuche oder Gedächtnisse, und — der Aufsatz ist fertig. Wahre, echte Aufsatzfreude, als ob es ihnen der Frühling selbst angethan hätte, als ob sie etwas „aus eigener Kraft“ geschaffen hätten, und dabei mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe. Ja, aus dem Herzen kam's heraus, mit der Wonne der sich verjüngenden Natur.

Wenn unsere Kleinen wüßten, daß es gelehrte Männer giebt, die sich erst bedenken, ob sie der Frühlingssonne Einlaß in die Herzen gestatten dürfen, die erst eine Disposition entwerfen und eine Norm aufstellen, wie sie kommen soll: sie würden sie anblicken, wie fremde Männer aus der Eiszone — „die vergolden wohl, aber erwärmen nicht“ —, und mit der Aufsatzfreude wäre es auch vorbei.

Oder wenn flimmernde Schneeflocken vom grauen Himmel fallen und Tausende von Figuren die Fensterscheiben zieren, wenn der Knabe daran denkt, eine Schneeschlacht zu schlagen oder einen Schneemann zu bauen: dann ist's der rechte Augenblick, den Winter zu beschreiben, auch die rechte Zeit, Claudius' Lied hinterm Ofen und Hebel's Winterlied zu lesen.

Oder wenn eine Feuersbrunst im Orte oder in der Nachbarstadt die Gemüter beängstigt hat, wenn die Kinder aus eigener Anschauung berichten können, in welche Bedrängnisse die Unglücklichen geraten sind, wie das Vieh elendiglich in den Flammen umgekommen ist, wie Menschenleben bedroht waren und die tapfere Feuerwehr trotz aller Anstrengung wenig ausrichten konnte: da ist die rechte Stimmung schon vorhanden, ohne viele Worte, auch ohne alles andere, was sonst die Methode mit Verknüpfung, Zusammenfassung und Anwendung bezeichnet. Und ganz selbstverständlich wird es sein, daß der Lehrer einen solchen Aufsatz durch das Lesebuch stützt und vertieft und ihm so einen passenden Hintergrund giebt, daß er z. B. in diesem Falle die schöne Erzählung von Krummacher lesen läßt, wie ein Wanderer die Kinder fremder Leute aus dem Feuer rettet, oder eine andere.

Gleicherweise ist es mit dem Jahrmarkte oder dem Erntefeste, der Treibjagd oder dem Fischfange und vielem andern, was bald zu einer schlichten Erzählung oder Beschreibung, bald zu einem fröhlichen Briefchen den Stoff giebt, ohne künstlichen Aufbau, ohne Normalstufen. Denn

nur gar zu gern greifen die Kinder zu, wenn sie es mit „erlebt“ haben; ja wenn ihr Herz dabei ist, da giebt's keine Auffagnot, nichts als eitel Freude.

Es ist doch wahrhaft erstaunlich, daß es immer noch Nachbeter von Friedrich Otto und Kellner giebt, die den Aufsatz grundsätzlich und ausschließlich an die Normalstoffe des Lesebuchs anschließen, die erst das pikende Notkehichen des frommen Landmannes beschwören müssen, um für den Frühling Stimmung zu machen. Welch ein Zwang! Nicht allein ein lästiger Zwang, den sich der Lehrer auferlegt, sondern, was das schlimmste, den die Schüler schließlich mit empfinden, der, wie ein Alp, die ganze Klasse drückt und jede freie Regung im Keime erstickt. Aber das System verlangt es einmal, daß die „Schilberung eines glücklichen Familienvaters mit vier Kindern“ an den „reichsten Fürsten“ angeschlossen wird, sonst steht der Aufsatz unvermittelt da, sonst ist er ein „isoliertes Ding“, nichts Organisches. „Der abgesonderte Aufsatzunterricht ist für uns ein überwundener Standpunkt, sagen die gestrengen Herren, denn unvermittelte Aufgaben führen vom Lesebuche und der lebensvollen, schönen Darstellung unserer besten Schriftsteller ab.“ Wie man's nimmt!

„Hört, Kinder, sagte einst ein Lehrer zu seinen Kindern, heute will ich euch eine Geschichte erzählen, die ihr gewiß noch nicht gehört habt. Achtet darauf! Wenn ihr sie gut nacherzählen könnt, so dürft ihr sie als Aufsatz einschreiben.“ Die Kinder wissen's: Wenn ihr Lehrer vom Aufsatze spricht, so spricht er von etwas Wichtigem. Es war die einfache Geschichte von der sonderbaren Mauer.¹⁾ Der Lehrer verstand

1) Die Bewohner eines einsamen Bauernhofes waren während eines Krieges in großen Ängsten. Besonders eine Nacht war für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend; der nächtliche Himmel leuchtete bald da, bald dort von Feuersbrünsten, rot wie Blut. Zudem war es Winter und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jetzt zur rauhesten Jahreszeit von Haus und Hof verjagt zu werden.

Großeltern, Eltern und Kinder blieben deshalb die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander und beteten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem Gebete aus der Zeit des Krieges kamen die Worte vor: „Lieber Gott, baue eine feste Mauer um dieses Haus, daß kein Feind uns nahen kann!“* Der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das sei gar zu viel vom lieben Gott verlangt.

Indessen ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat in das Haus kam. Alle wunderten sich darüber. Als sie sich aber am andern Morgen

* „Eine Mauer um uns bau,
Daß dem Feinde dafür grau
Und mit Bittern sie anschau.“

Joh. Seermann, Treue Wächter Israels.

meisterhaft zu erzählen, die Schüler hingen an seinen Lippen. Einige Fragen nach dem Inhalte — die Kinder hatten sich die Erzählung zu eigen gemacht. „Schreibt sie zum nächsten Male in euer Tagebuch!“ Kein Wort mehr. — — — Isolierschemel I. Güte!

Ist's denn wirklich so unverantwortlich, den Kindern unvermittelt etwas darzubieten, so ohne alle Redensarten, ohne System? Nun, von den Kindern hat keins darnach gefragt, ob und wie ihr Lehrer das „isolierte Ding“ in das volle Unterrichtsleben hineinstellen wird, wie er es „ein-, über- und unterordnet in den Gedankenkreis der sich bildenden Vorstellungen und Begriffe“, von der Peripherie in die Mitte des Kreises. Sie schrieben den Aufsatz in aller Naivetät nieder. — In der nächsten Stunde lasen sie das „isolierte Aufsatzding“ vor. Seltsam! Sie hatten es richtig aufgefaßt, so munter und frisch darauf los geschrieben, daß es nur eine Lust war, ohne alle Reflexionen, ebenso schlicht, wie der Lehrer das Geschichtchen erzählt hatte. Ja, einige der Besseren hatten mehrere Änderungen angebracht und der Geschichte auch inhaltlich neue Reize abgewonnen über die Kraft und Erhöhung des aufrichtigen Gebets.

Die stilistischen Fehler wurden, soweit sie zu Tage traten, hörend verbessert, auf die orthographischen und grammatischen Schwierigkeiten durch Beispiel und Regel hingewiesen. Das „isolierte“ Ding (oder ist's jetzt schon keins mehr?) wurde darauf ins gute Heft geschrieben. Wenn es erst den Kindern zum klaren Bewußtsein geworden ist, daß der Aufsatz etwas Bedeutsames ist im deutschen Unterrichte, so sind sie voller Erwartung der Dinge über das Urteil des Lehrers. Das Thema bewegt sich in ihren Herzen weiter fort; die Stunde der Zurückgabe wird für sie eine Stunde der Freude oder doch, wenn die Zensur wider Erwarten schlecht ausgefallen ist, eine Stunde ernster Vorsätze, stillen Gelöbnisses. Das ist der rechte Aufsatzernst, auch die rechte Freude, die den Schwächeren nicht durch harten Tadel geraubt werden darf.

Was Wunder nun, daß es dem Lehrer bei der Zurückgabe der Aufsätze nicht die geringste Mühe verursachte, das „isolierte“ Geschichtchen organisch einzufügen, daß ihm die Kinder die Antworten dazu entgegenbrachten, in fröhlichem Wettlauf! Sie haben schon geahnt, was der Lehrer fragen wird, hat er sie doch schon oft auf stilles Selbstfinden

vor die Thür wagten, siehe, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee vom Winde hoch wie eine Mauer aufgestürmt worden, so daß es unmöglich gewesen wäre, dort hindurch zu kommen.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott doch eine Mauer aufgeführt und die Feinde von unserer Wohnung abgehalten.“

„Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.“

hingewiesen. Sie kennen ähnliche Geschichten, ganz besonders die von Ludwig des Eisernen Mauer, sie wissen auch Stellen aus der heiligen Schrift heranzuziehen, Christenworte über das Gebet, sie finden Gegen- und Seitenstücke. Ist denn das aber eine verkehrte, krankhafte Konzentration, ein „überwundener Standpunkt?“ — Nur der eingeschworene Systematiker vermag es in seiner Verblendung so zu nennen. Das ist vielmehr kerngesunde Konzentration zwischen verschiedenen Disziplinen; das ist der Standpunkt derer, die die Methode nicht erstarren lassen wollen, die wohl ebenfalls gern einmal vom Lesestücke ausgehen, aber nicht grundsätzlich um des Systems willen, nur wenn's gut paßt. Und wenn bei der Zurückgabe die orthographischen und andere Fehler besprochen werden, ist das nicht Konzentration zwischen verschiedenen Gebieten derselben Disziplin? — O, ihr Meingläubigen, warum seid ihr so furchtsam und pedantisch um eures Systems willen? Warum sollen die Kinder erst alles herausklügeln durch Drehen und Wenden, durch Systematisieren? Ja, gerade die Nacherzählungen sollen auf der unteren Stufe, bis zum 6., 7. Schuljahre, die Hauptstoffe unserer Aufsätze bilden, nicht geschraubte und künstlich nebeneinander gestellte Sätze, wie sie oft die anlehrende Sprachmethode in 7—8 Stunden mühevoller Arbeit herausdrehselt. Mag es auch einzelne Lesestücke geben, aus denen sich zwanglos eine neue Erzählung gewinnen läßt, — die meisten eignen sich nicht dazu. Ein Lehrer, der es erreicht, daß seine Schüler eine „isolierte“ Erzählung ohne grobe stilistische und grammatische Fehler wiedergibt, darf mit solchen Erfolgen schon zufrieden sein. „Streng genommen“, sagt Rehr, „verlangt das spätere Leben der Kinder keine eigene schriftliche Produktionen. Der Handwerker, der schriftlich seine Waren zu bestellen hat, die Hausfrau, die einer Freundin einen schriftlichen Auftrag erteilt, sie alle haben nicht nötig, Gedanken zu erfinden.“ Gerade deshalb ist die Form der Nacherzählung am meisten zu üben, isoliert oder nicht isoliert.

Glücklicherweise werden die höheren Schulen vor solch pädagogischem Unfuge bewahrt, schon weil sie wöchentlich nur 3—4 deutsche Stunden zur Verfügung haben, von denen auch ein gut Teil dem Lesen, Sprechen, Deklamieren und der Grammatik gewidmet werden soll; aber auch die Volksschule sollte sich nicht der Versuchung aussetzen, zuliebe eines Systems den deutschen Unterricht zu systematisieren und die Sprachstücke breit zu treten. Wo bleibt denn dann die anempfohlene Schonung der individuellen Ausdrucksweise des Kindes? — Oder glaubt man wirklich noch ernstlich daran, daß der Schüler zur Selbständigkeit in der Auffassung und im Urteile geführt wird, wenn ihm so viele Warnungszeichen entgegenstarren, daß er nicht mehr weiß, wohin und wie er treten soll, daß es ihm geradezu unmöglich gemacht worden

ist, einen neuen Weg zu finden!? — Keine größere Gefahr für die Individualität als didaktischer Materialismus. Da giebt's nur Aufsatnot, nicht Freude.

Gerade die Herbartianer, die die Idee des erziehenden Unterrichts in der glücklichen Lösung der Individualitätsfrage suchen, die den Konzentrationsgedanken in ihren Stoffplänen so schön zum Ausdruck gebracht haben, sollten sich frei machen von einem Schematismus, der der individuellen Entfaltung des menschlichen Geistes und ihren Grundsätzen der Psychologie und Ethik widerspricht. Und wer Hilbebrand für sich anruft, der sollte erst recht der freien Entwicklung der Methode das Wort reden, besonders im deutschen Aufsatzunterrichte.

Darum überlasse man es der vernünftigen Einsicht jedes Lehrers, ob er im Aufsatzunterrichte konzentriert oder isoliert (übrigens vortreffliche Schlagwörter!), ob er sein Thema aus dem Gesamtunterrichte des Deutschen ableitet und als ein letztes Unterrichtsergebnis darstellt, oder ob er den Aufsatz als Ausgangspunkt nimmt und ihn später einreicht, so viel ihm beliebt. Analyse und Synthese: sie haben hier gleiche Berechtigung; nur blinde Systemmacherei widerstrebt dieser vernunftgemäßen Forderung.

Daß sich vieles, was sich bei der Besprechung der Sprachstücke (Muster- und Normalstücke sollen sie alle sein) als Ergebnis darbietet, auch als Aufsatzstoff eignet, das ist neuerdings wieder an einer großen Reihe vortrefflicher Beispiele gezeigt worden, in weiser Beschränkung, ohne künstliches System¹⁾.

Nehmen wir an, es läge die Lessingsche Fabel vom Stier und Hirsch vor²⁾. „Denkt Euch“, sagt der Lehrer, „der Hirsch wäre auf den Vorschlag eingegangen. Wie hätte sich dann der Ausgang gestalten können?“ — Er leitet nach dieser Seite die Antworten bis zum gewünschten Punkte und gelangt etwa zu folgendem Beispiele:

Stier und Hirsch weideten bei einander. „Höre Hirsch“, sagte der Stier, „wenn uns der Wolf bedroht, so wollen wir uns verbinden und mit vereinten Kräften ihm entgegentreten. — „Das thue ich gern“, versetzte der Hirsch, stolz auf diesen Antrag. „Der Wolf soll uns sicherlich nichts anhaben können, denn während du ihn mit deinen starken Hörnern stößt, suche ich ihm mit meinen vielverzweigten Gabeln die Augen auszustechen.“ Kaum hatten sie diese Unterredung beendet, da brach aus dem Dickicht, neben der saftigen Wiese, wo sie weideten, der Wolf hervor.

1) Vergl.: Lyon, Die Lektüre als Grundlage etc., Leipzig, W. G. Teubner.

2) Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen. „Hirsch“, sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für einen Mann stehen, wir wollen ihn tapfer abweisen. — „Das mute mir nicht zu“, erwiderte der Hirsch, „denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sicherer entlaufen kann?“

Der Hirsch stellt sich mutig zur Wehr, wird aber von des Wolfes schwerer Tappe niedergeschlagen und durch den heftigen Druck zerbrückt. Und der Stier? Er hatte des Hirschens und seines Versprechens gar zu schnell vergessen; er war glücklich entkommen. Drum prüfe ernstlich deine Kräfte, und dann entscheide dich; prüfe reiflich die Ansichten deiner vermeintlichen Freunde, ehe du dich in einen ungleichen Kampf einläßt.

Ober:

Der Hirsch geht auf den Wunsch (Vorschlag) des Stiers ein, setzt sich bei herannahender Gefahr zur Wehr, rettet sich aber, indem er den unklugen Kampf noch rechtzeitig erkennt, durch einen kühnen Seitensprung. Glücklich entkommen, dreht er sich um und sieht, wie der Stier ein Opfer seines grimmigen, überlegenen Gegners wird. Er gelobt, ein andermal vorsichtiger zu sein u. s. w. — Der Hirsch kann auch erzählen, daß er neulich Zeuge eines ähnlichen Gesprächs zwischen Stier und Rehbock gewesen sei, daß sein Better, thöricht genug, kräftigen Beistand versprochen habe, aber im ungleichen Kampfe gefallen sei, während der Stier...

Wem das noch nicht genügt, deute an, wodurch die Fabel erweitert werden kann. Die folgende Ausführung mag ebenfalls zeigen, wie das gemeint ist.

Ein Stier, der erst neulich dem Löwen entgangen war, sah einen Hirsch weiden. Er ging auf ihn zu und sprach: „Lieber Hirsch, laß uns ein Freundschaftsbündnis schließen. Du bist gewandt und schnell und besitzest in deinem Geweihe vortreffliche Waffen, ich bin stark, und in meinen Hörnern steckt große Gewalt. Deine Feinde sind auch die meinigen. Wie wäre es, wenn wir gemeinschaftlich die Angriffe des Löwen zurückwiesen?“ — Da der Hirsch noch schwieg, fuhr der Stier fort: „Der Sieg würde doch unzweifelhaft auf unserer Seite sein, wenn sich Geschicklichkeit und Stärke verbänden.“ — „Das wäre wohl möglich“, erwiderte der Hirsch, „aber wenn ich vorsichtig bin, dann kann ich dem Löwen entfliehen, meine flüchtigen Beine tragen mich schnell fort. Ich würde mich unnützerweise einer Gefahr aussetzen, in der ich unterliegen könnte. Auf welche Weise sollte ich überhaupt in den Kampf eingreifen?“ — „Das wird sich schon finden, du stichst ihn mit deinen Gabeln, oder...“ — „Nein, nein! fiel ihm der Hirsch ins Wort, ich ziehe das Gewisse dem Ungewissen vor“, und nach diesen Worten eilte er von dannen. „Der Kniff gelang mir also diesmal nicht“, brummte der Stier; ich werde mir andere Bundesgenossen suchen.“ Also scheiterten die Versuchungs- und Verführungskünste des Stiers an der Klugheit des Hirschens.

Es lassen sich jedenfalls noch einige andere Nachbildungen oder Gegenstücke schaffen, auch Vergleiche mit anderen Fabeln. Gut, wenn sie nichts Erzwungenes enthalten. Doch die Freunde der anlehnennden Methode sind hiermit in keinem Falle zufrieden, sie müssen vorschriftsmäßig das Sprachstück noch nach vielen anderen Gesichtspunkten behandeln. „Jurare in verba magistri.“ Ihre Normalstücke sind Citronen, die bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt werden. Erst bis der ganze Geist aus dem Sprachstück heraus ist, herausgejagt durch den Feuereifer eines fanatischen Systematikers, oder bis es so angepußt ist, daß man vor lauter Fliden das schöne, natürliche Kleid nicht mehr erkennt: erst dann hat die liebe Seele Ruhe.

Wer z. B. die ganze Fabel mit anderen Worten wiedergeben läßt, was theoretisch sehr leicht aussieht, in der Praxis aber sehr schwer ist und meist zu weiter nichts als zu eitler Phrasenmacherei führt, der folgt den Tiraden der Normalbündler. Der schafft Aufsatznot, ja der trägt Aufsatznot und Schulmeisterei bis in die Stille der Familie hinein. Man frage nur die älteren Geschwister, Vater und Mutter, was es zu bedeuten hat, andere Ausdrücke, nämlich bessere für gute, zu suchen, wie schwer das ist, ohne den Sinn zu ändern. Die Musterstücke lassen sich ja nicht besser ausdrücken, sonst sind's keine. Jeder andere Ausdruck muß abschwächend, erblässend wirken. Leider, die Methode hat es verlangt, sie verlangt es heute noch: der Schüler muß der Korrektor des Autors werden, mag sich sein gesunder Sinn noch so sehr dagegen sträuben, mag er die Feder unzufrieden mit sich selbst und seiner Arbeit niederlegen.

Oder wer da in der falschen Vorstellung befangen ist, es sei schon eine achtenswerte Leistung, eine Erzählung in einer anderen Zeitform wiederzugeben, der erreicht meist das Gegenteil von dem, was er beabsichtigt hat; denn er bringt den Schülern ganz falsche Begriffe von der Reihenfolge bei; er hat sich dann nicht zu wundern, wenn das kaum erwachte Sprachgefühl unterdrückt wird, wenn die Schüler schließlich nicht mehr wissen, ob es heißt: es war einmal ein Mann, oder es ist einmal ein Mann gewesen. Man spreche sich z. B. ein Märchen im Perfektum vor! Das Ohr verträgt's nicht. Aber für den Aufsatz sei es gut genug? — Solche Übungen überlasse man dem fremdsprachigen Unterrichte. Da handelt es sich ums Einpauken von Formen, nicht um die Pflege des Sprachgefühls in der Muttersprache.

Selbst Mehr, der der gesamten deutschen Lehrerwelt so unendlich viel Gutes aus den Schätzen seines Könnens und Wissens geboten hat, läßt die Kinder sprechen und schreiben: Ein Rotkehlchen wird in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns kommen, als ob es gern hinein möchte. Da wird der Landmann sein Fenster öffnen und wird das zc. Wer spricht denn so? Das Volk nicht, das bringt solche fremdartige Klänge nicht über die Lippen, solche Mistöne. (S. Stilübungen in seiner theoretisch-praktischen Anleitung zc.) Ev. Lucas 23, 31.

Dafür belehre man die Schüler lieber über den unbegründeten Wechsel zwischen dem erzählenden Präsens und der eigentlichen Zeit der Erzählung, dem Präteritum, über den berechtigten Wechsel vom eigentlichen Perfekt und Präteritum, über die undeutschen Future und Plusquamperfekte, kurz über die Hauptgesetze der deutschen Zeitenfolge, wie sie aus Beispielen der Lesebuchprosa zu entwickeln sind. Was sich dabei

recht häufig wiederholt, das ist das Richtige, und das kann den Schülern nicht oft genug zur Anwendung in den Aufsätzen empfohlen werden; doch weg mit jeder uniformitätischen Umbildung, die dem Geiste der Sprache zuwider ist.

Ähnlich verhält sich's mit der Umwandlung der direkten in die indirekte Rede, während hingegen das Umgekehrte jeden Tag geübt werden könnte.

Ist es denn ein Gewinn, das hübsche Gespräch zwischen der Grille und Ameise¹⁾ mit dem wohlthuenden Wechsel von Frage und Antwort in die schleppende indirekte Rede zu verwandeln? — Wer gewinnt denn etwas dabei? Das Sprachstück oder der Schreiber? Man lese sich's nur laut vor, und man wird hören, wie weit es hinter dem Original zurückbleibt. Nicht zur Nachahmung, sondern zur Abschreckung, nur um zu zeigen, daß es schlecht klingt, daß es für gewisse Darstellungen nur gewisse Zeit- und Redeformen giebt, die den Gesetzen der Schönheit der Sprache unterworfen sind, lasse man ausnahmsweise solche Übungen vornehmen; aber nur für das Ohr, nicht schriftlich, nur für die tote Grammatik, nicht für den lebendigen Aufsatz, das muß ausdrücklich hinzugefügt werden. Sonst wird der Stil gefährdet, der Geschmack verdorben, das Sprachgefühl tot geschlagen, die Aufsatzfreude zur Aufsatznöth. Unnatürlich, lahm, kraftlos, protokollarisch, gleichviel wie man's nennt, nur schön klingt's nicht, wenn einer anhebt zu sprechen: „Nun, wird gesagt, habe es die Brosamen und Krümchen aufgepickt, die von dem Tische gefallen seien. Auch wird versichert, die Kinder des Landmanns haben das Böglein lieb und wert gehalten. Aber als nun der Frühling wieder in das Land gekommen sei, und die Gebüschse sich belaubt haben, da habe, heißt es, der . . . (Herzog u. Keller, Deutsche Stilübungen, II, 42). Wenn jemand so gespreizt sprechen wollte, so hätte er für den Spott nicht zu sorgen.

Daß es im ganzen Lesebuche gar keine Stücke giebt, die nichts als indirekte Reden enthalten, auch nicht geben kann, das kümmert die Anhänger der anlehnenenden Sprachmethode nicht; daß die abhängige Rede ihrer ganzen Natur nach nur sparsam angewendet wird, wo sie zum

1) Eine Grille kam bei strenger Kälte zu ihrer Nachbarin. „Frau Nachbarin“, sagte sie, „leih mir doch einige Speise! Ich habe Hunger und nichts zu essen.“ — „Hast du denn nicht Speise für den Winter gesammelt?“ fragte die Ameise. — „Ich hatte ja keine Zeit dazu“, war die Antwort. — „Keine Zeit? Frau Grille, was hast du denn im Sommer zu thun gehabt?“ — „Ich habe gesungen und musiziert“, erwiderte die Grille. — „Nun gut“, ließ sich jetzt die Ameise vernehmen, „da du im Sommer musiziert hast, so magst du im Winter tanzen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Luther.

innersten Wesen des ganzen Stücks gehört und zur Charakteristik der Person, die sie gebraucht; daß sie den richtigen Gebrauch des Konjunktivs bedingt, was wieder ein feines Sprachgefühl voraussetzt, kümmert sie ebensowenig. Es giebt eine grammatische Übung mehr — die Konzentration verlangt sie — und frisch darauf los wird gefordert: Schreibt das soeben besprochene Sprachstück auch in der abhängigen Rede nieder, obs dem Inhalte des Sprachstückes zuwider ist oder nicht. Ja, das Schreiben ginge noch, aber in der nächsten Stunde müssen die irregeleiteten Schüler das gewundene Sprachding laut vorlesen. — Man begnüge sich also damit, auf wirkliche Muster der indirekten Rede hinzuweisen und dabei auf die Schönheiten des Konjunktivs, wenn sich im Leseunterrichte Veranlassung dazu bietet, und unterlasse es, sie in die Zwangsjacke bloßer schriftlicher Nachbildungen zu stecken, um der Methode willen.

Auch Begriffsentwickelungen, Erklärungen synonymmer und homonymer Ausdrücke gehören nicht in das Aufgabebuch, kaum auf diese Stufen; mündlich bei Gelegenheit wohl in kleinen Vissen, aber nicht schriftlich und nie im Übermaß. Es scheint, als ob die Verfasser methodischer Stilbücher schließlich nur deshalb noch einige Duzend solcher Aufgaben bringen, weil sie fürchten, sonst etwas Wichtiges wegzulassen. Nichts als die Lust zu systematisieren und eitle Pedanterie. Der junge Lehrer wird dadurch irre geführt. Er will ja alles einmal versuchen; doch zu spät sieht er den Irrtum ein. Das Jahr ist bald um, die Aufgabnot bleibt bestehen.

Es läßt sich z. B. aus der Lichtwischen Fabel vom Vater und seinen drei Söhnen der Unterschied zwischen gut und edel leicht entwickeln; aber man begnüge sich damit, daß sich die Kinder darüber aussprechen. Sie haben schon damit Mühe genug.

So hat die Liebe zur Konzentration, die Vorschrift, die Normalstücke nach allen nur erdenklichen Seiten zu bearbeiten, selbst die Besten in Versuchung und Stricke geführt,kehr, den alten Praktiker, nicht ausgeschlossen. (Vergl. seine „Materialien“.) Und daß man bis in die neuesten Tage hinein diesen Standpunkt noch nicht überwunden hat, das beweise zum Schluß eine Nachbildung der Fabel vom klugen Star mit der Überschrift: Ein Knabe weiß sich zu helfen, die in der Neubearbeitung der Ottoschen Anleitung zc. (1890) also lautet:

„Ein Knabe wurde in den Garten seiner Eltern geschickt, um unter einem Baume die als reif herabfallenden (muß heißen: herabgefallenen) Birnen aufzulesen. Da er aber keine fand und nicht leer nach Hause kommen wollte (das sieht so aus, als ob der Garten einige Stunden vom elterlichen Hause entfernt läge), so versuchte er, den Baum zu schütteln; aber der Baum war unbeweglich. Er bemühte sich, ihn zu ersteigen, um Birnen zu pflücken (dazu hatte er keinen Auftrag!); aber der Baum war zum Umspannen zu dick. Er griff, sich in die

Höhe schnellend (reizend!), nach einem der niederen Zweige; aber derselbe hing (noch) zu hoch. Da ging er hin, trug Steine herbei und warf Birnen herunter.“

Das ist roh. Der Knabe wird hoffentlich tüchtige Prügel erhalten haben. — Im Grunde genommen sind solche Verirrungen nichts anderes, als eine neue Bestätigung der Thatsache, daß es in der Methodik des Unterrichts nirgends mehr Widersprüche giebt, als im Aufsatzunterrichte.

„Wir spinnen Lustgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.“

M. Claudius, Der Mond ist aufgegangen.

In gleicher Weise sind als gekünstelte Aufsatzthemen zu betrachten, was dieser sogenannte Konzentrationsgedanke unter folgenden Überschriften in die Stilbücher eingeschmuggelt hat:

1. Zusammenhängende Darstellung der zu einem Lesestücke gegebenen Erläuterungen — „angeflogene und aufgeschnappte allgemeine Gedanken mit einiger unpassender Ausfüllung“. (Hildebrand);
2. Darstellungen des Zweckes eines Lesestückes — gespreiztes, frostiges, unvolkstümliches, äußerliches Aneinanderreihen von halbverstandenen Sätzen;
3. Nachbildung der Satzbilder — edle Phrasenmacherei;
4. Charakterschilderungen, beurteilende Vergleichen handelnder Personen — „unheimliche Halbheit, frühreife Altklugheit“, es sei denn, daß Poesie und Geschichte die Charaktere in den Herzen der Schüler so lebendig gemacht haben, daß sie wie aus eigener Erfahrung schreiben, nichts dabei, was sie nicht selbst empfunden hätten;
5. Abhandlungen und sogenannte allgemeine Themen — vergl. Bormann und Curtmann-Schwarz.

Die Umkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit thut deshalb sehr not; das Schulmeistern und Systemmachen muß aufhören. „Selbstgewählte Themen sind den aufgegebenen weit vorzuziehen“, sagt Herbart. Ja, da ist Freiheit und Freude! Wenn wir nun auch wissen, daß solche Selbstwahl und Freiheit nur den „höheren Semestern“ frommt, während im 4. bis 7. und 8. Schuljahre der Lehrer immer noch Führer und Leiter bleiben muß, so entfernen sich doch die Aufsätze in demselben Maße von den selbstgewählten, freien, je mehr sie die Angstprodukte einer gekünstelten Methode sind. „Grau, Freund, ist alle Theorie“ —, das ist schon tausendmal gesagt worden, aber zuvörderst sollte es als Motto in jedem methodischen Stilbuche stehen, nicht, daß sie alle unnütz wären, nur um vor gedankenlosem Nachahmen zu warnen. Darum: die ganze Klasse und die einzelnen Schüler in ihr individualisieren, das sei jedes Lehrers Pflicht, seine Lofung, sein Ruhm, der Triumph seiner Methode. Hierzu werden

ihm methodische Lehrbücher schwerlich mehr als Anregungen geben können; wichtiger bleibt vielmehr, daß er, von den allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätzen unserer Altmeister der Pädagogik durchdrungen, mit der Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit die Schüler für seine Auffassstoffe zu begeistern weiß.

„Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der seine Blick.“

Fragt der Naturfreund nach dem künstlichen System? — Sein Herz erfreut sich über den ganzen buntpfarbigen Blumenschmuck des Wiesen-
teppichs. Da ist jedes Blümchen schön, keins, das noch schöner sein sollte, und grade dort, wo es Gott der Herr hingestellt hat, da nimmt sich's am lieblichsten aus. Bringt System hinein, und ihr seid im Bier-
garten...

„Die Laubengänge sieh, so regelrecht geschritten,
Als wären's Verse Boileaus.“

Geibel, Sanssouci.

Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1891.

Von Rudolf Dietrich in Göttingen b. Zürich.

Da der Lehrer des Deutschen sich notwendig auch um das unterrichtliche Verfahren in anderen Fächern und um das Allgemeine der Erziehungskunst kümmern muß, und da er über beides die beste, weil schnelle, vielseitige und fast immer dem „ewig bewegten Leben“ entnommene Auskunft in der pädagogischen Presse erhält — so dürfte er sich veranlaßt fühlen, neben seinem Fachblatte noch eine umfassende erziehungswissenschaftliche Zeitschrift zu lesen. Als solche glauben wir gerade für unsern Fall in erster Linie das „Pädagogium“¹⁾ empfehlen zu sollen: zunächst deshalb, weil es die Gesetze Gilbebrands hochachtet, was es deutlich genug im Jahrgang 1885/86 (Juliheft, S. 641—51) bewiesen, indem es — unter Zustimmung des Meisters — die Kernsätze des Buches vom deutschen Sprachunterricht sachgemäß und durchsichtig geordnet veröffentlicht hat. Sodann wäre darauf zu verweisen, daß in

1) Erscheint monatlich in Heften von 64—80 Seiten; der XV. Jahrg. hat im Oktober 1892 begonnen. Preis vierteljährl. 2,25 M. — Verleger: J. Klinckschardt in Leipzig (Berlin und Wien). Herausgeber: Dr. Fr. Dittes in Wien. Vorzügliche Mitarbeiter (Schulmänner und Fachgelehrte): J. Frohschammer-München; A. Goerth-Insterburg; R. Köhler-Coburg; S. Morf-Winterthur; Th. Bernaleken-Wien.

den monatlichen, das gesamte Erziehungswesen umfassenden Berichten „aus der Fachpresse“ (welche sich auf die sachlich, persönlich oder zeitlich bedeutenden Aufsätze einer großen Zahl deutscher, österreichischer und schweizerischer Schul- und Erziehungsblätter beziehen) unsere Zeitschrift stets hervorragend vertreten ist. Diese Preßberichte — die eben niemals bloße Titel oder Überschriften, sondern brauchbare Inhaltsangaben, Auszüge, Zitate bringen — verleihen dem Pädagogium einen eigenartigen, vorzüglichen Wert: in ihm liest man sozusagen das Beste aus einer stattlichen Reihe anderer Blätter mit; und da es außerdem regelmäßig eine „Rundschau“ über das pädagogische Treiben in den wichtigsten Staaten bietet: so dürfte es in der That als die reichlichste Ergänzung jeder Fachzeitschrift im engeren Sinne allenthalben sich bewähren. — Dies eine von den kurzen allgemeinen Bemerkungen, die ich meinen Berichten jeweilen gern vorausschicke.

Der diesjährige Bericht hat seine Einzelheiten folgenden Aufsätzen entnommen:

- A. Die Wissenschaft und der Deutschunterricht (Ad. Socin, Schweiz. Lehrerz. [Zürich] 17—22).
- B. Wie lernt das Kind die Muttersprache verstehen? (W. Wagner, Päd. Reform [Hamburg] 7. 8).
- C. Über den Bilderreichtum der deutschen Sprache und dessen Verwendung im Unterricht (J. Bucher, Schweiz. Lehrerz. 28. 29).
- D. Beiträge zum deutschen Unterricht (R. Strobel, Deutsche Schulz. [Berlin] 45. 46).
- E. Der didaktische Materialismus im deutschen Sprachunterricht (Päd. Zeitung [Berlin] 41. 42).
- F. Streiflichter auf den Sprachunterricht (J. Hunziker, Aargauer Schulblatt [Aarau] 5—7).
- G. Die Methodik des deutschen Unterrichts an den Mittelschulen (Neubeder, Repert. d. Päd. [Augsburg-Ulm] IX).
- H. Zur Pflege der Sprache (Päd. Rundschau [Wien] I).
- J. Bemerkungen über die Sprache des Lehrers (St., Schweiz. Lehrerz. 7).
- K. Wie gelesen werden soll (G. Heydner, Allg. Deutsche Lehrerz. [Dresden-Leipzig] 12).
- L. Im Anschluß an das Lesebuch? (J., Freie päd. Blätter [Wien] 2).
- M. Handschriften als Lernmittel (A. Tschiggert, Päd. Zeitschr. [Wien] 7).
- N. Eine Lücke im Unterricht (Freie päd. Blätter [Wien] 13).
- O. Ein Wort über Aufsätze (F. Meli, Schweiz. Lehrerz. 43).
- P. Die Disposition im Aufsatzunterricht (D. Steinel, Bayer. Lehrerz. [München] 36).

Q. Lyrische Gedichte als Lesestücke (R. Moißl, Freie Schulz. [Reichenberg i. Böhmen] 35. 38).

R. Kinderdichter (L. Göhring, Prakt. Schulmann [Leipzig] II).

Die beachtenswerten Äußerungen der angeführten Aufsätze lassen sich in 7 Gruppen zusammenstellen.

I. Zweck, Aufgabe, allgemeine Grundsätze des Unterrichts. — „Die Muttersprache lernen, heißt leben und erfahren, sei es innerlich, sei es äußerlich, fiktiv oder effektiv.“ (C.) — Hauptaufgabe des deutschen Unterrichts in der Schweiz: „die Verbindung zwischen Schriftsprache und Mundart auch für das Kind in der Weise herzustellen, daß verderbliche Sprachmengerei vermieden werde, daß vielmehr der Unterschied beider Idiome in Aussprache, Biegung und Wortgebrauch vollkommen klargestellt und gerade dadurch möglich gemacht werde, den reichen Inhalt der Mundart und ihr lebendiges Sprachgefühl auch in die Schriftsprache zu übertragen.“¹⁾ (F.) — Der erzählende Unterricht ist von höchster Bedeutung für das Verstehenlernen abstrakter Begriffswörter. (B.) — „Die Denkübungen (im Sinne Hilbebrands), die man zur Feststellung der eigentlichen Bedeutung der Wörter oder zur Klärlegung des Bedeutungswandels anstellt, sind sehr dankbar“ und eignen sich sowohl für Unter- wie für Oberklassen, „indem der Lehrer die Schwierigkeiten stets zu steigern vermag.“ (C.) — Aufgaben der letzten Schuljahre: „Übungen, die einmal zusammenfassen, was der gesamte Unterricht an sprachlichen Belehrungen täglich ergeben hat, etwa eine Stunde im Monat“ (namentlich Hervorholen der Redensarten, welche in den Stunden vorgekommen und von den Kindern aufgeschrieben worden). (D.) — Für den deutschen Unterricht im Seminar: „Das Seminar sollte der Mittelpunkt sein, wo sich alles Volks- und Altertümliche der ganzen Landschaft sammelt und wo es verarbeitet wird.“ (D.) — Ziele für die Mittelschule: 1. Sprachrichtigkeit; Angemessenheit des Ausdrucks und Verständlichkeit des Zusammenhanges; Herrschaft über die Sprache (Mittel: „Produzieren; Vertiefung in Muster der Sprachgewalt“). Gleichzeitig 2. Denkwucht (hauptsächlich gilt es, „das Sinnlose zu bekämpfen.“ „In der Gewöhnung an Gedankenlosigkeit, an Unlogik in den untersten Klassen wurzelt der leidige Hang zum unberechtigten Generalisieren, zu den einfältigsten Superlativen, den vorschnellen, halb-wahren Urteilen und Schlüssen, die uns in den oberen Klassen jahrein

1) „Die Pflege der Schriftsprache in der Schweiz ist nicht intensiv genug, um die Konkurrenz des sprachlichen Weltmarktes und Völkerverkehrs siegreich zu bestehen.“ „Sichere Abhilfe ist nur dann zu erwarten, wenn sich die öffentliche Meinung zu Gunsten der deutschen Sprache aus dem Schlafe rütteln läßt.“

jahraus ärgern.“) 3. „Erschließen des Verständnisses für das Wesen der Dichtkunst und Einführung in die Litteratur auf die Weise, daß die Beschäftigung mit ihr zum bleibenden geistigen Lebensbedürfnis würde.“ (G.) — Erscheinungen des gegenwärtig noch in vielen Schulen herrschenden „didaktischen Materialismus“: das „Analysiren“; das Denken über die Sprache (statt in der Sprache); der „Heftekultus“ („er ist gewissermaßen ein Moloch, dem der Lehrer einen großen Teil seiner Arbeitskraft, der Schüler nicht selten seine Gesundheit opfern muß“); die Mißachtung der Hildebrandischen Gesetze. (E.)

II. Sprache überhaupt (auch Aussprache). — In den Ländern deutscher Zunge geschieht für die Pflege der Sprache, der Redekunst viel zu wenig. Deshalb ist es gar nicht selten, daß wir Ungehörige der gebildeten, ja (!) der gelehrten Stände (Universitätsprofessoren), Männer in hervorragender politischer Stellung anhören, welche nur in höchst bedenklicher und mangelhafter Weise im Stande sind, ihre Gedanken auszusprechen.“ Deshalb wären, wenn auch nicht eigentliche Rhetorschulen, so doch ähnliche Einrichtungen zu wünschen. (H.) — „Maßgebend für die Aussprache des Schriftdeutschen sind der Buchstabe und die ortsübliche Tradition.“ (A.)

III. Mundart. — „Die Vertauschung des Dialekts mit der Schriftsprache dürfte (in schweizerischen Schulen) nur ganz langsam und allmählich geschehen. Die Schriftsprache wäre erst von da an als ausschließliche Umgangssprache zu gebrauchen, wo man sich überzeugt hätte, daß die lebendige Teilnahme der Schüler am Unterricht unter ihrer Anwendung nicht leidet.“ „Wer in dem Deutsch einer Johanna Sphri zu den Kindern zu reden verstünde, würde den Dialekt früher als er meint entbehren können.“ (J.) — Es sind Vergleichen zwischen Schriftsprache und Mundart anzustellen. (D.)

IV. Lesen und Lesebuch. — Aufgabe des Leseunterrichts: die Kinder zum allseitigen Erfassen des Gelesenen zu bringen, oder sie wenigstens den Weg dahin zu führen. Der Lehrer arbeite den lebendigen Inhalt (des Lesestücks) aus seiner Seele in die Seele der Kinder hinüber („dazu muß aber einer mit einem Hauche schöpferischen Geistes begabt sein“). Andeutungen sind auszuführen; was zwischen den Zeilen liegt, ist lebendig zu machen. Sind die Kinder in einen Stoff eingedrungen, lebt er in ihnen wie im Urheber, so wird sich „das Aufwachen und Wachsen der Gedanken und Kräfte des Herzens“ (F. Grimm) nach und nach von selbst ergeben. „Die begriffliche und moralische Ausnutzung sofort folgen zu lassen, halte ich für verfehlt.“ („Nur die Eindrücke wurzeln lassen, nicht jede Regung aus Tageslicht ziehen und vorn und

hinten begucken.“) (K.)¹⁾ — „Das Kind sollte auch mit etwas kritischem Blick lesen lernen.“ (E.) — „Durch das Lesen kann alles Interesse an der Sache vernichtet und damit nicht nur das Verständnis für den Augenblick vereitelt, sondern auch für alle Zukunft die Lust und mit ihr die Möglichkeit zur verständigen Durchdringung der Sache beseitigt werden. Lesen und Lesen ist zweierlei. Lesen ist eine hohe Kunst, und Lesen ist mechanisches Hantieren; Lesen ist Leben mit Einsatz aller geistigen Kraft, und Lesen ist Schlafen mit Ablegung der ganzen Geistesrüstung.“ (L.) — In der Schule²⁾ sei auch das Lesen von Handschriften zu üben. Geschriebenes lesen zu können, sei für den einzelnen im Leben notwendiger als Gedrucktes lesen zu können — und „das Lesen von Druckschrift ist ein Kinderspiel gegen das Lesen von Handschriften.“ (N.) — Sammlungen verschiedener Handschriften anzulegen, sei nicht schwer und verlange keine Geldopfer. Sie könnten aus veralteten amtlichen Erlassen³⁾, Dekreten, Bekanntmachungen, älteren Gesuchen und Privatbriefen bestehen. (M.) — „Am Lesebuch sollen die Kinder lesen lernen: nicht im Sinne von Fließendlesen, sondern im Sinne von Schätzeheben.“ (K.) — „Der Unterricht im Anschluß an das Lesebuch ist der Weg, den Geist des Lehrers totzuschlagen und aus ihm einen Handwerker zu machen.“ „Lehrer, die das Lesebuch als Wegweiser beim Unterricht benutzen, gehören in die Vorwelt.“ (L.)⁴⁾

V. Aufsatz. — Erwägenswerter Vorschlag: die Aufsatzübungen (in der Volksschule) einzuschränken und dafür „stille Beschäftigung mit geeignetem Lesestoff“⁵⁾ (natürlich auch selbständige Verarbeitung und freie

1) Verfasser fußt ganz auf Hildebrand. Von dessen grundlegender Schrift (dem Buch vom deutschen Sprachunterricht) sagt er: „Ich möchte ihre Anschaffung jedem Lehrer aufs dringendste empfehlen. Ich betrachte sie als Prüfstein dafür, ob einer das Zeug zu einem echten Lehrer in sich hat.“

2) Wenn nicht in der Volks-, so sicher in der Fortbildungsschule.

3) Die „amtlichen Schriftstücke“ wären nach dem Lesen in gutes Deutsch zu übersetzen — eine höchst fruchtbare Übung!

4) Verfasser fordert nun: „das Lesebuch im Anschluß an den Unterricht!“ Aber auch dies Gebot sollte einer überwundenen Vergangenheit angehören. J. hat eben das sogenannte „Realienbuch“ im Auge, welches allerdings noch „den Markt“ wie die Schule beherrscht, aber weit davon entfernt ist, ein rechtes Lesebuch zu sein. Dieses dient nicht einzelnen Fächern, spielt keine untergeordnete Rolle; es ist eine selbständige Hauptquelle der Gemüts- und Charakterbildung. (Ich rede hier vom Volksschullesebuche.)

5) Die gewünschten „Lesestoffe“ (größerer Umfangs) aufzutreiben, hält sehr schwer; denn sie sind sehr selten. Die Dichtungen von J. Sphri wären wohl in erster Linie auszunützen, alsdann Stücke — nur Stücke (die allerdings für sich ein kleines Ganze bilden müssen) — aus Dienhard und Gertrud, aus Reuters und Rosengers Werken auszuwählen und meist ein wenig umzuarbeiten; dazu

Wiedergabe) einzuführen. (O.) — Zur Wahl der Themata: solche, welche sich gelegentlich im Unterricht ergeben und für welche sich ein lebhaftes Interesse zeigt, soll man von einem Schüler notieren lassen. Die Schüler werden sich dann mit den Stoffen freiwillig beschäftigen, sich darüber mit einander unterhalten. Die Anregung zur Wahl soll aus dem Schülerkreise selbst kommen. (P.)

VI. Sprachlehre. — „Man kann mit Bezug auf diese nie genug betonen, daß das Formelle der Sprache stets vom Inhalt getragen werden müsse.“ (C.) — „Die Bedeutung der wissenschaftlichen deutschen Grammatik für den Unterricht liegt mehr auf der negativen als auf der positiven Seite: sie kann wenig neues einführen, schafft aber manches Systematische ab. Sie legt das Hauptgewicht weniger auf abstrakte Begriffe und Augenblicksregeln, als auf gedankliche Entwicklung einzelner Erscheinungen. Durch die Abwerfung des überflüssigen Ballastes ist diese induktive Methode geeignet, eine wirkliche Vereinfachung und Entlastung des Deutschunterrichts herbeizuführen.“ „Nichts verkehrter als die Meinung, daß der Deutschunterricht überall nach der gleichen Schablone gegeben werden müsse. Die neuhochdeutsche Schriftsprache ist, da sie ihren Ursprung so vielen Dialektmischungen verdankt, überall dem Lernenden halb bekannt, halb fremd; das Bekannte und das Fremde sind aber nicht überall das Nämliche. Je individualisierender (liebliches Wort! D.) darum der Deutschunterricht ist, desto erfolgreicher wird er wirken.“ (A.) — „Wenn erst auf dem Gebiete der deutschen Grammatik ein Besinnen einträte, das ihre fehlerhafte Behandlung klarlegte, so würde diese Einsicht alle anderen (dringlichen) Verbesserungen und Erneuerungen ohne weiteres nach sich ziehen.“ (D.) — Für die Volksschule: Syntax; Lehre vom Gebrauch der Wortklassen und Wortformen in der Rede (Rektionsübungen an Redensarten). (D.) — Für die lateinlose Mittelschule: „ein kurzer grammatischer Abriss, welcher an Hand des Lesebuchs und der Stilübungen näher zu interpretieren ist.“ (A.) — „Die Terminologie ist nur ein Mittel, dazu bestimmt, vergessen zu werden, sobald der Zweck erreicht ist.“ Beibehaltung der hergebrachten lateinischen Bezeichnungen: „das ist gerade der Vorteil dieser Ausdrücke, daß man an ihre ursprüngliche Bedeutung gar nicht mehr denkt, sondern daß, sowie man einen von ihnen aussprechen hört, unwillkürlich ein Beispiel untergeschoben wird.“ Für die Unterschiede in der Deklination nur Typen aufstellen, und

gehören aber (abgesehen von gründlicher Kenntnis der Kindesseele) tiefe sprachliche Einsicht und ein feines Gefühl. — „Volksschriften“, auch gute und muster-giltige, eignen sich für Schulkinder selbstverständlich nicht. (Weli will nämlich diesen jene in die Hand geben.)

zwar folgende elf: Hund, Kind, Narr, Frau, Bett, Knabe, Auge; Hand, Mann, Vogel; Wagen (maßgebend: Mehrsilbigkeit, Umlaut). „Beim Verbum ist das Fehlerverzeichnis die beste Grammatik für den Lehrer.“ (A.) — Vielseitiger Betrieb der Wortbildungslehre. (B.) — Aus Denkübungen an Wortpaaren wie trinken — tranken großer Gewinn für die Einsicht in die Sprachgesetze. (C.) — „Orthographische Übungen“ werden gegenwärtig noch im Übermaß betrieben: „wie mancher Lehrer greift nicht in zweifelhaften Fällen nach seinem Duden — man gebe doch dem Schüler ein ähnliches Nachschlagebuch in die Hand; er kann dafür einige andere Bücher sehr gut entbehren.“ (E.)

VII. Sprachwerke und Schriftsteller. — Bewertung lyrischer Gedichte: erste Sorge des „Methodikers“ die lyrische Anknüpfung oder Anreizung („welche die zum epischen Ausdruck drängenden Gemütsstimmungen oder Gefühlsregungen hervorrief“) zu erkennen. „Nicht bloß er selbst wird durch das klare Erkennen dieses Hintergrundes den festen Halt gewinnen, sondern er wird auch im allgemeinen vor der Lektüre durch Herbeiziehung dieser Veranlassung, die wir den lyrischen Standpunkt nennen möchten, die Vorbedingung für das Erwachen unmittelbarer Gefühle und Stimmungen bei den Schülern erfüllen.“ Die „epische Anreizung“ bietet sich aber in vielen Fällen wirklich unmittelbar von selber dar (Erscheinungen im Frühling — Wanderungen — Ferienaufenthalt auf dem Lande, im Walde u. ä.). Weiterhin ist den Schülern die Einheit der Stimmung („lyrische Einheit“) zum Bewußtsein zu bringen. „Mehr nicht; mit der Lösung der beiden hier gestellten Aufgaben ist in erzieherischer Hinsicht genug gethan.“ (Q).

„Über nichts hat uns unsere Schulweisheit — Ästhetik und Pädagogik — so sehr im unklaren gelassen, als über das Wesen der Kinderdichtung; und nur die unverantwortliche Sorglosigkeit, womit man dergleichen Dinge von jeher abzuthun gewohnt ist, könnte unsere Unwissenheit entschuldigen, wenn Leichtfinn ein Entschuldigungsgrund wäre. Wir betrachten nach altem Herkommen Kindergedichte als eine Gattung der Poesie, die — eigens für Kinder paßt, sind aber trotz dieser unendlich geistreichen Definition außer stande, anzugeben, worin dieses Passende eigentlich besteht.“ Oberste Richterin auch über die Kinderdichtung ist die Ästhetik. (R.) — Als „Vorbereitung auf den Unterricht“ ist die Lektüre klassischer Jugendschriftsteller¹⁾ zu empfehlen. Vorbildlicher Stil der F. Spyr. (J.)

1) Den Beweis zu leisten, daß es „sehr zahlreiche Klassiker der Jugendlitteratur“ gebe, dürfte Hr. St. sehr schwer werden.

Sprechzimmer.

1.

Deutsche Namen mit französischem Accent.

Nach dem löblichen Vorgange R. Hildebrands habe ich zunächst ähnliche Namen meiner mecklenburgischen Heimat zu ermitteln gesucht. Der Schweriner Wohnungsanzeiger bietet für 1892 nur die beiden Namen Carré und Rothé; dazu führt der Staatskalender, gleichfalls des laufenden Jahres, noch auf: Balgö, Beckö, Bibelje, Jaffö und was vielleicht heranzuziehen ist Marön.

Von diesen Namen ist Carré sichtlich französischen, Jaffö (Japhet) vermutlich hebräischen Ursprungs. Beckö, Balgö, Rothé haben wohl erst, was von der letzten Familie urkundlich feststeht, den Accent in jüngster Zeit angenommen, aus einem ehrbaren Motive, wenn auch auf einem Irrwege. Mir scheint es, als ob die Rothés und die Balgés älterer Zeit die Verwechslung oder den Spott wegen des appellativischen Rotes und der schimpflichen Bezeichnung eines ungeratenen oder unartigen Kindes als Balg gescheut und deshalb diesen Ausweg gewählt haben; hat doch auch Goethe sich seinerzeit über den Herderschen eine Ausgabe von Ciceros Briefen an Brutus erbittenden Spottvers:

Der von Göttern du stammst, von Goten oder vom Rote,
Goethe, sende mir sie

nicht wenig geärgert, und für Goethe lag die ursprüngliche Etymologie (Gottfried) noch näher als für Rothe (vermutlich Rathen oder Roffate). Ich hätte in diesem Falle geradezu das Doppel-e angeraten, also Rothée, Balgee. So haben die Ortsnamen Harkensee, Lübssee, Triebsees in alter Zeit eine andere Betonung und ein einfaches e gehabt; vermutlich auch Gransee.

Für das Gefühl des Norddeutschen ist die Verkürzung der zweisilbigen Namen nicht so anstößig. Noch überwiegt z. B. in den Namen der Stadt Schwerin sichtlich das niederdeutsche Element, wie eine einfache Bählung der Namen Niemann, Beckmann, Brun, Bruns, Niebuhr, Groth, Boß neben den ungleich selteneren Formen Neumann, Bachmann, Braun, Neubauer, Groß, Fuchs, die zahlreichen Bildungen auf -olt z. B. Oldag, Oldenburg (kein einziges Altenburg), Oldschwager (daneben hochd. Altvater), Oldhoeft u. s. w. ausweist. Fast zahllos aber sind die Formen auf -e, wo das e auch nicht selten abgestoßen wird z. B. neben einander Warnde und Warnd, Will, Wille, Wilken; Gehrte und Gerd; Fricke und Fric; Fide und Fid; Lembke und Lembk; Diercke und Dierck.

Das ethisch wie geschichtlich fesselnde Zurückgreifen auf den Ursprung der einzelnen Familien findet sicher auch Hildebrands Beifall; bei einem

flüchtigen Durchblick der Tausende von Namen, die am Ende des 16. Jahrhunderts im Norden und Süden des Vaterlandes unter der evangelischen Kontordienformel verzeichnet sind, überraschen die verschiedenen Meier im Braunschweig-Lüneburgschen Lande, z. B. Koldemeier, Overmeier, Dorn-, Kode-, Went-, Wedemeier. Auch ein Messorius beruht wohl nur auf einer Verwechslung der beiden Bedeutungen des niederdeutschen Wortes, Mäher (Schnitter) und Verwalter.

Schwerin.

Friedrich Latendorf.

2.

Noch einmal vom „Böhhase“.

Schon in einem früheren Jahrgange (1891) dieser Zeitschrift ist mehrfach von dem Worte „Böhhase“ die Rede gewesen. R. Sprenger hat mit Recht auf die älteren Erklärungen von Woeste (Wörterbuch der westfälischen Mundart) und Weigand (Deutsches Wörterbuch) verwiesen und sich ihnen einfach angeschlossen. Nach Weigand ist demnach böhhase die niederdeutsche Form für ein (nicht vorhandenes) hochdeutsches Bodenhase; es bedeutet den Handwerker, besonders Schneider, der, weil er nicht Meister ist, heimlich auf dem obersten Hausboden (nd. die böno, bön) arbeitet, wo ihn die Zunftmeister auffuchen oder, wie man sagt, jagen [weshalb hase = Hase].

Gegen die letztere Erklärung, daß hier hase ursprünglich die Bedeutung Hase gehabt haben soll, möchte ich mich zunächst wenden. Wir haben noch heutigen Tags eine Anzahl deutscher Familiennamen, die eine Zusammensetzung mit dem Worte hase zeigen, z. B. Feldhase, Kohlhaas, Kniehase, Trillhase, Mehlhase, Lederhas, Leinhaas. In den beiden ersten Namen ist die Beziehung auf unseren Freund Lampe unzweifelhaft. Ebenso sicher aber ist es, daß die übrigen fünf angegebenen Namen anders erklärt werden müssen. Hier kann hase nicht Hase, sondern nur Hose bedeuten, wie uns denn auch neben den Namen Mehlhase, Trillhase, Lederhas und Leinhaas die Formen Mehlhose (Spottname für den Müller), Trillhose (= Drellhose), Lederhose und Ledderhose, Leinhose und Linnhos begegnen. Ebenso weist der Name Kniehase auf das Kleidungsstück hin, wie dies auch der Fall ist in Namen wie Kurthose, Schlaphose, Schlotterhose, Lodderhose, Lumphose. Die letzten vier Namen führt Heinke (Die deutschen Familiennamen S. 46) zutreffend auf die renommierte Pludertracht der Landsknechte des 16. Jahrhunderts zurück, gegen die der brandenburgische Hofprediger Andreas Musculus 1556 seine „Vermahnung und Warnung vom zuluderten, zucht- und ehrverwegenen Hosenteufel“ schrieb (Schulze, Die Modenarrheiten). Ist es somit unzweifelhaft, daß bei der Mehrzahl der Familiennamen, die sich auf hase endigen, dies Wort hase nur hose

bedeuten kann, so wird man auch annehmen müssen, daß der Ausdruck Böhnhase ursprünglich die Bedeutung von Bodenhose gehabt hat, und daß wir in ihm einen Spitz- oder Spottnamen für die Schneider zu erblicken haben (ähnlich wie Mehlhose ursprünglich ein Spottname für die Müller war). Bekanntlich ist die Zahl solcher Beinamen, aus denen später richtige Familiennamen geworden sind, gerade im Deutschen sehr groß (vergl. z. B. Gripenkerl, wörtlich = greif den Kerl (nd.), Beinamen der Gerichts- und Bettelvögte). Mit Recht macht Weigand ja darauf aufmerksam, daß gerade die Schneider den Namen Böhnhasen führen. Auch Sprenger, der auf S. 273 (Jahrgang 1891) einen Vortrag Rüdigers (veröffentlicht im Hamburgischen Korrespondenten 1891, Nr. 48) erwähnt, in dem unter „Böhnhasen“ nur die Schneider verstanden sind, stimmt dem bei. Doch erscheint mir seine Erklärung dafür (ebenda S. 361) nicht glücklich. Denn daß der Schneider, weil er gern im eigenen Hause auf der Bodenkammer beschäftigt wurde, gerade deshalb diesen Namen erhalten haben soll, ist mir nicht recht einleuchtend. Vielmehr scheint der Spottname „Böhnhase“, der ursprünglich nur für die Winkelschneider galt, zuletzt auf die ganze ehrsame Schneiderzunft ausgedehnt zu sein. Es mag dann wohl Mißverständnis der ursprünglichen Bedeutung dahin geführt haben, daß man dabei an den Hasen und seine Jagd gedacht hat, wie denn gerade die Winkelschneider am meisten der Verfolgung durch ihre Kollegen von der Zunft ausgesetzt waren.

Daß auch gelegentlich die Winkelschulmeister oder Klippsschullehrer, also die Lehrer von Privatschulen, mit dem Namen Böhnhasen bezeichnet wurden, möchte ich bei dieser Gelegenheit auch noch erwähnen. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Bei den kümmerlichen Einnahmen sahen sie, ebenso wie ihre Amtsgenossen an den öffentlichen Schulen, sich mehrfach genötigt, sich Nebenverdienste durch Betreibung eines Handwerks zu verschaffen. Dies war in der Regel das Schneiderhandwerk¹⁾, selbst noch im vorigen Jahrhundert, wo Friedrich der Große noch im Jahre 1768 durch Kabinettsordre genehmigt, „daß der Schulmeister zu seiner besseren Subsistenz ein Handwerk, als etwa die Schneider-Profession, das Wirthen und dergleichen betreibe“ (s. Fischer, Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes I, S. 346). Wie nun die Winkelschneider sich den Verfolgungen durch die Zunftgenossen ausgesetzt sahen, so erging es den Winkelschulmeistern nicht besser von seiten der städtischen Lehrer, wobei der Brotneid auf beiden Seiten eine große Rolle spielte. Hierbei mag es dann wohl gekommen sein, daß die letzteren die Klippsschulmeister mit dem Spottnamen der Böhnhasen bezeichnet haben, um sie den Winkel-

1) Vergl. die Lebensgeschichte Jung=Stillings.

schneidern zu Seite zur stellen, weil sie, wie diese, ihr Gewerbe vielfach im Geheimen, im Winkel betrieben.

Flensburg.

P. Bartels.

3.

Zur Volksetymologie.

Zwei neue Beiträge zu diesem interessanten Kapitel unserer Muttersprache möchte ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten. Vielleicht bringen sie dankenswerte Bestätigungen meiner Mitteilungen auch aus anderen Gegenden oder regen dazu an, diesem anziehenden Gebiete noch weitere aufmerksame Beobachtung zu widmen.

Aus dem Flecken Gehrden bei Hannover höre ich, daß dort allgemein der Bierstrauch Rhododendron von den Bauern auf Plattdeutsch „de rotgeränderte“ genannt wird.

Sodann hörte ich neulich von dem Besitzer einer Waldwirtschaft in der Nähe Flensburgs, daß er in die Stadt ziehen werde, um dort den „Pulverkeller“ zu übernehmen. Da mir eine Wirtschaft des Namens gänzlich unbekannt war, fragte ich näher nach, und nun stellte es sich heraus, daß er den sogenannten „Boulevard-Keller“ damit meinte!

Flensburg.

P. Bartels.

4.

Vom historischen Faust.

Zu den mancherlei Zeugnissen über einen historischen Faust, der in der Zeit der Reformation lebte und das Urbild für den Helden des Volksbuches, der Puppenspiele und der Dichtungen Lessings, Goethes, Lenaus und vieler anderer gewesen ist, möchte ich ein weiteres hinzufügen, das, soweit ich sehen kann, bisher noch nicht bekannt war. Es findet sich in der „Zeitung aus India Juncher Philipps von Hutten“ in Menfels Historisch-litterarischem Magazin I. Teil, S. 93. Dieser Philipp von Hutten schreibt nämlich aus Venezuela, wo er in Diensten der Welfen aus Augsburg stand, denen die Kolonie von Karl V. verpfändet war, unterm 16. Januar 1540 an seine Verwandten in Deutschland. Er berichtet, daß sie selbst in Venezuela viel Mißgeschick gehabt hätten, daß es aber auch anderen gleichzeitigen Entdeckern nicht besser gegangen sei. Er fährt dann fort: „Sie habt ihr von allen Gubernationen ein wenig, damit ihr sehet, daß wir hie in Venezuela nicht allein bisher unglücklich gewesen sein. Diese alle obgemelte Armata verdorben sein innerhalb 3 Monathe vor und nach uns zu Sevilla ausgefahren, daß ich bekennen muß, daß es der Philosophus Faustus schier troffen hat, dann wir ein fast bößes Jahr antroffen haben, aber, Gott hab Lob, ist uns fast unter allen andern am besten gangen.“

Das Jahr, auf welches sich Fausts Prophezeiung bezieht, muß das Jahr 1535 gewesen sein. Im Oktober 1534 schiffte sich Gutten in Sevilla ein, 1535 trat er die Expedition ins Innere an, von der er berichtet. Aus der Notiz geht jedenfalls hervor, daß Faust sich auch mit Prophezeien befaßte und daß seine Ankündigungen unter seinen Zeitgenossen eine Beachtung fanden, wie heutzutage etwa die Wetterprognosen Rudolf Falbs.

Coburg.

D. Felsberg.

5.

Kleine Beobachtungen im Anschluß an Söhns
„Varias unserer Sprache“.

Söhns (Varias S. 28) leitet das sächsisch-schlesische *kizgrau* von dem im Süden noch erhaltenen Wort *Kize* (junge Ziege, Reh, Gemse) ab. Daß dies nicht wohl möglich ist, lehrt schon der Vergleich mit *kizblau* = blau vor Frost, das Schmeller (B. Wb. I², 1917) neben *kizgrau* erwähnt. Hier wie in Ober- und Kurhessen sagt man mit einer Art von Reduplikation *grizegrau* und ebenso *blizeblau*, *rizerot*, um das Intensive, Gesättigte der Farbe zu bezeichnen. Eine ähnliche volkstümliche Verstärkung muß wohl auch in *kizgrau* und *kizblau* vorliegen (s. auch Grimms Wb. V, 870). Vielleicht entstand infolge schlechter Aussprache aus *grizegrau* zunächst *kizegrau*, und danach wurde, nachdem der Ursprung im Bewußtsein des Volkes völlig verwischt war, in Oberdeutschland *kizblau* gebildet, während in Mitteldeutschland die reduplizierte Form sich rein erhielt.

Söhns (Varias S. 67) erwähnt das braunschweigische *schleze* in der Bedeutung mild, zart, schwach (engl. *sleazy*) und zu matt (mhd. *slō* stumpf, kraftlos, träge). Ich möchte das gerade in Darmstadt und seiner nächsten Umgebung sehr gebräuchliche Wort *schläächt*, das sich wie in der Aussprache so auch in der Bedeutung von schlecht scharf abhebt, auf denselben Ursprung zurückführen. *Schläächt* ist hier soviel als schlaff und matt, ohne Saft und Kraft, ohne Energie, auch geistig träge und unbedeutend; es entspricht also genau dem mhd. *slō* und scheint nur durch volksmäßige Angleichung an schlecht zu der jetzt noch gebräuchlichen Form gekommen zu sein.

Zur Redensart einen Flunsch ziehen (Söhns Varias S. 87), d. h. das Gesicht zum Flennen (ahd. *flannen*, vom Lachen wie vom Weinen gebraucht) verziehen, oder einen mhd. *vlangs* (Maul) machen, möchte ich außer den gleichbedeutenden Verben *flunschen*, *flinschen*, *flenschen*, *flenzen* = *flensen* (Grimm Wb. 3, 1723. Schmeller-Fr. 1, 794) noch das direkt von *vlangs* gebildete *flanssen*, das in manchen Gegenden, z. B. in Oberhessen, im Sinne von „den Mund zu einem grinsenden (und

meist recht dumm aussehenden) Lächeln in die Breite ziehen“ häufig gebraucht wird (gesprochen Hansen). In dieser Grundbedeutung finde ich das Wort nirgends erwähnt; die von Grimm (Wb. III, 1724) nach Diesendach's Glossarium Latino-germanicum gegebene Bedeutung *adulari* ist ohne Zweifel erst aus jener abgeleitet.

Darmstadt.

Rudolf Beder.

6.

Zu Robert Richters Aufsatz: „Deutsch und Griechisch nach einem Ausspruch Luthers“ möchte ich einige Zusätze machen. Wie das griechische Possessivpronomen hatte auch das deutsche ehemals den Artikel vor sich: *der min vater* = *ὁ ἐμὸς πατήρ*. Bezüglich der Konstruktionen: ich sehe ihn kommen, ich höre ihn sagen (S. 532) ist wohl richtiger an den Gebrauch des Partizipiums nach den Verben der Wahrnehmung im Griechischen anzuknüpfen: *ὁράω αὐτὸν ἴοντα* u., haben wir doch auch im Mittelhochdeutschen diese Konstruktion noch deutlich vor uns, z. B. Nibelungenlied 207, 2, 1: *si sahen bi in stende ein vil hêrlîch gezelt*, ja sogar im Neuhochdeutschen: *alle, die ihr hier anwesend seht*, nur daß hier das Partizipium nicht mehr flektiert wird, wie noch im Mittelhochdeutschen, wo ja auch das prädikative Adjektivum dekliniert wird: *ir seht mich wol gesunden*. Nib. 300, 3, 4. Neben dem absoluten Genitiv: *während der Mahlzeit* giebt es übrigens auch eine von Präpositionen abhängige Partizipialkonstruktion: *noch vor kurzem hörte ich im Vorbeigehen einen Arbeiter sagen „in während der Fahrt.“*

Beim Lesen der Stelle Xen. Kyrop. 1, 4, 13 *χαρίεν γάρ, ἔφη, εἰ ἔνενα κρεαδίων τῆ θυγατρὶ τὸν παῖδα ἀποβουκολήσαιμι* = wenn ich meiner Tochter ihren Sohn verloren gehen ließe, nahm ich die Gelegenheit wahr, auf den heute noch durchaus volkstümlichen Ausdruck des Besitzes hinzuweisen, wie er selbst älteren Schülern noch geläufig ist: *meinem Vater sein Bruder, meiner Schwester ihr Gut*. Mit großem Vergnügen erkannten dieselben Schüler in Unterprima diese Redeweise wieder in Wallensteins Lager 4. Auftritt: „wohl gar um dem Bayer sein Land zu schützen“ und 7. Auftritt: „auf der Fortuna ihrem Schiff“, vergl. Funke dazu, und aus der Stelle des Merseburger Zauberspruchs: *dū tuart demo Balderes volon sin vuoz birenkit*. (Vergl. aus Caspar v. Lohensteins Gedicht „Glückliche Heuraths-Wahl“ die Stelle:

„Die Lieb ist der Natur ihr erstgebornes Kind“

und die anderen:

„Wir wolln den Wahn verliebter Thoren schweigen,
Daß Xenophon sein Sohn den Widder lieb tan haben“,

sowie aus Gottl. Sigm. Corvinus „Die Mode-Mäntel“:

„Der Welt ihr wandelmüthiges Wesen
Stellt sich in vielen Dingen dar“,

siehe Jung „Vollständige Schatzkammer“ 1719, 1, 125 und 178; J. G. Schöch: Poet. Lust- und Blumengarten, Leipz. 1660, Zusage: Herr David Schirmers, meines Uhralters Freundes, sein kaum ausgeblühtes Rosen-Gebüsch; endlich noch aus Bossens Gedicht 3, 117 „Baurenglück“: „Die Arbeit aber wüthet dem Landmann seine Kost.“)

Merkwürdig ist auch die Übereinstimmung von Xen. Anrup. 1, 3, 5 πλέα σοι (ἢ χεῖρ) ἀπ' αὐτῶν ἐγένετο mit dem deutschen: du hast dich voll gemacht, in dem Sinne von besudelt; vergl. 2, 2, 27: οἱ μὲν δὲ ἀνεπίμπλαντο κακίας, ἀποκαθαίρουνται πάλιν ταύτης. Das führt zu einem ganz besonders reichen Fache von Übereinstimmung zwischen Griechisch und Deutsch, dem Gebiete der Wortbedeutungen. Wie oft findet sich da in beiden Sprachen dieselbe Anschauung: προσήκει μοι es kommt mir zu, τὰ προσήκοντα daher die Pflichten, ἔννοια ἐμπέπει αὐτῶ Anab. 3, 1, 13, vergl. unser: mir fällt etwas ein; αὕτη ἡ μελέτη ἀληθεστάτη αὐτοῖς δοκεῖ εἶναι, die wahrste = richtigste, wie wenn wir sagen: Das ist das Wahre. Aristoph. Frösche 1136: ἡμάρτηκεν οὐράνιον ὄσον stimmt mit unser „himmelweit verschieden“ u. v. a. Jedenfalls wird die hoffentlich bald erscheinende Sammlung griechischer Redensarten, die, wie ich höre, von kundiger Hand bearbeitet wird, solche Übereinstimmungen in Menge darthun, in größerer Fülle, als sie für das Lateinische Ottos Werk enthält (z. B. S. 85 ein Keil treibt den andern, S. 136 ἐκ τριχῶς κρέματα); vielleicht zeigt es sich dann unter anderem auch, daß ὑψηλὰ ἄλλεσθαι ebenso übertragen gebraucht wurde wie unser: hohe Sprünge machen. An dieses Gebiet, auf dem sich die Gemeinschaft der deutschen Sprache mit der griechischen wohl am erstaunlichsten erweist, rührt Richters Bemerkung über δεινῶς S. 543. Der Gebrauch von furchtbar = sehr ist schon alt, wie Schottels Bemerkung S. 780 flg. der Sprachkunst beweist: „Anzeigung etlicher Mißbräuche. Schrecklich, greulich, grausam werden in Zuwortzart oftmals gar übel in die Rede und zu solchen Dingen gesetzt, da nichts weniger als solche harte erschreckliche Wörter nötig, ja wol unnatürlich sind, als: er war schrecklich lustig, er ist schrecklich fromm, wir waren grausam froh, ich mußte greulich lachen zc.“ Mit dem vollen Bewußtsein seiner Bedeutung gebraucht Brodus das jetzt als Verstärkung ganz gewöhnliche ungeheuer bei Beschreibung einer wilden Felsenengegend: „An manchem Orte sind der Berge rauhe Höhn Recht ungeheuer schön. Die Größe kann uns Lust und Schrecken zugleich ertveden.“

Dresden.

Carl Müller.

7.

Zu H. v. Kleists Prinz von Homburg.

I, 1, 46. Kurfürst (über ihn gebeugt): Was für ein Laub denn sieht er? — Laub der Weide?
 Hohenzollern: Was! Laub der Weid' o Herr! — Der Lorbeer ist's,
 wie er's gesehn hat an der Helben Wilbern,
 die zu Berlin im Rüstsaal aufgehängt.

Bürn meint, daß die Verwechslung nahe liege, da das Laub der Weide dem des Lorbeers ähnlich ist. Ich glaube aber, daß der Dichter bei dieser Zusammenstellung an die Weide als das Zeichen des unglücklich Liebenden gedacht hat. Der Gedanke daran liegt für den Kurfürsten nahe, da auch er von der angeblichen Leidenschaft des Prinzen für das in Preußen weilende Fräulein von Platen (vergl. I, 1, 169: Die Platen mit den schelm'schen Weilchenaugen! — Die weiß man, die gefällt dir) gehört haben muß. Vorgeschwebt hat Kleist wohl zunächst die bekannte Stelle aus Shakespeares Othello IV, 3, wo Desdemona folgendes Lied singt, das sie einst von einer Magd gehört hat, der ihr Liebster treulos geworden:

Sie saß unterm Ahorn, ihr Leid war groß —

Singt Weide, grüne Weide!

Die Hand auf dem Busen, das Haupt auf dem Schoß;

Singt Weide, Weide, Weide!

Den Stein selbst erweichten die Thränen der Maid. —

Leg' dies beiseite. —

Singt Weide, Weide, Weide! —

Bitte, eil' dich, er wird gleich hier sein. —

Singt alle, mein Kranz muß von Weidenlaub sein u. s. w.

Der letzte Vers entspricht genau dem einer alten Ballade in Percy's „Reliques“ Ausg. v. 1765. (Neudruck von A. Schröder, Heilbronn 1889 I, S. 144):

Sing, O the green willow shall be my garland.

Auch diese Ballade, die Shakespeare seinen Versen zu Grunde legte, und in welcher nicht ein Mädchen, sondern ein verschmähter Liebhaber seinen Schmerz ausspricht, konnte Kleist bekannt sein. Übrigens erscheint auch in anderen Stellen des großen britischen Dichters, aus dem so manche Reminiscenz in Kleists Dichtungen sich findet, die Weide als 'Emblem of unhappy love'; s. A. Schmidts Shakespeare-Vexikon und willow.

I, 1, 57. Sterngucker sieht er, wett' ich schon im Geist,
 aus Sonnen einen Siegeskranz ihm winden.

Zu „Sterngucker“ vermißt man bei den Herausgebern eine Erklärung. Man ist zunächst geneigt, an den sonnambulen Zustand des

Prinzen zu denken. Es ist aber vielmehr nur ein volkstümlicher Ausdruck für „Astrolog, Wahrsager (aus dem Stand der Gestirne)“. In Christian Weises Schulkomödie von Tobias und der Schwalbe IV, 9 (Reclamscher Neudruck S. 105) rühmt sich Merten Fuchs, Sterngucker, Kalendermacher und Wein-Bisierer zu Ochsenfurt: „Ich bin ein Sterngucker, ich werde mich besser darzu schiden, wo irgend etwas darbey zu prognosticiren ist; denn aus den Liedern propheceyt man von den Poeten.“

Durch den Ausdruck Sterngucker soll also bezeichnet werden, daß der Prinz mit prophetischem Geiste in die Zukunft schaut. Ich bin danach jetzt geneigt, mich der Erklärung Bürens anzuschließen, wenn es so auch unklar bleibt, warum der Prinz an einen „aus Sonnen gewundenen Ruhmeskranz“ denkt.

Northeim.

R. Sprenger.

8.

Zum Scherzrätsel aus Tirol (Zeitschr. 4, 84; vgl. 161 flg., 167).

Das von R. Göge in dieser Zeitschr. 4, 84 (jetzt auch in v. Hörmann's Hausprüchen aus den Alpen) mitgeteilte Scherzrätsel von der Tiroler Burg Taufers:

Ain junckfraw nit ains tages alt was,
die nam ein man für war; ee das
sü wart ains jares alt,
do gewans ain kindt von mans gewalt;
sü starb, ee das sü wart geporn:
rat recht, odr du hast vrlorn.

hat bereits Karl Müller ebd. S. 162 in ähnlicher Form in Guldrich Theranders Aenigmatographia Rythmica nachgewiesen. Ich finde es jetzt auch im „Pfaffen von Kalenberg“ und zwar in einer Form, die vermuten läßt, daß die Inschrift auf dieser Fassung beruht, oder daß wenigstens beiden dieselbe Quelle zu Grunde liegt. Ich kann die betreffende Stelle nur nach der Erneuerung von Karl Pannier (Leipzig, Philipp Reclam jun.) geben, aber auch aus dieser wird die Verwandtschaft beider Fassungen genügend hervorgehen. Es heißt dort S. 26:

„Nun gebet Antwort mir geschwinde,
Die Frag' ich aus der Bibel finde:
Eine Jungfrau war, noch nicht ein Jahr,
Die nahm sich einen Mann fürwahr
Und einen Sohn vom Mann gebar,
Noch ehe sie ein Jahr alt war,
Und starb, bevor sie ward geboren.
Nun ratet, sonst habt ihr verloren“

Darauf giebt denn auch der Kalenberger die Antwort, wodurch der Streit um die Auslegung des Rätsels (vgl. Krüger, Zeitschr. 4, 168) entschieden wird:

Der Kalenberger entschied gar bald:
 „Eva, die Jungfrau nicht zu alt,
 Vorm ersten Jahre Adam nahm
 Und gleicher Frist ein Kind bekam,
 Sie ward geschaffen, nicht geboren.“

Northheim.

R. Sprenger.

9.

Zum „Entenbaum“.

Im 5. Bande S. 354 dieser Zeitschrift führt Dr. P. Bartels die Entstehung des Ausdrucks „Zeitungs-Ente“ auf den sagenhaften „Entenbaum“ zurück, „den Adam Lonicer schon im Jahre 1550 in seinem „Kräuterbuch“ schildert“. Es ist dies jedenfalls derselbe Baum, den Sebastian Münster in seiner Kosmographie S. 45 (Deutsche Ausgabe vom Jahre 1548)¹⁾ im Sinne hat, wengleich hier nicht von Enten, sondern von Gänsen gesprochen wird. Die Stelle lautet: „In Schottland findt mā bäum die bringē laub echtig knöpff / vnd wan es zeit ist, das sie härab fallen / vnd kommen in das wasser / werden lebendig vögel darauß / die man bäum genß nēpt. Man findt jr gewechß oder zucht auch in der inseln Pomonia nit ferr von Schottland gegen mitnacht im möre gelegē. Es schreiben die alten Cosmographē / als nemlich Saxo Grammaticus auch von disen bäum gensen / das du nit gedendest es sey ein tant von den neüwen erdichtet.“ Leider habe ich die Stelle im Saxo Grammaticus, auf die sich Münster beruft, noch nicht auffinden können.

Neu-Ruppin.

R. Ed. Haase.

10.

‘Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettetest alle!’
 (Schiller, Tell III, Zeitschr. VI 362 flg.)

Zu vergleichen ist Ev. Marc. 15, 30: Hilf dir nun selber! und 31: Er hat andern geholfen, und kann ihm selber nicht helfen; dazu das ‘Sprichwort’ Ev. Luc. 4, 23: Arzt, hilf dir selber! Siehe auch Goethe an Frau von Stein unterm 29. Oktober 1780.

Berlin.

Otto Schröder.

1) Diese Jahreszahl steht am Schluß, sonst finde ich die Ausgabe mit der Jahreszahl 1644 zitiert.

11.

Das Besprechen der Krankheiten.

Zu den von Dr. Glöbe in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift angeführten niederdeutschen Ausdrücken für das „Besprechen“ kam ich aus der Gegend der Uckermark und Pommern als ausschließlichen terminus technicus das Wort „böten“ beibringen. „Lat di de Swaer (Geschwür), de Back u. s. w. böten“, also mit der Krankheit bezw. dem kranken Körpertheil als Objekt, nicht — wie bei püstern u. s. w. — der Person des zu Heilenden. Das Wort wirft auch seinerseits ein bezeichnendes Schlaglicht auf die Fähigkeit, mit der besonders der Norddeutsche am Alten und Gewohnten hängt: böten = „büßen“ hat die im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen allgemein gebräuchliche Bedeutung von „abhelfen“, „heilen“ bewahrt, während es mhd. sich zu einem rechtlichen und sittlichen Begriff verengt hat. Vergl. Heyne, d. Wtbch. s. v. Buße und Büßen: sine swaere (Leid) er im niht buozte (Helmb. 1711). — Der von Jos. Roulen in dieser Zeitschrift V, 10, 694 mitgeteilte Heilspruch erinnert mich an einen alten Bekannten, mit dem mir in meiner Jugend oft von der Großtante ein „Wehsinger“ u. dergl. besprochen wurde:

Heile, Schäfchen, heile:
 Schäfchen hat 4 Beine,
 Schäfchen hat 'nen langen Schwanz,
 Morgen früh ist alles wieder ganz!

also auch mit dem von Roulen a. a. O. angeführten Schaf. Neueren Ursprungs ist jedenfalls der in hiesiger Gegend gebräuchliche Spruch:

Heile, heile, Segen!
 Heute ist es Regen,
 Morgen ist es Sonnenschein,
 Dann wird alles wieder besser sein,

Bremerhaven.

Ferd. Lech.

Jugendmärchen. Erzählt von Aurelie. Stuttgart. Union, deutsche Verlagsgesellschaft. (Universal-Bibliothek für die Jugend, Nr. 268—271.) Geb. 1,20 M.

Wenn in Deutschland nur solche Bücher gekauft und gelesen würden, die gekauft und gelesen zu werden verdienen, so bedürfte das oben genannte keiner Empfehlung; denn es gehört zu den feinsinnigsten und liebenswürdigsten, die geschrieben worden sind. Da aber die Sündflut des Mittelmäßigen und Schlechten, die alljährlich den Weihnachts-Büchermarkt unter Wasser setzt, das Vortreffliche unwiderstehlich mit wegschwemmt, so ist es leider nicht überflüssig, auf die „Jugendmärchen“

der Frau Aurelie (Gräfin Wolf-Baudissin, der Gattin des berühmten Übersetzers) aufmerksam zu machen. Wenn ich dies thue, so weiß ich, daß ich mir damit den Dank aller Leser, die Sinn für echte Poesie haben, erwerbe. Hätte die Verfasserin englisch, französisch oder dänisch geschrieben, so wäre sie allein durch ihre wundervolle „Eisenerziehung“ (Nr. 5 der vorliegenden, billigen und hübsch ausgestatteten Ausgabe) eine Berühmtheit geworden, und man hätte ihre Märchen längst übersetzt und sogar bei uns gelesen. So aber scheint ein lautes öffentliches Wort noch jetzt — 28 Jahre nach dem ersten Erscheinen dieser edlen Dichtungen! — recht wohl angebracht, um ihnen einen größeren Leserkreis zuzuführen. Andersens Ruhm in Ehren — diese deutsche Frau steht dem berühmten Dänen in nichts nach als in der Fruchtbarkeit. An Fülle lieblicher Poesie und an sittlicher Tüchtigkeit ist sie ihm ebenbürtig, an Feinheit des Geschmacks und Reinheit des Stils übertrifft sie ihn. In der That ist über der Sprache Aureliens ein unsagbar zarter Duft schlichtester Anmut ausgegossen; nichts Geziertes oder Barockes stört den Genuß. Daher sollte ich meinen, daß es insbesondere für natürlich empfindende Mädchen und Frauen kaum eine anziehendere Lektüre geben könnte, und daß auch Knaben, deren Phantasie nicht ganz mit Tomahawks und Skalpen erfüllt und deren Geschmack durch die rohe Duzendware moderner Jugendschriftsteller nicht ganz verdorben ist, ihre Freude haben müßten an diesen schönen Erzeugnissen einer echten Dichterin. Erzählungen wie die schon erwähnte „Eisenerziehung“ oder der tief-rührende „Leonidas“ oder die humoristisch gefärbte, prächtig phantastische „Nacht in der Tierbude“ verdienen es, als Perlen von edelstem Gehalt und feinsten Fassung allerwärts gekannt und bewundert zu werden. Das Wesen des Märchens hat die Verfasserin aufs richtigste erfaßt. Daß auch in dieser poetischen Welt eine innere Folgerichtigkeit im psychologischen und sittlichen Sinne vorhanden und daß das Märchen nicht, wie manche wähnen, das willkürliche Spiel einer läppischen, faselnden Einbildungskraft ist, das kann man wie aus dem ältesten, schlichtesten Volksmärchen, so auch aus diesen einfachen und doch so kunstvollen Dichtungen einer hochgebildeten Frau des neunzehnten Jahrhunderts erkennen.

Baunzen.

Gotthold Klee.

Joh. Evang. Haselmayer, Ueber Ortsnamenkunde. Würzburg (J. Kellner) 1890. LVI S. 8^o.

Der Verfasser will der Ortsnamenerklärung die erste Stelle im erdkundlichem Unterricht einräumen. Es ist allerdings eine unbestreitbare Thatsache, daß den Ursprung und die Grundlage aller Erkenntnis die

Anschauung bildet, und daß aller Unterricht, sofern er natürlich und vernünftig heißen will, von dieser Form ausgehen muß. Daß aber in der Geographie die Namenerklärung die erste Stelle einnehmen muß, habe ich aus eigener Erfahrung als falsch erkannt. Mich interessieren, wie die Fachgenossen wissen, Namen über alles, wie konnte ich, als ich den geographischen Unterricht übernahm, die Namen der Wälder, Bäche, Quellen, Flüsse, Teiche, Seen, Äcker und Wiesen unerklärt lassen, besonders wenn ich Mecklenburg behandelte, dessen Sprache und Geschichte ich von Jugend auf erforsche. Am Ende des Semesters habe ich einen gänzlichen Mißerfolg zu verzeichnen gehabt, wenigstens genügten die geographischen Kenntnisse der Schüler durchaus nicht den Anforderungen des Lehrplans. Ich glaube nicht, daß eine solche Methode dem Geiste Friedrich Ritters entspricht. Daß das früher so beliebte und gepriesene Kartenzeichnen durch Coordes (Gedanken über den geographischen Unterricht, Metz 1888) abgethan ist, glaube ich noch lange nicht. Der geographische Unterricht wird durch Haselmayers Buch allerdings auch gewinnen, der Hauptzweck aber scheint mir erfüllt, wenn es dem Verfasser gelungen ist, für Ortsnamenerklärung aufs neue zu begeistern, den Sinn für Ortsnamenforschung zu wecken und die Bedeutung der Ortsnamenlehre für die Wissenschaft in kurzen Zügen darzustellen. Dazu faßt er kurz die Bestrebungen auf diesem Gebiete zusammen, erwähnt besonders Grimm und Ernst Wilhelm Förstemann aus Danzig, von dessen „Altdeutschem Namenbuch“ Isaac Taylor mit Recht sagt: „A work which only a German could have conceived or executed, and which, even in Germany, must be considered a marvellous monument of erudite labour.“ Auch W. Arnolds „Deutsche Urzeit“ und J. J. Egli's „Nomina Geographica“ und „Geschichte der geographischen Namenkunde“ verdankt die Wissenschaft eine bedeutende Förderung. Der Verfasser unterscheidet dann zwischen Namenerklärung und Namenforschung. Australien (= Terra australis), Afrika (von Afer), Skytladen, Sporaden u. sind einfache Namenerklärungen. Die Namenforschung tritt natürlich bei solchen Ortsnamen ein, deren heutige Form dem eigenen Sprachherde unverständlich geworden ist; sie muß auf die ganze Reihe von Formen zurückgehen, die der betreffende Ortsname von den ersten Anfängen bis zum heutigen Tage durchlaufen hat. Ubrigens ist es bekannt, daß Sprachkenntnis allein nicht hinreicht, um einen Namen richtig zu deuten; in vielen Fällen gehört eine genaue Bekanntschaft mit den örtlichen Zuständen (Topographie) und die Verwertung geschichtlicher Zeugnisse dazu. Ich habe das so recht bei meinen Studien über Tiernamen gesehen, wo besonders die Geschichte überall hineinspielt. Der Verfasser weist wieder auf den alten Spruch hin: „nomen est omen“ oder kein

Name ist ohne Bedeutung, wenn wir den Sinn auch nicht immer verstehen. Er beschränkt sich auf die Erklärung bayerischer Ortsnamen; er stellt die mit den folgenden Stämmen zusammengesetzten vollständig auf: Espe, Birke, Busch, Buche, Eiche, Föhre, Esche, Erle, Tanne, Weide, Eibe, Ulme, Hasel, Sahlweide, Stoc, Linde, Ahorn, Buchsbaum, Apfel, Birne, Kirsche, Pflaume, Nußbaum, Wald, Holz, Forst, Hart, Schachen (kleines zungenförmiges Gehölz), Hag, Loh, Zeil, Dorn, Distel, Moos, Horb (Schlamm Boden), Brühl, Schwand (Nodung), Brand, Schnait (mhd.: schneite; Schneise). Er hat sich also auf die Naturnamen beschränkt, die Kulturnamen sind weniger berücksichtigt. Die kleine Studie zeugt von ungeheurem Sammelfleiß. Sie nützt ja hauptsächlich den süddeutschen Lehrern, bietet aber auch norddeutschen Namensforschern viel Neues. Auch für die Erkenntnis der Personennamen sind manche Angaben wichtig. Ich habe z. B. die Artikel über Hag, Hagen und Hain mit denjenigen bei Heinke (N. Heinke, Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich, Halle a. S. 1882) unter Hag, Hagan und Hagen verglichen und gesehen, daß beide sich gegenseitig ergänzen.

Wismari. M.

O. Glöde.

W. Gerberding und R. Beyer, Kurzgefaßte deutsche Grammatik für Schulen und Fortbildungsanstalten. Berlin (Weidmann) 1891. 80 S. 8°. 5. Aufl.

Die Grammatik ist aus einem von den Verfassern bearbeiteten Anhang zu dem von der Unterrichtskommission des Berliner Handwerkervereins herausgegebenen Lesebuch für Bildungsvereine entstanden und hat auch über die Kreise hinaus, für die sie ursprünglich bestimmt war, Beachtung und Berwertung im Unterrichte gefunden. In der pädagogischen Presse ist die 4. Auflage durchweg günstig beurteilt. Die vorliegende fünfte Auflage enthält nur wenige Zusätze und Änderungen. Es ist hier der Versuch gemacht worden, Syntax und Formenlehre zugleich zu behandeln, in der Hand eines geschickten Lehrers erfüllt das Buch auch seinen Zweck, nämlich die sprachlichen Thatsachen zur Anschauung und zu bewußtem Verständnis zu bringen. Indem die Verfasser mit der einfachsten sprachlichen Form, in der sich ein Gedanke ausdrückt, mit dem nackten Satze beginnen und dann an der Hand der Betrachtung seiner Bestandteile allmählich zu erweiterten und endlich zu komplizierteren Satzbildungen übergehen, gewinnen sie die Gelegenheit, alle für die elementare Stufe des Unterrichts notwendigen Regeln der Formenlehre, sowie der Satzlehre zu erörtern. Die Regeln über die Orthographie sind praktisch zusammengestellt, diejenigen über die Inter-

punktion hätten knapper gefaßt werden können. Das ist aber alles Sache des sprachlich gebildeten Lehrers. Ich habe die Satz- und Interpunktionslehre — zusammen gehören sie selbstverständlich — noch jedes Jahr anders in der Klasse behandelt. Darin liegt ja gerade der Reiz des deutschen Unterrichts, daß Lehrer und Schüler in jeder Stunde selbstthätig schaffen. Daher kann man auch die Beispiele in den Grammatiken ganz entbehren, so daß der Streit ganz aufhört, ob sie aus den Klassikern oder möglichst einfach oder sogar trivial gewählt werden müssen. Die Lektüre bietet stets reichlich, eine an Aufmerksamkeit gewöhnte Klasse findet leicht ganz brauchbare. Das Büchlein wird beim Unterrichte in Elementarschulen gut zu verwenden sein, besonders da die Terminologie äußerst einfach gehalten ist, ohne vor jedem Fremdwort zurückzuschrecken.

Wismar i. M.

D. Glöde.

Paul Knauth, Abriß der deutschen Sprachlehre von Dr. Adolf Bräutigam. Vierte, umgearbeitete Auflage. Besorgt von Paul Knauth. Mauen und Leipzig (Harschan). 1889. 115 S. 8°.

In jüngster Zeit mehren sich die Stimmen von Gelehrten und Schulmännern, die für das Deutsche eine hervorragende Stellung im gesamten Unterricht fordern. Die Berechtigung dieser Bestrebungen wird keiner leugnen, der einen guten deutschen Unterricht genossen hat und die Folgen an sich oder andern gespürt hat. Das Deutsche muß der Mittelpunkt des Unterrichtes werden, denn es schließt mehr Bildungselemente in sich als jede der anderen Disziplinen, die allerdings zu seiner Ergänzung durchaus notwendig sind. Für den Deutschen ist seine Muttersprache das humanistische Element *Kar' ἐξοχήν*, ohne welches eine gründliche und umfassende Bildung unmöglich ist. Die humaniora, die philologisch-historischen Disziplinen, müssen ein Übergewicht über die mathematisch-naturwissenschaftlichen in der Schule haben, wenn unsere junge Generation gebildet und nicht abgerichtet werden soll. Die größten Entdecker bis auf unsere Tage sind von dieser universellen Bildung aus zu epochemachenden Erfolgen auf ihrem speziellen Gebiet gelangt. Der Arzt, Geistliche, Jurist, Lehrer dürfen nicht vergessen, daß sie nicht bloß Fachmänner, sondern Gelehrte sind. Noch heute gilt Wort für Wort alles, was Schelling in seiner Methode des akademischen Studiums allen Studierenden ans Herz legt, nicht ihr teuerstes Vorrecht aufzugeben, Gelehrte zu sein. Das Deutsche ist neben der Philosophie eines der wichtigsten Bildungsmittel unseres Volkes. Das deutet Bräutigam schon 1860 im Vorwort zu seinem Abriß an, wenn er als das Ziel des Unterrichtes in der deutschen Sprache das Sprachbewußtsein hinstellt. Er will dem Schüler seinen Schatz von unbewußter Sprachübung und unbewußtem

Sprachwissen zum Verständniß bringen. In der vierten Auflage hat Ananth eine sehr knapp gehaltene Einleitung über die deutsche Sprache und eine kurze Stillehre hinzugefügt. Vermehrt ist auch der Abschnitt über die Zeichensetzung, die Wortbildungslehre und die Lehre von der Wortfolge sind erheblich verändert. Das ganze Büchlein ist wissenschaftlich gehalten, verlangt aber auch einen durchaus germanistisch gebildeten Lehrer, sonst können manche knapp gefaßten Regeln falsch verstanden werden. Ich verfare in der Schule oft anders, als es hier vorgeschlagen wird. Ich gebe z. B. unbedenklich den Grund für den Umlaut an; daß ein i in der folgenden Silbe ihn bewirkt, welches wir oft als e sehen, kann man Schülern leicht klar machen. Den Unterschied von stark und schwach pflege ich zuerst am Verbum verständlich zu machen und dann die gewonnenen Begriffe auf das Substantivum zu übertragen. Stark heißt — ich gestatte mir eine solche Erklärung in der Schule — das Verbum, weil es aus sich heraus, ohne Endung sein Präteritum bilden kann. Der Umlaut ist ein innerer Prozeß. Dann gebe ich im allgemeinen an, daß die modernen germanischen Sprachen die schwache Deklination und Konjugation bevorzugen. Wie die vollen Endungen schwinden, so bestreben sich Substantiv und Verbum schwach zu werden. Ich glaube aber, man muß die Vorliebe für die alten Formen — welcher historisch geschulte Philologe hätte sie nicht — auch wiederum nicht zu weit treiben. Die Sprache schreitet unaufhörlich fort, noch kein Gelehrter hat ihren Lauf aufgehalten, die Grammatik muß der Sprache folgen, sie nicht schulmeistern. So finden „guten Mutes“, „reinen Herzens“ neben „gutes Mutes“, „reines Herzens“, „gerades Weges“ ihre Berechtigung. Bei der fünften Klasse der starken Verben weise ich stets auch in der Schule darauf hin, daß sie ursprünglich reduplizierend waren.

Dies alles kann ein geschickter Lehrer im Anschluß an Bräutigam-Ananth's Grammatik besser treiben als nach vielen anderen, darin besteht ihr Vorzug. Für Lehrer allerdings, die sich darüber beklagen, daß sie in fünf wöchentlichen deutschen Stunden zuletzt nichts mehr anzufangen wissen, ist sie wohl noch zu knapp. Solche verschwinden aber hoffentlich bald gänzlich aus unseren deutschen Schulen.

Wismar i. M.

O. Glöde.

Dr. Theodor Matthias, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium zu Zittau i. Sachsen. Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Leipzig, Richard Richter. 1892. VIII. und 465 S.

Den vielen Büchern, die sich die Aufgabe stellen, den gebildeten Deutschen durch die Schwankungen seiner schwierigen Muttersprache zu

geleiten, gesellt sich jetzt ein neues hinzu, und es verdient das Prädikat: Last, not least. Grade vor 20 Jahren erschien Sanders' Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache, 1878 folgte Keller mit seinem Antibarbarus, 1880 Andresen mit seinem Buch Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, und zuletzt Wustmann mit seinen Sprachbummheiten. Jedermann weiß, daß durchschlagenden Erfolg eigentlich nur das letztgenannte gehabt hat, obgleich es durch seine kühnen Behauptungen und die Sicherheit, mit der es über Andersdenkende urteilt, viel Widerspruch erregt hat. Ich habe selber meine Bedenken in dieser Zeitschrift ausgesprochen und ich kann nicht umhin, sie angesichts des Buches von Matthias zu bekräftigen. Ich finde bei Matthias das Gute Wustmanns reichlich wieder, das Schlechte meist vermieden. Der Ton ist minder selbstbewußt, die Behauptungen werden meist bewiesen, der Stoff ist weit vollständiger zusammengestellt. Es sei mir gestattet, auf die Unordnung des Inhaltes kurz hinzuweisen; ein näheres Eingehen möchte ich an dieser Stelle einer anderen Feder überlassen.

Einleitend behandelt der Verfasser die Wortbildung (S. 1–26) und geht dann zu den Wortarten über (S. 26–151). Den breitesten Raum nimmt natürlich die Saylehre ein (S. 152–420). Den Beschluß machen eine Anzahl Fingerzeige, betreffend die Sauberkeit, Einfachheit und Wahrheit der Darstellung (S. 421–455). Ein alphabetisches Register erleichtert die Benutzung des Buches, dessen Studium besonders allen denen empfohlen sein möge, die bisher Wustmann als Ratgeber brauchten. Der Vergleich beider wird, glaube ich, zu Gunsten des ersteren ausfallen.

Flensburg.

Wasserzieher.

Lebensblätter. Erinnerungen aus der Schulwelt von Dr. L. Kellner, Geh. Regierungs- und Schulrat a. D. Mit dem Bilde des Verfassers. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1891. 587 S. Preis 4 Mark 50 Pf.

Eine ehrwürdige Gestalt unter den Förderern des deutschen Unterrichts ist unstreitig Dr. L. Kellner. Angeregt durch Jacotot, forderte er schon 1835 den Anschluß des gesamten deutschen Sprachunterrichts, auch des grammatischen, an eine Reihe ausgewählter Lesestücke und begründete so die anlehrende Methode. Sein praktischer Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht, zuerst erschienen 1837–1840, verbreitete seine Ansichten in der deutschen Lehrerwelt und fand großen Beifall. Auch seine späteren Werke auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts erleben noch jetzt neue Auflagen; vorzugsweise ist aber Kellners Name durch seine

übrigen pädagogischen Schriften berühmt geworden. (Aphorismen, Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte, Volksschulkunde, pädagogische Mitteilungen, kurze Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.)

Wir halten es deshalb für eine Pflicht der Dankbarkeit, auf die inhaltreichen Lebensblätter dieses bedeutenden Schulmannes aufmerksam zu machen. Dr. Lorenz Kellner, 1811 auf dem preussischen Eichsfelde geboren, blickt in diesem Buche auf ein reichgesegnetes Leben zurück. Vom einfachen katholischen Volksschullehrer stieg er durch seine außerordentlichen Leistungen 1836 zum Seminarlehrer und 1848 zum Regierungs- und Schulrat empor; geehrt auch jenseits der deutschen Grenzen, lebt er seit 1886 zu Trier im Ruhestande. Die Akademie in Münster verlieh ihm schon 1863 als Anerkennung für seine wissenschaftlichen Leistungen und seine amtliche Wirksamkeit die philosophische Doktormürde *honoris causa*.

Bei einer neuen Auflage würde uns ein etwas schärferes und ausführlicheres Bild der Jugendzeit lieb sein.

Obwohl Kellners Thätigkeit hauptsächlich auf dem Gebiete der Volksschule liegt, so können wir doch jedem Lehrer diese Erinnerungen aus der Schulwelt aufs beste empfehlen. Sie stehen den Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen von Dr. L. Wiese würdig zur Seite und behalten wie dieses Werk für die Geschichte des Schulwesens einen bleibenden Wert.

Lüneburg.

H. Kohrs.

Kreuznach is Trump! Lokalschwank in 4 Aufzügen von B. Vogel (K. Hessel). Mit einer Abhandlung über Kreuznacher Art und Mundart und einem Wörterbuch. Musik von Ferd. Fries. — Kreuznach, Verlag von Ferd. Harrach. 1890. 84 S. 8°.

Wird auch vorliegende Dialektdichtung den Sprachforscher in der Überzeugung nicht beirren können, daß mundartliche Kunstgedichte nie so getreu „Art und Mundart“ eines Volkes widerspiegeln als aus dem Munde des Volkes selbst Gesammeltes, so wird sie doch jeden, der die „fröhliche Palz“ aus eigener Anschauung kennt, anheimeln, und auch der Leser, welcher noch nie in jenen gesegneten Gauen Deutschlands war, sich angenehm von dem heiteren Pfälzer Volksgeiste umweht fühlen. Im ganzen ist es dem Verfasser geglückt, den Volkston und die mundartliche Form richtig zu treffen; daß seine Kreuznacher je nach dem Grade ihrer Bildung ihre Mundart der Schriftsprache annähern, entspricht ganz der Wirklichkeit, sowie auch, daß selbst Lenchens, der gebildetsten Kreuznacherin, Sprache in der Erregung eine stärkere mundartliche Färbung annimmt. Doch begreift man nicht, weshalb der Dichter mehrfach Wambach schriftdeutsch singen läßt. Daß er der leichteren Lesbarkeit halber nur Laut-

zeichen der Schriftsprache verwendet hat, machen wir ihm nicht zum Vorwurf, wohl aber, daß von ihm „die Aussprache des g als ch nur in einzelnen Fällen markiert“ und „die harte Aussprache des b und d im Anlaut vor einer Liquida unbezeichnet geblieben ist“. Nach unserer Ansicht kann zwar der Dialektdichter von den besonderen phonetischen Lautzeichen des Mundartenforschers (Accente, griechische Buchstaben und dergleichen) absehen, und so auf die Darstellung der feineren Unterschiede, wie die von Gaumen- und Kehllauten, verzichten; doch was gleich klingt, muß auch er durch gleiche Buchstaben bezeichnen. Wählt er für den Gaumen- und Kehltreibelaut als Zeichen ch, so muß er es auch da stets setzen, wo schriftdeutsches g so gesprochen wird. — Für die anhangsweise hinzugefügten 20 Seiten über die Kreuznacher Mundart sind wir dem Verfasser sehr dankbar. Sie enthalten manches Schätzenswerte für die Mundartenforschung. Eine wissenschaftliche erschöpfende Darstellung der Mundart läßt sich selbstverständlich nicht erwarten.

Der Gang der einfachen Handlung des Stückes ist ein natürlicher. Ein verschuldeter pommerscher Baron hat sich mit der Tochter (Lenchen) eines reichen Kreuznacher Weinbergbesizers verlobt. Da kehrt deren ehemaliger Geliebter Karl aus der Fremde zurück. Ihm gesteht sie, daß sie den Baron nicht liebt. Beide werden von Lenchens Tante (Großkopf) überrascht, die aber ihre Partei ergreift. Auf dem Kreuznacher Markt bringt sie den Baron wie zufällig mit Karl zusammen, der Lenchens Vater als armen Mann darstellt. Infolge davon tritt der Baron von der Verlobung zurück, und die Karls mit Lenchen erfolgt. — Wir halten das Stück für bühnensfähig. Gut gespielt, wird besonders Tante Großkopf, die Vertreterin der echten Kreuznacher, eine treffliche Wirkung thun. Für Lenchen können wir uns weniger erwärmen, da sie bei der ganzen Handlung fast nur passiv ist.

Plauen i. B.

Carl Franke.

Richard Jonas, Musterstücke deutscher Prosa. Ein Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin 1891. R. Gärtners Verlags- handlung. 285 S.

Daß Lesebücher für die oberen Klassen, die wertvolle Prosastücke der hervorragendsten, besonders neuerer Stilisten enthalten, keineswegs durch die Schulausgaben einzelner Dichterwerke überflüssig gemacht werden, weiß jeder Lehrer, der auch nur einige Wochen in einer oberen Klasse deutschen Unterricht erteilt hat. Denn außer den größeren zusammenhängenden Dichterwerken, die in der Klasse gelesen werden, bedarf man dringend kürzerer, abgerundeter Prosastücke, die gemeinsam in der Klasse

nach Inhalt und Form, insbesondere auch in Hinsicht auf die Anordnung und Gliederung der Gedanken und des Stoffes durchgearbeitet werden, damit die Schüler eine sichere Grundlage für ihre stilistische Ausbildung und zugleich Vorbilder für ihre Aufsätze erhalten. Rationale, philosophische und kunstgeschichtliche Stoffe werden besonders geeignet zur Behandlung in den oberen Klassen erscheinen. Zu wünschen ist, daß solche Stücke, da die Werke aus der klassischen Zeit im Zusammenhange gelesen werden, nicht wiederum aus den klassischen Dichtern, sondern vorwiegend aus neueren Schriftstellern ausgewählt werden. Denn der Schüler bedarf vor allem auch einer Einführung in die mustergiltige Sprache der Gegenwart.

Alle die Gesichtspunkte, die wir soeben ausgesprochen haben, finden wir in dem vorliegenden trefflichen Lesebuche, das Herr Gymnasialdirektor Prof. Dr. Jonas in Protoschin zusammengestellt hat, aufs erfreulichste berücksichtigt. Wir finden darin Männer wie Bismarck, Carus, Ernst Curtius, Dahn, Deinhardt, Döderlein, Joh. Ed. Erdmann, Fortlage, Freytag, Gervinus, Giesebrecht, Gottschall, Jakob Grimm, Hermann Grimm, L. Häusser, Alex. v. Humboldt, Wilh. v. Humboldt, Lazarus, Lemcke, Lohe, Lübke, Mommsen, Palleste, D. Peschel, L. Rante, Riehl, Sybel, Treitschke, Ludwig Wiese u. a. durch gut ausgewählte Abschnitte aus ihren besten Werken vertreten. Wir müssen im allgemeinen die Lesestücke als sehr geschickt und mit feinem Geschmack gewählt bezeichnen, wenn wir selbstverständlich hier auch noch einzelne Wünsche haben. So vermischen wir schmerzlich einen der vornehmsten Schriftsteller unseres Jahrhunderts: Moltke, auch von Bismarck wünschten wir noch mehr Proben und zwar solche, durch die Art und Wesen seiner Sprache noch genauer gekennzeichnet würde. Auch sähen wir gern die Namen Th. Vischer, A. Stifter, Mosegger, Anton Springer (z. B. einen Abschnitt aus seinem Albrecht Dürer), Runo Fischer, Gottfried Keller, Ludwig Uhland, Karl Weinhold vertreten. Wir würden uns freuen, wenn der Herausgeber einen oder den anderen dieser Wünsche bei einer neuen Auflage berücksichtigte. Der Wert des Buches wird natürlich durch diese Wünsche, die vorwiegend persönlicher Neigung entspringen, nicht beeinträchtigt, und so sei das Buch allen, die eine sichere Grundlage für sprachliche Schulung auch der oberen Klassen, sowie ein Mittel zur Anregung nach den verschiedensten Seiten hin suchen, aufs beste empfohlen.

Dresden.

Otto Lyon.

Conrad Methwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. VI. Jahrgang. 1891. Berlin, Gärtners Verlag. 1892. 692 S.

Das schöne Werk, das wir in unserer Zeitschrift schon wiederholt empfohlen haben, giebt eine Übersicht über alle Erscheinungen auf dem

Gebiete des höheren Schulwesens. Es behandelt: I. Schulgeschichte (Referent Gymnasialrektor Dr. Bender in Ulm); II. Schulverfassung (Professor Dr. Conrad Rethwisch in Berlin); III. Deutsch (Gymnasialdirektor Professor Dr. Jonas in Krotoschin); IV. Latein (Dr. Ziemer in Kolberg); V. Griechisch (Dr. A. v. Bamberg in Gotha); VI. und VII. Französisch und Englisch (Professor Dr. Löschhorn in Berlin); VIII. Geschichte (Dr. E. Schmiele in Berlin); IX. Erdkunde (Dr. D. Bohn in Berlin); X. Mathematik (Realschuldirektor Dr. Thaer in Halle); XI. Naturwissenschaft (Professor Dr. E. Loew in Berlin und Dr. Thaer in Halle); XII. Zeichnen (Zeicheninspektor Fedor Flinker in Leipzig); XIII. Gesang (Professor Dr. Heinrich Bellermaun in Berlin); XIV. Turnen und Gesundheitspflege (Professor Dr. E. Euler in Berlin). Die Berichte sind durchgängig recht sachlich gehalten und geben im allgemeinen ein anschauliches Bild der betreffenden Litteratur. Wir haben insbesondere den Bericht über das Deutsche nachgeprüft und dabei gefunden, daß Professor Jonas sich in allen Punkten als ein vielseitig belehener, sachkundiger Beurteiler und als ein sicherer und zuverlässiger Führer durch dieses schwierige Gebiet erweist. Es ist Ehrenpflicht jeder Schule, dieses ausgezeichnete Werk der Bibliothek einzuverleiben.

Dresden.

Otto Lyon.

Adolf Matthias, Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht auf den drei unteren Stufen höherer Lehranstalten. Düsseldorf, Schmitz und Olberg (E. Blasius). 1892. 160 S. Preis geb. M. 1,50.

Das vorliegende Hilfsbuch von Matthias enthält Regeln, Beispiele und Übungsaufgaben und ist nach Klassenstufen geordnet. Das Buch ist recht praktisch gearbeitet und wird dem deutschen Unterrichte gute Dienste leisten. Mit Recht sind von Matthias die fremden grammatischen Fachausdrücke beibehalten und nur beim ersten Auftreten verdeutschelt worden. Wir verstehen nicht, warum man durchaus die einheitlichen Fremdausdrücke der Grammatik, die doch vollständig eingebürgert sind und niemand beschweren, beseitigen und durch oft recht schlechte deutsche Ausdrücke ersetzen will. Jede Landschaft hat schon längst ihre deutschen Ausdrücke, die aber von denen anderer Landschaften gewöhnlich vielfach abweichen. Warum will man nun diese lebendige Mannigfaltigkeit der deutschen Ausdrücke, die doch nur erfreulich ist, plötzlich durch ein totes Einerlei ersetzen? Die Einheit der Ausdrücke, wie sie die Wissenschaft erfordert, gewähren uns die fremden Bezeichnungen; lasse man daneben doch jeder Landschaft ihr Recht, die ihr eigentümlichen deutschen Ausdrücke dafür im Volksschulunterrichte zu gebrauchen, dränge man aber nicht die höhere Schule, die einheitliche Benennungen für den Betrieb

der deutschen und der fremden Sprachen braucht, durch Einführung willkürlich gemachter oder von einer einzigen Landschaft auf die Gesamtheit übertragener Ausdrücke ihre Schüler immer noch mehr zu belasten. Wozu die Schablone? Nun, Matthias geht auf dem richtigen Wege, auch in der eingehenden Behandlung der einzelnen grammatischen Regeln. Nur durch eine solche Behandlung kann eine sichere Grundlage für den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache in den höheren Klassen gewonnen werden. Es giebt keinen anderen Weg; es giebt auch keinen aufregenderen und interessanteren, wenn man die Sache so anfacht, wie es Matthias haben will. Möchte man das doch endlich einmal erkennen und sich von dem unseligen Irrtum befreien, daß der einseitige Anschluß des deutschen Unterrichts an die Lektüre die Schüler vorwärts bringe; dieser zerstreut sie vielmehr nur und langweilt sie, während der Lehrer meint, ein solcher Unterricht sei konzentrierend, anregend und fesselnd. Es ist das eine der größten Selbsttäuschungen der modernen Pädagogik. Die Lektüre ist vor allem dazu da, in den Inhalt des Lesestückes einzuführen, die Schüler durch Vertiefung in den Stoff zu erwärmen, zu begeistern und zu erheben, nicht aber durch allerlei Mäzchen, durch Hinüberspringen bald auf das geographische, geschichtliche, naturgeschichtliche, grammatische, orthographische Gebiet und hundert anderes die Schüler geradezu von der Hauptsache abzulenken. Ein solcher Unterricht ist zerstreuennd, nicht konzentrierend; er ist der Krebschaden unseres gegenwärtigen Unterrichtswesens. Nichts bereitet dem Schüler so große Freude und so lebhaftes Interesse als das Gefühl eines stetigen, sicheren, ruhigen Fortschreitens auf dem Gebiete, in das er eingeführt werden soll, während das fortwährende Umherhüpfen zwischen den verschiedenartigsten Dingen ihn zuletzt ganz gleichgiltig und verdrießlich macht. Warum sind denn dem Fachgelehrten oft die scheinbar trockensten Dinge so interessant wie kaum etwas anderes in der Welt? Weil ihm das stetige Vorwärtsdringen auf der Bahn der Forschung ein so inniges Glück gewährt, wie es andere vergeblich in rauschenden Vergnüngen und „interessanten“ Schaustellungen suchen. Ganz ähnlich ist es im kleinen, wenn ein Knabe ein neues Gebiet des Wissens betritt. Nur verfallt man nicht wieder in die andere Einseitigkeit und denke, man müsse im deutschen Unterricht nur Grammatik treiben. Die eine Einseitigkeit ist so verkehrt und verhängnisvoll wie die andere. Ich verlange weiter nichts als wöchentlich eine halbe Stunde Grammatik, aber diese gegeben mit Aufgebot aller Geisteskraft und in stetem, lückenlosem Fortschritt, langsam und sicher eins auf das andere gründend und bauend. Ich kenne nichts, was mehr Frische und Leben in die Klasse brächte. Ein solches Verfahren, wie ich es

z. B. in meinem Handbuche der deutschen Sprache im Auge habe, wird uns, meiner innersten Überzeugung nach, zu einer sicheren Grundlage für den deutschen Unterricht bringen, auf der sich dann alles übrige spielend und mit Leichtigkeit aufbauen läßt. Durch das einseitige Betonen der Lektüre schon in den unteren Klassen werden wir im deutschen Unterrichte um diese Grundlage betrogen, und wo diese Grundlage fehlt, fehlt dann eben alles. Daher kommen dann die schlechten Leistungen in den oberen Klassen, über die jetzt allgemein geklagt wird. Lückenlos fortschreitende, gründliche Übung muß das Lösungswort für den deutschen Unterricht in den unteren Klassen sein, Lektüre und sprachgeschichtliche Beleuchtung das Lösungswort für die oberen: dann wird es besser werden. Das Hilfsbuch von Matthias bewegt sich auf derselben Bahn wie mein Handbuch der deutschen Sprache, ohne daß Matthias, wie sich aus dem Vorwort ergibt, meine Arbeit gekannt hat. Ich begrüße daher mit aufrichtiger Freude in Herrn Gymnasialdirektor Dr. Matthias einen Gesinnungsgenossen. Möchte sein Buch die weiteste Verbreitung finden; unsere wärmsten Wünsche begleiten es auf seinem Wege.

Dresden.

Otto Lyon.

S. M. Prem, Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Litteratur. Mit Porträt und einer Abbildung. Leipzig, Kengersche Buchhandlung. 1892. 204 Seiten. Preis 3 M.

Die vorliegende, Herrn Geheimrat Runo Fischer in Heidelberg gewidmete Lebensgeschichte Martin Greifs ist mit Wärme und großer Hingabe an den Stoff in gewandter und fließender Darstellung verfaßt. Prem hat nicht ein vollkommen ausgearbeitetes Gesamtbild des dichterischen Schaffens Martin Greifs gegeben, sondern er hat die Lyrik nur gestreift, besonders eingehend dagegen die dramatischen Arbeiten des Dichters behandelt. Und so erscheint das Werk zugleich als eine Kampfschrift, die nachdrücklich dafür eintritt, daß unsere Bühnen endlich dem Dramatiker Greif den Platz gewähren, der ihm unter den zeitgenössischen dramatischen Dichtern gebührt. Freilich hat Greif in den Augen der meisten unserer Bühnenleiter einen großen Fehler an sich: er ist national, er ist ein edler vaterländischer Dichter. In den maßgebenden Kreisen Deutschlands darf aber alles eher auf Anerkennung hoffen als das Deutsche und als der, welcher für das Vaterland eintritt. Wäre Greif ein französischer, oder slavenfreundlicher oder Ibsen vergötternder Dichter, so wären seine Werke sicher schon längst über alle Bühnen gegangen. Aber ein vaterländischer Dichter! Und noch dazu ein durch und durch gesunder Dichter!

Da ist ja nichts Brädelndes, nichts Nervenaufregendes, nichts, was die Sinne fixiert und die Moral zerfrisst: das ist nichts für unsere französisch-slavische Bühne. Und wo wäre das Deutsche mehr verachtet als in Deutschland? Wo würde das Vaterländische mehr mit Füßen getreten als bei uns? Soll die Bühne davon eine Ausnahme machen? Das schöne Hamburger Nationaltheater, das einst einen Lessing als Regensenten berief, konnte sich ja kaum zwei Halbjahre halten, trotzdem es zuletzt zu Cirkuskunststücken und spanischen Equilibristen seine Zuflucht nahm. Und in Weimar wurden Koberbues Stücke viele hundertmal aufgeführt, und nur selten die Stücke Goethes und Schillers. Und so sind alle Versuche, unsere Bühne in den Dienst einer großen nationalen Aufgabe zu stellen, bis heute mehr oder weniger gescheitert. Wir haben noch immer kein deutsches Nationaltheater. Denn einem solchen würde ein Dichter wie Martin Greif in hohem Grade willkommen sein. Und wer mit uns ein deutsches Nationaltheater wünscht, der trete mit uns ein für Martin Greif. Die wenigen vornehmen Bühnen, die bisher Werke von Martin Greif aufführten, erzielten damit einen durchschlagenden Erfolg; denn das Fühlen und Denken weiter Schichten unseres Volkes stimmt mit den Anschauungen und Gedanken Greifs aufs innigste überein.

Greifs Leben war bisher ein unausgesetzter Kampf; er, der eine unverfälscht deutsche Kunst in seinen Werken darstellt, hatte von jeher schwer zu kämpfen mit den Nachahmern und Vergötterern der griechisch-römischen Kunstideale aus der Zeit Platens u. a. Geibel und Heyse waren seine Gegner, und mit ihnen die ganze Künstlergemeinde, die einseitig der Kunstrichtung dieser Männer folgt. Denn es ist ja wiederum unserer Zeit eigen, immer so einseitig als möglich für das eine Partei zu ergreifen und das andere in den Staub zu treten, statt unbefangen, in natürlicher und gesunder Weise das Gute und Schöne des einen wie des anderen anzuerkennen und die Schwächen nicht bloß auf einer Seite zu suchen. Wie sehr Greif zu ringen hatte, ehe er Anerkennung fand, schildert Brem (S. 9 flg.) in trefflicher Weise: „Ganz Dichter, fühlte er sich in des Königs Rock beengt (Greif war Artillerie-leutnant) und mit seiner Stellung im Zwiespalt. Er beschloß endlich, dem Militärdienste zu entsagen und sich ausschließlich der Dichtung und Schriftstellerei zu widmen. Schon 1865 hatte er für ein Bändchen Gedichte nach einem Verleger gesucht. Oldenbourg in München wollte es drucken, wenn der gefeierte Emanuel Geibel, der damals in München lebte, ein günstiges Urteil darüber abgäbe. Greif trug also die Handschrift zu Geibel, um nach einiger Zeit sich das Urteil zu holen. Greifs Gedichte fanden jedoch keineswegs seinen Gefallen; begreiflich, da Geibel ein strenger Anhänger der Kunstform im Geleise Platens, ein weicher,

gern weit ausmalender, in der Schule der Alten gebildeter Dichter war. „Ihre Verse sind ganz nett und werden gewiß in Freundeskreisen recht gut gefallen. Natürlich für das große Publikum, für eine strenge Kritik taugen sie nicht,“ meinte Geibel, und als Greif doch ein bestimmtes Urtheil wollte, wies er ihn zum Ofen, in welchem lustig das Feuer flackerte, und sagte: „Nun, wenn Sie das wollen, so ist es das Beste, Sie werfen dieselben da hinein, dann haben Sie die Sache hinter sich; denn zur Poesie haben Sie keinen Beruf.“ Bestürzt eilte Greif davon, er verzweifelte selbst an seinem Können. Ganz anders urtheilte aber der Kunsthistoriker Adolf Bayerzdorfer, der ihn einen ursprünglichen, von aller Nachahmung freien Dichter nannte, und Eduard Mörike, der ihm künftigen Dichterruhm verhieß, empfahl ihn an den damals bei Cotta einflußreichen Georg Scherer. Dieser kam aber nicht zum Lesen. Da begab sich Greif zu einem andern Berater Cottas, dem Ästhetiker Julius Kläiber, welcher sich lange sträubte, auch nur einen Blick in die hingehaltene Handschrift zu werfen. Greif bat endlich: „Nur drei Gedichte lesen Sie!“ Kläiber stutzte, nahm die Handschrift und begann zu blättern und zu lesen, bis er fast das ganze Heft durchgegangen hatte; dann reichte er Greif die Hand mit den Worten: „Sie kommen zu Cotta.“ Von berühmten Dichtern der Gegenwart erkennen vor allen Felix Dahn, Friedrich Bodenstedt und Adolf Pichler Greifs Lyrik an. Von anderer Seite erfuhr er besonders anfangs manche schroffe Zurückweisung oder oberflächliche Geringschätzung. So von Moriz Carrière und von Wilhelm Scherer, die ihm Mißhandlung der deutschen Sprache vorwarfen (1), „Scherer ließ dann noch durch Otto Brahm den „Prinzen Eugen“ in der „Gegenwart“ heruntermachen, damit er nicht etwa als schillerpreisfähig erkannt werde“. An den Bericht über das Leben Greifs schließt sich eine kurze Schilderung der Lyrik des Dichters (S. 13 — 24), dann eine eingehende der Dramen (S. 25 — 204). Wir stimmen im allgemeinen mit den Darlegungen Prems überein, wenn wir auch im einzelnen an verschiedenen Stellen von seiner Meinung abweichen. So glauben wir nicht, daß W. Scherer und O. Brahm in übler Absicht gegen Greif auftraten, sondern lediglich von ihrem einseitigen Kunststandpunkte aus. Doch wir wollen hier nicht das Abweichende hervorheben, sondern vielmehr dem guten Gehalte der trefflichen, von gründlicher Sachkenntnis zeugenden Schrift unsere vollste Anerkennung aussprechen. Möchte das Buch dazu beitragen, daß unser edler vaterländischer Dichter Martin Greif immer mehr und mehr zu der ihm gebührenden Stellung in unserem Volke durchdringe. Möge er siegen über die widerstrebenden, vaterlandsfeindlichen Gewalten!

Dresden.

Otto Lyon.

Zeitschriften.

- Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1892.
 Nr. 10. Oktober: H. Lichtenberger, De verbis quae in vetustissima Germanorum lingua reduplicatum praeteritum exhibebant, besprochen von Ludwig Sütterlin (giebt ein Bild vom heutigen Stande der Forschung). — Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. 3. Ausgabe von E. Steinmeyer, besprochen von O. Behaghel. (Wir sind Steinmeyer für die vorliegende Neubearbeitung von MSD zu lebhaftem Danke verpflichtet; neu aufgenommen ist das Memento mori und die bayerische Beichte.) — Adolf Hauffen, Leben und Fühlen im deutschen Volkslied, besprochen von Ludwig Fränkel. (Tiefe und Anschaulichkeit der Darstellung verbindet sich mit herzlicher Freude an dem Schatze des deutschen Volksliedes.) — Paul Herrmannowski, Die deutsche Götterlehre und ihre Verwertung in Kunst und Dichtung, besprochen von A. Schullerus. (Verdienstlich ist der erste Teil des zweiten Bandes, auch der zweite Teil dieses Bandes verdient Anerkennung.) — Hans Lienhart, Laut- und Flexionslehre der Mundart des mittleren Jorntales im Elsaß, besprochen von E. Hoffmann-Krayer. — W. Goltzer, Ares Isländerbuch, besprochen von B. Kahle. (Die Ausgabe ist freudig zu begrüßen.)
- Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. V, 4. u. 5. Heft: Marcus Landau, Die Verlobten. (Unter diesem Titel, der auf den Roman I promessi sposi, Die Verlobten, hinweist, verfolgt der Verfasser die Wanderung eines Märchenstoffes durch die Weltlitteratur, nämlich der Wiedervereinigung geliebter Personen nach langer Trennung, nach vielen Gefahren und schweren Prüfungen.) — Arthur Farinelli, Spanien und die spanische Litteratur im Lichte der deutschen Kritik und Poesie. II. Teil. Vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zu den Romantikern. — Veit Valentin, Das Tragische und die Tragödie (richtet sich gegen Lipps, Der Streit über die Tragödie, 2. Band der von Theodor Lipps und Richard Maria Werner herausgegebenen Beiträge zu Ästhetik.) — Neue Mitteilungen: Hugo Holstein, Heidelbergensia. — Albert Leichmann, Aus dem Nachlaß Georg Forsters. — Bücherbesprechungen. — Erklärung von A. L. Stiefel in Nürnberg gegen Szamatolskis Aufsatz in der Germania 37, 110 flg. (Die Erklärung Stiefels ist durchweg in einem edlen und vornehmen Tone gehalten.)
- Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, I, 3: A. Israel, Das Verhältnis der Didactica magna des Comenius zu der Didaktik Ratkes. — J. Kvacala in Preßburg, Zur Lebensgeschichte des Comenius. Autobiographisches aus den Schriften des Comenius. Fortsetzung. — J. Müller, Die Bilder des Comenius. — J. Parmentier, Robert Herbert Quick. — Edouard-L. Robert in Montpellier, Edouard-Henri Robert. — Nachrichten. — Geschäftlicher Teil.
- Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde (redigiert von A. Schullerus in Hermannstadt) XV, 4: A. Schullerus, Zur Volkskunde: Almesch-trinken. — XV, 6 u. 7: Dem Bischof der evangelischen Landeskirche D. Georg Daniel Teutsch zum festlichen Tage seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums 10. Juni 1892. — H. Herbert, Die Inventarien der Burzenländer Pfarrgemeinden. — A. Schuller, Ein Beitrag zur siebenbürgisch-sächsischen Schulgeschichte. — Reinpel, Grammatisches aus dem Gebiete der Bistriker und S.-Regener sächsischen Dialektgruppe. — Carl

- Gallner, Der Rebel ohne Tod oder der Tod ohne Rebel (ein Märchen). —
 A. Schullerus, Zur Volkstunde. (In Schäßburg und Nadosch wird der
 Segelfalter, papilio podalirius, wenzwajaltschen genannt; Schullerus ver-
 mutet, daß das Wort im ersten Teile eine vollsetymologische Umwandlung
 des fei in feifaltr sei, wobei er fei nicht als Reduplikations-silbe auffaßt,
 sondern als selbständiges Wort, das er zu griechisch *πίον* stellt und also mit
 Fett wiedergiebt; wajaltschen deutet er als: die Beweglichen, Flatterer,
 so daß also die Bezeichnung sich eng mit dem deutschen Buttervogel, Butter-
 fliege, Schmantleder u. s. w. berührt.) — F. Schuller, Hermannstadt im
 historischen Volksliede der Deutschen. — J. Roth, Einzelnes aus der ger-
 manistischen Sammelmappe.
- Deutschnationales Jahrbuch, herausgegeben von Karl Bröll. 3. Jahrg.
 (1893), mit Beiträgen von D. v. Pfister, F. v. Saar, F. Schifkorn,
 Anton Dhorn, Karl Bröll, Otto Webdigen, Herman Kiegel,
 Karl Erbe u. a. Berlin, Hans Lüstenöder. 160 S. Pr. M. 1 —.
- Die Mädchenschule V,12: K. Hessel, Betrachtungen und Untersuchungen über
 die Lektüre in der höheren Mädchenschule.
- Rostocker Zeitung. Nr. 521. 6. Nov. 1892. 1. Beilage: Reinhold Wech-
 stein, Bericht über Carl Schröbers neue Ausgabe des Redentiner Osterspiels.
- Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XVII,
 S. 89: K. Sprenger, Zu Friß Reuters Dörläuchting. — K. Sprenger,
 Zu einzelnen Stellen mittelniederdeutscher Dichtungen. (S. 90—96.)
- Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprach-
 vereins. Nr. III: Karl Franke, Fremdwörter und Wörter deutschen Namens
 in der niederländischen Sprache. — G. Blumschein, Kulturgeschichtliches
 in unserer Sprache. — G. Kossinna, Arminius. — M. Trautmann,
 Noch einmal der S-Unfug.
- Neue Bahnen III,11: Gotthold Freyenberg, Neue Bahnen vor hundert
 Jahren. — Willensfreiheit. — Drews, Das katechetische Lehrverfahren auf
 psychologischer Grundlage. — Neuere Bücher für den Sprachunterricht.

Neu erschienene Bücher.

- Sammlung Göschen: Hermann Stending, Griechische u. römische Mytho-
 logie. 140 S. Pr. M. 0,80 (als Weihnachtsgeschenk für die Jugend sehr zu
 empfehlen).
- Ernst Brandes, Beiträge zu Umland. 36 S. Programm des Kgl. Gymnasiums
 zu Marienburg.
- Eugen Wolff, Geschichte rückwärts? (Deutsche Geschichten für Literatur und
 Kunst. 2. Reihe. Heft 4.) Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer. 1892. 40 S.
- Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins: Nr. V. Karl
 Bruns, Die Amtssprache. 1892.
- Hopf u. Paulsief, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 2. Teil.
 Erste Abteilung. 20. Aufl., bearbeitet von H. Fohß. Berlin, Mittler u. Sohn.
 1892. 393 S.
- A. Giroit, Agrégation d'allemand en 1893. Bibliographie spéciale des
 auteurs allemands. Paris, Paul Dupont. 1892. 12 S.
- Hermann Bender, Rom und römisches Leben im Altertum. 2. Aufl. 1. Lief.
 Tübingen, Laupp. 1893. 64 S. Pr. der Lief. M. 1.

- Hans Sommert, Grundzüge der deutschen Poetik. Wien, Hermann u. Altmann. 1893. 4. Aufl. 103 S.
- Jul. Beeger, Die pädagogischen Bibliotheken, Schulumuseen und ständigen Lehrmittelausstellungen der Welt, mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Centralbibliothek (Comenius-Stiftung) zu Leipzig. Leipzig, Jangenberg u. Himly. 1892. 84 S.
- Arnold Ohlert, Allgemeine Methodik des Sprachunterrichts in kritischer Begründung. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Studierende, sowie zum Gebrauche der pädagogischen Seminarien. Hannover, Carl Meier (Gustav Prior). 1893. 292 S. Pr. M. 3.
- Julius Krumbach, Deutsche Sprech-, Lese- und Sprachübungen. Zugleich eine Ergänzung zu jedem Lesebuche und zu jeder Grammatik. Größere Ausgabe, für Lehrer und Erzieher. Leipzig, B. G. Teubner. 159 S.
- Otto Weddigen, Epische und dramatische Dichtungen. 2. Aufl. Wiesbaden, Hub. Bechtold u. Comp. 392 S. Pr. M. 4.
- R. Heilmann, Geschichte der deutschen Nationallitteratur und Poetik. Breslau, F. Hirt. 144 S.
- Wilhelm Münch, Neue pädagogische Beiträge: 1. An der Schwelle des Lehramts. 2. Soll und Haben der höheren Schulen. 3. Nachlese. Berlin, Gärtner. 1893. 160 S.
- D. Schmeckebier, Abriss der deutschen Verslehre und der Lehre von den Dichtungsarten. 3. Aufl. Berlin, Weidmann. 1892. 32 S. Pr. M. 0,40.
- Emil Stuyser, Übersichten zur preussisch-deutschen Geschichte. Für die oberste Stufe des Geschichtsunterrichts. Hannover, Hahn 1891. 140 S.
- Alexander Kolbe, Beiträge zur Würdigung der deutschen Bibel und des kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers. Programm des Kgl. Bugenhagen-Gymnasiums in Treptow a. N. 1891.
- Gütersloher Jahrbuch 1891 u. 92: A. Hartert, Über den Gebrauch von Bildern in der deutschen Sage und Dichtung.
- Joh. Christ. Aug. Heyses allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung der Wörter nebst genauer Angabe ihrer Abstammung und Bildung. 17. einzig rechtmäßige Originalausgabe. Unter Berücksichtigung der amtlichen Erlasse über Bedeutschnung der Fremdwörter neu bearbeitet, vielfach berichtigt und vermehrt von Otto Lyon. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1893. XII. 907 S. Pr. M. 6.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon**. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Guskowstraße 24¹²

Der schulmäßigen Behandlung von Goethes Trauerloge.

(II, 426, Hempel.)

Von Geh. Schulrat Dr. Theodor Vogel in Dresden.

- | | |
|---|---|
| 1 An dem öden Strand des Lebens,
Wo sich Dün' auf Düne häuft,
Wo der Sturm im Finstern träuft,
Sehe dir ein Ziel des Strebens. | 9 Hast du so dich abgefunden,
Werde Nacht und Ather klar
Und der ewigen Sterne Schar
Deute dir belebte Stunden, |
| 5 Unter schon verloschnen Sigeln
Tausend Väter hingestreckt,
Ach, von neuen, frischen Hügeln
Freund an Freunden überdeckt! | 13 Wo du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilst
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegenseilst. |

Diese herzigen Verse, für deren stimmungsvolle Musik niemand unempfindlich sein kann, der deutsch empfindet, bedürfen meines Erachtens einer Erläuterung im einzelnen, wenn alles klar und voll wirksam werden soll. Die kurze Besprechung bei von Löper (Gedichte II, S. 548) will mir nicht ausreichend erscheinen.

3. 1: Daß unter dem öden Straude des Lebens der Friedhof zu verstehen ist (nicht etwa das Greisenalter, ein fingiertes Totenland oder sonst etwas anderes), scheint mir aus dem schmerzlichen Ausrufe 3. 5—8 hervorzugehen, der auf einen bestimmten Anblick hindeutet. Nach seiner Art schildert der Dichter nicht den Friedhof überhaupt, sondern führt uns ein ganz bestimmtes Friedhofsbild vor; finsternes Gewölk hängt über der Totenstätte, ein Sturmwind mit Regenschauer fegt über sie hin. Da die betreffende Trauerloge im November 1816 abgehalten wurde (s. von Löper a. a. O.), so mag dem Dichter diese Auffassung besonders nahe gelegen haben. Welcher Trauernde hätte aber bei öfterem Besuche des Kirchhofs, zumal in der Zeit der Dunkelheit, nicht schon ähnliche Eindrücke erhalten!

3. 3: träuft. Träufen (mhd. tröufen), transf. = triesen machen, intranf. = tränfeln, Traufe (hier Regentraufe) senden.

3. 4: Sehe dir ein Ziel des Strebens. Hier offenbar nicht = „stecke dir ein Ziel für neues oder weiteres Streben“, wie der ganze Gedankengang lehrt, sondern: sehe deinem Streben ein Ziel, soweit es auf den langen Bestand irdischer Dinge berechnet ist; bedenke, daß auch du sterben mußt, daß zu den neuen, frischen Hügeln gar bald der deinige sich gesellen kann (vergl. Hor. *carm.* 1, 11, 5 *spatio brevi spem*

longam rosecos, ib. 2, 16, 17 quid brevi fortes inculamur aevo multa?). In diesem Sinne ruft der öde Strand dem Wanderer ein siste pedem, viator! zu.

3. 5: Sigeln, eigentlich Siglen vom lateinischen sigla = Abkürzungen beim Schreiben, hier = (kurze) Grabinschriften. Wie manche von diesen faßt in ein paar Worten den Inhalt eines langen Lebens lakonisch zusammen? Die gewöhnliche Lesart Siegeln wüßte ich nicht recht zu deuten, besonders nicht in Verbindung mit dem beistehenden Partizip. Eingreifend wirkt die unvermittelte Einführung des Ausrufes 3. 5 — 8. Anstatt aller Begründung nichts als der Hinweis auf — den erschütternden Anblick, der sich bietet.

3. 9: dich abgefunden, nicht in dem Sinne, als sei eine unwillkommene Pflicht nun (rasch und äußerlich) abgethan, sondern = mit diesem Eindrucke innerlich dich abgefunden, dich von ihm wieder ins Gleiche gesetzt, wie Goethe wohl sonst sagt. Eindrücke und Gedanken, wie sie Vers 1 uns vorführt, wollen verwunden sein. Aber der thatkräftige Mensch soll sie verwinden, das ist des Dichters Ansicht, denn er hat zu wirken, so lange es für ihn Tag ist. „Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann; die Nacht tritt ein, da niemand wirken kann“, Divan VI, 7 (IV, 96 Hempel).

3. 10: Nacht und Aether werde klar, hier offenbar bildlich = werde klar für dich, dein Gemüt erheitere sich. Die lastenden Wolken sollen entweichen und nach der Höhe zu der Himmel sich klären; vergl. Fausts Monolog II, 1, wo das entgegengesetzte Bild der frühmorgens in die Tiefe sich senkenden Himmelsklarheit vorgeführt wird.

3. 12: deute dir, eigentlich zeige dir, hier: gemahne dich an, lenke deine Gedanken hin auf zc. Sprachlich möglich wäre ja auch die Deutung: die ewigen Sterne mögen dir dein Leben und deine Beziehungen zu andern Menschen (belebte Stunden) deuten = ausdeuten, daß du alles dies unter dem frischen Eindrucke des eben erhaltenen momento mori sub specie aeternitatis ansiehst und behandelst. Der Goetheschen Spinozistischen Anschauungs- und Ausdrucksweise würde ein solcher Gedanke durchaus entsprechen. Dagegen spricht aber meines Erachtens die heitere Wendung, welche Vers 2 nach der Seite des Geselligen nimmt. Auf edlen Lebensgenuß, bei dem natürlich nach Goethescher Denkweise das treuliche Wirken nicht fehlen kann, deuten die belebten Stunden im Kreise von Ungetrübten (Nichttrauernden) und das gern Verweilen hin. Sinn somit nach unserer Deutung: für dein Gemüt erheitere sich die finstere, schauerliche Nacht zu einer sternhellen, beim Glanz der freundlichen Sterne aber komme dir die Erinnerung an alles Liebe und Herz-erquickende, was dir geblieben ist.

3. 15 und 16: Ein „dabei, dabei doch auch“ ergänzt sich leicht. Besonderer Ton ist auf das wiederkehrende treulich zu legen. Sinn: das frische, freudige Weiterleben und Weiterwirken an der Seite der Genossen hienieden schließt nicht aus, daß man der Heimgegangenen im stillen Herzen dabei getreulich gedenkt, manchmal auch nach Wiedervereinigung mit ihnen sich sehnt. Vergl. entgegenseihs. Den geliebten Ewigen. Hat sich Goethe nur so ausgedrückt in Anpassung an volkstümliche Vorstellungen? Das war nicht seine Art, in wichtigen Dingen mit seiner innersten Ansicht zurückzuhalten! Als philosophierender Mann hat er über die Fortdauer mit Bewußtsein und Erinnerung zu verschiedenen Zeiten seines Lebens sich verschieden geäußert. Der landläufigen Anschauung, daß alle diesseitigen Beziehungen im Jenseits gesellig-behaglich wieder angeknüpft werden „zum verklärten Matsch“, hat er jederzeit seinen Sadducäer-Protest gegenübergestellt (Zahme Renien VI; III, 274 Hempel), die Fortdauer nach dem Tode auch nie als etwas anerkannt, worauf jede, auch die erbärmlichste Menschenseele gewissermaßen Anwartschaft habe (Gespräch mit Eckermann vom 1. September 1829), wiederholt aber als älterer Mann, vornehmlich in Anknüpfung an die Leibnizsche Monadenlehre, für das Fortleben der bedeutenderen Seelen (Entelechien) sich ausgesprochen (Gespräch mit Falt den 23. Januar 1813, mit Kanzler Müller den 19. Oktober 1823, mit Eckermann den 11. März 1828, den 4. Februar 1829), auch der Hoffnung auf „Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten“ (an Zelter den 19. März 1827) und Wiedersehen (an Auguste geb. Gräfin von Stolberg den 17. April 1823) Ausdruck gegeben. Zu allen Zeiten hat er aber Grübeleien über derartige unbegreifliche Dinge als zeit- und kraustraubende, oder, wie er sich einmal ausdrückt, als „gedankenzerstörende“ Spekulationen nach Möglichkeit von sich abgewiesen (Gespräch mit Eckermann vom 25. Februar 1824).

Daß das kleine Gedicht der am 20. Januar 1816 verschiedenen „unvergeßlichen“ Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg-Schwerin, der einzigen Tochter Karl Augusts,¹⁾ im ersten Drucke gewidmet war, dürfte für die Auslegung ebenso belanglos sein, als daß für Goethe im November 1816 zu den „neuen, frischen Hügeln“ auf dem Weimarer Kirchhof auch der der eigenen Gattin († den 6. Juni 1816) gehörte. Höchstens kann man in der Naturscenerie in 3. 3 einen Anklang an die Totenklage um die letztere (II, 429 Hempel) finden: „Du versuchst, o Sonne, ver-

1) Der Großherzog dankt für das Gedenken an seine „unglückliche Tochter, die gern länger gelebt hätte und deren Erhaltung zu wünschen war,“ im November 1816 (Briefw. Nr. 357).

gebens durch die düstren Wolken zu scheinen“, insofern hier wie dort für den Trauernden die Welt sich in die Farbe der Trauer kleidet.

Wichtiger sind die Anklänge an einzelne Stellen des 1815 oder Anfang 1816 entstandenen Logengedichtes *Symbolum* (II, 423 Hempel). Auch in ihm eine Gegenüberstellung der oben stille ruhenden Sterne und der Gräber, der Hinweis auf „wandelnde Schauer und ernste Gefühle“, die Mahnung zum ungeschreckten Vorwärtsdringen, zum Üben der Kräfte des Guten, die Hindeutung auf die Heimgegangenen, nur daß im *Symbolum* zum Schlusse noch ein ermutigender Ruf aus der jenseitigen Welt in die diesseitige herüberläutet.

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort zur Empfehlung des kleinen Gedichtchens für eine unterrichtliche Behandlung. Einen gewichtigen Vorzug für diesen Zweck finde ich in der Kürze desselben. Die Abneigung Goethes, bei niederdrückenden Eindrücken lange zu verweilen, seine gesunde Lebenslust und -kraft, sein unablässiges Drängen nach einer alle gegebenen Fristen gewissenhaft ausnützenden Anwendung seiner Kräfte (*tempus ager meus*, an Friß von Stein den 26. April 1797; *Divan* VI, 11), nach einer Ausgestaltung des ganzen Lebens zur Thätigkeit (an Graf Reinhard den 28. September 1807, an Miemer den 19. Mai 1809; an Boisseree, den 20. November 1824, den 22. Oktober 1826, an Raach den 21. Oktober 1827, an Zelter den 30. Oktober 1828; *Wanderjahre* III, 1—XVIII, 285 Hempel, *Sprüche in Prosa*, *Nat.* IV, Nr. 955), sein mutvolles „vorwärts über Gräber!“ (an Zelter den 23. Februar 1831) — kommt in den wenigen Zeilen dieses Gedichtes bestimmter als in manchen längeren zum Ausdruck. Dabei eröffnet der Schluß desselben in wohlthuender Weise uns einen Einblick in des Dichters treues Herz, welches beim Weiterstreben an der Seite der Ungetrübten das Andenken an die geliebten Heimgegangenen immer treulich bewahrt hat, wie jeder weiß, der den ganzen Goethe kennt, insbesondere auch aus seinen Briefen.

Etwas von Pfeffel und Gellert.

Von Rudolf Gildebrand.

In meinen jungen Jahren und noch länger war in den deutschen Lesebüchern ein Gedicht von Pfeffel, eine fabelartige Erzählung, beliebt und Allen bekannt, das von einem Knaben und einem Dattelfern handelte, mit dem Anfang

Ein Schüler aß, wie viele Knaben usw.,

oder wie es im Gedächtniß geändert, eigentlich gebessert, umgieng:

Ein Knabe aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern,
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzte er einen Dattelfern.

Der Vater, der dazu kommt, enttäuscht ihn freilich, da müsse er lange warten, denn, sagt er, der edle Baum trage oft kaum nach zwanzig Jahren die erste Frucht.. Der Knabe, nicht wenig betroffen, faßt sich doch bald:

Das Warten soll mich nicht verdrießen;
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was ich der Knabe pflanzte, genießen.

Solche Moral liebte und schätzte man damals, nicht bloß für die Jugend, und ließ sich gern davon belehren und bilden. Das ist jetzt anders.

Aber bei Pfeffel hat die Fabel noch eine Nuhanwendung als Anhang, die man in den Lesebüchern als unnütz wegwarf, die aber jetzt einen ganz eigenthümlichen Werth gewinnt und darum Auffrischung verdient.¹⁾ Die Fabel, mit der Überschrift Der Knabe und sein Vater, ist nämlich gerichtet „An den jungen Grafen von Cüstine“, der bei Pfeffel in der Kriegsschule war, und spricht zuletzt diesen an:²⁾

So, holder Liebling, denkst auch Du
Und sammelst an Minervens Busen
Dir Schätze für die Heldenruh.
Und — triumphiret, deutsche Musen! —
Euch hat ein Ceste sich gewählt,
Der kaum zwey volle Lustern zählt.
Freund, pflanzest Du auf deutsche Wälle
Einst Dein Panier mit tapfrer Hand,
So denke stets, auch diese Stelle
Gehört zu Gellerts Vaterland.

Wie scharf und deutlich beleuchtet das die Verhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland von damals, die uns nun so unbegreiflich vorkommen wollen oder müssen, und den Umschwung der heutigen Verhältnisse, der sich seitdem, eigentlich erst kürzlich vollzogen hat.

Ein deutscher Lehrer, freilich französischer Unterthan, aber auch deutscher Dichter vom besten Ansehen auf dem damaligen Barnaß und mit den Zeitgenossen diesseit des Rheins aufs engste verbunden, als Mit-

1) Auch Th. Süßle in seiner trefflichen Geschichte des deutschen Cultureinflusses auf Frankreich, mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Einwirkung, Gotha 1886, hat sich in dem Capitel über Gellert 1, 158 ff. dieß Jenguiß Pfeffels entgegen lassen.

2) Poetische Versuche von G. R. Pfeffel, Tübingen Cotta 1802 2, 117.

strebender in den Arbeitsbahnen unserer Dichter, deren Ziele er mit Begeisterung zu den seinen machte (er hatte in Halle studiert) — also ein deutscher Dichter im Elsaß unterweist einen jungen Franzosen im Kriege gegen Deutschland wie in seiner Lebensaufgabe, setzt auch dabei, echt französisch, als sicher voraus, daß er als Sieger in deutsche Städte einziehen werde¹⁾. Das war i. J. 1778 (das Gedicht erschien im Göttinger Musenalmanach 1779 gedruckt). Und freilich, wenn nicht Pfeffels Zögling als Opfer der Schreckenszeit auf dem Blutgerüste hätte enden müssen, bald nach seinem Vater, so wäre des Dichters Wort doch wohl Wahrheit geworden, der Graf wäre mit Napoleons Heeren als Sieger nach Deutschland gekommen.

Überhaupt wäre es nicht recht, Pfeffels Worte ihm scharf aufrücken zu wollen als Vorwurf schmählischer Deutschvergessenheit (um dieß gute Wort von Görres zu brauchen). Dagegen schützt ihn die Mahnung an den Zögling, er möge einst als Sieger dort schonend auftreten, indem er ganz Deutschland wie in den Schutz seiner Liebe für die deutsche Geisteswelt stellt — wie konnte er mehr thun? Auch der Triumph darüber, daß ein Franzose seine Liebe auf die deutsche Dichtung geworfen habe, zeigt ihn ja bestens deutschgesinnt. Das Andere kommt eben auf Rechnung des uns jetzt so entrückten Verhältnisses, das übermächtig über die Köpfe hinging, daß man nämlich, und zwar nicht in Frankreich bloß, Deutschland, wenigstens den Westen, als gute Beute für Frankreichs Kriegslust ansah, wozu freilich die Lage der Dinge bei uns gar zu verlockend war; haben wir das doch noch 1870 erlebt, wo es mit dem Verlockenden freilich vorüber war. So sind wohl Pfeffels befremdliche Worte ins rechte Licht gerückt, wieder, wie mir scheint, eine hoch anziehende und lehrreiche Denkübung für die Schüler.

Übrigens ist der junge Cüstine eine wirklich anziehende Erscheinung und die Anrede an ihn als „holder Liebling“ kein bloßes Dichtervort. Man erfährt mehr von ihm in dem gehaltreichen Buche von Hugo Pfannenschmid (Archivar in Colmar), G. K. Pfeffels Fremdenbuch mit biographischen und culturgeschichtlichen Erläuterungen, Colmar i. E. 1892 S. 43. Sein Vater, Adam Philipp, Graf von Cüstine, ist uns wohlbekannt als Eroberer von Mainz, der Sohn, Renaud Philipp, geboren 1768, war seit 1777 unter Pfeffels Leitung, ein lebhafter frühreifer Geist; Pfeffel schreibt an Lavater im Februar 1778 „der neunjährige Graf Cüstine lernt seit zwei Jahren mit bestem Erfolg die deutsche Sprache, eins der lebenswürdigsten Kinder, welches ich antraf. Im vorigen

1) Wie noch 1870 die französischen Kriegskarten für die Zeitungsleser nur das Land vom Rhein bis Berlin darstellten, das französische Gebiet aber nicht.

Sommer hatte der holde Knabe mir eine Idylle zugeeignet (offenbar doch eine deutsche)“. Er hatte nämlich durch Pffel von Lavater gehört und war der Art mit Begeisterung gegen ihn erfüllt, daß er sich nicht enthalten konnte, ihm dieselbe in einem Briefe auszusprechen. Ein Antwortschreiben Lavaters machte den jungen Grafen glücklich, vollends ein Geschenk, das er ihm mit einer seiner Schriften machte. Das ist ja wohl auch wissenwerth und ein liches Bildchen aus den damaligen Verhältnissen zwischen uns und den Franzosen.

Die Erscheinung tritt übrigens in ein eigenthümliches Licht, wenn man daneben hält, wie eben in jener Zeit von französischer Seite bitter geklagt wurde, daß den Franzosen die Fähigkeit der Begeisterung verloren sei. So Dorat in einem Aufsatz über die deutsche Literatur, *idées de la poésie allemande*, als Einleitung zu einer freien Bearbeitung von Wielands *Selim und Selima*¹⁾. Da ist der deutschen Poesie zwar viel Mangelhaftes und Unreifes nachgesagt, aber dann folgt doch ein hohes Lob eigener Art: „Was die deutschen Dichter stets von allen Andern unterscheiden wird, ist die innige Empfindsamkeit, die sie aus der Betrachtung der Natur, dieser Schule des Genies schöpfen. Die meisten ihrer Werke wissen uns ohne große Triebfedern und Verwickelungen zu rühren . . . wie es der *Wiz* (*esprit*) nie vermag . . . weil sie simpel und wahr, weil sie der Ausdruck eines reinen, ehrlichen und menschenfreundlichen Herzens sind“ usw.

„So sollten alle die gesinnt sein, welche sich dem Umgange der Muses widmen. Aber dann müssen sie nicht eine Lust athmen, von allen Lastern vergiftet, dann müssen sie nicht ein Land bewohnen, wo der Egoismus alle Bande zerreißt und den wahren Enthusiasmus ersticht, dann müssen sie sich nicht einer Philosophie überlassen, welche das Herz verschließt, die Phantasie austrocknet“ usw. — „o Deutschland, unsere guten Tage sind dahin, die deiniigen brechen an!“

So suchte denn da auf elsässischem Boden ein junges französisches Gemüth, das warmen Inhalt für Geist und Herz brauchte, bei unsern Dichtern, was er bei seinen Landsleuten nicht fand. Es begann aber damals auch in Paris mitten in dem eignen berechtigten Selbstgefühl des Selbsterrungenen doch eine größere Aufmerksamkeit auf die deutsche Dichtung zu erwachen, mit einer Ahnung, daß diese weiter, höher gienge. Schon in den Pariser Briefen von Sturz aus den 60er Jahren ist das zu spüren. Und was Dorat von der Begeisterung auf französischer und

1) Gedruckt zuerst i. J. 1768 und noch zweimal wiederholt, s. Säufler a. a. O. 2, 37. Einen eingehenden Bericht darüber giebt der Leipziger Musenalmanach 1770 S. 130, dem ich hier folge.

deutscher Seite jagt, findet sich etwa 40 Jahre später wesentlich noch ebenso ausgesprochen in dem Buche der Staël-Holstein de l'Allemagne. Da sind die letzten Kapitel des Ganzen dem enthousiasme gewidmet, dessen Bedeutung für die Nation wie für den Einzelnen untersucht wird, als letzte Lehre ihrer Untersuchung, im 11. Kapitel aber heißt die Begeisterung *la qualité vraiment distinctive de la nation allemande*. Und noch aus neuester Zeit wären ähnliche Fälle beizubringen, wie dort der mit dem jungen Grafen von Cüstine.

Was wir Deutschen von heute zu diesen französischen Urtheilen über uns sagen sollen? Mag ein Jeder für sich selbst antworten. Aber, um auf Pffel und seinen interessanten Bögling zurück zu kommen — Gellerts Vaterland als Bezeichnung von ganz Deutschland — das ist uns jetzt vielleicht das am meisten der Erklärung Bedürftige in Pffels Gedanken. Und doch ist für ihn und die Zeit des Gedichtes alles damit in Ordnung. Es war das Jahrzehend nach Gellerts Tode, in dem das Gefühl, was Deutschland in ihm besessen und verloren hatte, erst zu seiner vollen Deutlichkeit kam, wie das so geht nach solchen Verlusten. Und wirklich Deutschland, ganz Deutschland, denn es war ein fast beispielloses Schauspiel, wie da das ganze Volk, ohne Unterschied der Stände und auch der Glaubensformen, zu dem einen Mann als bestem Freund und Lehrer für Geist und Herz ausblicken gelernt hatte. Abgebrochen ward das freilich bald durch das eben damals ausbrechende Geniewesen, das auf einmal Gellerts Welt wie tief unter sich überholt sah.

Und da ich einmal den Pffel in der Hand habe, was mir selten genug geschieht (wie Andern auch), obschon sich allemal lohnt — so sei noch ein Gedicht von ihm angezogen, das eben von dem Geniewesen und Gellert handelt.

Es nennt sich „Der Rausch“ (Poetische Versuche 2,30 flg.) und erzählt von der deutschen Muse, für die er aber seltsam schonend und harmlos seine eigne setzt:

Ein kleines Mäuschchen schadet nicht,
Lernt ich von meiner Amme Susse,
Und glaubt' es ihr. Vom losen Wicht
Dem Bacchus lernt' es meine Muse
Und trank in Syrakuser Wein
Sich einen Rausch.

Nun fängt sie an zu toben,
Und ein Tapetenköniglein
Pindarisch zum Trajan zu loben,
Dann stieg sie auf den Rabenstein
Und rief den Teufeln, Völen, Elfen,
Sie möchten beim Cometenchein
Ein Schauspiel ihr tragieren helfen.

Allein sie blieben gar zu lang,
 Da griff sie nach Hans Sachsens Leyer
 Und heulte weichen Minnesang,
 Den Bogen voll um einen Dreher.
 Nun trieb sie des Genies Drang
 In unsrer Varden Wodansfeyer.
 Hier krönt sie sich mit Eichenlaub,
 Bestreut ihr Wamms mit Heldenstaub,
 Macht Blicke sich aus Fliegenwedeln,
 Säuft Bonzenblut aus Fürstenschädeln
 Und klettert mit zerstreutem Haar
 Nun gar auf des Parnasses Spihen.
 Hier sah sie die geweihte Schaar
 Des Helios (Apollos) im Kreise sitzen
 Und krächte wie ein Puterhahn
 Den hehren Schatten Gellerts an.
 Ein Blick, aus welchem stille Größe
 Und Menschenhuld und Mitleid sahn,
 Entfuhr dem Edlen. Angst und Blässe
 Des Tods ergriff die Schwelgerin.
 Sie schlug die Brust, ward plötzlich nüchtern,
 Fiel ihm zu Fuß und lallte schüchtern:
 Vergieb mir armen Sünderin.

Das Gedicht, nach dem Register S. 210 aus d. J. 1777, zeigt, wie den Vertretern der alten Schule, die in Gellerts Geisteswelt eine Art Vollendung fanden, die Versuche der jungen Streber erschienen, die eine ganz neue Welt gründen wollten; Bürger, die Stolberge, Hölty, Kresschmann sind in ihren Jugendsünden, um auf Pfeffels Standpunkt zu treten, wohl erkennbar, obgleich noch mehr zu erklären bleibt. Die Vermengung von H. Sachs mit den Minnesingern freilich läßt sehen, welcher Nebel noch über der früheren Zeit lag.

Endlich, da es die Gelegenheit an die Hand gibt, sei noch einer russischen Stimme über Gellert der Platz vergönnt, als Ergänzung zu jener französischen, zumal sie erst vor wenigen Jahren und auch nicht recht bekannt worden ist. Der russische Geschichtschreiber Karamsin (geb. 1766) machte in den Jahren 1789/90 eine Reise nach Europa, besuchte besonders auch Deutschland und verweilte dabei auch in Leipzig. Hier aber war Gellert der Mittelpunkt seiner Gedanken. Einen Bericht darüber geben seine Briefe in die Heimath, die er nachher als „Briefe eines russischen Reisenden“ in dem von ihm herausgegebenen „Moskauer Journal“ drucken ließ und die kürzlich überseht von Roskoschny als 7. Band einer russischen Taschenbibliothek Opz. 1888 deutsch zugänglich gemacht sind. Der Russe hörte hier Vorlesungen, z. B. eine von Platner, der damals sehr angesehen war, über das Genie, widmete aber seine Zeit vor allem Gellert. Der russische Lehrer hatte ihnen als Schülern Moral vorgetragen nach Gellerts

Vorlesungen, und hatte gesagt: „Meine Freunde, werdet so, wie zu sein Gellert lehrt, und ihr werdet glücklich sein!“ Gellerts Fabeln waren damals seine ganze Bibliothek, er vergoß heiße Thränen bei Zucle und Nariko, lachte aus vollem Herzen beim grünen Esel usw., „die Erinnerungen durchwühlten mein Herz“. Er besuchte auch seine Denkmäler in Wendlers Garten¹⁾ und der Johanniskirche, und Abends im Gasthause sagte er zum Wirth: „Mein Herr Memel, ich komme nicht zum Abendessen. Ich setze mich ans Fenster, nehme Weißes Elegie auf Gellerts Tod vor mich, Cramers und Denis Oden, werde lesen, mit empfinden und recht weinen. Den heutigen Abend widme ich dem Andenken des Wohlthäters der Menschheit, er hat hier gelebt und das Wohlthun gelehrt.“ Das mundet uns heute wohl auch nicht recht, besonders die Thränen. Aber das liegt mit an dem verlorenen Verständniß der Zeit und ihrer Verhältnisse im Seelenleben, in denen sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert Verschiebungen, ja Umwälzungen vollziehen, wie im politischen Leben. Die Thränen sind nicht Thränen weicher Schwäche, an die man jetzt wohl denkt, als gäbe es nur solche, sondern Thränen der umfassend empfundenen Menschenliebe, die recht im Gegensatz zu dem Kampf aller gegen alle im 17. Jahrhundert nun die Herzen beherrschte und zum Höchsten stimmte. Hat doch auch Goethe solche Thränen geweint und besungen.²⁾ Wie aber Gellerts Welt auch nach außen wirkte über die Grenzen in Ost und West, das erscheint recht deutlich hier an dem Bekenntniß des Russen, dort in der Gesinnung des Franzosen und ist wohl brauchbar, um das Bild unserer Welt vor Ausbruch des Geniewesens hell zu beleuchten.

1) Dasselbe, das nachher auf dem sogenannten Schnedenberge in den Anlagen vor dem Grimmaischen Thore stand, von Dier geschaffen und von Goethe besungen, dann aber doch dem neuen Theater zum Opfer gefallen, wobei man es achtlos in Trümmern wegschaffte und ins alte Gerümpel warf — wie Diers und Goethes Namen daran hasteten, das wußte keiner von den maßgebenden Herren. Gellert selbst aber — gehörte ja längst in die Rumpelkammer.

2) „Dies wird die letzte Thrän' nicht sein, die glühend Herz auf quillet“ usw., s. bei Hempel 3, 12; s. auch „Trodnet nicht, trodnet nicht, Thränen der ewigen Liebe“ usw. 1, 62. Es ist das Erhabene, das so im Leben der Seele auftritt und ihr mit seiner Übergewalt Thränen gibt.

Noch einmal lebendig und sein Ton.

Von Rudolf Hildebrand.

Ich hatte im 9. Hefte des vorigen Jahrgangs (S. 641) für die nach unsern Sprachgesetzen unerhörte Betonung des heutigen lebendig einen Versuch der Erklärung vorgetragen, der nach Jahre langer Verlegenheit mich endlich darüber beruhigt. Er hat aber Widerspruch gefunden, s. Dir. H. Begemann in Neu-Ruppin im 12. Hefte des vorigen Jahrgangs S. 844. Ich muß darum noch einmal darauf zurückkommen.

Es wird da auf Wörter verwiesen, wie: unbändig, beständig, inständig, inwendig, auswendig, denen sich lebendig im Ton angeschlossen habe. Mir war diese Auskunft aus der Verlegenheit wohlbekannt, wird sie doch im Grimmischen Wörterbuch als Erklärung zweifellos vorgetragen. Ich hätte das ja mit erwähnen sollen, konnte aber bei näherem Hinsehen die Auskunft nur als ganz unhaltbar ansehen und sagte darum nichts davon, was doch eben nicht recht war.

Die angeführten Worte sind sehr verschieden im Ton, um den sich doch handelt. Ganz für sich steht beständig, das in der Tongestaltung dem lebendig wirklich gleichkommt, während die andern alle zwei Töne haben und zwar den Hauptton auf der ersten Silbe. Aber daß lebendig seine Betonung dem beständig zu Gefallen geändert haben sollte, ohne alle innere oder äußere Nothigung, das müßte wenigstens voraussetzen, daß das zweite das erste im Gebrauch so stark überwogen hätte, daß es das seltenere Wort hätte zu sich herüberziehen können. Aber das Gegentheil ist das Wahre; „lebendig“ überwiegt im Gebrauch des Lebens das andere so bedeutend¹⁾, daß nur das Umgekehrte begreiflich wäre, also beständig dem lebendig zu Gefallen zu beständig geworden. Wie völlig unmöglich das heute noch wäre und damals war, wie beständig sich dagegen gleichsam mit Händen und Füßen wehren würde, drängt jedem noch heute sein Sprachgefühl auf. Nun und lebendig dem beständig zu Gefallen war noch vielmal unmöglicher.

Und es würde mit jedem andern im Tone gleichen Worte, das jemand beizubringen wüßte, derselbe Fall sein. Die andern Beispiele sind aber ganz anderer Art: inständig, inwendig, auswendig usw. haben alle doppelten Ton und der Ton auf der Stammsilbe ist nicht der Hauptton, wie doch in lebendig. Sollten jene Wörter auf dieses haben ein-

1) In Luthers Bibel z. B. ist lebendig 257 mal gebraucht, beständig 26 mal, wie man in der Bibelconcordanz von Landisch leicht nachzählen kann; der Umsatz des Tons in lebendig hat aber im 16. Jahrhundert begonnen.

wirken können, so wäre höchstens lebendig daraus geworden, aber daran ist ja nicht zu denken. Ein Beispiel, das besser gedient hätte, hat sich Hr. B. entgehen lassen, notwendig; aber diesen Ton gab es im 16. Jahrhundert gewiß noch nicht, er ist ziemlich neu, und geht noch jetzt nur neben dem genauen notwendig her. Auch die ostpreussische Betonung Königinnen u. dergl., die Hr. B. anführt, kann gar nicht in Frage kommen, da dort die Endung schon einen zweiten Ton hatte, Königin, der nun den ersten überwog (Königinnen).

Ich denke, es bleibt dabei, dem uralten übermächtigen Sprachgesetz gegenüber, das noch jetzt in Jedem tief wurzelt, daß die Stammsilbe den Ton hat, diesem Gesetz gegenüber ist dem lebendig Gewalt geschehen, man darf sagen unerhörte Gewalt, und dazu konnte der Grund nur in ihm selber liegen. Als solcher aber bietet sich das Schicksal der zweiten Silbe unter der Gewalt des vorhergehenden Tones ausreichend dar, wonach -ben- zu m entstellte wurde, also die eine ganze Hälfte des Stammwortes leben eigentlich zu Grunde gieng. Seit dem 16. Jahrhundert beginnt eine Bewegung, die nie ganz gefehlt hat, lebhafter aufzutreten, daß man nämlich einer verwitternden und verstümmelnden Gewalt der Sprache des Lebens gegenüber, die auf Raschheit und Bequemlichkeit drängte, die alte reine Form, also der Sprechform gegenüber die Schreibform wiederherzustellen oder zu retten bemüht war. Das wäre ein großes Capitel für sich, das noch zu schreiben bleibt. Die Stätten, wo diese Bemühung waltete, waren die Kanzleien, die Druckereien und die Schulen. Die lebendige Erscheinung der Wörter, ihre Aussprache, fiel der Schule anheim, und löwdig, das als gesprochen bis ins frühe Mittelalter zurück bezeugt ist und zwar durch die Schrift, in die sich doch auch eindrangte (sonst wüßten wir ja nichts davon), konnte der Aufmerksamkeit der Sprachhüter nicht entgehen. Die Schüler brachten es gewiß beim Lesen vor und wohl auch beim Schreiben. Das Lesen wurde hauptsächlich an Luthers Bibel geübt, wo lebendig sehr häufig erscheint, z. B. gleich in der Schöpfungsgeschichte, die gewiß am meisten daran kam: Er blies ihm den lebendigen Odem in seine Nasen, und also ward der Mensch eine lebendige Seele. 1. Mos. 2, 7; das ging alles zu Noah in den Kasten bei Paaren, von allem Fleisch, da ein lebendiger Geist innen war. 1. Mos. 7, 16; der Buchstaben tödtet, aber der Geist machet lebendig 2. Cor. 3, 6. Da hat es gewiß — das male ich mir mit ganzer Sicherheit aus — Anstrengung gekostet, in dem gelesenen lebendig das -ben- zu retten, und dazu half: buchstabire doch einmal! Also „l o lo, b o n ben“ usw., mit dem Buchstabiren hob sich aber der Tonunterschied auf, und nun war nur noch ein Schritt nöthig, das gefährdete o durch Betonung zu sichern. Ich sehe keinen andern Ausweg.

Erwähnenswerth ist aber, wie lange und erfolgreich sich das Wort gegen diesen Gewalteingriff hat wehren können, da es in Leipzig in der gebildeten Bürgersprache noch vor 150 Jahren mit seinem alten Ton nachweisbar ist, wie der Bauer ihn eben noch heute festhält, und im Niederdeutschen auch, denn da ist lebendig noch die Form. Übrigens ist es nicht der einzige Fall, der von dieser alten Weiterbildung des part. praes. mit Objectivendung übrig geblieben ist; in den Mundarten leben noch andere, z. B. in der von Rudolstadt stehmig, stümig bleiben (mit ausgestoßenem d).

Die Neubearbeitung Schillers in Goedes Grundriß.

Von Karl Landmann in Darmstadt.

Daß Goedes Grundriß in den letzten drei Jahrzehnten der zuverlässigste Führer durch das Gesamtgebiet der deutschen Dichtung gewesen ist, das bedarf nicht erst einer wohlwollenden Versicherung im Jahre 1893. Nichtsdestoweniger hat mich eine eingehende Vergleichung des Abschnittes über Goethe in dem gegen Ende 1891 erschienenen Bande der neuen Auflage (IV 1, § 233—246 S. 419—756 gegen S. 709—908 bei Goedeke) belehrt, daß, ganz abgesehen von dem bibliographischen Teile, der einen Zuwachs von 42 auf 288 Seiten aufweist, doch auch in dem fortlaufenden Texte (§ 233) noch recht viel für den Neubearbeiter (Max Koch) zu thun gewesen war, um die in der ersten Auflage zutage getretenen Mängel und Gebrechen zu beseitigen und das Werk auch in diesem Abschnitte auf den wissenschaftlichen Standpunkt zu erheben, auf dem der Herausgeber (Ed. Goethe) es zu sehen wünscht. Und ganz dasselbe — was übrigens inzwischen auch von anderer Seite bestätigt wurde — ist von dem Abschnitt über Schiller zu sagen, der, von derselben Hand besorgt, nunmehr in der neuesten Lieferung vorliegt und den bei weitem größten Teil derselben (S. 15—237) ausfüllt. Und da gerade Schiller von größter Wichtigkeit für die Schule ist, der die Ztschr. f. d. d. Unterr. dienen will, so darf ich wohl hoffen, daß ihre Leser eine kurze Darlegung des aus einer solchen Vergleichung gewonnenen Ergebnisses mit derselben Teilnahme verfolgen, die mich bei der in litterarhistorischer wie in sprachlicher Hinsicht höchst anziehenden Arbeit begleitete. — Ich werde zunächst über den ersten Absatz (bis zum Eintritt in die Solitude, Goedeke S. 916 flg. — Koch S. 15 flg.) nach der fortlaufenden Folge der Zeilen berichten, um sodann aus dem durch diese Vergleichung gewonnenen Resultate die übrigen 90 bezw. 80 Seiten des § 248 in rascheren Schritten zu durchwandern, indem ich den Lesern anheimegebe,

sich die weitere Vergleichung mit Hilfe meiner Hinweise zu erleichtern. Über den bibliographischen Teil vollends (§ 249—255) wird die Bemerkung genügen, daß derselbe von 30 auf 140 Seiten angewachsen ist¹⁾.

Die von dem Bearbeiter mit Recht aus § 250 (S. 1012) an den Anfang unseres Abschnittes übertragene Fußnote über Schillers Geburtstag wurde zugleich mit einigen genaueren Bestimmungen versehen, auf die indessen hier nicht näher eingegangen werden soll. Z. 2 wurden die Worte „in Württemberg“ nach „zu Marbach“ versetzt, wohin sie offenbar gehören; die Aufzählung der Taufzeugen Z. 4—11 wurde durch die genauere Bestimmung „des Vaters Regimentskommandeur Christoph Friedrich von der Gabelenz“ (statt „der General von Gabelenz“), durch bessere Gruppierung der übrigen Personen, wobei die Stellung des erst später eingeschriebenen Obristen von Nieger aus Ende des Satzes zu beachten ist, korrigiert, außerdem Z. 6 flg. durch den Zusatz „der etwas abenteuerliche studiosus philosophiae“ (vergl. Minor I 29 flg. über den Einfluß dieses „Betters“ auf die schriftstellerischen Neigungen des Vaters Schiller²⁾) nicht unwesentlich bereichert. Ebenso ist Z. 13 die Apposition „der Bäcker und Schultheiß Johannes Schiller“ und Z. 16 der Nachsatz „und sich im niederländischen Feldzuge mannigfach auszeichnete“ zu nehmen, und auch die genauere Angabe des Hochzeitstages („am 22. Juli“) darf als ein willkommener Zusatz angesehen werden. Der Satz über Christophine Z. 19—21 ist durch Angabe des Jahres ihrer Verheiratung („1786“ statt „später“) und durch die Berichtigung „Meiningen“ statt „Gotha“ geklärt, der folgende (Z. 21—24) durch die logische Korrektur „Ihr“ statt „Dann“, durch den Zusatz „dann zwei weitere früh gestorbene Schwestern“ und hiernach durch die Zeitangabe „endlich 1777“ für „und wieder nach elf Jahren“ in die sachgemäße Fassung gebracht. Mit dem in der ersten Auflage (S. 916 Z. 18 v. u.) folgenden Satze „Ueber die frühesten Jugendjahre Schillers fehlen alle Nachrichten und über die folgenden liegen nur sehr dürftige vor“ bietet sich uns das erste Beispiel der bei Goedeke nicht selten vorkommenden Negativbestimmungen, durch deren Weglassung der Herausgeber den Raum für die notwendigen Zusätze und Erweiterungen zu gewinnen bemüht war. Solche Zusätze folgen sogleich in den näheren

1) Daß in diesem bibliographischen Teile auch die größeren und kleineren Aufsätze aus dem Bereiche der Schiller-Litteratur, ja selbst ganz kurze Notizen aus dem „Sprechzimmer“ der Zeitschrift für den deutschen Unterricht Berücksichtigung gefunden haben, darf ebenso wohl als erfreuliches Zeugnis für diese Zeitschrift selber angesehen werden, wie es auch die außerordentliche Sorgfalt bekundet, mit der der Bearbeiter das Gesamtgebiet der Arbeit an unserem Dichter überschaut.

2) Ich verweise ab und zu auf Minor, weil dieser unter den neuesten Biographen mir gerade zur Hand ist. Eingehendere litterarische Nachweise wird man hier nicht verlangen.

Angaben über den Lebensgang des Vaters nach der Verheiratung, die von einer Zeile auf deren sechs (24—30) erweitert sind, wobei das Jahr der Versetzung als Werbeoffizier nach Gmünd („zwei Jahre später“, also 1763 anstatt „1765“) und des bald darauf erfolgten Überzugs nach Vorch korrigiert (vergl. Minor I, 22 flg.) und der schleppende Nachsatz „wo sein Sohn . . . Spiele trieb“ als selbständiger Satz losgelöst wurde (S. 30—34). Auch der folgende Satz: „Im Jahre 1768 . . . die Solitüde hervorging“ bedurfte einer starken Korrektur, die (S. 34—37) durch die beiden Sätze „Ende Dezember 1766 . . . Ludwigsburg“ mit dem durchaus nicht müßigen Zusatz „der glänzenden Residenz“ (vergl. Minor I, 47 flg.) und „Dort gründete . . . verpflanzte“ eintrat, wobei noch besonders zu beachten ist, daß die Solitüde doch unmöglich aus einer Baumschule hervorgehen konnte. (Über die gänzlich verschrobene Darstellung der Beziehungen Johann Kaspar Schillers zur Solitüde, die in der ersten Auflage an mehreren Stellen hervortritt, verweise ich auf den Zusatz zu S. 47 Z. 7 der neuen Auflage: „der seit Ende 1775 . . . lebte“ und auf Minor I, 361.). In dem folgenden Satze (S. 15 Z. 37 bis S. 16 Z. 3) ist statt der etwas sonderbaren Charakteristik „ein wilder wüster Geist“ die Zeitbestimmung „vom Herbst 1769 bis Mai 1773“ eingesetzt, eine Änderung, die bei dem unleugbaren Einfluß Schubarts auf den jungen Schiller (vergl. Minor I, 72 flg.) durchaus gerechtfertigt erscheint. Die beiden Sätze über die Beziehungen Schillers zu seinem Jugendfreunde Friedrich Wilhelm von Hoven (S. 16 Z. 3—7) haben zwei Änderungen erfahren: die korrektere Fassung der Notiz über das Zusammenwohnen der beiden Familien „in dem der Cottaschen Druckerei gehörigen Hause“ und die Weglassung der in einem Grundrisse mindestens naiven Bemerkung, daß die beiden Knaben „sich in kindlich-kindischer Weise mit Predigen auf ihren Beruf vorbereiteten.“ Der Satz über das erste erhaltene Jugendgedicht Schillers ist durch den Zusatz „zum Übersetzen ins Lateinische bestimmten“ erweitert und die Angabe über „ein anderes Gedichtchen aus der Ludwigsburger Zeit“ (S. 917 Z. 1—4) weggelassen, dafür aber der ungleich wichtigere Satz über den Eindruck des herzoglichen Theaters auf den Knaben (Z. 11—13) und der weitere über „sein erstes selbständiges deutsches Gedicht, von dem wir wissen“ (Z. 13—15), eingesetzt. Die weiteren Angaben über das Schulleben Schillers in Ludwigsburg und die Landexamina, denen er sich in Stuttgart zu unterwerfen hatte, sind durch die Zusätze „zum ersten Male“ (Z. 15), „1770 und“ vor „1771“ (Z. 20) und „beim vierten Examen“ (Z. 22; die vier also von 1769—1772) geklärt, wobei auch die grammatikalische Korrektur „doch hinzufügte“ (für Z. 22 „doch wurde hinzugefügt“) unsere Billigung finden wird. Der dazwischen heraus-

geworfene Satz über Schillers angebliche Hausgenossenschaft mit dem Mag. Jahn in Ludwigsburg (S. 917, 8—12) hängt wieder mit der oben berührten Unklarheit Goedekes über des Vaters Aufenthalt auf der Solitüde zusammen. In den zwei noch übrigen Sätzen sind die Zusätze „und eine frühe Kenntnis Klopstockischer Dichtung“ (B. 29 flg.), „ebenso wie von einem Drama Absalon“ (B. 31 flg.), das Briefdatum „6. März“ in der Parenthese und nach dieser „und die Titelnennung durch Schillers Witwe“ zu bezeichnen, wozu wir endlich zur Freude derer, die nach „Sprachdummheiten“ jagen, auch die Beseitigung einer solchen durch Hinzufügung des schließenden „ist“ rechnen können.

Eine Übersicht über die weitere Arbeit der bessernden Hand gedente ich nunmehr in zwei Gängen zu geben, wobei ich selbstverständlich für die Weglassungen von der ersten Auflage (S. 917—1007), für die Änderungen und Erweiterungen von der neuen (S. 16—96) ausgehe, in dem einen wie in dem anderen Falle jedoch, wie sich ebenfalls von selbst versteht, nur die bedeutenderen Abweichungen ins Auge fasse, die Weglassungen aber, insofern sie in den Bereich von Stellen fallen, die auch sonstwie heilungsbedürftig waren, erst an diesen Stellen zur Sprache bringe.

Weggelassen wurden: S. 919 \wedge^1) am Schlusse des Absatzes die auf die Graubündner Angelegenheit zu beziehende, an dieser Stelle aber sehr geheimnisvoll klingende Bemerkung „nicht sowohl das Ganze, als eine zufällige Einzelheit darin und erst geraume Zeit nach seinem Abgange von der Akademie“; ebenda und S. 920 \vee , „aus der sich ein Bruchstück erhalten hat“, sowie der weiter folgende Satz „Schiller mußte sich fügen“; S. 921 \wedge der Satz „Auf die Anthologie selbst kann hier genaueres Eingehen nicht stattfinden“; S. 922 \vee „Ob der (von Mannheim aus an den Herzog gerichtete) Brief abgegangen, ist ungewiß“; ebenda \wedge nach der veränderten Stelle über die Aufnahme des Fiesko die Worte „und baute Luftschlösser für die Zukunft“ (Wie oft könnten diese Worte in Schillers Leben stehen?); S. 924 \vee die den Absatz schließenden, wiederum mysteriös klingenden Worte „und war entscheidend für sein persönliches Geschick“; S. 925 \wedge „Es kommt nicht darauf an, sie (die äußeren Lebensschicksale) in allen Einzelheiten zu begleiten“; S. 927 \vee „Die Bekanntschaft hatte keine Folgen“; S. 929 \vee die etwas gallige Bemerkung „Die hervorgehobene Stelle ist der einzig wahre Ausspruch Schillers in den hochtönenden Redensarten“; S. 933 \vee nach dem mit „Jedes Zeichen des Lebens“ beginnenden Satze „den ganzen Winter

1) \vee bedeutet die obere, \wedge die untere Hälfte, — die (nicht gerade mathematisch abgezählte) Mitte der Seite.

hindurch schrieb Schiller keinen Brief, der ans Licht getreten wäre“; S. 935 V nach den Worten „der Antrag machte ihm eine heitere Stunde“ der überdies unlogische Nachsatz „natürlich ohne weitere Folgen“. — Haben sich die bis daher angeführten Weglassungen teilweise als nichts-sagende Redensarten, teilweise auch als litterarhistorisch inhaltbare Aufstellungen und Behauptungen erwiesen, so begegnen uns S. 935 V bis 936 — und S. 938 bis 945 zwei Stellen, bei deren Ausmerzung neben der wissenschaftlichen Erwägung offenbar auch der durch praktische Rücksichten nahegelegte Wunsch einer noch ausgiebigeren Raumersparnis maßgebend war: die erste ein mehr als eine Seite füllender Bericht über die erste öffentliche Vorlesung in Jena, wofür Koch die anderthalb Zeilen setzt: „über deren glänzenden Verlauf er dem treuen Körner zwei Tage später ausführlich Bericht erstattete“; die zweite eine gegen acht Seiten in engerem Druck umfassende Übersicht über die ästhetischen und ethischen Untersuchungen Schillers, die der Bearbeiter S. 39 in 18 Zeilen zusammenfaßt, wozu er sich schon darum berechtigt erachten durfte, weil das Buch von W. Hemsfen durch die neueste Arbeit von D. Harnack (vergl. S. 139 Nr. 46) bei weitem überholt worden ist. S. 947 A giebt über die Pflege, die Schiller während seiner Krankheit im Jahre 1791 erfuhr, einen Bericht, der (S. 42 A) durch Weglassung der Worte „Sie stritten sich ... in der Woche“ nur gewinnen konnte. Von S. 950 ist wieder nahezu eine halbe Seite durch Weglassung eines Briefes erspart, auf den Koch (S. 44 am Ende des Absatzes) einfach hinweist, S. 951 fast die ganze Seite dadurch, daß über den Inhalt des Briefes berichtet und nur soviel davon herausgehoben wird, als gerade an dieser Stelle notwendig ist (S. 45 V). Eine Weglassung anderer Art ist (S. 952 V) die des Satzes, der unmittelbar vor dem Berichte über die Verleihung des französischen Bürgerrechtes an „le sieur Gille, publiciste allemand“ steht: „Ein wirkliches Interesse für die laufende Geschichte der Welt hatte er nicht und nie etwas in diesem Sinne unternommen“; ganz ähnlich die des Satzes S. 953 V „um einer desto entschiedeneren Gleichgiltigkeit wieder Platz zu machen“ (Schluß des Absatzes). Und wir dürfen uns wohl freuen, daß das abfällige Urteil, das Goedeke an verschiedenen Stellen über den Patriotismus unserer Dichterheroen fällt, in der neuen Auflage einer gerechteren Würdigung Platz gemacht hat (vergl. unten die Zusammenstellung der Zusätze; außerdem Koch, Nationalität und Nationallitteratur, Deutsches Wochenblatt, Jahrg. 1891, Nr. 25 und 26). Auch die auf derselben Seite (953 A) gegebenen Notizen über die Lebensweise Schillers in Heilbronn („Der Neckarwein schmeckte ihm desto besser ... empfunden“ = 10 Zeilen) wird man gerne vernichten, so gemächlich sie sich auch in einem Unterhaltungsblatte lesen würden. S. 963 wurden die beiden

Fußnoten beseitigt, die zweite durch Aufnahme der betreffenden Notiz in dem vorangehenden Satz, S. 965 √ der ziemlich bedeutungslose Nachsatz „die Thouret inne gehabt hatte“; ebenda ∧ die Sätze „So eifrig war man damals, die Arbeit eines Dichters auf die Bühne zu bringen. Jetzt vergehen Jahre darüber“ und weiter unten „Die Poeten sollten . . . fallen vom Himmel“; S. 966 ∧ die eingeschaltete Stelle über die Fehlerhaftigkeit der Werke Corneilles (= 12 Zeilen). S. 968 ist dadurch auf die Hälfte des Umfangs zurückgeführt, daß die geschichtlichen Angaben über Warbeck (= 15 Zeilen), sowie die Darlegung des Planes für die Tragödie (= 12 Zeilen) wegfielen. S. 970 ∧ wurde die wunderliche Notiz, daß Schiller den „schmidtschen Garten in Jena“ (Noch: „den Garten des verstorbenen Professors Ernst Gottfried Schmidt“), auf den er 1150 Thaler geboten, für 1200 Thaler zu bekommen hoffte, getilgt, ebenso 971 √ die Bemerkung, daß er hier den Bienville übersehte, und die Aufzählung der Balladen, die er hier dichtete. S. 972 fiel der Satz „Was daraus Ersprießliches hervorgegangen sein mag, ist unbekannt geblieben“, und weiter am Anfang des folgenden Absatzes die Parenthese „so lange fristete der Himmel ihm das Leben wirklich“, sowie S. 973 √ die ebenfalls in Parenthese stehende Bemerkung, daß Charlotte von Kalb ihre Neigung auf Jean Paul übertragen habe. S. 973 wurde überdies durch Weglassung des Briefes an den Herzog auf ein Drittel ihres Umfangs zurückgeführt und von S. 980 bis 982 der Raum von mehr als anderthalb Seiten durch Zusammenziehung des Briefes vom 23. November 1800 auf seinen Hauptinhalt (S. 74 √) gewonnen. S. 983 wurde die Fußnote, sowie die auf die Erwähnung des chinesischen Romanes folgende Bemerkung „Schiller war tief in einer neuen Arbeit“ gestrichen, ebenso S. 984 die Fußnote über die damals üblichen Honorare. S. 985 √ bis 987 √ hat der Bearbeiter die näheren Angaben über die Aufnahme, sowie über den Inhalt der Jungfrau von Orleans gestrichen und dadurch nahezu zwei Seiten erspart: ein Verfahren, das schon in der reichen Auswahl an Schulausgaben Schillerscher Dramen, namentlich aber seit dem Erscheinen von Bellermanns trefflichem Buche seine Erklärung finden dürfte. S. 990 — fiel nach „angestellt worden“ der Folgesatz „so daß Schiller durch die drei Geh. Räte Goethe, Voigt und seinen Schwager sich in den besten Verhältnissen befand“, außerdem die Fußnote, von der jedoch (S. 81 —) der erste Satz in den Text heraufgenommen wurde. Auch die Stelle aus dem Briefe der Frau Charlotte von Schiller an Friz von Stein (S. 991 √) wird man leicht entbehren, da die nachfolgenden Angaben über die Beweggründe zur Adelsverleihung an Schiller uns vollständig genügen; und ganz ähnlich verhält es sich mit dem Briefe Schillers an Körner vom 29. November 1802

(S. 991 letzte Zeile bis 992 \wedge „gewahr wird“ = 27 Zeilen). S. 997—999 und 1001/2 sind die leidigen Fußnoten beseitigt: die erste ganz, die zweite durch Herausnahme eines wenig veränderten Satzes an die Stelle der gleichfalls weggefallenen Bemerkungen über König Gustav IV., die dritte ganz, die vierte wieder durch Versetzung in den Text, die fünfte ganz. Außerdem ist S. 1002 die den Absatz schließende Bemerkung „Als er . . . nicht mitwirkend“ weggelassen. S. 1003 \vee sind 13 auf das Leben in Berlin bezügliche Zeilen aus dem Briefe an Körner fortgefallen, darunter freilich auch der Satz „Berlin gefällt mir und meiner Frau besser als wir erwarteten“, was Koch bei den auf den Brief folgenden Bemerkungen übersehen zu haben scheint. S. 1005 \vee fielen die Worte „Schiller war wohl nicht dabei“ (bei der Aufführung der Phädra am 30. Januar), S. 1006 \wedge „es scheint selbst . . . zu bereiten“, S. 1007 \vee nach „Fürstengruft“ die Worte „neben Goethe und Karl August“.

Unser zweiter Gang wird die bei der Umarbeitung notwendig gewordenen Änderungen und Erweiterungen ins Auge zu fassen haben: beides zusammengekommen, weil, wie die Betrachtung des ersten Absatzes bereits ergeben hat, in den meisten Fällen das eine durch das andere bedingt ist. Dahin gehört: S. 16 \wedge die Berichtigung, daß Herzog Karl „zwei bereits vorhandene Erziehungsanstalten“ auf der Solitude zu einer militärischen Pflanzschule „umgebildet und erweitert“ hatte, daß die Ausführung des Akademiegebäudes „durch die bald erfolgende Verlegung der Schule nach Stuttgart“ unterblieb, und daß dieser Pflanzschule Söhne von „Beamten und“ Offizieren übergeben wurden; ebenso die Umarbeitung der bis S. 17 \vee reichenden Angaben über den Eintritt Schillers in diese Schule und über die Ausstellung eines Reverses durch den Vater, über die Zeit, in der er das juristische Studium mit dem der Medizin vertauschte („im November 1775“) und über die Fortschritte, die er darin machte (nicht „gute“, sondern „anfangs geringe“), über den Lehrplan der Anstalt, der „durch Bevorzugung der Philosophie eine allgemeine Bildung begünstigte“, über das Eindringen der Litteratur der Zeit „trotz wiederholter Konfiskationen“, über den Zeitpunkt, da die Pflanzschule zur „Herzoglichen Militär-Akademie“ erhoben worden war, und den, an welchem ihr der Name „Hohe Karlschule“ beigelegt wurde; ferner, noch auf derselben Seite, die Vertiefung des Urteils über die Militärakademie durch Vergleich mit den sächsischen Fürstenschulen und den für das Tübinger Stift vorbereitenden Landesschulen, und endlich der Zusatz, daß der fünfzehnjährige Knabe die Liebe zu den Eltern „in Befolgung der für derartige Huldigungen feststehenden Redeweise“ zu opfern gehabt habe: offenbar etwas ganz anderes als der

Ausdruck „konnte . . . für den Herzog opfern“! Anderer Art sind die Korrekturen „die Absperrung von“ für „der Verkehr mit“ der Außenwelt, und S. 18 V „Alle die leitenden Häupter“ für „Die ganzen Koryphäen“. Die Stelle über die Beschäftigung des jungen Schiller mit Shakespeare ist durch Hinzufügung der Worte „anfangs“ und „bei seiner beschränkten Welt- und Menschenkenntnis noch nicht genug“ in sachgemäße Fassung gebracht, die auf den Kopf gestellte Behauptung, daß Schubart durch Schillers „Grust der Könige“ zu seiner „Fürstengrust“ angeregt worden sei, durch Herstellung des wirklichen Sachverhaltes (S. 18 —, vergl. Minor I 172) geheilt. Einer gänzlichen Umarbeitung bedurfte ferner die weiter folgende Stelle über die Räuber, wobei der Herausgeber auf das Verdienst „der ersten Ausgabe dieser Lebensbeschreibung“ hinweist und zugleich für die vielfältigen kleineren aus der „gleichzeitigen“ (für „zeitgleichen“) Litteratur in die Räuber verlaufenden Züge, „denen R. Beltrich in seiner ausgezeichneten Entstehungsgeschichte des Werkes nachgegangen ist“, eine zusammenfassende Einzeluntersuchung fordert. Auch der Schluß des Absatzes (S. 19 V) hat durch eine zusammengedrückte Betrachtung über die Bedeutung der Räuber für Schiller als „ersten Dichter der deutschen Bühne“ eine wesentliche Umänderung erfahren. Die Beziehungen Schillers zum Herzoge und seiner Umgebung wurden (ebenda ^) durch einige Striche retouchiert: so „der sich zu der herkömmlichen verlogenen Schmeichelei hatte herablassen müssen“ (statt „sich hatte einreden können“) und „zu dem die Begeisterung gewiß nicht erst anbefohlen zu werden brauchte“ (zum Festspiel „Der Jahrmart“ nämlich; S. 919 ^ fehlt diese Bezeichnung, und die beiden folgenden Sätzchen geben denselben Gedanken in ziemlich ungelener Form). Auch die veränderte Fassung der Sätze über die Beurteilung der von Schiller im Herbst 1779 eingereichten Examenarbeit darf als eine wesentliche Berichtigung bezeichnet werden, ebenso S. 20 ^ die über die ärztliche Praxis des Regimentsmedikus und sein Verhältnis zum Herzog während jener Zeit, wobei namentlich der Zusatz über die Begründung des „Württembergischen Repertoriums der Litteratur“ und über Schillers Beiträge zu dieser Zeitschrift als notwendige Ausfüllung einer Lücke in der ersten Auflage erkannt werden muß (vergl. Minor I 480 flg.), wie denn auch die etwas mageren Angaben über die erste Aufführung der Räuber S. 21 V durch einige Zusätze vervollständigt wurden. Die Graubündner Angelegenheit aber und der zweiwöchige Arrest („auf der Hauptwache, 28. Juni bis 11. Juli“, ist hinzugefügt) waren durch falsche Datierung („Ende April 1782“ statt „im Juli 1782“) in gänzlicher Verwirrung dargestellt, die nunmehr durch Korrektur, nähere Ausführung und Umstellung der Sätze glücklich gelöst ist. Auch die Datierung der Flucht war ungenau, und

der Zusatz „in Begleitung des ihm in inniger Treue ergebenen Andreas Streicher“ darf als etwas mehr denn als beliebig hinzugefügte Notiz bezeichnet werden. (Auch später S. 22 \wedge und 23 \vee ist das Verdienst Streichers um Schiller nachdrücklich gegen S. 922 \wedge betont.)

Auch in dem Abschnitt über die Mannheim-Bauerbacher Zeit (S. 21 — 33) waren manche für die Beurteilung Schillers wichtige Punkte zu berichtigen oder durch genauere Ausführungen zu klären. So gleich am Anfang der S. 921 \wedge gelegentlich der Besprechung der Anthologie gebrauchte harte Ausdruck „alles war für ihn verderblich, weil es seine sittliche Natur untergrub“ in „alles das gefährdete seine sittliche Natur“ (S. 22 \vee) und bald darauf die Wahl des Wortes „Verwilderung“ für „Entsittlichung“ (1). S. 23 \vee sind die Angaben über Schillers Erlebnisse vom Tage der Flucht bis zur Ankunft in Bauerbach klarer geordnet und durch einige Zusätze, wie das Angebot des Gedichtes „Teufel Amor“ an einen Verleger in Frankfurt, die Trennung von Streicher in Worms, die nähere Bezeichnung der „anderen Pläne“ (Imhof, Maria Stuart, Don Carlos), ergänzt. Ebenda \wedge sind die Daten über die Aufführung des Fiesko in Mannheim und die von Kabale und Liebe in Frankfurt und Mannheim ein willkommenes Zusatz, und auch die Schlussbemerkung des Absatzes (S. 24 \wedge) dürfte als Streiflicht auf die naturalistische Tendenzdichtung der Gegenwart wohlangebracht erscheinen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß dieselbe in der nächsten Auflage ebenso wieder fallen wird, wie manche Bemerkungen Goedekes als lediglich temporäre fallen mußten. Im folgenden Absatz sind die wiederholten Besuche der Frau von Wolzogen in Bauerbach und Schillers Beziehungen zu deren Tochter Charlotte durch einige leichte Züge in ein klareres Licht gestellt, wie auch, um damit vorzugreifen, S. 27 \wedge der Verkehr Schillers mit Frau von La Roche in Mannheim durch einen Zusatz an Stelle der von S. 927 \vee gestrichenen Bemerkung „Die Bekanntschaft hatte keine Folgen“ die erwünschte Klärung gefunden hat. Bezüglich der dichterischen Pläne und Arbeiten aus dieser Zeit werden wir mit dem Bearbeiter einverstanden sein, daß er Imhof und Maria Stuart „vorderhand“ (anstatt „bis auf weitere Ordre“) zurückgelegt werden läßt (S. 24 \wedge), und ebenso damit, daß er (S. 26 \vee) den in gehobener Sprache angestellten Betrachtungen über Don Carlos durch Einfügung zweier „nicht“ den angemessenen rhetorischen Abschluß verleiht. — Die äußeren Lebensverhältnisse Schillers, die der folgende Abschnitt behandelt, haben wir bereits durch eine Bemerkung berührt; S. 28 ist korrigiert, daß Charlotte „seit dem 25. Oktober“ (statt „im November“) 1783 mit dem Major Heinrich von Kalb verheiratet war, und daß der Schwager in Weimar sich „in seiner Kammerpräsidentenstelle nach Goethes Urteil als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als

Mensch abscheulich aufgeführt" hatte, auch daß der vertrauliche Verkehr, der sich zwischen Charlotte und Schiller in Mannheim begründete, „neben der kurzen späteren Freundschaft mit Jean Paul" (statt des nichtsagenden „vielleicht") der einzige Sonnenblick im düsteren Leben der geistvoll exzentrischen Frau war, wozu außerdem weiter unten der Zusatz „wohl in ungerechter Verkennung" zu bemerken ist. Etwas gekürzt erscheint (S. 29 V) der Bericht über die Werbung um Margarete Schwan: „der Antrag blieb ohne Folgen" (vergl. S. 34—). Der Ankündigung der Rheinischen Thalia ist das Datum (11. November 1784) beigelegt, und auch S. 30 zeigt eine Reihe von Zusätzen in betreff dieser Zeitschrift und des in ihr veröffentlichten Aufsatzes über die Frage: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" (die direkte Form der Frage jedenfalls besser als die in der ersten Auflage beliebte indirekte): so namentlich \wedge den, daß die Schriften der Gesellschaft „allerdings erst von 1787 an im Druck erschienen", sowie die umgearbeiteten Sätze β . 14—12 und β . 9—6 v. u. Als stärkere Umarbeitung ist auch (S. 31 V) die Darlegung der Schritte, die zur Vorlesung des ersten Aktes von Don Carlos am Darmstädter Hofe führten, zu bezeichnen, ebenso die Berichtigung der Angabe über die Widmung an den Herzog (nicht „Don Carlos", sondern „das erste Heft der Rheinischen Thalia, das unter anderem auch Bruchstücke aus Don Carlos enthielt"). — Der folgende Absatz, in den bereits ein freundlicher Strahl aus Leipzig hereinfällt, zeigt zunächst eine bessere Anordnung der Notizen über den Lebensgang Körners bis zu seiner Verlobung — die in der ersten Auflage vorausgehenden sind richtiger erst S. 34 V nachgetragen — und über die Beziehungen Hubers zur Familie Stock, sodann S. 32 V eine korrektere Fassung des Satzes über die Wirkung, die die Leipziger Sendung auf Schiller ausübte, und (ebenda \wedge) der Bemerkung über den Einfluß, den Körners ganzes Wesen bei diesem gewann („denn in diesem reinen Spiegel . . . weiterbilden"), wobei allerdings fraglich erscheint, ob Koch nicht besser gethan hätte, die ganze Stelle aus S. 931 von „Körners Brief . . . den Künstler fördert" (β . 3 v. o. bis β . 8 v. u.) herauszuwerfen und später an einem geeigneten Orte (etwa S. 34) einzusetzen. Der S. 33 V über Huber eingeschobene Satz „Zwischen ihm und Schiller . . . Entfremdung ein" erweist sich als ein logisch wohlbegründeter Zusatz; auch die Änderungen, die gegen den Schluß des Absatzes hin an den sechs Sätzen über den Briefwechsel aus der Mannheimer Zeit vorgenommen werden mußten, dürfen als durchaus sachgemäß anerkannt werden. (Der Druckfehler „Schriften" statt „Briefen" ist S. 237 berichtigt.)

Die Nachrichten über die Leipzig-Dresdener Zeit ließen kaum weniger als die vorhergehenden Abschnitte das Bedürfnis nach bessernden Zusätzen

hervortreten. Zunächst die Abwicklung mit Mannheim, wo Schiller keineswegs „seinen Kontrakt aufgehoben“ hatte: eine Bemerkung, die S. 33 \wedge eine eingehende Berichtigung notwendig machte. Auch die folgenden Sätze bedurften einer veränderten Fassung, die in den letzten 7 Zeilen der Seite gegeben ist. Von der Änderung S. 34 \vee war bereits die Rede. Der Satz „Körnern lernte er im Juni persönlich kennen“ ist durch die Ausführung „ihn lernte er am 1. Juli auf dem Gute Rahnsdorf zwischen Leipzig und Dresden persönlich kennen“ präzisiert. Weiterhin ist (S. 34 \wedge) der von Leipzig aus geschehene schriftlichen Bewerbung um Margarete Schwan gedacht, der Aufenthalt in Gohlis in etwas freundlicheren Farben dargestellt, der Arbeit am Fiesko berichtigend Erwähnung gethan und die Zugehörigkeit des Dr. Albrecht wie seiner Gattin, der Schauspielerin Sophie Albrecht, zu des Dichters persönlichen Freunden nachgetragen: lauter kleine Rüge, denen noch der Name „Loschwitz“ und die Erweiterung des farblosen „erwähnte er“ in die das Gewicht der Sache andeutende Wendung „findet sich aber bereits die wichtige Bemerkung“ beigefügt werden mag. S. 36 \vee giebt eine etwas erweiterte Darstellung der Beziehungen Schillers zu Marie Henriette Elisabeth (nicht Julie) von Arnim und fügt den mehrwöchigen Aufenthalt des Dichters in Tharandt (eine Episode, der Minor II 498—520 einen ganzen Abschnitt widmen konnte) hinzu. Ebenda \wedge und S. 37 \vee ist das genauere Datum der Einführung Schillers in die Familie der Frau von Lengefeld in Rudolstadt „durch seinen alten Stuttgarter Freund Wilhelm von Wolzogen“ beigefügt und der Satz „Noch war er indessen... neige“ sprachlich und sachlich klarer gestellt, wenn auch die Kritik zugestehen muß, daß sie über Karoline von Neulwitz niemals ganz ins Klare kommen wird.

Mit der Berufung nach Jena beginnt der dritte Abschnitt im Leben Schillers (S. 37—96). Wenn wir diesen Zeitraum an der Hand unsers neuen Goedeke etwas rascher durchschreiten, so geschieht dies schon darum, weil von hier ab die Zahl der Änderungen und Erweiterungen durch die der bereits besprochenen Weglassungen bei weitem überboten wird. — Bei dem Bericht über diese Berufung selbst ist S. 37 \vee der Nachsatz „die er immer... ansah“ in verbesserter Form als selbständiger Satz hinter „Berufung“ gestellt. S. 46 \wedge ist nach Tilgung des Nebensatzes „um... Platz zu machen“ der Absatz mit einer gerechteren Würdigung der Stellung Schillers zu den großen Weltbegebenheiten geschlossen. Eine ähnliche „Rettung“ Schillers enthält S. 47 \wedge —48 \vee der Zusatz „Aber ohne Groß gedachte er... Vorbilde schilderte“, wie denn auch S. 49 \vee die Änderung des Satzes, der die nun glücklich angebahnten freundlichen Beziehungen zu Goethe schildern sollte, als eine

sehr gelungene Besserung zu bezeichnen ist. S. 50—51 ist ein längerer Zusatz eingeschoben, in dem Schillers Kunsttheorien durch ein kurzes Eingehen auf die diesbezüglichen Abhandlungen (über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen u. s. w.) beleuchtet werden, worauf der Bearbeiter (S. 51, Z. 15) seine Auseinandersetzung in logischer Verbindung an die Darstellung der ersten Auflage anschließt. S. 58 ist eine ziemlich unbeholfene Wendung über die Umarbeitung des Lagers (S. 963 \wedge „aus der Rücksicht, daß er für sich allein stehen solle“) mit geschickter Hand geheilt. Über die Beurteilung Schillers durch Herzog Karl August sind einige kürzere Änderungen und Zusätze auf S. 64 \vee , 68 \vee , 77 \wedge und 84 \wedge gegen die betreffenden Stellen auf S. 970 \vee , 974 \vee , 985 \vee und 994 \wedge zu vergleichen. Von ähnlicher, eine tiefere Auffassung des Wesens der Kritik bekundender Bedeutung sind die zusätzlichen Bemerkungen S. 70 \wedge und 71 \vee und ebenda — über das Verhältnis Schillers zu Hardenberg (Novalis) und den beiden Schlegel (vergl. S. 977). S. 82 ist die von Aug. von Rozebue beabsichtigte Apotheose Schillers durch die den Absatz einleitende Bemerkung und weiterhin durch den Nachsatz „nicht etwa . . . zu führen“ nicht unwesentlich gegen die Darstellung auf S. 992 \vee in ihrer Bedeutung geklärt. Das S. 995/6 abgegebene Urteil Goedekes über die Anwendung des Chores in der Braut von Messina ist S. 85/6 durch einige dramaturgische Bemerkungen erweitert und, was ich nicht geringer anschlagen möchte, in seiner Härte gemildert. S. 88 \wedge zählt in einem kurzen Zusätze die Stoffe, die Schiller nach Vollendung der Braut von Messina beschäftigten und die erst aus dem dramatischen Nachlasse bekannt wurden, einzeln auf und giebt dem Satze über Goethes Einfall, den Tell zum Helden eines epischen Gedichtes zu machen, eine durch Kürzung berichtigende Fassung. S. 92 \vee sind statt der S. 1002 ausgesprochenen Vermutung („Später soll er dann noch den Wallenstein und den Tell gesehen haben“) die bestimmten Angaben aus dem Spielplanverzeichnis mitgeteilt, worauf dann die dort folgenden Sätze, gleichfalls mit den bestimmten Daten versehen, aber mit Auslassung der Notiz über die Freundschaft zwischen Schillers Sohn Karl und dem fünf Jahre jüngeren Kronprinzen, in veränderte Fassung gebracht sind. S. 93 \vee ist das Scheitern der Berliner Pläne durch einen kurzen Zusatz näher begründet, ebenda \wedge die Mitteilung über den Entschluß zur Ausarbeitung der schon früher erwogenen Prinzessin von Cleve (richtiger Prinzessin von Zelle, vergl. S. 236 und Vierteljahrsschrift für Litt. V 4, S. 541), S. 95 \vee die Korrektur bezüglich des letzten Briefes an Goethe, S. 96 \vee die Angabe aus Burkhards Verzeichnis des Spielplans, wonach die Bemerkung der ersten Auflage „bis dahin scheint also gespielt zu sein“ hinfällig wurde,

hinzugefügt, weiterhin noch einige kleine Zusätze über die Beisehung des Dichters und die ihm errichteten Denkmäler, wobei zum Jahre 1838 noch auf die Berichtigung S. 237 (1839) hingewiesen werden mag.

Hiermit könnte ich meine, wie ich recht gerne eingestehe, für die Lektüre nicht sehr erquickliche litterarhistorische Betrachtung schließen, wenn ich mich nicht veranlaßt sähe, noch ein Verdienst hervorzuheben, das die Neubearbeitung des Grundrisses nach der sprachlichen Seite hin in Anspruch nehmen darf. Ich meine das entschiedene Bestreben, den deutschen Ausdruck auch durch möglichste Beseitigung der Fremdwörter zu veredeln. So würde es z. B. ganz ergötzlich sein, zu verfolgen, wie die bei Goedeke besonders beliebte Wortgruppe „Interesse, interessant, sich interessieren“ durch eine Reihe recht geschickter Übersetzungen und Umschreibungen fast gänzlich ausgemerzt wurde. Anstatt derartige Erscheinungen nach ihrem Vorkommen in einzelnen Sätzen zu beleuchten, beschränkte ich mich auf eine alphabetische Zusammenstellung der Fremdwörter, die in dem besprochenen Abschnitte übersezt oder umschrieben wurden. Es sind (natürlich in Goedeke'scher Schreibung): Act, Action, Analyse, Apparat, assureurieren, auspeculiert (!), Autor, Autorität, Biographie, Charakter (auch „Kang“), Ceremonialbesuche, Circulation, Colleg, Commentator, Concept, Conflict, Connezionen, Contract, Copie, Correspondenz, cynisch, Despot, Detail, Dilettantismus, Diplom, dispensieren, Document, Eclat, Effect, Enthusiasmus, enthusiastisch, Epoche („Zeitabschnitt“ und „Epoche machen“), Equipage, exaltiert, Excentrität, excerpieren, Existenz, existieren, factisch, fixieren, Fixum, Folie, Function, Generosität, genieren, Geste, historisch, hyperbolisch, identificieren (sich), imaginär, imponieren, Instrument, Interesse, interessant, sich interessieren, Koryphäen, kosmopolitisch, Lektüre, local (auch „das Locale“), Magazin, Manier, Material, Memoire („Denkschrift“), modificieren, negotieren, objectiv, Oconomie, Ordre, Pension, Phantasmata, Poet, poetisch, producieren, Product, productiv, publice, Publicum, qualificieren, redigieren, Region, renovieren, Repertoire, Repräsentant, Requisiten, respectieren, Revenüen, routiniert, Scene, signalisieren, Situation, Skizze, Souper, Statue, Surrogat, Sympathie, Talent, Tragödie, Triumph, vegetieren, vocieren: genau 100 an der Zahl, gewiß ein recht hübsches Stück Sprachreinigung, wobei indessen einerseits nicht behauptet werden soll, daß eines oder das andere der hier verzeichneten Fremdwörter nicht an einer oder der anderen Stelle des Abschnittes, zumal bei unmittelbaren oder mittelbaren Anführungen doch wieder vorkäme, und andererseits nicht verhehlt werden darf, daß, namentlich gegen den Schluß hin, noch einige ihr Leben gefristet haben, die für die nächste Auflage auf den Aussterbeetat zu setzen sein dürften.

Heimat und Muttersprache.

Von Karl Wehrmann in Kreuznach.

Im Anschluß an die Lektüre eines Werkchens von Muthesius „Über die Stellung der Heimatkunde im Lehrplan. Zugleich ein Beitrag zur Kritik der Zillerschen Konzentrationsidee. Weimar 1890,“ möchte ich einige Gedanken über „Heimat und Muttersprache“, die mich schon seit langer Zeit beschäftigt haben, mitteilen. Der Hauptzweck des genannten Schriftchens ist, zu zeigen, daß der Heimatkunde eine selbständige Stellung im Unterricht der ersten drei oder vier Schuljahre gebührt; das ist entgegengesetzt der Ansicht der Herbart-Zillerschen Schule, welche jetzt auf dem Gebiet der Pädagogik so viele Anhänger besitzt. Der Verfasser selbst ist auch Herbartianer, aber er gehört der freieren Richtung des Herbartianismus an, wie sie besonders durch den verstorbenen Professor Stoy in Jena ausgebildet worden ist. Die Zillersche Schule will die Heimatkunde lehren nur im Anschluß an den sogenannten Gesinnungsunterricht, der sich in den ersten Schuljahren an die Märchen und Robinson, die im Mittelpunkt des gesamten Unterrichtes stehen, anschließt; Stoy dagegen und sein Schüler Muthesius betrachten die Heimatkunde als den ersten wichtigen Unterricht, der durchaus selbständig erteilt werden muß, und in dem das Kind zum Denken, Beobachten und Sprechen angeleitet werden soll. Das ist keine Herbartische, sondern eine Pestalozzische Idee. Und wir glauben in dieser Zeitschrift auch das nötige Interesse für den allerersten Unterricht in unserer Muttersprache voraussetzen zu dürfen, um diese Gedanken hier veröffentlichen zu können. Denn welcher Unterricht im Deutschen, wie in jedem Fache, wäre wohl von solcher grundlegenden Bedeutung wie der allererste Anfangsunterricht? Wenn in diesem Unterricht der Schüler nur zu flüchtiger Beobachtung, zu unklarem Denken und zu unordentlichem Sprechen angeleitet worden ist, so wird es später nur mit sehr großer Mühe gelingen, diese Fehler wieder auszurotten.

Stoy konnte sich heftig ereifern und dunkle Bornesröte überflog sein Antlitz, wenn er auf die schulmeisterlichen Pedanten zu sprechen kam, die das Kind beim Eintritt in die Schule aus der seligen Welt, in der es bisher nur mit seinen Sinnen gelebt hat, plötzlich herausreißen und in die Welt der Bücher mit ihren abstrakten Vorstellungen und Begriffen hineinzwängen wollen. Stoy war der Ansicht, daß man das Kind zuerst mit seiner nächsten Umgebung, mit dem Schulzimmer, der Schule, dem Hofe, den nächsten Straßen, mit Wald und Feld und Flur, kurz, mit seiner Heimat bekannt machen müsse; daran solle es lernen zu beobachten, daran solle es deutliche Vorstellungen gewinnen und die-

selben in deutlicher, einfacher Sprache wiedergeben, ehe es mit dem geschriebenen und gedruckten Wort bekannt gemacht werde. Wie treffend paßt hierzu das Wort Schopenhauers, der sich doch sonst um pädagogische Ideen wenig gekümmert hat, den aber sein innerstes philosophisches Denken zu folgender Äußerung getrieben hat: „Kinder sollten das Leben, in jeder Hinsicht, nicht früher aus der Kopie kennen lernen, als aus dem Original. Statt daher zu eilen, ihnen nur Bücher in die Hände zu geben, mache man sie stufenweise mit den Dingen aus den menschlichen Verhältnissen bekannt. Vor allem sei man darauf bedacht, sie zu einer reinen Auffassung der Wirklichkeit anzuleiten und sie dahin zu bringen, daß sie ihre Begriffe stets unmittelbar aus der wirklichen Welt schöpfen und sie nach der Wirklichkeit bilden, nicht aber sie anderswo herholen aus Büchern, Märchen oder Reden anderer, und solche Begriffe nachher schon fertig zur Wirklichkeit hinzubringen, welche letztere sie alsdann, den Kopf voll Chimären, teils falsch auffassen, theils nach jenen Chimären unzumodeln fruchtlos sich bemühen, und so durch beides auf Irrwege geraten. Denn es ist unglaublich, wie viel Nachteil früh eingepflanzte Chimären und daraus entstandene Vorurteile bringen: die spätere Erziehung, welche die Welt und das wirkliche Leben uns geben, muß alsdann hauptsächlich auf Ausmerzung jener verwendet werden.“ So ist es also die erste Aufgabe des Lehrers, die vielen verwirrt und zerstreut im Kopfe des Kindes vorhandenen Vorstellungen zu klären, zu verbinden und in geordnete Reihen zu bringen; um aber über die Klarheit und Ordnung der Gedanken des Kindes urteilen zu können, muß es sprechen, und durch den ersten Unterricht muß es zum Sprechen, zum deutlichen Sprechen gebracht werden. Das muß das allererste Ziel des Unterrichtes in der Muttersprache sein, ehe vom Lesen und Schreiben, das an Bedeutung dem Sprechen nachstehen muß, die Rede sein kann. Pestalozzi, der die Geistesnatur des Kindes tiefer und klarer als ein anderer erkannt hat, stellt in allem die Anschauung oben an; er ist in Wahrheit der Vater des Anschauungsunterrichts überhaupt. Wie rührend aber ist sein Irrtum, wie so viele seiner Irrtümer, wenn er die Kinder das Loch in der Tapete immer und immer wieder betrachten und beschreiben läßt, oder wenn die Kinder immer von neuem die Teile des Leibes betrachten und dann darüber sprechen müssen. Aber welche tiefe, ewige Wahrheit liegt diesen Irrtümern zu Grunde, die doch aus der innigsten, wahrhaftesten Liebe zu den Menschen entsprungen, die jemals in einem Herzen gelebt hat! Die Wahrheit, daß wir in allem Denken und Erkennen, in allem Unterricht von der Anschauung ausgehen müssen. Jeder erste Sprachunterricht muß darnach erteilt werden und wird damit zu gleicher Zeit der erste Unterricht in einem folgerichtigen Denken sein: nämlich im Klären der

schon vorhandenen Gedanken und Vorstellungen. Und so muß die Heimatkunde, wie Muthesius sagt, das wichtigste erkenntnisbildende Fach der ersten Schuljahre und damit natürlich das wichtigste Fach für die Muttersprache überhaupt sein. Aller erste Unterricht muß sich soviel als möglich auf die Heimat beziehen, alles Entlegene und Fremde muß durch das Heimatlliche erklärt und beleuchtet werden. Man muß alles Neue, was in dem ersten Unterricht vorkommt, an das schon Bekannte aus der Heimat anknüpfen, an die Vorstellungen und Begriffe, die das Kind aus dem heimatlichen Kreise gewonnen hat. Es wird wohl noch mancher Arbeit bedürfen, ehe die Heimatkunde wirklich die Rolle im Unterricht spielt, die ihr gebührt. Stoy nannte in seinem Seminar die Heimatkunde gerne das „Schmerzenskind des Seminars“, denn keinem anderen Unterrichtsfache wurde eine solche liebevolle Teilnahme und ein so anhaltender Fleiß gewidmet.

In dem Buche von Muthesius ist in trefflicher Weise ausgeführt, wie in der Seele des Kindes die Vorstellungen an Klarheit und Bestimmtheit gewinnen, und zwar nicht nur durch die häufige Wiederholung des geistigen Vorgangs, dem sie ihr Entstehen verdanken, sondern vor allem auch durch die Entwicklung der Sprache. Nachdem das Kind sich schon eine große Menge der verschiedenartigsten Vorstellungen angeeignet hat, bemächtigt sich der kindliche Geist mit ganz besonderer Energie und Schnelligkeit der Sprache, um die aufgenommenen Vorstellungen zu verarbeiten und wiederzugeben. Mit jedem Tage lernt das Kind neue Wörter und neue Wortarten, spielend eignet es sich die Gesetze der Deklination, der Konjugation, der Wortstellung und der Satzverbindung an, und zwar mit einer Leichtigkeit, die in starkem Gegensatz steht zu der Schwerfälligkeit, mit der es später zuweilen grammatischen Erörterungen folgt. In der ersten Zeit, wenn das Kind sprechen lernt, zeigt es eine außerordentliche Freude am Sprechen selber, die es viel mehr dazu treibt, ein Wort, einen Satz immer von neuem zu wiederholen, als das Bedürfnis zu sprechen. Durch die Sprache erst ist das Kind im Stande, die aufgenommenen Vorstellungen aus dem heimatlichen Kreise in vielseitigster Weise zu verknüpfen. Mit diesem Reichtum an Vorstellungen, die dem Kinde durch die bloße Erfahrung zu teil geworden sind, kommt das Kind zur Schule. Das Wort Jean Pauls bestätigt sich hier: „daß der Mensch in seinen drei ersten Lebensjahren mehr lerne, als in dem akademischen Triennium.“ Aber das kann sich, wie Muthesius richtig bemerkt, nur auf die Anzahl der aufgenommenen Vorstellungen beziehen. Der Lehrer muß dieselben in dem ersten Unterricht ergänzen und ordnen, und das kann er nur, indem er zugleich die Sprache und die Sprechfähigkeit des Kindes ausbildet.

Die gewöhnliche Methode in unseren Schulen, nach der das Kind sofort, wenn es in die Schule eintritt, lesen lernt, ist die sogenannte Normalwörtermethode, die von dem verdienstvollen Volksschulpädagogen Kehr ausgebildet worden ist. Hier gehen Anschauung und Leseunterricht gleichzeitig zusammen. Der ganze Anschauungsunterricht ist für Kehr nur ein allgemeiner Grundsatz; er will überall anschaulichen Unterricht, aber er wünscht keinen gesonderten, selbständigen Anschauungsunterricht, wie ihn der Unterricht in der Heimatkunde bietet. Die meisten Schulbücheln sind nach den Grundsätzen der Kehrschen Normalwörtermethode ausgearbeitet. Diese Methode, die sich in der Praxis des ersten Lese- und Schreibunterrichtes durchaus bewährt hat, ist anzuerkennen für den Hauptzweck, den sie verfolgt: Erlernung des Lesens und des Schreibens. Aber der Sachunterricht, der sich an die einzelnen Normalwörter anknüpft, ist von geringerem Wert im Verhältnis zu einem geordneten Anschauungsunterricht. Der Unterricht in den Sachen aber muß demjenigen in den Reichen überall vorangehen; das ist eine alte psychologische Wahrheit, die niemand stärker betont hat, als Herbart selbst. Zuerst also muß das Kind die Sachen kennen, dann wird es darüber sprechen, und nun erst soll es davon lesen und schreiben. Wenn man daran denkt, daß jedes Kind durchschnittlich sieben bis acht Jahre regelmäßigen Schulunterricht durchmacht, so braucht man nicht gar zu ängstlich sein, daß es möglichst bald lesen und schreiben lerne; das wird es auf jeden Fall noch lernen, ob es nun einige Monate früher oder später beginnt. Der Satz Kehrs, daß jeder Unterricht Anschauungsunterricht sein soll, enthält, wie Muthesius hervorhebt, gerade so viel Wahrheit, wie der andere viel genannte Satz, daß jede Stunde eine deutsche Unterrichtsstunde sein soll. Beide Sätze werden von niemandem bestritten, aber doch kann ein gesonderter Unterricht in der Muttersprache nicht entbehrt werden. Wir alle, die wir für eine erhöhte Bedeutung des deutschen Unterrichtes eintreten, werden von sonst klar sehenden pädagogischen Männern mit den Worten getröstet: „ja, jede Stunde soll ja eine deutsche sein; wozu da noch besonders so viel Zeit auf das Deutsche verwenden?“ Und doch kann gerade im deutschen Unterricht eine gewisse Stundenzahl nicht entbehrt werden; denn, ganz abgesehen von dem sprachlich formalen Stoff, liegt in der deutschen Litteratur eine Welt von Begriffen und Vorstellungen, liegt das, was man vielleicht „eine deutsche Bildung“ nennen darf oder worauf diese doch sich gründet, über die ein wohl gegliederter Unterricht nicht hinweggehen oder sie einfach dem Privatfleiß der einzelnen Schüler überlassen darf.

Der spätere deutsche Unterricht wird viel dadurch gewinnen, wenn in den ersten Schuljahren der Schüler recht gründlich mit der Heimat,

mit ihren Sagen, ihrer früheren Geschichte, ihrer ganzen Eigenart vertraut geworden ist. Wenn hier feste, klare Anschauungen und Begriffe gewonnen worden sind, so wird das sehr oft bei der Vertiefung und Erläuterung des Lesestoffes von fruchtbarster Wirkung sein. Stets soll man den Erscheinungen der Heimat eine gewisse Aufmerksamkeit schenken und die Gedanken der Schüler darauf hinleiten; dadurch wird der Sinn für genaues Beobachten in besonderem Maße geschult. Fried in Halle hat schon mit Nachdruck die Wichtigkeit der Heimatkunde als einer Vorbereitung für den geschichtlichen Unterricht und das Verständnis für Geschichte überhaupt betont; er will von den heimischen Sagen und der heimischen Geschichte ausgehen, um von diesen aus das Verständnis für die übrigen Geschichtsstoffe anzubahnen. Das ist ein ähnlicher Gedanke wie derjenige, den der Kaiser in der bekannten Rede zur Eröffnung der Dezeremberkonferenz ausgesprochen hat, wonach wir bei dem Unterricht in Geschichte, Geographie und Sage bei uns zu Hause anfangen müssen, denn erst wenn wir dort in den verschiedenen Kammern und Stuben Bescheid wüßten, könnten wir ins Museum gehen und uns auch dort umsehen.

Der erste Unterricht in der Muttersprache muß vor allem ein Unterricht im Sprechen sein. Im allgemeinen muß der deutsche Unterricht mehr als es bisher überhaupt möglich war, den mündlichen freien Ausdruck ausbilden. Klagen doch so viele Lehrer darüber, daß sie im deutschen Unterricht wegen der vielen Schreibarbeit kaum noch zu einem gemüthlichen, behaglichen Verkehr mit den Schülern kommen können, in dem sich Lehrer und Schüler etwas freier gehen lassen und sie einmal sprechen können, wie es ihnen ums Herz ist. Ein solches zwangloses Sprechen, bei dem die Schüler aus sich herausgehen können, das kann man nicht hoch genug anschlagen, obwohl die Erfolge nicht äußerlich zu beurteilen sind; worauf man in unserer Zeit nur allzusehr sieht. Auf jene Weise aber kann erst das herrliche Ziel des deutschen Unterrichts erreicht werden, daß diese Stunden nämlich in allen Klassen die schönsten sein sollen. Es muß also weniger gelesen, weniger geschrieben, und mehr gesprochen werden, als bisher. Das gilt nicht nur für den ersten Unterricht im Deutschen; und wenn man dabei immer von der Anschauung ausgeht, so wird immer mehr dem allgemeinen abstrakten Denken, dem die empirische Grundlage fehlt, und damit dem Maulbrauchen, wie Pestalozzi sagt, entgegengearbeitet werden.

Betrachten wir den geistigen Zustand des Schülers, wenn er den ersten Unterricht bekommt, so ist derselbe, wie Pestalozzi sagt, ein großes Gemisch einer allgemeinen Anschauung der Welt. Die Vorstellungen und Begriffe liegen noch verworren in seinem Kopfe, die Sprache ist noch

unbestimmt und unklar. Der erste Unterricht muß die Vorstellungen und Begriffe klären, ordnen und ergänzen; damit zugleich ist die Aufgabe gegeben, daß das Kind lernen muß, sich richtig und klar auszudrücken. Sach- und Sprachkenntnis müssen Hand in Hand gehen. Je klarer das Kind denkt, um so richtiger wird es sprechen; einen anderen Wertmesser für die Klarheit des Denkens als die Sprache selbst, giebt es für den Unterricht nicht. In der frühesten Zeit des Sprechens drückt das Kind ganze Gedanken einfach mit einem einzigen Wort aus; erst später beginnt es, ganze Sätze zu sprechen, wenn es im Stande ist, zusammenhängende Gedanken, die ihm vorher alle ineinander fließen, auseinanderzuhalten. Nehmen wir ein Beispiel: zuerst werden dem Kind alle Blumen nur Blumen sein, allmählich merkt es den Unterschied in Größe, Farbe und Duft; hört es dann einmal das Wort „Rose“, so wird es vielleicht damit viele Blumen bezeichnen, die gar nicht Rosen sind; allmählich aber weiß es, sie von anderen Blumen zu unterscheiden. Der erste Unterricht braucht nun bei einem solchen Wort wie Rose nicht weiter zu gehen, als daß die Kinder den Unterschied von Stamm, Zweig, Blättern und Blüten erkennen. Das muß völlig genügen. Sieht ein einzelnes Kind mehr und weiß es, das, was es sieht, auszusprechen, um so mehr wird es für seine Sprache gewinnen. Hier kann man dem alten Erbfeind jedes Unterrichtes entgegenarbeiten, dem Verbalismus, dem hohlen Maulbrauchen, das dadurch entsteht, daß der Geist der Kinder in die Ferne gedrängt wird, ehe er durch Übungen aus der Nähe Stärke erlangt hat. Es ist immer und überall derselbe Weg, den der Geist durchlaufen muß, wenn er sich etwas Neues völlig aneignen will, der Weg, den Herbart in seiner empirischen Psychologie durch die vier Stufen: Klarheit, Assoziation, System und Methode, bezeichnet hat. Leider hat man in der pädagogischen Wissenschaft mit diesen formalen Stufen schändlichen Mißbrauch getrieben und überall ein bewußtes Durchlaufen und Durcharbeiten für jede kleinste Erkenntnis verlangt. An dem Mißbrauch der formalen Stufen trägt die sogenannte wissenschaftliche Pädagogik, die sich in rein formalistische Ideen verloren hat; anstatt ihre Kräfte an sachlich wichtige Fragen zu wenden, hat sie dieselben ganz nutzlos vergeudet.

Wir bedürfen noch sehr einer völlig durchgearbeiteten Heimatkunde; und dies wäre wahrhaftig eine würdige und verdienstvolle Arbeit für die Pädagogik. Es ist kein Zweifel, daß gerade die Heimat in jeder Beziehung und insbesondere bezüglich der Sprache einen bestimmenden Einfluß auf den Menschen ausübt. Man denke nur an die mundartliche Färbung, die auch der Sprache der gebildeten Menschen meist durch das ganze Leben hindurch anhaften bleibt. Das ist hinlänglich bekannt und

der deutsche Unterricht, der den Klang der Mundart im Hochdeutschen wenigstens bekämpfen muß, wird sich hier mit einem gewissen Maß begnügen müssen, über das man nicht hinauskommen kann. Aber die allgemeine Bedeutung der Heimat ist für den Unterricht noch nicht deutlich und allgemein genug hervorgehoben worden. Besonders im deutschen Unterricht, vor allem beim ersten Beginn desselben, dürfen wir nicht auf ein so wichtiges Gebiet, wie es die Heimat ist, verzichten. Die Vorstellungen, welche sich an die Heimat knüpfen, bilden gewissermaßen den Grundstock des geistigen Lebens bei jedem Menschen. In der Heimat liegen die Wurzeln unserer besten Kräfte. Die Vorstellungen, die in der Kindheit hier aufgenommen werden, übertreffen an Deutlichkeit und Festigkeit alle anderen derart, daß noch im spätesten Lebensalter diese Vorstellungen mit aller Klarheit über die Schwelle des Bewußtseins treten und die anderen Vorstellungen zurückdrängen. Muthesius erzählt von Schiller, daß er als kleiner Knabe alle Flüsse, die er sah, nach dem Fluß in der Heimat „Nedarle“ nannte. Ähnlich rief mein jüngerer Bruder, als er zum ersten Mal aus seiner bergischen Heimat an den Rhein kam: „Oh, wie groß ist hier die Wupper!“ Derartiges zeigt, daß Vorstellungen und Bezeichnungen, die in der ersten Kindheit in der Heimat sich bilden, die grundlegenden sind und die neu hinzukommenden sich an diese anschließen.

Mag der Lehrer auch, wenn das Kind in die Schule eintritt, mit dem Kind in der Mundart der Heimat sprechen, sofern er glaubt, daß dadurch größere Klarheit in dem Geiste des Kindes entstehe. Ja, wenn nur jeder Lehrer das könnte! Wie nahe würde er dadurch oft den Kindern treten, wie manches würde den Kindern so leicht verständlich sein, was sie bei der hochdeutschen Sprache des Lehrers oft gar nicht verstehen. Das gilt allerdings mehr für die Schüler unserer Volksschulen, welche, zumal in ganz Niederdeutschland, das Hochdeutsche, das sie zu Hause noch nicht gehört haben, in der Schule wie eine neue Sprache erlernen. Auch hier sollte man an das Bekannte, und das ist die Mundart, anknüpfen, und zum Unbekannten, und das ist das Hochdeutsche, fortschreiten. Man muß es selbst erlebt haben, diese Freude, diese Spannung der Kinder, wenn der Lehrer grade den Kleinsten von der Heimat erzählt, wenn er sie selbst wieder erzählen oder beobachten läßt und das in der Sprache, wie sie ihnen gerade aus dem Munde kommt: da glänzen die Augen, da wird ihr Herz groß und voll, da faßt die Liebe zur Heimat tiefe Wurzeln. Das Gemüt des Kindes ist wie das des Dichters: es umgiebt die Heimat mit einem poetischen Duft, obwohl die wirkliche äußere Schönheit der Landschaft dem gar nicht zu entsprechen braucht. Man denke nur an einen Dichter, wie Theodor Storm, wie

er es verstanden hat, die traurige Einförmigkeit seiner nordischen Heimat, das Leben an den Dünen, das Wellenspiel des Meeres mit dem Zauber seiner Erzählungen zu umgeben, daß selbst Fremde, deren Heimat ganz anderswo als auf der jütischen Halbinsel ist, diesen Zauber nachempfinden. Das aber hat Theodor Storm nur so schreiben können, weil dort am Meere seine Heimat war; mit den Augen des Kindes hat er sein Leben lang die heimatlliche Gegend betrachtet. Die Poesie selbst liegt nicht in der Landschaft, sondern in dem Herzen des Dichters. Hierzu paßt das schöne Wort von Bog. Goltz, das er in seinem „Buch der Kindheit“ ausspricht und das Muthesius im Eingang seiner Schrift erwähnt: „Wer das Licht der Welt auf einem Torfmoor oder im Wüstenlande erblickte, der ist für Zeit und Ewigkeit an Heide und Wüstengrund gebannt und kein Paradieseszauber gewinnt und füllt sein Herz ganz und gar, wenn er ihn später umbuhlt. Ein wahrhaft kindlicher Mensch sieht zeitlebens die meisten Dinge unfreiwillig in den Gesichtern und Bildern, in der Färbung, Beleuchtung und Lebensfühlung, in den Herzensschauern, der Seelenstimmung und Symbolik, wie in der Jugend und Kinderzeit.“ So wirkt die Natur der Heimat nachhaltig auf die Natur jedes Menschen ein; der hier entstandene Gedankenkreis bestimmt das Denken, Empfinden und auch die Sprache des einzelnen Kindes.

Nicht also bloß als eine Vorbereitung für Geographie oder Naturkunde soll in unserem Sinne Heimatkunde getrieben werden, sondern als eine Vorstufe zu jedem Unterricht, vor allem zum Unterricht in der Muttersprache. Der Knabe soll lernen, die Dinge zu sehen, wie sie sind, die Erscheinungen zu beobachten, und seine Vorstellungen in einfacher, klarer Sprache wiederzugeben. Das Sprechen muß das erste sein; es muß dem Lesen und Schreiben vorhergehen. Wir erinnern uns hier des bekannten Wortes, das Goethe am Schluß des zweiten Teiles seiner eigenen Lebensbeschreibung ausspricht, als er in Sesenheim den lieben Leuten dort ein Märchen erzählt und ihre Aufmerksamkeit aufs höchste erregt hatte; aber er bezweifelt, daß das Märchen gedruckt auch nur eine ähnliche Wirkung hervorbringen würde: denn „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede.“ Und lautes Lesen, fügen wir hinzu, ist nur ein nachgeahmtes Sprechen. Daher sollte immer und überall das lebendige Wort bei Lehrer und Schüler das erste sein. Thut man dieses und führt man beim ersten Unterricht den Schüler nicht gleich in die abstrakte Welt der Bücher, sondern in die fröhliche ihn umgebende Sinnenwelt, so wird sich das Wort Stohs bewahrheiten, daß es ein schönes Vorrecht der Menschenkinder sei, heimisch zu werden in dem großen Vaterhaus der heimatllichen Natur. Vielleicht liegt darin, was hier nur eben angedeutet werden soll, ein

kräftiges Gegenmittel gegen überabstrakte, nebelhafte politische Anschauungen, die in unserer Zeit so viel von sich reden machen, denn ein Mensch, der wahrhaft seine Heimat liebt, kann schon deshalb von der öden Allesgleichmacherei und nüchternen Einförmigkeit, die jetzt so viele erstreben, nichts wissen wollen. Gerade in den großen Industriestädten haben diese Lehren, abgesehen von anderen Gründen, so viele Anhänger gefunden, weil dort die Kinder sehr oft keine eigentliche Heimat haben; fast jährlich wird die Wohnung gewechselt, und so entstehen keine ruhigen, bleibenden Vorstellungen von Heimat und Vaterhaus, keine tiefe Ruhe und Frieden in den Herzen. Der deutsche Volksgeist lehnt sich instinktiv gegen die gemüthlose, unwohlliche, schablonenmäßige Bauart dieser neu erstandenen Städte auf. Mit Rücksicht auf die Schule sagt Muthesius, nachdem er vorher die Hindernisse, die das Leben in einer Großstadt der ungebundenen Entfaltung der kindlichen Erfahrung entgegengestellt, beschrieben hat: „Wie günstig oder ungünstig auch die Verhältnisse gestaltet sein mögen, in denen das Kind emporwuchs, so viel ist sicher, daß der Vorstellungskreis, den es mitbringt, keineswegs für den Unterricht ohne weiteres verwertbar ist. Schon der äußere Grund, daß in der Schule viele zusammen lernen müssen, zwingt uns, die individuellen Verschiedenheiten auszugleichen und dadurch die vielen gleichartiger zu machen. Soll, wie wir gefordert haben, der gesamte Unterricht sich auf die Heimat gründen, so ist hiermit zugleich das Bedürfnis ausgesprochen, es müsse der durch die tägliche Erfahrung entstandene, nach Inhalt und Form mehr oder weniger mangelhafte heimatliche Vorstellungskreis einer Bearbeitung unterzogen werden, welche die anhaftenden Mängel beseitigt, die noch mangelnde Klarheit und die gehörige Bezeichnung durch die Sprache nachbringt, das Zerstreute der formlosen Fragmente zusammenfligt und ordnet. Der Erfolg dieser Bearbeitung wird um so größer sein, je gründlicher dieselbe ausgeführt wird. Nur durch langandauernde, ununterbrochene und planvoll angelegte Arbeit ist es möglich, die rohen Gedankenmassen auf die Stufe der gereiften Anschauungen zu erheben.“

Mit dieser Arbeit haben wir einen Punkt berührt, der von den Lehrern der höheren Schulen bisher noch wenig beachtet worden ist. Wir haben die Vorschläge auch hier nicht bis ins einzelne ausgeführt; das ist schon anderwärts geschehen. Aber wir glauben, daß auch die Lehrer unserer höheren Schulen, je mehr sie sich als Erzieher, und je weniger sie sich als Gelehrte fühlen werden, derartige Fragen näher ins Auge fassen müssen. Dann werden sie auch, wie es Fricke in Halle schon seit langer Zeit wünscht, die Führung in pädagogischen Dingen übernehmen, die jetzt ohne Zweifel in den Händen der Männer liegt, welche im Volks-

schulwesen arbeiten. Dafür liegt wieder ein Beweis in dem sorgfältig ausgearbeiteten Buche von Muthesius vor. Allerdings ist dadurch die Frage, wie der erste heimatkundliche Unterricht erteilt werden und wie sich an diesen der erste Unterricht in der Muttersprache anschließen soll, noch nicht völlig gelöst. Aber solche Fragen sind der ernstesten Überlegung und Durcharbeitung durch die Lehrer unserer höheren Schulen wert.

Über Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung.

Von D. Glöde in Wismar i. M.

Fortsetzung zu Btschr. V, 11, 741—749.

II.

Als leitenden Gedanken bei meiner früheren Untersuchung hatte ich den bezeichnet, daß stets ein innerer Zusammenhang zwischen dem Tiernamen und dem Vornamen oder dem Namen des Tieres und seinem Charakter besteht. Oft ist es schwierig für den Gelehrten, denselben zu erkennen, vorhanden ist er stets. Das Volk verfährt bei der Namensgebung äußerst fein, ihm sind die Tiere gerade so vertraut und lieb wie seine Mitmenschen, und die Namen, die es diesen giebt, zeugen von großer Beobachtungsgabe. Von vielen Fachgenossen sind mir zustimmende und ergänzende Zuschriften zugegangen, die ich für die folgenden Bemerkungen mit großem Nutzen verwertet habe. Besonders danke ich an dieser Stelle R. Reichel in Graz und R. Wossidlo in Waren i. M. Ich habe natürlich an erster Stelle deutsche Namen zu erklären versucht; daß ich oft auf die lateinischen und französischen Darstellungen eingehen mußte, zeigen die folgenden Zeilen. Die Namen, wenigstens die bedeutendsten, sind eben auch international wie der Stoff. Die ersten Namen habe ich a. a. O. schon behandelt, hier bringe ich Nachträge, die meine Ansicht stützen. Die schwierigsten sind die letzten Namen, die ich untersucht habe. Wo ich seltene niederdeutsche Urkunden anführe, ist stets, wenn nichts anderes angegeben ist, die hiesige Lembkesche Sammlung benutzt worden. Sie enthält in ungefähr zwanzig Folianten alte Drucke, Handschriften, Urkunden und Abschriften von Urkunden oder seltenen Drucken. Die betreffenden Originale und alten Drucke habe ich nicht immer zur Hand; die Sammlung ersetzt sie aber auch vollständig, da gelegentliche Vergleiche z. B. bei Senkenberg (*Selecta juris et historiarum*, Frankfurt 1734) und Rudloff (Urkunden-Lieferung in der Monatschrift von und für Mecklenburg 1788 u. a.) mir die Treue der Citate bewiesen haben.

Lampe, der Name des Hasen, ist aus Lampertus entstanden. Zu den Gründen, die ich *Ztschr.* V, 9 S. 585—588 und *Ztschr.* V, 11 S. 741 u. 742 vorgebracht habe, füge ich hinzu: Stark, Die Rosenamen der Germanen, S. 124. Meine Lampen a. 1428. Oldenburg. Sagenbuch; Lampe enim contractum Lamberti nomen et adhuc plebi nostrae hoc modo in usu est. (Eccardi¹ praefatio ad Leibnitzii collectan. etymol. p. 42.)

In Niederdeutschland bis nach Mecklenburg war der heilige Lambertus bekannt. Nach seinem Tode wird in Wismar oft gerechnet. So enthält das Fragment des alten Wismarschen liber Civitatis den Zeitraum von 1322 die Sti Lamberti bis Epiphaniae 1329.

Lutke, der Name des Kranichs, kommt in niederdeutschen Urkunden sehr häufig vor und zwar schon sehr früh. In den Wismarschen Erstlingen²) heißt es S. 15: Von Lütke von Münster Vermächtniß zu Armen Kleidern und Schuhen (Urkunde aus dem Jahre 1343). Jb. S. 32: Lütke Voss (Urkunde aus dem Jahre 1496). Ich habe a. a. D. S. 746 versucht, den Namen als einstämmige Kürzung von „liud“ mit der Deminutivendung zu erklären, und an „Ludwig“ erinnert. Noch näher liegt es, an Ludgerus zu denken, einen wie Lambertus (Lampe) am Niederrhein hochverehrten Heiligen, dessen Name häufig als Taufname vorkommt. Solche landläufige Namen bringen die Tiere gerade dem Menschen näher. Freytag legt in seinen Ahnen dem Kranich den Namen Ludiger bei („Herr Ludiger tanzt vor seinem Volke“); wo hat der Schriftsteller den Namen her, ob aus lebendiger Überlieferung? Der heilige Ludgerus, der den Ehrennamen eines Apostels der Friesen und Sachsen führt, war der erste Bischof von Münster. Die katholische Kirche begeht sein Gedenkfest am 26. März. Gerade um diese Zeit ziehen die Kraniche in hakenförmigem Zuge durch unsere niederdeutschen Gegenden, um im Norden zu brüten. Wenn ich a. a. D. S. 746 darauf hingewiesen habe, daß er mit Doktor angeredet wird und als Arzt fungiert, also eine angesehenere Rolle spielt, so ist er andererseits auch seit alters her ein heiliges Tier, ein Götterbote. Beide Eigenschaften schließen sich ja durchaus nicht aus, ergänzen sich in der damaligen Zeit vielmehr. Des Bischofs Ludgerus Name paßt daher sehr gut für ihn. Auch in der Form „Ludeke“ ist der Name als Vorname nachgewiesen, z. B.: Ludeke Gropenghetero, 1416. Braunschweig.

Bartold, der Storch hat nach meiner Ansicht (a. a. D. S. 747) seinen Namen in Anlehnung an Bartholomäus erhalten. Der Bartholomäus-

1) Über Eccards Versuch vgl. Grimm, Reinhard Fuchs, S. CCLI.

2) Wismarsche Erstlinge oder einige zur Erläuterung der Mecklenburgischen Kirchen-Historie dienende Urkunden . . . zc. mitgeteilt von M. Dieter. Schröders. Wismar 1732 u. 1734.

tag (24. August) bezeichnet die Grenze zwischen Herbst und Winter. „Der Herbst fängt mit Bartolwei an“ heißt es in Luthers Betbüchlein von 1542. Wie sich viele nd. Wetterprophezeiungen auf den Bartholomäus-tag beziehen, so gilt der Storch nicht weniger als guter Wetterprophet. Wenn er im Frühling weiß unter dem Bauche aussteht, so folgt ein trockner Sommer, ist er schmutzig, so wird der Sommer naß. Der nd. Bauer befürchtet ein nasses Jahr, wenn er einen schwarzen Adebar¹⁾ zu Gesichte bekommt. Ganz andere Gründe haben natürlich gewirkt, wenn bei Burc. Waldis der Bock Barthold und Bartmann heißt. Hier hat der Bart (barba) dem Ziegenbock seinen Namen verschafft, wie er im Eselkönig: Langbart und die Ziege im Nouveau Renart: Barbue genannt wird. Vergl. unten über Grimbart, den Dachs und Berfridus, den Bock. Grimm im Wörterbuch unter Barthel läßt es zweifelhaft, ob der Name des Storches von Barthold oder Bartholomaeus kommt.

Bokert de bever, Hane Hennink, der Hirsch-Hornung,²⁾ Tomtit (Meise), Robin Redbreast (Rottelchen), Maggie Monyfoot, von denen ich a. a. D. S. 749 gesprochen habe, sind sehr wahrscheinlich nach dem Prinzip der Alliteration gebildet, die auch sonst bei der Wortbildung eine wichtige Rolle spielt. Daß der Vor- und Zuname wirklich als Ganzes aufgefaßt wird, beweist Tomtit. Auf Alliteration beruht auch Mariek Möm, Mudder Möm, Mariekmoder, die nd. Namen für den Frosch (nd. pogg, auch gröt möm). Mit dem Namen Möhm wird in nd. Gegenden eine heimtückische Wasserfrau bezeichnet. Man soll die auf dem Wasser schwimmenden Mömmelken, auch Mämlings genannt (*Nymphaea alba* und *Nuphar luteum*) nicht pflücken; sie gehören der Watermöhm, die den Störer ihres Besitzes ins Wasser zieht (vergl. R. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Band II, S. 192). Mudder Möm ist eigentlich eine Tautologie, da „möm“ „Mutter“ bedeutet. (Vergl. auch R. Schiller, Zum Tier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. Erstes Heft. Schwerin 1861 S. 12 u. 26.)

Markwart, der Name des Hähers, ist von seiner Lebensweise entlehnt. Zu dem, was ich a. a. D. S. 747 gesagt habe, füge ich hinzu,

1) Es lassen sich folgende Formen des Namens aus Schriftwerken nachweisen: ahd. odebero, odeboro, odeboro, udeboro, otivaro; mhd. adebar, otfer; mnd. edebere, adebar, adebaer; nnd. adebar, adebär, arebärer, hatbar, ajebaie, atjebär, eber, äbär, albär (Glücksbringer oder Kinderbringer); daneben hört man: Heilebar, Heilebard (Heilbringer) und Heinotter, Hannotter, Hernotter (Heimatsvogel?). Vergl. Grimms Wb. unter Adebär.

2) Natürlich hat hier daneben auch die Ableitung gewirkt. Hornung von got. haur, ahd. mhd. horn, nhd. Horn als Blasinstrument, wozu ursprünglich Tierhörner verwendet wurden; daher die vielen Familiennamen (vergl. Feinze, a. a. D. S. 145).



den Stamm Walkor (ahd. walkari, mhd. walker) schließe ich aus. Für den germanischen Stamm spricht die Form und der ebenfalls im Nouveau Renart vorkommende Name des Gänserichs: Watiers (der Water). Es ist möglich, daß die drei Stämme Wac, Wald (walten) und Wald (silva) mit einander vermischt worden sind, wie ja auch Heinge (a. a. D. S. 217) zugiebt, daß die Familiennamen von diesen Stämmen sich nicht genau scheiden lassen. Marquardus kommt in niederdeutschen Gegenden sehr oft als Vorname vor. So schon in einer Wismarschen Urkunde von 1266 (vergl. Senkenbergs Selecta juris et historiarum. Frankfurt 1734. Tom. I. p. 560).

Der Sperling, der allbekannte Proletarier unter den Vögeln, kommt in den niederdeutschen Redaktionen der Tierfage nicht vor. Im frz. Renart 25 131 u. 29 304 heißt er Droins.

Im niederdeutschen Dialekt führt er stets den Namen Jochen oder Johann: Jochen driest, grot Jochen, Pasters Jochen, Johann Kloppstart.¹⁾

Neuter nennt ihn in Hanne Mülte: Jochen, Sparlingsjochen. Die Bezeichnung „dreist“ paßt recht zu dem Betragen des klugen, schlauen, frechen und dabei doch vorsichtigen Vogels, der seine unangenehmen Laute „Schilp, Schelm und Diob“ bis zum Überdruß ertönen läßt. (Vergl. Brehms Illustriertes Tierleben, Band II S. 82 flg.) In der Stellung des Sperlings liegt trotz der etwas plumpen Gestalt etwas Redes. Der Schwanz wird immer erhaben getragen und öfters damit gewippt. Töne der Zärtlichkeit sind das sanfte „Zworr und Dürr“. Bekannt ist auch die Fruchtbarkeit des Sperlings. In einer bei Grimm (Reinhart Fuchs, S. CCLXXXIV) mitgeteilten mythischen Fabel kommt der Sperling mit dem Fuchs zusammen (robbans ja warblans). Der Fuchs will den Baum umhauen, worin der Sperling sein Nest hat. Der Bedrängte giebt dem Fuchse zweimal ein Junges preis, um sein Haus zu retten. Dann aber, um endlich sicher zu sein, gewinnt er sich einen großen Dorfhund zum Freund. Dieser legt sich unter den Baum, und durch eine List fängt er den Fuchs.

Im frz. Renart kommt der Sperling zweimal unter dem Namen „Droins“ vor. Grimm (a. a. D. S. CCXLVIII) läßt den Namen völlig unerklärt, weil sich gar keine Aussicht der Deutung darbot. Er sagt, Droins könne in anderen Dialekten „Drin, Dron“ sein, wenn nicht ein inlautendes d oder g weggefallen ist. Ich rechne das Wort zu jener Art von Tiernamen, die nicht von Menschennamen entlehnt sind, sondern

1) Ob die Bezeichnung „Dackpeter“ allgemein üblich ist, weiß ich nicht. Der Fink heißt in Neuters Hanne Mülte: Krischan, der Stieglitz: Jehann. Der Baumkönig heißt im Niederdeutschen ebenfalls „grot Jochen“, der Oetolan „dick Thrin“.

eine Eigenschaft bezeichnen, die dem betreffenden Tiere eigentümlich ist, wie Bruiant, der Stier (der brüllende von bruire), Rougiel, Rogiel, der Aferochse (von der roten Farbe), Rearidus, der Hirsch, der schreiende (von rören, schreien; ne. to roar; röhren in deutschen Dialecten) oder Couart, der Name des Hasen (von cauda; ne. coward; der vor Furcht den Schwanz zwischen die Beine zieht). So halte ich Droins für eine Weiterbildung von afr. drus, droz (teus puet estre riches et drus, vergl. Diez im Wörterbuch), nfr. dru. Nfr. dru, drus bedeutet flügge, munter, lustig, auch: dicht. Es wird gerade vom Sperling gebraucht: Les moineaux sont drus (flügge); von Menschen z. B: Vous voilà bien dru aujourd'hui: Sie sind heute recht aufgeräumt. Es soll damit das muntere, flinke, aufgeräumte und fluge Wesen des Sperlings bezeichnet werden, vielleicht auch seine Fruchtbarkeit. Dem Sinne nach, wenn auch durchaus nicht der Abstammung nach, ist also nfr. dru dem nd. drist verwandt. Ich rechne frz. dru zum deutschen Stamme Drud, altnord. Thrudr; ob dabei auch das Adjektiv: trüt (traut) in Betracht kommt, ist zweifelhaft (Vergl. Heinze, Die deutschen Familiennamen S. 116). Douce (Illustrations of Shakspeare) teilt eine sehr charakteristische englische Fabel mit, wo die Tiere treffend gezeichnet sind, daher will ich sie noch einmal abdrucken: The wolf being dead, the lion assembled the rest of the beasts to celebrate his obsequies. The hare carried the holy water, and the hedgehog the waxtapers. The goats tolled the bells, the badger dug the grave, the fox carried the coffin, Berengarius the bear celebrated mass, the ox read the gospels and the ass the epistles. Mass being finished and Isengrin duly buried, the beasts partook of a splendid feast, the expense of which was defrayed out of the deceased's property. The parties wished for nothing better than a similar ceremony. So on the death of any rich usurer the abbots assemble all the beasts of the monastery, for in general the black and white monks are really brutes, that is lions in pride, foxes in cunning, hogs in gluttony, goats in luxury, asses in sloth, and hares in cowardice.

Grimbart, der Name des Dachses, ist ein gutes Beispiel dafür, wie genau das Volk mit den Lebensgewohnheiten der einzelnen Tiere vertraut ist. Der Dachs ist nach Brehm das vollendetste Bild eines selbstsüchtigen, misstrauischen, übellaunischen und gleichsam mit sich selbst im Streit liegenden Gesellen. Er ist ein griesgrämiger, menschen- und tierscheuer Einsiedler, dabei ein bequemer und fauler Bursch. Bloß zur Zeit der Paarung lebt er mit seinem Weibchen gesellig, doch immer nur in beschränkter Weise; zu anderen Zeiten hält er weder mit seinem Weibchen noch mit anderen Tieren Freundschaft. Den Bau verläßt er

meistens nur des Nachts. Der Fuchs Reinke ist des Dachses ärgster Feind, er nimmt ihm oft den Bau weg; jedes Mittel ist dem Fuchse recht, um den mährischen Einsiedler zu vertreiben. Alle diese Büge, die sein Wesen kennzeichnen, sind zur Namengebung benutzt. Im Niederdeutschen heißt er deshalb sehr bezeichnend: Lürjan, eine Bildung von Johannes, wie die Familiennamen: Fuhljahn, Grotjan, Grotrian, Ottenjan, Schmidtjan, Schönjahn (auch: Schönian), Strackerjan (d. i. schlanker Jahn. Pott). Ebenso scheint mir auch der Name für den Dachs im „Eselkönig“ entstanden zu sein: Schlafkunz, weil der Dachs einen Winterschlaf hält. Kunz-Chunizo vom Stamme: Kun. Wie Lürjan den lauernden Johann, so bezeichnet Schlafkunz den schlafenden Konrad. Der Dachs ist aber auch griesgrämig und bärbeißig, daher der Name: Grimbart (im Reinke und Froschmeuseler). Merkwürdig ist es, daß im „Eselkönig“, wo der Löwe: Grimhart, die Löwin Grimbild und der Panther Ingrim und der Bock Langbart heißt, der Name Grimbart nicht vorkommt, sondern durch Schlafkunz ersetzt ist. Im Reinhart heißt er Krimelo, im Renart: Grimbert, im Nouveau Renart: Grimbiers, im Reinaert: Grimbört, im Reinke und Froschmeuseler: Grimbart. Genau so ist im Niederdeutschen ein Name für das wilde Schwein gebildet: „Snurrbort“. Wenn man bedenkt, daß bei komponierten Eigennamen das erste Wort meistens überwiegt, das zweite in ein anderes übergehen oder sogar in eine bloße Deminutivendung aufgelöst werden kann, so versteht man leicht, daß das unverstandene Grimbert in Grimbart übergehen konnte. So wurde Reinardus zu Reinoldus, Renard zu Renoud, Isengrin zu Isenbart. Krimelo halte ich für ein Deminutivum von Grimbert, das letztere also für das ursprüngliche. Der erste Teil des Wortes kann zwei Bedeutungen haben. Angelf. grima (masc.) bedeutet: Helm; davon stammen hd. Bildungen wie Grimhard, Grimhar. Die einstämmige Kürzung Grim- gab den Eigennamen Krimelke (belegt bei A. Heinke, Die deutschen Familiennamen). Auch die Namen Grimhild (Kriemhild) und Hildegrim gehören hierher. Altnord. grima (fem.) bedeutet die vorgebundene Larve. Jakob Grimm (Reinhart Fuchs, S. CCXLII, Anmerk.) erinnert an schwed. grima, dän. grime = capistrum, frenum; auch angelf. egesgrima, schreckende Larve, ahd. egis grimolt ein schreckender Dämon. Grimm sagt wörtlich weiter: „Könnte hier nicht die im Altertum tiefwurzelnde Idee eingreifen von dem Wechsel zwischen Menschen- und Wolfsgestalt durch Vorbinden oder Anlegen einer Wolfs- oder Werwolfslarve, eines Werwolfsgürtels, und Isangrim oder Isangrim das mit der eisernen Larve angethane ungeheure Tier bezeichnen? Nun bietet sich in der lat. Sprache eine wirklich auffallende Analogie dar. Lupus steht nicht nur für frenum,

sondern man sagt auch *fronum lupatam* und nennt *lupus* einen eisernen, gezahnten, festhaltenden Haken.“ Ich glaube, diese Bedeutung von *grima* hat bei der Bezeichnung *Grimbert* nicht mitgespielt, ebenso wenig wie die andere, die ne. *grime* (Schmutz) und *grimy*¹⁾ (schmutzig) ergab, beide Worte sind auch skandinavischen Ursprungs. Wir müssen an das andere „grim“ (dtsh. grimmig, ne. grim, grim-faced, grimness) denken, wie wir es finden in *herugrim*, *heorogrim*, *swertgrimme*. Dieses „grim“ bedeutet „grausam, scharf“. Es kommt vor in dem Namen des Wolfes, *Isangrim* = scharf, grausam wie das schneidende Schwert (Eisen). In der Bedeutung entspricht dieses „grim“ dem ne. *gram*, hdtsh. *gram* (jemandem gram sein), niederd. *gramm*. Dieser Name entspricht dem Wesen des Dachses durchaus, der immer grimmig und falsch bleibt, wenn er auch als junges Tier aus dem Bau genommen und mit der größten Sorgfalt aufgezogen ist. Aus demselben Stamme ist im *Reinardus* der Name des Ebers gebildet: *Grimmo* oder *Reingrimus*. Auch die Wohnung des Dachses (*Malbaisson*) hat einen Namen, der zu dem grimmigen Charakter des Tieres paßt. Der in seinem Bau angegriffene Dachs leistet heftigen Widerstand, daher sagt man „er wehrt sich wie ein Dachs“, *defensor sui acerrimus*, *Schönsleder K. Bergl.* Grimm im Wörterbuch unter Dachs.

Der Name *Grimbert* wird also dem Dache wohl mit Verständnis gegeben und später in *Grimbart* umgedeutet sein.

Die Frau des Dachses heißt *Slupocade* (*Reinaert*). Grimm übersetzt es durch *repens in saxum* von *Rade* (*saxum*, *latebrae*).

Bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts schon ist die Klugheit und das stille Schleichen des Tieres sprichwörtlich, auch gehen besondere Redensarten auf seinen Schlaf. *Renner 13 202*: *der dachs slichet durch einen nazzen flals* (vergl. dazu nd. *lurjan*). Andere Belege findet man im Grimmschen Wörterbuche unter Dachs.

Brano, der Bär, gehört in jene Klasse von Tiernamen, die von der Farbe des betreffenden Tieres hergeleitet sind. Die Namen des Bären sind folgende: *Bruno* (im *Isengrimus*), *Bruno* (*Reinardus*), *Brano* (im *Reinbart*), *Brun* (*Renart*), seine Frau *Brune* (*Nouveau Renart*), *Brün* (*Reinaert*), *Braun* (*Froschmeuseler*), *Brummer* (*Eselkönig*). Wenn *Jakob Grimm* meint, daß man bei *Bruno* nur an die Farbe des Tieres und nicht an den Mannsnamen zu denken hat, so ist doch zu bedenken, daß sehr leicht beide Ursachen gewirkt haben können, denn der Name *Bruno* war im Mittelalter ungeheuer verbreitet, noch mehr vielleicht als *Lambertus*, *Ludgerus*, *Hubertus*, die dem Hasen,

1) Der Dachs ist ein äußerst reinliches Tier.

dem Kranich und dem Geier ihre Namen verschafften. Auch waren es besonders Geistliche, die ihn führten, was ja aus der Geschichte bekannt ist. Gestützt wird meine Behauptung durch die Namen Blanchart und Rufanus.

Blanchart ist im Renart der Name des Rehes, in demselben Renart heißt aber auch ein Hahn: Blanchart, ein anderer Blanchot. Im Nouveau Renart ist Blanchart der Name des weißen Bären. Diese Namen haben die drei ganz verschiedenen Tiere von ihrer Farbe bekommen; es muß aber doch eine gewisse Vorliebe für die Bezeichnung Blanchart geherrscht haben, da sonst nicht in einem Gedichte derselbe Name für zwei verschiedene Tiere gebraucht worden wäre. Man hat zwar auch das Deutsche, besonders die deutschen Dialekte, eine Vorliebe für das Wort: weiss (glänzend, hell) — Kohlweissling, ein Schmetterling, niederd. Wittkopp, Wittkugel = einer mit weißer Kapuze, Weiss, Weisse, Witt, Witte, niederl. de Witt, Weissermel und andere Familiennamen, Wittkopp, Wittfaut u. a. auch als Namen für Kühe, Pferde u. s. w. gebraucht —, aber das Französische hat außerdem noch in seinen Kalendarien den Heiligennamen Blanchart; in dem von Lindner aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts herausgegebenen Kalendarium ist sein Tag der 12. März. Lindner kann den Namen nicht erklären, Albanus und Albinus stimmen nicht annähernd, er könnte aus Candidus (18. März) übersetzt sein. Jedenfalls war Blanchart als Name eines Heiligen bekannt, und um so eher entschloß man sich ihn Tieren beizulegen, die von weißer Farbe waren. Genau so ist es mit dem Namen des Löwen im Reinardus: Rufanus, eine Weiterbildung von rufus (rot). Hinzuzufügen ist aber, daß die Heiligennamen Rufe (27. Aug. = Rufus ep. Capuae) und Ruffin (28. November = Rufus m. c. familia) in den altfr. Kalendarien oft vorkommen. Einzig und allein von ihrer Farbe haben ihren Namen Corvigarus (das Pferd) von der schwarzen Farbe, Rousel, Rouselez (Eichhorn) von der roten, ebenso Rougiel, Rogiel (Name des Ackerochsens) von frz. rouge (rot). Sprotinus, im Cod. Sputinus (im Reinardus), der Name des Hahns, und Sproste (Reinaert), der Name der Henne, bedeuten „gefleckt.“ Vergl. nld. sproeten, nd. sprutteln, nhd. sprossen (Sommer sprossen). Sprota hieß Wilhelm Langschwerts von Normandie Gemahlin. Dieselbe Bedeutung haben Pinto, Pintain, zwei andere Hennen (port. pinta = macula, pinto, Küchlein, pintado, Rebhuhn; Martial. 3, 58, 15: picta perdix, Numidicaeque guttatae; lat. picus = Buntspecht.) Die beste Übersetzung von Pinto wäre Föhe. Rosete, Noire, Blanche, mul. Rode heißen Hennen ebenfalls nach der Farbe, Noiret und Blanchart Hähne. Hierher gehören im Deutschen die

Namen für den Esel: Graurock, für das Wiesel: Braunrock (im Froschmeuseler).

Berfridus, der Bock, Joseph, Bernardus, Belinus, Colvarianus, die Namen von vier Widdern bieten der Erklärung bedeutende Schwierigkeiten. Belinus (Reinardus), Belin (Renart), Belins, seine Frau Belins (Nouveau Renart), Belin, Bellin und einmal Bellaert (Reinaert), der Name des Widders, also des Schafbockes, ist abgeleitet von frz. *beler*, lat. *balare* (blöfen); nfrz. *le bélier*, der Widder. Grimm (a. a. O. S. CCXXXIV) führt aus Dialekten noch *belin*, Lamm, und *beliner*, *embeliner*, *betören*, *dumm machen an*. Woran der flandrische Dichter des Reinardus gedacht hat, weiß ich nicht, wenn er 1, 1349 schreibt: *nomen dat vitrea lana Belino*. Laniger heißt der Widder und das Lamm bei Phaedrus 1, 1, und bei Ovid, *εἰρονόκος* in der „Ilias“. Grimm denkt bei der Stelle an lat. *bellus*, hübsch, allerliebste, artig, fein, angenehm, köstlich. Die kristallhelle Wolle gäbe also dem Widder den Namen des Hübschen und Feinen. Diese Erklärung klingt mir gesucht. Sollte nicht die Reinhardusstelle anders zu erklären sein? Das lat. Gedicht hat viele Anklänge an Vergil und Ovid, und bei beiden lateinischen Schriftstellern kommt das Subst. nomen sehr häufig in der Bedeutung „Ruf, Ansehen“ vor; man könnte also auch übersetzen: „Dem Belinus giebt die helle Wolle einen Namen d. h. Ansehen“. Das Blöfen (lat. *balare*) wird schon in den klassischen Sprachen stets als Epitheton der Schafe verwendet: *oves balantes*.

Einer anderen Eigenschaft des Widders verdanken Colvarianus (Reinardus) und Cornuianus (Nouveau Renart) ihre Namen. Grimm (Wörterbuch unter Bock) zeigt, daß nhd. Bock aus *bochen* (stoßen) herzuleiten ist. Ebenso kommt Colvarianus von *colve*, ahd. *cholbo* (*clava*, Keule); daher auch im Deutschen die Worte: Sturmbock (*aries*, *αἰρίος*) und Ramme (ne. *ram*). Graff 4, 393: *plinēn cholpon pivillan*. Auf die schwierige Etymologie von *ram* will ich mich hier nicht einlassen (Weigand: altn. *ramr*, Halliwell und die Engländer: *ram*, stinkend, Diez: *pic: ran*, Widder), es genügt, daß sowohl mit Bock als mit Ramme Werkzeuge bezeichnet werden, die durch den Stoß wirken. Ob dieses Bock Schafbock oder Ziegenbock bedeutet, ist gleichgültig. Grimm zeigt im Wörterbuch unter Bock, wie die Schriftsteller für beide Tiere den einfachen Ausdruck Bock gebrauchen. Wie der Widder Colvarianus seinen Namen vom Stoßen bekommen hat, so hat man sicher dem Ziegenbock Berfridus seinen Namen gegeben mit bewußter Anlehnung an dtsh. Bergfried, mhd. *bercvrit*, *bervrit*, ein zum Schutz oder Angriff dienender Turm; mlt. *berfredus*, *belfredus*, altfr. *berfroi*, *befroit*, nfr. *le belfroi*, *le beffroi*, ein beweglicher

Angriffsturm. Daß man bei diesem Worte an das Stoßen dachte, zeigt die it. Form: battifredo, die nach Diez durch Anlehnung an battere entstanden ist. Grimm (Reinhart Fuchs, S. CCXLV) kann keine Be- deutbarkeit in dem Namen finden, er setzt aber auch Berhtfrit an, also wohl den Stamm Bercht- (glänzend) in seiner ursprünglichen Be- deutung, während ich an das mhd. berevrit, bergfrid (propugnaculum) denke. (Vergl. Grimm, Wb.: Bergfriede, Burgfriede und Friedberg¹). Der Ziegenbock, der ja beim geringsten Anlaß sofort die bekannte Stellung zur Abwehr und zum Angriff annimmt, hätte in Berfridus auf diese Weise einen höchst passenden Namen bekommen. Man ver- gleiche dazu die Worte im Isengrimus.

83—86: Berfridus caper hūs et vervex nomine Joseph
 auditis celeri prosiluere gradu,
 impactisque lupum pulsantes cornibus aiunt
 'nonne secus cattum strata sedere vacant? ic.

Um die Namen des Widbers Bernardus (im Reinardus), seines Sohnes Biernars (im Nouveau Renart) und der Gemse Bertiliana (im Isengrimus und Reinardus) zu erklären, muß ich daran erinnern, wie oft bei der Namengebung gleiche oder ähnlich klingende Stämme in ein- ander übergehen, beim Namen des Hähers habe ich ein gutes Beispiel angeführt (der Stamm Wald:). Oft spielt auch die Volksetymologie mit.

In unseren Zusammenhang paßt folgendes Beispiel. Bei Burc. Waldis heißt der Ziegenbock Bartmann und Barthold, im „Eselkönig“ Langbart; Barbus ist der Name der Ziege im Nouveau Renart. Man sieht, daß Barthold (vom Stamme Bercht, glänzend) mit Bart (barba) in Verbindung gebracht wird. Daß der Ziegenbock Namen von seinem Barte erhält, ist weiter nicht auffällig, ebenso wenig, wenn er Luxurius (der Geile) im Nouveau Renart genannt wird.

Als nun die Namen Bellin und Berfredus in ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht mehr erkannt wurden, als man, wie im Reinardus, gleich vier Widder, den Bock und die Gemse zu benennen hatte, da mag der Verfasser des Reinardus den Namen Bernardus mit bewußter An- lehnung an den Namen des Bockes Berfredus gewählt haben, der dann im Renart als Bernart und im Nouveau Renart als Berniars, der

1) In einer niederdeutschen Urkunde vom Jahre 1329 wird berichtet, daß die Türme und Borgfreden am Mecklenburger Thore an die Stadt Wismar verkauft sind. Zu dem Worte Borgfreden giebt die Lembke'sche Sammlung die Anmerkung aus Rudloff, Urkundenlieferung p. 291: propugnacula quae vulgo Bergfreda dicuntur, non castra vel turres lapideas. Vgl. auch: G. Chrismann, Germ. XXXVII (XXV), Heft 1. Wien 1892: bergfrid wird bewiesen durch berg- freit. Nd. berchvrede (kurz).

Sohn von Belins und Belino, wiedererscheint. Berniars scheint sogar mit Rücksicht auf die Namen seiner Eltern gewählt zu sein. Es kommt hinzu, daß der Name Bernhard im Mittelalter sehr beliebt war. In demselben Renart, wo zwei Widder Belin und Bernart heißen, wird noch ein Esel Bernart genannt. Eine Anspielung auf den berühmten Bernhard von Clairvaux scheint mir durchaus nicht ausgeschlossen, gerade so wie bei Lampo (Lambertus), Lütke (Ludgerus), Hubert (Hubertus). Vergl. Grimm (Reinhart Fuchs, CCLVI flg.). Bertiliana, der Name der zierlichen Gemse, paßt auch sehr gut in diesen Kreis. Eine ganz andere Vorstellung erweckt der Name des Widders Joseph im Isengrimus und Reinardus, in den anderen Gedichten kommt er nicht wieder vor. Meine Meinung darüber muß ich hier zurückhalten, da ich sie nicht gehörig stützen kann. Ich verweise auf Grimm (Reinhart Fuchs, CCLVII), dessen Ansicht ich nicht teile. Er will einen Priester Josephus nachweisen. Der aus dem Hebräischen stammende Name kommt als Vor- und Familienname sehr häufig vor (Joseph, Josef, Josephi, Josepher, Josephson, Sepp), hier und da habe ich ihn bei den Schriftstellern als Hirtennamen gefunden.

Die Preussischen Jahrbücher in neuer Gestalt.

Von Otto Lyon in Dresden.

An Zeitschriften ist in Deutschland kein Mangel, aber einen Überfluß an wirklich guten und vornehmen Zeitschriften haben wir keineswegs aufzuweisen. Vor allem leiden unsere Zeitschriften, die nicht einem besonderen Fache, sondern der Allgemeinheit dienen, mehr oder weniger an dem großen Mangel, daß sie die innige Fühlung mit den Fachwissenschaften, ohne die eine wirklich vornehme Haltung und eine durchgreifende Förderung des geistigen Lebens in unserem Volke unmöglich ist, entweder von vornherein gar nicht gesucht oder im Laufe der Zeit verloren haben und daß sie zum großen Teile der Tummelplatz für die zwar häufig blendend und witzig geschriebenen, keineswegs aber tiefgegründeten und gebiegenen Erzeugnisse einer oberflächlichen Tageschriftstellerei geworden sind. Frankreich und England ist uns in dieser Beziehung zweifellos voraus. Die großen französischen und englischen Wochen- und Monatschriften stehen geradezu im Dienste der Fachwissenschaften, und der französische und englische Gelehrte fürchtet nicht, daß ihm eine Perle aus der Krone falle, wenn er seine Forschungen in den Dienst der Allgemeinheit stellt und in einer gefälligen, lesbaren Form der allgemeineren Lesewelt

vorträgt. Andererseits ist es freilich nicht zu wünschen, daß unsere Fachzeitschriften, die einen ganz anderen Rang einnehmen als die französischen und englischen Fachblätter, ihre außerordentliche Bedeutung für die Einzelwissenschaften verlieren, sondern es muß deren Erhaltung in der bisherigen Gestalt um der deutschen Wissenschaft willen dringend gewünscht werden. Wir dürfen also keineswegs ohne weiteres französische und englische Einrichtungen auf deutsche Verhältnisse übertragen, das wäre ein verhängnisvoller Fehler, sondern wir müssen nach einem Wege suchen, auf dem die Fachzeitschriften in ihrem jetzigen Bestande unberührt bleiben und doch zugleich ihr Bestes der Allgemeinheit in einer Wochen- oder Monatschrift zugänglich gemacht wird.

Einen Weg, wie das geschehen kann, wie „die widerstreitenden Interessen der allgemeinen Bildung und der Specialwissenschaften bei uns versöhnt werden können“, hat der Herausgeber der Preussischen Jahrbücher, Professor Hans Delbrück in Berlin, gefunden, und die von ihm geleitete Monatschrift, die mit dem Jahrgang 1893 in den Verlag von Hermann Walther, Berlin, Kleiststraße 16 übergegangen ist, hat mit dem Beginn dieses Jahres den neuen Pfad betreten. Uns erscheint dieser Weg als sehr glücklich gewählt und das ganze Unternehmen so neu und eigenartig, aber auch so verheißungsvoll und zukunftsreich, daß wir es für eine unabweisable Pflicht jedes gebildeten Deutschen, jedes wahren Freundes unseres Volkes halten, für diesen großen Plan Delbrücks nachdrücklich einzutreten. Wir geben daher hier den von Professor Delbrück ausgearbeiteten Plan den Hauptpunkten nach wieder:

„Die Hauptträger des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland, heißt es da, sind heute neben den selbständigen wissenschaftlichen Werken die gelehrten Fachzeitschriften. Diese Organe sind eine Konsequenz der wissenschaftlichen Arbeitsteilung und ebenso notwendig und unentbehrlich wie diese. Sie haben aber eine üble Nebenwirkung, indem sie den Nachteil, den ohnehin die Arbeitsteilung mit sich bringt, die Zersplitterung und Isolierung in der Wissenschaft, noch verschärfen. Was in den Fachzeitschriften steht, wird fast nur von den betreffenden Fachmännern gelesen, und auf diese Weise werden sehr häufig wertvolle Früchte der wissenschaftlichen Forschung der Allgemeinheit so ferngerückt, daß diese nur noch indirekt von ihnen berührt und genährt werden kann. Der einzige Weg, die widerstreitenden Interessen der allgemeinen Bildung und der Spezialwissenschaften zu versöhnen, scheint zu sein, daß diejenigen Arbeiten, die nach Inhalt und Form sowohl vor die Fachmänner als vor die allgemeinere Lesewelt gehören, jedem auf seinem Wege zugänglich gemacht werden.

Dieses offenbare Bedürfnis des geistigen Lebens in Deutschland trifft zusammen mit dem natürlichen Bedürfnis einer Zeitschrift, die wie die

„Preussischen Jahrbücher“ es sich zur Aufgabe macht, in der ganzen Strenge der Wissenschaft der allgemeinen Bildung zu dienen. Grundsätzlich soll in ihnen kein Aufsatz Aufnahme finden, der nicht in sich den Wert eines Bausteins der Wissenschaft hat, keiner aber auch, der nicht geeignet wäre, weitere Kreise zu interessieren. Man hat bisher versucht, auf einem Umfang von wenig über sechs Bogen monatlich dieser Aufgabe gerecht zu werden. Es mußte aber Stückwerk bleiben, da der Umfang des geistigen Lebens, selbst wenn die Naturwissenschaften nur selten und ausnahmsweise, bei besonders hervorragenden Gegenständen berücksichtigt werden, viel zu groß ist, um in einem so engen Rahmen auch nur einigermaßen vollständig zu erscheinen. Einer Erweiterung aber stellte sich das Bedenken entgegen, daß Aufsätze, die jener doppelten Forderung entsprechen, in Deutschland, so schreiblustig es sonst ist, nicht genügend zu beschaffen sind. Immer sind es die Fachzeitschriften, die das beste Erz für sich hätten.

Die Lösung soll nun auf folgendem Wege versucht werden. Vom nächsten Jahre ab sollen die „Preussischen Jahrbücher“ in einem Umfange bis zu zwölf Bogen monatlich, also dem Doppelten des ursprünglichen, erscheinen, indem sie den Originalbeiträgen, die nach Wesen und Umfang bleiben wie sie gewesen sind, geeignete Aufsätze hinzufügen, die aus den Fachzeitschriften übernommen werden.

Die Quelle dieser Aufsätze wird ausdrücklich angegeben; es bleibt jedoch vorbehalten, den Aufsatz für den Neudruck irgendwie zu adaptieren, zu kürzen, Anmerkungen wegzulassen u. dergl. Der Zwischenraum zwischen den beiden Publikationen darf nur sehr kurz sein.

Gleichzeitig sollen die „Jahrbücher“ noch eine zweite Erweiterung erfahren. Nur in geringem Maße ist von ihnen bisher die Besprechung neuer Werke gepflegt worden, wesentlich wegen Raum mangels. Die Vergrößerung soll auch hierin eine Erweiterung ermöglichen; über den Charakter dieser Rubrik mag einiges hier gesagt sein.

Die „Notizen und Besprechungen“ in den „Jahrbüchern“ sollen nicht eigentliche Kritiken oder Rezensionen sein; es sollen naturgemäß auch keine Bücher besprochen werden, die nur ein Fachinteresse haben. Es soll vielmehr auf diejenigen Bücher aufmerksam gemacht werden, die ihrer Natur nach ein allgemeines Interesse beanspruchen dürfen. An dem Hinweis allein aber ist es nicht genug, es muß sich daran irgend eine Mitteilung oder Betrachtung aus dem Buch oder über das Buch schließen, die an sich ein allgemeines Interesse hat, also wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Besprechung soll ein Miniatur-Essay sein. Die „Preussischen Jahrbücher“ wollen durchaus nicht in Konkurrenz mit den wissenschaftlichen Kritiken treten. Die Besprechungen, die die „Jahrbücher“ bringen, würden sich vielmehr am allerbesten an eine, in einer Fachzeitschrift erscheinende

Rezension desselben Autors anschließen und ausdrücklich auf diese, als auf eine etwaige ergänzende Begründung verweisen. Auch diese Beiträge sollen grundsätzlich wie die größeren Aufsätze mit dem vollen Namen des Verfassers gezeichnet sein.

Bei Durchführung des vorstehenden Planes werden die „Preussischen Jahrbücher“ eine Zentralzeitschrift für die gesamte deutsche Wissenschaft darstellen, an dem Punkt, wo diese in die allgemeine Bildung übergeht. Der Originalinhalt, durch den sie ihre Stellung erworben haben, bleibt wie er war und wird um eine Bibliothek ausgewählter Stücke aus der Werkstatt der gesamten Wissenschaft vermehrt. Eine sehr weite Verbreitung muß hinzukommen, um den Zweck voll zu erreichen, und um diese zu ermöglichen, wird der bisherige Preis von 18 Mark jährlich nur um 2 Mark, also auf 20 Mark jährlich, 5 Mark vierteljährlich, erhöht werden.“

Wird der hier dargelegte Plan dieses Unternehmens so durchgeführt, wie es in Aussicht genommen ist, so werden die Preussischen Jahrbücher, die sich als eine unserer ältesten und vornehmsten Zeitschriften einer hohen Wertschätzung in unseren gebildeten Kreisen erfreuen, in der That ein Blatt von ganz außerordentlicher Bedeutung für unser geistiges Leben werden. Das soeben erschienene erste Heft nimmt die Ausführung des Planes frisch und mit glücklichem Wurf in Angriff. Den Anfang macht ein Aufsatz des Herausgebers über „Die gute alte Zeit“. Er geht aus von den Klagen über unser Zeitalter: „Liberalismus — Judentum — Mammonismus — Socialismus — Pessimismus — Anarchismus — Nihilismus, das ist die Leiter, auf der wir reißend schnell zum Abgrunde hinabsteigen. Der Kunst wird das Monopol der Gemeinheit zugestanden; die Schaubühne ist eine Sudelfüchse geworden; die Schule giebt Wissen ohne Gewissen; die Heiligkeit der Ehe ist gelockert; Zucht und Tugend sind verlachte, weil veraltete Begriffe. Die Justiz öffnet den Verbrechern neue Thüren zur Entschlüpfung. Der vertierte Mensch mit prononciert semitischem Typus ist das Signum der Zeit. Selbst die Musik feiert die entfesselte Sinneslust.“ Angesichts dieser Klagen wirft Delbrück die Frage auf: „Wann war sie, die gute alte Zeit?“ Und zurück bis zum 4. Jahrhundert vor Christus bringt er aus jedem Zeitalter, aus jedem Jahrhundert bittere Klagen der damals Lebenden über ihr Zeitalter, ja bis in die graueste Vergangenheit, bis zu den Zeiten Homers geht er zurück, um dann mit den Worten zu schließen: „So weit solche Berichte reichen, ist uns die gute, alte Zeit nicht erschienen. Sollten etwa unsere Nachkommen im 20. Jahrhundert sie einmal im 19. suchen? Wenn der Kosak und der Quave über Leichenfelder und Brandstätten hinschreitend an der Elbe und Weser sich grinsend umarmen

und der Jesuit segnend seine Hand ausbreitet über diesen Bund? Oder wenn die unterirdischen Mächte mit den Gewaltmitteln der Erfindungskunst Dome und Schlösser in den Staub geworfen und an der Stelle des Denkmals des Großen Friedrich vor dem Palast Kaiser Wilhelms des Alten ihre Guillotine aufgerichtet haben? Oder aber wenn Deutschland siegreich über seine äußeren und inneren Feinde herrschgewaltig und dankbar zurückschaut auf die Generationen, die es zusammengefügt und erzogen haben zu in ewigem Kampf sich ewig verjüngendem Leben — nie endend mit Aufgaben, unerschöpflich in Thaten?“ Der Aufsatz ist mit Wärme und feinem Sinne geschrieben; ein im Beobachten der Völker und Zeiten geschulter Blick macht sich in wohlthuender Weise geltend; der Stil ist natürlich, wahr und zugleich im besten Sinne glänzend, nirgends prickelnd, stechend und aufdringlich. Ein lebendiger Geist, der nach Bethätigung ringt, tritt uns auf jeder Seite entgegen: wir sehen, die Zeitschrift hat einen Kapitän, der befähigt ist, das Schiff, das soeben von Stapel gelaufen ist, sicher durch Sturm und Wellen zu steuern.

Darauf folgt der erste, dem neuen Plane gemäß aus einer anderen Zeitschrift übernommene Aufsatz: „Einem das Bad gesegnen, und wie Gott zu ergänzen ist“ von Rudolf Hildebrand, ein Aufsatz, der unseren Lesern bereits bekannt ist (s. unsere Zeitschrift 6, 11. Heft). Hieran schließen sich folgende Aufsätze: Adolf Harnack, Die neuentdeckten Bruchstücke des Petrus-evangeliums und der Petrusapokalypse; William Scharling, Ist Aussicht auf höhere Preise und ein regeres Geschäftsleben vorhanden? Alexander Tille, Ein deutsches Frühlingspiel; Adolf Wach, Die Beschimpfung von Religionsgesellschaften. Die Aufsätze gehören, wie man sieht, den verschiedensten Gebieten an; alle beruhen auf gründlicher Beherrschung des Stoffes, wie sie ja schon durch die Namen der Verfasser verbürgt wird, und sind zugleich in einer klaren und gewandten Sprache geschrieben, sodaß überall auch die Forderungen des Geschmacks berücksichtigt sind. Eine brennende Frage unseres Rechtslebens berührt Professor Wach, der, unter besonderer Berücksichtigung der Strafprozesse, welche sich an den Preßkampf gegen die Ausstellung des heiligen Rodes in Trier im Sommer des Jahres 1891 knüpften, den § 166 des deutschen Strafgesetzbuches, welcher von der Beschimpfung von Religionsgesellschaften handelt und seine endgiltige Gestalt den Anträgen des Abgeordneten Laster verdankt, in fesselnder Weise beleuchtet und zugleich die Grundlagen des wachsenden Mißtrauens gegen den Richterstand darlegt.

Hieran schließen sich Berichte über Theater (Eleonora Duse), Bücher und eine eingehende politische Korrespondenz. Daß gerade Eleonora Duse in dem Theaterbericht in kurzer, aber treffender Weise gewürdigt

wird, zeigt uns, daß auch die Fragen der Kunst in einer gesunden Weise behandelt werden sollen; es freut uns, daß die Preussischen Jahrbücher für die tiefinnerliche, seelische Kunst der Duse eintreten, die sich von den hohlen äußerlichkeiten blendender Virtuosen so wohlthuend unterscheidet. Nur dem Lobe, das in diesem Berichte der Francillon des jüngeren Dumas gespendet wird, vermögen wir in keinem Falle beizutreten. Wir glauben, daß hier die Kunst der Darstellerin die Fehler des Dichters verdeckt hat und daß der Berichterstatter dem Dichter mit angerechnet hat, was lediglich Verdienst der Schauspielerin war. Besonders erfreut waren wir, als wir sahen, daß die Berichte über Pädagogisches von dem geistvollen Vorkämpfer deutscher Bildung, von Professor Fr. Paulsen, verfaßt sind. Auch die politische Korrespondenz, in der z. B. die landwirtschaftliche Krisis in Rußland, die innere Politik und die parlamentarischen Verhältnisse Österreichs, die europäische Politik im Jahre 1892, der Panamaskandal in Frankreich u. a. behandelt werden, ist sehr lesenswert. Der nationale Sinn, der das ganze Heft von Anfang bis zu Ende durchdringt, bürgt dafür, daß wir es hier mit einer fortgesetzten gesunden Förderung unseres geistigen Lebens zu thun haben werden. Aus den Wurzeln unserer Kraft zieht es seine Nahrung. Und so seien die Preussischen Jahrbücher in ihrer neuen Gestalt allen ans Herz gelegt. Möge die Zeitschrift allerorten die Unterstützung finden, die sie in reichstem Maße verdient.

Über die Stellung des Lesebuches im deutschen Unterrichte.

Von Otto Lyon in Dresden.

Einen höchst bemerkenswerten Aufsatz bringt das erste Heft der Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, S. 2—11: „Was soll und kann im deutschen Unterrichte der Unter- und Mittelklassen das Lesebuch leisten?“ Geh. Schulrat Prof. Dr. Bogel in Dresden, der Verfasser des Aufsatzes, wendet sich darin gegen den einseitigen Anschluß des deutschen Unterrichts an die Lektüre. Zunächst erklärt er sich aufs bestimmteste dagegen, daß der deutsche Unterricht allen andern Fächern Vorspanndienste leisten und alles Erdenkliche beiläufig mit abhandeln solle. Mit Recht nennt er diese gesuchte und künstlich ausgeflügelte Art, die verschiedenen Unterrichtsfächer durch eine solche concentrierende oder sammelnde Behandlung zu verknüpfen, eine arge Verirrung, welche für den deutschen Unterricht nur verhängnisvoll werden kann. „Unterrichtsmeister gefeierten Namens, fährt er fort, haben uns in Musterlektionen

gezeigt, wie viele Fäden nach der Seite der Geschichte, Geographie, Mythologie, Naturkunde u. s. w. sich von einem einzigen deutschen Lese- stücke aus ziehen lassen. Gewiß ist das möglich. Aber die menschliche Seele ist kein Rautschukbeutel. Ziehe ich bei einem Lese- stücke das Interesse hierhin und dorthin, so darf ich mich vielleicht des Erfolges rühmen, die verschiedenartigsten Gedankenmassen in des Schülers Seele in Bewegung gebracht und an meine gerade vorliegende Aufgabe geschickt angeknüpft zu haben. Wie steht es aber um die Hauptsache, den Ein- druck, den das Lese- stück als solches und nur als solches zu machen hat? Unser Wahlspruch ist: hoc ago, d. h. immer nur eines und das ganz und ordentlich. Ein sammelnder Unterricht, der von der Hauptsache ablenkt, indem er ohne inneren Grund Nebensächliches oder gar Fremd- artiges herbeizieht, verdient unseres Erachtens vielmehr die Benennung des zerstreuen- den.“ Mit Freuden wird jeder Freund unserer Jugend und unseres Volkes von dieser energischen Erklärung gegen die unselige, häufig mit den Haaren herbeigezogene Verquickung aller Unterrichtsfächer, bei welcher der Schüler mit allem Möglichen tödlich gelangweilt und in dem Fache, in das er eingeführt werden soll, auch nicht um einen Schritt gefördert wird, Kennt- nis nehmen. Weiter führt der Verfasser aus, daß an Gymnasien und Realgymnasien (für Volks-, Realschulen und Seminare liege die Sache wohl etwas anders) das Lese- buch neben den vaterländischen wesentlich sittlich- ästhetischen Interessen zu dienen habe, den letzten Ausdruck im weitesten Sinne gefaßt, so daß er die harmlose Freude auch am Einfachsten und Schlichtesten mit einbegreife. Soweit dieser Haupt- zweck nicht beeinträchtigt werde, sei es aber nicht nur angängig, sondern sogar durchaus wünschenswert, daß das, was doch einmal besprochen werden möchte und sich geschickt an ein Lese- stück anschließe, nach einem schon bei der Auswahl der durchzunehmenden Lese- stücke vor- her durchdachten Plane eingelegt werde. „Inso- weit, sagt der hochgeschätzte Verfasser, kommen wir denen entgegen, welche aus dem Lese- buche allerlei Frucht für den deutschen Unterricht gewinnen wollen. Nur halten wir grundsätz- lich daran fest, daß an Lese- stücke von einigem Wert nur ange- knüpft werden möchte, was zur Erhöhung der Wirkung dient oder innerlich und wesentlich mit ihnen zusammenhängt.“ Die Recht- schreibung und Beichensetzung ist besonderen Übungen zuzuweisen, und diesen Übungen, sowie der Grammatik und Stilistik u. s. w. soll die Lektüre nur ganz beiläufige Dienste leisten. Über die Behandlung der Grammatik äußert sich der Verfasser in folgender Weise: „Gegen eine Behandlung derselben im planmäßigen Anschluß an die Klassenlektüre muß ich mich entschieden erklären um der Lektüre wie der Grammatik willen, eins von beiden muß dabei leiden, wenn nicht beide Teile leiden.

Ist denn aber überhaupt an Schulen mit fremdsprachlichem Unterricht ein so großer Ballast von deutscher Grammatik nötig, daß dessen Vergung als so gar schwierig angesehen werden muß? Ginge es nach mir, so träte deutsche Grammatik ernstlich erst ein, wenn die jungen Geister insoweit gereift sind, daß das dem deutschen Eigenartige und sprachgeschichtlich wirklich Fruchtbare ihnen geboten werden kann. Anstalten, welche neun Jahre hindurch Latein treiben, können meines Erachtens unbedenklich den grundlegenden Unterricht in der Lehre vom einfachen Satz und seinen Bekleidungen dem Lateinlehrer zuschieben. Natürlich muß dieser vom Deutschen ausgehen und an dieses anknüpfen; das darf aber seine Sache sein.“ Und so schließt der Verfasser seine fesselnden Ausführungen mit den Worten: „Somit setzen wir denn, um uns einmal recht gelehrt in Fremdwörtern auszudrücken, dem Lesebuchmonismus einen Dualismus gegenüber, der da heißt: Lektüre und Übungen. Übungen sage ich, denn eine orthographisch-grammatische, stilistische u. s. w. Unterweisung kann ich mir nicht denken, welche nicht von Beispielen ausginge, solche einstreute und — das Beste von allem — die Schüler zur Bildung ähnlicher Beispiele aufforderte. Will man als Anhalt dabei, da passende Beispiele nicht immer bequem zur Hand sind, ein paar Druckbogen benutzen, welche einen gewissen Gang und Fortschritt planmäßig einhalten, so haben wir nichts dagegen. Wir wollen nur nicht, daß Lesestücke von wirklichem Wert in einem Satyrspiel über Eigenschaftswörter auf *ig* oder *lich*, Schwankungen der starken Deklination, Fälle falscher Volksetymologie, Stamm- und Bildungssilben u. s. w. ausklingen bloß um der leidigen Konzentrationschablone willen.“

Das große Verdienst des vorliegenden Aufsatzes liegt vor allem darin, daß er der künstlich herbeigeführten Verquickung der Unterrichtsstoffe und Unterrichtsfächer mit Entschiedenheit entgegentritt, daß er ferner gewisse Schlag- und Modewörter in scharfsinniger und geistvoller Weise auf ihren Inhalt prüft und endlich die Grenzen der Lektüre und der sprachlichen Übungen aufs genaueste bestimmt. Durch die Lösung dieser Aufgabe, die schon lange notwendig, aber bisher noch nicht geleistet worden war, gewinnt der Aufsatz eine grundlegende Bedeutung für den gesunden Ausbau unseres deutschen Unterrichts. Im einzelnen weicht unsere Ansicht nur in zwei Punkten von der des vorliegenden Aufsatzes ab. Wir glauben nicht, daß es ein Fortschritt wäre, wenn der deutsch-grammatische Unterricht in den untersten Klassen dem lateinischen Unterrichte mit übertragen würde. Nur in dem Falle könnten wir uns damit einverstanden erklären, wenn dabei vorausgesetzt wäre, daß der deutsche und lateinische Unterricht in diesen Klassen in einer Hand läge, was wir allerdings für wünschenswert halten. Unter dieser Voraussetzung könnte es uns nur in hohem Grade angenehm sein, wenn dem deutschen Unterrichte von der

Fülle des lateinischen etwas zu gute käme. Im andern Falle befürchten wir aber, daß durch eine Vermischung dieser Fächer beide gleichviel Schaden erleiden könnten. Besonders erfreut waren wir darüber, daß mit Nachdruck die sittlich-ästhetischen Zwecke des Lesebuches hervorgehoben und geradezu in erste Linie gestellt werden. Doch möchten wir diese Interessen erst von Obertertia an als Hauptzweck der Lektüre betrachtet sehen, während wir in den unteren Klassen den Hauptzweck der Behandlung der Lesestücke in die sprachliche Ausbildung des Schülers setzen, was natürlich nicht ausschließt, daß hin und wieder Lesestücke, namentlich Gedichte, an die wir überhaupt sprachliche Übungen nicht angeschlossen sehen möchten, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu einer tiefen sittlich-ästhetischen oder andere zu einer vollen humoristischen Wirkung gebracht werden. Wird die sprachliche Ausbildung in den unteren Klassen bei der Lektüre nur als Nebenzweck betrachtet, so erreichen bei der knapp bemessenen Stundenzahl gewöhnlich nur begabte Schüler das Ziel, die große Masse der Durchschnittsschüler muß dann aber in den oberen Klassen ergänzen, worin sie in den unteren nicht genügende Sicherheit erlangt hatte. Dann geht aber in den oberen Klassen, und so liegen die Verhältnisse vielfach heute noch, sehr viel Zeit für den Hauptzweck der Lektüre verloren, für die sittlich-ästhetische Bildung, die doch hier eine ganz andere Bedeutung hat als in den unteren Klassen. Und so möchten wir für die Klassen bis Untertertia die Lektüre vornehmlich in den Dienst sprachlicher Ausbildung und geistiger Vertiefung, für die oberen dann aber (von Obertertia an) vorwiegend in den Dienst sittlich-ästhetischer Interessen gestellt wissen. In allen übrigen Punkten pflichten wir dem hochgeschätzten Verfasser mit aufrichtiger und lebhafter Freude bei.

Sprechzimmer.

1.

Zur Umschreibung des Konjunktivs mit „würde“.

Ich glaube, daß die weite Verbreitung der häßlichen Umschreibung, Konditionalis genannt, zu einem guten Teil den französischen Lehrbüchern auf's Kerbholz zu schneiden ist. Da findet man ganz gewöhnlich in den Abwandlungstabellen sowohl als in den Übersetzungen „serais“ stets mit „würde sein“ statt mit „wäre“ wiedergegeben, „aurais été“ mit „würde gewesen sein“ u. s. f. Man sehe nur die Sprachsünden in den vielgebrauchten Büchern von Bloek, z. B. in der 49. Lektion der Schulgrammatik, oder in den Übungen zur Syntax, im IV. Abschnitt. Bedenkt

man, daß diese Sprachsünden schon Kindern, und nicht bloß Knaben, in täglichem Drill angewöhnt werden, so wird man sich nicht wundern, daß der Deutschlehrer vergeblich gegen diese Entstellung der Muttersprache ankämpft. Diese Beobachtung sei denjenigen freundlichst zur Beherzigung empfohlen, die zu dem Glaubenssage schwören, daß man durch fremde Sprachen seine eigene lerne.

Graz.

Georg Weihenböck.

2.

Zur Erinnerung an den lateinischen Aufsatz.

Eine prächtige Blüte dieser nun bereits der Geschichte angehörenden Gattung von Stilübungen brachte vor längerer Zeit der „Hannov. Kurier“, dem sie von einer der sogenannten Bierzeitungen zur Verfügung gestellt war. Die köstliche Ironie, die darin liegt und die sich besonders im letzten Satze ausspricht, verdient wohl einem weiteren Kreise von Lesern bekannt gemacht zu werden, insbesondere den ehemaligen Leidensgefährten und den Lehrern des Deutschen. Der Aufsatz lautet:

„Obersekunda, als ich dorthin gekommen war, brachte mir außer vielem andern auch ganz besonders den lateinischen Aufsatz. Welcher, wie er gemacht wird, laßt uns kurz betrachten.

Und zuerst zwar wird von vornherein gesagt, daß er nicht werden dürfte, wenn nicht zwei Seiten lang. Wie? Wird nicht für die Einleitung eine Länge von höchstens zwei Sätzen bestimmt? Wie? Was sagst du aber dazu, daß festgesetzt wird, wie oft jede Phrase eine dir anzuwendende ist? Da dies so ist, so könntest du argwöhnen, daß in jedem Aufsatze ebendasselbe zu finden ist, oder meinst du etwa, daß es geschehen könne, daß man von eigenen Gedanken noch einen auf zwei Seiten drängt? Dies, wenn es jemand vermocht hätte, so wäre er einer gewesen, dem große Bewunderung hätte zu teil werden sollen oder müssen. Ich übergehe also, welcher ein schematischer Unsinn oft geschrieben wird, ich erwähne nicht, daß ein solcher Aufsatz Maschinenarbeit ist, ich spreche nicht davon, daß er eigentlich keinen Zweck hat, nur soviel sage ich, daß gefunden werden, welche dies nicht einsehen.

Nachdem ich diese Sachen auseinandergesetzt habe, scheine ich mir genug gezeigt zu haben, welche so große Bedeutung ein lateinischer Aufsatz hat. Und nun vollends, welchen bildenden Einfluß er auf das Deutsche ausübt, wer ist, der dies nicht einsehe?“

Wer jemals in der Lage gewesen ist, deutsche Aufsätze in den oberen Gymnasialklassen zu korrigieren, der weiß jedenfalls auch ein Lied von dem „bildenden Einfluß“ des lateinischen Aufsatzes auf den deutschen Stil zu singen.

Flensburg.

P. Bartels.

3.

Stang'reiter.

Im vorjährigen Jahrgang der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ Seite 130 forschet Dr. Rudolf Reichl in Graz nach dem Ursprung des ihm in Österreich aufgestoßenen Wortes Stang'reiter zur Bezeichnung eines Schülers, „der in allen Gegenständen nur die Note genügend erhielt.“ Sein Versuch, das Wort zu erklären, sowie der manch anderer (vergl. Heft Nr. 9) weicht weit vom Ziele ab, wohl deshalb, weil sie die Analogien außerhalb Österreichs suchten.

Stang'reiter nämlich ist in der angeführten Bedeutung eine österreichische Besonderheit und hat seinen Grund in der Klassifikationsübung, nach der „genügend“ mit einem „Einsler“ bezeichnet wurde. Dieser Einsler wurde nicht bloß in den Schulkatalogen und zwar in diesen ziemlich groß (gleich einem Stangerl) geschrieben, sondern auch in den sogenannten Klassenbüchern, die die Studenten statt der Zeugnisse bekamen, gedruckt.

Die Bedeutung des Wortes dürfte also am besten durch die Zusammenstellung mit: Prinzipienreiter, Steckenpferdreiten erhellen, so daß also Stang'reiter natürlich ironisch, und das ist immer der Fall, von einem Schüler gebraucht wird, der sich nur um Einsler bemüht, damit er „durchkomme“, wie im Österreichischen gesagt wird für „reif befunden werden“. Denn einen schlechten Schüler will man mit Stang'reiter gerade nicht in erster Linie bezeichnen, sondern einen solchen, der kein höheres Streben kennt, als eben nur zur Genüge seine Pflicht zu thun. Die Ironie wird um so fühlbarer, wenn man bedenkt, daß für Steckenpferdreiten geradezu auch Stang'reiten üblich ist.

Seitdem sich die Notenbezeichnung geändert hat, schwindet der Ausdruck Stang'reiter immer mehr und mehr, wird aber immerhin von älteren Lehrern noch gerne angewendet. Bemerkenswert ist auch, daß das Wort Stang'reiter in den slavischen Gegenden selbst bei den Lehrern aus der alten Zeit wenig oder gar nicht üblich war.

Kremsier.

Georg Sched.

4.

Alte (Schaf-) Schinken (Zeitschr. V, 483). Der mir erst durch Sprengers Mitteilung bekannt gewordene Ausdruck „alter Schafschinken“ für ein altes in Pergament gebundenes Buch ist meiner Ansicht nach nichts weiter als eine volkstümliche, das Verächtliche noch steigende Weiterbildung des wohl in ganz Mitteldeutschland allein gebräuchlichen Ausdruckes „alter Schinken“. Und dieser erklärt sich sehr einfach aus dem Vergleich der den Schinken umgebenden angeräucherten Speckschwarte mit dem verstaubten und abgegriffenen Schweins-

lederdeckel. Sprengers volksetymologische Erklärung aus sheepskin ist doch gar zu weit hergeholt und schon deshalb unwahrscheinlich. Außerdem liefert aber, so viel ich weiß, gerade das Schweinsleder das eigentliche Einbandpergament, während Schaffelle nur als Schreibmaterial Verwendung fanden. Damit stimmt nicht nur die Thatsache, daß die auf Pergament geschriebenen englischen Doktordiplome sheepskins heißen, sondern ebensogut auch die von Sprenger angeführte Stelle aus Carlyle; denn hier ist doch wohl von Urkunden und nicht von Büchern mit Pergamenteinband die Rede.

Eine Stütze für meine Erklärung finde ich in dem analogen Ausdruck „alter Schmöker“, der vom niederd. smöken abzuleiten ist und eigentlich ein durchräuchertes altes Buch bedeutet (Weigand D. Wb. 2, 608).

Dieselbe Grundanschauung liegt auch in den Worten aus Faust vor:

Beschränkt von diesem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den bis ans hohe Gewölb' hinauf
Ein angeraucht Papier umsteckt . . .

Goethe will hier gewiß nicht hervorheben, daß das Papier nur durch Rauch geschwärzt sei, sondern er will überhaupt das verstaubte, vergilbte Aussehen des Papiers durch einen treffenden Ausdruck bezeichnen.

Zu den Beobachtungen aus niederdeutschem Sprachgebrauch, mit denen D. Glöde Zeitschr. V, 776 meine Erklärung der Redensart „einen pfeifen“ ebenda S. 645 gestützt hat, möchte ich noch hinzufügen, daß zur Einbürgerung der Ausdrücke „blasen“ und „tuten“ für „saußen“ außer dem naheliegenden Vergleich der an den Mund gesetzten Flasche mit dem Blasinstrument wohl auch der Umstand mitgewirkt hat, daß der Durst gerade der Musikanten sprichwörtlich ist. Wir finden in volkstümlichen Liedern und auch sonst in der Litteratur manchen Hinweis darauf; ich erinnere hier nur an den Anfang der letzten Strophe von Geibels bekanntem „Lob der edlen Musika“:

'ne Musikantentehle,
Die ist als wie ein Loch!

Diese Anschauung erklärt sich am einfachsten aus der Thatsache, daß das längere Blasen auf einer Trompete oder einem ähnlichen Instrument Mund und Kehle austrocknet; kein Wunder also, daß nach dem Vortrag des Musikstückes der Durst des Bläfers nur durch größere Flüssigkeitsmengen gelöscht werden kann. Von den Bläsern wurde dann der große Durst auf alle Musikanten übertragen.

„Tuten“ ist hier nicht gebräuchlich; wohl aber erinnere ich mich, das Partizipium „betütet“ für „betrunken“ in der Studentensprache gehört zu haben.

Ochsen und büffeln. Beide Wörter werden merkwürdigerweise fast ausschließlich von geistiger Arbeit gebraucht; beide scheinen von Tieren derselben Gattung abgeleitet und werden gewöhnlich als vollkommen identisch betrachtet. Vielleicht mit Unrecht. Die älteste Belegstelle für büffeln findet sich in einer Predigt des Joachimsthaler Reformators Matthesius (1504—1565), dessen Werke eine Fundgrube für die Bergmannssprache bilden; sie lautet: „Das mancher oft hart und lang püfeln und schlagen muß, bis er den Abraum und des Erzes Dach durchsüflet“. Außer dieser Stelle führt Grimm (Wb. 2, 492) nur noch an, daß büffeln (nach Stalder) in der Schweiz auch transitiv in der Bedeutung „wacker prügeln“ vorkomme. Daß sowohl hier als bei Matthesius der Büffel aus dem Spiele bleiben muß, liegt auf der Hand; büffeln ist an beiden Stellen nichts als eine Weiterbildung von büffen (puffen), d. h. schlagen, stoßen, klopfen. Die Ableitung vom Büffel scheint demnach auf Volksetymologie zu beruhen, und büffeln in seiner jetzigen Bedeutung ist eigentlich mehr mit dem gleichbedeutenden schanzen als mit ochsen zusammenzustellen.

Darmstadt.

Rudolf Beder.

5.

Im 9. Hefte des laufenden Jahrganges der Zeitschrift für den deutschen Unterricht verteidigt Friedrich Polle das intransitive stecken gegen Wustmann und bemerkt dazu: „Wenn dieser sagt, „gestochen hat noch niemand zu bilden gewagt“, so ist dem entgegenzuhalten, daß diese Form doch vielleicht vorhanden war.“ Dem kann hinzugefügt werden, daß sie wirklich noch vorhanden ist; denn in Lauterburg im Elsaß und in dem angrenzenden Teile der Pfalz sagt man heute noch nicht bloß „der Schlüssel sticht, sondern auch „er ist gestochen“.

Mey.

Wimmer.

6.

Soeben finde ich in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 117 die Redensart: „mit der silbernen Büchse schießen“ erklärt als eine durch die Erfindung des Pulvers hervorgerufene Übersetzung des alten Stechens = Bestechen. Hierzu möchte ich bemerken, daß man hier in unserer Gegend diesen Ausdruck Sonntagsjägern gegenüber gebraucht, um zu verstehen zu geben, daß das von ihnen heimgebrachte Wild vielleicht nicht von ihnen erlegt, sondern für klingende Münze vom Händler erstanden ist. Ebenso heißt in der Umgegend von Berlin, wo es sehr viele Angler giebt, mit der silbernen Angel fangen: vom Fischer gekaufte Fische als eigene Beute ausgeben.

Charlottenburg.

Karl Treib.

7.

Zu mitteldeutsch „bis“.

„Bis“ für imperativisches „sei“, das R. Sprenger (Ztschr. f. d. dtisch. Unt. VI, 437) im mitteldeutschen Sprachgebiete nachgewiesen haben möchte, waltet in den Mundart redenden niederen Volksschichten in großen Strecken der Kreishauptmannschaft Leipzig, der Nordhälfte der Dresdner und Ost-Thüringens vor, herrscht unbedingt im sächsischen Osterlande, dem angrenzenden preussischen Nordost-Thüringen und im südwestlichen Winkel des dem Königreich Sachsen nordwärts vorgelagerten Teiles der Provinz Sachsen. Es ist merkwürdig, daß die gebildete Bevölkerungsklasse einheimischen Ursprungs, soweit sie Dialekt spricht, selbst in einer Stadt wie Leipzig (wohl dem Mittelpunkte des derzeitigen „bis“-Gebrauchs?) sich nachdrücklich gerade der Enthaltung dieses Provinzialismus befleißigt, ebenso wie es lehrreich ist, zu beobachten, daß die unletterarisch aufgewachsenen Kreise die Befehlsform „sei“ allgemein und streng meiden. Der Grund für den letzteren Umstand scheint mir in dem richtigen Gefühl zu liegen, daß die gleichsam vornehmere Form etwas wie über die durch Geburt und Verhältnisse angewiesene gesellschaftliche Sphäre hinaushebe. So kann man fast bei jedem Dienstboten, zumal denen weiblichen Geschlechts, im sächsisch-thüringischen Grenzlande die Anwendung der richtigen Kasus „Ihnen“ und „Sie“ im Verkehr mit Leuten gleicher bürgerlicher Rangstufe finden, die gegenüber dem Gebildeten sofort in die tatsächliche Umkehrung umschlägt. Das „bis“ für „sei“ als besonders altertümlich zu bezeichnen, dürfte kaum Anlaß vorhanden sein. Ältere Schriftsteller mit sächsischen Idiotismen, so die beiden Leipziger Schwankdichter aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, der geniale Michael Lindener und der gewandte Valentin Schumann, kennen es wohl nicht; erst Gustav Schumann („Blümchen“) und Edwin Vornmann haben es in ihren ganz modernen Dialektpoesien in die „Schriftsprache“ übertragen.

Nürnberg.

Ludwig Fränkel.

8.

Zum Kapitel der sogenannten „gehäuften Negation“.

Weithin im fränkischen Sprachgebiete und in den Landschaften, wo die Franken und Bajuwaren allmählich sich auszumischen beginnen, gilt als allgemeinste einfache Verneinungspartikel nicht wie zu erwarten das — allerdings daneben vorhandene — „nit“ beziehentlich „net“, sondern „nimmer“, also ganz dem französischen *no-jamais* entsprechend und dem üblichen „nie“, das im Sprachgebrauche aus „niemals“ ver-

kürzt ist, sowie den verschiedenen mittelhochdeutschen Zusammensetzungen vergleichbar. Soviel ich weiß, ist bis jetzt die Ausdehnung dieser feltamen Erscheinung weder historisch noch geographisch sicher festgestellt.

Nürnberg.

Ludwig Fränkel.

9.

Zu Wasserziehers Aufsatz: „Flensburger Deutsch“
VI, 563 flg.

bemerkt R. Sprenger S. 843: „Müschén, Möschen für Waldmeister ist mir bisher nicht begegnet.“ Hier in der Grafschaft Ruppín ist der Ausdruck „Möske“ im Volke allgemein bekannt, ja in Rheinsberg wird sogar alljährlich von der lieben Schuljugend ein Möske-Fest gefeiert. Th. Fontane, „Die Grafschaft Ruppín“ (auch unter dem Titel: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Erster Teil“), 4. Aufl., Berlin 1883, S. 205/6, berichtet über die Festfeier folgendes:

„Das Möske-Fest ist ein Kinderfest, das alljährlich am Sonntage vor Pfingsten gefeiert wird. Möske bedeutet „Waldmeister“ (*asperula odorata*), und in alten Zeiten lief die Festlichkeit einfach darauf hinaus, daß die Stadtkinder frühmorgens in den Wald zogen, Waldmeister pflückten und damit heimkehrend den Altar und die Pfeiler der Kirche schmückten. Erst im Jahre 1757 nahm die Feier einen anderen Charakter an. Am 6. Mai war die Schlacht bei Prag geschlagen worden, und am 20. Mai traf die Nachricht davon in Rheinsberg ein. Es war Sonntag vor Pfingsten, also der Tag des Möske-Festes. Die Siegesfreude, vielleicht auch der Umstand, daß der damals schon in Rheinsberg residierende Prinz Heinrich zu dem glücklichen Ausgange der Bataille sehr wesentlich beigetragen hatte, schuf auf einen Schlag die bis dahin rein kirchliche Feier in eine militärisch-patriotische Feier um. Und was damals Impromptu war, blieb. Das Möske-Fest ist ein Soldatenspiel geworden, das die Rheinsberger Jugend aufführt. Früh am Morgen schon ziehen vier Trommler durch die Straßen und schlagen Reveille, die jungen Soldaten sammeln sich, und so geht's mit Musik vor das Haus des „Generals“. Hier dreimaliges Bivat, dem General und seinen Angehörigen ausgebracht, dann zieht alles, militärisch in Sektionen aufmarschiert, in den schönen Boberow-Wald hinaus, wo nun das Waldmeisterpflücken beginnt. Nachmittags kommen die jungen Mädchen und besuchen mit ihren Angehörigen die mittlerweile zu Turnen und Wettlauf übergegangenen Soldaten in ihrem Wald-Biwak, Preise werden verteilt, Pfänderspiele gespielt und spät am Abend erst erfolgt unter Trommelschlag und Liedersingen der allgemeine Rückmarsch in die Stadt.“

Neu-Ruppín.

R. Ed. Haase.

10.

Zum Zauberspruch in Auerbachs Keller.

(Ztschr. VI, 497 u. 784.)

Zu den litterarischen Nachweisen über die Kinderpredigt in Kettenreimen, die Heilig und Sprenger im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift beibringen, möchte ich noch einige neue hinzufügen, die den Mitteilungen für Freunde volkstümlich-wissenschaftlicher Kunde „Am Urdsbrunnen“ oder wie die Zeitschrift jetzt heißt „Am Urquell, Monatschrift für Volkskunde“ entnommen sind. Da die Zeitschrift wohl nur wenigen Kollegen bekannt oder wenigstens zur Hand sein möchte, lasse ich den Wortlaut der Reime hier folgen:

1. Abzählreim aus Nordböhmen.

Also meine Herrn!
 Der Apfel hat zwei Kern,
 Zwei Kern hat der Apfel,
 Die Wurst hat zwei Zapfel,
 Zwei Zapfel hat die Wurst,
 Der Bauer hat Durst,
 Durst hat der Bauer,
 Sein Leben wird ihm sauer,
 Sauer wird ihm sein Leben,
 Der Weinstock hat zwei Neben,
 Zwei Neben hat der Weinstock,
 Ein Kalb ist kein Ziegenbod,
 Ein Ziegenbod ist kein Kalb,
 Meine Predigt ist halb. —
 Halb ist meine Predigt,
 Mein Bauch ist mir ledig,
 Ledig ist mir mein Bauch,
 Meine Mütze hängt im Rauch,
 Im Rauch hängt meine Mütze,
 Mein Bruder heißt Friße,
 Friße heißt mein Bruder,
 Die Maus ist ein Luder,
 Ein Luder ist die Maus,
 Die Predigt ist aus,
 Und du bist drauß!

3. Böhmer-Lautenau.
 Am Urdsbrunnen Bd. 6. S. 191/2.

3. Kettenreim.

Äpfeln haben keine Snaßeln,
 Aber die Wurst hat zwei Snaßeln,
 Zwei Snaßeln hat die Wurst,
 Der Bauer hat einen großen Durst,

2. Kettenreim aus Gleiwitz, Kreis
Grafschaft Gohrau am Harz.

Ich will euch 'mal 'was sagen,
 Der Schlitten ist kein Wagen,
 Der Wagen ist kein Schlitten,
 Der Bauer kommt geritten,
 Geritten kommt der Bauer,
 Das Leben wird ihm sauer,
 Sauer wird ihm das Leben,
 Der Weinstock hat drei Neben,
 Drei Neben hat der Weinstock,
 Ein Kalb ist kein Ziegenbod,
 Ein Ziegenbod ist kein Kalb,
 Meine Predigt, die ist halb,
 Halb ist meine Predigt,
 Mein Bauch, der ist ledig,
 Ledig ist mein Bauch,
 Meine Mütze, die ist rauch,
 Rauch ist meine Mütze,
 Mein Bruder heißt Friße,
 Friße heißt mein Bruder,
 Und du bist — ein altes Luder.

Reu-Ruppin.

R. Ed. Jaase.
 Am Urquell I. S. 125

4. Kettenreim aus Czernowitz
in der Bukowina.

Meine Herren,
 Die Äpfel sind keine Bären,
 Keine Bären sind die Äpfel,
 Die Wurst hat zwei Bepfel,

Einen großen Durst hat der Bauer,
 Und das Leben wird ihm sauer,
 Sauer wird ihm das Leben,
 Der Weinstock hat zwei Reben,
 Zwei Reben hat der Weinstock,
 Ein Kalb ist kein Ziegenbock,
 Ein Ziegenbock ist kein Kalb,
 Nun ist meine Predigt halb,
 Halb ist meine Predigt,
 Mein Brotschrank ist leer (ledig?),
 Ledig ist der Brotschrank,
 Nun steig ich von der Kanzel herab. Adje!

Frau Rommensen-Delbe.
 Am Urquell I. S. 172.

Zwei Bepfel hat die Wurst,
 Der Bauer hat Durst,
 Durst hat der Bauer,
 Das Leben wird ihm sauer,
 Sauer wird ihm das Leben,
 Der Weinstock trägt Reben,
 Reben trägt der Weinstock,
 Das Kalb ist kein Ziegenbock,
 Kein Ziegenbock ist das Kalb,
 Meine Predigt ist halb,
 Halb ist meine Predigt,
 Die Mähe ist ledig,
 Ledig ist die Mähe,
 Mein Bruder heißt Frihe,
 Frihe heißt mein Bruder,
 Die Maus ist ein Luder,
 Ein Luder ist die Maus,
 Meine Predigt ist aus.

Ezernowitj.

Raimund Fr. Rainbl.
 Am Urquell I. S. 188/9.

Schließlich will ich noch anführen, daß die Fassung der Predigt im Volksmunde der Grafschaft Muppin ziemlich übereinstimmt. Der Anfang lautet:

Guten Abend, meine Herrn,
 Äppel sind keine Bern (=Birnen),
 Bern sind keine Äppel,
 Die Wurst hat zwei Bäppel u. s. w. (wie der vorhergehende Kettenreim.)

Am Schlusse heißt es:

Mein Bauch ist ledig,
 Ledig ist mein Bauch,
 Meine Mähe ist rauh,
 Rauh ist meine Mähe,
 Mein Bruder heißt Frihe,
 Frihe heißt mein Bruder,
 Schwein ist kein Luder,
 Luder ist kein Schwein,
 Nun soll meine Predigt aus sein. —
 Hätten mir (so!) die jungen Damen nicht ausgelacht,
 Ich hätt' meine Predigt noch weiter gemacht.

Neu-Muppin.

R. Ed. Haase.

11.

Gigerl.

Für diese zu Wien in den achtziger Jahren aufgekommene Bezeichnung des modernen Modegeden scheint mir eine zweifache Ableitung möglich. Einmal kann man an den Namen Gigl = Agidius (s. Schmeller. Frommann I 2 S. 879) denken. Ähnliche Verwendung von Vornamen findet sich

öster, z. B. wird in der Provinz Sachsen der Hanswurst „Kilian“ genannt. Für diese Ableitung spricht das kurze i. Ferner kann man auch an der Giege (s. Schmeller I, 879 und die mhd. Wörterbücher) denken, ein Wort, das jedoch schon länger ausgestorben ist und an dessen Stelle allgemein das ursprünglich niederdeutsche der Geck getreten ist. — Oder weiß jemand das Wort anders abzuleiten?

Northheim.

R. Sprenger.

12.

Zu Uhlands Herzog Ernst von Schwaben.

V. Aufz. B. 1833.

Adalbert. Reiß mir die grauen Loden aus! Versuchs,
Ob sie ihm stopfen seines Blutes Qualm!

Ich bin jetzt der Meinung, daß „Blutes Qualm“ hier nichts anderes bedeutet als „rauchendes Blut“. Vgl. Nibelungenlied S. 239, 2 Barnde (Lachmann 1506, 2):

dô sähens in dem schiffe noch riechen (rauchen) daz bluot
von einer starken wunden, die er dem vergen sluoc.

Northheim.

R. Sprenger.

13.

Anfrage.

In den Provinzen Sachsen und Hannover ist die Redensart „mit der Wurst nach der Speckseite (dem Schinken) werfen = durch eine kleine Gabe eine größere Gegengabe zu bekommen suchen,“ noch allgemein gebraucht. Ich würde für Nachweise anderweitigen Vorkommens dieser Redensart, deren Verbreitung in der älteren Litteratur ich demnächst darzustellen beabsichtige, dankbar sein.

Northheim.

R. Sprenger.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten von J. Hopf und R. Paulsiek. Zweiter Teil. Erste Abteilung. Für Tertia und Untersekunda. Zwanzigste, den neuen Lehrplänen gemäß abgeänderte Auflage bearbeitet von R. Föß, Direktor des Luisenstädtischen Real-Gymnasiums zu Berlin. Berlin 1892. C. S. Mittler und Sohn. XX, 393 S. 8.

Die mächtige Bewegung unserer Zeit auf dem Gebiete des Schulwesens zeigt sich nicht zum geringsten in den deutschen Lesebüchern. Die neuen Lehrpläne verlangen gerade in ihnen Nahrung zur Kräftigung vaterländischen Sinnes. Der Schüler soll lernen, wie sich unsere Alt-

vordern ihre Götter dachten, was in den verschiedenen Zeitaltern ihr Gemüt am meisten erregte. Da nun fortan mit Untersekunda ein vorläufiger Abschluß für die Bildung zu erreichen ist, wurde eine Umarbeitung des Theiles unseres Lesebuches nötig, der hier vorliegt. Und zwar zuerst eine Erweiterung; diese zog dann eine Ausscheidung alles dessen nach sich, was in die höhere Abtheilung gehört, und eine Ersetzung solcher Stücke, die aus irgend welchen Gründen überflüssig waren, durch geeignetere. Direktor Paulsiek wollte die Muße nach seiner Amtsthätigkeit diesen Aufgaben widmen. Da das neue Schuljahr 1892 aber schleunige Vollendung der vorigen Auflage erheischte, konnte er nur einen Abschnitt über die nordischen Sagen einsetzen, an der Herstellung der zwanzigsten Auflage indes hinderte ihn der Tod. Die Verlags-handlung übertrug in richtiger Erkenntnis seiner Wichtigkeit das Werk einem geschickten Schulmanne, dem weitgekannnten Direktor Foß. Nur er, der seit Jahrzehnten mit dem Buche innig vertraut war, konnte es in der kurzen Zeit so umgestalten. Gewiß wird er bei folgenden Auflagen noch dies und jenes zu ändern finden; so wie es jetzt vorliegt, ist es eine Gabe, an der wir uns schon herzlich freuen können.

Zuerst stehen Stücke aus der Edda, aus Walthari, aus dem Nibelungenliede in bewährten Übersetzungen. Daß bei dem letzteren nicht wieder Simrock gewählt wurde, ist zu billigen; denn niemand wird heute noch das Lob Goethes nachsprechen, der sagte, Simrocks Übersetzung hätte von dem alten Gemälde nur den verdunkelnden Firnis weggenommen. Ob nicht aber auch bei dem Gudrunliede anstatt San Martes Verdeutschung eine andere hätte gegeben werden sollen? Weder Simrocks noch San Martes große Verdienste werden dadurch herabgesetzt, daß wir aussprechen: wir haben jetzt gewandtere Übersetzer, die uns von der Art des Originals einen viel besseren Begriff geben, als jene es vermochten. Ich erinnere an Legerloß, der auch eine Nachdichtung der Gudrun geschaffen hat, die in nichts seinem vortrefflichen Nibelungenliede nachsteht.

Unter den anderen neu aufgenommenen Stücken begrüßen wir Uhlands Verse von der Macht des Gesanges, seinen 1829 gedichteten Bertran de Born; auch Schillers Lied von der Glocke gehört in diesen Teil des Lesebuches. Wir sehen mit Befriedigung hier wie sonst überall in der neuen Ausgabe die Sauberkeit in der Zeichensetzung. In dem 2. Meisterspruche z. B. steht richtig:

Noch des Kupfers Drei,
Schnell das Binn herbei,

eine Interpunktion, die Goedeke schon 1871 gegeben hat und die trotzdem noch nicht allgemein Aufnahme gefunden hat. Erwähnen will ich noch

die Elegie Pompeji und Herculaneum, die man in den früheren Auflagen der höheren Abteilung ungern vermischte. Daß darin die Form schmalere ebenso wie schaurige eingeseht ist statt der Schillerschen schmälere und schaudrigte entspricht den Grundsätzen, nach denen ein Lesebuch gearbeitet werden soll; der römische Porticus aber und das ans Italienische erinnernde Herculane's Stadt sind sicherlich Druckfehler. Von solchen ist der Text in der neuen Ausgabe im übrigen ganz verschont geblieben. Bloß in das Schriftstellerverzeichnis haben sich einige eingeschlichen. Einer von ihnen hat sogar einen humoristischen Beigeschmack: dem alten Schweizer Freiherrn Salis ist der Vorname Graudenz gegeben worden. Außerdem mag eine recht mittelalterliche geographische Bemerkung der alten Auflagen bei ruhiger Durchsicht gestrichen werden: Stolpen, das unter Quandt genannt ist, liegt in Sachsen, den Kreis Meissen kennt das 19. Jahrhundert nicht mehr.

In solchen kleinen Dingen irrte die sonst so sichere Hand des neuen Bearbeiters; denn leider drängte, was hier nicht verschwiegen werden darf, ein Unternehmen einer anderen Verlagsbuchhandlung, das den Namen des Direktors Paulsiek ohne Berechtigung gebraucht, zur Eile. Paulsiek's Lesebuch ist in allen seinen Auflagen nur in dem Verlage von E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienen.

Zu dem zweiten Teile, der die Prosa enthält, gestatte ich mir zwei Wünsche auszusprechen. Neben den allerdings meisterhaften, aber ziemlich hoch gegebenen Abschnitten aus der Deutschen Sage von Wilmar und Gervinus hätte ich gern einige in kindlicherer Auffassung gehaltene, z. B. aus Klees Deutschen Heldensagen gesehen. Sie sind sicher nicht minder meisterhaft als jene und eignen sich für Untertertia mehr. Endlich würden sich neben Moltkes Briefen mit ihren schlichten, anschaulichen Beschreibungen und mit ihren Lebensregeln für junge Leute ganz prächtig einige Stücke von Bismarck ausnehmen, von dem Heinrich v. Sybel einmal sagte, er sei einer der besten Prosaisker unserer Zeit.

Genug aber mit Wünschen. Für das Buch in seinem neuen Gewande sind wir dem Direktor Foß zu großem Danke verpflichtet.

Dresden-Neustadt.

Edmund Goetze.

Gymnasialbibliothek. Herausgegeben von E. Pohlmei und H. Hoffmann. Druck und Verlag von E. Bertelsmann, Gütersloh. 1892.
10. Heft: Römisches Lagerleben von D. Müller. Mit einem Plan. 54 S. M. 0,80. — 14. Heft: Aus Sicilien von E. Biegeler. Mit 5 Abbildungen und 2 Karten. 78 S. M. 1,40.

Beide Hefte sind vortrefflich und erfüllen an ihrem Teile völlig den Zweck der Gymnasialbibliothek, das, was im Unterricht der alten Sprachen

und Geschichte nur vereinzelt oder gelegentlich berührt werden kann, ergänzend auszuführen und in belehrender, aber unterhaltender Form übersichtlich zu ordnen.

Das ersterwähnte Heft bietet einleitungsweise eine knappe Übersicht über die Entwicklung des römischen Heerwesens. Es ergibt sich, daß das Lager die einzige Einrichtung ist, die von altersher bis in die Kaiserzeit fortdauert. Im ersten Hauptteile wird sodann kurz Ursprung und Zeit der Entstehung behandelt und sodann die Absteckung und Einrichtung nach Polybius beschrieben. In den drei übrigen Teilen wird der Reihe nach das Marsch-, Stand- und Garnisonlager besprochen, ihr Aufbau und Zweck, und dabei ausführlich geschildert das Leben und Treiben des Heeres, Dienst, Erholung, Verpflegung, Zuchtmittel. Der Verfasser schließt mit einem Hinweise, wie in den römischen Standlagern am Rhein und an der Donau der Keim zur germanischen Städtebildung liegt. Diese Stelle durchweht edle Vaterlandsliebe.

In dem anderen Hefte haben wir die Zusammenarbeit und Erweiterung der Briefe, die der Verfasser, ein bremischer Oberlehrer, während seiner herrlichen Reise in die Heimat geschrieben hat. Der Bericht ist mit großer Wärme abgefaßt, unter Einstreuung kleiner persönlicher Erlebnisse, die zugleich die gegenwärtigen Zustände der Insel beleuchten und mit Hervorhebung derjenigen Punkte, die zur Schullektüre in Beziehung stehen. Sehr geschickt sind allerhand Zitate aus den alten und neuen Schriftstellern eingestreut. Wenn ich von dem kleinen Teile, den ich aus persönlicher Erfahrung nachprüfen kann, auf das Ganze schließen darf, ist nichts Wesentliches übergangen worden. Eine Karte der ganzen Insel, zwei Märchen über Syrakus und mehrere Lichtdrucke (Palermo, Steinbrüche von Syrakus, Tempel bei Girgenti und bei Segesta) vervollständigen das anschauliche Bild, das man aus der Lektüre gewinnt. Sehr angenehm ist auch das angehängte Sach- und Namenverzeichnis. Die Reise ging von Messina über Taormina und Catania nach Syrakus. Die landschaftlichen Reize dieses Teiles der Insel, besonders die unübertreffliche Aussicht vom Theater Taorminas aus, werden gebührend gewürdigt. Sehr zu bedauern ist, daß der Jahreszeit wegen eine Besteigung des Atna, der schon in der antiken Litteratur eine so große Rolle spielt, unmöglich war. Sie ist nach jeder Seite hin lohnend. Syrakus bildet, wie natürlich und notwendig, den Mittelpunkt der Beschreibung. Mit Recht tritt hier der Untergang des athenischen Heeres hervor. Von da aus fuhr der Verfasser über Castrogiovanni und Girgenti nach Palermo, das wiederum ausführlicher behandelt wird. Den Schluß bildet die Schilderung der westlichen Inselhälfte, das alte Drepana mit dem Eryx, Selinunt und Segesta.

Die beiden Hefte reihen sich würdig an ihre Vorgänger an. Sie beweisen große Quellenkenntnis und sind gewandt geschrieben. Wir wünschen beiden recht viele Leser.

Dresden.

Fritz Nowak.

Carl Julius Krumbach, Gymnasial-Oberlehrer, Deutsche Sprech-, Lese- und Sprachübungen. Zugleich eine Ergänzung zu jedem Lesebuche und zu jeder Grammatik. Größere Ausgabe, für Lehrer und Erzieher. Leipzig, B. G. Teubner, 1893. XLIII, 170 S. M. 2.—

-----, Sprich lautrein und richtig! Deutsche Sprech-, Lese- und Sprachübungen. Kleinere Ausgabe, für Schüler. Erster Teil: Sprech- und Leseübungen. 47 S. 30 Pf. Zweiter Teil: Sprachübungen. 72 S. 45 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.

Krumbach, der bereits in einem Programm des Kgl. Gymnasiums zu Würzen nachdrücklich für Sprechübungen eingetreten ist, bietet uns in den vorliegenden Schriften einen auf sicherer wissenschaftlicher Grundlage ruhenden methodischen Gang solcher Übungen, der sichtlich in langjähriger Praxis erprobt ist und darum doppelt beachtenswert erscheint. Die Forderung Rudolf Hildebrands, daß das Hauptgewicht auf die gesprochene Rede gelegt werden sollte, eine Forderung, der weder die Sprachentwicklung unserer Zeit, noch die Schule bisher ausreichend nachgekommen ist, deren Erfüllung aber für die ganze Gestalt unserer Sprache geradezu die Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Gesundheit, Kraft und Schönheit bedeutet, wird hier zum ersten Male in gründlich umfassender, wissenschaftlich genauer und methodisch geschickter Weise als wichtiges Glied in die gegenwärtige Behandlung des deutschen Unterrichts eingefügt. Wir begrüßen Krumbachs Schriften mit aufrichtiger Freude, wird doch dadurch ein Wunsch, den wir seit Jahren hegten, endlich erfüllt. Betrachten wir zunächst die größere Ausgabe für Lehrer. Vorausgeschickt wird eine gewandt geschriebene Einleitung, in der die Aufgabe, die Sprech- und Lesefehler nicht gelegentlich, sondern durch gesonderte, planvolle Übungen zu bekämpfen und dadurch eine nationale Aussprache anzustreben, näher dargelegt und begründet wird. Wohlthuend berührt vor allem die Wärme, mit welcher der Verfasser seine Anschauung vertritt, sowie die lichtvolle Klarheit, mit der er seine Darlegungen begründet und die Gegner widerlegt. Mit der einschlagenden Litteratur erweist sich Krumbach wohl vertraut; die Arbeiten von Brücke, Sievers, Winteler, Trautmann, Vietor, Behaghel u. a. sind ihm genau bekannt. Zuerst werden die einzelnen Laute (erst die Vokale, dann die Konsonanten)

eingelübt, dann Silben und Worte, daran schließt sich die Einübung des richtigen Wort- und Satztones, sowie der Satzmelodie, weiter geht der Verfasser zur Behandlung des rhythmischen Lesens und der Gliederung der Rede in Sprachgruppen und Sprachtakte über. An dem Gedichte Das Kind des Steuermanns von Gerok wird glücklich gezeigt, wie die Erklärung ganzer Gedichte einzig und allein an die Deklamation angeschlossen werden kann. Die Übungen, die Krumbach in strenger Stufenfolge darbietet, sind außerordentlich mannigfaltig; Gedichte, Sprichwörter, Volksreime, Zungenübungen u. a. sind in der geschicktesten Weise herangezogen. Besondere Berücksichtigung ist der Einübung der stimmhaften und stimmlosen Konsonanten zuteil geworden, sowie der Einübung des r, der S-laute u. s. w. — Im zweiten Teile bietet der Verfasser grammatische Sprachübungen, in denen er immer zuerst die Redewendung im Dialekt oder in der falschen schriftsprachlichen Form giebt und dann durch die richtige verbessert. So will er planmäßig die üblichsten Sprachfehler in der Schule bekämpfen und beseitigt wissen. Er schließt sich dabei überall eng an den Gang der Wort- und Satzlehre an, z. B.

Das Vorwort oder die Präposition.

gegenüber vom Bahnhof
während dem Regen rüdten die
Jäger aus; falsch ist auch: während
6 Jahren
statt der Tinte

der Schiffer lenkt das Schiff mittelst
des Steuerruders (**papierene Form!**)
trotz deinem Widerstande

(aber: trotzdem, trotzdem; auch
trotz mir und dir)

durch die Ungunst der Verhältnisse
konnte er sein Ziel nicht mehr er-
reichen

diesseits der Elbe, diesseits der Heerstraße; das Jenseits.

er sagte zu Sie (selten: zu mich)
er war freundlich zu mir
geh zu Hause (aber: ich bin zu
Hause)

komm bei mich; er kommt mit nach
mir; komm mit nach Kenners

sie wurden bei den König gebracht
wir ziehen, gehen bei Beders

wir haben heute bei Sie die letzte
Stunde gehabt

wir berühren bei unserm Gange

dem Bahnhose gegenüber.

während des Regens rüdten . . .
aber: in oder binnen 6 Jahren,
6 Monaten.

statt der Tinte, anstatt der Tinte,
statt Tinte.

. . . mit dem oder durch das
Ruder.

gebräuchlicher: trotz deines
(zufolge des Gesetzes und dem
Befehle zufolge).

infolge der Ungunst des Wetters
dauerte die Seereise drei Tage
länger.

er sagte zu Ihnen, mir.

er war gegen mich freundlich.

geh nach Hause (aber: ich gehe mit
zu dir.)

Komm zu mir, er kommt mit zu mir
(nach Hause); komm mit zu R.

sie wurden zum König(e) gebracht.

wir gehen, ziehen zu Beders.

. . . bei wem? bei Ihnen.

. . . auf unserm Gange.

In der That wird sich ein solches grammatisches Merkbüchlein, in dem der Schüler fortwährend neue Wendungen, die er kennen lernt, nachtragen kann, recht brauchbar für den deutschen Unterricht erweisen. Sicher ist, daß dadurch Fehler so gründlich ausgemerzt werden können, wie wohl kaum auf einem andern Wege. Daß man in den grammatischen Entscheidungen, die Krumbach getroffen hat, an verschiedenen Stellen anderer Meinung sein wird als der Verfasser, vermag den guten Gehalt des Buches nicht zu mindern. Hier wird es ja Pflicht jedes Lehrers sein, darauf hinzuweisen, daß in der Sprache oft zweierlei richtig sein kann und daß dies mit der Entwicklung unseres Volkes und unserer Sprache innig zusammenhängt. Im ganzen hat der Verfasser bei der Behandlung der einzelnen Fragen die rechte Einsicht und Vorsicht walten lassen, wie denn auch seine Grundanschauungen über Sprache und Sprachleben (und darauf allein kommt es an) mit der Wissenschaft in Einklang stehen.

Die beiden Schülerbücher enthalten dieselben Aufgaben und Übungen wie die große Ausgabe, aber ohne Einleitungen, Begründungen und Erläuterungen.

Die fleißige und gründliche Arbeit Krumbachs kann von bahnbrechender Bedeutung für unsern deutschen Unterricht, namentlich in den unteren Klassen, werden, wenn ihr das richtige Verständniß entgegengebracht wird — und daran ist wohl heute, wo doch gesündere Anschauungen über den deutschen Unterricht schon in weitere Kreise gedrungen sind, kaum zu zweifeln. Sowohl die Volksschule, wie die höhere Schule können großen Nutzen aus diesen trefflichen Hilfsmitteln ziehen. Möchten die Schülerbücher Krumbachs, deren billiger Preis (30 Pfennige und 45 Pfennige) die Anschaffung jedem Schüler ermöglicht, bald in aller Händen sein. Krumbachs Arbeit ist, besonders in ihrem ersten Teile, der die Sprech- und Leseübungen enthält, einer der glücklichsten und am besten gelungenen Versuche, Hildebrandsche Forderungen in der Praxis zu verwirklichen.

Dresden.

Otto Lyon.

Kleine Mitteilungen.

Die Redaktion der Jugend-Gartenlaube (Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg) setzt für 1893 als Preise 1000 Mark, 600 Mark und 400 Mark für die besten, der Jugend am meisten angemessenen Erzählungen aus. Die Erzählung soll nicht mehr als 120 Druckseiten der Jugend-Gartenlaube (43 Zeilen zu je 18 Silben) und nicht weniger als 80 umfassen und für Knaben und Mädchen im Alter von 10—15 Jahren geeignet sein. Nur Originalarbeiten sind zulässig. Bis zum 31. Juli 1893, abends 7 Uhr, sind Manuskripte nach Nürnberg an die Redaktion der Jugend-Gartenlaube einzusenden; bis 1. Oktober 1893 findet Kundgebung des Schiedspruches statt. Das Preisrichteramt haben übernommen die Herren N. Fries, Armin Stein (H. Nieschmann) und Julius Sturm. Die näheren Bedingungen für die Bewerbung versendet die Redaktion der Jugend-Gartenlaube in Nürnberg auf Wunsch postfrei.

Zeitschriften.

- Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: 1892. Nr. 11. November: Friedrich Keinz, Helmbrecht und seine Heimat; Meier Helmbrecht übersetzt von Ludwig Fulda; Der arme Heinrich und Meier Helmbrecht übersetzt und erläutert von Gotthold Bötticher, besprochen von H. Lambel. (Die verdienstvolle Arbeit von Keinz berücksichtigt den von Lambel herausgegebenen Text nicht, wie auch Fulda und Bötticher sich vorwiegend Keinz anschließen; Lambel giebt der Übersetzung Fuldas vor der Böttichers den Vorzug.) — Wenzel Horák, Die Entwicklung der Sprache Hallers; Theodor Längin, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache, besprochen von Adolf Socin. (Die Arbeit Horáks bietet nicht viel mehr, als wir aus dem Variantenverzeichnis in der Ausgabe von Hirzel bereits erschließen können; von vortrefflicher Schulung legt dagegen die Dissertation Längins Zeugnis ab.) — Dante-Litteratur, besprochen von Kraus.
- Nr. 12. Dezember: G. Burghauser, Die neuhochdeutsche Dehnung des mittelhochdeutschen kurzen Stammvokals in offener Silbe, vornehmlich unter phonetischem Gesichtspunkte, besprochen von Friedrich Kauffmann. (Falsch sind Burghauers Ausführungen, daß die orthographische Regelung der Doppelfonanz der Stammvokaldehnung vorausgegangen sei, gerade das Umgekehrte ist das Richtige; er postuliert einfach für das Mittelhochdeutsche seine sogenannten offenen Silben, ohne Belege beizubringen; die Art, wie er die Erhaltung der Kürze und den Eintritt der Dehnung zu erklären und zu formulieren sucht, ist recht ungeschickt; er erhebt gegen Pauls Theorie den Vorwurf unerwiesener Vermutung; dieser Vorwurf fällt auf Burghauser selbst zurück.) — Felix Leviticus, De Klank en Vormleer van het Middelnederlandsch Dialect der St. Servatius-Legende van Heynrijd van Belbeken, besprochen von J. H. Kern. — Buitenrust Settema, Bijdragen tot het Driefriesch Woordenboek, besprochen von Otto Bremer. — Elis Wadstein, Fornnorska Homiliebokens Utdlära, besprochen von A. Heusler. (Ein außergewöhnlich wertvoller Beitrag zur altnordischen Sprachkunde; die Abgrenzung der altnordischen Lautform gegen die altisländische ist durch die vorliegende Schrift sehr erheblich gefördert worden.) — Karl Jacoby, Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs am Anfange des 18. Jahrhunderts, besprochen von Franz Munder. (Bringt hauptsächlich unmittelbare Berichte über den Inhalt der behandelten Wochenschriften, die recht schätzbar sind.) — Heinrich Heines Werke, herausgegeben von Ernst Elster, besprochen von Albert Leismann. (Die vorliegende Heineausgabe ist in jeder Beziehung ein Meisterstück der deutschen Philologie im höchsten Sinne des Wortes.)
- Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, XVI, 3: Friedr. Jarnde. — H. Loewe, Die Wiggertschen Psalmenfragmente. — Fr. Vogt, Zu Berthold von Holle. — Derselbe, Nonnenliebe. — E. Martin, Zur Kritik des Alphartliedes. — J. Minor, Der Gebrauch von der und welcher in Relativsätzen. — H. Kögel, Zu den reduplic. Präterita; Ibis und Walküre; Sintarfizilo; Etymologien. — W. Meyer, Zur Hildensage. — A. Leismann, Zum altalem. Memento mori. — E. Mogk, Zur Gunnlaugsfaga. — D. Bremer, Kenners Würster Wörterverzeichnis. — E. Sievers, Zu den Murbacher Hymnen. — R. Luid, Noch einmal unechte und steigende Diphthonge. — E. C. Uhlenbeck, Ety-

- mologisches. — G. E. Karsten, Etymologien. — M. S. Jellinek, Bericht. — Schuchardt, Vorschlag. — E. Sievers, Zur Flexion der io-Stämme.
- Zeitschrift für deutsche Philologie 25, 1 u. 2: J. Bieger, Zur Klage. — R. Röhrich, Zwei Berichte über eine Jerusalemsfahrt I. — Ludwig Singer, Über Wielands Geron. — Karl Weinhold, Matthias v. Leger. — G. Dünker, Über Goethes Bruchstücke des Gedichtes „Der ewige Jude“. — A. Zeittels, Das neuhochdeutsche Pronomen. Ein Beitrag zur deutschen Grammatik. — J. Paludan, Deutsche Wandertruppen in Dänemark. — G. Dufloy, Hans Sachs als Moralist in den Fastnachtspielen. — R. D. Mayer, Die Quellen von Klingers Lustspiel: Der Derwisch. — G. Cederschild, Theodor Wisen.
- Germania 37,3: Th. v. Orienberger, Austronia. — Fr. Kauffmann, Über althochdeutsche Orthographie. — Adalb. Zeittels, Mhd. Ore. — Derselbe, Zu Germania 33,313 flg. — Derselbe, Zu Germania 36,262 flg. — R. F. Rindl, Einige Bemerkungen über den Gebrauch der Fremdwörter bei Gottfried von Straßburg I. II. — F. W. E. Roth, Mitteilungen. 1. Aus Handschriften. 2. Aus Druckwerken. — D. Behaghel, Zu den Mitteilungen von F. W. E. Roth. — Gustav Chrismann, Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie 1888 (Schl.).
- Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 36, 2 u. 3: Much, Waren die Germanen Wanderhirten? — Brede, Fuldisch und hochfränkisch. — Zimmer, Aus der Bedeutungsgeschichte von schreiben und Schrift. — Volte, Lügenpredigt. — Liersch, Zum Liebesgruß. — Sprenger, Textkritisches zu Konrad von Würzburg. — Jellinek, Zur Frage nach den Quellen des Heliand. — Pajig, Zur Handschrift und zum Text der Carmina Burana. — Martin, Zu Moriz v. Craon. — Ribbeck, Bruchstücke mittelhochdeutscher Hofdichtung. — Stiefel, Unbekannte Nachahmung der Dramendichtungen Albrechts von Eyb. — Schönbach, Bruchstück einer altdeutschen Evangelienharmonie. — Dümmler u. Schröder, Zu den Mirakeln des heiligen Nicolaus.
- Nemania XX, 3: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei P. Abraham a Santa Clara von Friedrich Lauchert. — Zwei Lobgedichte des Freiburger Magisters Joh. P. Tethinger von F. Meff. — Zu Johann Pedius Tethinger von Friedrich Pfaff. — Die Mundarten im mittelhochdeutschen Schulunterricht von August Holder. — Interompiment, genannt: der Stolperer. 1767. Von Paul Beck. — Aberglaube und Bräuche der Bauern im Taubergrund von Otto Heilig. — Einige Proben der ostfränkischen Mundart von Tauberbischofsheim von Otto Heilig. — Schwäbische Kinderneklieder von Wilhelm Unfeld. — Der Herrgott in schwäbischen Sprichwörtern und Redensarten von Wilhelm Unfeld. — Reinmar von Zweter von Friedrich Pfaff. — Johanna Bayerin von Sendau von Stöcker. — Der Bändeletanz zu Freiburg i. B. von Joseph Sarrazin. — Pleiers Garel von dem blüenden tal hg. von M. Waly, besprochen von Karl von Bahder. — Der Minnesang des 12. bis 14. Jahrhunderts. Bearbeitet von F. Pfaff. Abteilung I. Besprochen von August Holder. — Leonard Korth. Volkstümliches vom Niederrhein, besprochen von Friedrich Pfaff. — Hansjakob. Unsere Volkstrachten, besprochen von Friedrich Pfaff.
- Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen 32: R. Windel, Zur Behandlung philosophisch-lyrischer

- Gedichte in der Prima. — U. M a u s c h, Lessings Nathan im deutschen Unterrichte der Prima.
- Leipziger Zeitung 169: Rudolf Beer, Geist und Wesen der deutschen Sprache. — 186: Rudolf Beer, Fremdwörter in der Bibel.
- Die Grenzboten 42—43: Adolf Stern, Friedrich Hölderlin.
- Mostoder Zeitung 1893 Nr. 1. Erste Beilage: Reinhold Bechstein, Ältere niederdeutsche Litteratur. I. Jochim Schlu's Isaac. — Nr. 13. Derselbe, Ältere niederdeutsche Litteratur. II. Das niederdeutsche Narrenschiff. (Mostoder Druck von 1519: Dat nye schip van Narragonien, die jüngere niederdeutsche Bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff, herausgegeben von Carl Schröder.)
- Gymnasium IV, 16—17: Matthias, Stellung der Schule im Kampf gegen „Sprachdummheiten“ und „Sprachverwilderung“.
- Tägliche Rundschau 1892. Unterhaltungsbeilage Nr. 61—63: D. Lyon, Dichter und Erzieher. — Nr. 149 u. 150: Derselbe, Deutsche Kunst. — Nr. 212—215: Derselbe, Die Sprache Bismarcks.
- Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1893. Nr. 13. (Montag, d. 16. Jan.): D. Lyon, Victor Schu über Martin Greif.

Neu erschienene Bücher.

- Konrad Lange, Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. Darmstadt, Arnold Bergstraßer, 1893.
- Karl Gust. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 7. Auflage. Leipzig, Reisland.
- Karl Kehrbach, Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Jahrgang II, Heft 1. Berlin 1892, Hofmann u. Comp.
- Karl Heinemann, Goethes Mutter. 4. Auflage. Leipzig, Seemann 1893.
- E. F ä h n e l u. R. P a s s i g, Zur Wortbildung u. Wortbedeutung im deutschen Sprachunterrichte. Lehrerheft zur deutschen Sprachschule. Leipzig, Hirt u. S. 1893.
- F ä h n e l u. P a s s i g, Deutsche Sprachschule in konzentrischen Kreisen mit besonderer Berücksichtigung der Wortbildung und Wortbedeutung. 6 Hefte. (3.—8. Schuljahr.) Leipzig, Hirt u. Sohn 1892. Pr. des Heftes 20 Pf.
- H o p f u. P a u l s i e f, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Abteilung für Obersekunda, Proben der Dichtungen des Mittelalters. Bearbeitet von E. H e n r i c i. 8. Auflage. Berlin, Mittler u. Sohn 1892.
- Jos. Dhrem-Bonn, Kaiser Friedrich der Gute. Lieder und Gedenkblätter für das deutsche Volk. 2. Auflage. Bonn, Hauptmann.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon**. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: **Dr. Otto Lyon**, Dresden, Guplowstraße 24¹¹.

Bur Geschichte der Aussprache aus neuester Zeit.

Von Rudolf Hildebrand.

Wer sich gewöhnt hat, die Sprache als etwas Lebendiges, also Klingendes zu betrachten, nicht als in den schwarzen Zeichen auf dem Papier aufgehend, wozu der Schulstandpunkt, d. h. der alte falsche, fort und fort aufs neue verleitet, der wird beim Lesen, wenn bedeutende Männer redend erscheinen, leicht von einer Frage heimgesucht, auf die es selten eine befriedigende Antwort gibt, von der Frage nach dem Klang der Rede, nach der Aussprache. Denn die Schrift gibt ja keineswegs ein genaues Abbild des Klanges, nicht einmal in Bezug auf die einzelnen Worte, da die Laute, z. B. das *a*, eine gar verschiedene Färbung haben nach Zeit und Landschaft, außerdem aber im Lauf der Zeit sich in der Aussprache Verschiebungen vollziehen, denen die Schrift nicht folgt, geschweige denn in Bezug auf die Melodie der Rede, die in den verschiedenen Gebieten oder Provinzen, um in der Sprache des vorigen Jahrhunderts zu reden, so verschieden und doch für jede so bezeichnend eigenartig ist.

Es ist jetzt selten, noch mehr in älterer Zeit, daß man, wo bedeutende Worte aus bedeutendem Munde erklingen, über die Aussprache dem provinziellen Klange nach etwas erfährt. So wenn z. B. Gellert in seinem bedeutsamen Zwiegespräch mit Friedrich dem Großen, von diesem aufgefordert, eine seiner Fabeln vorzutragen, das zuerst ablehnt, weil er so einen singenden gebirgischen Ton habe (d. h. wie im Erzgebirge, das noch jetzt unter den Leuten hier zu Lande kurz das Gebirge heißt); „ja wie die Schlesier“ meinte der König. Kann man einmal einen solchen Zug glücklich erhaschen, so tritt das Ganze damit erst in die Farbe des vollen Lebens herein, die doch immer und immer allein die letzte Befriedigung gibt. Wüßte man nur gleich auch, wie des Königs Deutsch, in sein Französisch eingestreut, dabei Klang: doch wohl berlinisch, wie mans zu nennen pflegt, also auch mit dem *i*— für *g*—, das erst in ziemlich neuer Zeit von der Bildung dort abgestoßen wurde oder wird.

Es ist überaus anziehend und hat mich oft beschäftigt, sich zu fragen, freilich mit Antwort nur in der eigenen Phantasie, wie es geklungen haben muß, wenn bedeutende Menschen von verschiedener Mundart miteinander verhandelten, z. B. Klopstock und Bodmer, Herder und

Lessing, Goethe und Lavater, ja Goethe und Schiller. Klopstock, der Norddeutsche aus der Harzlandschaft und der Züricher Alemanne Bodmer werden sich manchmal mit Mühe verstanden haben. Lessing sprach gewiß sein Sächsisch, wie er es in den Lustspielen geflissentlich schrieb, Herder aber ebenso sein Ostpreussisch. Schiller hat gewiß bis an sein Lebensende geschwäbelt, wie denn Schwaben und auch Schweizer, selbst nach langem Aufenthalt außer der Heimat, gewisse Eigenheiten in Behandlung der Vocale und Consonanten nie ablegen. Von Goethe aber gibt es eine Aeußerung der Rahel (deren Quelle ich leider augenblicklich nicht finden kann), bei Gelegenheit eines Besuches in Frankfurt i. J. 1815, er habe sich einer „sehr aiséen sächsischen Sprache bedient“. Was der kritischen Berlinerin als Sächsisch erschien, war sicher vielmehr das thüringische Hausdeutsch, wie er es in Weimar im Lauf der vierzig Jahre angenommen haben mochte, gewiß doch auch noch mit Frankfurter Nachklängen. Wie gern wüßte man das genauer (s. übrigens nachfolgend).

Am dauerhaftesten ist übrigens die angeborene heimische Melodie der Sprache, die ja der Niederschrift sich völlig versagt und doch der Rede ihre eigenste Färbung gibt. Denn wenn Gellert dort von seiner singenden Mundart sprach, so ist ein solches Singen, irgendwie, nur aber in verschiedener Ausprägung, allen Mundarten ohne Ausnahme eigen, nur daß man es an der eignen Mundart nicht mehr hört durch die Gewalt der Gewöhnung.

Ich will nun einen Vorgang zur Sprache bringen, der in der Geschichte der Aussprache eine wichtige Stelle, ja geradezu einen Wendepunkt in der Entwicklung unserer Sprache überhaupt darstellt. Es ist eine Art Umschwung in der Aussprache, den ich selbst mit erlebt und an mir durchgemacht habe (ich muß da doch erwähnen, daß ich i. J. 1824 geboren bin), der aber nun so fertig ist, daß das heutige Geschlecht von dem vorhergehenden Zustand eigentlich nichts erfährt, während er doch für unsere Bildung eine eigenthümliche literargeschichtliche Bedeutung hat.

Es handelt sich um die reine Aussprache der Laute, insbesondere der Umlaute ä, ö, eu (än), die jetzt von der Bildung so gut wie durchgesetzt ist. Die Kinder in den Städten nehmen sie aus der Schule mit ins Leben, wo freilich hie und da die Gewalt der Mundart sie wieder verdrängt; aber auch die Dienstboten und dienende Leute aller Art nehmen in der Stadt nun die neue Aussprache an oder streben wenigstens nach ihr.

Es ist aber ziemlich neu, noch in meinen Knabenjahren war davon in Leipzig keine Rede. Ich kann ja mit Sicherheit eben nur von Leipzig sprechen, aber die Bedeutung der Stadt bürgt dafür, daß es sich dabei um die Bildung überhaupt handelt, für die aus älterer Zeit her Sachsen, insbesondere Leipzig als maßgebend angesehen wurde. Auch die Sprache

der Gebildeten hatte kein wirkliches *ö*, *ü*, *eu*, sondern *e*, *i*, *ei* oder *ai* dafür. Die deutsche *Treue* ward mit zwei *ei* gesprochen, ebenso der *Freibenter*, die höchste Schönheit mit zwei *e*, Gottes Güte mit *o* und *i* usw. Und nicht nur die kleinen Bürger etwa sprachen so, sondern eben so gut die gebildeten Kaufleute, Buchhändler usw., ja die Prediger auf der Kanzel, die Professoren auf dem Katheder, die Lehrer in der Schule. Ich muß fürchten, mit der Uugabe auf Unglauben zu stoßen, so weit liegt nach vollzogenem Umschwung jene Aussprache hinter oder unter der Bildung, und daß z. B. mit vollstem Gefühl der Weihe von deutscher *Treie* die Rede sein konnte, will mir selbst nun fast unmöglich vorkommen. Und doch war es so. Es ist aber um so mehr Zeit, die Sache endlich zur Sprache zu bringen und festzustellen. Altersgenossen von mir können als Zeugen dienen und es gibt auch noch alte Herren, auch in hohen Stellungen, denen von dem Alten, das ihrer Jugend angehörte, noch dieß und das anhängt. Der Umsatz hatte ja seine Schwierigkeiten und war nicht mit einem Male zu vollziehen. So erinnere ich mich eines gelehrten Vortrags über Goethes *Göh*, wo der Sprechende sich der nöthigen *ö* wohl bewußt war, aber die zwei hintereinander doch nicht fertig brachte: *Goethes Geh* klang es.

In meinem Lebenskreise ging der Anstoß zu dem Umschwung von einem bestimmten Punkte aus, d. h. von der ersten Bürgerschule, genauer von deren Director Vogel, der in der Geschichte des neueren Schulwesens einen guten Namen hat. Er war übrigens aus Thüringen gebürtig, aus Arnstadt, dessen Mundart ich zufällig genau kenne, sie steht in den Umlauten mit der Leipziger auf gleicher Stufe, Vogel hatte es also aus sich selbst genommen.

Der Umschwung lag aber schon länger in der Luft, d. h. in dem ästhetischen Katechismus der neuen Dichterschule, z. B. der politischen und jungdeutschen Dichter, die den Begriff der vollendeten Form straffer anzogen, als es aus unsrer classischen Periode her gebräuchlich war, wurde auch der Begriff des reinen Reimes aufgestellt, den auch die Schiller und Goethe wohl kannten, aber lässiger behandelten. Aber das blieb anfangs ein Reimen fürs Auge, wie denn Herwegh, Karl Beck und Genossen auch dem Auge zu Gefallen die Schreibung *Not : tot* u. ä. wagten. Aber, vielleicht von der Bühne aus angeregt, ging man vom Sehen nun auch zum Sprechen über, und diesen Schritt that in Leipzig zuerst Director Vogel. Es klang zuerst unausstehlich geziert und lebenswidrig, setzte sich aber durch in den vierziger Jahren. Als ich i. J. 1848 den deutschen Unterricht in der Secunda und Tertia der Thomasschule übernahm, kam Vogels Wirkung an mich, aber freilich so, daß sie mir auch zu bekämpfen gab. Die Bürgerschüler nämlich, die unter meine Hand

kamen, sprachen von **doitscher Troie**, von **Leiden und Froiden** usw., als ob die Lehrer dort selbst gemeint hätten, lieber etwas zu viel als zu wenig. Ähnlich sagte mir vor wenigen Jahren einmal ein Correcturbursche, den ich noch nicht kannte und nach der Druckerei fragte, er käme von **Tuibner** — so, nicht um ein Körnchen übertrieben; er kam offenbar eben vom Lande, war sofort von Bildungsdrang und Bedürfniß erfaßt worden und gieng nun mit dem **ui** ganz sicher, war damit erst befriedigt; daneben hatte ich freilich auch das alte **ei** zu bekämpfen, wozu die Declamationsstunde Jahre lang Anlaß gab. Beliebt war da z. B. Lessings Monolog in der Hohlen Gasse, darin: Nur jetzt noch halte fest, du freier Strang usw.; ich half mir, um den Fall zu gründlicher Wirkung auszunutzen, mit dem Späße, der für die Schüler gerade die rechte Kraft hatte, daß ich daraus einen **Dreier-Strick** machte, wie man sie beim Seiler kauft. Denn bei Vielen hielt es recht schwer, zuerst die Erkenntniß und dann auch den Entschluß zu dem **ö, ß, eu** durchzusetzen. Wie anders jetzt! Mir kam einmal die Entschiedenheit des Umschwungs recht grell auffallend zu Gehör, als ich i. J. 1874 einmal wieder mit einem hochverehrten Lehrer aus meiner Anabenzeit, Mag. Gurlitt, zu sprechen kam, den ich seit 1836 nicht wieder hatte reden hören: er war, ein Mann von feinstem und lebendigstem Geist, doch mit seiner Aussprache ganz auf dem alten **e, i** für **ö, ß** usw. stehen geblieben, daß ich von seiner Sprache, die mir einst voller Orakel war, mich nun aufs äußerste befremdet fühlte, und doch war er, obschon Landgeistlicher in der Nähe von Leipzig, mit der Stadt in stetem Verkehr geblieben. Was ich aber jetzt von ihm hörte, davon hatte ich aus der Schulzeit nicht die mindeste Erinnerung, das Alte war eben damals noch allein auf dem Platze, bei Lehrern und Schülern.

Der Verderb aber, falls die Erscheinung so heißen kann (vom rein geschichtlichen Gesichtspunkt aus doch nicht), war von lange her überliefert. Ich kann hier nur in Andeutungen vorgehen, die aber für den nächsten Zweck genügen werden.

Man sprach im vorigen Jahrhundert in Sachsen schon so, wie in meiner Jugend, das verräth sich z. B. bei Lessings Schreibungen, die auf Unsicherheit bei weniger gebrauchten Wörtern zwischen **ei** und **eu** deuten, wie **dreuste** (aus nd. driste), **schleinig** Less. 4, 162 Sachm., **schleidern** 8, 200, **zeigen** für **zeugen** 7, 266, **erzeigen** 6, 383, dagegen **sängen** für **seihen** 3, 412. Und so bei andern Zeitgenossen, z. B. **schleinig** auch bei Herder 4, 492 Suph., **schleidern** bei Meudelsfohn Empfind. 83, **schmäudeln** bei Gottsched, **Schönaich** Herrmann 94, d. h. bei dem herrschenden **ei** wurde man unsicher bei Wörtern, die nicht so geläufig waren, und setzte lieber ein **äu** mehr als weniger, wie es bei griechischen

Wörtern Manche mit dem y machen, lieber eins mehr als weniger, um sicher zu gehen.¹⁾

Gellert möchte man ausgenommen glauben, wenn man im Vorwort zu den moralischen Vorlesungen von J. A. Schlegel und Heyer (Gellerts Schriften 1784 6, XXVIII) über eine ihm zugeschriebene Sammlung von Gedichten Zweifel an der Echtheit findet, wegen falscher Reime, wie Seligkeiten und Freuden, begleiten und Freuden, weinte und Freunde; aber ein Blick in Gellerts Schriften zeigt Reime wie vereint und Freund 1, 64, Freude und beide S. 65, süß und Kimmerniß 2, 64, sein und bereun das., versüßen und überfließen das., Geist und ergeußt S. 65, es wimmelt geradezu davon. Gellert sprach eben wie alle Andern und jener Zweifel wegen weinte und Freunde fordert andere Erklärung.

Diese Behandlung der Umlaute im Reime war überhaupt von Mitteldeutschland, im Besondern von Obersachsen ausgegangen, dessen Sprachform damals seit dem 16., 17. Jahrhundert allmählich immer mehr als maßgebend anerkannt worden war. Haller, der Schweizer, spricht es in Bezug auf die Reime einmal aus in der Vorrede zu Werlhofs Gedichten, Hannover 1749, die er empfehlend einführt, *4b: „Es giebt Reime, die die Obersachsen eingeführt haben und worinn weder die Buchstaben vollkommen ähnlich sind, noch der Laut bey den andern Deutschen übereinstimmig ist, (z. B. hören und ehren, fließen und grüßen). Alle Dichter haben sie als eine nöthige Ausdehnung der Freyheiten der ohne dem so enge eingeschränkten deutschen Poesie freymüthig angenommen und ohne Scheu gebraucht. Herr Werlhof ist fast der einzige Dichter, der auch diese Nachsicht verschmährt, und mit der beständigsten Richtigkeit die vollkommene Übereinstimmung des Lautes in seinen Reimen beobachtet hat“ (Werlhof war aus Helmstedt gebürtig), was denn eine Durchsicht der Gedichte bestens bestätigt, auch in den scherzhaften Gedichten, es wird einem ordentlich wohl dabei, kaum daß ers manchmal mit der Länge und Kürze nicht genau nimmt, z. B. Staat und hat reimt. Haller selber, wie auch sein Freund und mundartlicher Gegenfüßler, der Hamburger Hagedorn, dessen Mundart gleichfalls mit den Umlauten genau verfuhr wie die schweizerische, haben von der ober-sächsischen Freiheit unbedenklichsten Gebrauch gemacht. Wenn das heutzutage auch den Sachsen befremdet, so ist es noch befremdlicher, wenn Bodmer selbst solche Reime Dpitens, die uns jetzt lautlich unbegreiflich sind, nachahmt, z. B. in den Kritischen Lobgedichten und Elegien, Zürich 1747:

(Der Wahn) Der auch die Lust versagt, wovon kein Unglück kömmt,
Mit einem Strohmann sicht, die Reigung²⁾ anders stimmt. S. 96;

1) Mit heuraten, Reuter, Gebürge hat es doch andere Bewandniß.

2) d. h. die doch sonst der sicherste Wegweiser zum Rechten ist.

Die Liebesheroldin, die von der Venus kommt
 Zu melden, daß er schon im sichern Anfuhrer schwimmt. S. 55 u. ö.

Das Ganze ist ein werthvoller Beleg für die Erscheinung, wie im Leben der Kunst ein einmal als gelungen anerkanntes Muster, das im unsichern Suchen den Weg weist, dann eine Gewalt ausübt über das rechte Maß hinaus.

Irrer werden möchte man an dem, was sich bisher herausgestellt hat, wenn man z. B. bei Gottsched in der Sprachkunst für die Aussprache die guten Anweisungen findet (1762, S. 47): „**E**u muß mit etwas hohlerm Munde ausgesprochen werden, als **ei**, z. E. **F**reude nicht wie **F**reide, viel weniger wie **F**raide, aber auch nicht wie **F**roide, wie einige Niedersachsen thun.“ Eben so soll **ö** klingen wie halb **o** halb **e** (S. 48), nicht wie schlecht (einfaches) **e**, und **ü** soll den mittlern Ton zwischen **u** und **i** haben, wie das französische **u**. Aber die Weisungen standen wohl mehr auf dem Papier, wie die strengen Kleiderordnungen. Denn Gottsched selbst mengt **ü** und **i**, **ei** und **eu**, wenn er S. 166 ff. unter Wörtern, die „einerley zu sein scheinen würden“, aber durch die Geschlechtswörter unterschieden werden, mit aufzählt: das **Beil** und die **Beule**, der **Keil** und die **Keule**, die **Nessel** und das **Nüßel**, selbst der **Grimm** und die **Krumme**. S. auch das 5. Hauptstück von der Orthographie zweifelhafter Wörter, wo wieder auch **Beil** und **Beule** erscheint, **Beute** und **beide**, **Biene** und **Bühne** usw. als zu unterscheiden. Ebenso übrigens schon in Bödikers Grundsätzen der teutschen Sprache, in 3. Ausg. von Frisch, Berl. 1729, wo auf S. 3 ganz gute Anweisungen für die Aussprache auch der Umlaute gegeben werden; aber dann kommen auf S. 67 ff. in langer Reihe zur Einübung Wörter zusammengestellt, wie **Keil** und **Keule**, **Kreide** und **Kräuter**, **Küche** und **Kichern** (Erbesen) usw., allerdings, wie voraus bemerkt ist (S. 62), „weil einige Oberteutsche **eu** und **üu** als **ei** aussprechen, das **ü** als **i**, **d** und **t**, **b** und **p** eines wie das andere“ usw. In der Schule war es damals doch wohl schon wie noch in meiner Kindheit, daß im deutschen Unterricht, wo die liebe Orthographie die heilige Hauptsache war, der Lehrer z. B., wenn von Kriegsbeute die Rede war, sich so aussprach: „die **Beite** wird ja mit **e-u** geschrieben“ oder: „die **Biene** auf dem Theater wird ja mit **u-i** geschrieben“ (ich weiß nicht mehr, wie man sich mit dem **ö** half, Bödiker nennt es auch **o-e**). Hieß es doch im lateinischen Unterricht noch viel länger z. B. „**l**egerē ist dreimal kurz, **b**onōs ist vorn kurz und hinten lang“. Es wußte es niemand anders, auch der gelehrteste Schulphilolog nicht — so sehr war alle Sprache nur fürs Auge da, Lateinisch wie Deutsch, und ihr Leben, der Klang gleichgültig.

Wie weit dieser Stand der Dinge in der Zeit zurückgeht, ist hier nicht zu untersuchen. Wenn schon in abh. Zeit **vir** statt **vür**, **ibil** statt **übil**

vorkommt, so muß es damit eine andere Bewandniß haben (davon später). Bedenklicher ist schon in Bruder Philipps Marienleben 3839 der Reim dieke : rücke. Am Ende des 15. Jahrhunderts ist die Aussprache i für ii nicht mehr zu verkennen, wenn z. B. S. Brant im Narrenschiff 10, 21 freundschaft schreibt (auch Thesmoth. 471), versieren 30, 16 (im Reim auf dispensieren). Und schon früher, wie dort am Oberrhein, am Mittelrhein, z. B. in Melbers vocabularius variloquus gebirlich E. 1a für gebürlich und dergleichen mehr. Im alten Heldebuche, nach dem Druck des 15. Jahrhunderts neu herausg. von Keller, Stuttg. 1867, reimen freude : heide S. 13, lunde : frunde S. 17, doch nur ausnahmsweise; in einer späteren Partie aber ist geradezu geschrieben plientlein 398, 32, Teifel (: zweifel) 400, 1, Brieder 406, 34, treiten (mhd. triuten) : zeiten 377, 22 usw.

Der Begriff des reinen Reimes, der sich im 12. Jahrhundert so streng herausgebildet und die Dichtung des 13. Jahrhunderts wesentlich beherrscht hatte, ging auch in der Meisterfingerei nicht verloren, in der Nürnberger Tabulatur bei Wagenheil S. 519 ist von Schillerreimen, d. h. schillernden, die in zwei Farben spielen, die Rede, solche sind z. B. Glück und Strick, gehört und gelehrt, Mähre und Lehre. Aber daß die Reime getadelt werden mußten, zeigt ohne weiteres, daß sie doch auch in Gebrauch waren und der Aussprache gemäß. H. Sachs allerdings war so sehr auf strengen Reim besessen, nicht nur in seinen Meistergesängen, daß er wohl einer Form auch etwas Gewalt anthat, damit sie sich genau dem Reime fügte, denn dieser sollte auch fürs Auge genau sein.

Sieht man in Opitzens Poeterei in dem Kapitel, das von den Reimen handelt, nach (es ist das siebente), so ist man da überrascht, einen strengen Begriff vom reinen Reim anzutreffen, der nie zu voller Durchführung gekommen ist: er will die beiden e, das hohe und niedere, im Reim scharf getrennt wissen, daß z. B. entgegen und pflegen keinen Reim bilden könnten, wie auch ehren und uehren (nähren) nicht reimten. Aber dabei erfährt man, unsere Hauptfrage betreffend, daß er ö wie e sprach und im Reim verwendete, sodaß z. B. hören und verkehren nicht reimen könnten, weil das e in dem zweiten ein tiefes sei, das ö dort aber ein hohes e (dem griech. ε gleich). Und wenn er bei diesem scharfen Begriff von Reinheit des Reims doch ii und i reimt, muß er wohl jenes wie i gesprochen haben, z. B.:

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gefessen über dir.

Auch reimt er Poeten und von nöthen, Ged. Danzig 1641 S. 241, erhört und lehrt S. 250, Freude und Leide S. 246, Böden und

weder S. 291, erfreut und weit S. 102, geneiget und gezeuget S. 103 usw.; was uns daran aber am meisten angeht: nach den obigen Äußerungen sprach er gewiß so wie er reimte.

Alles Bisherige läßt aber eine Frage übrig, die sich daraus vorbrängt und die ich mit Fleiß bisher umgangen bin, d. h. wie es damit in unserer großen Weimarer Zeit stand? einfacher:

Wie sprachen Schiller und Goethe?

Kann jemand nach dem Vorigen eine andere Antwort erwarten, als: sie machten keine Ausnahme — wie hätten sie auch dazu kommen können? Es läßt sich einer sicheren Antwort aber auch näher kommen auf Umweg, und doch eben sicher.

Im Jahr 1795 kommt die Reimfrage einmal zwischen Schiller und W. v. Humboldt zur Sprache. Schiller hat diesem u. a. sein Gedicht „das Reich der Schatten“ (jetzt „das Ideal und das Leben“) zur Begutachtung zugesendet (in der ersten Fassung) und schreibt ihm darauf am 7. Sept.: „Warum strichen Sie den Reim zwischen **S**lave und **S**chlase, **N**erve und **u**nterwerse an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu seyn. Einen wirklich unechten Reim **G**ott und **g**ebot haben Sie begnadigt, dieser ist aber auch herausgeworfen“.¹⁾ Da spricht also Schiller den besten Grundsatz für das Reimen aus, wendet ihn auch bei **G**ott und **g**ebot in aller Schärfe an: wie aber die Reime in demselben Gedichte **s**iechen und **bl**ühen, **w**eiden und **f**reuden, **h**öhen und **g**ehen, die einem gleich anfangs entgegentreten? und es sind ihrer außerdem noch zwölf. Auch diese also, muß man doch annehmen, hatten ihm „in der Aussprache keine Verschiedenheit“, und Humboldt muß doch auch so gedacht haben, falls er nicht auf Hallers oben berührtem Standpunkte stand.

Was in der fraglichen Aussprache Schiller aus seiner Heimat mitgebracht hatte, ist außer Zweifel. Die Aussprache der Umlaute ist mit dem, was uns heute daran auffällt, verschwindend wenig gegen die in der schwäbischen Mundart herrschenden Freiheiten, wie sie der junge Schiller auch als Dichter für die Reime in Anspruch nahm, s. das merkwürdige Reimregister in Gödokes historisch-kritischer Ausgabe im 1. Bd. S. 383 ff. Den Standpunkt auch des gebildeten Schwabenthums von damals beleuchtet die Bemerkung von Balth. Haug im Schwäbischen Magazin 1777, der da ein Gedicht Schillers mittheilt (Gödokes Ausg. 1,50 ff.), aber auch mit Kritik begleitet und bei dem Reim weint und

1) Briefwechsel zwischen Sch. u. H. 2. Ausg. S. 121, Humboldts Bemerkungen S. 87.

Freund äußert; „es reimt wohl im Ohr, aber sonst nicht.“ Weckherlin im 17. Jahrh. schrieb geradezu freind, daß es auf feind reimte:

Ir herren, meine gute freind.

Goedekes Ausg. S. 166;

ebenso unfreindlich (:feindlich) S. 52, auch freid S. 130 in einem Gedichte mit der Überschrift „Leidsveränderung in freid“. Natürlich reimen da auch euch und reich u. dgl.

Was aber Goethen betrifft, so konnte auch er die Umlaute in reiner Aussprache aus seiner Vaterstadt nicht mitbringen und sie in Leipzig und Weimar auch nicht annehmen, hatte aber auch keinen Anlaß, daran zu denken. In der von der Rahel im Jahr 1815 an ihm gehörten „sehr aiséen sächsischen Sprache“ (S. 158) ist die Behandlung der Umlaute gewiß mit eingeschlossen, und zwar mußte es nach dem Ausdruck recht auffallend sein. Der Sache läßt sich auch hier auf Umweg sicher bekommen.

Im Jahr 1803 schrieb er einen Aufsatz „Regeln für Schauspieler“, zum Gebrauch seiner Zöglinge, die er sich für seine Bühne schulte. Da ist denn ganz besonders auch von der Aussprache die Rede. Es heißt in § 1: Das Erste und Nothwendigste für den sich bildenden Schauspieler sei, „daß er sich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollständige reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provincialismus taugt auf die Bühne! Dort herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmaç, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden.“ Darauf ist von der Aussprache ganz im Einzelnen die Rede, man ist gespannt auf Anweisungen wegen der Vocale. Es wird da nachdrücklich gefordert, keine Endungen zu verschlucken, b nicht als w auszusprechen, z. B. in leben, t und d, p und b scharf zu unterscheiden, lieber mit Übertreibung des harten Lautes, auch, eigentlich in Unnatur übergehend (an der doch unsere Schauspieler noch peinlich festhalten), zwei am Ende und Anfang zweier Worte zusammenstoßende d oder t genau zu trennen.¹⁾ So genau werden die Consonanten behandelt, und die Vocale — gar nicht. Kann das bedeuten, daß einer, der aus dem Leben kommend auf die Bühne trat, das Rechte von dort schon fertig mitbrachte? Daran ist nicht zu denken, so wenig wie bei den Consonanten. Das Schweigen kann nur so verstanden werden, daß man, und Goethe also auch, für die Bühne auf die reine Aussprache der Umlaute noch keinen Werth legte, da so wenig wie in der Dichtung

1) Das und nur das ist auch der Grund, daß er das ursprüngliche „Wahrheit und Dichtung“ nachher umsetzte in „Dichtung und Wahrheit“, s. Niemers Mittheilungen 1, 397.

beim Reimen, wo es doch so nahe gelegt war.¹⁾ Und doch ist die Wiederherstellung nachher gewiß wesentlich mit von der Bühne ausgegangen. Damals mochte die Aussprache noch in dem Fahrwasser einer Überlieferung gehen, die gerade im Bühnenwesen so einflußreich ist; diese aber ging wohl auf den Magister Beltheim im 17. Jahrhundert zurück, der der Geburt nach zwar nicht (er war aus Halle), aber seiner Bildung nach ein Sachse war, sodaß die Bühne da gleichen Schritt hielt mit der Haltung der Dichter. Kurz, für Goethe beweisen jene Regeln, daß er auch da die sächsische Aussprache hatte.

Ein weiteres Zeichen dafür kommt aus dem Munde der Leute. Als Goethe im Herbst 1775 in Weimar bei Hofe oft erschien, ward das vom Hoffourier gewissenhaft in sein Tagebuch eingetragen. Der Dichter heißt aber da — Gede „Geh. Legationsrath Gede“ (i. das Goethe-Jahrbuch 6, 160); der Beamte mußte den Namen so gehört haben, vielleicht vom Herzog selbst, von dem ja z. B. die Aussprache heite für heute erkennbar ist, wenn er 19. März 1780 an Goethes Mutter schreibt: Sein (Goethes) schweitzer Drama wird bald aufgeführt werden, heite ist Musicprobe (N. Keil vor hundert Jahren 1, 215). Auch von Leipzig aus erscheint er einmal, ehe sein Name durch den Druck bekannt war, im Jahre 1772 als Gede, in einem Briefe von Chr. Fel. Weiße an Uz vom 28. Dec. (Morgenblatt 1840 S. 1170 flg.). Der Leipziger schreibt dem Ansbacher Freunde über die Frankfurter Gelehrten Anzeigen: „Die Frankfurter Zeitung ist allerdings ein seltsames Werk; auf einer Seite hat sie viel Gründlichkeit, auf der andern viel seltsame Anforderung an unsere Schriftsteller usw. . . . Unfehlbar ist Herder nebst einem gewissen Gede Hauptverfasser“²⁾ — Gede, nach dem Gehör, man darf sich denken, daß der Dichter noch von seiner Studentenzeit her so im Leipziger Munde umgieng, und man darf sich denken: durch ihn selbst und seine Aussprache veranlaßt³⁾. Ähnlich ist es wohl, wenn der Schauspieler

1) Ed. Devrient, der in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst Spz. 1848 3, 209 ff. Goethes Aufsatz nach seinem Werthe für die Entwicklung der Bühnenkunst eingehend und geistvoll bespricht, berührt leider die Aussprache mit keinem Worte und doch hätte er, selbst ein denkender Schauspieler, über die Bühnenüberlieferung gewiß die beste Auskunft geben können.

2) Mittheilung von Dr. G. Wittkowski.

3) Ich möchte die Gelegenheit benutzen, um die Angaben in meinem Aufsatz Bd. 6 S. 586 nun genauer zu fassen. Wie ich aus Frankfurt, Darmstadt, Gießen u. a. berichtet bin, so ist Göth dort nicht mehr zu hören, während doch die Schreibung des Großvaters Göthé jene gestukte Form als früher geltend verbürgt. Wer Hesse, Lange, GroÙe heißt, wird im Leben zu einem Hess, Lang usw. Die volle Form aber spricht man Hesse, Länge usw. aus, die Betonung Länge ist fremd, norddeutsch.

Neuber, als er zum ersten Mal zur Ostermesse 1727 in Leipzig auftrat, von dem Marktvogt in den Meßrechnungen als „Johann Neibert“ eingetragen wird, während er ihn nachher richtig schrieb¹⁾; Neuber hatte sich ihm doch wohl selber nennen müssen und sich „Neiber“ genannt, es dann aber für die Schrift berichtigt.

Von Goethes eigener Aussprache ist eine Spur noch näher im Folgenden. Er schreibt, d. h. sein Schreiber, am 26. Aug. 1824 an die Wengandische Buchhandlung in Leipzig, die Druckeinrichtung der Jubel- ausgabe von Werthers Leiden betreffend: „Deshalb denn auch die Cartone 419. 20. 21. 22 unnöthig sind“; wie aber die Ausgabe zeigt, war gemeint „für 119. 20. 21. 22“, der Schreiber aber hatte „vier“ gehört.

Von hier aus ist denn ein Blick auf Goethes Reime am Platze, er muß und kann aber kurz sein. Wie Schillers Höfen und gehen kein unechter Reim war „mit verschiedenem Klang“ (s. oben S. 160), so war Goethen z. B. freudvoll und leidvoll keineswegs ein ungenauer, sondern ein echter rechter Reim, sobald nur das Ohr urtheilte. Man darf aber weitergehen, so sehr sich schon hier das Gefühl für den Dichter als Künstler gestraubt haben wird. Wenn es in dem Epilog zu Schillers Glocke heißt:

Schon glühte seine Wange roth und röthet
 Von jener Jugend, die uns nie verfliehet,
 Von jenem Muth, der früher oder später
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt —

so liegen auch da für den Dichter keine unechten Reime vor. Als Schiller in seinem Aufsatz „über Bürgers Gedichte“ vom Jahre 1791 an dem Blümchen Wunderhold u. a. blähen und schön als unechten Reim getadelt hatte (nicht als falschen), da antwortete Bürger (B.s Werke von Bohß Gött. 1835 S. 134), lehrreich für das Reimbewußtsein der Zeit: der Reim sei „freilich nicht ganz rein, aber nicht unreiner als die Reime in i und ü, in ei und eu, die sich unsere correctesten Dichter gestatten“ usw.; dann: „der Declamator wird dem Dichter in solchen Fällen zu Hülfe kommen müssen und durch Senkung des einen und Erhebung des anderen die Töne in gleiche Horizontal-Fläche zu bringen suchen müssen, und dies geht, wenn man nicht aus Chicane grimassirt, sehr gut an“ usw.; Bürger hätte sich darauf berufen können, daß Schiller die Reime Lied und Gemüth, schön und gefehn, die in dem Gedichte kurz vorhergehen, unbeanstandet ließ und nicht als „verunstaltend“ fand, während doch in schön und gefehn lautlich derselbe Fall vorliegt, wie in schön und blähen, Schiller scheint da doch mehr mit dem Auge als dem Ohr gelesen zu haben. Was aber Bürger dem Declamator als Aufgabe zuschiebt, den Reim gleich zu machen, das

1) Mittheilung von Dr. G. Wustmann, der auch das Folgende beigezeichnet hat.

war vielmehr die Aussprache der mitteldeutschen Mundart, wohl auch die Bürger's. Und so sind auch Goethes Reime oben rüther und später gemeint, vom Dichter mit gleichem Laut gedacht und gesprochen. Denn das alte æ als Umlaut von â ist im rechten Lauf der Entwicklung eben zu ô emporgestiegen, wie das umgelautete kurze a zu kurzem e. So ist spet und speter die rechte mitteldeutsche Sprechform, die auch ich z. B. seiner Zeit abzulegen mich bemühen mußte; daß aber auch Goethe dieses ô für altes æ hatte, verräth sich in seiner Schreibung, z. B. gebe für gäbe an Frau v. Stein 2, 21: „So wird Ihnen dieß platonische Gespräch zum Abende angenehm sein. Gern geb ich Ihnen (schriebe für Sie) heut noch so etwas Guts.“ Ebenso nehme für nähme: „ich hätte nur wegbleiben können (hatte ihm die Stein gesagt), ich nehme doch keinen Theil an den Menschen.“ 3, 328. So auch bei Herder sehen, sähen: „Unsere ganze Seele würde ihm (dem Dichter) entgegenarbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufruhr sehen, theils sein Object, eben auch die menschliche Seele, in ihrer ganzen Wirksamkeit erblickten“. 1, 475 Suph.

Den Anfang des Umschwungs, den wir heute für die Bildung fertig sehen, hat übrigens Goethe noch erlebt, er ging eben von den Reimen aus; aber Goethe verhielt sich ablehnend dazu, wenn auch mehr in der Theorie als in der Ausübung, er verfocht den alten Standpunkt unserer großen Zeit; im 5. Buch der zahmen Xenien (gedruckt 1827) äußert er:

Ein reiner Reim wird wohl begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir aller Reime werth,

womit er freilich dem strengen Kunstbegriff untreu wurde, den er einst mit Schiller gemeinsam zuerst aufgestellt hatte; der nun empfundene Mangel hatte eben seinen Grund nicht im Kunstbegriff, sondern in der Aussprache.

Ich muß fürchten, mit dem Dargelegten nicht eben Freude zu machen, hie und da vielleicht scharfen Verdruß, als wären da heilige Bilder unseres nationalen Geistesempels im Staub herumgezogen. Aber sollen unsere Großen nicht mehr das Recht haben, zugleich Kinder ihrer Zeit zu sein? Wäre übrigens Zeit, die ärgerliche Erscheinung rein sprachgeschichtlich zu betrachten (dieß vielleicht ein andermal), so würde jeder Verdruß daran verschwinden und wir für uns lernen können, daß man sich von dem Vorurtheil frei machen muß, als wäre die und jene Lebensform, die eben die unsere ist, etwas Nothwendiges, nicht auch vielmehr dem Werden, der Entwicklung unterliegend. Zur einstweiligen Beruhigung will ich nur darauf hinweisen, daß die Entwicklung von ü zu ei und i ganz ebenso und ganz unabhängig im Englischen vorliegt,

z. B. mouse Maus, Plur. mice, ganz wie mitteld. Meise für Mäuse (angels. mūs, Pl. mȳs); engl. fire, Feuer, ags. fyr, und auch schon fir, s. Grein, Sprachsch. 1, 364; anderseits mill, Mühle, fill, füllen usw.

Schließlich ein Wink für die Schule. Wir sind es unsern Goethe, Schiller usw. schuldig, den Bildungsflack, den ihre Aussprache uns jetzt den herrlichsten Dichtungen aufheften will, nicht grell hervortreten, sondern möglichst zurücktreten zu lassen, also ziemlich so, wie Bürger oben es dem Declamator als Aufgabe stellte. Also z. B. in der Glocke:

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hats erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungenen Bild,

das läßt sich mit gutem Willen und einiger Übung so sprechen (ich habe es als Lehrer immer gefordert und geübt), daß sowohl unserer heutigen Aussprache als dem Reime, also dem Kunstbegriffe und Kunstgefühl Genüge geschieht.

Der ganze besprochene Vorgang aber gehört als ein wichtiges Stück zu der Wiederherstellung, die seit Jahrhunderten im stillen Gange ist, um unsere Sprache in rechte Form zu bringen, ja man kann ihn als einen Abschluß dieser Wiederherstellung ansehen. Schade, daß der Vorgang nicht um ein Jahrhundert früher erfolgen konnte, es ist doch ein Schade für den reinen Kunstwerth unserer großen Zeit der Dichtung.

Er hilft uns frei aus aller Not.

Von Reinhold Bechstein in Rostock.

In meinen Übungen in der Geschichte der deutschen Litteratur der neueren Zeit pflege ich bei Betrachtung der Lyrik auch auf die Veränderungen zu kommen, welche die älteren Kirchenlieder im Laufe der Zeiten und namentlich in den Tagen des Rationalismus und der Aufklärung zu erdulden hatten. Hierbei werden auch die Gründe der Veränderungen, die sprachlichen, metrischen, stilistischen, ästhetischen, dogmatischen, zu entwickeln gesucht und an einzelnen Beispielen praktisch nachgewiesen und erläutert. Daß es bei solcher Vergleichung der Originale mit den Verballhornungen und Verwässerungen der Verböserer nicht an belustigenden Momenten fehlt, brauche ich nicht zu versichern.

Das letzte Mal wählte ich die Bearbeitung von Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott,“ die von Johann Adolf Schlegel, dem Vater der beiden Romantiker, herrührt und die in viele Gesangbücher übergegangen

ist.¹⁾ Gleich die erste Strophe bietet in reichlichstem Maße äußere und innere Gründe der Veränderung dar. Nur zwei Verse sind wenig verändert, der dritte und der sechste. Wenn es im sechsten bei Schlegel heißt: „der mit Ernst es meint“ statt des Lutherischen: „mit Ernst er's jetzt meint“, so ist der Grund der Veränderung wohl ein formalmetrischer. „Mit“ in der Hebung und „Ernst“ in der Senkung, das ist nicht schön. Oder wenn Schlegel gelesen hat: „Mit Ernst er's jetzt meint“, so ist das wieder nicht schön; da fehlt ja eine Senkung, oder im Sinne jener Zeit eine Kürze im Jambus. Diese hätte sich ersetzen lassen durch die volle Dativform: Ernste; allein dann wäre ein unleidlicher Hiatus entstanden, auch wäre die Form nicht recht zeitgemäß. So änderte Schlegel also: der mit Ernst es meint; setzte ein Relativum ein statt des Akyndetons, bedachte aber nicht, daß er das sehr bedeutungsvolle „jetzt“ dadurch preisgab. Es war ihm eben nicht bedeutungsvoll, er faßte das Lied nur abstrakt auf.

Wichtiger ist der dritte Vers. Hier hat den Bearbeiter nur ein altes und gewöhnliches Wort gestört, ein Zeichen, daß er es nicht verstand. Er ändert „frei“ in „treu“ um; nun klingt der Vers hochpoetisch: er hilft uns treu aus aller Not; mit „frei“ war nichts anzufangen. Diese Änderung zeigt höchstwahrscheinlich, daß Schlegel Luthers „frei“ als für sich bestehendes Adverbium auffaßte, das durch ein anderes Adverbium und durch ein bezeichnenderes und schöneres ersetzt werden konnte.

Hier stehen wir nun vor einer Frage: ist „frei“ wirklich ein derartiges Adverbium und was heißt es? oder haben wir eine altertümliche Wendung vor uns? Was heißt denn eigentlich: Er hilft uns frei aus aller Not? Da machte ich nun die wunderbare Wahrnehmung, daß keiner der Zuhörer Rechenschaft über den Vers zu geben wußte, wenn er ihn auch unzählige Male gesungen hatte — bis auf einen einzigen, der aus der Lektüre Fischarts, Hans Sachsens und anderer Dichter des 16. Jahrhunderts gelernt hatte, daß bei diesen die Wörter „frei“ und „eben“ vielfach nur als poetische Flickwörter gebraucht werden, die den Sinn weiter nicht berühren. Man könne im vorliegenden Falle „frei“ auch weglassen; „er hilft uns frei aus aller Not“ sei nichts anderes als: „er hilft uns aus aller Not.“

Das war wenigstens ein Gedanke und ein Erklärungsversuch, der sich hören ließ. In der That hat „frei“ vielfach die Funktion eines

1) Ich kenne diese Bearbeitung aus meinem Meininger Gesangbuch: „Ein starker Schutz ist unser Gott“; ich hielt sie früher, weil kein Dichtername genannt ist, für ein Machwerk des Redakteurs des Gesangbuches, des Meininger Hofpredigers Pfranger, des bekannten Verfassers des Mönchs vom Libanon; später erfuhr ich ihren Autor und fand die Bearbeitung noch in einer ganzen Reihe von Gesangbüchern, die dem Heldenliede Luthers aus dem Wege gehen.

Rückwärts. Im Deutschen Wörterbuch sind dafür einige Belege gesammelt: im 4. Bande, 1. Abt., 1. Hälfte, Spalte 100 (am Ende des Artikels). Dennoch ist damit nicht das Richtige getroffen; die Stelle muß anders und besser erklärt werden. Auch mit der Annahme nicht, daß frei in der Bedeutung: frisch, tüchtig, schön zu fassen sei.

Nachdem ich mich überzeugt habe, daß auch andere, selbst Theologen in Amt und Würden, über diesen allgemein bekannten Vers nicht nachgedacht haben und über seine wahre Bedeutung im unklaren sind, so möchte ich in folgendem meine Auffassung kundgeben, selbst auf die Gefahr hin, daß ich manchem Leser dieser Blätter nichts neues sage. Andererseits bin ich auch auf Widerspruch gefaßt.

Zunächst aber muß ich meiner Verwunderung Ausdruck geben, daß unsere gangbaren lexikalischen Werke, die auch auf Luthers Sprache Rücksicht nehmen, unsere Stelle nicht unter den Belegen und Beispielen bringen, weder unter Frei noch unter Helfen. Selbst das Spezial-Wörterbuch von Ph. Diez hat sie nicht im Artikel Frei verzeichnet. Den Artikel Helfen ist der Verfasser uns leider schuldig geblieben; das Buch bricht bekanntlich mit dem Worte „Hals“ ab.

Auch in Grimms Darstellung der Syntax (im 4. Teile der Grammatik) finden wir keinen Aufschluß.

Das Deutsche Wörterbuch a. a. D. Spalte 99 verzeichnet folgende Wendungen, in denen „frei“ im Verhältnis des zweiten Accusativs in Verbindung mit transitiven Verben steht: frei lassen, geben, machen, sprechen, erklären, bitten. Es fehlt hier das moderne: (sich) frei lösen. Auch frei halten gehört hierher, wenn auch der Sinn von „frei“ etwas anders als in den angeführten Beispielen erscheint. Und hierher hätte auch „frei helfen“ gehört mit dem Belege: er hilft uns frei aus aller Not.

Die gewöhnlichste Umschreibung für befreien ist: frei machen; an sie schließt sich, was auch im Deutschen Wörterbuch unberücksichtigt geblieben ist, frei bringen. Spezieller ist frei lassen = befreien durch Entlassung, frei geben = — durch Gabe, Gnade, frei bitten = — durch Bitte, Fürbitte, frei sprechen = — durch Spruch, Urteil u. s. w. Und frei helfen ist = befreien durch Hilfe, Beihilfe. Wir haben diese Wendung verloren, während uns die andere, in der das Synonym „los“ erscheint, noch geläufig ist. Hätte Luther gesagt: er hilft uns los aus aller Not, so würde gar kein Zweifel obwalten.

Nun ist die Frage: die Richtigkeit dieser Deutung vorausgesetzt, in welchem Kasus muß das Substantivum oder das Pronomen stehen? ist „uns“ der Dativ oder der Accusativ? Würde es im Singular heißen: er hilft mir frei oder mich frei aus aller Not? Verbindet sich mit helfen ein Adverbium, wie „auf, fort, weiter“, so steht der Dativ. Jene

Verba, wie „machen, lassen, geben“ haben doppelten Accusativ bei sich: einen frei machen u. s. w. Also wird bei helfen auch der Accusativ anzunehmen sein. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß früher der Accusativ viel häufiger war als heute. Das heutige Schwanken zeigt sich auch bei loshelfen, das sowohl mit dem Dativ als auch mit dem Accusativ gebraucht wird.

Beispiele im Deutschen Wörterbuche 6, 1166: Dativ: sie hätten mir beigestanden, sie hätten mir zur rechten Zeit los geholfen (Goethe). Accusativ: Jenner hatte nie etwas Unangenehmes gehört als Victor's Behauptung, die ihn vom bisherigen Liegen, Medicinieren und Hungern loshalf (J. Paul). — Auch selbst die im Dorfe erkaufte Hilfe hatte ihn nicht vor Eintritt der Nacht loshelfen können (Möser).

In der Bibelübersetzung braucht Luther die Wendung: „frei helfen“ nicht, aber er setzt einmal zu „helfen“ ein anderes Wort, das uns sagt, daß er „frei helfen“ als Umschreibung, und „frei“ neben „helfen“ nicht als selbständiges und unter Umständen als entbehrliches Adverbium gebraucht, nämlich: zusammen. Im Tobias 7, 16 steht: (Gott) helfe euch zusammen (in der Vulgata: et ipse conjunget vos).

Es wird darauf ankommen, die Wendung: „einen (oder einem) frei helfen“ in älteren Schriften und vornehmlich in den Schriften Luthers aufzufinden und nachzuweisen. Es wäre sonderbar, wenn die Stelle im protestantischen Heldenliede die einzige sein sollte.

Zu Schillers Dramen.

Von G. Dünker in Köln a. Rh.

Die eingehenden Erörterungen einzelner Stellen, welche ein so einsichtiger und kundiger Forscher wie G. Rettner im vorigen Jahrgange der „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik“ geliefert hat, fordern zu gewissenhafter Prüfung auf, deren Ergebnis, sollte es auch nicht allgemeiner Beistimmung sich zu erfreuen haben, jedenfalls das Verständnis fördert, da der Widerstreit zur Klärung beitragen muß. Meine Ansichten nehmen keinen anderen Wert für sich in Anspruch als das Gewicht ihrer Gründe.

Die Räuber. I, 2.

Karl Moor, der eben wieder in seinem Plutarch gelesen und sich am Leben der großen Männer des Altertums die Seele gestärkt hat, bricht in bittere Verspottung des tintenklegenden Jahrhunderts aus, wo Schwächlinge über die Taktik Hannibals kritteln, Buben, die hinter den

Ohren noch nicht trocken sind, „Phrasen aus der Schlacht bei Cannä fischen und über die Siege des Scipio greinen, weil sie sie exponieren müssen“. Die Beschreibung des Livius von jener, den Römern so verderblichen Schlacht ist den Buben nur eine erwünschte Fundstätte für Phrasen, womit sie ihre lateinischen Arbeiten spicken, und die großen Siege Scipios in Afrika begreinen sie, weil das Lesen und Erklären der Beschreibungen des Livius ihnen saure Mühe macht. So wenig ahnen sie die hohe Bedeutung der Helden des Altertums. Wenn nun der windige Schwäger Spiegelberg ihn mit dem Witzworte unterbricht: „Das ist ja recht Alexandrinisch geflennt“, so kann dies kaum etwas anderes heißen, als es sei dies kein Ausdruck wahren Schmerzes, sondern ein gemachter, wie die Zeit der Alexandriner als eine geistlose sprichwörtlich war, da diese die alten Griechen nur künstlich nachbildeten, ganz besonders aber ist bei dem recht alexandrinischen Flennen an die von den Alexandrinern vorzüglich gepflegte Elegie gedacht, an das Klage lied der Liebe, das von römischen Dichtern herübergenommen wurde. Über das Wesen dieser Elegie war Schiller schon durch Vorlesungen auf der Karlschule unterrichtet worden. Freilich bleibt der Witz jämmerlich gezwungen, aber des so grundgemeinen wie wichtigen Witzlings Spiegelberg ganz würdig, wie auch seine übrigen Zwischenreden, die Hinweisung auf die Jüdischen Helden, sein „Thee, Bruder, Thee!“ und das von Moor unterbrochene „Und um so ein paar tausend lustige Dukaten!“ Rettner weiß gegen diese einzig sprachmögliche Deutung von Alexandrinisch nur einzuwenden, daß dabei geflennt unberücksichtigt bleibe, was aber nur dann der Fall, wenn man die von uns eben angedeutete wirkliche Beziehung übersieht. Gar nichts will es heißen, wenn er auf die Schreibung Alexandrinisch mit großem Anfangsbuchstaben sich beruft, als ob die von Städtenamen abgeleiteten Namen nicht auch zur Zeit großgeschrieben worden wären. Rettner sieht darin eine offenbare Anspielung auf das bekannte Geschichtchen, daß Alexander, wenn er von den Siegen seines Vaters vernommen, sich gegen seine Altersgenossen beklagt habe, dieser werde ihm nichts Großes zu thun übrig lassen, obgleich von Thränen, die Alexander darüber vergossen, nirgendwo die Rede ist. Von Cäsar wird wenigstens berichtet, er habe beim Standbilde Alexanders geseufzt, den Themistokles ließen die Siege des Miltiades nicht schlafen, aber von Thränen nach Ruhm ist erst bei Klopstock die Rede. Doch Rettner beruhigt sich darüber durch die Annahme einer berben Übertreibung Spiegelbergs, wonach denn doch von einer offenbaren Anspielung nicht die Rede sein könnte, da der eigentliche Anknüpfungspunkt, die Thränen, fehle. Auffallender ist, daß die neue Erklärung die Form alexandrinisch übersieht. Alexandrinisch ist eine Ableitung

von Alexandria; vom Namen des Weltoberers bildeten die Griechen 'Αλεξάνδρειος, 'Αλεξάνδριος, die Römer Alexandrianus. Zur Annahme, Spiegelberg mache sich dadurch lächerlich und die Beziehung unverständlich, daß er alexandrinisch von Alexander herleite, sind wir nicht im geringsten berechtigt. Und welche Beziehung erhalten wir, wollen wir alle jene Bedenken verschlucken? Nach Rettners eigenen Worten soll Spiegelberg „mit dem Schmerz des antiken Heldenjünglings über die vor ihm errungenen Siege ironisch den Schmerz der heutigen Jugend vergleichen“. Aber den Vergleichungspunkt bildet nicht der Schmerz, sondern das Weinen; das Greinen wird von Spiegelberg als ein recht alexandrinisches Flennen verspottet, da es aus keinem tief empfundenen Schmerze, nur aus leidigem Mißmuth der Schulbuben über ihre Arbeiten hervorgeht. Nach Rettners Erklärung wäre Spiegelbergs Wiß nicht bloß jämmerlich, sondern eine Dummheit, da die Schulbuben, die er mit dem jungen Alexander vergliche, und der Unterschied, daß derselbe aus Ruhmsucht weine, übergangen würden. Unsere Deutung ergiebt sich in jeder Beziehung als unbedenklich.

Fiesko. II, 17.

Der Maler Romano erklärt den Fiesko nicht mehr malen zu können; das mitgebrachte Bild, die That des Virginius, der durch die Ermordung seiner von Appius Claudius entehrten Tochter den Anstoß zum Sturze der Gewaltherrschaft der altrömischen Beherrschenden gab, sei seine letzte Arbeit. Da kann es denn, trotz der bildlichen, etwas schwülstigen Verhüllung, kaum zweifelhaft sein, welchen Sinn die hier zwischen diese beiden Sätze tretenden Worte haben: „Das Licht des Genies bekam weniger Fett als das Licht des Lebens.“ Rettner führt den Gedanken derselben, mit Beibehaltung des Bildes, unrichtig aus: „An dem Licht des Lebens soll sich das Licht des Genies entzünden oder nähren.“ Es ist keineswegs ein allgemeiner Satz, wie schon bekam zeigt, wofür sonst bekommt stehen müßte, sondern er bezieht sich auf Romano allein und heißt ohne Bild: „Mein Genie erhielt hier weniger Nahrung als mein Leben.“ Daß der republikanische, mit Republikanern gekommene Maler hier an das politische Leben denkt, ist selbstverständlich; zur Erläuterung des weniger wird hinzugefügt: „Über einen gewissen Punkt hinaus brennt nur die papierne Krone“, im Sinne, das Genie könne nur dann seine Kraft zeigen, wenn es im Leben ein Ideal finde, das es begeistere. Freilich findet auch Rettner die „Pointe dieses Gedankens“ darin, daß der Maler darauf deute, seine Kunst bedürfe eines Vorbildes im Leben, aber die eigentliche Bedeutung von Romanos Äußerung hat er verkannt, wie denn auch seine Bemerkung, „das Schaffen des künstlerischen Ge-

nies und die schöpferischen Thaten, welche das Leben bietet, würden in Parallele gestellt“, den springenden Punkt verfehlt.

Eine andere Anwendung desselben Bildes vom Lichte des Genies führt Rettner auf das überspannte, freilich von lebendiger Dichterkraft zeugende Gedicht „Melancholie an Laura“, wo er meine von Weltrich angenommene Deutung der Verse 91—94 verwirft. Seine Behauptung, diese stelle das ganze Bild auf den Kopf, übersieht völlig die Weise alter und auch neuerer Dichter, in demselben Satze sich nicht zusammenstimmen-der bildlicher Ausdrücke zu bedienen. Der Dichter nennt das Genie die kühnste Harmonie, insofern es das höchste Meisterstück der schaffenden Natur ist, welche die verschiedensten Eigenschaften zu einer lebendigen Einheit verbindet (ähnlich wie in den Künstlern ein paarmal Harmonie von einem harmonischen Gebilde steht); für zerstören braucht er zu Trümmer werfen, wobei er das naheliegende in Trümmer schlagen meidet, auch nicht mit dem schwächeren in Trümmer legen sich begnügt, sondern auf das Zusammenstürzen hindeutet. Trümmer ist ein Lieblingsausdruck des jungen Dichters, der von den Trümmern des Lebens (Roussseau 1, 4), von den Trümmern des Schönen (die Blumen 5, 1) spricht. Der ganzen Anschauung des Gedichtes widerspricht es, wenn Rettner vom Bersprengen durch ein leidenschaftliches, wildes Spiel spricht. Das Genie zerstört sein Leben, wenn es sich seinen Eingebungen überläßt, sein Reich ist vergiftet; wer es wagt, Götterfunken aus dem Staub zu schlagen, ist unglücklich, wie es kurz vorher heißt. In einem andern Bilde sprechen denselben Gedanken wie 91 flg. die beiden folgenden Verse aus: „Und der lose Ätherstrahl Genie nährt sich nur von Lebenslampenschein“ (zehrt an unserm Leben). Auch dem, was Rettner in der allerschärfsten Weise gegen Weltrichs Deutung des Schlusses des Gedichtes sagt, stimme ich nicht bei. Es ist nicht richtig, wenn er behauptet, Schiller wolle das schnelle Dahinscheiden, das plötzliche Verschwinden malen. Freilich fügt Rettner an ersterer Stelle zum schnellen Dahinscheiden noch hinzu „in der vollen Kraft des Schaffens und im Augenblick der höchsten Bewunderung“, aber zwei so verschiedene Dinge können nicht ein tertium comparationis bilden. Die Verse: „Wie der Vorhang an der Trauerbühne niederrauschet bei der schönsten Scene“, führen bildlich das drei Verse vorher stehende in der schönsten Scene aus; der Schlußvers dient nur zur Veranschaulichung des Eindrucks jener schönsten Scene, soll keineswegs einen inhaltlichen Teil der Vergleichung bilden. Daß die Schatten auf die redenden und handelnden Schauspieler gehen, scheint mir jetzt wegen des unmittelbar darauf folgenden „und noch schweigend horcht das Haus“ außer Zweifel, dagegen kaum sicher zu entscheiden, was

Schiller bei dem dunkeln fliehn sich gedacht, halte es aber keineswegs für so wunderbarlich wie Kettner, wenn Weltrich darunter das Schwinden der Schatten der Schauspieler auf dem Vorhange versteht. Seltsam hat Putzke bei dem Horchen an den Wunsch der Zuschauer gedacht, noch weiter der Vorstellung beizuwohnen; es deutet offenbar auf den Eindruck, den der Schluß auf diese noch übt.

Kabale und Liebe V, 1 und III, 6.

Bei schwierigen Stellen darf die Forderung, den Worten keine Gewalt anzuthun, nie übersehen werden, wenn nicht der offenbare Sinn zur Annahme zwingt, der Schriftsteller habe ein Wort oder eine Wendung in einer diesen fremden Bedeutung genommen. Im ersten Austritt des fünften Aufzugs von „Kabale und Liebe“ erwidert die schon halb im Jenseits lebende Luise ihrem Vater, als er den ihm zur Besorgung an Ferdinand übergebenen Brief erbrechen möchte: „Wie Er will, Vater! — Aber er wird nicht klug daraus werden. Die Buchstaben liegen wie kalte Leichname da und leben nur Augen der Liebe.“ Kettner faßt ohne Bedenken die daliegenden Leichname als tote Zeichen, wie Lessings Necha von der kalten Büchergelehrsamkeit sage, sie drücke sich nur mit toten Zeichen ins Gehirn. Aber Necha setzt die Überlieferung der Gedanken durch die Schrift der lebendigen mündlichen durch das Wort entgegen. Auch Worte sind nur Zeichen der Begriffe und Gedanken, aber sie sind nicht tot wie die Schrift, die erst durch den Lesenden belebt werden muß. In anderer Weise nannte Schiller in den für Don Carlos bestimmten Versen, die Kettner anführt, Worte „tote Elemente“, in welche sich der Gedanke zersplittern müsse, um auf diesem Umwege einem andern mitgeteilt zu werden, da er nicht unmittelbar von Seele zu Seele übergehen, wie ein Lichtstrahl ausblichen kann. Die Bezeichnung von Schrift und Buchstaben als tot deutet eben darauf, daß sie erst durch den auffassenden Verstand zu Gedanken belebt werden müssen. Aber Leichname können sie nicht genannt werden, da dieses Wort nur von dem gebraucht wird, das des Lebens beraubt worden. Dies übersah Kettner, wenn er in der Stelle gar keine Schwierigkeit sah, meinte, nicht diese, nur meine Erklärung derselben sei seltsam. Freilich könnte man meinen, Luise, die im Anfange dieser Unterredung mit ihrem Vater wunderbarlich überspannt und fast wirr spreche, übertreibe auch hier den Ausdruck; so könne sie auch statt „die Buchstaben stehen tot da“, hier sagen, sie liegen da wie Leichname, obgleich sie nie belebt gewesen. Aber sehen wir den Zusammenhang näher an, so schwindet auch diese Möglichkeit. Luise rät dem Vater ab, den Brief zu lesen, weil er nicht klug daraus werden könne, nicht deshalb weil sie tote

Zeichen sind, welche er ja in diesem Briefe eben so gut lesen kann als sonst, sondern weil er etwas ganz anderes im Inhalte sehen würde, als was derselbe wirklich enthalte, da nur ihre Liebe das rechte Verständnis eröffnen könne. Der Ausdruck ist absichtlich dunkel, dem Vater ebensowenig verständlich als vorab dem Zuschauer und Leser, doch beide erfahren bald, was sie gemeint hat. Der Brief fordert Ferdinand zum gemeinsamen Selbstmorde auf, aber dieser soll zu ihrer auf Erden ihnen verwehrten seligen Verbindung im Jenseits führen, wie Luise es später dem bei Nennung des Grabes von Verzweiflung erfaßten Vater andeutet: „Das sind nur Schauer, die sich um das Wort herumlagern. — Weg mit diesen, und es liegt ein Brautbette da, worüber der Morgen seinen goldenen Teppich breitet und die Frühlinge ihre bunten Guirlande streuen.“ Dem Vater werden die Buchstaben wie kalte Leichname daliegen, er wird nur den doppelten Selbstmord herauslesen; aber die wahre Liebe erschaut darin die ewige Vereinigung der Liebenden im Jenseits. So schwindet aller Anstoß, den ich früher an der Stelle genommen, und Kettners die Worte vergewaltigende Erklärung tritt in ihrer argen Verkennung hervor. Luise ist so fest entschlossen und so überzeugt von der Notwendigkeit ihres Entschlusses, daß sie sich nicht scheut, auch dem Vater den Brief zu überlassen, was sie freilich im Grunde nur bei Verstörung ihrer Sinne thun kann. Die Worte: „Dieses zur Nachricht“, mit denen man die Anzeige eines eingetretenen Ereignisses macht, schließt ihre eigentliche Eröffnung an den Vater, doch kann sie den Ausdruck ihrer Freude nicht unterdrücken, daß sie den ihrer Liebe gelegten Schlingen des Tyrannen entgangen.

In demselben Austritt vermutet Kettner beim Anfange der Ausführung des Vaters, er könne den Selbstmord Luises nicht hindern: „Ich kann dir die Messer nehmen, du kannst dich mit einer Stricknadel töten“, Schiller habe die Stelle Lessings in „Emilia Galotti“ vorgeschwebt, wo Odoardo: „Kind, es (der Dolch) ist keine Haarnadel“, Emilien's Antwort hervorruft: „So werde die Haarnadel zum Dolche.“ Aber die Bezeichnung eines zur tödlichen Verwundung hinreichenden spitzen Gegenstandes, der den Mädchen nicht entzogen werden kann, ergab sich hier von selbst, und es lag gerade ein solcher besonders nahe, der, da er zu gewöhnlicher weiblicher Beschäftigung dient, in den Händen der Mädchen ist. Daß auf die Stricknadel gerade Lessings Haarnadel geführt habe, ist eine der Vermutungen, die ebensowenig zum Verständnisse der Dichtung beitragen, als sie sich irgend wahrscheinlich machen lassen, wenn auch Schillers genaue Bekanntschaft mit dem Lessingschen Trauerspiel thatsächlich vorliegt. Die Stecknadel, womit Evchen Humbrecht in Wagners „Kindermörderin“ ihr Kind tötet, stammt wohl aus

gangbarer Überlieferung, wie die silberne Nadel in Bürgers Rinder-
mörderinballade. Wenn aber Lessing gar zu seiner Haarnadel durch
das Mißverständnis von *with bare bodkin* in Shakespeares berühmtem
Hamletmonolog gekommen sein soll, so bürdet man leichtfertig diesem
etwas Unglaubliches auf.

Auffallend läßt Kettner S. 567 den dritten Akt am Abend des
ersten Tages spielen. Daß dagegen die Handlung des dritten spricht,
nach der er am Morgen beginnen muß, habe ich gezeigt, was Beller-
mann anerkennt. Die angebliche Stütze jener seltsamen Verkehrung der
Handlung bildet Luizens Wort an Wurm III, 6: „Suchen Sie etwa den
Präsidenten? Er ist nicht mehr da“, das keinen Sinn haben soll, wäre
der Überfall des Präsidenten schon am vorigen Abend erfolgt. Wenn
Luise mit einem Blicke voll Verachtung Wurm fragt: „Suchen Sie etwa
den Präsidenten?“, so giebt sie zu erkennen, daß sie ihm die Schuld an
dem gestern Geschehenen zuschreibt. Spöttisch fügt sie hinzu: „Er ist
nicht mehr da!“ mit stillschweigender Hindeutung darauf, daß er wissen
müsse, wie jener gestern unverrichteter Sache habe abziehen müssen. Ich
verstehe nicht, wie Kettner von einem „ganz unerträglichen Stillstand der
Handlung“ sprechen kann, wenn der dritte Aufzug am folgenden Morgen
beginnt. Der Präsident ist so betroffen, daß er an demselben Abend
nichts dagegen zu wagen vermag, erst allmählich sammelt er sich so weit,
daß er sich über die Angst ärgert, in die ihn die Drohung des Sohnes
versetzt habe, dieser aber entschließt sich, trotz aller Feindseligkeit seines
Vaters, Luiseu treu zu bleiben, noch in der Mitternacht mit dieser zu
fliehen. Daß wir Ferdinand erst so spät wieder auftreten sehen, ver-
schuldet die Fortgang der zweiteiligen Handlung.

Don Carlos II, 15.

Sehr verschiedene Auslegungen hat der erst später ausgeführte, in
der „Thalia“ noch fehlende Versuch des Marquis erfahren, seinem Car-
los die Verirrung der früher so reinen Liebe zu leidenschaftlicher Sinnen-
gier vorzuhalten, da dieser durch Philipps Verletzung der ehelichen Treue
sich zur Hoffnung einer wirklichen Verbindung mit der Königin hatte
hinreißen lassen.

Sprich doch, was haben
Entehrungen des königlichen Bettes
Mit deiner — deiner Liebe denn zu schaffen?
War Philipp dir gefährlich? Welches Band 2405
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
Mit deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er gesündigt, wo du liebst? Nun freilich
Vern' ich dich fassen. O wie schlecht hab' ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verstanden?

Carlos soll überführt werden, daß seine Liebe (2404, 2410) ihre Reinheit verloren habe. Streifen wir Vers 2402—7 die rhetorische Frageform ab, so erhalten wir den Gedankeninhalt: „Des Königs Verletzung seiner ehelichen Treue steht in keiner Beziehung zu deiner reinen Liebe zur Königin. Philipp war dieser nicht gefährlich (seine Ehe that ihr keinen Abbruch). Seine Schuld kann dich nicht zu kühneren Hoffnungen berechtigen, zum Glauben, die Königin sei durch den Ehebruch frei geworden, und könne deine Gattin werden.“ Die zwischen diesen Beweis, der Treubruch Philipps habe nichts in der Stellung des Freundes zu seiner Mutter ändern können, und die bittere Bemerkung, jetzt erst verstehe er ihn, tretende Frage: „Hat er gesündigt, wo du liebst?“ kann nur den Sinn haben: „Du hältst wohl bei dir für Liebe, was dir beim Könige Sünde scheint“, das heißt, die sinnliche Gier, die den König zur Eholi hingerissen, hat auch deine früher so reine Neigung zur Königin befleckt. Wo kann nur heißen in demselben Falle wo und deutet auf die gierige Sinnlichkeit, die beide hingerissen habe. Unmöglich ist Kettners Erklärung „in einem Verhältnis (dem Ehebruch), wo“, da das Verhältnis bei beiden ein ganz verschiedenes war. Als der Marquis später den über die Entartung seiner reinen Liebe verzweifelnden Carlos wieder aufrichten will, legt er sich freilich die Sache anders zurecht: die Schuld des Königs habe ihm gezeigt, daß er selbst der Königin würdiger gewesen sei als sein Vater, und nur seine Phantasie habe sich verirrt, sein Stolz Genugthuung empfunden, sein Herz sich Hoffnung versprochen. Diese einfache Deutung scheint mir jede Schwierigkeit zu lösen.

Meinen früher an gefährlich (2405) genommenen Anstoß nehme ich zurück und die damit zusammenhängende Beziehung, wie Carlos habe denken können, die Königin werde durch ihre Bärtlichkeit sich verleiten lassen, seine Leidenschaft zu befriedigen, die Heiligkeit der Ehe zu verletzen. Aber den von Kettner gutgeheißenen Spott Bellermanns, zwischen Schillers Worten und meiner Erklärung lasse sich schwer ein Gedankenzusammenhang aufzeigen, habe ich nicht verdient. Der Ausdruck ist dunkel, so daß man eine Beziehung desselben suchen muß, wie es denn auch Bellermann auf seine, nicht glücklichere Weise versucht hat; an sich war die von mir angenommene nicht unmöglich. Wie sehr die von Bellermann mit großem Selbstvertrauen gegebene verstiegene Fassung der Verse 2405 flg. nicht allein den Worten Gewalt anthut (das Verknüpfen wird zu einem Berühren herabgesetzt), sondern auch den offensbaren Zusammenhang übersieht, hat schon Kettner bemerkt; sie mutet uns sogar zu, die offenbar vom Marquis mißbilligten kühneren Hoffnungen, die sich aus den nicht mißzuverstehenden früheren Äußerungen von Carlos selbst erklären, als „ideale Anbetung für die Königin“ zu

nehmen und dem Marquis die Billigung der jetzt von Carlos erklärten Liebe zur Königin unterzuschieben. Aber auch Kettner verkennt den wirklichen Zusammenhang, wenn er in 2407 einen Gedankenfortschritt gegen 2403 (soll wohl 2404 heißen?) findet. Das Band (2406) erklärt er als „das Recht, welches die Logik der Leidenschaft aus fremder Schuld für die eigene Schuld entnehmen will“. Aber die rhetorische Frage des Marquis leugnet überhaupt, daß es ein solches Band gebe. Carlos hatte freilich geglaubt, durch die Untreue des Königs sei die Königin, wie er sich ausdrückte, vor den Augen des Himmels und vor Menschenaugen frei, und daraus gefolgert, diese werde demnach kein Bedenken tragen, ihm anzugehören. Kettner verkehrt auch ganz die Form der Fragen, wenn er „War Philipp dir gefährlich?“ umschreibt: „Was für ein Hindernis deiner platonischen Liebe zur Königin kann sein?“, dagegen die zweite, wo wirklich kann steht: „Welches Band kann . . . verknüpfen?“ mit den Worten wiedergibt: Oder glaubtest du etwa gar in seiner Untreue das Recht zu kühneren Wünschen zu finden?“ Hier ist oder gar ebenso willkürlich wie glaubtest du. Die Frage spricht Posas eigene Überzeugung aus; denn alle vier Fragen sind solche, bei denen die Unmöglichkeit der Bejahung angenommen wird, bei der zweiten und vierten würde die Antwort nein, bei der ersten nichts, bei der dritten kein lauten müssen. Carlos erkennt die zwingende Kraft des Beweises, daß seine Liebe zur Königin ebenso sündhaft geworden, wie es des Königs schnöde Lust zur Eboli sei, da beide die Heiligkeit der Ehe verletzen.

Wallensteins Tod IV, 10.

Bellermann hat den Widerspruch im Berichte des schwedischen Hauptmanns: „Heut früh bestatteten wir ihn“, mit der sonst in unserem Trauerspiel angedeuteten Zeit der Schlacht bei Neustadt geleugnet. Daß zwischen dem dritten und vierten Aufzug ein Tag liege, nimmt er mit mir an, behauptet aber, die Schlacht habe an diesem zwischenliegenden Tage, nicht an dem von Wallensteins Einzug in Eger stattgefunden. Um dieses zu behaupten, muß er den Worten Gewalt anthun; denn Wallenstein äußert kurz nach seiner Ankunft:

Ein starkes Schießen war ja diesen Abend
 Zur linken Hand, als wir den Weg hierher
 Gemacht. Vernahm man's hier auch in der Festung?

Mit Staunen liest man bei Bellermann: „Diesen Abend bedeutet letzten Abend oder gestern abend.“ Freilich stehe der Ausdruck meist für heut abend, aber wenn einer bei Tageslicht ihn von der Vergangenheit brauche, so sei wenigstens jede Zweideutigkeit ausgeschlossen. Aber unzweideutig hat er falsch gesprochen, da diesen Abend,

wenn keine nähere Bezeichnung folgt oder eine andere Beziehung sich deutlich aus dem Zusammenhang ergibt, nur auf den Abend des Tages, an welchem man spricht, sich beziehen kann. Bellermann verschweigt, daß an unserer Stelle diesen noch zum Überfluß eine nähere Bestimmung erhält in dem nachfolgenden „als wir den Weg hierher gemacht“. Hier ist jeder Zweifel unmöglich, so daß wir gar nicht auf den schweren dramatischen Fehler hinzuweisen brauchen, dessen sich Schiller schuldig gemacht, wenn Wallenstein erst am Tage nach seinem Einzuge den Bürgermeister von Eger gesprochen hätte, wonach auch Buttlers den Aufzug beginnendes „Er ist herein“ erst so spät fallen würde. Wir können diese Umbedeutung des diesen Abend nur als ein warnendes Beispiel betrachten, wozu die Not, eine falsche Deutung um jeden Preis durchzusetzen, verleiten kann; denn Bellermann wollte eben den Widerspruch, der unzweifelhaft jetzt in dem Heut früh IV, 10 liegt, um jeden Preis wegerklären. Nach weiterer Begründung suchend, beruft er sich gar auf Buttlers späteres Wort, der jetzt herabsteigende Abend sei verhängnisvoll; dieses könne doch unmöglich der Schlachtabend sein. Warum nicht? Die Sonne ging zur Jahreszeit, in welche die Schlacht fällt, um halb sechs unter; die Schlacht selbst, die zwei Stunden dauerte, endete vor acht, den Anfang des vierten Aufzugs können wir zwischen acht und neun, die Ankunft des Kuriers, von dem Thekla die Schreckenskunde vernimmt, etwa um zehn setzen. Freilich wird bei genauer Berechnung die Zeit zu allem, was bis zu Wallensteins Tod um Mitternacht geschieht, kaum hinreichend scheinen, aber dem durch die gespannte Handlung zu bewegtester Teilnahme hingerissenen Zuschauer drängt sich die Unwahrscheinlichkeit nicht auf, und so durfte der Dichter sie sich gestatten, um den höheren Zweck wirkungsvoller Darstellung zu erreichen. Daß der Dramatiker, wie er die Entfernung der Orte zu seinem Zwecke ändert, auch nicht streng an die Zeitdauer sich zu binden braucht, ist eine ihm zustehende Freiheit, die er freilich nicht mißbrauchen darf. Bellermann gewinnt einige Zeit dadurch, daß er Wallenstein, wie es geschichtlich der Fall war, nachmittags in Eger einziehen läßt, aber gegenüber dem durch kein Mittel wegzuschaffenden „diesen Abend, als wir den Weg hierher gemacht“ geht dieses eben nicht an. Nach seiner willkürlichen Berechnung würde der letzte Tag des Dramas auf den Montag fallen; er selbst gesteht, Terzths: „Wir wollen eine lustige Fastnacht (heute) halten,“ deute auf den Dienstag, setzt sich aber darüber mit ganz haltlosen Annahmen hinweg: entweder solle dies allgemein heißen, in dieser Fastenzeit wollten sie sich einmal einen lustigen Abend machen, da doch die Fastenzeit erst nach Fastnacht beginnt, oder, obgleich unmittelbar vorher von der Bewirtung durch Buttlers Regiment die Rede ist, soll es

heißen, da sie gestern wegen des Marsches um ihre Fastnacht gekommen (Fastnacht heißt allgemein nur der Tag vor Aschermittwoch), wollten sie es heute tüchtig nachholen. Mit solchen den Wortlaut mißachtenden Mittelchen täuscht man nur sich selbst, die Wissenschaft lehrt sich nicht daran, wie anspruchsvoll sie auch auftreten.

Der Widerspruch ist nicht zu leugnen; früher war er weniger auffallend, da ursprünglich IV, 9—14 erst im fünften Aufzug nach dem zweiten Auftritt folgte, während jetzt kurz vorher von der diesen Abend vorgefallenen Schlacht die Rede ist, ja ihrer dreimal gedacht wird. Daß Schiller auf solche Zeitbestimmungen keine besondere Sorgfalt verwendete, ergibt sich daraus, daß er ursprünglich, in Widerspruch mit seiner sonstigen Bestimmung, hier vor Sonnenaufgang geschrieben hatte, das er erst vor oder bei dem Druck durch nach Sonnenuntergang verbesserte.

Eine eigene Erklärung, wie der Widerspruch hereingekommen, hat Nettner als Vermutung gegeben. Das anstößige: „Heut früh bestatteten wir ihn“, soll mit den folgenden zehn Versen ein späterer Zusatz sein, zu welchem der Dichter durch den Wunsch veranlaßt worden, die ehrenvolle Bestattung des Helden Gwald von Kleist von seiten des Feindes hier auf seinen Max anzuwenden. Eine Bestätigung seiner Verdächtigung glaubt er darin zu finden, daß durch Wegfall dieser Verse keine Lücke entstehe, ja diese sollen nicht recht passen zu der abgebrochenen Frage: „Und wo — wo ist — Sie sagten mir nicht alles.“ Aber dies soll auch keine Antwort sein, der Hauptmann fährt in seiner durch Thekla mit zitternder Stimme begonnene Frage unterbrochenen Erzählung fort. Und zeigt sich auch nach Wegfall jener Verse keine sachliche Lücke, so schädigt diese Beschneidung doch die edle Dichtung höchst empfindlich. Thekla ist so angegriffen, daß sie ihre Frage nicht beenden, die Worte sein Grab nicht aussprechen kann; nach dem weiteren Berichte, den der Hauptmann mit den unvorsichtigen Worten schließt: „Man sagt, er wollte sterben,“ fühlt sie sich so schmerzlich bewegt, daß sie (eine Schiller geläufige dramatische Darstellung schmerzlicher Ergriffenheit) ihr Gesicht verhüllt, erst auf den Zuspruch der Neubrunn kann sie sich soweit fassen, daß sie nun geradezu fragt: „Wo ist sein Grab?“, und als sie vernimmt, er sei in einer Nische beigesetzt, erkundigt sie sich weiter, ohne irgend ihre Absicht zu verraten, über alles, was sie zur Erfüllung ihres Zweckes wissen muß. Fragt man, wie der Dichter dazu gekommen sei, hier den ganz unnötigen Zeitwiderspruch sich zu gestatten, so läßt sich darauf keine sichere Antwort geben. Bei der Art, wie Schiller nicht immer nach der Zeitfolge der Auftritte zu dichten pflegte, was Bellermann zuweilen nicht beachtet, wäre es möglich, daß er die Erzählung des Hauptmanns früher allein gedichtet, sie erst später in das Trauerspiel eingefügt hätte,

ohne den Widerspruch zu bemerken, daß er den Hauptmann IV, 5 noch in der auf die Schlacht unmittelbar folgenden Nacht Thekla durch die Schauerkunde hatte erschüttern lassen. Ubrigens fehlt es auch an sonstigen Widersprüchen im Wallenstein nicht. Wie sehr auch Bellermann sich beeifert, alle solche verschwinden zu lassen, er muß doch gestehen, daß ein solcher in Bezug auf Regensburg sich findet, wenn er auch verschweigt, daß der vierte Auftritt des Lagers nicht bloß von der Stelle der Piccolomini, sondern auch von der Kapuzinerpredigt des ersteren selbst abweicht.

Maria Stuart II, 3 und V.

Mit Recht erinnert Kettner bei den Worten, womit Burleighs von Elisabeth verlangter Rat in Bezug auf die Vollziehung der Hinrichtung der schottischen Königin schließt:

„Ihr Leben ist dein Tod, ihr Tod dein Leben“,

an das in der berüchtigten Gerichtsverhandlung gegen Konradin ausgesprochene Wort: *Mors Conradini vita Caroli, vita Conradini mors Caroli*. Er kannte diesen Spruch nur aus dem 1780 im zweiten Teile der vermischten Schriften des jetzt fast nur noch durch Goethes Bericht über seine Leipziger Studentenjahre bekannten Professor Clodius, in dessen Trauerspiel *Conradin* die Verse vorkamen:

Der Tod des Conradin ist Carl des Königs Leben,
Das Leben Conradins ist Carl des Königs Tod,

ohne zu ahnen, daß sie auf geschichtlicher Überlieferung beruhen. Von der Überzeugung, sie seien eine Erfindung von Clodius, ließ er sich zum Schlusse hinreißen, Schiller habe den Plan zu seinem *Conradin*, mit dem er sich schon in Stuttgart getragen haben soll, „unmittelbar nach dem Erscheinen“ des zweiten Bandes der Clodius'schen vermischten Schriften gefaßt. Aber Schiller kannte den Spruch aus der geschichtlichen Überlieferung und er wandte ihn an unserer Stelle sehr zweckmäßig mit geringer Veränderung an. Ein zufälliges Zusammentreffen wird dadurch fast ganz ausgeschlossen, daß wir bestimmt wissen, Schiller habe eine Dramatisierung des Endes des in Schwaben volkstümlichen letzten Sprossen der Hohenstaufen beabsichtigt.

Dagegen halten wir es für bedeutungslos, wenn Kettner durch die Ausmalung der ganzen Situation in der ersten Hälfte des fünften Aufzuges unseres Trauerspiels und einzelne Stellen lebhaft an Wielands Jugenddrama „*Johanna Gray*“ erinnert worden, das nur Bearbeitung eines englischen Stückes von Rowe ist. Daß die Ähnlichkeit unabhängig von der ähnlichen Lage der Heldin sei, wird man nur schwer nachweisen können, und Schiller war schon bei seiner „*Maria*

Stuart“ sich zu sicher seiner dramatischen Schöpfungskraft bewußt, als daß er an Stellen, die für ihn die leichtesten waren, bei dem tief rührenden Todesgange seiner Heldin aus fremder Haut hätte Riemen schneiden sollen. Noch weniger, wenn es möglich wäre, kann ich dem von Rettner anderwärts ausgeführten Gedanken mich hingeben, Schiller habe im Exodos der ganz antik gehaltenen Braut von Messina die opernhafte Ausführung der beiden ersten Aufzüge von Wielands ohne die begleitende Musik äußerst schwächlicher „Alceste“ in Bezug auf Aufbau und Ausdruck zu Hilfe gerufen. Leider ist man neuerdings zu sehr geneigt an Entlehnung zu denken, wenn nur von ferne ein durch den Stoff veranlaßter Anklang sich zeigt. Hat doch Rettner selbst mit richtigem Gefühle die von D. Jakoby behauptete Abhängigkeit des zehnten Austrittes des fünften Aufzuges der Maria Stuart von Goethes Werferscene des Faust als reinen Wahn zurückgewiesen. Solche Entdeckungen schmeicheln sich bei dem auf neues ausgehenden Forscher, wenn er nicht das nötige Mißtrauen gegen Gebilde des Augenblicks besitzt, gar zu reizend ein, und verwirren, wenn sie gedruckt werden, Verständniß und Beurteilung, statt Klarheit zu verbreiten.

Eine niederdeutsche Homerübersehung.

Von August Dühr in Charlottenburg.

Im Nachfolgenden bieten wir dem geneigten Leser eine Probe aus einer noch im Laufe dieses Jahres erscheinenden ersten Lieferung einer niederdeutschen Homerübersehung.

Nach der mißliebigen Aufnahme eines vor mehreren Jahren erschienenen kleineren Bruchstückes plattdeutscher Übersehung aus der Odyssee, könnte ein neuer Versuch, den alten Homer plattdeutsch reden zu lassen, recht gewagt erscheinen. Dennoch schrecken wir nicht vor einem neuen Wurf zurück und wagen ihn um so lieber, als das Mißlingen der früheren Übersehung in einem nachweislich prinzipiellen Fehler der Gesamtauffassung dieser Aufgabe begründet lag. Der Grund für das Versagen der Wirkung jenes Versuches liegt in dem groben, travestierenden, ironisierenden, spöttelnden Tone derselben. So aufgefaßt konnte die Sache nicht gut ernsthaft genommen werden. Wenn solches möglich war, kann es nicht laut genug ausgesprochen werden, daß für jenes Beginnen der Genius des Homer zu fein und zu bedeutend und zu groß angelegt ist; zu fein, denn er ist ein Künstler allerersten Ranges; zu bedeutend, denn die in seinem Heldenlied auftretenden Männer sind Heroen; zu groß, denn es handelt sich um die höchsten Motive, aus denen Menschen

handeln können. Was sollte es heißen, die Bibel travestieren? Homer aber war die Bibel Griechenlands. Erst moderner Gesinnungsmaterialismus der Rednertribüne oder wüster Zeitungsjargon hat es fertig gebracht, das Heiligste durchaus zu profanieren und es wirkt angenehm, daß alles, was in Deutschland rechts marschirt, sich mit Entrüstung davon abwendet. So verträgt auch Homer nicht travestierenden Ton. Wo Ironie hingehört, da hat er sie so gesalzen, daß kein Korn Pfeffer oder Salz noch brauchte hinzugethan zu werden und sie ist so weitreichend, daß sie noch Dinge von gestern und vorgestern mitbefaßt und mitstrahlt, denn seine Ironie hat etwas Ewiges an sich. Aber das Biedere will nicht komisch genommen sein. Diese treuherzige Naivetät des großartigen Originalwerkes, das in der Ilias mit einem Moll- und Dur-Akkord ohnegleichen anhebt und von Anfang an eine Tiefe der Religiosität offenbart, die der christlichen deshalb ähnlich ist, weil sie die Forderung der Versöhnung mit der Gottheit aufstellt — eine Forderung, die sogar einer gewissen wissenschaftlichen modernen Theologie etwas verblaßt ist — einer Religiosität, die sich nie untrenn wird und zugleich Leben und Lehre sein will, Theologie und Politik der Heroenzeit darstellt, ein Werk, das die elementarsten Funktionen des Menschenherzens darlegt, eine Ilias der Leiden, die grollend beginnt und tragisch schließt: so etwas bietet keine Fläche für travestierende Fingerübungen.

Wenn das Plattdeutsche, was freilich eine weitverbreitete Meinung ist, identisch wäre überhaupt mit Komik und nur humoristischer Tendenz, dann wäre eine plattdeutsche Homerübersetzung ein Unding. Plattdeutsch ist aber durchaus nicht synonym mit greinend. Aber weil der Humorist Reuter so großartigen Eindruck gemacht hat durch seine überwältigende Komik, darum ist das Plattdeutsche überhaupt in den Verdacht des Nur-Komischen gekommen. Und doch sind auch in Reuter die tiefsten, ernstesten Klänge zu hören. Wenn aber das wahr ist, sollte dann nicht die plattdeutsche Sprache für Homer geeignet sein? Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß die Naturanlage des plattdeutschen Idioms der Sprache Homers in allen Tönen vollkommen kongenial und gewachsen ist, ja sie ist ihr vielleicht noch über, so gewiß das Volk, das diese Sprache redet, Elemente in sich trägt, die selbst Altgriechenland über sind. Oder hat das deutsche Volk nach dem Reichtum seiner ewigen Schätze, falls es dieselben sich nur nicht rauben läßt durch die Räuber, die jetzt an der Arbeit sind, Grund, sich für weniger zu halten als Altgriechenland? Wir wüßten nicht. In Bezug auf das vorhin Gesagte soll aber auch durchaus nicht geleugnet werden, daß eine ausgesprochene Vorliebe des Plattdeutschen für das Humoristische und Frohe vorhanden ist. Aber was schadet das? Wohl dem Volk, das auch heute noch jauchzen kann und jauchzen muß.

Es mag ja wohl Grund dazu haben. Es ist ja auch so unendlich wahr und schön, daß die Stunden des Ernstes für jeden einzelnen arbeitsvollen Lebenstag bei einem Menschen von gesunder Naturanlage durch gesunden Humor ergänzt werden und daß eine mittlere Stimmung einer behaglichen Heiterkeit der Seele Platz greift, die sich auch an den kleinen Dingen des Lebens interessevoll freut.

Außerdem läßt sich auch nicht leugnen, daß stellenweise eine gewisse Rustizität in Homer liegt, eine Derbheit der Sprache, die wiederum auch dem Plattdeutschen so recht ureigentümlich ist. Man könnte sagen, daß Ähnlichkeiten zwischen Homer und dem Plattdeutschen überall auftauchen. Kräftige Heroen dort, urwüchsige Gesundheit hier, Freude am Dasein dort, Zufriedenheit hier, Behagen am kleinen Detail des Lebens hier wie dort; kraftvoll begabt für das Pathos der großen Situation und der eigentlichen Lebensaufgabe, daneben mit einem raffinierten Blick versehen für die Ausnutzung der komischen Figur wie Situation in einer unglaublichen Stärke ist Homer, und das ist zugleich Wesenseigentümlichkeit des Niederdeutschen oder Plattdeutschen. Wenn das wahr ist, oder besser, da das wahr ist, ist die plattdeutsche Sprache vorzüglich geeignet für eine Übersetzung des wahlverwandten Homer.

Aber es ist auch wünschenswert, daß der Schatz des Priamos und überhaupt der ganze Homerische Goldschatz für unser Volk gehoben und bekannt gegeben werde. Was ist sekretiertes Gold, was ist verborgene Schönheit? Es kann wohl nicht schaden, wenn das Frühlingsfrische des Homerischen Wertes etwas mehr in die vergilbten Blätter unserer, wie behauptet wird, augenblicklich etwas alternden Litteratur hineinduftet. Homerische Schönheiten sind für unser Volk eine Phrase. Wenn unser Zeitalter „fin de siècle“, auch grade keine klassischen Umwandlungen hat, so könnten die alten Muster doch immer noch ganz gut ein Rezept gegen moderne Litteraturkrankheiten abgeben und schaden könnte es nicht, wenn Homer etwas in die Mode käme, weil er wie ein Luftkurort wirkt. Namentlich Seeluft ist viel in Homer. Die eingefleischtesten Plattdeutschen wohnen in der Nähe der See.

Was die hochdeutschen Übersetzungen betrifft, so wirkt in Boß Homer für uns fremdartig, die Sprache ist oft zu gespreizt, gekünstelt und unschön, es fehlt der Ton des Volkstümlichen. Selbst wo Boß nicht unschön ist, möchte man sagen: „weniger Marmor, mehr Leben!“ Das gilt auch namentlich von der sonst klassischen Übersetzung von Rudolf Jordan; sie ist schön, aber nicht volkstümlich. Auch die Übersetzung der Odyssee von Oskar Hubatsch ist sprachlich schön und edel im Ton und wird den Kenner mit hoher Befriedigung erfüllen. Überhaupt aber halten wir dafür, daß die hochdeutschen Übersetzungen des Homer fast nur

von Kennern des Homer gelesen werden. Unseren plattdeutschen Homer denken wir uns in erster Linie auch für die Kenner „des Alten“, dann aber auch für die Nichtkenner, vorzüglich aber für die, die jetzt hier und dort verstreut sitzen und von Homer die Vorstellung gewonnen haben, daß er ein Mensch sei, der voll von entsetzlich vielen Moristen sitzt und etwas Geschraubtes und Gewundenes an sich habe, was sich schlecht auf gut deutsch sagen lasse, die früheren Gymnastasten meinen wir also in allen Fakultäten oder in beliebiger Lebensstellung. Aus vollem Herzen aber sei der plattdeutsche Homer allen Niederdeutschen und allen Freunden des Niederdeutschen angeboten! Je schöner die hochdeutsche Übersetzung ist, desto weniger wird sie den eleganten schwarzen, feierlichen Tuchrock los, der da stört, wo man für gewöhnlich den Vertrauen erweckenden Alltagsrock vermutet. Vielleicht, wer kann's wissen, aber, wir sagen auch nur vielleicht, ist dem Plattdeutschen eine Vermittlerrolle zwischen der uralten epischen Zeit und dem modernen Tage verliehen, um zu zeigen, daß im alten Homer etwas Modernes steckt, weil er etwas Ewiges an sich hat, und etwas gesagt hat, was noch heute zutrifft und da bei ihm *mutatis nominibus* Dinge vorkommen, die gestern faktisk geschehen sind, als wenn man sagen müßte, das ist ja . . .

Die vorliegende Übersetzung spricht speziell den strebiger plattdeutschen Dialekt, der dem Hochdeutschen näher steht als das Reutersche Schweriner Idiom; was für den hier zu betonenden Zweck gewiß nicht schadet.

Unter gerechter Würdigung der epischen Anlage des Plattdeutschen ist zu sagen, daß, was man durch hochdeutsche Diktion sehrend vergeblich suchen würde, das Plattdeutsche durch seinen Naturton ungesucht bietet: es kann nicht dafür, daß es episch veranlagt ist; es muß episch reden. Selbst wenn der niederdeutsche schlichte Mann hochdeutsch schreibt, denkt er plattdeutsch und kommt in die entzückendste epische Kleinmalerei. Dafür hier ein von der mecklenburgischen Landstraße zwischen Kloster-Malchow und dem Wasserkurort Stuer, wo Reuter einst Heilung suchte und fand, im Sommer des Jahres 1867 aufgehobenes, originelles, vollwichtiges Beweisstück, ein Brief; das Interessante begegnet einem ja gern unterwegs. Ein Rademacher, wie er sich unterschreibt, schreibt an einen Theer-schwäler, seinen Freund, folgendermaßen wörtlich:

Lieber Freund!

Kommst Du nicht bald mal wieder mit Theer, denn wir haben keinen mehr. Ich habe mit Inspektor gesprochen, daß wir keinen mehr haben; der sagt, ob Du nicht bald mal wieder kommst, zwei Tonnen werde er wohl nehmen; wenn Du wieder kommst, so bringe uns dieser Tage

welchen; lange säumen kannst Du aber nicht, denn wir haben keinen mehr.

Es grüßt freundlich

Dein treuer Freund

Georg Ahrens, Rademacher.

Das ist denn doch eine Geschäfts-Epit ohne Gleichen; da ist noch die volle epische Umständlichkeit des Homerischen Zeitalters geblieben; das ist homerisch, das ist plattdeutsch. Modern würde der Brief doch lauten:

Ersuche in nächster Woche um Lieferung von zwei Tonnen Thee.

Ahrens.

Plattdeutsch würde übrigens obiger Brief lauten:

Leiw oll Fründ!

Kümmst du nich bald mal wedder mit Theer? Denn wi hewwen keinen mihr. It heww mit unsen Inspekter spraken', dat wi keinen mihr hewwen, de frögt, ob du nich bald mal wedder kümmst, twee Tunnen würd hei woll nehmen; wenn du wedder führst, denn bring uns des Dag wecken. Lang noch töwen kannst du äwer nich, denn wi hewwen keinen mihr.

Schönen Gruß of von dinen ollen Fründ

Georg Ahrens, Rademacher.

Was nun das Versmaß betrifft, so ist der Hexameter für das Hochdeutsche schon nicht gefällig genug und plattdeutsch würde er geradezu unnatürlich wirken, er entspricht durchaus nicht der Natur unserer Sprache, die diesen Tanzschritt verwirft. Nur trochäisch oder jambisch ist der Naturtakt des Hochdeutschen wie des Niederdeutschen. Ein Hexameter im Plattdeutschen müßte wirken wie ein Hoflakai in der Bauernschenke.

Da der Hexameter, wie wir soeben sagten, für die plattdeutsche Übersetzung des Homer nicht zur Verwertung kommen konnte, und trochäische oder jambische Verse notwendig wurden, war die Reimfrage leicht zu entscheiden, plattdeutsche Verse ohne Reim würden wieder befremdet haben. Das Plattdeutsche reimt gern, selbst dreifach und vierfach und öfters, zur Andeutung ähnlicher oder zusammenhängender Situationen. Zu Grunde legen wir folgendes Versmaß:

— — — | — — — | — — — | — — — ,

das in retardierenden Momenten umschlagen darf in

— — — | — — — | — — — | — — — .

Der vollgenährte Homerische Gedanke hat bei der Übersetzung ab und zu auf Hypermeter geführt; ein Naturtakt darf sich das erlauben,

der am liebsten in rhythmischen Langzeilen geht „*numerisque fertur lege solatis*.“ Der Takt selbst des sanften Gewoges der ewigen See geht nicht wie ein Uhrwerk, sondern wellt manchmal etwas über die Linie und neigt unversehens die Sohlen des am Strande Wandelnden. Es ist naturgemäß so auch in rhythmischen Zeilen, der Übertakt stört den Rhythmus nicht, entspringt aber dem überschießenden Gedanken. Auch Verkürzung um eine Silbe kann wirksam sein.

Was nun die Art der Übersetzung selbst betrifft, so kam dem Verfasser vor allem alles darauf an, den Homerischen Ton zu treffen und wenn es möglich wäre, von dem Geist der Sprache des Alten jener Tage etwas zu erhaschen. Diesem Prinzip ist alles geopfert. Ja, wenn das Wort gewagt werden dürfte, kam es darauf an, wenn es durch die plattdeutsche Redewendung möglich war, den Originalton noch zu überbieten, was heißen soll, die Homerische Malerei, die manchmal für die plattdeutsche Empfindung noch zu knapp ist, noch um zwei bis drei charakteristische Striche, die aber in der Situation und Schilderung bereits matt angedeutet lagen, noch etwas kräftiger herauszuzeichnen. Dadurch werden die einzelnen Gesänge einige Verse mehr enthalten, als Homer hat, aber nur einige wenige. Wir können nicht leugnen, daß auch das Plattdeutsche in der Übersetzung oft genug matt bleibt, wie denn auch der Homerische Text nicht immer auf gleicher Höhe steht. Auch Reuter hat Plattitüden. Wo aber die Situation individuell wird, da bleibt das Plattdeutsche, wenn es dieselbe nur erst gewahr wird, nicht zurück. Um die Bedeutung und Tragweite echt Homerischer Beiwörter zu veranschaulichen, ist für ein einziges Adjektivum ab und zu ein ganzer Vers nötig gewesen. Ein die „*Regis haltender Zeus*“ ist plattdeutsch in einfacher Übersetzung nicht recht wirksam. Man sehe sich den in der Probe gebotenen Vers daraufhin an.

In betreff der Hephästos-Szene sei bemerkt, daß die Auffassung von Ameis über das Wesentliche in der komischen Situation des humpelnden Hephästos eine Homerische Grausamkeit und einen Kynismus enthalten würde, wovon nicht die Rede ist. Aber das *punctum saliens* hat Ameis eben nicht getroffen, wenn er sagt zu A 600 in der Note: „Gelächter entstand, weil der geschäftig umher humpelnde Hephästos als Mundschenk einen zu starken Gegensatz bildete zu Hebe oder Ganymedes oder Hermes, die sonst das Schenkennamt zu verwalten pflegten“. Den armen Kerl von Gott so schlechthin auszulachen, wäre für die erlauchte Götterversammlung höchst taktlos und wäre grausam, ja kynisch gewesen; und überdies waren die Götter an den Anblick des lahmen Hephästos, der ihr Himmelsgenosse war, gewöhnt. Die Komik liegt vielmehr darin, daß Hephästos die Geschichte eben erzählt, wie er zu seinem körperlichen Defekt gekommen ist

und daß diese Erzählung so drastisch gewirkt hat und daß Hephästos den Göttern absichtlich etwas vorhumpelt; man sieht ihn förmlich sich die Hüfte reiben, mit einem jovialen Seitenblick, an der Stelle, wo er in Lemnos „aufgestuft“ war: und da gab es kein Halten mehr, die kühle Situation in der Götterversammlung wurde in der brillantesten Weise behoben, das Eis war gebrochen, die Stimmung taute auf und Hephästos hatte seinen Zweck erreicht; die Laune wurde sogar so gut, daß ein solenner Umtrunk begann und daß bis zur sinkenden Sonne die Götterhumpen kreisten in dem göttlichen Kreise herum.

Zum Schluß wollen wir nicht unterlassen, auf den Verfasser der Schrift „Rembrandt als Erzieher“ hinzuweisen, der den plattdeutschen Homer gleichsam in den Regionen des „Unbewußten“, um mit dem Berliner Philosophen zu reden, sucht. Wir wollen auch nicht vergessen zu gestehen, daß der starke Accent, mit dem der rembrandtifierende Verfasser einen plattdeutschen Homer fordert, uns fortwährend in den Ohren klang und klingt. Freilich, ob wir der sind, den er sucht, wir wissen es nicht. Aber eins wissen wir, daß die wogenden Rhythmen Homers und die Melodik der heimatischen Mundart uns tief in der Seele klingen, gleich wie der Wellenschlag, der sanft auftrauschende, an den heimatischen Gestaden der Ostsee.

Proben.

Ilias A, 560 flg.

Beus d'rup, de de Wullen tummandirt, antwurt't ehr bald:
 „Romisch Wiw, wat argwöhnst städs? Du sähst und weißt dt' ja all!
 Du lettst mi ja nich ut 't Og! Utrichten äwer fallst glikwoll nids länen,
 Doch du, von min Hart warst wider noch aflam'n, und denn warst noch mihr stähnen.
 Und wenn d't nu so is, as d't is, denn ward mi d't nu woll grad so sin to Pas;
 Äwer nu seddst du di still und ruhig dal und lömmst mi nich noch mal verbwas.
 Na, bi sill de ganz Olymp vull Götter nich vel helpen, wenn de ganze Schwarm
 Gegen mi of anrükt, um to riten bi ut mine starken Arm!“

Und de majestät'sche Hera mit dat offenrame schöne Frugensog
 Kreg d't doch mit de Angst, still blew s' und sedd't sich dal, mit Mäh se dat Gemog'
 In 't wild noch upbegehr'nde Hart daltwüing; dat leiwe Hart, det gitwot sich
 doch so schwer. —

Dump und schwöl of, dörch den Saal bi'n Himmels-Schloßherrn rings umher,
 Leg d't up alle Götter. Doch dunn schöt dat niglich den Hephästos
 Dörch den hellisch' anschlag'schen, Künstlerdäk, und d't wohrt nich lang, dunn los
 Leggt hei unverfrozen mit de Ned, um doch sin leiwe Mudder Hera
 Bet wat Leims nah dit Gewidder antodauhn, ob denn ehr würd' so n' Beten beber:
 „Dat ward'n jo de reinen Schwerenotsgeschichten war'n hier haben
 Up'n Olymp, und wer fall up de Du'r dat utholl'n odder lawen,
 Wenn ji beiden, um de Menschenkinner, in de Hor jug liggen,
 Und ganz apenbor vör all de Götter driv'us mit Larm dat Striden kriegen,
 Wenn kein ein mihr hier mal wat to eten trigg, wil so n' oll dänlich Saken,
 Wat ein reinen Quart is, nehmen äwerhand, wenn sowat ward verbroken?“

Und dat deiht sich unse allerhöchste gnäd'ge Herrschaft nennen!
 Na, uns' Mudder rad id denn — se ward d't of so all as dat Best' erkennen —
 Sich mit unsen leiven Vadder Zeus in Leiw und Fründschaft to benehmen,
 Dat hei denn nah dissen of sich mag to fründlich Würd' bequemen,
 Und dat hei bi't Middageten nich mihr uns de Schellwürd so an'n Däts schmitt;
 Denn, wenn d't den Olymp'schen Gott mal inföll, dat hei von uns' Stöhl mit
 Sinen Dunnerkil uns runnerfleigen let, wi künn'n d't nich wehren,
 Denn sin is de Macht und Kraft, hei bliwv't de Starke, wi möt uns scheren.
 Geiht du äwerst em mit fründlich' Würd so 'n beten um den Vort,
 Glik ward denn de Du uns wedder fründlich sin, as süs sin Ort."
 Dit wos god. Upsprung hei dunn und mit ein großes Kelchglas tred hei ran
 An sin leive Mudder, gatw't ehr in de Hand und redt' se an:
 „Dat man god sin, Mubbing, holl man ut, wenn d' of noch n' beten falsch büst,
 Id kann d't nich mihr seh'n in mine Dgen, ne, kein Spirken leiw müst'
 Id bi herw'n, dat hei so sünschen ümmer up di losfahrt; twarst to'm Framen
 Künn id nids bi dauhu, wir 't noch so falsch; denn geg'n den Ollen uptokamen,
 Rein unmöglich is d't; id kenn em. Sei kreg mi vördem ein anner Mal
 Scharp an't Bein to faten, let mi süsen hoch von n' Himmel dal,
 Und id flög und flög und n' ganzen Dag wir 'd unnerwegs; as d't Abend
 Worden und de Sunn güng dal, dunn fel 't up Lemnos rup, schwach atend;
 Landlud' sünn'n mi dor, de höw'n mi up, sacht unner'n Arm mi fatend."
 Na, bi dese Red kreg de wittarm'ge Hera denn dat Lachen doch,
 Und as se den Sahn mit ehre Hand nu afnehm den Polal, dunn lacht' se noch;
 Rechtsüm humpelt' hei nu los, füllt' bet tom Rand de Götterhumpen,
 Parl'nden krisselnd süten Nektar ded hei ut den Mischkrog pumpen,
 Und de Götter kregen 't Lachen of und stikten bald und wull'n sich dod und
 dämlich lachen,

As dat Unglücksklump se sehgen dörch den Saal sich asmarachen.
 Also dörch den ganzen Dag dunn, bet de Sunn güng unner, seten s',
 Und dat Best' ut Rät und Keller promten s', dränken s', eten s'.
 Of Apoll sin gold'ne Leier und de Musenstimmen klingen
 De de schönsten Himmelsleder in ehr' Chür' afwesselnd süngen.
 As dat lüchtend Dagsgestirn wir saching von den Hewen schwunnen,
 Süngen s', um dot uttoschlafen, hen noch Hus und hadden funnen
 Bald ehr Wohnung; dat berühmte Duwvel-Humpelbein Hephästos
 Hadd mit Kunstverstand ein jedden bugt ein nettes Götterschloß.
 Of de dunnerwedernde Olymp'sche Zeus nah sin Schlaplager wandelt,
 Wd hei pleggt' to rauhn, wo von de Weltregierung'saken meist nids ward verhandelt.
 Still dunn tred von ehren gold'nen Thron of run de Göttin Hera,
 Steg in 't grote Himmelsbett und to'm Schlap redt' se de Gleder.

Ilias B, 369 flg.

Agamemnon antwurt't hierup fierlich — dit Wurt hadd seten —:
 „Da hast wedder mal mit dinen Rad den besten Trumppf utschmeten,
 Oke Radsherr; ja dat weit doch Zeus, Athene und Apollon,
 Wenn mit teihgen sünn' Radgewer id hadd alle Dag to dauhu,
 Denn süll bald de Stolz von Priamos sin hoge Stadt sich gewen,
 Dat s' in Asch und Schutt to Föt uns leg, dat würd'n wi bald erlewen.
 Äwer herw't't Medusenhaupt ji seh'n, dat Zeus mi vörhölt, de mi schreckt,
 Und vel Leids mi schafft, in unnütz Strideri und Jänkeri mi tredt!

Ja, schwer Ding is s'ehen. Strid hett d't gewen twischen mi und
twischen

Unsen gröttsten Mann und Helten, den Achilles, und mit frischen
Born hew'n w' streben uns, und tworst worüm? Von wegen
Eine Jungfer. Id bün schuld; ja id füng an, mit Born, so'n' legen.

Wenn w' uns nochmal wedder ward'n verdragen, denn sölt j' weiten,
Denn sall dat Verdarwen för de Troer nich mihr sümen, nich ein beten.

Äwer nu gah't hen und et't wat; und naher to Kampf und Schlacht gewandt!

Jedder mal de Speerspiß scharp sich, und de Schild' nehmt von de Wand,

Und de windgeschwinnen Pird' gewt frisches Foder ol to freten

Und von allen Siden de Kampfwagen to bejeñ dauht nich vergeten!

So besorgt all Ding; denn sö'l'n de ijern Kriegeswärpel fallen:

Dörch den ganzen langen Dag ward d't Rauh nich gewen för uns allen,

Bet de späde Nacht ruptreckt und deiht de tapser'n Helten trennen.

Parlend ward de Schweit von de Schildremen üm de Post dalrönnen

Männigeinen, und de Isehand ward an den Speer erlahmen,

Ol de Mähren vör de funkelnd' Wagen warden in dat Schweiten kamen,

Doch för den, de affids von dat Schlachtfeld seig torüggbliwot

Bi de Schöp', de Hunn'n und Wißen to entgahn, dat keine Rettung denn gimot“.

Und nah dese Ned von frischen juchzten up de Griechen mächtig,

Und dat tost, os wenn an't steig'le Neuver schüwend Bülgenwater breckt sich,

Wenn de Storm ut Süd heranbrust, wo de Felsenklipp wid vörspringt,

Wo de Bülgen ewig dunnern üm de scharpe Ed, wenn andringt

Wonnig wild de Wind, wenn lud sin Led ut West und Süd und Ost und Nord
klingt.

Ilias B, 463 flg.

Kampf und Sieg wir wedder Losung, kein Begehr mihr wir bekannt,

In de hollen Schöp' to segeln t'rügg in't leiwe Vaderland.

Als wenn hoch dörch einen Niesenbargwald bludt mit Flammenflüchten

Fretend Fü'r up, springt und löppt, wenn ut de Firn de robe Strahl deiht lüchten,

Also, as in't Feld se tögen, wunnerfunkelnd Glanzgestimmer,

Dörch de Luft to'm Gewen stigend, bligt von Speer- und Panzerschimmer.

Und as wenn in langen drangen Log de schwewend' Bängel treden,

Gäuf' und Kraunen odber Schwanen, de de langen Hälse strecken,

Und mit Juchen und Geschnatter flegen up'ne Wisch to'm Sitten:

So von Zelt und Schäpe her de Völkerschaaren ut sich schütten

Wid in de Stamanderfeller; schuddernd bewt de olle Ird

Unner'n Kriegermassentritt und unner'n Hoffschlag von de Pird'.

Endlich up de gröne blomenbunt Stamander-Flur se stünnen,

Dusend neben dusend, as sich Blatt an Blatt und Knupp an Knupp in't Frühjohr
finnen.

Und as woll sitt Schwarm bi Schwarm von dicke schwarte Fleigendrümpel,

De mit Summen dörch de Melkstuw rümmerschwirren, krüz und quer in Hümpel

Um de Sommertid, wenn frische fette Mell in Emmern steiht:

Also von de Griechenkrieger mit de flegend' Locken stahn deiht

Kopp an Kopp, up de Trojaner uttoschwarman all bereit.

Äwerst nu, so as ehr wid versprengten Heerden Bāgenhirten

Pichtlich ein von anner sonnern, wenn se up de Weid' sich mengelirten:

Also ord'nten ehre Völker, Stand an Stand, de Heeresführer,

As tor' Schlacht se süllen gahn; und hei, de von dat Ganze wir Herr,

Agamemnon, stünn in ehre Midd, an Haupt und Ogen glif dauhn
 Künn hei d't halb den Dunn'rer Zeus, an Gürtel Ares und an Post Poseidon
 Soans as de Hauptbull, as dat Prachtstück in de Heerd' vör allen,
 Dasteiht, hoch dat Gnid, vull strohig Kraft, und up de Kohweid sich deiht prahlen:
 Also as den Häupter Zeus ded hier den Atrousföhn vermelden:
 Unner't Kriegsvoll hoch und herrlich, Glanzgestalt noch unner Helben.

Ilias I, 361 flg.

Äwerst dunn kreg Menelaos an den sülvvern Griff to hollen
 Rasch sin Schwert, halt' ut, und dal de schwere Schlag wir sollen
 Up den Bängel von den Helm; doch heft nich sehn, rut ut de Hand
 Föll't em braken dörch in drei, vier Stücken. Und de Ogen stur gewandt,
 Rablos schidend in de endlos Firn, rup hoch nah den grisblagen Himmelstrand,
 Wehklagt' hei: „Zeus, wo's ein Gott, de 't Äwel schafft noch mihr as Du!
 Dacht doch, dat süll strafen för sin' Frevel id den bösen Paris nu:
 Äwerst nu is in min' Hännen af min godes Schwert mi braken,
 Ruplos herow 'd den Speer affschleudert und nu herow 't mi doch nich rafen!“
 As ein Weber höst' hei los dunn, ded em an den Helmlamm kriegen,
 Dreihgt' em rüm und tred't und schleppt' em nah de blantgeschänten Griechen
 Käwer, dat de stark steppt' Helmtrem, de em um dat Kinn wir bunnan,
 Em den Hals, den weiten, zorten, toschuert habb und bläudig schunnen;
 Und hei habb d't ol farig kregen, sich tom Pris bet an den Hewen,
 Wenn dat Zeuskind Aphrodite, de d't habb markt, nich rantoschwewen
 Sachtig kamen wir, de em den Offenledder-Remen dörchret,
 Dat de holle Helm den Menelaos in de schwällig Hand set;
 Und dat Dings dor schmet hei warbelnd mit Ävel rin mang de Griechen,
 Und sin Lüß', de sich wat hägten, ded'n em niglich in de Fingern kriegen.
 Und dunn störm't hei nochmals los, um mit de Lanz em bodtostelen;
 Äwerst dunn habb Aphrodite, unbemart, as Götter plegen,
 Rasch entrückt em, Bullenwagen führten ehren Reitling furt,
 In sin Schlapgemach em dragend, an den würzig duft'gen Ur.

Dunn güng sülvst se nah den Borgtorm, um de Helena to ropen,
 De s' dor dröp, vel edle Frugens stünn'n um ehr in Kreis und Hopen,
 Und se zupft' ehr an dat lust'ge Prachtgewand lif' mit de Hand,
 Und in de Gestalt von ehr oll grise Spinnfru, de ehr kunstbewandt
 Bullenstoffe vel habb farigt, as se noch in Sparta wahnte,
 Und de ehr Klafakter was hier, flüßi' ehr heimlich to und mahnte:
 „Kumm rasch! Paris lett di seggen, du müggst glid nach Sus mal kamen;
 In sin Kabinet up d' Bettstäl hett hei beten Rauh sich nahmen,
 Hei hett sich all frisch antreckt und lämmt; dat süll kein Wünsch nich glöwen,
 Dat hei ut den Kampf lämmt mit den bloddüstigen hungt'gen Löwen,
 Ne, em lett dat, as kem hei von 't Danzen, obder wull irst rümmerschewen.“
 Wi dit Wurd ein wilde Filerzorn ded up in ehren Bussen waken,
 Und as se erkennt' de Göttin an den stolzen schönen Nacken,
 An den leimgeschwellten Bussen und de hell brennenden Ogen,
 Deb se schreckverwirrt, hartbläudend bes' anlagend Würde wagen:
 „Grusam Wesen, also nochmal wißt mit Schöndauhn du mi brüden?
 Wißt mi woll in anner Hauptstäb', wid in 't Land nach fremde Lüß' hen,
 So nah Phrygien obder Lybien, wo d't so schön is; nu anbringen,
 Wo woll noch son'n hübschen Kirtl heft, den sin Sprak deiht utländ'sch klingen?

Und wil Menelaos nu as Sieger ded den schönen Paris twingen
 Und mi sündig Frugensmensch torügg in't olle Hus will bringen,
 Ja, du, dorüm nu bläst grad woll wedder hier, um mit diu' dämlich Läschen
 Wedder mi noch Wiver=Ort und =List, as vördem, to begöschten.
 Gah du doch so'n beten hen nah em; woto of immer Göttin spelen,
 Dat de Götter ehren Strich allein doch gahn, du kannst ganz ruhig fehlen
 Up den hog'n Olymp, wat fragen s' dor woll vel nah di! Ne, mak di ran
 Man an em, girr em wat vör und pleg em god und höd' den Mann,
 Bet hei würllichen di frigt und du sin Wiv wardst odder Deinstmagd.
 Ich kann dor nich wedder hen, du denkst woll, wenn d't of tom Skandal is, id
 verdrag d't?

Ich kann nich in sinen Arm mihr liggen, ne! de Troerinnen
 Sinner mi, wat würd'n s' zack'rier'n! Und so all kann min Leid kein End nich finnen!"
 In de schönste Zornigkeit ded ehr de Göttin Antwortt gewen:
 „Mak mi blot nich falsch, Verweg'ne, dat 't di nich verlat för 't Leven,
 Und up di nich Haß dauh schmiten, so grot es bet hüt min' Leid wir
 To di, undankbores Wesen, und ein Fidschaftstück anstrew hier
 Twischen Griechen und Trojaner, dat di d't ellichen güng schew sühr!"
 Na, dunn güng s' to Mihr, de Helena, dat schlög ehr dörrch de Gleder,
 Und den witten Schleier nehm se dicht tosamem äw're Kleider,
 Still und unbemerk't verschwünn se und vör ehr de Göttin schred her.
 As se in det Prachtschloß von den Prinzen Paris wiren kamen,
 Wes' se rasch an ehre Arbeit ehre Zosen alltosamen.
 Und in ehre Ehgemächer schred dat schöne Frugensstimmer.
 Aphrodite, mit den lächelnd holden Zug üm ehren Mund herümmer,
 Einen Sessel drög se ran und ded em stellen eigenhännig
 Alexandros gegenäwer, wo se Platz namm, noch verstimmt inwennig,
 Helena, den Zeus sin Tochter, jennen Menschenstecher mit de Megis wedder hüt,
 den Ollen,

Und de Dgen af wat wennend, ded s' em desen Willkam hollen:
 „Wedder hier mit heile Anaken? Wirst torügg doch kamen nich mihr
 Ut den Kampf, von den dobschlagen, de min irste Ehmann wir!
 Dat an Kraft und Fust und Speertwurf wirst bedüend äwerlegen
 Minen Helden=Menelaos, heww' l' von di to hüt'n oft kregen;
 Na, wißt noch mal hen und mit den Menelaos kämpfen?
 Wißt em nochmal ruterföddern, sinen hogen Maud to dämpfen?
 Na, id rad di, Paris, stel den Degen bi und wes nich dämlich,
 Mit den sünnverbrennten Menelaos kämpfen is di nich bekämlich,
 Rasch würd' hei den Fenspeererschaft in dat Luv di rönnen nämlich!"
 Paris ded ehr dorup fründlich mit drei Würden Antwortt gewen:
 „Goldes Wiv, wat fall dat Schellen, worüm suern mi dat Leven!
 Dit Mal twarst güng Menelaos mit Athene's Hülp dat beter;
 Und ein anner Mal twing id em, denn of mi to'r Sid stahn Götter!
 Mel mi her din Hand, min Leven, und lat einen Kuß di gewen;
 So ded mi in minen Leven Leid noch nich dat Hart dörrchbewen;
 Sülwst nich dunn, as ut dat schöne Sparta id di weg heww stahlen,
 Und as wi up rasche Schäpe gleden dörrch de Waterstrahlen,
 As toirft up Kranae, de Insel, sanst id leg in dine Armen,
 Drew as hüt mi nich Berlangen, an din Hart mi söt to warmen.
 Nehger tred hei an dat Lager, halw noch tög hei s', halw güng se hen

Und de holde Schlummer wegt' se bald, as wir kein Strid gescheh'n.
 Nummerdem doch de Atride as en wildes Dird noch immer
 In de Heereshopen söchte nah den Alexandros schlummer.
 Awer von de Troer ringsum weiten ded dat of nich einer,
 Von ehr' hogen Allirten Menelaos wüßt' dat keiner
 To verraden, wo Prinz Paris sich woll künn versteken hollen,
 Und ut Leiw em to verbargen wir dat keinen nich insollen,
 Und se habd'u em girn verraden, wenn hei man nich wir verschollen,
 Und wenn einer dat man sehn habd, wo hei sich mücht' rümmertrollen;
 Denn glik as Dod und Berdarwen haßten se em alltosamen.
 Dunn ded Agamemnon endlich mit dit Wurd heruterkamen:
 „Troer und Darbanervölker und ji Bundsgenossen all,
 Dat Menelaos is Sieger, düblich schint up jedden Fall;
 Gewt denn rut de Helena uns und den ganzen gold'nen Schap,
 Und bauht den Tribut upbringen, as wi stellen up den Saß,
 De von uns' Nachkomen of as stännig Recht noch ward erhawen.“
 Also red'te de Atride und de Griechen deden 't lawen.

Ende des dritten Gesanges.

Ilias A, 1 flg.:

Den Zornesang stimm an, o Musengöttin mi, de düster schallt,
 Und de mit dine grull'nden Melodien dat Hart packt mit Gewalt:
 Dat hoge Leid von den wilden Born von den Peleus- Söhn Achilles,
 De Leiden nog and Jammern bröcht', so'n dusendfaches, schrilles,
 För all dat ganze Griechenvolt; so'n Elend bröcht' dat Striden,
 Dat männig leitwe Griechenjung noch bald in 't Gras müßt' biten,
 Bel' Helenseelen jung und frisch in n' Storm tom Hades flögen,
 Wildes üm ehr' Fleisch und Knaken sich de gir'gen Hunnen jögen,
 Und Adler all' und Wihen wild dorup mit Flächten schlögen:
 So was d't Zeus Will und so geschach d't, wil d't so müßt' kamen;
 Von den Dag an fäng an dat Leid, as beid' toirst tosamen
 Ut einanner lemen dörch de Wut und sich mit Strid benahmen,
 Mit Gift und Gall upführten dull ein wildes, böses Spill,
 De Heereskönig Agamemnon und de Götterheld Achill.

Ilias A, 158 flg.

Doch ein Eid is nich vergewß, up t' Opferblod ümsünst nich bugten
 Wi und up de Winspend', und den Bund und Handschlag wis wi trugten;
 Denn wenn de Olymp'sche Gott de Sat of noch deiht hen wat trocken,
 Bringt hei dt' ihrer obder später doch torecht, denn möten s' schmeden
 Bull de Straf, de äwer ehre Köpp kümmt, äwer Fru und Rinner;
 As mit Dgen seh id dt' all, von t' Hart up stiggt mi dt' äwern Sinn her:
 Einst de grote Dag ward kamen, de in Flammen unnergahn
 Süht dat grote heil'ge Troja, wo kein Stein von bliwot bestahn;
 Fallen seh id Priamos, wenn in den Schlap sinkt Roß und Mann,
 Unnergahn sin ganzen Völker, de hilt stark in Lanzen dauhn,
 Wenn de grot' Gott Kronos-Söhn, Zeus, de ganz Licht, up hogen Thron
 Ewig wohnt, de starre Megis lett in t' Angesicht ehr drauh'n,
 Zornig äwer den Bedrug hier. Ja, dt' ward in Erfüllung gahn.

Ilias A, 301 flg.

Doch de Wagenlämpfer remst' hei dt' düblich in vör allen Dingen,
 Dat s' in Tügel und in Glid stramm höllen ehr Gespann und güngen
 Dörch nich, dat sich dörch einanner bed dörchlüseln nich dat all;
 Dat verldt up Roß und Wagen und up sinen Arm sich bald
 Keiner nich und up den Infall kem, sich wid vörup to wagen,
 Üm to prahlen und allein sich mit de Troer mal to schlagen,
 Und dat ol kein Part torüggblew, denn dat wir ehr' Kraft astagen.
 „Äwer“, säb hei, „führt jug einer von de anner'n an den Wagen,
 Rasch leggt mit de Lanzen ut, denn dat ward Burdel jug indragen.
 So heww'n ol un' Ollen vördem starke Festungen innahmen;
 So 'nen Sinn und Maub denn latt' nich ut jug' Vost afhannen lamen“!
 Also mahnenb sprök de grise oltersohr'ne Kriegerzmann.
 Schmunzelnd em gewohrt' de mächt'ge Heereskönig Agamemnon,
 Und sin' fründlich Würde slögen an de ollen Uhren ran:
 „Wenn, oll Herr, as Jünglingsmaub di in dat frische Hart deiht lewen,
 Knee und Wein' so wullen mit doch und de Kraft wir frisch doch blewen!
 Doch dat Öller trigg't s' all unner, as ol di nu'; id wull denn doch,
 Dat dat mücht' 'nen annern gellen und dat du to d' Jungen tellt'st noch“!
 Und de olle Reif'ge Nestor nicktöppt d'rup und gaww em Antwort:
 „Je, dat segg man mal! Wat wull id leiver! Dit heww id dt' bedu'rt,
 Dat d't mit mi nich so mihr is as süs; ja, bed id so noch wesen
 As to de Tid, as den starken Euruthalion, 'nen Helben uterlesen,
 Dal id schlög! Doch pleg'n de Götter all ehr' Gaven nich tofamen
 An de Menschen to vergewen. Jung wir 't dunn; doch nu is lamen
 Äwer mi dat Öller. Doch bün unner Roß und Reifige ol so
 Id noch ümmer girn mit Rad und Red, so as dat kümmt de Ollen to.
 Lanzen breken lat 't de Jungen, de wid nah mi sünd geburen
 Und ehr' Körperkräft' to wisen as Soldaten blot man luren.“
 Dunn güng Agamemnon wider, schmunzelnd; all'ns geföll em sühr;
 Und dunn sünn hei den Menestheus, wat en' scharpen Roßlämp' wir . . .

Ilias A, 411.

Diomedes dgt' em ernsthaft und bed ruhig em bedüben:
 „Leiw Fründ, dauh mi den Gefall'n, wes' still und up min Wurd dauh hören!
 Id kann dt' Agamemnon, de up 't Ganze sehn fall, nich verdenken,
 Wenn hei uns an desen Schlachtdag to'r Kriegspflicht den Sinn deiht lenken.
 Glanz und Ihr em dauhn tofallen, wenn mit sine tapf'ren Krieger
 Hei de Troer twingt und dasteiht kühn as Iliens stolze Sieger.
 Doch up sin Hart ol, sünd, w' schlagen, schwer und hart de Schmach deiht fallen;
 Denn brel los bi uns de Storm ol, dat de Maub brust bi uns allen“!
 Kum habb hei dit Wurd beend't, wir hei all von den Wagen sprungen;
 Bi den Sprung sin Rüstung klirte und de isern' Speere klungen,
 Dat de starksten Harten tudernd vull woll an de Ribben gungen.
 Glik as wenn de Bülgen dunnernd an den widen Seestrand rullen,
 Ümmer nehger ran, wenn s' brusend vör de Windstörn' holl rangrullen,
 In de See as Barg' sich törmend, an dat Land mit Bröllen braken,
 An de Klippen hoch sich krüselnd, wenn de Strand den witten Kragen
 Sprizend anleggt, de von Meerschum einen langen Strich is tagen:

Also dicht und immer dichter her de isern' Säulen schwanken
Von de Griechenheer' und endlos drängend up den Wahlplatz wancken.

Schluß des achten Gesanges.

Hogen Maud in stolze Harten dese an de Wahlstatt seten,
Dörch de ganze Nacht Wachtsüer äwerall se brennen leten.
So as bi windstille klare Luft, wenn hoch steiht an den Hemen
Sülwerhell de Mand, um em de Stirnenschaar deicht blygend schweben —
Wenn de hogen Bargesgipfel und de Affhäng' sanft uplüchten,
Unner'n widen Hemen schweben mandschinwitte Nebelflüchten,
Wenn de Stirn' all' funkelnd brennen, wat de Hirten dücht so schön,
Wenn de witten Lämmervulken dörch de Himmelsauen tehn:
Also flammten up de Wachtsü'r an den Xanthos sine Wellen,
Hen bet an de Griechenschäpe, und in dusendsachen hellen
Schämer strahlten up de Feller dor för Troja, Licht bi Licht,
Müm um all' de einzeln' Wachtsü'r legen söstig Krieger dicht,
Grell de Fälerschin ehr strahlte in dat brune Angesicht.
Und de Rosse bi de Wagens flott sich Spelt und Gasten tangten,
Stampten ungedullig oft up und nah 't Morgenlicht verlangten.

Sprechzimmer.

1.

Verlassen hab ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die bess're Seele weckt.

Wie unerhört kühn die Auslassung des Relativs im nom. sing. von Zeile 3! Weiß jemand eine ganz zutreffende Parallele aus Goethe anzugeben? Bei einem alten Klassiker würde man in einem ähnlichen Falle wohl zur Konjektur verschreiten. Alle Frauen und die Hälfte der Männer lesen über dergleichen Anstöße hinweg, ohne ihrer zu achten. Der Grammatikus, auch wenn er kein Müdensfeiger ist, kann an solchen Stellen ein gewisses Grimmen schwer verwinden; Kamele zu verschlucken ist einmal nicht jedermanns Sache.

Dresden.

Theodor Vogel.

2.

Zum historischen Faust. (Zeitschrift VII, 56.)

Die Herren Prof. Dr. D. Behaghel in Gießen und Prof. Dr. Ph. Strauch in Tübingen machen mir die dankenswerte Mitteilung, daß das von Felsberg beigebrachte Faust-Beugnis bereits von Szamatólski in Seufferts Vierteljahrschr. f. Litteraturgesch. 2, 156 verwertet worden ist.

Dresden.

Otto Lyon.

3.

Petermännchen, Chimmeken, Wolterken und Hödeke
als gute Hausgeister.

In der folgenden kleinen Untersuchung will ich ein Kapitel aus der niederen Mythologie behandeln, das bis jetzt im einzelnen noch nicht bearbeitet ist. Man könnte sagen, derartige mythologische Einzelheiten dürften nicht isoliert betrachtet werden, da ja in der Mythologie gerade alles, auch die einzelnen Geister, aus den allgemeinen mythischen Vorstellungen unseres Volkes herzuleiten ist. Der aufmerksame Leser wird überall den Zusammenhang erkennen, der mit den Schriften von Grimm, Ruhn, Max Müller, Mannhardt, E. S. Meyer und Mogk besteht. Manche Anregung verdanke ich auch Jul. Lipperts Schriften (Christentum, Volksglaube und Volksbrauch, Allgemeine Geschichte des Priestertums), der sich ja allerdings philologischer Mittel bedient, die heutzutage kein Philologe mehr anerkennt, aber reiches Material bietet. (Vergl. E. Mogk, Mythologie in Pauls Grundriß der germanischen Philologie. I. Band, VI. Abschnitt S. 993.) In Pauls Grundriß findet man auch in dem von Mogk bearbeiteten sechsten Abschnitt (Mythologie) die einschlägige Litteratur zusammengetragen.

Ich habe nach dem Vorgange von W. Schwarz (Der heutige Volksglaube S. 7, Prähistorische anthropologische Studien S. 7) die hier besprochenen Geister in das Gebiet der niederen Mythologie verwiesen. Es gilt dem Forscher in erster Linie die Natur und die Bodenbeschaffenheit des Landes ins Auge zu fassen, wo sich der Mythos findet, überhaupt dasjenige, unter dessen Einfluß alle Menschen, insbesondere die natürlichen Menschen stehen. Oft entspringt dann der höhere Mythos aus dem niederen oder ist in Anlehnung an diesen entstanden. (Aus Mogks Mythologie, a. a. O. S. 982 u. 983.) Mogk sagt an dieser Stelle sehr richtig, daß von W. Schwarz und seinen Anhängern die Volksüberlieferung, namentlich der Gegenwart zu allgemein als die älteste Quelle unserer Mythologie hingestellt wird. Dieselbe kann unter Umständen sehr alt sein, aber es ist zunächst die Frage aufzuwerfen, ob sie nicht jung sein muß. Aus diesem Gesichtspunkte habe ich stets die von Bartsch gesammelten Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg betrachtet. Hierauf muß bei allen ähnlichen Sammlungen geachtet werden.

Grimm spricht in der Mythologie S. 286 von dem Hinzelmännchen oder Heinzelmännchen, das mit Katermann zu vergleichen ist und im Renner mit Kobold zusammen vorkommt. Er ist ein gutartiger Geist, der stets zur Hilfe bereit ist (vergl. den gestiefelten Kater im Märchen). Ich

habe in dieser Zeitschrift V, 11. S. 742 diesen Robold Hinzemann mit dem Namen des Vaters Heinz und Hintze in Verbindung gebracht; dies sind Deminutivformen von Heinrich, gerade so wie man in Niederdeutschland einen andern Woltergeist Chimke, Chimmeken und einen anderen Wolterken nennt. Daß Grimm Recht hat, wenn er Chimke für ein Deminutivum von Joachim hält, läßt sich aus niederdeutschen Vornamen nachweisen. Auf der Pfarre zu Biestow, einem Kirchdorfe bei Rostock, hat sich außer dem Kirchenbuch noch ein „Hauptbuch bey der Kirchen zu Bystow“ erhalten. In diesem Buche sind die Einnahmen und Ausgaben der Kirchenvorsteher und der Pastoren verzeichnet, außerdem enthält es eine Art Gemeindecronik. Die Eintragungen für die Jahre 1571 und die folgenden sind in niederdeutscher Sprache geschrieben. Während im Kirchenbuche die Vornamen stets ausgeschrieben sind, wie z. B. Matthias, Joachim u. a., sind in diesem weniger sorgfältig geschriebenen Buche die Namen der Bauern (man unterschied: coloni, cossathi und villani) meistens so eingetragen, wie das Volk die betreffenden nannte, also in der verkürzten oder verkleinerten Form: Ties, Chim, Engelke u. a.

Nur an solchen Stellen, wo etwas besonders feierlich oder förmlich ausgedrückt werden soll, wenn der Superintendent von Rostock die Kirche inspiziert, wenn ein neuer Kirchenvorsteher eingeführt wird, wenn jemand Geld von der Kirchentasse leiht oder an sie zurückzahlt, dann treten die vollen Namen wieder ein. Der Vorname Ties (aus Matthias) findet sich sehr häufig, z. B. Ties Gerdos¹⁾; noch öfter aber trifft man auf Chim (aus Joachim). Chim Gribbenitze kommt oft vor, einmal auch Joachim Gribbenitze; in beiden Fällen muß dieselbe Person dem Zusammenhange nach gemeint sein. Also Chim ist sicher die Verkürzung von Joachim, Chimke die Deminutivform wie Engelke, Lütke, Lemke (alle drei als Vornamen belegt). Ebenso ist Wolterken ein Deminutivum von Wolter. Wolter gehört zum Stamme Wald (got. valdan, ahd. waltan, mhd. walten, nhd. walten). Waldhar gab Walther und Wolter, Wolters, daneben auch Waldherr und Waltermann. Alle diese Namen sind als Familiennamen bei H. Heinze (Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich, Halle 1882) belegt (S. 217). Auch Waldmann und Woltmann finden sich. Es ist nun durchaus nicht auffällig, daß diese Bildungen mit jenen andern verwechselt werden, die sich vom Stamme Wald = nhd. Wald ableiten. Es kommen vor Waldmann, Woldman, Woltmann = mhd. waltmann, Einwohner eines Waldes, Förster (vergl. Heinze, a. a. O. S. 218). Es ist durchaus nicht aus-

1) Bei H. Heinze (Deutsche Familiennamen S. 171) findet sich aus pommerischen Kirchenbüchern: Tias Wille, Ties Burmester.

gemacht, von welchem von beiden Stämmen der Familienname „Wolde“ abzuleiten ist. In Mecklenburg kenne ich den Namen „Wold“ und „Wohld“ als Dorf- und Gutsnamen, und dieser gehört sicher zum Stamme Wald = silva.¹⁾ Die Bildung Waltermann (von Walter) erinnert sehr an Heinzelmann, Hinzelmann (von Heinrich). Waltermann gab dann niederdeutsch Woltermann und bezeichnete einen Geist, der eine ähnliche Rolle spielt wie der Petermann. Gerade so wie von diesem das Deminutivum Petermännchen, nd. Petermünken gebildet wurde, wurde Woltermann zu Woltermünken und fiel schließlich mit der direkten Deminutivbildung Wolterken zusammen. Es ist nicht unmöglich, daß das Volk dieses Wolterken mit dem Walde (silva) zusammenbrachte, wie der Heinzelmann manchmal im Walde seinen Wohnsitz hatte (vergl. Grimm, Mythologie S. 290).

Wenn Wolterke(n) direkt von Walter kommt, so läßt sich dafür eine Analogie in Heinicke, Heinke, Honneke direkt von Hagan finden. Die Sage kennt auch den Ritter Honneke, der vom Teufel ein schwarzes Pferd kauft. (Vergl. Bartsch, Meckl. Sagen. Bd. I, S. 103.) Zu vergleichen ist auch der sächsische Geist „Hödeke“ auf der uralten Stamm- burg der Grafen von Winzenburg, dessen Namen ich für ein direktes Deminutivum von nd. hōd = hd. Hut halte, weil die grauen Locken von einem breitkremigen Gute bedeckt sind. (Bartsch, Meckl. Sagen, I, 73.)²⁾

Frauck (Altes und neues Mecklenburg I, 258) sagt: Kobolde, wir nennen sie Wöltercken (für Kobölterchen). Er scheint eine ganz andere Ableitung des Namens im Auge zu haben. Das hd. „Kobold schießen“ heißt bekanntlich sich kopfüber werfen wie ein Kobold; wir sagen wohl auch „Parzelsäume schlagen“. Der niederdeutsche Ausdruck ist „Koppheister sohēten“; verwandt damit ist „sich wöltern“ d. h. sich auf der Erde fügen von rechts nach links oder von hinten nach vorne. Danach wären die Wöltercken kleine Männchen, die sich auf der Erde fügen (nd. wöltern). Noch vor 20 Jahren nannte man in Mecklenburg kleine Männchen aus HOLLUNDERMARK mit einem Bleikopf an dem einen Ende Petermänn-

1) Vergl. Agh. weald; ne.: weald (Tennyson!) und wold (ebene walbige Gegend). Unser Woltersdorf bei Bismar heißt in den Urkunden „villa Walteri“ d. h. also das Dorf Walters.

2) Ich erinnere hier an Deminutivbildungen wie Papendöneke, ein mecklenburgischer Mörder, Röpke (von Robert = Hrodebert), ein Räuber bei Crivitz in Mecklenburg. Der letzte Teil von Papendöneke kann mit den Familiennamen Doniges, Dönniges, Dönges zusammenhängen, diese sind Ableitungen von Antonius. (Vergl. ebenso Mutter Gauerken (von Gaud, Gōd = Gut.) (S. Tönnies für = St. Antoniusfeuer.)

chen, Petermünken, Petermünning; wie man sie auch hinstellen mochte, sie stellten sich natürlich immer auf den Bleikopf, und hier war der Kopf des Männchens gemalt. Für diesen Spielzeug habe ich zwar nie den Ausdruck Wöltercken gebraucht, aber das Verbum sehr häufig: „Kik, wūr de Petermünninga sick wöltern“. Etwas Geheimnisvolles hatten diese kleinen Männchen immer, auf dem Lande holten die Kinder sich selbst das Holz vom Rande der Brücke. Daß in dem Wort aber ursprünglich Walthor steckt und dieses mit Wald zusammengebracht wurde, glaube ich sicher. Die Berge, in denen die Unterirdischen wohnen, sind stets bewaldet oder bewaldet gewesen. Der Sonnenberg bei Schwießel, in dem „de Unnererdsken“ wohnen, ist mit Wachholder bewachsen. Im Walde beim Holzfahren trifft man auf das Chimeken. Zwischen Güstrow und Schwerin liegt die „hohe Nonne“, ein Berg, der mit Tannen und Wachholdersträucher bewachsen ist, hier wohnen die Unterirdischen und erzählen dem Vorüberfahrenden, daß Prigelken, Prigelken tot ist, nach anderen Erzählungen: Prilling, Prilling ist tot. Also auch diese Namen sind wieder Deminutiva.

In Doberan und den umliegenden Dörfern werden die Geisterlein „Mönken“ genannt. So liegt $\frac{3}{4}$ Stunden von Rostock bei dem Dorfe Krizemow der „Mönkenberg“; an diesem von Zwergen bewohnten Berge liegt ein großes Torfmoor, welches früher dicht mit Holz und Busch bestanden war. Die Form „Mönken“ halte ich für ein Deminutivum von „Mann“ = hd. Männchen; mit dem hochdeutschen Worte „Mönch“ hat es nichts zu thun.

Von den Geistern, die an der See ihr Wesen treiben, wie Blau-mäntelchen und der Klabaftermann, der an die Wände des Schiffes klopft, und den Schiffern Glück bringt, will ich ein anderes Mal sprechen. Die „Watermäum“ d. h. „Wassermutter“ gehört nicht hierher, weil sie ein Geist ist, der den Menschen stets Unglück bringt (vergl. R. Schiller, Zum Tier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. Erstes Heft. Schwerin 1861. S. 12 und S. 26).

Es fragt sich nun, was das Volk von diesen Geistern zu erzählen weiß oder früher darüber erzählt hat. Am bekanntesten sind die Sagen vom Petermännchen, dem Schutzgeiste des Schweriner Schlosses; sie sind zusammengestellt bei Bartisch, Meckl. Sagen Bd. I, S. 66—74. Das Männchen ist alt, weißbärtig, runzlig, trägt je nach den Umständen einen weißen oder schwarzen Mantel und auf dem Kopfe eine Kappe (ein Calotgen sagt die Quelle). Im ganzen ist es gutartig, spielt aber auch manchem einen Schabernack. W. G. Beyer hat in den mecklenburgischen Jahrbüchern 32,80 das Verhältniß des Petermännchens zu dem niederen Geiste Puck (Pück, Puc in der Schwerinischen Chronica von

M. Bernardo Hederico, Rostock 1598) festgesetzt.¹⁾ Das Petermännchen ist kein gewöhnlicher Kobold, wie er auf Bauernhöfen und in Bürgerhäusern sein Wesen treibt, sondern einer jener Elfen und Zwerge höherer Ordnung, in welchen die ursprüngliche Verwandtschaft mit den oberen Göttern oder wenigstens eine nähere oder vertraulichere Stellung zu denselben noch deutlich hervortritt. (Grimm, Dtsch. Myth. S. 294.) Das Petermännchen und Hödoko, dessen Mantel stets grau ist, haben die Gabe der Weissagung gemein, sie verkünden dem Burgherrn und dessen Familie frohe Ereignisse und Unglücksfälle, namentlich den Tod und kriegerisches Unheil. Beide sind Hüter und Wächter ihrer Burg, die fürstliche Silberkammer steht unter ihrem Schutze. Dem Petermännchen sind außerdem aber noch die unterirdischen Schätze anvertraut, es belohnt mit Goldklumpen. In dieser Hinsicht überragt es den Hödoko bedeutend. Es ist nicht nur der Hüter der Burg, sondern auch des heidnischen Tempels als vertrauter Diener des Gottes (vergl. Chr. Dehn, Mecklenburgische Volksbibliothek 1844 I. 2. S. 3—8). Ich will den Vergleich nicht weiter fortsetzen, man findet an den genannten Orten das ganze Material zusammen. Für die Geschichte des Petermännchens sind die Erzählungen, die im Volke umgehen, wertlos, weil sie meistens erst durch die gelehrte Forschung ihre heutige Gestalt bekommen haben.

Auf einen Punkt ist bis jetzt noch nicht hingewiesen, nämlich das Petermännchen und alle seine niederdeutschen Kollegen sind Wandelgeister, sie ziehen von einer Burg zur andern, man kann sie einfangen und mit nach Hause nehmen. Wenn man erzählt, daß das Petermännchen in älterer Zeit in dem Petersberge bei dem Kirchdorfe Pinnow in Mecklenburg gewohnt habe und erst später nach dem Schweriner Schlosse übergesiedelt sei, so glaube ich mit Beyer, daß dies ein jüngerer Versuch ist, den Namen des Geistes zu erklären. Die große Ähnlichkeit des Petermännchens mit dem Puck aber läßt auf eine ähnliche Vorgeschichte schließen. Der Geist Puck oder Pück ist aus Lütken Brütz nach dem Franziskanerkloster in Schwerin gebannt. (Bartsch, Mecklenb. Sagen I, S. 74—79.) Ebenso kann man ein (einen) Chimken von einem Ort zum andern bringen. Knechte, die Pferde zu füttern haben, verschaffen sich einen Chimken. Wer einen solchen Geist hat, dessen Pferde sind immer glatt und fett; los zu werden ist er aber schwer wieder. In der Rostocker Gegend hatte einmal ein Knecht von einem andern, der etwas einfältig war, den Auftrag bekommen, ihm aus der Stadt ein Chimken mitzubringen. Unterwegs fing der Spaßvogel eine Brummfliege, steckte sie in

1) Vergl. Westphalen, Specimen Monumentor. Meklenb., ed. 1726 p. 156 sqq.: Veridica relatio de servo quodam de Puck etc.

eine Schachtel und überreichte sie dem Auftraggeber mit den Worten: „Dor hest du en Chimken!“ Von jetzt ab wurden die Pferde des einfältigen Knechts in kurzer Zeit dick und fett, die des andern aber brandmager, die Brummsfliege war ein Chimken gewesen. Diese und noch andere Geschichten finden sich bei Bartsch (Mecklenb. Sagen II, S. 472 und 473). Damit sind folgende Ausgaben zu vergleichen: Franck, Altes und neues Mecklenburg I, 257: Sobald man einen Drachen über ein Haus ziehen sieht, so heißt es „Der hat ein Chimken oder einen Drachen, der ihm was bringt“. *Selecta surid. Rostoch. III, 24 (1746)*: „Een Chimken de quo in antiquis protocollis inquisitionalibus adversus sagas in Mecklenburgo passim legitur. Quaesiverunt enim in eo defensionem nonnumquam, distinguendo inter commercium cum diabolo et adhibitionem eenes Chimckens. Pro spiritibus mediis haberi voluerunt hi familiares et haecce daemoniola. Labores expedire et curam pecudis, maxime equorum, hos spiritus fabulabantur.“ Besonders diese letzten Züge zeigen deutlich den Zusammenhang, den unsere niederdeutschen Geister mit den von J. Grimm (Myth. S. 408—484) beschriebenen Wichtlein, Wichtelmännern und Heinzelmännern haben, die auch eine besondere Vorliebe für die Pflege der Pferde haben.

Manchmal wird das Chimken auch mit dem Heimchen in Verbindung gebracht, dessen Birpen bedeutet aber meistens etwas Schlimmes, den Tod einer Person im Hause u. s. w. Ein einziges Mal finde ich für einen bösen Geist den Namen „Jochim“, wovon Chimken das Deminutivum ist (vergl. oben). In dem Rostocker Kriminal-Protokoll-Gebirgsbuch heißt es (vergl. Bartsch a. a. O. S. 8): „1569, 2. August, Theina Bloken bekent, daß sie zaubern von der Schütteschen und von der Hans Millerschen gelernt; die gaben ihr einen Teufel, der hieß de Jochim.“

Was in den niederdeutschen Gegenden sonst von den Unterirdischen (Unnerorsken, Dümkes, Dümplings, Mönken) — dies sind die allgemeinen Namen für die eben besprochenen Geister — erzählt wird, wie sie den Fährmann, der sie über den Fluß setzt, reichlich mit Geld belohnen, wie sie für ihnen geleistete Dienste arme Menschen mit unscheinbaren Gaben beschenken, die sich dann plötzlich in Gold verwandeln, wie sie ferner faulen und schlechten Menschen gerne einen Streich spielen, das alles entspricht genau dem, was von den Heinzelmännchen, Kobolden und Zwergen der hochdeutschen und mitteldeutschen Stämme nachgewiesen ist.

Wismar i. M.

D. Glöde.

4.

Heidnisches und Christliches. (Ztschr. VI. 10.)

Herr Kreisschulinspektor Dr. Grambow in Bromberg hat die Freundlichkeit gehabt, mich darauf aufmerksam zu machen, daß

das von mir S. 691 mit „ungünstig“, „widrig“, „flau“ erklärte Wort *moj* gerade das Gegenteil, also „günstig“, „behaglich“, „wohlig“ bedeutet. So bei Reuter, Länuschen und Rimels: „*dar möt dat so recht moj sin*“ . . . im Weinkeller nämlich. Zudem ich dies richtig stelle, bemerke ich zugleich, daß es an derselben Stelle anstatt „*man*“ *mau* heißen soll. Trotz zweimaliger Durchsicht der Fahne habe ich dies leider übersehen.

Paibach.

R. J. Schmidt.

W. Wilmanns, Deutsche Grammatik (Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch). Erste Abteilung: Lautlehre. 1. Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner 1893. 80 S. Preis der Lieferung M. 1,50. (Das Werk wird in vier Abteilungen erscheinen, deren jede aus 4—5 Lieferungen besteht.)

Mit lebhafter Freude ist es zu begrüßen, daß sich Wilmanns entschlossen hat, eine auf streng historischer Grundlage ruhende deutsche Grammatik herauszugeben. Schon der Name des hervorragenden Germanisten bürgt dafür, daß wir es hier mit einer Erscheinung von hohem innerem Werte zu thun haben. Die erste Lieferung gestattet zwar noch keinen Überblick über das Ganze, aber sie zeigt bereits, daß der Verfasser mit den neuesten Forschungen bis ins einzelste innig vertraut ist. Einer kurzen Übersicht der Laute (S. 1—7) folgt die Geschichte der Konsonanten (S. 8 flg.), und zwar wird zunächst die germanische (S. 8—25) und dann die hochdeutsche Lautverschiebung (S. 26—80) dargelegt. Hier wird die Verschiebung von germanisch *p, t, k* besprochen (S. 26—42), von *sk* zu *sch* (S. 44 flg.), von germanisch *d* (S. 46—50), germanisch *b* und *g* (S. 51—60), germanisch *bb, gg* (S. 61 flg.), von germanisch *þ* zu hochd *d* und *t* (S. 67—70), germanisch *h* (S. 71—78) und ein kleines Stück von germanisch *f* (S. 78—80). Damit schließt die Lieferung. Der Stoff ist klar und übersichtlich behandelt, eine Fülle von Einzelheiten ist mit Meisterschaft gruppiert, und die Grundgesetze der Entwicklung treten in geradezu plastischer Klarheit hervor. Auch der, welcher nicht Fachmann ist, wird sich daher mit Leichtigkeit in dem Werke zurecht finden, sodaß es allen Gebildeten ohne Ausnahme aufs wärmste empfohlen werden kann. Der Fachmann aber wird sich besonders an der eingehenden und genauen Darlegung schwieriger Lautverhältnisse erfreuen und mit besonderem Danke anerkennen, daß Wilmanns sich auch den Forschungen jüngerer Gelehrten nicht verschließt und ihnen in wahrhaft wissenschaftlicher Weise überall gerecht zu werden versucht, auch wo sein Standpunkt abweicht (vgl. z. B. S. 80). Der Wissenschaft selbst aber wird mit dem Werke des namhaften Germanisten ein großer Dienst geleistet werden,

weil heute eine Übersicht und eine Zusammenfassung der unendlich weit verzweigten und verstreuten Ergebnisse der Forschung dringend not thut, nicht nur um das Geleistete zu überschauen, sondern um auch den rechten Standpunkt für die weitere Forschung klar darzulegen. Nach beiden Seiten hin wird man daher dem Werke mit größter Spannung entgegensehen. Wenn es in der Weise weiter geführt wird, wie die erste Lieferung ausgearbeitet ist, kann es von epochemachender Bedeutung werden.

Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken. Auffällig erscheint es, daß der Verfasser nicht mit der Geschichte der Vokale beginnt, wie es doch in wissenschaftlichen Grammatiken bisher ausschließlich üblich war, sondern mit der Geschichte der Konsonanten. Einen Grund dafür kann man aus der ersten Lieferung noch nicht ersehen, die Bedeutung dieser Änderung wird sich erst erkennen lassen, wenn das ganze Werk vorliegt. Wenn man bedenkt, daß mancher Lautwandel von Vokalen auf den Einfluß von Konsonanten zurückzuführen ist, so ist es recht wohl möglich, daß sich die abweichende Anordnung als ein Vorteil für die Behandlung erweist. Wo der Verfasser indogermanische Verhältnisse berührt, dürfte sich an einzelnen Stellen bei einer neuen Auflage eine Revision nötig machen. So führt er Seite 12 als Beispiel zu Berners Gesetz an: got. *tigus*, Zehnzahl, lat. *decem*, griech. *δέκα*. Diese Entwicklung wäre aber ja gerade gegen Berners Gesetz; denn da in *δέκα* der Ton auf dem Sonanten vor der Fortis liegt, so konnte in diesem Falle die Erweichung zu *g* nicht eintreten. Dem griech. *δέκα*, sanskrit. *dāca*, entspricht vielmehr nach Berners Gesetz got. *taihun*, zehn, während die Nebenform got. *tigus*, Dekade, Zehnzahl, auf griech. *δεκάς*, german. **teguz*, das an sanskrit. *daçat*, griech. *δεκαδ* — anzuknüpfen ist, zurückweist; da in *δεκάς* der Ton auf dem Sonanten nach der Fortis liegt, so ging die Fortis nach Berners Gesetz in die Lenis *g* über, also got. *tigus*. So konnte gerade der grammatische Wechsel zwischen got. *taihun* (ahd. *zēhan*, nhd. *zehn*) und *tigus* (ahd. *-zug*, nhd. *-zig*) als treffendes Beispiel zu Berners Gesetz benutzt werden.

Wohl unter dem Einflusse der Darstellung R. v. Bahders (Grundlagen S. 241 flg.) sagt der Verfasser S. 50, daß der Übergang des mittelhochdeutschen anlautenden *t* zu *d* in den Wörtern: Dampf, dauern (*miseret*), dengeln, Dill, Dofe, Dohle, Dolbe, Dotter, Drude, duften, Duft u. a. nicht mittel- oder niederdeutschen Ursprungs, sondern gemeindeutsch sei. Ich glaube nicht, daß v. Bahders Darlegungen, der als die Hauptquelle dieser anlautenden *d* das Oberdeutsche ansieht, ausreichen, um die wohlbegründete Anschauung, daß dieses *d* mittel- oder niederdeutschen Ursprungs sei, zu stürzen. Notkers Anlautgesetz, das R. v. Bahder heranzieht, konnte hier nicht in Frage kommen, da ja bei Notker

Lenis Lenis blieb oder unter gewissen Bedingungen zur Fortis überging, niemals aber Fortis zur Lenis überging. So ist zwar der Übergang von mhd. d zu t durch den Einfluß von Notkers Anlautgesetz, also durch oberdeutsche Einwirkung, in einigen Wörtern zu erklären (z. B. in Traube, althochd. drābo; tausend, althochd. dāsant u. s. w.), aber nicht wohl umgekehrt der Übergang von t zu d. Das Eindringen des d in die oberdeutschen Drucksprachen erklärt sich unseres Erachtens in den meisten Fällen einfacher und natürlicher durch das Eindringen mittelfränkischer, überhaupt mitteldeutscher und niederdeutscher unverschobener d in die oberdeutschen Kanzleisprachen, denen sich die Drucksprachen doch in gewissem Grade anschlossen. Der Ausdruck gemeindeutsch, den Wilmanns gebraucht, ist verhüllend und eigentlich nichts sagend. Da er niederdeutschen Einfluß vorher ablehnt, wird er mit dem Ausdrucke gemeindeutsch wohl, wie R. v. Bahder, oberdeutschen Einfluß meinen. Eine genauere Darlegung wäre hier am Platze gewesen; denn eben das ist das Problem, woher kam dieses gemeindeutsche d, aus dem Mittel- und Niederdeutschen oder aus dem Oberdeutschen? — Das germanische f (S. 80) halten wir mit Braune (Mhd. Gramm. S. 102) für labiodental.

Durch diese geringen Einwendungen soll natürlich dem Werte der hervorragenden Arbeit nicht im mindesten Eintrag geschehen, sie sollen nur meinen Anteil an dem Werke des hochverdienten Mannes bekunden, das allen, die unsere herrliche Muttersprache liebend hegen und pflegen, aufs wärmste empfohlen sei. Keine Schul- oder Hausbibliothek, die nur irgendwie auf wissenschaftliche Haltung Anspruch erhebt, darf sich diese Grammatik entgehen lassen.

Dresden.

Otto Lyon.

Dr. J. Lattmann, Die Verirrungen des deutschen und lateinischen Elementarunterrichts. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht. 1892. 175 Seiten. M. 2.

„Konzentration“ ist das Lösungswort der Pädagogen unserer Tage und „zentrale Stellung des Deutschen“ die Forderung aller derjenigen, die unser Unterrichtswesen umzugestalten bemüht sind. Wer sich über den jetzigen Stand dieser Fragen unterrichten und das wohl erwogene Urteil eines erfahrenen Schulmannes hören will, dem sei das Buch angelegentlich empfohlen. Keiner wird freilich mit allem übereinstimmen, was vorgetragen wird. Zweifelt der Verfasser selbst doch an der Festigkeit seines Baues, vorsichtig gemacht durch den Wechsel mancher Anschauung, welchen die wiederholte Bearbeitung seiner Lehr- und Übungsbücher im Laufe der Jahrzehnte in ihm hervorgerufen hat. Indessen das beeinträchtigt den Wert des Buches nicht. Vortrefflich ist z. B. der

Nachweis, wie „die herrschende pädagogische Strömung oft in einer ganz unbegreiflichen Weise die Sätze oder Schlagworte der Theorie ihres eigentlichen Sinnes entleert und bis zum Gegenteile umgedeutet habe“, und auch die Gründe, die er vorbringt gegen die neuerdings außerordentlich beliebten lateinischen Übungsbücher, wie sie Raupmann, Lutsch und Meurer verfaßt haben, sind sehr überzeugend.

Der 1. Teil der Schrift handelt vom deutschen Unterricht. Der Verfasser fordert, daß der deutsch-grammatische Unterricht nicht anzulehnen sei, weder an den lateinischen Unterricht noch an das Lesebuch, sondern eine selbständige Stellung einzunehmen habe. In engem Anschlusse an Hildebrands Buch vom deutschen Sprachunterricht zeigt er an mehreren Beispielen, wie zunächst auf der Unterstufe aus zwanglosen Gesprächen mit der Klasse grammatische Begriffe entwickelt und feste Gesetze aufgedeckt werden sollen. „Inhaltlicher Stoff“ (?) des Deutschen sei aber alles, was den jugendlichen Geist bewege; das müsse herbeigezogen und sprachlich abgeklärt werden. Daran schließt sich eine Untersuchung über den Zweck des deutschen Lesebuches und die Art, in der es den entwickelten Forderungen gemäß eingerichtet werden solle. In diesem Teile und in dem folgenden, worin der Lehrgang des deutschen Unterrichts auf der Mittel- und Oberstufe in großen Zügen dargelegt ist, werden allerhand Bemerkungen über Fragen eingestreut, die damit enger oder loser zusammenhängen, über die Geschichte des Lesebuches, die Notwendigkeit rückläufiger Geschichtsdarstellung (!), die Bedeutung der Fabel, das Bedenkliche der Dispositionsübungen und vieles andere. Der Anhang des ersten Hauptteiles giebt eine „Lehrprobe von einer Hineinziehung des Plattdeutschen aus dem Leben in den deutschen Unterricht der Quinta.“ Ihr Wert steht zum Stil dieser Überschrift in umgekehrtem Verhältnis.

Der zweite Hauptteil beschäftigt sich mit dem lateinischen Elementarunterrichte. Nach einer kurzen, dankenswerten Übersicht über die Zeit und Art der Entstehung lateinischer Übungsbücher werden drei Schlagwörter des Tages: Zusammenhängendes! Konzentration! Induktive Methode! untersucht und das Übungsbuch Lutschens in scharfer, aber wie bereits gesagt, stichhaltiger Beweisführung als verfehlt angegriffen. Im Gegensatz dazu giebt Lattmann die Grundsätze, nach denen er bei seinem eignen Lehr- und Lesebuche verfahren ist, und verteidigt sie gegen seine Widersacher. Mit vollem Rechte verlangt er neben zusammenhängenden Stücken Einzelsätze aus dem gewohnten Gesichtskreise des Schülers.

Den Schluß bildet ein Nachwort. Die Ansicht, daß der lateinische Unterricht erst in Quinta zu beginnen habe, führt zu einer Beurteilung des altsprachlichen Unterrichts und dessen landläufiger Begründung und

zu einem Widerspruche gegen die gegabelte Einheitschule. Was der Verfasser über die voraussichtlichen Erfolge der Frankfurter Lehrpläne sagt, verbietet er, ohne Angabe seiner Gründe nachzusprechen. Ich schweige also.

Dresden.

Fritz Rowad.

Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.

Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit litterarhistorischen Übersichten und Darstellungen von Prof. Dr. J. Henze, Direktor des Gymnasiums zu Warburg. Zweiter Teil: Dichtung der Neuzeit. Zweite verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder XI, 436 S. gr. 8. 3,20 M., geb. 3,70 M.

Wenn an der ersten Auflage dieses Buches, die ich nicht kenne, noch mehr auszufehen gewesen ist, als an dieser zweiten, die als „verbesserte“ bezeichnet wird, so ist es in der That schwer begreiflich, daß es überhaupt zu einer zweiten Auflage gekommen ist. Ich sehe darin nur ein neues interessantes Beispiel davon, daß Bequemlichkeit mehr gilt als Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit.

„Lesebücher“ wie das vorliegende haben den Zweck, den Schülern eine Litteraturgeschichte mit einem Teile der deutschen Litteratur selbst in die Hand zu geben, damit sie möglichst alles beisammen haben. Daher hat die Beurteilung eines solchen Buches einmal nach der zweckmäßigen Auswahl dieser „Proben“ und dann nach dem wissenschaftlichen und praktischen Werte der „litterarhistorischen Übersichten“ zu fragen.

Noch vor zehn Jahren war die Frage nach der Auswahl nicht leicht zu beantworten. Die billigen Einzelausgaben der klassischen Litteraturwerke für Schulen waren nur in beschränktem Maße vorhanden, und die gekürzten Gesamtausgaben waren noch nicht so billig und nicht immer den Bedürfnissen der Schule angemessen. Da litten die Herausgeber von Lesebüchern unter zwiespältigem Interesse: sie wollten möglichst viel geben und doch möglichst billig sein, und so kam das unglückliche System der Häppchenlitteratur in Aufnahme, mit seinem non multum sed multa: einige Gedichte, einige Prosa, oft genug, ohne auch nur den leitenden Gedanken des Ganzen anzudeuten, einige beliebige Scenen aus Dramen. Heute ist es viel einfacher, einen gesunden Grundsatz zu finden. Heute weiß man, oder sollte wenigstens jeder wissen, daß man sich mit dem Brocken-system nur noch lächerlich machen kann, heute sind auch schon entfernter liegende Denkmäler in billigen Schulausgaben überall verbreitet; die Belhagen-Klasingsche, die Teubnersche, die Göschensche, die Schöningsche, und für die ältere Zeit die Böttcher-Kinzelsche Sammlung genügen den allgemeinen Bedürfnissen der Schulen so vollkommen, daß

jene Lesebücher überhaupt als überwundener Standpunkt erscheinen. Sie sind nur noch soweit berechtigt, als jene Sammlungen Lücken haben oder unzweckmäßig angelegt oder etwa mangelhaft erläutert sind. Nun giebt es ja eine Reihe von Dichtungen sowohl als Prosa-Stücken, besonders aus der neuesten Zeit, die man in den Sammlungen vermisst und deren man in der Prima doch nicht entraten mag; andere wieder sind zu ausführlich in den Einzelausgaben behandelt, man braucht vielleicht nur einen verhältnismäßig kleinen Teil daraus und mag die Schüler deshalb nicht das ganze Bändchen anschaffen lassen und auch eine Gesamtausgabe nicht heranziehen, oder endlich es fehlt eine Sammelstelle für die auf den verschiedenen Stufen der mittleren und unteren Klassen behandelten und sonst wissenswerten Dichtungen neuester Zeit. Dafür ist meines Erachtens heute das litteraturgeschichtliche Lesebuch da. Wir brauchen z. B. von Lessings Litteraturbriefen nur etwa den siebzehnten und siebzigsten, und diese gerade fehlen meist in den gekürzten Gesamtausgaben, wie auch in den Sammlungen, z. B. in der Velhagen-Klasingschen. Oder von den kunsthistorischen Aufsätzen Goethes genügen etwa das Abendmahl Leonardos und der Laokoonaufsatz, die in den Sammlungen entweder gar nicht vorhanden sind, oder wie bei Velhagen-Klasing, mit anderen ein besonderes Bändchen bilden. Auch Briefe Goethes, Schillers, Lessings, Luthers sind gewöhnlich den Schülern in kleinerer Auswahl nicht zugänglich, und die wichtigsten Berichte aus Goethes Italienischer Reise bequem bei der Hand zu haben, wäre gewiß vielen willkommen. Die Dichtungen der Freiheitskriege müssen sich die Schüler auch meist mühsam zusammensuchen, und überhaupt verschwimmt ihnen alles, was hinter den Romantikern liegt, gar zu leicht in nebelhaften Umrissen, wenn es ihnen nicht einmal in bestimmtem litterarhistorischem Rahmen wieder vorgeführt wird. Auch das dürfte also eine Aufgabe des Lesebuchs sein. Aber es kann auch noch in anderer Weise nützen, es kann die didaktische Arbeit erleichtern, indem es die größeren Dichtungen, epische und dramatische, nach Aufbau und innerer Entwicklung zeichnet und die größeren Prosawerke nach ihrem Gedankeninhalt gegliedert darstellt. Ein so planmäßig gestaltetes litteraturgeschichtliches Lesebuch kenne ich freilich noch nicht, und das vorliegende ist gerade das Gegenteil davon. Selbst wenn man den landläufigen Begriff eines Lesebuches heranbringt, kann es nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen. Möglich, daß andere anders denken; mir aber sei es gestattet, da mein Urteil erbeten ist, meinen eigenen Maßstab anzulegen.

Zunächst sei bemerkt, daß das Buch überhaupt keine Auswahl aus „Poésie und Prosa“ bringt, sondern nur aus der Poesie; selbst die schöne Gelegenheit, mit dem siebzigsten Litteraturberichte Lessings drei Fliegen

mit einer Klappe zu schlagen, nämlich mit dieser Probe Lessingscher Prosa zugleich das Wichtigste aus den Abhandlungen über die Fabel und sogar einige charakteristische Fabeln dazu zu geben, hat sich Verfasser entgehen lassen. Vergeblich sucht man ferner nach den oben genannten Aufsätzen Goethes oder nach einigem litteraturgeschichtlich Wichtigem aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, vergeblich vor allem auch nach Lutherscher Prosa. Eine Entschuldigung dafür, etwa mit dem beschränkten Raume eines Lesebuches, giebt es nach dem, was ich oben ausgeführt habe, nicht, und nach Plan und Ziel bei dieser Behandlung habe ich vergebens gefragt.

Für die Auswahl aus der Poesie scheint dem Verfasser allerdings in erster Linie die Rücksicht auf den Raum und die dadurch bedingte Billigkeit maßgebend gewesen zu sein. Er bringt fast ausschließlich Lyrisches, weil das am wenigsten Platz wegnimmt. Den breitesten Raum nehmen Goethe und Schiller ein, obwohl gerade diese mit ihren Dichtungen aus den oben angeführten Gründen im Lesebuche ganz überflüssig sind. Etwas anderes wäre es ja, wenn der Verfasser disponierende, didaktische oder sonst erläuternde Anmerkungen dazugefügt hätte, aber davon ist keine Spur vorhanden, nicht einmal eine Gruppierung nach leitenden Ideen. Der schöne Raum von 140 Seiten ist auf diese Weise nutzlos verschwendet. Was hätte darauf alles gebracht werden können! Hans Sachs ist mit der einzigen Probe „Sankt Peter mit der Geiß“ vertreten, Luther nur mit zwei Kirchenliedern, Fleming, Logau, Günther, Gleim, Kleist, Gellert u. a. gar nicht. Hat Verfasser davon abgesehen mit Rücksicht auf die betreffenden Hefte in unseren „Denkmälern“, so wäre das ja nach den oben entwickelten Anschauungen zweckmäßig, aber das hätte er doch irgendwie andeuten müssen. Er hätte dann auch Volkslieder und Kirchenlieder, von denen nur ganz spärliche und planlos ausgewählte Proben gegeben werden, ganz weglassen können. Wollte er aber die Anschaffung dieser Hefte überflüssig machen, was ja seine Berechtigung hat, so hätte er doch wenigstens das Wichtigste in vernünftiger, planmäßiger Auswahl herausnehmen sollen. Freilich scheint dieser Mangel auf überhaupt unzureichender Beschäftigung mit dieser Zeit zu beruhen.

Ganz dem Charakter der „Häppchen-Litteratur“ entsprechen die Proben aus dem Messias. Planlos werden „das Gelübde des Messias“, die „Versammlung der Höllenfürsten“ und „Maria und Portia“ nebeneinander gestellt, und doch hätte Verfasser mit einem Blick in Frids vorzügliche Schulausgabe sehen können, wie man das so wenig durchsichtige Werk den Schülern verständlich macht. Im ganzen zweckmäßig ist die Auswahl aus den Oden, obwohl auch hier jede Gruppierung unter pädagogischen Gesichtspunkten fehlt. Vor allem hätte auch „mein Irrtum“

und eine Herrmannode nicht fehlen dürfen, wenn Verfasser Einzelausgaben dadurch ersetzen wollte. Ich brauche nicht noch einmal besonders hervorzuheben, daß hier wie überall von Erläuterungen keine Spur vorhanden ist, was man freilich bei Klopstock'schen Oden besonders vermißt.

Eine Auswahl aus den Werken der Göttinger Dichter ist im litteraturgeschichtlichen Lesebuche am Plage, und über das Einzelne will ich dabei nicht rechten. Sehr bezeichnend aber tritt die Planlosigkeit des Buches schon wieder bei Lessing und Herder hervor. Von der Nichtberücksichtigung Lessingscher Prosa war schon oben die Rede. Von den Dichtungen war freilich nicht viel zu geben, aber wenn Verfasser von den „Liedern und Fabeln“ Nr. 1—6 abdruckt, die Abhandlungen über die Fabel so gut wie gar nicht erwähnt (S. 109 „Bedeutsam für das betreffende Gebiet der Litteratur, wenn auch nicht in allen Teilen richtig, sind die Abhandlungen über die Fabel und über das Epigramm“ ist buchstäblich alles), wenn er überhaupt nicht verrät, daß Lessing Profafabeln geschrieben hat, die er bekanntlich für die allein maßgebenden angesehen wissen wollte, so verrät das eine Dilettantenart, die man in einem Lesebuche für die oberen Gymnasialklassen allerdings nicht erwarten sollte. Nicht besser wird der Eindruck, wenn man dann als Abschluß der Proben das beliebte Inventarstück der Lesebuchfabriken „die drei Ringe“ findet. Was in aller Welt soll das hier! Wenn die Jungen den Nathan lesen, so haben sie die drei Ringe in ihrem richtigen Zusammenhange, lesen sie ihn nicht, so ist gerade dieser Teil, besonders in der einseitigen Beleuchtung des Herrn Hense, irreführend und schädlich. Ganz unzureichend sind ferner die Inhalts-skizzen vom Laokoon und der Dramaturgie. Erstere beginnt mit der kunstgeschichtlichen Bemerkung, daß die Laokoongruppe „wahrscheinlich in den letzten Jahrhunderten vor Christus oder unter den ersten Kaisern ausgeführt sei“, als ob niemals eine Untersuchung des Zusammenhanges mit gewissen Pergamenischen Reliefs stattgefunden hätte. Von einer Gliederung der im Laokoon entwickelten Gedankenreihen ist keine Rede. Noch schlimmer steht es mit der Dramaturgie. Herr Hense erwähnt von ihrem unerschöpflichen Inhalt rund und nett nur die drei Einheiten und thut das Ganze auf einer halben Seite ab! Man muß das lesen, um es zu glauben, daß man solch plan- und inhaltloses Gerede als Schulkost Primanern zu bieten wagt. In demselben höheren Töchterstile werden die dramatischen Werke behandelt: „Indem wir seine früheren kleinen Lustspiele und die beiden Trauerspiele Miß Sara Sampson und Philotas als unbedeutend übergehen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Lustspiele Minna von Barnhelm u. s. w. zu.“ Von der Bedeutung dieser ‚unbedeutenden‘ Stücke für die Entwicklung der dramaturgischen Ansichten Lessings scheint Verfasser demnach selbst nicht durchdrungen zu sein, und wenn nun immer und überall geschicht-

liche Entwicklung, ja auch jede Andeutung davon, ausgeschlossen ist, so giebt das doch zu denken. Und wie dürftig dann die Inhaltsangaben der Hauptdramen! Wie nichts sagend der Grundgedanke von Minna von Barnhelm: „Ehre und Liebe in Streit und in Ausföhnung“, wenn das nicht begrifflich klar gemacht wird, wie zwecklos die Charakteristiken der Personen; wenn sie nichts weiter bringen, als die allgemeinsten aus den Litteraturgeschichten für Mädchenschulen sattfam bekannten Wendungen: Werner bieder und treu wie Gold, Just derb, aber ehrlich und anhänglich, Minna naiv und heiter, nicht minder edelsinnig als ihr Geliebter u. s. w.! Man erlasse mir, dieselbe Oberflächlichkeit in der Besprechung aller übrigen Dramen, nicht bloß Lessings, sondern auch Goethes und Schillers nachzuweisen. Frids „Wegweiser“ und andere gute Bücher scheinen dem Verfasser ganz unbekannt zu sein. Zu loben ist nur, daß er wenigstens keine „Proben“ aus den Dramen abgedruckt hat.

Der dürftigen Behandlung Lessings gegenüber (S. 104—117) steht eine sehr ausführliche Herders (S. 119—160), was den Schülern von vornherein ein ganz schiefes Bild von der Bedeutung der beiden Männer giebt. Auf 11 Seiten giebt der Verfasser „eigene Dichtungen Herders“, die doch wohl nach verständigem Urteil in der Schule sehr nebensächlich zu behandeln sind, jedenfalls nebensächlicher als „die Stimmen der Völker“, denen nur 6 Seiten gewidmet werden, freilich auch diese in einer planlosen Auswahl. Den Hauptteil nimmt aber der Eid ein, der fast vollständig abgedruckt ist, trotzdem es billige und billigste Einzelausgaben genug giebt. Die Charakterisierung des Eid als „getreuer Lehensmann, edler Ritter und frommer Christ“ dürfte doch wohl nicht ohne weiteres zu unterschreiben sein; der naheliegende Hinweis auf die viel tiefer gefaßten Heldengestalten der deutschen Sage, auch der Ritterepen, was doch dem Primaner erst die Beschäftigung mit dem Eid fruchtbar machen kann, ist dem Verfasser nicht eingefallen. Nach dem Verfasser hat Herder auch „die Unterschiede von Kunst- und Volksdichtung festgesetzt“! Da möchte ich wohl hören, wie er seinen Schülern einen Begriff vom Volksliede nach Herder beibringen will! Über die Raumverschwendung an Schiller und Goethe habe ich mich schon ausgesprochen; nützlicher sind die Auswahlen aus der nachklassischen Dichtung und deren Beschränkung auf die Romantiker, Freiheitsdichter, Uhland, Rückert, Heine, Freiligrath, Geibel, Weber. Frau Annette von Droste-Hülshoff mag auch ihre Stelle haben, Lenau, Grün, Zedlitz, Grillparzer, Platen, Redwitz, Scheffel sind wenigstens dem Namen nach erwähnt, aber Wildenbruch und eine so bedeutende Erscheinung wie Martin Greif fehlen ganz!

Nach den bisherigen Ausführungen kann es dem Kundigen kaum entgangen sein, wo den Verfasser eigentlich der Schuh drückt. Es ist ein

erheblicher Mangel an litteraturgeschichtlichem Verständniß und Studium. Die „litterarhistorischen Übersichten“ bestätigen dies. Sie enthalten nichts als die allgemeinen Redensarten der Töchterchulleitfäden und recht ansehnliche Schnitzer. Man wolle mit folgender Blütenlese, die sich reichlich mehren läßt, fürlieb nehmen: „Ebensowenig erwies sich die Reformation für die Poesie fruchtbringend . . . die Reformation erzeugte außer der Blüte des freilich schon früher gepflegten Kirchenliedes nur die Satire“ (S. 1). — „Auch die Verzkunst ging verloren, da man anfing (im 16. Jahrh.) die Silben im Verse einfach zu zählen“ (S. 2). „Wir finden auf epischem Gebiete fast nur erzählende Dichtungen“ (S. 2, was denn sonst?) „Hans Sachs lernte in München bei dem Leineweber Nummenbeck den Meistergesang“ (S. 2). „Das Kirchenlied wurde im Dienste der frommen Erhebung der ganzen Gemeinde schon früher vielfach gehegt,“ sagt Verfasser schielend S. 6, und dabei kommt mir erst jetzt, indem ich dies niederschreibe, der Gedanke, daß der Verfasser wahrscheinlich Katholik ist. Dann läßt sich freilich die völlig ungenügende Behandlung der Reformationszeit, die schülerhafte Art, mit der der ganze Luther auf kaum einer halben Seite abgethan wird (über Luthers Sprache und Bibelübersetzung nur die phrasenhafte Notiz, daß er „die thüringisch=oberländische Sprache der sächsischen Kanzlei zur allgemeinen Sprache erhoben habe“!) und noch vieles andere verstehen. Aber, wie gesagt, dieser Gedanke ist mir erst in diesem Augenblick gekommen, er hat mich in keiner Weise bei der Beurteilung des Buches beeinflusst, rückt nun aber gar manches in überraschende Beleuchtung. Was ich hier noch an Schnitzern nur auf den ersten Seiten zu verzeichnen habe, hängt natürlich mit dieser Frage nicht zusammen. „Im 14. und 15. Jahrhundert war die Sprache durch Eindringen von Elementen aus den Volksmundarten, durch nachlässige und rohe Weise der Ableitungen, durch schlechte Orthographie und ungeordneten Satzbau vielfach verwildert“ (S. 13) — „Die Sprachmengerei (im 30j. Kriege) seitens der aus allen Gegenden Europas zusammenströmenden Kriegsvölker“ (S. 14). „Das Haupt der ersten schlesischen Dichterschule war Opitz“ (S. 15). Wie mag sich Verfasser wohl diese „Schule“ denken?). Opitz' Prosodie und Metrik ist noch jetzt gültig (S. 16). „Opitz beseitigte durch seine Gesetze ein= für allemal die Knittelverse des 16. Jahrhunderts“ (S. 16). In einer Linie als Bekämpfer der 2. schlesischen Schule werden Günther, Weise, Spee, Scheffler, Gerhardt genannt. Gottsched, Bodmer werden natürlich auch in der landläufigen phrasenhaften Oberflächlichkeit der Töchterchulleitfäden behandelt, und in Gleim, Meist, Ramler sieht Verfasser wieder einen „Dichterbund“ geschlossen zur Bekämpfung Gottscheds (S. 27).

Ich will hier abbrechen, denn diesen Faden noch weiter zu verfolgen und all das Schiefe, Schielende und Fehlerhafte in der Behandlung der

klassischen Periode, z. B. gleich die ganz irreführende, von äußerst geringem litterarischem Verständniß zeugende Gegenüberstellung der ersten und zweiten Blüteperiode (S. 28. 29), hier vorzuführen, dürfte mit Recht ein Veto des Herrn Redakteurs zur Folge haben.

Manches hätte ich noch zu sagen über die hergebrachte Einteilung der Litteraturgeschichte in sieben oder acht Perioden, manches auch über den Stil des Verfassers (er hat z. B. nach dem Vorwort, „einige weniger wesentliche Dichtungen . . . zum Ausfall gebracht“!), aber ich verzichte darauf, da es für die Beurteilung des Buches nicht weiter ins Gewicht fällt.

Dennoch hoffe auch ich von dem Buche etwas Gutes, nämlich, daß es mit dazu beitrage, dem gesunden Urteil über die Lesebuchindustrie, das sich jetzt Bahn zu brechen scheint, zum endgiltigen Siege zu verhelfen.

Berlin, Februar 1893.

G. Böttiger.

August Engelen, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache. 4. verbesserte Auflage. Berlin, Wilhelm Schulze. 1892. 608 S. Pr. M. 7,50.

Die vorliegende neuhochdeutsche Grammatik, die nach ihrer praktischen Seite hin als eine fleißige und tüchtige Arbeit bezeichnet werden muß, entbehrt der strengeren wissenschaftlichen Grundlage und bietet überall da, wo sie auf das Historische eingeht und die Entwicklung unserer Sprache und ihrer Formen darlegen will, völlig Veraltetes. Warum der Verfasser zur Bezeichnung der Sprachfamilie, der unser geliebtes Deutsch angehört, den Namen indogermanisch verschmäht und die französische Benennung indoeuropäisch wählt (S. 2), dafür wird man vergeblich nach einem Grunde suchen. Ebensovienig vermag man einen geschichtlichen Grund aufzufinden für seine Einteilung in niederdeutsche Schriftsprachen, mitteldeutsche Mundarten, oberdeutsche Schriftsprachen und oberdeutsche Mundarten. Die Begriffe Schriftsprachen und Mundarten sind hier durchaus nicht in dem üblichen wissenschaftlichen Sinne gebraucht. Vielleicht meint er unter den Schriftsprachen Litteraturdialekte. Er spricht aber ohne Unterschied von einer altsächsischen, mittelniederdeutschen, althochdeutschen, mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Schriftsprache. Da herrscht doch eine vollständige Unklarheit über den Begriff Schriftsprache. Das Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsche bezeichnet er als oberdeutsche Schriftsprachen, dagegen das Alemannische und Bairisch-Österreichische als Mundarten. Man staunt über diese völlige Verwirrung. Und noch dazu das Neuhochdeutsche als oberdeutsche Schriftsprache zu bezeichnen, ist doch ein starkes Stück. Statt Müllenhoffs Bezeichnung südfränkisch sagt man jetzt besser rheinfränkisch. Das

Mittelhochdeutsche rechnet er bis zu Luthers Bibelübersetzung! Ganz unzulänglich ist die Darstellung der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache, die nicht einmal Bekanntschaft mit Müllenhoffs Einleitung zu den Denkmälern zeigt, geschweige denn mit den zahlreichen seitdem erschienenen Schriften über diesen Gegenstand. Überhaupt kennt Engeliens die neueren Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Grammatik nicht. Ich greife hier nur einzelnes heraus, um mein Urteil kurz zu begründen. Bei der Einteilung der Konsonanten ist von dem wichtigen Unterschiede stimmhafter und stimmloser Laute nirgends die Rede (S. 15 flg.), ebenso ist die jetzt allgemein übliche Einteilung der Konsonanten in sonore Laute und Geräuschlaute nicht einmal erwähnt. Ebenso unzulänglich ist die Darstellung der Lautverschiebung. Von den indogermanischen Medialaspiraten, die im Germanischen zur Media werden, ist nirgends die Rede; er meint unter Aspiraten immer nur die Tenuis-aspiraten, die gegenwärtig bei der Darstellung der Lautverschiebung am besten ganz ausgeschieden werden, weil sie im Hochdeutschen überhaupt nicht vorkommen und im Indogermanischen in Bezug auf die Lautverschiebung mit den Tenuis zusammenfallen. S. 18 sind die Vorgänge der germanischen und hochdeutschen Lautverschiebung vollständig durcheinander geworfen. Das gotische *p* soll im Oberdeutschen zu *z* geworden sein (S. 18), während es bekanntlich in der althochdeutschen Zeit allmählich überall zu *d* wurde, ein Vorgang, der übrigens gar nicht zur hochdeutschen Lautverschiebung mit gehört, sondern weit jünger ist. Wie wenig sich der Verfasser selbst über die Lautverschiebung klar gewesen ist, geht daraus hervor, daß er im Gegensatz dazu in der Tabelle (S. 119) got. *p* richtig zu *d* werden läßt, nur gehört das überhaupt nicht mit in die Tabelle, weil es eben nicht mit unter den Begriff der hochdeutschen Lautverschiebung fällt. Ferner hat er bei der hochdeutschen Lautverschiebung die beiden wichtigen Gruppen: a) Stellung im Inlaut (bez. Auslaut) nach Vokalen, und b) Stellung im Anlaut, sowie inlautend nach Konsonanten und in der Verdoppelung, die entweder ganz oder teilweise verschiedene Ergebnisse der Lautverschiebung zeigen, nicht prinzipiell unterschieden. Die Anlauts- und Inlautsstellung der Geräuschlaute darf bei einer wissenschaftlichen Darstellung, die doch Engeliens Buch bieten will, niemals außer Acht gelassen werden. Das, was Engeliens S. 18 angiebt, indem er sagt, daß *t* im Südfränkischen ganz, *p* und *k* teilweise verschoben seien, und daß *t* im Mittelfränkischen durchweg, *p* und *k* nur im In- und Auslaut nach Vokalen verschoben seien, ist eine völlig ungenügende Andeutung. Denn sowohl im Oberdeutschen, Ostfränkischen, Rheinfränkischen und Mittelfränkischen wurden *t*, *p*, *k* in der Anlautsstellung (d. h. im Anlaut,

im Inlaut nach Konsonanten und in der Verdoppelung) überhaupt zu einem anderen Laute verschoben als in der Inlautsstellung (d. i. im Inlaut nach Vokalen), z. B. t in der Anlautsstellung zu z (z. B. got. *tiuhan* : althochd. *ziohan*), aber in der Inlautsstellung zu zz (d. i. zz, neuhochd. ff), z. B. got. *itan* : althochd. *ëzzan* (essen) u. s. w. Falsch ist es, wenn er sagt, daß im Mittelfränkischen t durchweg verschoben sei. Die Formen *that*, *it*, *wat*, *allet*, in denen t nicht verschoben ist, sind gerade eine ganz charakteristische Eigentümlichkeit des Mittelfränkischen, sodaß man also mittelfränkisch z. B. sagte *that wazzar*. Wir könnten so jeden einzelnen Laut durchnehmen, um zu zeigen, wie weit Engelien's Darstellung von wissenschaftlicher Richtigkeit und Genauigkeit entfernt ist. Von der gerade für die Lautverschiebung so überaus wichtigen urgermanischen und westgermanischen Konsonantenverdoppelung spricht der Verfasser überhaupt nicht. So muß die Darstellung der Lautverschiebung als völlig unzulänglich bezeichnet werden. Dasselbe gilt von allen übrigen Abschnitten der Laut- und Wortbildungslehre. Aber auch die Flexionslehre zeigt die gleichen Mängel. Der Grundirrtum, daß die Ablautreihen im Indogermanischen und Germanischen in eine a-, i- und u-Klasse zerfallen seien, durchzieht das Buch von Anfang bis zu Ende. Alles, was Engelien S. 181 über den Ablaut sagt, muß als falsch zurückgewiesen werden. Die a-, i- und u-Klasse der starken Verben ist von der Wissenschaft längst als eine unrichtige Annahme nachgewiesen. Seit Brugmann's epochemachender Entdeckung, daß in den indogermanischen e-Wurzeln durch den Schwund des e die Laute r, l, m, n vokalisiert geworden sind (1876), ist ein völliger Umschwung in der Darstellung der indogermanischen und germanischen Lautverhältnisse eingetreten, der zu neuen gesicherten Ergebnissen geführt hat. Man unterscheidet indogermanisch den Ablaut e : o (an Stelle des indogermanischen o trat germanisch a), der sich in den e-Wurzeln (althochd. *ë*-, i-Reihe), ei-Wurzeln (althochd. *i*-, i-Reihe) und den eu-Wurzeln (althochd. *iu*-, eo-Reihe) zeigt, und den Ablaut a : â (an Stelle des indogermanischen â trat germanisch ô, also gotisch: a : ô, z. B. *faran*, *fôr*, althochd. *faran*, *fuor*). Andere indogermanische Ablaute kamen im Germanischen nicht mehr in Betracht. Auch bei der Darstellung der Substantivflexion hätte Engelien sich nicht mit dem Schema: a-, i-, u-Declination begnügen dürfen, um so weniger, da jetzt im Althochdeutschen die u-Declination mit Recht nicht mehr als selbständige Declinationsform aufgestellt wird, sodaß also die für das Hochdeutsche wichtigsten Declinationsklassen die o-Declination (germanisch: a-Declination), die ô-Declination (germanisch: â-Declination) und die i-Declination sind, während die u-Klasse schon althochdeutsch, mit Ausnahme einiger Nominative und Accusative,

wie *situ*, *fridu*, *witu*, die als ganz vereinzelt Reste nicht in Betracht kommen, in die *i*-Klasse übertrat. Streng wissenschaftlich spricht man daher von einer *o*-, *ô*- und *i*-Declination und althochdeutschen Resten der *u*-Declination. Doch da für indogermanisch *o* – und *ô* – im Germanischen *a* – und *â* – eingetreten sind, so kann man die Ausdrücke *a*- und *â*-Declination, die z. B. H. Paul verwirft, recht wohl zulassen. Das Gesagte, das wir leicht vielfach vermehren könnten, wird genügen, um zu zeigen, daß das Buch nicht auf der Höhe der Wissenschaft steht.

Weit erfreulicher gestaltet sich das Urteil über die Teile des Buches, in dem sich der Verfasser auf rein neuhochdeutschem Gebiete bewegt. Da bietet er wirklich Schätzenswertes und hat eine Fülle von brauchbarem Stoff zusammengestellt, sodaß das Buch nach dieser praktischen Richtung hin recht wertvoll ist. Frisches Blut aus germanistischem Studium, das ist's, was dem Buche not thut, und wir würden uns freuen, wenn der Verfasser, dessen Verdienste um den praktischen Schulunterricht wir anerkennen, bei einer neuen Auflage das Buch nach seiner wissenschaftlichen Seite hin einer gründlichen Umarbeitung unterwerfen wollte.

Dresden.

Otto Lyon.

Dr. J. Lattmann, Grundzüge der deutschen Grammatik nebst Regeln der Interpunktion, der Rechtschreibung und einem Wörterverzeichnis. 7. vermehrte und verbesserte Auflage. 1892. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 108 S. M. 1.

Daß dieses Lehrbuch ganz den Forderungen entspricht, die der Verfasser in der oben S. 202 behandelten Schrift entwickelt, versteht sich von selbst. Es ist ein „Ergebnisbuch, d. h. ein den verschiedenen Klassen gemeinsames Compendium, auf das der vorausgehende mündliche Unterricht abschnittsweise als sein Ziel hinführen soll.“ Die Bezeichnung der Klassenaufgaben ist durch ein beigedrucktes S. Q. IV. leicht ersichtlich; alles nicht bezeichnete ist der Tertia oder höheren Klassen überlassen. Mir fehlt leider eine frühere Auflage zum Vergleiche; daß das Buch aber schon in 7. Auflage erscheint, ist wohl der beste Beweis für seine Vortrefflichkeit. Das, was dasteht, ist in der That sehr gut und in Fassung und Auswahl die völlig gereifte Frucht einer langjährigen, sorgsamten Thätigkeit. Die einschlagenden Untersuchungen anderer, vor allem Andrejens, Wustmanns und Erbes, sind gewissenhaft benutzt worden. Nicht wenig Bemerkungen erleichtern in dankenswerter Weise dem Lehrer der fremden Sprachen die Anknüpfung und Belehrung, ohne lediglich zu diesem Zwecke eingefügt zu sein. Sehr zu billigen ist das Verfahren, den Regeln der Rechtschreibung dadurch einen Teil ihrer

Schwierigkeit und Langweiligkeit zu nehmen, daß die Aussprache ausgiebig herangezogen wird. Das hat zugleich den Vorteil, daß der Schüler gezwungen wird, möglichst gut und richtig zu sprechen, ein Punkt, der bei uns Deutschen ja leider in der Theorie und noch mehr in der Praxis recht viel zu wünschen übrig läßt.

Indessen so rückhaltlos ich das Lehrbuch loben muß, in zwei grundsätzlichen Fragen stehe ich auf einem andern Standpunkt. Ich bevorzuge für das Deutsche eine Grammatik, in der an die hauptsächlichsten Regeln eine Anzahl Beispiele in Form von Aufgaben angeknüpft ist. Mir ist das Betreten eines Lesestückes durch grammatische Fragen durchaus zuwider; selbst aber immer eine genügende Menge von Beispielen zusammenzustellen, ist auch bei guter Vorbereitung nicht selten unmöglich. Zudem ist viel leichter in Anschluß daran ein früher behandeltes Gedicht oder Lesestück aufzufrischen oder eine Regel zu wiederholen, wenn die Sammlung auch in den Händen der Schüler sich befindet. Das zweite, was mir an anderen deutschen Lehrbüchern für höhere Schulen mehr gefällt, ist eine gelegentliche, zurückhaltende Anführung mittelhochdeutscher, wenn nötig althochdeutscher Sprachformen und Ausdrucksweisen. Auch im Knaben steckt schon etwas von jener wissenschaftlichen Neugier, zu erfahren, warum das so und das andere so ist. Die angemessene Darbietung solcher Kost im Lehrbuche fördert dies Interesse und erspart dem viel belasteten Lehrer manchen Umweg und manches Mißverständnis, erleichtert auch wesentlich die Erklärung gleicher und ähnlicher Vorgänge in anderen Gebieten der Sprache. Daß aber auf diese Weise nicht nur der Lektüre mittelhochdeutscher Lesestücke, die auch Lattmann verlangt, gut vorgearbeitet wird, sondern vor allem das Urteil in sprachlichen Erscheinungen, die Fähigkeit zu unterscheiden, was gut, zulässig und schlecht ist, ganz beträchtlich gefördert wird, ist leicht einzusehen. Auch hat mir ein vorheriger Hinweis auf eine solche Anmerkung im Lehrbuche schon manchmal eine langatmige Erklärung zu einer Dichterstelle erspart und die Freude am Kunstwerke als Ganzem vermehrt.

Allein damit will ich den Wert der Lattmannschen Grammatik keineswegs herabsetzen. Ich bin überzeugt, daß sie jedem Lehrer und jedem Schüler sehr bald ans Herz wächst.

Dresden.

Fritz Rowat.

Kleine Mitteilungen.

Mit dem siebenten Jahrgange, Neuer Folge VI. Band, ist die Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, herausgegeben von Dr. Max Koch, a. o. Professor an der Universität Breslau, in den Verlag der Verlagsbuchhandlung von Emil Felber, Berlin SW. 46, übergegangen. Sie wird wie bisher im

Umfange von etwa 32 Bogen in jährlich 6 Heften, zwei einfachen und zwei Doppelheften, und zum gleichen Preise von 14 Mk. erscheinen. Die Ausgabe der Hefte aber wird regelmäßiger, als es bisher der Fall war, erfolgen. Wenn es der im Herbst 1886 gegründeten Zeitschrift gelungen ist, trotz ganz außergewöhnlicher Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, einen festen Kreis trefflicher, angesehener Mitarbeiter und freundlich teilnehmender Leser zu gewinnen, so hat die Zeitschrift damit nicht nur ein Recht auf ihre Existenz bewiesen, sie darf auch bei Einhaltung der bereits bewährten Grundsätze und Bestrebungen auf eine steigende Teilnahme für die Zukunft mit Sicherheit hoffen. Wenn sie sich auch zunächst an die wissenschaftlichen Fachkreise wendet, so hat sie doch in den vorliegenden Bänden eine ganze Reihe von Arbeiten gebracht, die auf Teilnahme auch weiterer gebildeter Kreise rechnen können. Zum ersten Mal in deutscher Sprache mitgeteilte Sagen, Märchen, Lieder der verschiedensten Völker boten ebenso dem Studium des Folklore neues interessantes Material als sie und die neu veröffentlichten Briefwechsel dem allgemeinen Interesse dienen. Wohl ist das in dem Programm von 1886 vorgezeichnete Ziel, wie wir wissen, nur teilweise erst verwirklicht, aber die vorliegenden sechs Bände legen für Weg und Ziel der Zeitschrift Zeugnis ab.

Gegenüber der Zersplitterung soll sie nach wie vor den litterarhistorischen, wie folkloristischen Studien aus verschiedensten Gebieten einen gemeinsamen Boden bieten. Bei streng philologischer Behandlung des Einzelnen strebt die Zeitschrift darnach, stets den großen Zusammenhang der ganzen Entwicklung im Auge zu behalten. Die Entwicklung der Ideen und Formen, die stets sich erneuernde Umgestaltung der gleichen oder verwandten Stoffe in den verschiedenen Litteraturen älterer wie neuerer Zeit will sie verfolgen; den Einfluß der einen Litteratur auf die andern in ihren Wechselbeziehungen sucht sie aufzudecken und dabei auch der Geschichte der Übersetzungen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das neuerdings stärker hervortretende Interesse in Fragen der Poetik und Ästhetik hat bereits in einer Reihe von Aufsätzen der Zeitschrift Ausdruck gefunden; kann doch nur die vergleichende Litteraturgeschichte das genügende Material liefern, ohne welches die Kunsttheorie der willkürlichen Konstruktion früherer Jahre wieder anheim fallen würde.

Neu erschienene Bücher.

- Eduard Sievers, Altgermanische Metrik. Halle, Max Niemeyer. 1893. 252 S.
Pr. M. 5. (Wir kommen auf dieses Werk, das die altgermanische Metrik auf eine neue Grundlage stellt und infolge dessen von ganz hervorragender Bedeutung ist, im nächsten Hefte näher zu sprechen.)
- Franz Kern, Torquato Tasso. Ein Schauspiel von Goethe. Mit Einleitung und Anmerkungen. Berlin, Nicolai. 1893. 394 S.
- Hopj u. Paulsief, Deutsches Lesebuch. Abteilung für Prima. Proben der Poesie und Prosa des 16. bis 19. Jahrh., eingerahmt in einen kurzen Abriss der Litteraturgeschichte, bearbeitet von H. Fof. 7. Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn. 1893. 410 S.
- L. Kellner, Lesebuch für Mittel- und Oberklassen gehobener Mädchenschulen, als Vorstufe seines deutschen Lese- und Bildungsbuches. Freiburg, Herder. 1893. 506 S.
- J. Frei, Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache. 12. Aufl., besorgt von Dr. Frei und Dr. K. Schnorf. Zürich, Höhr. 1892.

- St. Straub, Sprachbuch für Elementarklasse II. (Vorbereitungsschule.) Stuttgart, Jos. Roth. 1892. 249 S. Pr. M. 1,80.
- Wilhelm Arminius, Um den Wildsee. Schwarzwaldb-Novelle in Versen. Mit einem Vorwort von Wilhelm Jensen. Dresden u. Leipzig, Pierjon. 361 S.
- V. Cholevius, Praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze in Briefen an einen jungen Freund. 6. Aufl. 194 S. Leipzig, B. G. Teubner. 1893. Pr. M. 2,40.
- Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache am Königl. Realgymnasium zu Döbeln. Viertes Teil, 2. Abt. Obertertia. 2. Aufl. Leipzig, Teubner. 1893. 404 S.
- Eugen Wolff, Das Wesen wissenschaftlicher Litteraturbetrachtung. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer. 1890. 24 S.
- Paul Weissfäcker, Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin des Weimariischen Museums. Hamburg, Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1892. 56 S.
- Albert Waag, Über Herbers Übertragungen englischer Gedichte. Heidelberger Habilitationsschrift. Heidelberg, Hörning. 1892. 51 S.
- Oswald Reiffert, Otto mit dem Barte. Eine deutsche Sage. Zur Aufführung in höheren Schulen bearbeitet. Leipzig, Kenger. 43 S.
- Oswald Reiffert, Däumling. Ein Märchen. Zur Aufführung in höheren Schulen bearbeitet. Leipzig, Kenger. 51 S.
- Richard Wagner und das Gymnasium. Von einem Gymnasiallehrer. Leipzig, G. Fock. 15 S.
- Georg Kuseler, König Konradin. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Barel a. d. Jahde, Acquistapace. 1893. 95 S.
- Paul Gerold, Die Heloten (als Manuskript gedruckt). Köln, Du Mont-Schauberg. 1891. 95 S.
- Ludwig Hertel, Salzunger Wörterbuch. Jena, Gustav Fischer. 1893. 53 S.
- Hermann Joseph Kold, Grundzüge der deutschen Poetik. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten. Münster i. W., Aschendorff 1892. 68 S. Pr. M. 0,75.
- Karl Bartsch, Deutsche Lieberdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. 3. Auflage besorgt von Wolfgang Volther. Stuttgart, Göschen 1893. 407 S. Pr. M. 5, geb. M. 6.
- Carl Schübbekopf, Gedichte des Johann Nicolaus Gös aus den Jahren 1745 bis 1765. Seufferts deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 42. Stuttgart, Göschen 1893. 89 S. Pr. M. 2,40, geb. M. 3,20.
- Otto Schoepfle, Der französische und englische Unterricht im Dienste des Deutschen. Jahresbericht der Realschule Dresden-Johannstadt. 1893. 23 S.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon**. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: **Dr. Otto Lyon**, Dresden, Gusplovstraße 24ⁿ.

Der Charakter der Minna von Barnhelm und seine Stellung im Drama.

Von Gustav Rettner in Schulpforta.

Goethes Wort¹⁾ „Lessing habe in Tellheim die Ansichten seiner Zeit und Welt im Punkte der Ehre, in der Minna seinen eigenen Verstand zum Ausdruck gebracht“, bezeichnet am klarsten und einfachsten die noch heute herrschende Auffassung des Dramas. Minna wird dadurch zur eigentlichen Heldin gemacht: mit überlegener Weisheit steht sie den Einseitigkeiten ihres Geliebten gegenüber und weiß durch ein wohlberechnetes Spiel seine Heilung herbeizuführen.

Es ist kein Wunder, wenn bei dieser Auffassung Minnas Auftreten bei unbefangenen Beurteilern von jeher ein gewisses Unbehagen erweckt hat. Nur wenige werden das Goethesche Wort zu einem so überschwenglichen Preis ihres Charakters ausspinnen wollen, wie Runo Fischer, der sie²⁾ „eine seltene, in ihrer Klarheit über alles eingebildete Unglück erhabene Natur“ nennt — als ob Tellheims Unglück nur in seiner Einbildung bestände! — und „unter allen Frauengestalten unserer Dichtung keine wüßte, die er mit ihr darin vergleichen möchte“. Schon Herder³⁾ schrieb einst seiner Braut: „Lessings Minna, die opfere ich Ihnen, das habe ich Ihnen gleich gesagt, ganz auf; meine Minna ist's nicht: was kann ich dafür, daß es Lessings seine ist, und daß er von den Weibern so schwache, tändelnde und komödienmäßige Vorstellungen hat?“ Herders Urteil nahm jüngst noch Franz Kern⁴⁾ wieder auf: „Für die Schauspielerin mag Minna eine dankbare Rolle sein, denn sie gebärdet sich als solche!“ Und Erich Schmidt⁵⁾ faßte diesen Eindruck, wie immer scharf und schlagend, in die Worte: „Das zwanzigjährige Edelfräulein Lessings verfügt über die ganze Sicherheit einer jungen Lustspielwitwe.“

1) Vergl. W. Freiherr v. Biedermann, Goethe und Lessing, im Goethe-Jahrbuch I S. 27 (wieder abgedruckt in den Goethe-Forschungen, Neue Folge, Leipzig 1886). Die Zusammenstellung der Urteile Goethes über Lessing zeigt, wie fremd er ihm, besonders im Alter, gegenüberstand.

2) Lessing als Reformator I (1881) S. 123.

3) J. G. v. Herders Lebensbild, Erlangen 1846, III, 1. S. 136.

4) Deutsche Dramen als Schullektüre, Berlin 1886 S. 13.

5) Lessing I, S. 469.

Man wird der Charakteristik Minnas und ihrer Stellung in der Komposition des ganzen Dramas nur dann gerecht, wenn man sich nicht scheut, auch auf sie das Gesetz des Komischen in seiner ganzen Kraft auszuwehnen. Der komische Dichter steht seiner Heldin mit derselben Ironie gegenüber, wie seinem Helden. Nicht bloß durch den spielenden Humor, mit dem sie den Konflikt lösen will, ragt Minna in den Bannkreis der Komödie hinein: sie ist nicht bloß subjektiv, sondern auch objektiv komisch, auch in ihren Einseitigkeiten und Schwächen ist sie das volle Gegenbild Tellheims, und aus dem Konflikt des Dramas geht sie, wie dieser, als Siegerin und doch zugleich als Besiegte hervor.

1.

Ihr Leben ist ein sonniges gewesen. Reich und vornehm, hat sie nie harte Not und kleinliche Sorgen kennen gelernt, und unter der nachsichtigen Hut ihres Oheims und Vormundes, dessen einzige Erbin sie werden soll, hat sie ungehindert den Impulsen ihres Herzens folgen können. So hat sie, als Tellheims großmütige That sie zu leidenschaftlicher Bewunderung hinriß, sich nicht gescheut, „ungeladen in die erste Gesellschaft zu kommen, wo sie ihn zu finden hoffte“ (IV, 6), und ohne Rücksicht auf den zu erwartenden Widerstand ihres Oheims und die in ihren Kreisen herrschende Feindseligkeit gegen die Preußen sich dem Fremden verlobt. Ihr erster Schritt ist bezeichnend für ihr ganzes Auftreten: in ihrer Liebe setzt sie sich mutig über alle Schranken der gesellschaftlichen, politischen und Familienverhältnisse hinweg.

Auch als ihr Bräutigam nach dem Abschluß des Friedens monatelang nichts von sich hören ließ, hat sie den Mut nicht sinken lassen. An seiner Treue hat sie nie gezweifelt. Sie sucht sich das Ausbleiben der Nachrichten einfach durch die Verwirrung der militärischen Verhältnisse infolge des Friedens zu erklären. Aber wenn sie auf Franziskas Worte: „Wenn indes der Mann doch Wünsche erfüllt hätte, und wir erführen hier —“ sofort heranzfährt: „daß er tot wäre?“, obwohl in jenen Worten gar kein Anlaß zu diesem Gedanken lag, so läßt uns der Dichter doch ahnen, wie oft sie im Geheimen dieser Befürchtung nachgehungen haben mag. Als dann ihr Oheim aus Italien zurückgekehrt ist, bestimmt sie ihn, trotz seines Preußenhasses seine Einwilligung zu ihrer Wahl zu geben und sie nach Berlin zu begleiten, um die Spur des Verlorenen zu suchen.

Dort finden wir sie, nach einer schlaflosen Nacht in schlechtverhehlter Erregung. Alle ihre Gedanken drehen sich nur um Tellheim, durch alle Wendungen und Abwege des Gespräches lenkt sie immer wieder auf ihn hin (II, 1). Da muß sie durch den Wirt erfahren, daß er in der äußersten Not seinen Verlobungsring versetzt hat. Ihr erster Gedanke

ist natürlich ihm zu helfen, leidenschaftlich möchte sie alles, was sie besitzt, für ihn hinwerfen. Kaum aber ist der Wirt gegangen, ihn zu holen, da überkommt sie wie ein Rausch das Bewußtsein des Glückes, ihn wieder zu haben. „Sie weiß nicht, wo sie vor Freude ist.“ Sie möchte, daß alle Welt sich mit freute, sie drängt Franziska Geschenke auf, sie giebt ihr Geld „für den ersten armen bleßierten Soldaten“ — nur an eins denkt sie nicht mehr, an das Unglück ihres Geliebten! Erst Franziska muß sie daran erinnern. Die „wollte sich von Herzen gern mitfreuen“, aber der Gedanke „wie haben wir den Mann wiedergefunden!“ verfolgt sie, sie ahnt, was er gelitten haben mag und noch leidet. Minna fühlt deutlich den darin liegenden Vorwurf: „Ich bin nur verliebt und du bist gut!“ (II, 2—5). Aber dieser Eindruck vermag doch nicht in ihr zu haften. Als sie von Just Tellheims Nähe erfahren hat, beherrscht sie nur noch das Bewußtsein ihres Glückes. Wenn Franziskas Anblick sie noch einmal an Tellheims Unglück erinnert, so daß sie halb mechanisch die Worte „er jammert dich?“ wiederholt, so weist sie doch jetzt den Gedanken, der ihr vorhin noch wie ein Vorwurf klang, schnell von sich ab: „Mich jammert er nicht; Unglück ist auch gut: vielleicht, daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wiederzugeben!“ Und halb verschämt, halb kokett beginnt sie das Glück vertrauter Liebe vorzuempfinden, sie spricht mit Bewußtsein von ihrer Schönheit und den Reizen des Negligees (II, 7).

In jähem Wechsel wirbeln die verschiedenartigsten, zum Teil sich widersprechenden Empfindungen in ihr durcheinander: sie ist „zärtlich und stolz, tugendhaft und eitel, wollüstig und fromm.“ Mit einer für seine Zeit bemerkenswerten psychologischen Realistik hat Lessing diesen Sturm der Empfindungen ausgemalt — freilich verleugnet seine Heldin doch darin ihre Abstammung nicht, daß sie über ihre Erregung reflektiert, ja diese Reflexionen sogar in sentenziöse Form zu fassen vermag. Nur in dieser Beziehung hat sie Lessingschen Verstand, wie eben alle seine Gestalten! Im übrigen aber ist sie nur das leidenschaftliche Weib, das, hingerissen von dem Glück seiner Liebe, neben dieser Liebe für nichts mehr Raum hat. Vor diesem Glück versinkt so völlig das Unglück des Geliebten, daß sie nicht einmal fragt, was ihn betroffen hat, und kein Wort des Mitleids von ihren Lippen fällt. Sie ahnt gar nicht, welche Leiden und Kämpfe ein Mann zu durchleben haben kann: in naivem weiblichem Selbstvertrauen sieht sie für alle Wunden seines Lebens in ihrer Liebe das Allheilmittel! So vertritt sie neben der Hingabe doch auch den Egoismus der Liebe.

Damit ist ihre Stellung im Drama scharf bezeichnet: in derselben Einseitigkeit, wie Tellheim die Bedeutung der Ehre, vertritt

sie das Recht der Liebe; dem Stolz des Mannes, der mit seiner Ehre sich alles geraubt sieht und kein Opfer annehmen will, tritt der Stolz des Weibes gegenüber, das mit seiner Liebe alles ersetzen zu können meint.

2.

Diese Grundzüge ihres Charakters, welche die Expositionsscenen des 2. Actes entwickelt haben, kommen in den Schlussszenen, die sie mit Tellheim zusammenführen, zur vollen Entfaltung und tragen so wesentlich zu dem Ausbruch und der Zuspitzung des Konfliktes bei; es wäre durchaus verkehrt, die Schuld nur in Tellheims Verbitterung suchen zu wollen.

Ganz erfüllt von dem Glück des Wiedersehens geht sie Tellheim entgegen, weder für die lästige Gegenwart des Wirtes, noch für die auffallende äußere Erscheinung ihres Verlobten — dem es noch (III, 10) Franziska ansieht, daß er die Nacht draußen kampierte — hat sie ein Auge. Als er nach der ersten leidenschaftlichen Aufwallung, ernüchtert durch den Anblick des Wirtes zurückweicht und sich hinter kalte Förmlichkeit verschanzt, setzt sie sich mit einem mutwilligen Scherz darüber hinweg. Nur als seine Äußerungen in ihr die jähe Befürchtung wecken, daß er sie nicht mehr liebe, gerät ihre frohe Sicherheit einen Augenblick ins Schwanken und sie „fällt in einen widrigen, melancholischen Ton“; kaum aber hat sie ihm inquisitorisch das Geständnis seiner Liebe abgezwungen, so ist sie auch wieder völlig beruhigt, nun ist ihr alles übrige gleichgiltig.

Aber indem sie selbst in ihrer Liebe über alle äußeren Schranken, über Armut und Erniedrigung des Geliebten sich erhebt, beansprucht sie nun auch, daß Tellheim in dieser Liebe einen vollen Ersatz für alle Verluste, ein Lebensgut, das alle übrigen aufwiegt, sehen soll! Daß das Leben eines Mannes seinen selbständigen Wert in sich tragen muß, dafür hat sie kein Verständnis. Ja im Grunde fehlt ihr doch selbst die einfache herzliche Teilnahme an seiner Lage. Noch immer weiß sie gar nicht, was er eigentlich gelitten hat und noch leiden mag, aber darum macht sie sich auch von vorn herein nicht die mindesten Sorgen. Wie es weder das Erste noch das Wesentlichste war, das sie bei seinem Anblick bewegte, so spricht sie, als das Gespräch sie auf sein Unglück führt, davon in dem leichtesten, lustigsten Tone, getragen von naivem Selbstvertrauen: „Nun mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch und haben Ihre Minna noch und sind unglücklich? Ihre Minna ... ließ und läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sei sie; geschwind kramen Sie Ihr Unglück aus, sie mag versuchen, wie viel sie dessen aufwiegt.“

So läßt Lessing hier Minna selbst klar und bestimmt die Frage formulieren, auf die sich der Konflikt des Dramas konzentrieren soll, und damit Tellheim offen herausfordern. Dieser bleibt die eigentliche

Antwort zunächst noch schuldig — sie erfolgt erst in der parallelen Scene des 4. Aktes bei der Wiederbegegnung beider — und erwidert ihre Herausforderung seinerseits mit einer Herausforderung. Indem er den von ihr angeschlagenen humoristischen Ton in schneidendem Sarkasmus aufnimmt, spitzt er den Gegensatz zwischen seiner früheren und seiner jetzigen Lage in der denkbar schroffsten Weise zu und richtet nun an sie die prüfende und zweifelnde Frage, ob ihre Liebe, auf die sie pocht, denn auch wirklich stark genug ist, ihm in sein Elend zu folgen. Doch Minna hört aus seinen Worten viel zu sehr die Übertreibung heraus, um sie ernsthaft zu nehmen, sie läßt sich in ihrem siegesgewissen Humor nicht beirren und überbrückt die Kluft zwischen dem Einst und Jetzt, indem sie einfach den Gegensatz in ein lustiges Dymoron zusammenzieht: „Deine Hand, lieber Bettler!“ Aber gerade hier, wo sie den höchsten Trumpf ihrer Liebe ausspielt, muß sie die erste herbe Enttäuschung erleben. Tellheim reißt sich von ihr los. Je größer das Opfer ist, das sie ihm bringen will, um so schärfer reizt sie den Stolz des Mannes auf die eigene Selbstlosigkeit und macht es ihm unmöglich, das Opfer anzunehmen.

Diese Enttäuschung erschüttert sie aufs tiefste. Was sie bisher getragen hat, das Vertrauen auf die Macht ihrer Liebe, ist gebrochen, in völliger Verzweiflung, halb besinnungslos bleibt sie zurück (III. 3).

3.

Aber Tellheims Brief, in dem „jede Weigerung, sie zu besitzen, seine Liebe beteuert“, stellt das verlorene Vertrauen zu der Macht ihrer Liebe bald wieder her. Sie fingiert, daß sie den Brief nicht gelesen habe, um ihn selbst zu sprechen; von ihrem persönlichen Eindruck erhofft sie mit Zuversicht den Sieg. Mit derselben weiblichen Einseitigkeit wie vorher, findet sie es „unverzeihlich“, daß ein Mann „seiner Geliebten nicht sein ganzes Glück verdanken will“, und ein Plan dämmert ihr auf, ihn, falls er nicht nachgibt, „wegen dieses Stolzes mit ähnlichem Stolz zu martern“ (III, 10—12). Erst allmählich nimmt er bestimmtere Umriffe an. Es soll „eine Lektion sein, die sie ihm geben will“ (IV, 1). Dadurch daß auch sie vorgiebt, alles eingebüßt zu haben, und nun sich weigern will, die Seinige zu werden, soll er den Wert ihrer Liebe fühlen lernen. So knüpft dieser Plan deutlich an die im 2. Akt entwickelten Motive ihres Charakters an, und zum Überfluß muß uns auch Franziska es sagen, daß seine Ausführung „die feinste Eigenliebe kitzeln müsse“; Minna selbst erkennt den damit ausgesprochenen Vorwurf gutlaunig an.

Vor die Begegnung mit Tellheim schiebt sich noch die große Scene mit Accaut (IV, 2). Wenn sie auch ihre Bedeutung wesentlich nach einer anderen Seite hat, so ist sie doch von Lessing zu Minnas Handeln

in diesem Akte in eine gewisse Beziehung gesetzt, und wieder wird uns durch Franziskas Äußerungen dieser Zusammenhang deutlich gemacht. Wir müssen sicherlich der Ausführung von Minnas klugem Plan mit einer etwas ironischen Stimmung entgegensetzen, wenn wir erleben, daß sie sich von einem Unbekannten, den Franziska auf den ersten Blick richtig taxiert, soweit dämpfen läßt, daß sie dem Bettler zehn Pistolen giebt, damit er sie verspielen kann, und durch ihr wohlgemeintes Vorgeben, mit ihm Halbpart machen zu wollen, nur seine Frechheit herausfordert. Mit hellem Spott beleuchtet Franziskas gesunder Menschenverstand alle diese Mißgriffe ihrer klugen Herrin; mit erstem Vorwurf aber stellt ihr klarer sittlicher Instinkt Minnas schonendes Vorgehen gegen den Lumpen, die Entschuldigungen, die sie für seine Betrügerei und Prahlerei schnell bereit hat, in scharfen Gegensatz zu ihrem beabsichtigten Verfahren gegen Tellheim: „Er sollte wegbleiben! Sie bemerken an ihm, dem besten Manne, ein wenig Stolz, und darum wollen Sie ihn so grausam necken?“ Mit echt weiblichem Eigensinn hat Minna als Antwort nur ein launisches: „Das will ich nun einmal so!“ (IV, 3).

Doch zunächst sieht sie nach Tellheims Eintritt (IV, 6) noch von dem geplanten Spiel ab und unternimmt es, ihn zu widerlegen. Ja beim Beginn ihrer Unterredung hat jener Plan noch so wenig feste Gestalt gewonnen, daß sie ganz unbefangen ihm mitteilt, ihr Oheim habe seinen Einspruch gegen ihre Verbindung zurückgezogen und werde morgen schon eintreffen, um sie ihm zu übergeben — obwohl sie doch damit eigentlich die ganze Voraussetzung ihrer späteren Erdichtung sich abschneidet! Es hieße auch den Lebenskern des ganzen Charakters zerstören, wollte man annehmen (wie doch meist geschieht!), daß sie mit ruhiger Sicherheit eine im voraus bis auf alle Einzelheiten klar entworfene Intrigue mit ihrem Bräutigam abspielen könnte.

Ihre Taktik ist zunächst dieselbe, wie im 2. Akt: mit guter Laune sucht sie den Konflikt hinwegzuscherzen, die Gründe für Tellheims Weigerung kann und will sie nicht ernst nehmen. Die leidenschaftliche Scene, die sich am Morgen zwischen ihnen abspielte, erscheint ihr jetzt als eine Kinderei. Den Brief, in dem Tellheim das Peinliche seiner Lage ausgesprochen und sich zu rechtfertigen gesucht hat, den Brief, auf dessen Wirkung er im 3. Akt so gespannt war, daß es ihn deshalb wider seinen Willen in ihr Haus trieb, den behandelt sie lächelnd als so gleichgiltig, daß sie sich nicht einmal die Mühe giebt, die Fiktion aufrecht zu erhalten, sie habe ihn nicht gelesen.

Die Berufung auf sein Unglück, das ihn von ihr trenne, hatte sie im 2. Akt rasch abgeschnitten durch jenes: „Deine Hand, lieber Bettler!“ Jetzt erst soll sie es sich im einzelnen klar zum Bewußtsein bringen:

seine Entlassung, Verwundung, Verarmung, die Antastung seiner Ehre. Aber auch hier nimmt sie sich in der ersten Hälfte der Scene kaum die Zeit, liebevoll auf das, was ihn betroffen hat, einzugehen, ja sie läßt ihn fast gar nicht zu Worte kommen: mit übersprudelnder Lebendigkeit und Laune nimmt sie dem an sich haltenden, zurückweichenden Manne seine Gründe und Gegengründe vorweg, und alles, woran er so lange und schwer getragen, möchte ihr Humor einfach als federleicht hinwegblasen!

So sucht sie seine Entlassung und Verwundung frischweg als gleichgültig für ihn und als ein Glück für sie selbst hinzustellen. Es gelingt ihr allenfalls beim ersten Punkte, wo sie ihn nur in seiner Gelassenheit zu bestärken braucht. Auch hier drängt sich übrigens scherzend wieder ihr Bewußtsein von dem absoluten Wert der Frauenliebe hervor, wenn sie in dem Frauendienst ihm gleichsam einen Ersatz für den Herrendienst bietet: „Ich bin Ihre Gebieterin, Tellheim, Sie brauchen weiter keinen Herrn!“

Ihre Methode beginnt schon beim zweiten Punkt halb zu versagen. Sie hat nur Spott für seine Verwundung, die ihm den Gebrauch eines Armes raubte, ja mit ausgelassenem Scherz freut sie sich, nun „um so sicherer vor seinen Schlägen“ zu sein. Aber aus dem Spott hört Tellheim nur den Mutwillen heraus, und bei ihren Scherzen kann er — und, ich dünkte, wir mit ihm! — nicht mitlachen.

Sie sieht darin einen Angriff auf ihre ganze Lebensauffassung und fühlt sich deswegen zu einer etwas selbstbewußten und doktrinären Verteidigung ihrer lachenden Philosophie veranlaßt. Sie weiß im voraus, daß vor dieser Weisheit sich auch seine Armut als eine lächerliche Übertreibung herausstellen wird.

Aber gerade jetzt, wo sie sich im Bewußtsein ihrer überlegenen Lebensweisheit wiegt, soll dieselbe zu Schanden werden. Sie hat den eigentlichen Kern seiner Leiden, die Ursache seiner Verarmung, die Antastung seiner Ehre gerade infolge der ehrenhaftesten That seines Lebens bisher ganz außer acht gelassen. Sie hat sie einfach mit seiner Entlassung identifiziert¹⁾, was sie „in seinem Brief über diesen Punkt gelesen hat“, ist ihr, wie sie jetzt selbst eingesteht, „ein wahres Rätsel“ geblieben. — Vor der Tragik des Lebens, die ihr jetzt Tellheims Erzählung mit knapper, harter Thatsächlichkeit eröffnet, geht ihr der Humor aus. Die Rollen scheinen vertauscht. Tellheim ist es jetzt, der in ein wildes

1) Wenn Lessing sie sagen läßt: „Ihre lachende Freundin beurteilt Ihre Umstände weit richtiger als Sie selbst: weil Sie verabschiedet sind, nennen Sie sich an Ihrer Ehre gekränkt“, so tritt in diesem komischen Widerspruch zwischen ihrem vermeinten Scharfblick und den wirklichen Verhältnissen die Ironie des Dichters unzweideutig hervor.

Lachen ausbricht und sie vergebens auffordert, mitzulachen. Es „tötet sie“, dieses schreckliche Lachen, aus dem sie den Menschenhaß und den verlorenen Glauben an die Vorsehung heraus hört.

Aber auch hier rafft sie sich zur Anwendung ihrer alten Methode auf. Sie sucht zunächst die Bedeutung des Verlustes abzuschwächen: sie verweist ihn auf die Anerkennung, die er in Sachsen finden werde, sie vertröstet ihn auf den glücklichen Ausgang seines Prozesses, den Riccaut ankündigte, sie greift endlich die Ehre selbst als einen leeren Begriff an. Und auch hier gipfelt ihr Trost wieder in demselben Gedanken, mit dem sie von vornherein sich über sein Unglück beruhigt hatte. Was sie am Morgen zu Franziska sagte: „Mich jammert er nicht, Unglück ist auch gut, vielleicht daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wiederzugeben“, das drückt sie jetzt mit noch stärkerer Übertreibung aus: „Die Vorsicht, glauben Sie mir, hält den ehrlichen Mann immer schadlos, und öfters schon im voraus. Die That, die Sie einmal um zweitausend Pistolen bringen sollte“ — als ob es nur das wäre! — „erwarb mich Ihnen.“

Könnte mit naiverem Vertrauen der Glaube an den alles ersetzenden Wert ihrer Liebe sich äußern, als hier, wo sie durch sie selbst die Rätsel der Vorsehung lösen möchte? — „Welche Vermessenheit, den Himmel so ernstlich um eine Frau zu bitten!“ hatte Lessing vor vierzehn Jahren mit trockenem Humor zu dem schwärmenden Liebesgebet des Messiasfängers bemerkt¹⁾: ob er wohl daran zurückdachte, als er hier die Bewegtheit weiblicher Liebe, die sich selbst unmittelbar mit dem Ratschluß der Vorsehung verknüpft, in komischem Spiegelbild darzustellen unternahm?

Freilich, Minnas Humor weiß auch hier die objektive mit der subjektiven Komik zu verschmelzen, indem sie das Alltäglichsste unmittelbar neben das Höchste stellt: in demselben Atem, mit dem sie von dem Providentiellen ihrer Liebe spricht, vergleicht sie sie mit einer glücklichen Karte, die das Spiel des Lebens ihm zuwarf: die Dame statt des Königs!

Aber dieser Humor gleitet nicht nur wirkungslos von Tellheim ab, er hat vielmehr — und auch darin liegt eine Komik — gerade die entgegengesetzte Wirkung, als Minna gehofft hatte: ihr Trost stürzt ihn nur noch tiefer in Verzweiflung. Auf den planvollen Zusammenhang in dem Gange seines Lebens hatte sie ihn hinweisen wollen, und durch den zufälligen Vergleich mit Othello ruft sie in ihm den Gedanken wach, wie verfehlt doch von Anfang an sein Lebensplan gewesen ist, der ihn „sein Blut einem fremden Staate vermieten“ ließ.

1) In der Vossischen Zeitung v. 7. Dez. 1761 (Hempelsche Ausgabe XII, 476) vergl. die parallele Rezension in den Critischen Nachrichten v. 17. Dez. (Wagners Lessing-Forschungen, Berlin 1881, 172 flg.).

So steht er Minna gegenüber mit dem Gefühl eines völlig verlorenen Lebens. Die Frage: Kann ihm die Liebe den Verlust aufwiegen? gewinnt jetzt für ihn die Form: Darf er unter diesen Umständen ihre Liebe annehmen? Die Entscheidung kann ihm nicht zweifelhaft sein. Sowohl mit Rücksicht auf sie wie auf sich selbst muß er entsagen, Liebe und Ehre gebieten es ihm gleichmäßig: „Es ist eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen; es ist ein nichtswürdiger Mann, der sich nicht schämt, sein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken.“

4.

Das Drama hat seinen Höhepunkt erreicht. Die Frage, auf die sich bereits der 2. Akt zuspitzte, deren Lösung aber dort vertagt wurde, hat hier ihre Entscheidung gefunden. Tellheim ist in dieser Scene genötigt gewesen, sein ganzes schweres Geschick noch einmal im Geiste zu durchleben — die Scene vereinigt so in geistreicher Technik mit dem Höhepunkt die vollste, abschließende Exposition des Dramas —, er zieht vor Minna gleichsam aufs neue die Summe seines Lebens, sie prüft und beurteilt die Richtigkeit. Seine und ihre Auffassung stehen dabei in fast allen Punkten in unmittelbarem Gegensatz. So fordert gerade diese Stelle dazu auf, die Bedeutung der beiden in Kollision tretenden Standpunkte zu würdigen.

Der allgemeine Gegensatz zwischen Optimismus und Pessimismus, komischer und tragischer Lebensstimmung klingt an, und einen modernen Dichter möchte es gereizt haben, ihn durchzuführen. Lessing hat mit Recht davon abgesehen. Seine Minna urteilt wesentlich als Weib, der Maßstab, an dem sie alles mißt, ist ihre Liebe. Darin liegt ihre Größe, aber auch ihre Einseitigkeit. Das Gute, das sie in allem Unglück Tellheims zu finden weiß, bezieht sich eigentlich immer auf sie selbst: teils ist es für sie ein Glück, teils ein Glück für ihn, das von ihr ausgeht. Jene Mischung von Selbstlosigkeit und Eigenliebe, die bereits der 2. Akt zeigte, kommt hier zur Entfaltung: was sie dort, hingerissen von dem Glück des Wiedersehens, empfand, macht sie hier mit Bewußtsein geltend. Die Hochherzigkeit, die sich über alle äußeren Rücksichten erhebt, läßt uns leicht vergessen, was sie dem Manne doch eigentlich zumutet, wenn sie von ihm verlangt, daß er den ganzen Gehalt seines Lebens nur von ihr empfangen soll, und der freie Humor, mit dem sie meist ihren Standpunkt vertritt, täuscht dann vollends über das objektiv Komische desselben hinweg.

Umgekehrt gilt es in dem Verhalten Tellheims neben dem Einseitigen und Übertriebenen, das sich zumeist aufdrängt, doch auch das Berechtigte klar hervorzuheben. Gewiß, er ist durch sein Unglück verbittert und hat

jeden Lebensmut verloren. Er hat nicht bloß die Hoffnung aufgegeben, sondern auch der „Glaube an Tugend und Vorsehung“ beginnt ihm zu wanken; nur mit finsternem Troß blickt er in die Zukunft. Durch diese Verdüsterung vermag auch die Liebe nicht zu dringen, auch die begeisterte Bewunderung Minnas wegen jener That, die die Quelle seines Unglücks war, auch ihre Treue und Hingebung vermögen ihn nicht milder zu stimmen und ihn mit dem Leben zu versöhnen. Er verdient Minnas Vorwurf „er habe zu viel Ehre, um die Liebe zu erkennen“. Er verkennt das Hochherzige in dieser Liebe völlig, wenn er sie „die blinde Zärtlichkeit eines Frauenzimmers“ nennt. — Aber wer kann ernstlich seinen Entschluß angreifen, wenn er durch die Ehre sich gebunden fühlt, Minna für jetzt zu entsagen? Er steht hier doch nicht bloß unter dem Bann der „Ansichten seiner Zeit und Welt im Punkte der Ehre“ (Goethe). Es ist doch kein äußerlicher, künstlicher, konventioneller Ehrbegriff, der hier in Gegensatz träte zu den Rechten des Herzens. Es ist die Ehre vor sich selbst, ja es ist im Grunde nur die Liebe in der Gestalt, wie sie dem Manne ansteht! Folgte er jetzt Minnas Ansinnen, so wäre er *le mari de sa femme*. Der Ausdruck mag zu schroff erscheinen, manches Wort Minnas klingt aber doch, wenn man es der scherzenden Form entkleidet, schon bedenklich daran an. Ohne sich selbst aufzugeben, ohne das Gefühl des eigenen Wertes zu verlieren, kann er eine solche Rolle nicht spielen. Und damit verbindet sich unlöslich die Rücksicht auf die Geliebte. Er liebt sie zu sehr, als daß er sie an ein Leben fetten möchte, das ihm wertlos erscheint; es ist unzweifelhaft seine Pflicht, sie von einer Verbindung zurückzuhalten, die sie der Verachtung aussetzen könnte.

Gerade diese Begierung mit dem Bewußtsein der Pflicht gegen sich und die Geliebte giebt Tellheims Liebe ihren sittlichen Gehalt. Der leidenschaftlichen Empfindung Minnas gegenüber, die, wie sie selbst zu rückhaltloser Hingebung bereit ist, sie auch vom Manne fordert, hat seine Art etwas Hartes, Mächtiges. Auf wessen Seite der „Verstand“ überwiege, speziell der Lessingsche Verstand, den Goethe in der Minna ausgeprägt fand, bedarf keiner Frage. — Selbstlos, opferwillig sind sie beide, die eine in der Hingebung, der andere in der Entsagung; aber keiner erkennt das Berechtigte in dem Standpunkt des andern an. Minna fühlt nicht (V, 9 a. E.), daß „dem Manne nicht alles erlaubt ist, was dem Weibe geziemt“, da ihn „die Natur zur Stütze des schwächeren Geschlechts bestimmte“, und Tellheim stößt schroff und lieblos Minnas Liebe zurück.

5.

An diesem Punkt des Dramas läßt Lessing nun Minnas Intrigue einsehen. An Stelle der Versöhnung, die unmöglich scheint, soll ein

rascher äußerer Sieg treten; ein ernster Konflikt soll im Spiel sich lösen. Das Charakterlustspiel schlägt in ein Intriguenlustspiel um.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die psychologische Entwicklung dadurch etwas Eiliges, Flüchtiges und Gewaltfames erhält. Aber sie sinkt doch nirgends zu dem Marionettenstück herab, das die gewöhnliche Auffassung des Dramas daraus macht, wonach Minna mit verblüffender Routine die Fäden zieht, an denen Tellheim gehorsam die gewünschten Bewegungen ausführt. Auch hier ist ihr Verhalten kein von vornherein fertiges, es entwickelt sich vielmehr erst allmählich und wird Schritt für Schritt verständlich zu motivieren gesucht.

Am schwierigsten war diese innere Motivierung offenbar bei der Anknüpfung der Intrigue. Halb im Übermut hatte Minna im 3. Akt den Gedanken gefaßt, noch ehe sie Tellheims Unglück genauer kannte. Sie wollte ihn strafen für seinen Stolz, ihm eine Lektion erteilen. Was damals begreiflich war, mag jetzt, wo sie den Ernst seiner Lage kennt, auf den ersten Anblick befremden.¹⁾ Geschickt hat deshalb Lessing auch hier alles vermieden, was nach bewußtem Spiel, klarer Überlegung aussieht; nirgends ist Minna von jener Auffassung, die in ihr den verkörperten Verstand sieht, entfernter als hier. Die schulmeisterliche Rolle vollends, die manche ihr zuerteilen, würde weder ihr anstehen, noch einem Manne wie Tellheim gegenüber sich ziemen.²⁾

Sie greift auf den alten Plan in dem Moment zurück, als sie durch Tellheims grausames Wort von der „blinden Bärtlichkeit eines Frauenzimmers“ ihre Liebe verhöhnt sieht. Sie ist leidenschaftlich erregt, die schroffe Zurückweisung ihrer Liebe, die, wie sie meinte, ihm alles ersetzen sollte, reizt sie; sie fühlt sich gedemütigt und — zugleich hilflos. Aber auch jetzt ist sie noch nicht sogleich klar entschlossen, verlegen wendet sie sich an Franziska, an ihrem Rat sucht sie eine Stütze. Ihre halbe Zustimmung bestärkt sie in dem Entschluß. Ohne sich weiter die Ausführung und die Konsequenzen zu überlegen, ergreift sie die Rolle. Bei dem Beginn des Spiels, der zornigen Abkehr von Tellheim, braucht sie sich noch nicht zu verstellen, die bitteren Worte über sein Ehrgefühl entsprechen ihrer wirklichen Empfindung. Das Weitere überläßt sie Franziska, durch diese muß Tellheim die nötigen Erklärungen erhalten. Aus den stotternden

1) Die tiefere ethische Bedeutung, die — ihr unbewußt, jedenfalls nicht von ihr beabsichtigt — ihr Spiel für Tellheims Entwicklung gewinnt, kann ich hier nicht verfolgen.

2) Erich Schmidt Lessing I, 470 bemerkt treffend: „In die Erziehungsanstalt soll der Interpret Lessings diesen ausgewachsenen und ausgeprägten Mann nicht schicken“. Ich kann ihm aber darin nicht beistimmen, daß Minna „kaltblütig ins Gefecht gehe“ (471 u.).

Sätzen, in denen die sonst so Redegewandte sie ihm macht, sowie aus dem Widerspruch, in den sie sich dabei zu den Eröffnungen Minnas über ihr Verhältnis zu ihrem Oheim (zu Beginn der Scene) setzt, möchte man fast versucht sein zu schließen, daß erst jetzt in Franziskas Geist der Plan seine Ausgestaltung im einzelnen erfährt (trotz IV, 1).

Beiden Spielerinnen ist es auch nur halber Ernst mit ihrer Rolle. Sobald sie sehen, wie Tellheims Liebe leidenschaftlich, fast ungestüm hervorbricht, möchten sie das Spiel am liebsten sogleich wieder abbrechen, es wie einen leichten Scherz durch den Betrogenen selbst lösen lassen. Fast mit Gewalt suchen sie ihm die Augen zu öffnen¹⁾ (V, 3—5). Aber wider ihren Willen wird Minna bei dem Spiele festgehalten. Tellheim will es nicht nur nicht durchschauen, er faßt es ernster, als sie dachte. Auf ihre scherzende Weigerung, ihren Ring zurückzunehmen, wobei sie ihm den feinen dicht unter die Augen hält, giebt er ihr in bitterem Ernst den Vorwurf zurück, mit dem sie sich vorher von ihm losriß. So reizt er sie förmlich, an ihm eine kleine Rache zu nehmen und auch ihrerseits alle die Gründe — womöglich wörtlich — gegen ihn wieder auszuspielen, mit denen er ihr entgegen getreten war.

Müheles gelingt es ihr, Tellheim dadurch zum förmlichen und feierlichen Widerruf zu bringen, und nun — könnte das Spiel aus sein! Minna würde als Siegerin aus dem Kampfe hervorgehen, Tellheim stände gedemütigt da. Aber jetzt plötzlich beginnt das Spiel ihren Händen zu entgleiten und sich gegen sie zu wenden, bis es endlich mit ihrer Demütigung schließt.

6.

Gerade jetzt muß (V, 6) das Königliche Handschreiben eintreffen, das Tellheims Ehre wiederherstellt. Und gleichzeitig damit kündigt sich — wir wissen noch nicht, ob wir darin eine Lösung oder eine neue Verwicklung voraussehen sollen — die Enthüllung des mit den Ringen getriebenen Spiels an, indem dem Feldjäger der Wirt auf dem Fuße folgt, der den verletzten Ring zurückfordert.

1) Vergl. V, 3 Franziska. „Beigen Sie mir doch den Ring . . . lassen Sie mich ihn doch sehen; ich sehe so was gar zu gern. — Tellheim. Ein andermal Franziska. Jetzt komm — Franziska (beiseite). Er will sich durchaus nicht aus seinem Irrtum bringen lassen.“

V, 5 „Minna. Meinen Sie etwa, daß es mir an einem Ringe fehlt? O Sie sehen ja wohl (auf ihren Ring zeigend), daß ich hier noch einen habe, der Ihrem nicht das Geringste nachgiebt! — Franziska. Wenn er es noch nicht merkt!“ —

Das heißt doch sicherlich, wie Nathan sagt, „mit dem Spiele spielen“.

Durch die plötzliche Rehabilitierung Tellheims wird sie wider ihren Willen gedrängt, das Spiel über die beabsichtigte Wirkung hinaus zu verfolgen. Sie selbst verrät dies, wenn sie — wahr in ihrer Verstellung — bekennt: „Tellheim habe es ja wohl bemerkt, wie sehr sie nur zum Scheine sich noch weigerte, ehe dieser Brief ankam“ (V, 9). Was sollte sie thun? Wollte sie jetzt, ohne ihre Intrigue zunächst einzugestehen, ihre Weigerung aufgeben, so war ihre Niederlage die empfindlichste: in der Rolle der Unglücklichen und Verlassenen ergäbe sie sich gewissermaßen seiner Großmut. Oder sie gestände den ihm gespielten Streich ein: wie würde er ihn jetzt aufnehmen? Muß sie sich nicht fast scheuen, ihre Heuchelei jetzt zu bekennen, wo er soeben mit tiefem sittlichem Ernst seinen Fehler bekannt, mit rücksichtsloser Wahrheit gegen sich selbst sein innerstes Wesen vor ihr enthüllt hat?

Aus dem Spiel ist Ernst geworden; so einfach, wie sie gedacht hatte, löst sich der Scherz doch nicht auf, sie fühlt sich in ihre eigenen Schlingen verstrickt.

So sieht sie sich genötigt, die Rolle weiter zu spielen. Nicht zu ihrem Vorteil! Schon äußerlich macht sich dies bemerkbar; wie stark sie dramatisch gegen Tellheim abzufallen beginnt, fühlt man am besten auf dem Theater. Ihre Teilnahme am Dialog wird passiver. Sie, die bisher die Führung der Handlung hatte, wird jetzt trotz alles Widerstrebens von dem Gange derselben mit fortgerissen. Und während Tellheims Charakter sich immer freier erhebt, sich immer reicher entfaltet, beginnt sie sich zu wiederholen, das stete Zurückgreifen auf seine früheren Äußerungen wirkt eintönig und kleinlich.

Ihre Liebe zu ihm sieht mit Bewunderung, mit „einer Rührung, die sie vergebens zu verbergen sucht“ (V, 9), wie er in der Selbstlosigkeit seiner Liebe nur an ihr Glück denkt, ihretwegen auf alles verzichten will, woran sonst sein Herz hing, selbst auf seine ihm eben erst wieder-gegebene Ehre — andererseits ist sie doch Weib genug, um sich beschämt zu fühlen und sich gegen dies Gefühl zu sträuben. Als Tellheim den Brief des Königs, der ihn eben noch „mit der lebhaftesten Rührung“ erfüllte, zerreißen will, um die Gleichheit zwischen ihnen wieder herzustellen, da entfährt ihr in der Erregung das Geständnis: „So soll, so muß ich in meinen eigenen Augen verächtlich werden?“ Sie klammert sich noch einmal an sein Argument: „Es ist eine nichtswürdige Kreatur, die sich nicht scheut, sein ganzes Glück der Zärtlichkeit eines Frauenzimmers zu verdanken“, aber in seiner Umkehrung, seiner Übertragung auf das Weib verliert es seine Giltigkeit, ja in ihrem Munde wird es zu einer unfreiwilligen Ironie.

So kann der Dichter durch Tellheims Erwiderung das Endurteil sprechen: „Sophistin! So entehrt sich das schwächere Geschlecht

durch alles, was dem stärkeren nicht ansteht? So soll sich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemt? Welches bestimmte die Natur zur Stütze des anderen?"

Und gerade jetzt muß, um Minnas Niederlage vollständig zu machen, Tellheim von der Einlösung des Ringes hören, er muß daraus auf ihre Falschheit und Treulosigkeit schließen, in ihrem Verhalten ein abgetartetes Spiel erblicken, um mit ihm zu brechen. Wieder ist es Franziska, durch die der Dichter der Stimmung des unbefangenen Zuschauers Ausdruck leiht; schadenfroh sieht sie in dieser Verkettung der Dinge eine Strafe für ihre Gebieterin: „Nun mag sie es haben!“ Und diese selbst bekennt reuig: „Ach liebe Franziska, ich hätte Dir folgen sollen; ich habe den Spaß zu weit getrieben“. (V, 10. 11.)

Aus der Lektion, die sie dem Stolge des Mannes zu erteilen gedachte, wird jetzt die vollständigste Demütigung für sie selbst, wenn Tellheim auch der vermeintlich Ungetreuen die Treue wahrte und „obwohl sie es nicht um ihn verdiene“, sie schützen will gegen ihren Oheim.

So hat der Ausgang des Spieles das Verhältnis beider zu einander vollständig umgekehrt. Zwar hat Minna erreicht, was sie wollte, daß Tellheim ihre Liebe über alles stellt, aber ihre Eigenliebe, ihr Stolz ist gebrochen: er ist es jetzt, der alles für sie opfern will, er ist der Gebende, sie die Empfangende. Und sie erkennt am Schluß willig seine Größe an: „Ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verschafft zu haben! Ach, was sind Sie für ein Mann! Umarmen Sie Ihre Minna, Ihre glückliche Minna, aber durch nichts glücklicher, als durch Sie!“

Aus der Praxis des deutschen Unterrichts.

Von C. Krumbach in Würzen.

2. Vor- und Chorlesen.¹⁾

Der echte Wohlklang kommt mir vor
wie ein unbewusstes Erreben, wie ein
Durchscheinen gesunder Farbe.

Grimm, Kl. Schr. I, 407.

Daß das Vorlesen des Lehrers ein vortreffliches Mittel ist, die Schüler auf den Inhalt eines Lesestückes vorzubereiten, ist hinlänglich bekannt; es ist das in der Theorie des Leseunterrichts ein ebenso ehrwürdiger als unumstößlicher Grundsatz, jedermann selbstverständlich, für

1) Zur Ergänzung der „Lese-, Sprech- und Sprachübungen“ des Verfassers. Vergl. S. 76 in der größeren Ausgabe für Lehrer und Erzieher. Leipzig 1893, bei W. G. Teubner, beurteilt in VII, 2 dieser Zeitschrift.

manche kaum der Rede wert. In der Praxis geht man indessen daran vorüber, gleichgiltig und kühl, wie an manchen anderen elementaren Dingen, die anscheinend keine Gelehrsamkeit erfordern, weil viele wichtigere Dinge vorliegen, z. B. Methoden- und Systemfragen, die den Lehrer zu einem Sklaven und die Schulstube zu einer Probier- und Experimentieranstalt machen. Wir fragen aber: Hat es denn nicht von jeher als eine hohe und schwer zu erfüllende Aufgabe gegolten, jemand etwas gut vorzulesen, was doch nichts Geringeres bedeutet, als Gedanken sammeln, Form und Inhalt eines Stücks selbst erkennen und andere mit erkennen lassen? „Das Vorlesen bildet den entscheidenden Schritt, durch den das Kunstwerk ins Dasein tritt, durch den der Maßstab gegeben und die Gesamtauffassung festgestellt wird.“ (Barow.)

Wie die Schüler nur schreiben lernen, wenn sie die Buchstaben an der Wandtafel entstehen sehen, so lernen sie nur schön lesen, wenn sie den Lehrer vorlesen hören. Das Vorlesen eines Gedichtes ist ein Nachdichten. Tonhöhe und Tonstärke, Wort- und Satzton, Hebung und Senkung oder Abweichungen im Rhythmus, der schnelle oder zögernde Lauf einer Handlung, der Charakter der Personen: alles das, ja noch vieles andere soll zum Ausdruck kommen. Wenn irgendwo, so muß der Lehrer durch das Vorlesen verstehen, Stimmung zu machen, nicht durch vorzeitige lehrhafte Auseinandersetzungen, sondern wörtlich genommen durch seine Stimme, durch sein Wort. Das ist das Durchscheinen gesunder Farbe, wovon Grimm spricht, das ist das langsame Hervordringen des Sonnenlichtes aus dunklem Gewölk, das rechte Herausarbeiten des Inhalts. Ein Lehrer, der es versteht, auf diese Weise die Schüler anzuregen, der sie zu bannen weiß in den Zauberkreis seines Vortrags, der wird sie auch nach und nach befähigen, die ganze Stimmung des Stücks herauszuhören; es ist das ein Suchen und Finden nach dem Gehör, wie in der Musik, „ein Stück schweigendes Hören, eine heilige Stille, in der allein beobachtet werden kann.“ (Stoßmayer.) Ob er etwas berichtet, erzählt oder beschreibt in ruhiger, objektiver Weise, oder ob er etwas vorträgt, was sein Inneres mit bewegt, ob der Inhalt des Stücks feierlicher ist, gemessen, leidenschaftslos oder lebhaft, leicht tändelnd und lustig ist, ob Born, Fröhlichkeit, Lust, Begeisterung und Jubel oder Schmerz, Liebe und Mitleid aus dem Stücke sprechen, der Schüler wird es schließlich nach dem Gehör beurteilen lernen.¹⁾ Oder sollte das kein Gewinn für die Bildung sein?

1) Einzelne Lesebücher enthielten früher, etwa in den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, als der Ausdruck Schönlesen in der pädagogischen Welt Aufnahme fand, für das Schönlesen besonders bearbeitete Stücke, so der „Denkfreund“ von Schlez. Es gab dort Beispiele für den fragenden, ausrufenden, schmeichelnden, bittenden, mitleidigen, strafenden, drohenden, entschlossenen,

Man frage bei Hildebrand nach. Auch Palleste hat's uns an vielen Beispielen praktisch gezeigt, wie es am besten zu machen ist, besonders im 18. und 19. Kapitel seiner „Kunst des Vortrages“, desgl. Münch, wo er S. 27 in der „Pfleger der deutschen Aussprache“ von der Anwendung des rechten Stimmungstones spricht. Freilich leicht ist es nicht, diesen Forderungen ganz gerecht zu werden; manche Lehrer glauben es überhaupt nicht zu können, und manche sind wieder zu zaghaft, aus sich herauszugehen. Doch von den Lehrern des Deutschen (und der Geschichte!) sollte keiner vor solchen Übungen zurückschrecken. „Nur wenn sie durch ihr Lesen und durch den Vortrag überhaupt die Aufmerksamkeit zu fesseln verstehen, kann von einer ästhetischen Einwirkung die Rede sein. Diese aber wächst von Klasse zu Klasse mit dem heranreisenden Jünglinge, stärkt den geweckten Schönheitssinn, läutert sein Urteil über das Schöne und giebt ihm über die Schule hinaus für das spätere Leben Empfänglichkeit und Bedürfnis zu eigener Bethätigung mit auf den Weg . . .“ (Deußen, Progr. Essen, 1881.)¹⁾

Und Brandt (Progr. Stralsund, 1888) sagt: „In dem gut vor-
gesprochenen Worte liegt ein mächtiger Zauber, den wir als mitwirkenden Faktor bei der Erziehung unserer Jugend nicht entbehren können. Leider ist es jammerschade, daß selbst auf dem Gebiete des Unterrichts in der Muttersprache auf diesen Punkt noch immer nicht genügend Wert gelegt wird.“

Zwar wird mit peinlicher Sorgfalt erwogen, was zur Erklärung und Vertiefung der Sprachstücke nötig ist, um dem Geiste neue Kenntnisse zuzuführen, alle Kommentare und Lexika werden darum befragt, doch — es ist wohl heute noch nicht zu viel behauptet — lange nicht in demselben Maße erstreckt sich die Vorbereitung des Lehrers darauf, das Vorlesen daheim zu üben, um durch einen schönen Vortrag die Herzen der Schüler zu gewinnen, das Gemüt zu bilden, was doch im deutschen Sprachunterrichte die Hauptsache bleibt. Die meisten behalten ja dieses Ziel ebenfalls im Auge, aber sie gelangen erst auf Umwegen dahin, oder gar nicht, weil's zu spät geworden ist, an der Uhr oder im Herzen des

spottenden, gebrochenen und vermischten Ton. Unsere vervollkommenen Lesebücher bedürfen dieser Fesseln nicht mehr. Schon die Circularverfügung des Provinzial-Schulkollegiums Brandenburg vom Jahre 1844 richtete sich dagegen. Sie bemerkt, daß die Aufstellung einer großen Menge von Regeln für die Betonung unzweckmäßig sei, die Anweisung zur Betonung könne nur eine praktische sein.

1) Palleste verlangt das besonders auch von den Töcherschulen. „Die allerdringendste Aufforderung, sagt er, für gute Vorbilder in Gestalt von Lehrkräften zu sorgen, tritt an unsere Töcherschulen heran. Denn sie erziehen diejenigen, welche einst als Mütter eine frühzeitig und unausgesetzt auf das Kind wirkende Macht des Beispiels üben sollen. Und diese Macht wurde schon von den Alten aufs lebhafteste anerkannt.“

Schülers, indem es nicht mehr empfänglich und aufnahmefähig ist. Besonders wenn es sich um Schilderung und Deutlichmachung von Charakteren handelt, muß stets zuerst die Macht des gesprochenen Wortes zur Wirkung kommen, nicht in gelehrter Beifrost und anderen Zuthaten, sondern im Original, auch nicht durch Effekthascherei und pathetische Knallerbsen, wie ein Rezitationskünstler oder Schauspieler auf der Bühne, sondern lebensvoll, wahr, natürlich, dem einfachen Schultone entsprechend. „Eine edle Dichtung, von einem Lehrer schön vorgelesen, dringt durch den Mund der Kinder in die Familie hinein, selbst in die dunkle Hütte des armen Mannes und erscheint dort wie ein Lichtstrahl der Schönheit, wie ein tröstlicher Bote aus den Höhen der Menschheit . . .“ (Palleske.) Darum sollten vorzugsweise unsere Seminaristen darauf bedacht sein, den Sinn für musterhaftes Vorlesen zu wecken und zu pflegen, nicht durch Rezepte, sondern durch gute Vorbilder. An einem reichen Schatze von Kenntnissen und an praktischen Lehrproben anderer Art fehlt's heutzutage nicht mehr, dafür aber an ästhetischen Sprachübungen. Es wäre zu hoffen, daß auf diesem Wege auch in die Tiefen der Bevölkerung allmählich der Sinn für edleres Sprechen und die Liebe zu unseren Dichtern einzöge, und daß unsere schöne Litteratur ein allgemeineres Bildungsmittel würde; denn gerade der Volksschullehrer ist in dieser Beziehung als einer der äußersten Vorposten zu betrachten, der die schwierigste, schließlich aber auch die dankbarste Stelle hierbei einnimmt.

Der Musiklehrer, der dem Leselehrer manchen methodischen Fingerzeig geben kann, versäumt es nicht, das zu lernende Stück wiederholt vorzutragen, um den Schüler mit dem Charakter des Stückes bekannt zu machen. „So muß es klingen!“ sagte Seb. Bach. Und der Lehrer der neueren Sprachen liest aus demselben Grunde jedes Lesestück laut vor, wiederholt sogar; sein Beispiel erweckt Ehrgeiz und Wettstreit. Warum aber, so fragen wir verwundert, warum glaubt man dieser Lehrweise für die Muttersprache nicht zu bedürfen, die doch häufig genug schwer verunstaltet und gemißhandelt wird?

Leider — und das ist wahr — leider mangelt es in der Schule an Zeit, das Vorlesen auf alle Stücke auszudehnen, wiewohl es in den Lehrordnungen ausdrücklich verlangt wird. Ja, wie sollte das auch auf höheren Schulen zu erreichen sein, die heute noch mit deutschen Stunden so kärglich bedacht sind! — Der Lehrer wird sich deshalb darauf beschränken müssen, die wichtigsten und schwierigsten Stellen herauszuheben, z. B. Anfänge, um den Ton des Ganzen anzustimmen, Übergänge, um auch hier die richtige Tonart anzugeben, lebhaftere Schilderungen, die eine größere Bewegung der Stimme erfordern, wenn ihre Wirkung nicht verloren gehen soll, den Wechsel von ab- und unabhängiger Rede, was oft

gar nicht so leicht ist, Zwie- und Selbstgespräche, die die Personen nach dieser oder jener Seite hin charakterisieren sollen u. ä. Daß das alles die gewissenhafteste Vorbereitung erfordert, besonders für die jüngeren Lehrer, die ihr Lesebuch noch nicht genügend kennen, wird jedem, der es ernst nimmt, bald klar werden; ja, je weniger Zeit zum Vorlesen in der Klasse vorhanden ist, desto mehr Zeit erfordert die Vorbereitung zu solchem instruktiven Vorlesen daheim. Das sind dann aber keine bloßen Lesestunden, in der jeder Schüler seine 8 bis 10 Zeilen oder seine Strophe mechanisch abliest, nein: der ganze Mensch ist dabei mit seinem Empfinden und Denken, mit seinem Gefühl für das Kleinste und Größte, mit seiner Gesinnung und Überzeugung; da wechseln miteinander ab die Belehrungen über Grammatik und Logik der Sprache, über Metrik und Rhythmus, über alles, was uns die Sprache sonst noch lieb und wert macht. Warum zögernd, warum eilend, warum mit allmählichem Aufschwellen und gesteigerter Betonung, warum laut oder flüsternd; wer erzählt, zu wem, in welcher Stimmung, zu welchem Zwecke? — Alles das kommt mit zur Sprache und führt zur Erkenntnis des Inhalts; fröhlich durchdringen sich, was der Verstand begreift und das Herz empfindet.

Ja, niemals lesen die Schüler mit mehr Aufmerksamkeit nach, als wenn sie wissen, daß der Lehrer alles so lenkt und leitet, wie ein Steuermann ruhigen Blicks und sicherer Hand, der nichts dem Zufall und der Laune überläßt. Überaus reich an goldenen Schätzen ist das Lesebuch. Aber erst, wenn die Gestalten in ihm lebendig werden durch des Lehrers Wort vor den Sinnen der Schüler, wenn die toten Buchstaben anfangen, sich zu bewegen wie zum lustigen Spiele und dabei doch zu ernster Arbeit, dann erst löst sich die Schmelze vom Metall, die Schale vom Kern; dann zieht's den Schüler hinauf zum Lehrer, seinem Ideale, hinauf zur Wahrheit. Wer mit seiner Klasse gut zu lesen versteht, der ist ein Meister in der Kunst des deutschen Unterrichts und der Erziehung zugleich.

Auch durch das Vorlesenlassen der Schüler, die mit einem normalen Organe ausgestattet sind, die mit einem Worte zu den guten Lesern gehören, läßt sich manches gewinnen, wenn sich der Lehrer einen Stamm von Vorlesern heranzuziehen weiß, wie der Musiklehrer Vorsänger; doch darf es so wenig als möglich auf Kosten der anderen geschehen, damit sie nicht zum Schweigen verurteilt werden; darum spende man schon den Schwächeren ein kleines Lob, wenn es ihnen geglückt ist, eine leichtere Stelle einigermaßen sauber vorzulesen. Da nun bei den wenigen deutschen Stunden keine Zeit übrig bleibt, Vorleser in der Klasse heranzubilden, so muß es Sitte werden, den betreffenden Schülern bestimmte Aufgaben zu stellen, die sie daheim zu lösen haben. Besonders eignen sich auch die

Ferien dazu. Und wenn sie diese Aufgabe ebenso ernst auffassen, wie eine schriftliche Vorbereitung zu einer Übersetzung, die leicht nachzuprüfen ist, so sind sie weit gefördert in dem Verständnis für schönes Lesen und für ihre Muttersprache überhaupt. Nur wer den ganzen Inhalt des Lesestückes kennt, kann seinen Vortrag wirkungsvoll gestalten, und nur von solchen Schülern, die gut vorbereitet sind, können die Mitschüler etwas lernen. Auf's „Extemporieren“ lasse man sich anfänglich gar nicht ein, denn der Schüler muß wissen, daß er auch für seine Leistungen im Lesen verantwortlich gemacht wird.

Sogar noch andere Vorteile versprechen wir uns davon. Wir glauben, daß die Eltern ihre Aufmerksamkeit dem lautlesenden Kinde zuwenden und daß dadurch ihr Interesse für die Schule täglich von neuem angeregt wird; wir hoffen ferner, daß der Berfahrtheit und Blasiertheit, sowie der Lesewut unserer Jugend, die ihre Lesebücher mit den Augen übersieht, in fieberhafter Erregung recht schnell den Ausgang der Geschichte zu erfahren, ein mächtiger Damm entgegengesetzt wird, wenn sie gezwungen werden, auf Inhalt und Ausdruck zu achten und dem Lehrer Rechenschaft abzulegen. „Nicht viel lesen, sondern gut Ding und viel und oft lesen, macht klug und fromm dazu“, sagt Luther. Und Herbart, der das Lesen „ein unentbehrliches, schwerlich durch etwas anderes zu ersetzendes Hilfsmittel der Erziehung“ nennt, mahnt deshalb mit Recht: „Wir müssen den Jüngling lesen lehren!“ Die gute Zeit des Erzählens, von der Goethe rühmlichst spricht, „wo noch keine Bibliotheken für Kinder veranstaltet waren, wo aber die Alten selbst noch kindliche Gefinnungen hatten und es bequem fanden, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzuteilen“¹⁾ — sie ist leider vorbei; möchte aber doch dafür wenigstens die Zeit des gegenseitigen Vorlesens in der Familie wiederkehren! Wenn doch die Schule dazu etwas mehr beitragen wollte!

Statt der freien Vorträge²⁾ sollte man deshalb öfters wohlvorbereitete Leseübungen anstellen, denn die Grundlage aller Gewandtheit

1) Wahrheit und Dichtung I, 25.

2) Schnippel, Lehrplan des Deutschen, Berlin 1891 verlangt wohl schon von IIIb ab Übungen im mündlichen Ausdruck zur Förderung freier Rede, Vorträge aber erst in den Primen; Klee, Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht, Leipzig 1891, möchte dagegen schon in IV und IIIb mit 5 bis 6 Minuten langen Vorträgen beginnen. Vergl. hierzu: Lehmann, der Deutsche Unterricht, Berlin 1890, S. 93 flg., der höchstens „Referate“ gelten läßt.

Auch v. Sallwürk spricht sich dagegen aus. „Unerwachsene Knaben (bis IIa) sollten überhaupt nicht aus der Schar der Altersgenossen hervortreten zu derartigen Schaustellungen. Nicht Redner, sondern Leser soll die Schule erziehen. In der elementarsten Sprachpflege wird so manches vernachlässigt.“ (Die Kunstpflege in der Schule, Daheim 1893, 4.)

im mündlichen Vortrage ist und bleibt das Lesen. Jeder, der öffentlich und frei spricht, muß vor allem gut vorlesen können. Mancher Vortrag wirkt mehr durch seine schöne Form als durch seinen Inhalt, und manch anderer, mag er noch so geistreich sein, hinterläßt nichts als Klangschmerzen im Ohre. Schüler, die gut und gern vorlesen, freuen sich dann auf die freien Vorträge in den oberen Klassen, und wenn sie den Sinn für gutes Lesen auch nach ihrem Austritt aus der Schule behalten, so werden sie dem Lehrer dafür dankbar sein, und sie selbst werden eine lebendige Empfehlung für ihre Schule werden. Goethe sagte von sich (a. a. D.) mit anmutigem Selbstlobe: „Ich war wegen eines glücklichen, freien, bedeutenden Vorlesens berühmt.“¹⁾

Will ein Lehrer seiner Klasse einmal eine besondere Freude bereiten, so biete er ihr einige Zeilen Dialektisches. Wer das gut vorzulesen versteht und versucht hat, wird wissen, daß er damit Sonnenchein in die Stube trägt. Und der Humor zur rechten Zeit und durch die rechten Mittel erzeugt, ist wie der Tau auf den Grashälmdchen; er glitzert und glänzt nur beim Morgen Sonnenstrahle, befruchtet und erfrischt aber lange darüber hinaus. Jede Landschaft darf da vor allem in den Schatz ihrer eigenen Pitteratur greifen, und es ist nirgends Mangel und Not. Von den sächsischen Dialekten eignen sich gleich gut der Lausitzer, der vogtländische und erzgebirgische. „Überall ein hübscher, warmer Ton, ein gesundes, frisches Leben, viel Humor und manches Körnlein Wit.“ (Straumer.) Man kann den Verfassern nachrühmen, daß sie oft den Hebelschen und Reuterschen Ton getroffen und den Rudolstädtschen und Mansfelder Liedern und Klängen nachgesungen haben. Es ist alles schmucklos und ungejucht. Der Ausgang überrascht und erfreut, ohne durch eine verfängliche Wirkung das ästhetische Gefühl zu verletzen oder durch einen pikanten Überguß das Ganze der Jugend ungenießbar zu machen. Im Leipziger Dialekte dagegen und der widerwärtigen Art

1) Edermann bestätigt das wiederholt. „Die klare, deutliche und energische Art mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht (Charon) vortrug. Nie habe ich eine so schöne Dellekation gehört. Welches Feuer! Welche Blicke! Und welche Stimme, abwechselnd donnernd und dann wieder sanft und milde! — In seinem Vortrage war nichts, was man hätte hinwegwünschen mögen (v. 3. Dezember 1822). Ferner: „Es war ein Genuß ganz einziger Art, ihm zuzuhören, denn nicht allein, daß die originelle Kraft und Frische der Gedichte mich in hohem Grade anregte, sondern Goethe zeigte sich auch beim Vorlesen von einer mir bisher unbekannt, höchst bedeutenden Seite. Welche Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme!“ (v. 30. März 1824.)

Und am 25. Januar 1830 sagt Goethe selbst (a. a. D.): „Die guten Deutchen wissen nicht, was es einen für Zeit und Mühe gekostet hat, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre.“

von Schriftstellerei, die man ihres Haupthelden wegen Blümchendialekterei nennen möchte, fühlt man es beim Lesen und Anhören sofort heraus, daß die Mundart nur das Mittel zum Zweck ist, die bloße Dekoration und das Aushängeschild zur Reklame, nicht das schlichte Kleid einfacher, natürlicher Gedanken oder „Stücke alter Volkstracht“, wie der Rektor Strackerjan in Oldenburg vom Reuterschen Plattdeutsch sagt. Dort, wo nur Karikaturen gezeichnet werden, wo nur menschliche Schwächen, Philistertum, Kleinstädterei und fade Gelegenheits- und Klatschgeschichten den Inhalt ausmachen: da ist freilich für die Schule nichts zu finden; aber dort, wo man die Stoffe dem Volksleben entnimmt, wo Form und Inhalt nicht zwei widerstrebende Dinge sind, wo alles schlicht und ungetünzelt ist, derb, aber nicht verlegend, faustdick einmal, aber nicht gemein: da mag das Dialektische für unsere Jugend gesucht werden, aus solchem Born soll der Lehrer schöpfen und dann und wann das Beste vom Besten seinen Schülern darbieten. „Dann gab er, so berichtet Palleste im 24. Kapitel, allerhand Zwischenspiele im Hunsrück- und schwäbischen Dialekt, welche großen Jubel erregten, und es wurde mir wieder recht klar, welchen Schatz ein Volksschullehrer besitzt, wenn er Dialekte lesen kann.“

Ich kann nicht umhin, auch bei dieser Gelegenheit die Aufnahme einiger dialektischen Stücke ins Lesebuch zu empfehlen, wie es schon Lüben u. a. gethan haben, auch Masius und die Verfasser der „Muttersprache“ neuerdings wieder.

„... dadurch ein dem andern Handreichung thut,
nach dem Werk eines jeglichen Gliedes in seiner Macht...“
Eph. 4, 16.

Von gleich hoher Bedeutung wie das Vorlesen ist das **Chorlesen**, dem man zwar in der jüngsten Zeit, von neuem angeregt durch Palleste, Münch, Barow u. a., ein erfreuliches Interesse zuwendet, das aber in der Praxis der höheren Schulen noch lange nicht heimisch genug ist. Die Volksschule hat sich dagegen nicht allein damit begnügt, ihre A-B-C-Schützen von jeher fleißig im Chorlesen zu exerzieren, sie übt es mit guten Erfolgen die ganze Schulzeit hindurch. Wenn sich die höheren Schulen im allgemeinen etwas mehr von der falschen Vorstellung befreien könnten, daß ihre 9—12 jährigen Schüler durchschnittlich ganz anders geartete Wesen seien, als die gleichalterigen der Bürgerschulen, so gelangten sie gewiß bald zu einer größeren Wertschätzung der elementaren Methoden und so auch des Chorlesens.

Die Vorzüge des Chorlesens lassen sich in folgende drei Sätze zusammenfassen:

1. Das Chorlesen, verbunden mit Taktlesen, gewöhnt an langsames und deutliches Lesen;
2. es wirkt ausgleichend auf Ton, Zeitmaß und Rhythmus;
3. es ist ein vortreffliches Erziehungsmittel.

Lehmann (a. a. O., S. 146) sagt: „Auch für die Ausbildung des Vortrags selbst muß gerade auf den unteren Stufen methodisch Sorge getragen werden. Daß man dabei nicht allzuviel Zeit mit den einzelnen Schülern verliere und der Gesamtheit der Klasse entziehe, dafür bietet sich ein geeignetes Mittel in dem Zusammen- oder Chorsprechen der Schüler, welches im Elementarunterricht schon lange eingebürgert ist.“ Diese Zeitersparnis ist schon an sich ein ausgezeichnetes Empfehlungsbrief, wertvoll besonders für Klassen mit höchstens 3—4 wöchentlichen deutschen Stunden. Aber das Chorlesen hat noch viele andere Vorzüge.

Obenan ist zu stellen die Gewöhnung an langsames Lesen gegenüber dem Eilen und Hasten und an deutliches Lesen gegenüber dem Muscheln oder Mauscheln. Nichts ist häßlicher, als wenn ein Schüler „schwäzend“ liest, d. i. schnell und gedankenlos, ohne die schuldige Achtung vor dem Lehrer und vor der Sprache oder undeutlich („mauschelig“), indem er Vorsilben „überrennt“ und Endsilben verschluckt, stockt oder sich allerhand mundartliche Nachlässigkeiten gestattet. Ist schon der Einzelne nicht verständlich, wenn er über die Zeilen hinsfährt, wie der Wind über die Stoppeln, oder wenn die Konsonanten und Vokale nachlässig und unsauber die Lippen verlassen, wie viel mehr ist das bei der ganzen Klasse der Fall! Um festzustellen, ob der einzelne Leser oder der Chor verstanden wird, lasse man deshalb öfters eine gegenseitige Prüfung eintreten und nachsprechen, was andere vorsprechen oder vorlesen, natürlich in entsprechenden Teilstücken, wie bei Diktaten. Ob wir das unmittelbare Auffassen des Gehörten überhaupt nicht etwas stiefmütterlich behandeln? — Thatsache z. B. ist, daß nur wenige Schüler etwas über eine gehörte Predigt berichten können, und das ist nicht immer Mangel an Aufmerksamkeit, sondern die bloße Unfähigkeit, etwas unmittelbar durch das Ohr aufzunehmen, ohne Auge, Buch und Feder zu Hilfe zu nehmen.

Wird nun das Chorlesen durch das Taktlesen unterstützt, was wenigstens zu Anfang jedes Schuljahres nötig ist, um die Klasse zusammenzufügen, so kann von einem hastigen und schnellen Lesen nicht die Rede sein, weil es der Lehrer ist, der dirigiert, der das Zeitmaß bestimmt, wie der Kapellmeister. Dadurch kommt Takt in das kleine Volk, auch Gefühl ins Gehör. Takt schreiben und Takt lesen, sie sind eins so notwendig wie das andere und im Ziele und in der Methode gleich: dort zuerst Striche, gerade und gebogene, schwache und starke, Buchstabenteile, dann ganze Buchstaben; hier Laute, Silben und Worte

zuerst, dann Sprachtafte¹⁾ oder bis zum nächsten Satzzeichen. Schüler, die über das gegebene Taktzeichen — ein Schlag mit dem Messer oder Schlüssel — hinauslesen, erröten, und wenn keine Schamröte ins Gesicht träte, der Lehrer hörte seine Pappenheimer doch heraus.

Da im Chorsprechen naturgemäß eine größere Kraftfülle zum Ausdruck gelangt, so muß es der Lehrer verstehen, die angesammelten Kräfte zu teilen und zu beherrschen, indem er die widerstrebenden Elemente seinem Willen unterwirft und Ton, Zeitmaß und Rhythmus zu einem harmonischen Wohlklange vereinigt.

Sehr verschieden sind die einzelnen Stimmen in der Klangfarbe. Eine schöne und klare Stimme, ich möchte sagen auf den normalen Grundton abgestimmt, ist eine Gabe der Natur, doch läßt sich auch bei minder Begabten viel nachhelfen und bessern. Um die richtige Tonhöhe zu erreichen, achte man vor allem darauf, daß die Töne aus der Brust kommen, widerlich klingt der sogenannte Kopf- oder Nasenton und durch wiederholtes, unermüdbliches Vorsprechen gebe man den Mittelton an, in welchem tiefere und höhere Stimmen übereinkommen sollen. Man strebe ferner darnach, das sogenannte Leiern, „das Unisono größerer Schulklassen“, zu verhindern, d. i. der falsche Wechsel von Tonhebung und Tonseukung, oder der gänzliche Mangel an Wechsel, so daß eine eintönige (leierhafte) Melodie entsteht, wie man sie besonders in den unteren Klassen der Mädchenschulen hört. Ist die Klasse noch nicht taktfest, d. h. schwankt sie noch immer im Tone hin und her, besonders in den Endsilben, so muß der Lehrer dazwischen sprechen, ausgleichend, nivellierend, bis das Gehör geschult genug ist.

Jeder Mensch hat auch ein bestimmtes Zeitmaß, in dem er spricht. Das ist durch Gewohnheit entstanden und hängt oft mit seinem Charakter und Temperament zusammen. Der Sanguiniker spricht schneller als der Phlegmatiker. Dieses angewöhnte Zeitmaß wird korrigiert durchs Chorlesen. Der Zaghafte wird mutig, und der Mutige wird auf das richtige Mittelmaß hingedrängt. Die Begabten tragen die Schwachen. Jeder fühlt, daß er zum Gesamteindruck sein Teil beiträgt, und selbst dem Schwächeren teilt sich etwas von dem Schönheitsgefühl mit, das die anderen leitet. Beim Zusammenlesen werden die schweren Zungen gelöst und die leichten (losen) gehemmt.

Auch dem Rhythmus kommt das Chorlesen zu gute, dem Gefühle für feinere Messung. Das quantifizierende Element der Sprache tritt beim Chorlesen mächtig hervor; die größeren Klangmassen zwingen den Chor,

1) Vergl. in der größeren Ausgabe meiner Lese-, Sprech- und Sprachübungen das Kapitel über Sprachgruppen oder Sprachtafte, S. 64 ff.

länger auf der tonstarken Silbe zu verweilen und verhindern dadurch das Ausziehen und Verlangsamten der schwachbetonten Silben. Einige Verse im Chor, und das Metrum wird so ziemlich eingeübt sein! Der Name ist bald dazu gegeben.

Zuletzt ist das Chorsprechen nicht zum mindesten ein Erziehungsmittel edelster Art. Man versuche es. Anfangs klappt's nicht. Es fehlt am präzisen Einsehen, einige bleiben zurück, andere fahren über die Abschnitte hinaus und zerstören dadurch den Eindruck. Aber nicht lange währt's, so geht's wie beim Militär; es kommtucht und Ordnung in die junge Schar, Chorgeist, denn alle werden in eine gleiche, auf harmonische Seelenstimmung beruhende Thätigkeit versetzt. Die ganze Klasse fühlt sich eins, befriedigt durch gemeinschaftliche Leistungen. Einer hat für den andern einzustehen, jeder für die Ehre der ganzen Klasse. Durch den stark hervorgehobenen Takt, auf den jeder achten muß, kommt Klarheit in die Ohrphantasie und dadurch in den Willensakt. Verbunden mit den übrigen Sprechübungen (vergl. a. a. O. Nr. 4, S. XVIII), ist das Chorlesen thatsächlich eine heilsame Schulung des Willensaktes, und indem Deutlichkeit und Bestimmtheit der Aussprache dadurch mit erreicht wird, eine ästhetische Forderung zugleich. Und wo bleibt das bißchen Eitelkeit? Es geht unter in dem Gefühle, das jedem sagt, du bist nur ein Teil des Ganzen. Keine Schule, kein deutscher Unterricht lasse deshalb dieses Erziehungsmittel unbenuzt! Noch etwas über die Methode.

Der Lehrer schlägt den Ton und stimmt die Melodie an und spricht so beides ins Ohr hinein.

Anzufangen ist mit dem Lesen kurzer Verse, weil der Dichter durchs Versmaß, die Einteilung in Strophen und den Reim dem Verständnisse vorgearbeitet hat. Von schöner Wirkung sind z. B.: Frühlingseinzug v. W. Müller, Waldkonzert v. Dieffenbach, Lied der Deutschen v. Hoffmann v. F., Siegfrieds Schwert v. Uhland, das Grab am Busento v. Platen, der Trompeter a. d. Raxbach v. Moser, Friedrich Rotbart v. Geibel, das Lied vom Feldmarschall v. Arnolt und andere Marsch- und Wanderlieder, auch alle gebetartigen, wie: Auf Gott allein! Das walte Gott! v. Sturm, Grüß Gott v. Gerok, Gebet während der Schlacht v. Körner u. a.

Chor- und Einzelsprechen sind, wo es angeht, mit einander zu verbinden und dabei Stücke zu bevorzugen, die sich zu Dialogen eignen, z. B. v. Kopisch: des kleinen Volkes Überfahrt, Blücher am Rhein, das grüne Tier, die Heintzelmannchen und die Histörchen, die in keinem Sextanerbucho fehlen sollten; ferner: Wo wohnt der liebe Gott? v. Hey, der weiße Hirsch v. Uhland, Thidher v. Rückert, der Kaiser und der Abt v. Bürger und ganz besonders auch die Tabakspfeife v. Pfeffel, der Prozeß v. Gellert und von des Kaisers Bart v. Geibel.

Vor Überbürdung (Übermüdung) ist zu warnen, sonst aber streng und energisch. Bestes, höchstes Ziel ist, daß das Chorsprechen der Klasse zur Erholung dient.

Ohne gründliche Vorbereitung auf jede Lese- und Chorlesestunde ist kein Erfolg zu erwarten, weil Chor- und Einzelsprechen je nach dem Inhalte des Stückes mit einander abwechseln müssen. Die Besorgnis aber, daß äußerliche Abrihtung aus dem Chorlesen herauspricht, ist völlig unbegründet. Wer mit solchen falschen Vorstellungen an das Chorlesen herantritt, versteht's nicht und lasse es lieber ganz sein.

Wie sich schon ein leidliches Musikverständnis erzielen läßt auch ohne ein tieferes Studium des Generalbasses, so genügt für alle die hier gedachten Übungen im Vor- und Chorlesen eine gründliche Kenntnis der Elemente. Der Lehrer wird wohl zu mancherlei Belehrungen über Betonung, Metrik und Rhythmik veranlaßt werden, doch gebe er in der Lese- und Chorlesestunde niemals mehr als notwendig ist; mehr lesen als erklären, um nicht die kritische Sucht unseres Zeitalters zu fördern und die Unmittelbarkeit des Genusses zu stören. „Das Warum in der Sprache, die Gründe und Regeln erläutern zu wollen, taugt hier eben so wenig, als wenn man beim elementaren Rechenunterricht auf die Erklärung der arithmetischen Gesetze zurückgehen wollte.“ (Stoßmayer).

Während die Schüler bei der bloß genießenden Lektüre von Gedichten über manche formelle Schönheit gedankenlos hinweglesen und sich meist nur vom Stoffe fesseln lassen, wird durch den mit solchen Übungen verbundenen Zwang ihr Sinn für Numus, Wohlklang und Ebenmaß der Sprache entschieden geweckt, ein Vorteil, der auch den Stillsübungen sehr zu statten kommt. Freilich abmeßbar ist diese bildende Einwirkung nicht, wie die Fortschritte in anderen Disziplinen und nur, was davon durchs Ohr wahrnehmbar ist, läßt sich auch einmal in öffentlichen Prüfungen zeigen.

Ein anderer Vorteil — vielleicht der bedeutendste von allen — liegt endlich darin, daß fleißiges Vor- und Chorlesen die Schüler zum Nacherzählen geschickt und tüchtig macht. Und in den unteren Klassen ist neben dem Lesen das Wiedererzählen ein für allemal die Hauptsache. Ob diese Leseübungen im übrigen etwas anders betrieben werden, als es hier (und a. a. O., S. XXXVI) empfohlen worden ist, darauf kommt's in der Praxis nicht an, wohl aber, daß es überhaupt geschieht und zwar mit Lust und Liebe — ohne Schulfuchserie.

Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor. (Faust.)

Von allerlei Blumen und Früchten.

(Vergl. Zeitschrift V, 613, 638 flg., 645 flg., 783 flg., 778 flg.)

Von **A. Puls** in Altona.

1. Lilien und Rosen.

Für den Glauben unserer Vorfahren, daß zuweilen aus den Gräbern Blumen mit Inschriften erwachsen, kann ich aus dem Wunderhorn noch folgende Belege beibringen:

In dem Liede „Der Ritter und die Magd“ (Es spielt ein Ritter mit seiner Magd u. s. w.) heißt es am Ende:

Sie begruben sie auf den Kirchhof hin,
Ihn aber unter dem Galgen.
Es stunde an kein Vierteljahr,
Eine Lilie wächst auf seinem Grabe.
Es stund geschrieben auf den Blättern da,
Beid' wären beisammen im Himmel.

Im „Grafen Friedrich“ (Graf Friedrich thät ausreiten u. s. w.) lesen wir:

Es stund an bis den dritten Tag,
Da wuchsen drei Lilien auf seinem Grab;
Darauf da stund geschrieben:
Er wär bei Gott geblieben.

Schließlich findet sich in dem Liede „Alle bei Gott, die sich lieben“ (Es hatt' ein Herr ein Töchterlein u. s. w.) die Stelle:

Es stand nicht länger als drei Tag,
Drei Lilien wuchsen auf des Fräuleins Grab,
Die erste weiß, die andre schwarz.
Die schwarz dem kleinen Kindlein war,
Weil es noch nicht getaufet war;
Auf der dritten war wohl geschrieben:
Sie sind all bei Gott, die sich lieben.

Diese letzte Stelle klärt uns zugleich über die Bedeutung der weißen und schwarzen Farbe auf. Die weiße Lilie ist das Zeichen der Reinheit, die schwarze deutet auf Sünde; denn ein ungetauftes Kind ist ein Heide, und ein Heide hat so ipso Sünde. Ein anderer Beleg hierfür findet sich in dem Liede von Kunzifal; es wächst nämlich aus den Leichen der gefallenen Heiden ein Schwarzdorn, während zu Häupten der gebliebenen Christen eine weiße Blume erblüht (vergl. Jakob Grimm, Deutsche Mythologie, 1835, S. 477 flg.).

Die rote Farbe bei Blumen deutet auf den Tod (vergl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, 1867,

II, 223 flg.). Wenn einem rote Röslein in den Schoß fallen (vergl. Mittler, Deutsche Volkslieder (1865) S. 696, Nr. 1091, Str. 5 u. 6) oder aus dem Zweige eines Baumes hervorwachsen (a. a. O. S. 254. Nr. 309. Str. 9), so bedeutet das, daß der oder die Geliebte schon gestorben oder dem Sterben nahe ist; die rote Farbe deutet auf vergossenes oder zu vergießendes Blut. So spricht in dem Liede des Wunderhorns „Eine heilige Familie“ (Der Tag war schön, ins Grüne gehn u. s. w.) Maria zu Johannes dem Täufer:

Die Rosen dein hoch Leibfarb sein
Bedeutn schmerzlich Leben;
Was machst damit, was bringst sie mit?
Will zwar nicht widerstreben.
O Rosenrot! O Pein! O Not!
Johannes mein verschone,
Mach mir nicht neu die Prophezei,
Bermelbt von Simeone¹⁾,
Bis ich des Leids gewöhne.

und etwas weiter unten:

Ich nehm von dir mit Freuden
Die Rosen rot, ja gar den Tod
Und alles, was zu leiden.

„Rosengarten“ ist in der deutschen Schweiz ein Ausdruck für „Kirchhof“ (vergl. Kochholz a. a. O. I, 200 flg.).

Bei dieser Gelegenheit will ich doch des Versuches von Ignaz Zingerle erwähnen, der darauf hinausläuft, nachzuweisen, daß „Rose“ Blume überhaupt bedeute und „im engeren Begriffe erst unsere nhd. Rose“ (Z. f. d. Ph. XXIV, 281). Es finden sich allerdings Stellen, wo „Rose“ einen weiteren Begriff zu haben scheint als unser nhd. Wort. So lesen wir in Uhlands alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern, 1844, S. 114 Str. 3:

Es grünnet in den welden,
die beume blüen frei,
die röslein auf den felden
von farben mancherlei;

danach werden einzelne Blumen aufgezählt, worunter die „weißen und roten Rosen“ (Str. 4) wiederum vorkommen. Wenn hier also in der That „die röslein auf den felden“ in der Bedeutung von „Blumen überhaupt“ zu stehen scheinen, wenn ferner in einigen dem bayerischen Alpengebiet angehörenden Mundarten „Rose“ für „Blume“ gebraucht wird, so muß ich trotzdem Fischer Recht geben, wenn er die Gleichung Rose =

1) Lucas 2, 35: Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen.

Blume ansicht (in ders. Ztschrft. a. a. D. S. 427). Rose ist häufig die Vertreterin sämtlicher Blumen, ebenso wie die Nachtigall meist die Singvögel vertritt. Außerdem ist zu bemerken daß „Rose“ eigentlich nur eine Bezeichnung ist, die einer bestimmten Blütengestalt zukommt, so daß diejenigen Blumen, die gemeinsam diese Gestalt der Blüte aufweisen, sehr wohl mitsamt Rosen genannt werden können. Ich erinnere nur an Windröschen, Seerose, Teichrose, Bauerrose, Pfingstrose, Schneerose oder Christrose (*Helleborus niger*), die die Benennung „Rose“ nur der Form ihrer Blüte verdanken. Ähnlich geht es mit anderen Blumen wie z. B. Veilchen (Beigelein), Nelken u. a.

2. Nägelein.

Für die Bedeutung von Nägelein = „Nelke“ (*Dianthus*) führt schon Lexer im D. W. B. VII, 264 flg. mehrere Beispiele aus Spee, Fleming und Gryphius an. Ich füge diesen folgende hinzu.

In Birkenus (Floridans) Pegasus (Münchberg 1673) S. 99 singt Montano vom „Feld=Nägelein“:

Der Nelken Purpurkleid erfreut der Augen liecht/
ihr Ruch bestärkt das Haupt / ihr Saft den gift verjaget u. s. w./¹⁾

Aus dem Wunderhorn habe ich folgende Stellen angemerkt. Von dem Gnadenbild Mariä-Hilf bei Passau (Es wohnt ein schönes Jungfräulein u. s. w.) heißt es:

Mit vielen zarten Blümelein
Ist sie gar fein umstedet.
Mit Nägeln und mit Nöselein
Wird ihr Altar bededet u. s. w.

Rosen und Nelken werden auch zusammen genannt in dem bekannten Wiegenliede:

Guten Abend, gute Nacht!
Mit Rosen bedacht,
Mit Nägelein umstedt
Schlupf unter die Deck.

Vergl. dazu Mittler a. a. D. S. 680 Nr. 1042.

Auch in dem Liede vom „geistlichen Brautkranze“ (Mittler a. a. D. S. 770) Str. 9:

Führe dir auch oft zu Herzen
Meine Nängel, meine Schmerzen
Bei den schönen Nägelein.

wird Nägelein zweifellos „Nelken“ bedeuten, da in den vorigen Strophen von Rosen und Veilchen die Rede war. Dagegen möchte man bei dem

1) Hier wird also Nägelein und Nelke neben einander gebraucht.

Liede des Wunderhorns „Ach, wenn ich doch ein Täubchen wär!“ (Dort oben auf dem Berge u. s. w.), wo es heißt:

Ein Haus wollt ich mir bauen,
Ein Stod von grünem Klee,
Mit Buchsbaum wollt ich's decken
Und roten Nägelein

zweifeln, ob hier nicht vielmehr „Nägelein“ die von Weigand und anderen bezeugte Bedeutung „Flieder, Syringe“ habe, weil hier Nägelein nicht mit Beetblumen, sondern mit einem Strauche zusammensteht.¹⁾ Man denkt sich den Grund und die Wände von grünem Klee, das Dach von Buchsbaum und Flieder. Aber das Beiwort „rot“ spricht hiergegen; denn die Blüte des Flieders ist nicht rot. So muß auch an dieser Stelle „Nägelein“ „Nelke“ bedeuten. Stößt man sich daran, daß die Nelke mit einem Strauche zusammenstehe, so verweise ich demgegenüber beispielsweise auf eine Stelle bei Mühlpforth, Teutsche Gedichte (Breslau 1666) S. 65, wo es heißt:

Indem er bald durch Ros' und bald durch Lilgen rann,
Vasb Hyacinthen vor Fesminen lieb gewann.

Außer diesen Stellen, wo von roten Nägelein (= Nelken) die Rede ist, finden sich nun auch andere, in denen braune Nägelein vorkommen. So heißt es bei Mittler a. a. O. S. 545, Nr. 739, Str. 2:

Die pforten²⁾ der Erden die thun sich auf
Und lassen manig Blömlin herauf
Als Lilien und Rosen, Viole, Zeitloßen,
Cypressen auch Brunnegelin.

Brunnegelin ist natürlich gleich brun Negelin, braune Nägelein. Das Beiwort braun oder schwarzbraun findet sich bei Nägelein in der Bedeutung „Gewürznelke“, z. B. Mittler a. a. O. S. 558 Nr. 770 Str. 6:

In meines Vaters Lustgarten
Da stehn zwei Bäumelein,
Das eine trägt Muskatn,
Das ander braun Nägelein.

oder S. 552 Nr. 757 Str. 5:

In meines Feinslieb's Garten
Da stehn zwei Bäumelein,
Das eine trägt Muskatn,
Das andere schwarzbraun Nägelein.

1) Die Behauptung Glödes, daß „Nägelein in den Volksliedern immer mit Blumen auf Beeten zusammen vorkomme“, verstehe ich so, daß er unter Beetblumen keine Sträucher begreift. Dann ist sie aber unrichtig, wie die folgenden Beispiele zeigen.

2) Bei Mittler steht „fruchten“, was offenbar fehlerhaft ist. Das Wunderhorn hat „pforten“.

Daß in diesen beiden Stellen „Gewürznelken“ gemeint sind, liegt auf der Hand, da die Nägelein mit Muskatnüssen zusammengestellt werden. Zuweilen findet sich in dieser Verbindung auch noch Zimmt genannt. So bei Mittler a. a. D. S. 201 Nr. 226 Str. 4:

Die Mühlen mahlen einzig nur
Zimmt und Muskat,
Dazu gestoßen Nägelein
Und Blümchen früh und spät.

An dieser Stelle ist Nägelein (= Gewürznelke) geradezu den Blumen entgegengesetzt; wenn nun oben die braunen Nägelein (Brunnernelken) mit Lilien, Rosen, Violett, Zeitlosen, Cypressen zusammengestellt und geradezu als Blümlein bezeichnet wurden, so folgt, daß hier die braunen Nägelein etwas anderes sein müssen als Gewürznelken. Da nun andererseits die Nelke stets als rotes Nägelein erscheint, glaube ich berechtigt zu sein, braun Nägelein hier als Bezeichnung für Flieder, Syringe (*Syringa vulgaris*) zu halten. Wer hiergegen anführt, daß die Syringe doch nicht braun, sondern weiß oder lila gefärbt sei, der mag sich daran erinnern, daß in früherer Zeit die Farbe des Weilchens auch als braun angegeben wird, während wir sie jetzt als dunkellila bezeichnen. Als Beispiel hierfür eine Stelle aus dem Liede des Wunderhorns „Unseliger Kreislauf“ (Wohl täglich will erscheinen u. s. w.):

Zuletzt ich noch begehre,
Daß du mir trauern sollt
In Weilbraun mir zur Ehre,
Der Farbe bin ich hold;
Trug sie im Leben mein,
Weilbraun will nichts bedeuten
Als Lieb und heimlich Pein.

Vergl. auch Mittler a. a. D. S. 18 Nr. 15 Str. 7:

In braun will ich mich kleiden
durch Fehel und grünen Klee.

Demnach glaube ich im Recht zu sein, „Braunnägelein“ als Bezeichnung des lilafarbenen Flieders anzusehen. In dieser Bedeutung findet es sich ferner bei Mittler a. a. D. S. 670 Nr. 1016 Str. 6:

Zu Rheindorf steht ein neues Haus,
Das ist gedeckt mit Leien.
Da kommt alle Morgen mein Liebchen heraus,
Braun Nägelein sind ihre Kleider.

Ob das Weimort braun in dieser Bedeutung auch fehlen kann, kann ich nicht bestimmt sagen, möchte es aber glauben in Hinblick auf folgenden Tanzreim im Wunderhorn:

Ich weiß nicht, wo's Vöglein ist,
 Ich weiß nicht, wo's pfeift,
 Hinterm kleinen Lädlein,
 Schädlein, wo leist?
 Es sitzt ja das Vöglein
 Nicht alleweil im Nest,
 Schwingt seine Flügelein,
 Hüpfst auf die Äst.
 Wo ich gelegen bin,
 Darf ich wohl sagen,
 Hinterm grün Nägelein stod
 Zwischen zwei Knaben.

Wie der Vogel sein Nest zuweilen verläßt, hat das Mädchen ihre Kammer verlassen; sie liegt nicht im Bett, sondern hinter einem Syringens-
 trauch; denn an einen Nelkenstrauch kann man hier doch nicht denken,
 der würde sie mit den beiden Jünglingen doch nicht vor den Blicken
 anderer verbergen. Daß Nägelein auch ohne das Beiwort braun die
 Bedeutung von „Syringe, Flieder“ haben kann, wird durch folgendes
 erwiesen: In einem Hochzeitsgedichte des Petrus Denaisius (Zinkgreß
 auserlesene Gedichte deutscher Poeten. 1624. Braune, Neudrucke Nr. 15
 S. 9) heißt es:

Wie sich zusammenreimen
 Neglin und Rosmarin,
 Weinrebe zu Rüstbäumen,
 Röstliche Wurz in Wein,
 So schiden sich zusammen
 Ein Mann und ehlich Weib u. s. w.

Vergleicht man damit die zweite Strophe des aus dem Kommersbuche
 bekannten schwäbischen Volksliedes (Schauenburgs allgemeines deutsches
 Kommersbuch S. 302 Nr. 269 „Das Lieben bringt Freud“):

Ein Briefle schrieb sie mir,
 I soll treu bleiben ihr,
 Drauf schid i ihr ein Sträußele,
 Schön Rosmarin, brauns Nägele,
 Sie soll, sie soll, sie soll mein eige sein!

so scheint mir klar zu sein, daß in dem Gedichte des Denaisius „Näge-
 lein“ für „braun Nägelein“ steht, also „Syringe, Flieder“ bedeutet.
 Oder, da es auch weiße Syringen giebt, und, wie mir ein aus Dsnä-
 brück gebürtiger Kollege mitteilt, diese an manchen Orten ganz besonders
 den Namen „Nägelein“ führen, so könnte an den Stellen, wo offenbar
 „Nägelein“ einen Strauch bedeutet, aber des Beiwortes „braun“ entbehrt,
 von weißen Syringen die Rede sein.

Angesichts der angeführten Belegstellen ist es mir nicht recht ver-
 ständlich, wie man die Behauptung aufstellen konnte, daß „in dem

Volkslieder nur an die „Gartennelke“ gedacht werden kann.“ Denn, kannte man die von mir angezogenen Stellen — und sie sind ja den bekanntesten Quellen des Volksliedes entnommen —, so sehe ich nicht ein, wie man überall mit dem Begriff „Nelke“ auskommen will, kannte man sie aber nicht, nun so hatte man überhaupt kein Recht, jene Behauptung aufzustellen.

Die Sache verhält sich so: „Nägelein“ bedeutet sowohl „Gewürznelke“, wie „Nelke“, wie „Syringe (Flieder).“ In der ersten Bedeutung hat es häufig das Beiwort „räß“ (vergl. Schmeller, B. W. B. II, 137 flg.), in der zweiten „rot“, in der dritten „braun“ bei sich. Doch steht es auch häufig ohne Beiwort; dann ist man zur Bestimmung der Bedeutung von „Nägelein“ allein auf den Sinn der Stelle angewiesen.

B. Muskat.

Zu der bekannten Stelle aus Luthers Tischreden füge ich eine andere, die sich in Jacob Schwiegers Geharnschter Venus (ed. Th. Raehse. Braune, Neudrucke Nr. 74 und 75 S. 113 flg.) findet und im D. W. B. fehlt:

Was soll der Ruh Muskat,
Kaneel, Konjekt dem Schwein,
und Hunden Hirschen-braten?
ein abgesteichtes Wein
ist gut für ihren Hunger.
Das gleiche findet sich, u. s. w.

Daß hier unter „Muskaten“ ein Federbissen, eine fein zubereitete Speise, also etwa eine Krude, wie Sprenger will, zu verstehen ist, liegt auf der Hand; die Parallelen erheben es über jeden Zweifel. Die von Söhns aus dem Italienischen abgeleitete Erklärung von Muskaten bedürfte also keiner Erwähnung mehr, wenn sie nicht in gewisser Weise symptomatisch wäre. Wenn man bei der Erklärung von Worten, Redensarten u. s. w. nicht auf etwas Sicheres fußen kann, so werden derartige Konstruktionen leicht sehr gewagt und unwahrscheinlich. Mit solchen Erklärungen ist es gewöhnlich nicht weit her, wenn sie gleich, wie in unserem Falle, weit genug hergeholt sind. Ganz eigentümlich berührt es, wenn Söhns sich bei seiner Erklärung auf den Unverstand beruft, „der ja so oft Schöpfer sonderbarer Wortbildungen und Benennungen geworden sei.“ Ich denke, man versucht es zunächst mit dem Verstande, ehe man zum Unverstand seine Zuflucht nimmt.

Auch betreffs des Sinnes scheint mir die Erklärung von Söhns ganz schief zu sein. Wenn er annimmt, daß der Ruh die Fliegen gleichgiltig seien, so irrt er sehr. Eine von Fliegen geplagte Ruh zuckt fortwährend mit der Haut und schlägt mit dem Schwanz. Was soll die

Kuh denn mehr thun? Hat Söhns niemals gesehen, daß die Kühe in einigen Gegenden durch Decken gegen die Fliegen geschützt werden? Jeder, der auf dem Lande sich umgesehen hat, weiß, daß die Fliegen schlimme Quälgeister der Kühe sind. Söhns ist jedenfalls durch die von Müller gegebene Deutung der Redensart zu seiner Erklärung veranlaßt worden. Und so mußte denn auch seine Erklärung falsch sein, weil die Müllersche Deutung falsch ist. Müller nimmt nämlich in durchaus eigenmächtiger Weise als Grundform unserer Redensart die Fassung an: „Das ist der Kuh Muskate“ und verkehrt dadurch völlig den Sinn der Redensart. Er hat diese Form sicher niemals gefunden, weil sie durchaus keinen Sinn giebt; die richtige Form ist natürlich: „Was soll der Kuh Muskaten?“ Die von Englert (VI, 210 flg.) angeführte Stelle aus Spangenberg giebt den einzig richtigen Sinn unserer Redensart an, der auch aus der oben von mir aus Schwieger angeführten Stelle aufs klarste hervorgeht.

Grammatisch eigentümlich ist hier wie an den anderen mir bekannten Stellen der Nom. Muskaten, während das Prädikat im Singular steht. Sollten wir es mit einem Nom. Plur. zu thun haben, der eine Art von Singularbedeutung angenommen hätte, also etwa: etwas aus Muskaten Bereitetes, eine Speise aus Muskaten? Etwas ähnliches findet sich im Niederdeutschen. Einen aus Himbeeren destillierten Schnaps nennt man hier gemeiniglich „einen Himbeern“, einen aus bitteren Ingredienzien bereiteten „einen Bittern“ u. s. w.

Zu der von Sprenger angeführten Stelle aus dem Wunderhorn, wo Muskaten und Nägelein als Angebinde für die Geliebte erscheinen, füge ich fünf weitere:

Die eine findet sich ebenfalls im Wunderhorn zu Ende des Liedes von „der Wirtin Töchterlein“ (Bei mines Bulen Kopfen u. s. w.), eine andere in den von J. Meier herausgegebenen „Bergreihen“ (Braune, Neudrucke Nr. 99. 100) S. 99 Nr. 47, Str. 4, die übrigen bietet Mittler a. a. D. S. 263 Nr. 321 Str. 9; S. 552 Nr. 757 Str. 6 und S. 558 Nr. 770 Str. 7.

Der Muskatbaum und der Nägeleinbaum kommen überhaupt fast immer zusammen vor. Mir ist nur eine Stelle bekannt, wo der Muskatbaum allein steht, vergl. Uhland a. a. D. I, 231:

Es steht ein Baum in Österreich,
Der trägt Muskatenblumen.
Die erste Blume, die er trug,
Die brach eines Königs Tochter u. s. w.

Zu diesem Liede giebt es eine Variante (vergl. Mittler, a. a. D. S. 134), die so lautet:

Es stand ein Baum im Schweizerland,
 Der trug Manschettenblumen.
 Die erste Blume, die er trug,
 Die war eines Königs Tochter u. s. w.

Hier sind aus den Muskatblumen Manschettenblumen geworden. Ob diese Aenderung bewußt gemacht ist und auf der Anschauung beruht, daß die sogenannte Muskatblüte (der eigentliche Samenmantel) die Nuß gleichsam wie eine Handkrause umgiebt, oder ob sie als eine Entstellung anzusehen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Aus unserer französischen Zeit.

Von Rudolf Sildebrand.

Unsere französische Zeit, der Ausdruck ist keineswegs gäng und gäbe, aber er verdiente es zu sein¹⁾; er bringt uns unser tief abhängiges Verhältniß zu Frankreich, wie es sich seit dem 17. Jahrhundert auf lange hin gestaltete, am besten zum Bewußtsein, und das ist uns recht nütze, weil wir aus der Zeit keineswegs schon ganz heraus sind, auch wenn man dafür keinen peinlichen Maßstab anlegt, der durchaus nicht nöthig noch löblich oder unser würdig ist. Den Zeitpunkt, in dem die deutsche Art mit entschiedenem Umschwung aus dem abhängigen und trüben Verhältniß zur französischen in ein unabhängiges und reines Verhältniß treten kann und soll, hat die Weltgeschichte wie mit einem großen Striche in ihrem Buche scharf bezeichnet, es ist das Jahr 1870. Nur zögert man bei uns noch an mancher Stelle, den großen Wink zu verstehen und zu befolgen.

Wie weit und tief wir in französische Art hineingerathen waren, immer unter dem Titel der nothwendigen oder erstrebten höheren Bildung, das ist z. B. daran zu empfinden, daß vor hundert Jahren für Briefe die Aufschrift französisch sein mußte, wollte der Briefsteller der Bildungswelt angehören. Da sah es denn manchmal lustig aus, wenn z. B. ein Brief gerichtet war À Monsieur Monsieur Fr. Pietsch à Berlin oder À Madame Madame L. Schwetschke à Pasewalk: gutes, recht unfranzösisches Deutsch, mit französischem Firniß etwas angestrichen, also doch etwas französisch, wie auf dem Wege dazu — das hob das Gemüth!

1) Schon Leibniz in den Unvorgreiflichen Gedanken § 26 ff. sprach von „diesem gleichsam französischen Zeitwechsel (periodus)“, in welchem „Französisch-Gesinnte (Deutsche) viele Jahre über Deutschland regieret und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet), doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht“.

Saben wir doch davon die Adresse behalten, obwohl sie nun amtlich abgeschafft ist, wie Couvert.

Indeß das blieb ja noch äußerlich, war nur Lack oder Schminke. Aber in das Innere und die Tiefe ging es doch und ist uns recht schwer verständlich, wenn ein Bruder, ein Deutscher, seinem Schmerz über den Tod des geliebten Bruders in französischen Versen Luft machte, wie z. B. Hagedorns jüngerer Bruder, der auch als deutscher Kunstschriftsteller thätige Christ. Ludw. v. Hagedorn, Director der Kunstakademie in Dresden, i. J. 1754 that. Die betreffenden Alexandriner, die neben der französischen Stilart in Wendungen und Gedanken doch auch wahren Schmerz zum Ausdruck bringen, sind gedruckt in Eschenburgs Ausgabe von Friedr. v. Hagedorns poetischen Werken, Hamb. 1800 4, 164. In welcher Richtung, nach welchem Ziele sich da der deutsche Geist bewegte, spricht sich am schärfsten aus in der Aeußerung von Berlinern, die aus d. J. 1806 berichtet wird, als die Franzosen in Berlin einzogen: sie sprechen doch ein gutes Französisch.

Ich will nun einige Erscheinungen hervorheben, die in helleres Licht setzen, wie nicht nur die deutsche Sprachweise und Sprachwelt, sondern auch die Denkweise und Denkwelt stark französisch gefärbt oder französisch geworden war, denn von der Sprache gründlich zu reden, könnte allein ein ganzes Buch erfordern.

1. Die Troubadours.

Schiller in seiner Recension von Bürger's Gedichten (zweite Ausgabe 1789) v. J. 1791 geht auch genauer prüfend auf den Begriff Volksdichter ein, den Bürger in der Vorrede (S. 15 ff.) als das eigentliche Strebeziel der dichterischen Thätigkeit aufgestellt hatte, was Schillern, das ist deutlich erkennbar, in dieser Form neu war, der sich eigener Weise um die Volksliedbewegung gar nicht bekümmert hatte. Er hielt nun Bürgern, obwohl er ihm im eigentlichen Grunde beipslichtete, doch entgegen: „Ein Volksdichter in jenem Sinne, wie es Homer seinem Weltalter (auf ihn hatte sich auch Bürger berufen) oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unseren Tagen vergeblich gesucht werden. Unsere Welt ist die Homersche nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also gleich in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten usw.“

Was daran richtig ist, wenn da Schiller Homer und die Troubadours auf die gleiche Culturstufe stellt, das zu untersuchen gehört nicht zur Sache, er meint wesentlich die noch nicht geschehene Spaltung der Nation in einen gelehrten und einen ungelehrten Theil, und hat ja darin

recht. Aber was uns hier angeht, ist, daß er nicht an die deutschen Troubadours, die Minnesinger denkt: er denkt und spricht eben wie ein Franzose, der über Bürger's Gedankengang gekommen wäre, die französischen Minnesänger waren ihm in seinem Gedankenkreise geläufig, die deutschen nicht; und so hätten Andere auch gethan. Zwar französisch eigentlich sind ja die Troubadours nicht, sondern provenzalisch, und doch auch wieder französisch. Denn die provenzalische Form war *trobador*, und dem entsprechend eigentlich französisch, d. h. nordfranzösisch *trouvère*. Aber *troubadour* ist das provenzalische Wort für die französische Aussprache, für den Pariser Mund zurecht gemacht und ist dann so auch ins Ausland und in solche Geltung gekommen, daß es auch in der Wissenschaft die Stelle hat, die dem provenzalischen *trobador* gebührt.

Diese sogenannten Troubadours haben sich übrigens in der allgemeinen Bildung ein eigenes Vorrecht erworben. Der Nebel nämlich oder die Nacht, die im allgemeinen über der volksthümlichen und nationalen Dichtung des Mittelalters gelagert war, riß und lüftete sich zuerst über der Provence, die Entdeckung machte kein kleines Aufsehen und so rückten die Troubadours in die Stellung der nationalen Sänger des Mittelalters überhaupt ein. Noch jetzt gibt es viele Leute von einer gewissen Bildung, die von Troubadours ungefähr etwas wissen, von unsern Minnesingern aber nichts.

Wie schwer es überhaupt der nationalen Dichtung des Mittelalters wurde, im gebildeten Bewußtsein aufzukommen gegen das, was die Schule und die französische Bildung bot und auferlegte, wird durch Folgendes kurz angedeutet sein, die Sache verdiente gar wohl eine genauere Darstellung.

Gottsched in seinem Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste, Spz. 1760, hat einen Artikel von den Troubadours, der sich recht hübsch ausnimmt (nennt auch die gelehrten Quellen, Mostradamus, Crescimbeni, Fauchet), aber keinen von den Minnesingern, obschon davon einige besonders behandelt sind, z. B. Walter (so) von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Spervogel. Hagedorn im Vorbericht zum dritten Theil der Werke, der die Oden und Lieder enthält, spricht in der da gegebenen Vorgeschichte des Liedes auch von den „alten Trouvers oder Troubadours“ in Frankreich (S. III Anm. 2), braucht die zweite Form auch in allgemeiner Anwendung, wenn er S. VII Anm. 9 von „Troubadours (oder Erfindern)“ bei den Peruanern spricht, gewiß nach französischem Vorgang. Daneben weiß er doch auch von den „Deutschen Liedern des dreizehnten Jahrhunderts“, mit Berufung auf die critischen Briefe Bodmers, mit dem er befreundet war, erwähnt sie beiläufig in der Anmerkung und meint, „dieser noch zu unbekante Theil unserer Sprache und Dichtkunst“ sei „gewiß von weit besserem Geschmack und reicher, als man bisher scheint geglaubet zu haben“, der Name Minnesinger kommt nicht

vor. Bodmer selbst, der nebst dem Freunde Breitinger rührig für die Ehrenrettung und Erkenntniß unserer alten Dichtung wirkte, gab i. J. 1731 in einem langen Alexandrinerstück eine Geschichte der deutschen Dichtung unter dem Titel „Character (Plur.) der deutschen Gedichte“ (Gedichte, Zürich 1754, S. 17 ff.). Wie gering da noch das Gefühl des eignen Werthes war, als finge alles Dichten nun erst in schwachen Versuchen an, kann der Eingang zeigen:

Auch Deutsche können sich auf den Parnassus schwingen,
Und nach des Südens Kunst geschickt und feurig fliegen.

Bodmer beginnt in der Urzeit, mit den Barden, spricht dann von der Dichtung der Mönche, von beiden nicht günstig. Dann aber bricht ein heller Strahl durch die Nacht:

Von Hohenstaufens Haus, das Kron und Apfel führte,
Und auch Sicilien mit starker Faust regierte,
Entsprang aus finst'rer Nacht der ungewohnte Stral
Und schimmerte von dar durch Deutschlands weiten Saal usw.;

er gibt dann reiche Proben aus der Wilsbekin, bewundert Gedanken und Sprache und übersetzt sie, daß es freilich mehr wie Hofmannswaldau klingt. Aber

Mit Conradinens Blut zerrann die kurze Pracht
Und Deutschland fiel zurück in die barbarische Nacht.
Kein Dante kam hernach, wie im Ausonischen Lande usw.

Der Name der Minnesinger, den auch er da noch nicht braucht, wurde doch bald darauf eben durch ihn bekannt, nach der (damals) Pariser Handschrift, die er selbst herausgab. In jenem Gedichte tritt erst Brand (Seb. Brant orthographisch berichtigt) mit einiger Ehre auf, dann Fischart. Aber die Rettung aus der Nacht der Barbarei kam erst durch Erasmus und seine Genossen, durch die neue lateinische Dichtung:

Drauf sah man die Camönen
Auch in der kalten Luft des Nordens sich gewöhnen, usw.

Den Muth aber, die neue alte Kunst auch in der verachteten deutschen Sprache auszuüben, fand erst Opitz, usw.¹⁾

1) Wie gering noch Opitz bei aller feurigen Begeisterung für deutsches Wesen und seine Rettung doch von seinem Werthe dachte, zeigt fast erschreckend eine Äußerung im Bielguet, an die deutschen Dichter gerichtet:

Vermeinst Du, daß Dein Wesen
Madrid, Paris und Rom pflegt sonderlich zu lesen,
Da mehr Gehirne wächst? Opitz 1,ss Fellsig.

Also bei dem deutschen Dichter, dem Führer des neuen Aufschwunges, dieselbe niederdrückende Werthschätzung des deutschen Geistes, wie nachher bei dem Franzosen Bouhours, der den Deutschen den bel esprit absprach, weil le bel esprit ne s'accommode point du tout avec les temperamens grossiers et les corps massifs des peuples du Nord usw. (s. in Grimms W.-B. unter geist 22, c, 7).

Erwähnenswerth ist dann auch, wie sich die Sache bei Pyra darstellt, in seinem Tempel der wahren Dichtkunst v. J. 1737, wo er im fünften Gesang die Dichter aufzählt, die er gelten ließ (Sauer's Neudruck, Freundschaftliche Lieder von Pyra und Lange, Heilbronn 1885, S. 116 ff.); Opiß, Dach, Gryphius, Rist treten mit aller Ehre auf, vorher ist gar nichts vorhanden. Lehrreich ist auch die Darstellung, welche die Entwicklung der Kunst und Dichtung in Königs Untersuchung von dem guten Geschmack findet, die er seiner Ausgabe von Canitzens Gedichten beigab. Da heißt es (2. Ausg. 1734, S. 373): „Es sind nur wenige Jahrhunderte verflossen, seitdem sich der in den barbarischen Zeiten gänzlich verlorene gute Geschmack in allen Arten der Künste, Wissenschaften, Erfindungen und Schriften wiederum glücklich eingefunden.“ Nachher: „Die Alten haben denselben bereits in seiner höchsten Vollkommenheit besessen“, folgt dann eine geschichtliche Ausführung, auch darüber, wie schon bei den Römern der gute Geschmack später in Verfall gerathen sei. Aber der eigentliche Untergang kam aus dem barbarischen Norden: „Die damals herumsehweifende (jo) sogenannte Nordische Völker überzogen ganz Europa mit ihrer Unwissenheit und demjenigen schlimmen Geschmack, welcher ihren Nachkommen beständig angeklebt, und noch heutiges Tages unter andern aus dem Überrest ihrer schlecht abgefaßten Schriften, ausschweifenden Romanen (die höfischen Epen sind gemeint), läppischen Zahlen-Buchstaben-Spielen, unmäßigen Reimsucht, plumpen Mönchsschrift, rauh klingenden Sprache, barbarischen Musik, aufdringlichen Kleider-Tracht, übelgezeichneten Malerei, und hauptsächlich aus der Gothischen Bau-Art abzunehmen.“ Die Hülfe kam dann durch die Neulateiner des 15. Jahrhunderts und durch unsern großen Opiß. Auch aus diesem Urtheil aber, in dem das Mittelalter mit ästhetischer Schande gleichsam überhäuft ist, wobei die sog. gothische, d. h. mittelalterlich barbarische Baukunst ausdrücklich als der Gipfel des Ungeschmacks erscheint, spricht im Grunde der französische Geist des 17. Jahrhunderts, das zeigen schon die „nordischen Völker“, wie bei Bouhours oben die Deutschen nebst den Moscovitern zu den peuples du Nord gezählt sind; auch die Zuversicht Bodmers oben, daß auch den Deutschen die Kunst des Südens nicht unerreichbar sei, erhält hier ihr rechtes Licht. So war auch Schillers Äußerung von den Troubadours französisch gedacht, auch sie waren ja Südländer.

2. Die Quelle der Jugend.

In dem Musenalmanach für 1797, S. 51, giebt Schiller einen Spruch von der „Quelle der Jugend“:

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich urd immer, ihr fragt wo? in der dichtenden Kunst.

Was er eigentlich meinte, wird uns doch erst ganz deutlich und tritt uns nahe, wenn wir für des Dichters Ausdruck den Jungbrunnen setzen; auch sagen wir lieber Sage für Märchen, denn dieses meinte hier noch abergläubisches Reden, den schönen Schein, den das Wort nun um sich hat, erhielt es erst durch die Romantik und die Brüder Grimm. Auch Schiller war „Quelle der Jugend“ nicht von der gewünschten Deutlichkeit, er setzte in der Überschrift dafür „Quelle der Verjüngung“. Beides aber ist eine Übersetzung des französischen Ausdrucks, der dort mit seiner Alterthümlichkeit noch jetzt fortgeführt wird, *fontaine de Jouvence*, von der z. B. Lafontaine Gebrauch machte. Dieses also war unserm Dichter zur Hand, der entsprechende deutsche Ausdruck nicht, der, wenn auch nicht im Hexameter, aber doch als Überschrift gepaßt und da alles rascher klar gemacht hätte. Daß Schiller den Jungbrunnen nicht aus seiner Jugend gekannt haben sollte, ist nicht wohl anzunehmen. Aber, und das ist das Lehrreiche daran, von dem, was das Volk sagte und sang, war bis zur Höhe der Bücherwelt, der schönen Wissenschaften eine Kluft ohne Brücke, und auch schon darin mußten uns die höflich gebildeten Franzosen vorausgehen und wir den Muth dazu erst von ihnen nehmen, daß man aus den Schätzen des volksmäßigen Bewußtseins unsere Sagen, Märchen und Aberglauben in rechter Verwendung für die Literatur hoffähig machte.¹⁾ Schiller thut hier zuerst mit einem kühnen Griff nach seiner Art, indem er einen Aberglauben im Sinne vertieft und geradezu zum Träger einer hochphilosophischen Wahrheit macht, die in seinem Gedankenzusammenhang eine wichtige Stelle einnahm. So ist von „ewiger Jugend“ die Rede als hoher Gabe, welche Kunst und Natur geben, in den Versen „Einem Freunde ins Stammbuch“ (Goethes Ausg. XI, 404):

Heil Dir, würdiger Greis, für beide bewahrst Du im Herzen
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend Dein Loos.

Ebenso legte er in Züge der alten Mythologie tiefen Sinn aus seiner Gedankenwelt, so z. B. im 8. ästhetischen Briefe von der Geburt der Göttin der Weisheit, die in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigt. Am Ende des Aufsatzes „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände“ schließt eine Betrachtung: „Es ist daher nicht bloß eine optisch richtige, sondern auch eine symbolisch wahre Vorstellung, wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel stützt“ usw. Wie das tief in seinem eigensten Gedankenzusammenhange wurzelte, zeigt eine Äußerung in dem Aufsatz über Anmuth und Würde nicht weit

1) Allerdings sind Bürgers Lenore und Goethes Erlkönig älter, aber beide auch durch auswärtiges Vorbild veranlaßt, jene durch ein schottisches, dieser durch ein dänisches, und beide ohne Anspruch auf hohen Stil.

vom Eingang. Es ist vom Gürtel der Venus und seiner magischen Kraft die Rede. Dann heißt es: „Das zarte Gefühl der Griechen unterschied frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war“ usw. „Seiner Mythos ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit begnügen muß, zu den Anschauungen, in welchen der reine Natursinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären.“ Auch die Sprache hilft ihm philosophiren, d. h. tiefere, gesuchte Wahrheit in längst gefundener einfacher Form zum Gebrauch darreichen, wenn man nur das Auge dafür hat; so z. B. in der ersten Anmerkung zum 12. ästhetischen Briefe, wie er die Wendungen außer sich sein, von sich sein, bei sich sein, in sich gehen verwendet, um geheime Vorgänge in unserm Seelenleben faßbar zu machen. Mir scheint, als wäre das alles ein Stoff von bester anregender Kraft, der unsern Schülern zuzuführen wäre.

3. Die Gräfin von Savern.

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.

Jedermann kennt aus der Kindheit her diese edle Gräfin, und Viele doch wohl eigentlich nicht, denn Savern ist die französische Form für Zabern im Elsaß, wie denn der Dichter auch zuerst französisch Saverne (Saverne) schrieb, s. *Musenalmanach* für 1798, S. 306.

Das ist um so auffallender, als Schiller in seiner französischen Quelle der Name nicht gegeben war, denn seine Quelle scheint bei dem fruchtbaren französischen Novellisten Rétif de la Bretonne zu suchen, wie Göbinger ermittelt hat (s. Dünker, *Schillers lyrische Gedichte erläutert*, 2, 178 flg.). Da ist es aber eine Gräfin von A . . . Wie aber Schiller auf Saverne gekommen ist? Es war ihm gewiß für den Reim willkommen. Ob er doch noch eine andere französische Quelle benutzt hat? Auf alle Fälle ist der Fall gleichfalls ein merkwürdiges Zeugniß dafür, welche weittragende Kraft damals dem französischen Wesen im Bereich des Deutschen zugewachsen war. Daß Zabern die geläufige Form war, bezeugt z. B. Faber, *Handbuch der neuesten Geographie* 1787, S. 229: „Zabern oder Elsaszbabern (Tabernae) am Fluß Sorr, eigentliche Residenz des Strassburgischen Bischofs“ usw. Das Schillersche Savern für Zabern wird doch im Lauf der Jahrhunderte immer verdrießlicher zu lesen werden.

Die Hyperbel und die Schule.

Von Franz Rubin in Stoderau bei Wien.

Die Neigung zur Hyperbel liegt in der menschlichen Natur begründet; sie ist der Ausdruck besonders lebhafter Empfindung oder leidenschaftlicher Erregtheit aus freudigem oder schmerzlichem Anlasse. Die Formen der Höflichkeit werden ihrer nie ganz entbehren können, obwohl gerade hier die neueste Zeit gehörig aufgeräumt hat. In lebhafter Schilderung wird sie ohne Anstoß gebraucht werden können; wo sie dem Humor dienen soll, hat sie ihre volle Berechtigung. Es scheint uns aber, daß sich das Gebiet der Hyperbel in unserer Umgangssprache stetig erweitert. Wir bekämpfen sie daher dort, wo sie uns keine Begründung zu haben scheint, wo deren Anwendung augenscheinlich nur der Unwissenheit, der Gedankenlosigkeit oder Gleichgiltigkeit in sprachlichen Dingen zuzuschreiben ist.

Das Maßhalten ist kein hervorstechendes Merkmal der Gegenwart. In sprachlicher Beziehung kann man es geradezu als eine Sucht unserer Zeit bezeichnen, an sich ganz unwichtigen Dingen einen Nachdruck zu geben, für welchen Wörter auch im Superlativ nicht zu genügen scheinen. Was nennt man beispielsweise heutzutage nicht alles außerordentlich, riesig, großartig, unendlich, furchtbar, schauerhaft, schrecklich, gewaltig, ungeheuer, göttlich, gottvoll u. s. w. Es ist unglaublich, in welchen oft geradezu widersinnigen Verbindungen man diese und ähnliche Wörter hört. Die gewöhnliche Umgangssprache schrickt da vor den auffallendsten Lächerlichkeiten nicht zurück. „Es ist doch schauerhaft“, hörten wir jüngst einen Offizier sagen, „welch riesig kleine Kerle jetzt in die Kadettenschulen aufgenommen werden“. Der das sprach, war ein älterer Artillerieoffizier.

Hier sei gleich bemerkt, daß wir uns im nachstehenden nicht gegen die Auswüchse der Sportsprache, gegen burschikose Wortverbindungen, gegen vereinzelte sogenannte Kraftausdrücke wenden; wir besprechen bloß den Mißbrauch, der mit den oben genannten und ähnlichen Wörtern in der Umgangssprache selbst gebildeter Leute getrieben wird. Wir streben da selbstverständlich keinerlei Vollständigkeit an; es soll auf den sprachlichen Übelstand eben nur hingewiesen werden. Die Bedeutung des Wortes furchtbar z. B. kennt jeder und doch scheint sie niemand mehr zu fühlen. Der Brand des Silberbergwerkes in Pribram, das Eisenbahnunglück bei Mönchenstein, der Ringtheaterbrand in Wien, das sind in der That furchtbare Ereignisse. Der Begriff verändert sich, wo der Eindruck der Furcht hinter dem des Großen, des Gewaltigen zurücktritt.

Ein Brand, bei dem man unbeteiligt ist, ein Gewitter, ist ein furchtbar schönes Schauspiel. In weiterer Minderung der Bedeutung wird furchtbar zu einem Synonym von sehr, vor dessen Anwendung unsere Umgangssprache eine förmliche Scheu zu haben scheint. Diese verminderte Bedeutung haben wir vor uns, wenn von einer furchtbaren Langweile gesprochen wird. Die Langweile, die man während eines schlechten Schauspieles oder eines philharmonischen Konzertes empfindet, kann doch im Ernst nicht furchtbar genannt werden; denn Langweile allein ist hier schon ein superlativischer Tadel. Wie müßte man dagegen die Langweile jener Unglücklichen bezeichnen, denen man in jahrelanger Kerkerhaft jede Gelegenheit zu einer Beschäftigung mit ausgefuchter Grausamkeit entzogen hat. Freilich haben wir auch eine tödliche Langweile. Gestorben ist indes wohl noch niemand daran, was mit ein Grund sein mag, daß man schon hier und da von tödlichster Langweile hört. Auch diese ist so wenig lebensgefährlich, wie der Hunger und der Durst, an denen die Franzosen zu sterben behaupten, wenn das Diner eine halbe Stunde auf sich warten läßt.

„Sie verriet ihn und doch hatte er sie fürchterlich geliebt“, liest man an klassischer Stelle. Gewiß verzeiht ihr den Verrat jeder; sie wollte eben anders als fürchterlich geliebt werden. Nun kann man sich allerdings eine Liebe denken, die fürchterlich sein mag, z. B. die Liebe eines Wahnsinnigen; allein in dem hier angezogenen Falle soll durch fürchterlich nur ein sehr hoher Grad von Liebe ausgedrückt sein. Diese Art der Begriffssteigerung, die sich bei unseren Klassikern oft genug findet, hat in unserer Umgangssprache eine, wie wir meinen, ganz ungebührliche Ausdehnung gewonnen. Man wundert sich nicht mehr, daß jemand eine furchtbare Freude über die Ankunft eines lieben Verwandten empfindet. Heute reden wir von einer furchtbaren Hitze, wenn das Thermometer einige Grade über unser Wohlbefinden hinausgeht. Der junge Studiosus, der allerdings vielleicht sehr durstig sein mag, redet von einem furchtbaren, wenn nicht viel ärgeren Durste, und doch ist der Durst eigentlich nur furchtbar für den Vater, der ihn bezahlen muß. Der Durst scheint alle Attribute zu vertragen; er ist auch schrecklich, gräßlich, schauerhaft (schauderbar), grimmig, entsetzlich, wahnsinnig. Die Mehrzahl dieser Wörter sind einfach steigernde Formwörter geworden. Ein Diener bleibt jetzt entsetzlich lang aus (auch unendlich lang), wenn er sich um einige Minuten verspätet hat. Wenn von wenigen Minuten Leben oder Tod abhängt, wenn man in fieberhafter Spannung einer außerordentlichen, entscheidenden Nachricht entgegenharrt, dann kann wirklich auch eine kurze Zeit entsetzlich lange dauern. Ein Tobjüchtiger kann entsetzlich schreien, ebenso einer, der mit den Wellen um sein Leben ringt; aber

den Lärm in einer Schulklasse vor dem Unterrichte kann man doch nicht entsehrlich finden. Entsehrlich klein ist gewiß falsch gebraucht einem Menschen gegenüber, der unter der normalen Größe etwas zurückgeblieben ist; aber richtig ist es, wenn man sagt: er hatte sein Vermögen verpraßt, sein Barvorrat war entsehrlich klein. Er ist entsehrlich eitel, hört man oftmals. Wieland redet von entsehrlich langen Ohren, und Goethe sudelt entsehrlich, um seinem Freunde wenigstens einige Zeilen zukommen zu lassen. Manche Manuskripte mögen wohl so geschrieben sein, daß sie der Seher entsehrlich findet; seltener dürfte dies bei Schülerarbeiten zutreffen, die vielleicht nur als schleuderhaft, flüchtig, fehlerhaft oder unrein zu bezeichnen sind.

Was über den Rahmen des Gewöhnlichen, des Alltäglichen nur ein wenig hinausgeht, ist außerordentlich. Auch dieses Wort bedarf keiner Erklärung; aber fast scheint es, als ob das außerordentliche Regel, nicht Ausnahme wäre. Wer bei den geringfügigsten Anlässen von außerordentlichem Glück, von außerordentlicher Freude redet, weiß sicher nicht, wie wohl es ihm wäre, wenn er sich einmal recht ordentlich freuen könnte. Wie viel gehört heutzutage dazu, um wirklich außerordentlich gelehrt, geschickt, beliebt, belesen zu sein! Die Wiener Blätter schilderten die Raubmörderin Schneider in folgender Weise: „Die Justizsoldaten (die bei der Gerichtsverhandlung anwesend waren) sind Leute von mittlerer Größe; der Mörder Schneider reicht ihnen bis zur Schulterhöhe, und seine Frau ist gut um einen Kopf kleiner.“ Das ist in der That außerordentlich klein.

„Der Knabe ist ungeheuer gewachsen,“ so ruft die Tante dem zwölfjährigen Karlchen entgegen, den sie mehrere Monate nicht gesehen hat. Eigentlich heißt das: Karlchen ist in einer unheimlichen, Entsetzen und Abscheu erregenden Weise groß geworden. Und das verursachen einige Centimeter! Aber wer denkt noch an die ursprüngliche Bedeutung, obwohl das Substantiv noch wenig davon eingebüßt hat. Es bezeichnet einen Drachen.

Augenscheinlich vollzieht sich mit vielen dieser Wörter derselbe Vorgang, der das Wort sehr, das in der alten Sprache den Sinn von schmerzlich, schmerzvoll hatte, zu einer inhaltslosen Steigerungspartikel gemacht hat. Die Bedeutung der genannten Wörter verblaßt allmählich, so daß die Überschwenglichkeit, die in ihrer Anwendung liegt, wenig oder gar nicht mehr empfunden wird. Es würde uns nicht schwer fallen, Beispiele hierfür noch in Menge beizubringen. Gewaltig, großartig, denkwürdig, merkwürdig, unvergeßlich sind Wörter, die man der gehobenen Stimmung oder rhetorischen Begeisterung gerne verzeiht, die aber in unserer heutigen Umgangssprache oft in einem lächerlichen Widerspruche

zu den Lappalien stehen, die man mit ihnen verbindet. Hochgradig, weitgehend, weittragend, schwerwiegend, möglichst in allen möglichen Verbindungen sind überall Modewörter geworden. Am häufigsten und austößigsten jedoch ist der Unfug, der mit den Wörtern gottvoll und göttlich getrieben wird; es ist dies mehr als sprachlicher Mißbrauch. Und doch ist die Bedeutung auch dieses Wortes jedermann klar. Ubelung mißbilligt noch Verbindungen, wie: göttlicher Gedanke, Verstand, göttliche Schönheit als Verirrung witziger Schriftsteller und Lessing sagt: ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. Heutzutage ist die Diva — man scheut sich das doch deutsch zu sagen — eine allgemein gebräuchliche Bezeichnung für eine gefeierte Künstlerin. Die Sprache hat also wahrlich mit dem gesellschaftlichen Fortschreiten der Theaterkünstler mehr als gleichen Schritt gehalten. Eine solche Diva hat nach heutigem Sprachgebrauche eine selten schöne Stimme; erhascht sie den richtigen Moment, ihre Stimme hören zu lassen, dann singt sie dafür gottvoll. Aber auch ganz gewöhnliche Dilettanten nehmen es als Ernst, wenn man sie versichert, daß sie göttlich gesungen, daß sie göttlich Violine gespielt oder gar göttlich Flöte geblasen haben. Die Darstellung beliebter Schauspieler, der Stil irgend eines modernen Zeitungsromanen — hier ist es eine Steigerung des gleichfalls sehr oft mißbrauchten klassisch — noch viel Geringeres, irgend ein kurioser Einfall eines kleinen verzogenen Lieblings, das alles wird göttlich genannt. Und doch haben wir an Ausdrücken des Lobes wirklich keinen Mangel. „Bei jedem Piffierling,“ sagt Keller in seinem Antibarbarus, „wird von den Norddeutschen das Wort gottvoll gebraucht“ und auch in Süddeutschland hören wir es leider nur zu häufig in solcher Anwendung. Im Französischen gebraucht man solche hyperbolische Ausdrücke ohne Anstand; sie entsprechen eben dem lebhaften Temperamente der Romanen. Hier haben sich Ausdrücke wie: *enchanté*, *charmé*, *désolé*, *adorer* durch den alltäglichen Gebrauch so abgenützt, daß sie ihren ursprünglichen Sinn bereits verloren haben. Das Wörterbuch der französischen Akademie giebt unter *adorer* folgende Sätze: *Cette mère adore son fils. Un maître est adoré de ses élèves.* Im Deutschen beschränkt sich der Gebrauch von anbeten auf die Sprache der Liebenden, sonst fühlen wir die Übertreibung. Ein Wiener Musikkritiker schreibt im Februar 1892 über Rubinstein folgenden Satz: „Eine kritische Würdigung Rubinsteins wäre ein vermessenes Unding, wenn nicht eine Blasphemie. Hier giebt es nur eines: Anbeten.“ Der Wiener Figaro sagt dazu mit Recht: „Es ist höchst erfreulich, daß es in unserer gottlosen Zeit noch Menschen giebt, die etwas anderes anbeten, als das goldene Kalb.“ Im Ernst, wer fühlt nicht die lächerliche Überschwenglichkeit einer solchen Kritik. Und

doch ist es eigentlich nur folgerichtig: Wenn Rubinstein spielt wie ein Gott, warum sollte man ihn nicht anbeten? Gewiß ist die Begeisterung ein Entschuldigungsgrund selbst für starke Übertreibungen, aber der Verstand darf mit dem Gefühle nicht durchgehen, besonders dann nicht, wenn man mit seinen Gefühlsergüssen schon vor ein nüchternes Publikum tritt.

Bezeichnend ist es, daß ein Teil der zur Superlativbildung verwendeten Wörter noch verhältnismäßig jung ist. So erscheint furchtbar nicht vor der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, fürchterlich scheint erst in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts entstanden; großartig findet sich bei Campe noch nicht angeführt. Man sieht, wie schnell sich die Bedeutungen abgeschwächt und die Bedeutungsunterschiede verwischt haben. Dies und der Umstand, daß die Neigung zu hyperbolischer Ausdrucksweise noch im Wachsen zu sein scheint, hat zur Folge, daß man zu den Fremdwörtern greift. Man kleidet die Übertreibungen in ein fremdes Gewand und fröhnt in halb oder ganz unverständenen Wörtern der Neigung zur Hyperbel.

„Das ist doch gewiß ein grandioser Bau“, rief uns der Bürgermeister eines Städtchens zu, als wir von der Besichtigung des neuen Schulgebäudes zurückkamen. Der gute Mann nannte das zweistöckige Schulhaus grandios, weil die meisten Häuser des Ortes nur einstöckig sind.

Die Wörter phänomenal und sensationell seien nur im Vorübergehen genannt. Kennzeichnend ist es, daß das letztere ein von den Deutschen gebildetes Eigenschaftswort ist; im Französischen existiert es als solches nicht. Das Wort gehört wohl meist der Sprache der Reklame an, die im allgemeinen keinen Gegenstand sprachlicher Kritik bildet. Doch hat auch die Reklame Rücksichten zu nehmen. Es berührt z. B. unangenehm, wenn eine sehr hervorragende Zeitschrift sich in Tausenden von Prospekten als die einzigste Zeitschrift bezeichnet, welche Moltkes Briefe bringt. Wir wissen ganz gut, daß sich auch dieser Superlativ belegen läßt; allein er gemahnt in unserem Falle zu sehr an die Künstler allerersten Ranges, an die allerleyte Vorstellung u. s. w.; und solche Superlative nimmt die Umgangssprache nur zu gerne an.

Wir übergehen, da wir an dieser Stelle keinen Kampf gegen Fremdwörter führen und auch keine Vollständigkeit anstreben, Ausdrücke wie: monströs, imposant, enorm, epochal, brillant, superb, klassisch, virtuos, total, exorbitant u. a. und behandeln zum Schlusse nur noch ein Lieblingswort unserer heutigen Umgangssprache, das Wort: kolossal. Man sollte glauben, kolossal sei nur dasjenige, was über die Niederung des alltäglichen Lebens bedeutend emporragt. Durchaus nicht. Man kann vielmehr ohne Wagnis behaupten, daß es nichts gibt vom Erhabenen bis zum Lächerlichen, vom Winzigen bis zum Großen, aber noch lange nicht

Kolossal, was in unserer Umgangssprache nicht mit diesem Modeworte bezeichnet wird. Selbst dem Worte riesig macht es kolossale Konkurrenz. Beispiele seien uns erlassen; sie zeigen aber, daß in dieser Steigerung Methode liegt. Zur Bezeichnung von oft gar nicht ungewöhnlichen Größen wurden in erster Linie herangezogen die Riesen unserer Märchenwelt, dann die in Erz und Stein ausgeführten Kolosse der griechisch-römischen Zeit; und so kann es nicht Wunder nehmen, daß wir endlich bei den Riesenbauten des ägyptischen Altertums anlangen. In der That tritt das Wort pyramidal schon ziemlich fest auf. Karl Blind beginnt ein Londoner Feuilleton der Neuen freien Presse mit den Worten: Der Auszug aus der englischen Hauptstadt nach Ägypten war diesmal, wie die Franzosen sagen würden, pyramidal. Wenn es nur einmal erst die Franzosen sagen, dann wird ja bei uns auch bald das Wort „en vogue“ sein. Daß jemand einen pyramidalen Unsinn gemacht, oder sich pyramidal (auch unsterblich) blamiert hat, hört man ja schon ziemlich häufig nicht allein auf dem Turfplatze; auch lexikalisch wird das Wort schon verzeichnet. Sachs hat es in dieser Bedeutung bereits in sein großes deutsch-französisches Wörterbuch aufgenommen.

Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, woher das Übel stammt; es galt nur festzustellen, daß es besteht und, wie es scheint, noch im Wachsen begriffen ist.

Man weiß in der That nicht, wen man mehr tabeln soll: jene eingebildeten Größen, die in ihrem geist- und gemütlosen, blasierten *nil admirari* keinerlei Ausdruck für das Große, Erhabene, wahrhaft Schöne finden, oder jene Pygmäen, welche alles, was nur ein wenig über ihren Horizont hinausragt, sofort als gewaltig, großartig, kolossal bezeichnen.

Insofern nun dieser Mißbrauch auf sprachlicher Unkenntnis beruht, kann dagegen die Schule ankämpfen, indem sie den richtigen lexikalischen Gebrauch dieser Wörter lehrt und einprägt.

Es sei namentlich darauf hingewiesen, daß die Synonymik in unserem Sprachunterrichte viel zu wenig Beachtung findet, daß daher alle feineren Unterschiede bedeutungsverwandter Wörter in der Umgangssprache selbst der Gebildeten unbekannt sind, daher unbeachtet bleiben und verloren gehen.

Wenn die Schule sich nach allen Richtungen hin bemüht, das Natürliche und das sprachlich Richtige im schriftlichen und mündlichen Gedankenausdrucke zur Geltung zu bringen, so wird auch der sprachliche Unfug, den wir in den vorstehenden Zeilen besprochen haben, in der Umgangssprache wirklich Gebildeter aufhören und auf jene Kreise beschränkt bleiben, die eben den entsprechenden Unterricht nicht genossen haben.

Sprechzimmer.

1.

Einem einen Bären aufbinden.

Vielleicht gelingt es doch, Meister Bey auf dem Throne, von dem ihn Br. Stehle rücksichtslos herabstürzen will, zu erhalten. Mit der in dieser Zeitschrift V, 847 gespendeten Auslegung der dunklen Redensart, wonach „Bär“ eine Umdeutung aus nicht mehr verstandenem, nur mundartlich vereinzelt erhaltenem bara = Fischerney oder auch bara = Kaufe ist, kann ich mich nicht befreunden. Stutzig macht schon die angebotene Wahl zwischen beiden Ausdrücken, von denen doch der eine aus mhd. bēro m. Ney, der andere aus bar-n m. Krippe herzuleiten ist, wo also in unseren Mundarten verschiedenartige Lautfärbung des Vokals zu erwarten steht. Bedenken erregt ferner das Geschlecht der genannten Wörter. Es ist doch auffällig, daß dieselben überall in deutschen Landen als männlich gebraucht wurden oder noch werden — s. Lexer Mhd. Wb. I 130 und 187, — während sie im Elsaß ins weibliche Geschlecht übergetreten sind. Das eine wenigstens, Barn = Kaufe, ist noch heutzutage nicht bloß im Oberelsaß, sondern weithin durch Mitteldeutschland als männlich lebendig; s. Spieß, Henneberg. Idiot. S. 21, Schmeller, bayern. Wb. I 278, Wilmar 306 u. a. — Wie erklärt sich dann die Umdeutung, die Übertragung auf den Bären?

Zur Bekräftigung der Deutung vermittelt des sonst verschollenen Bēre, els. Bāra würde es dienen, wenn Herr Stehle uns mitteilen könnte, ob in Obersept, wo das Wort noch gäng und gäbe ist, jedoch als Sächliches, die Redensart lautet: dam han i a Bar abunga und erschtno a feschtes. Oder hat man auch hier eine Anlehnung an „Bär“ vorgenommen?

Noch ein Wort über den Brauch, der der Wendung zu Grunde liegen soll. Zugegeben, daß auf einer oberelsässischen Milbe einem mißliebigen Burschen eine „Bare“, also ein Fischerney, zum Hohne angehängt wurde; zugegeben, daß am Nikolaustage dem durchs Dorf reitenden „Nikolaus“ eine „Bare“, d. i. Krippe, mit Heu gereicht wurde, die dieser seinem Reittier, dem Esel, auf den Rücken band: so scheinen diese Scherze doch zu vereinzelter Art zu sein, um die allgemeine Verbreitung der Redensart zu erklären.

Einer Mitteilung zufolge, die mir kürzlich aus Gebweiler in Oberelsaß zugegangen ist, sagt man übrigens daselbst nicht: a Bara, sondern deutlich: a Baro und deutet dies allgemein als „einen Bären“. Sonach ist die Vermutung berechtigt, daß die von Str. angeführte Form thatsächlich

nichts anderes ist als der schwachgebeugte vierte Fall von Bär „Bär“ mit dunklerer Klangfarbe des Endlautes.

Dagegen ist die Redensart a Bara dia hebt oder dia habt in G. unbekannt, ebenso wie die Sitte, Milbenburschen ein Fischnetz aufzubinden.

Die im folgenden versuchte Beleuchtung geht aus von der auch schon im Mittelhochdeutschen nachweisbaren Grundbedeutung des Wortes „aufbinden“, nämlich „losbinden“. Noch jetzt bezeichnet „aufbinden“ — sowie abbinden und anbinden — im Hennebergischen und Thüringischen: junge Tiere von der Mutter wegbinden, um sie auf- oder großzuziehen (Spieß Henneb. Wörterb. S. 1). Faßt man nun „einem“ als Dativ des Nachteils, so ergibt sich als der Sinn des Ganzen: gegen einen den Bären, den plumpen Gesellen, loslassen. Bekanntlich müssen in der heutigen Sprache vielfach Vorwörter zu Hilfe genommen werden, wo in der älteren Zeit der nackte Beugungsfall genügte.

Wird es zu kühn erscheinen, die Redeweise an einen besonderen Vorfall, der uns in alten Mären gesagt ist, anzuknüpfen? Wie, wenn die bekannte, reckenhafte kurzowile Siegfrieds auf der Jagd im Obenwalde die nächste Veranlassung gegeben hätte? Kaum ein Bild aus dem ersten Teile des Nibelungenliedes ist mit solcher Liebe vom Dichter ausgemalt, kaum eines stimmt so ganz zu der derben, weiblichen Art unserer Altvordern, wie dieses Bären-Abenteuer Siegfrieds, der nach Beendigung der eigentlichen Jagd, nur von seinem Bracken begleitet, das Botteltier verfolgt und endlich einfängt:

Kratzen noch gebizen kundez niht den man:
er bandez zuo dem satele. gewalteclichen dan
bráht erz an die fiurstat durch sínen hóhen muot
zeiner kurzwile, der recke küene unde guot.

Wie lachte da aus Herzensgrunde der gewaltige und doch kindlichheitere Held, als er dem Tiere dia bant von fúezen unt von munde lösto und als

der ber von dem schalle durch die kuchen geriet:
hey, waz er kuchenknehte von dem fiure schiet!
vil kezzel wart gerüeret, zerfúeret manec brant.
hey, waz man guoter spise in der aschen ligen vant!

Wie oft mag diese „Bärengeschichte“ von fahrendem Volke auf den Märkten der Städte und unter der Linde des Dorfes gesungen und gesagt worden sein! was Wunder, daß die Redensart: einem einen Bären aufbinden beliebt wurde, wo man jemanden foppte und zum besten hatte?

Unklar ist mir, in welcher Beziehung die von Fecht im Mansfelder Wörterbuch S. 6 angeführte sprichwörtliche Redeweise: ho is uffen Bär zu bingen (= ist zornig) etwa zu der besprochenen stehen mag.

2.

Up'n Schüppestaule sitten.

Eine Erinnerung aus der Zeit des Brangers.

„Up'n schüppestaule sitten, sek up'n schüppestaul setten“ ist eine im Göttingischen gebräuchliche Redensart, die auch Schambach in seinem Göttingisch-Grubenhagenschen Idiotikon verzeichnet. Der schüppestaul bezeichnet hier bildlich ein Verhältnis, aus dem man in jedem Augenblicke wieder entfernt werden kann. Was ist aber die ursprüngliche Schüppestaule? Darüber fragt man vergeblich die, welche die Redensart gebrauchen, und auch Schambach läßt uns mit einer Erklärung im Stiche

Die jetzt halb unverstanden gebrauchte Redensart bewahrt uns eine Erinnerung an ein vor Zeiten gegen eine gewisse Klasse von Verbrechern, besonders Betrüger, geübtes Strafverfahren. Der schüppestol war eine Wippe, eine Art Schnellgalgen, d. h. ein Brett, welches mit dem daran festgebundenen Missethäter auf- und niedergezogen wurde, so daß derselbe beim Niederlassen in den Kot oder in eine darunter befindliche mit Wasser gefüllte Rufe, auch wohl, wenn der Schüppestuhl am fließenden Wasser aufgerichtet war, in den Fluß getaucht wurde. Von schuppen (vgl. das noch allgemein gebräuchliche schuppsen) stoßen hat denn auch das Marterwerkzeug seinen Namen bekommen. Es war nicht nur in Niederdeutschland, sondern unter der Bezeichnung Schupfe, Schuppe, sneller Galgen oder Schnellgalgen, auch in Oberdeutschland allgemein im Gebrauch. Eine Abbildung desselben findet sich im sogenannten Nequam- (Verbrecher)-Buche zu Soest, und Silbermann berichtet in seiner Lokalgeschichte der Stadt Straßburg von einer solchen „Schupfen“ (französiert: la Xoupp Choupps) zu Mey: „Über der Rinne (wohl = unserem Gofse), die sich bei dem Platz du champ a Seills befand, richtete man einen Galgen auf, an dem ein Seil in einer Rolle herabhing, und solches wurde unten im Keffig, bassin genannt, angebunden. Wenn nun der Missethäter in selbiges eingesperrt war, so ließ man ihn in dem Keffig auf und nieder und tauchte ihn in den Kot.“

Die Strafe wurde besonders an solchen vollstreckt, die beim Kleinverkauf mit falschem Maß oder Gewicht betrogen hatten. So berichtet Schmeller im Bayerischen Wörterbuch II, 2, S. 441, daß man Bäcker, die sich in ihrem Gewerbe gegen die Gemeinde vergangen, zur Strafe zu „schupfen“, d. h. von einem eigenen Gerüst, die Schupfen genannt, ins Wasser zu schleudern pflegte. Auch Russiane (Kaufbolde) wurden nach demselben Gewährsmann in Regensburg „ab der Schupfen geworfen in die Bagenhüll“. In Wien wurde nach Silbermann a. a. O. die Strafe des Schüpfens noch 1796 ebenfalls an einem Bäcker vollzogen und derselbe „wacker ins Wasser getaucht“.

Der Gebrauch dieses Strafwerkzeuges war aber nicht auf Deutschland beschränkt; wir finden es auch in England. Es hat hier die doppelte Bezeichnung *cucking-stool* und *ducking-stool*. Den *duckingstool* 'Tauchsthemel' beschreibt Webster in seinem *complete Dictionary of the English Language* (Ausg. v. 1880) S. 321 folgendermaßen: „an instrument formerly used for punishing scolds, and also dishonest craftsmen, as brewers and bakers, by fastening them to it and then plunging them into the water“. Bezüglich der Etymologie des Wortes vermutet W., daß es vielleicht nur eine Verderbnis aus *duckingstool* sei, hält aber auch die Herleitung von altengl. *cokin*, franz. *coquin* (Schurke) für möglich. Ich halte beides für verfehlt, glaube vielmehr, da mittlengl. *kucking* = neuengl. *kicking*, stoßen ist (s. Stratmanns *Middle-English Dictionary* 2 ed.), daß sich der englische *cucking-stool* völlig mit dem niederdeutschen *schuppe-stöl* deckt. Über das Alter dieses Strafverfahrens bemerkt Webster S. 418 nach Angabe von Chambers: „The practice of ducking began in the latter part of the 15th century and prevailed untill the early part of the 18th, and occasionally as late as the 19th century“, setzt aber die Zeit der Einführung zu spät an, da wir schon in Langleys *Vision of William, concerning Piers the Plowman*, die um 1377 entstanden ist, dasselbe Marterinstrument unter der Bezeichnung *pining-stöle* erwähnt finden. Sowohl Stratmann wie Skeat in seiner Ausgabe des Gedichts 3. Ausg. Oxford 1879. S. 120 flg. zu III, 78 sehen darin den *cuckingstool*. und letzterer irrt nur, wenn er *cucking-stool* und *ducking-stool* künstlich auseinander halten will. Ob und wie weit der *seealing-stöl* (von *seealfor*, a diver, *mergus avis*?) der *Angelsachsen* damit zusammenhängt, will ich hier nicht untersuchen.

Northheim.

R. Sprenger.

3.

Varianten zu dem Kinderliedchen (Ztschr. IV, 84, 367, 598 und V, 132).

Die erste der nachstehenden Fassungen findet sich in Rehreins „*Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau*“, Bd. II (Weilb. 1862) S. 89. Nr. 3, 5, 6, 7 habe ich an den angegebenen Orten selbst gehört, die übrigen Fassungen verdanke ich schriftlicher Mitteilung. Sämtliche Varianten außer der Windsheimer stimmen bis auf kleinere Abweichungen mit den in der Zeitschrift a. a. O. mitgeteilten Fassungen überein.

- 1 Christkindchen, komm in unser Haus,
Pack dein golbig Nistchen aus,
Stell dein Eselchen auf den Mist,
Daß es Heu und Haber frist.

(Aus dem Nassaulschen.)

- 2 Christkinnche, komm in unser Haus,
 Leer dei scheene Sache aus,
 Stell dein Esel uf de Mist,
 Daß er Hai un Hawer frist.
 (Sellgenstadt)
- 3 Christkinnche, komm in unser Haus,
 Leer da goldnes Däschje aus,
 Stell dan Äsel uf de Mist,
 Daß er Hai un Ohmet frist.
 (Damm, bei Aschaffenburg.)
- 4 Chrestkennche, komm in unser Haus,
 Leer da goldne Sacha aus,
 Setz dan Esel usn Mist,
 Daß'r Hai un Howern frist.
 (Geiselsbach, nordwestl. Speßart.)
- 5 Christkinnje, kumm en mer Haus,
 Leer der groußi Dasche aus,
 Stell der Äselje uf en Mist,
 Daß es Hai un Hawern frist.
 (Goldbach, bei Aschaffenburg.)
- 6 Christkinnche, komm in unser Haus,
 Leer dei viele Sache aus,
 Stell dein Esel uf de Mist,
 Daß er Hai un Hawern frist.
 (Sallauf, nordöstl. von Aschaffenburg.)
- 7 Christkindlein, komm in unser Haus,
 Und leer deine volle Dasche aus,
 Und stell dein Eslein auf den Mist,
 Daß es Heu und Hawer frist.
 (Kreuzwertheim. Fast ebenso in Wertheim.)
- 8 Christkindla, Christkindla, flieg über mei Haus,
 Leer dei goldis Scheesla aus,
 Äpfel, Birn und goldia Nüz,
 Und die Lekkuchn nit vergiß!
 (Windshelm, Mittelfranken.)

München.

A. Englert.

4.

Ausgebrannt.

Der von Hildebrand erwähnte Ausdruck spielender Kinder: „Wir brauchen keine Lichter“, ist, wie mich meine Schüler versichern, auch in Steiermark nicht unbekannt. Ich höre aber täglich bei den Spielen in unserem Hofe auch den Ruf „Ausgebrannt“, wenn das Spiel zu Ende ist und die Glocke wieder zum Unterricht ruft. Das heißt doch wohl soviel als die Lichter sind ausgebrannt, folglich ist das Spiel zu Ende.

Graz.

Rudolf Meichel.

5.

Zu Friß Reuters „Ut mine Stromtid“.

Ernst Jeep giebt in seinem Buch „Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers Wolfenbüttel 1890“ eine interessante Analogie zu einem Zuge in Reuters Stromtid.

Ein genialer Einfall eines alten Schildbürgers ist es, die Vorschläge des „Aber-Mannes“ verspotten und verbessern zu lassen von einem Andern, welcher eine ähnliche Gewohnheit besitzt („wie man spricht“, S. 65), ein Zug, der an die liebliche Episode in Reuters „Ut mine Stromtid“ erinnert: Lining zu Mining: „Du seggst jo immer Pük, Du möst Pük seggen“. (I, Kap. 2).

Wismar i. M.

O. Glöde.

6.

Die Leß geben.

Der Brauch ist auch hierzulande bekannt, wenn auch nicht die Bezeichnung (die Schüler sagen: einen Deuter). Ein Freund versichert mich aber, daß in seiner Jugend in Graz der Ausruf üblich war: Du hast's Supperl. Das könnte wohl eine Erinnerung an das ursprünglich gemeinte Abschiedsmahl sein.

Graz.

Rudolf Reichel.

7.

Niederdeutsche Wiegenlieder.

1.

Süh so, süh so, süh so,
 Wat rasselt in dat Stroh?
 Dat sünd de lütten Pilegös',
 Dat makt, se hebb'n keen' Schoh,
 De Schoster hett Ledder
 Un keen Leisten dorto.

2.

1. Baschäping löp tō holt
 Un störr sick an een Steenicken,
 Dor dehr em Weih sin Beeniken,
 Dor sūd dat Schäping: Ba.
2. Baschäping löp to holt
 Un störr sick an een Strükeken,
 Dor dehr em Weih sin Bükeken,
 Dor sūd dat Schäping: Ba.

3. Baschäping löp to holt
 Un störr sick an een Stöckeken,
 Dor dehr em weih sin Köppeken,
 Dor süd dat Schäping: Ba.

3.

Buhköken von buten
 Worüm büst du so ruch?
 Ick bün so ruch, ick bün nich blank,
 Ick hew so lang keen Fudder hadd.
 Buhköken bunt un blank
 Hier wass't de Klewer drei Ehl lang.

Wismar i. M.

O. Glöde.

8.

Zu „Weißbinder“.

Das Wort ist nicht bloß auf hessischem und hannöverschem Gebiete verbreitet, wie H. Sprenger in Zeitschrift V, 849 annimmt, sondern findet sich auch im südwestlichen Thüringen. In Salzungen kennt man keinen „Maler“ oder „Tüncher“, sondern lediglich Wissbenger.

Greiz.

L. Hertel.

9.

Zum dramatischen Aufbau des „Göz von Berlichingen“.

Frick hat in seinem „Wegweiser durch die klassischen Schuldramen“ (Seite 270 der ersten Abteilung), dessen Vollenbung dem trefflichen Manne leider nicht mehr gegönnt war, mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die sich fast durch alle litterarhistorischen Werke vererbenden Urteile über die willkürliche und regellose Anlage des „Göz von Berlichingen“ noch alle auf dem Standpunkte der „Vossischen Zeitung“ (1774) stehen und daß es Zeit wäre, mit dieser schiefen Auffassung endlich zu brechen. Ich halte diesen Hinweis für ein nicht zu unterschätzendes Verdienst des ausgezeichneten Werkes, welches gewiß schon jedem strebsamen Lehrer manche fruchtbare Anregung geboten hat.

„Daß der Bau des Dramas kein regelloser ist, daß vielmehr die Handlung nicht nur im großen und ganzen eine einheitliche, zielbewußte Bewegung, sondern auch im einzelnen die Meisterschaft einer planmäßig arbeitenden Kunst erkennen läßt“, darauf wird im Sinne der Ausführungen Fricks allerdings schon während der Besprechung des Werkes wiederholt hingewiesen werden können; doch wäre es wohl recht nützlich, auch auf dieses „regellose“ Drama Goethes die sinnreiche Schematisierungsmethode Gustav Freytags (in der „Technik des Dramas“, S. 100 flg.) anzuwenden, welche Hermann Unbescheid mit so schönem Erfolge haupt-

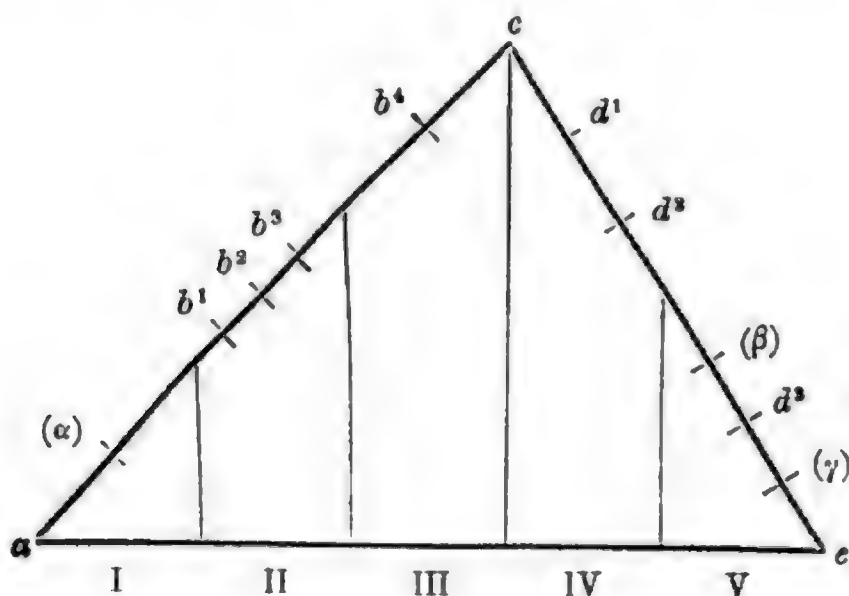
fächlich für die Dramen Schillers verwertet hat („Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre“, 2. Auflage, Berlin 1891).

Die Hauptteile des Dramas sind nicht schwer zu finden. Die Einleitung (a) beginnt mit dem charakterisierenden Aktord (1. Scene): „Schwarzenberg in Franken, Herberge“, auf welchen die exponierende Scene („ausgeführte Scene“, Freitag S. 105) folgt: „Herberge im Walde“ (Scene 2), die den Übergang zu dem erregenden Moment (α), der Gefangennahme Weislingens, bildet (Scene 3: „Faythausen“).

Die steigende Handlung (b) führt in vier Stufen (b^1 = Weislingens Abfall, b^2 = Götz sagt den Nürnbergern Fehde an, b^3 = Adelheid und Weislingen gehen gegen Götz feindlich vor, b^4 = Reichserektion gegen Götz) aufwärts zum Höhepunkte (c), der Gefangennahme des Helden am Ende des 3. Aufzuges.

Die fallende Handlung (d) führt in drei Stufen (d^1 = Götz schwört Urfehde, d^2 = Neue Anschläge Adelheids und Weislingens gegen Götz, d^3 = Götzens Verwundung und Gefangennahme) zur Katastrophe (e) dem Untergange des Helden. Das tragische Moment (β), welches hier allerdings nicht mit dem Höhepunkte verbunden ist (Freitag, S. 113), sondern verhältnismäßig spät (erst zu Beginn des 5. Aufzuges) auftritt, bildet die verhängnisvolle Verbindung Götzens mit den aufständischen Bauern; das Moment der letzten Spannung (γ), in unserem Drama besonders bemerkenswert, die Vernichtung des Todesurteils Götzens, der Untergang seiner Gegner Adelheid und Weislingen.

In diesem Sinne würde sich für den „Götz“ folgendes Schema ergeben:



10.

Zu G. Freytags „Ahnen“.

Im 66. Bande der Preussischen Jahrbücher (Juli bis Dezember 1890) finde ich einen Aufsatz über „Homer in der deutschen Litteratur“, dessen Verfasser unter warmer Anerkennung Freytags den „Jugo“ im wesentlichen als eine germanische Umbichtung homerischer Motive bezeichnet und durch eine eingehendere Vergleichung (S. 627—633) als solche nachweist, was natürlich dem neueren Dichter nicht sowohl zum Tadel, als vielmehr zum Lobe gereiche. Zudem ich dieses Urteil dem in der Besprechung einer Programmabhandlung über Jugo und Jugrabau in dieser Zeitschrift (S. 626 flg. des vorigen Jahrgangs) angeführten von W. Scherer aus Bd. 31 der Preussischen Jahrbücher nachtrage, möchte ich zugleich die Bemerkung anknüpfen, daß der Berichtersteller in dem „Jahresbericht für neuere deutsche Litteraturgesch.“ (2. Halbb. S. 51) den hier geführten Nachweis für einen „frappanten“ erklärt, daß also die von mir in jener Besprechung sowie in meinem Aufsatz in Heft 2 und 3 des vorigen Jahrgangs der Zeitschrift aufgestellte Behauptung, die „Ahnen“ seien noch nicht genügend in ihrer Bedeutung für die deutsche Litteratur gewürdigt, doch nicht allzu gewagt erscheinen dürfte.

Zu dem Aufsatze selbst habe ich zu bemerken, daß ich nicht recht verstehe, weshalb der Verfasser (Beheim-Schwarzbach) G. Freytag einen „höfischen“ Dichter nennt (wohl wegen des „Hofrats“?), sowie daß er bei seinem Urteil über die Verschiedenheiten und Abweichungen bei dem modernen Dichter doch wohl besser gethan hätte, den Affektionswert etwas mehr auf die Darstellung des deutschen als auf die des griechischen Geistes zu legen.

Darmstadt.

Karl Landmann.

11.

Zu dem Spottvers „Bonapart ist nimmer stolz“ Ztschr. V, 285.

In den „Baslerischen Kinder- und Volksreimen“, Bas. 1857, stehen die fraglichen Verse in folgender Fassung (Nr. 124):

Napoleon isch nimme stolz,
Er handelt jetz mit Schwefelholz,
Er lauft die Stroße-n-us und ab:
„Wer lauft mer myni Hölzli ab?“

Im Anschluß daran sind noch die beiden nachstehenden Verse mitgeteilt:

Bonabardi brave Bursch
Handlet jetzt mit Leberwurscht.

Ich erinnere mich, im Jahre 1866 in meiner Heimatstadt Achaffenburg ein fliegendes Blatt mit einem Spottgedicht auf Bismarck gesehen zu haben, dessen erste Strophe eine auf Bismarck umgeänderte Fassung des obigen Spottverses bildete. Die beiden ersten Zeilen lauteten:

Bismarck ist doch gar nicht stolz,
Handelt schon mit Schwefelholz.

München.

Anton Englert.

12.

Zu dem Scherzgespräch Btjchr. II, 294 flg. —
Ein anderer Scherzdialog.

In den oben erwähnten „Baslerischen Kinder- und Volksreimen“ S. 42 u. 43 stehen drei Scherzgespräche, die in dieselbe Kategorie gehören wie der von R. Hildebrand a. a. O. mitgeteilte Scherzspruch. Eines derselben sei hier beispielshalber angeführt:

Nr. 102. Zireli zireli! wie thür die Gais?
„Se jo, sie isch saiß“.
Wie vyl Milch git sie?
„Für sibe Gulde“.
I glaub de hörsch nit wohl?
„Jo, e ganze Kübel voll“.

Bei dieser Gelegenheit sei noch ein anderer Scherzdialog erwähnt, dem wir schon bei Fischart begegnen. Ich gebe denselben wieder, wie ich ihn aus dem Munde einer Frau aus Windsheim in Mittelfranken gehört habe. Der Dialekt, in welchem die Frau ihn mir mitteilte, weist auf schwäbischen Ursprung der betreffenden Fassung hin.

Jodele, steh uff, die Spaake murre.
„D laß sie murre, sie hane so kleine Nepsle“.
Jodele, steh uff, die Wageli fahret über die Brud.
„D laß sie fahre, sie hane so weit heim“.
Jodele, steh uff, die Supp steht uff de Tisch.
„Poh Bliß, wo is mei großer Löffel?“

Der Zusatz „sie hane so kleine Nepsle“ in der ersten Antwort blieb mir unerklärlich, bis ich zufällig auf ein Bruchstück einer niederdeutschen Fassung des Dialoges in Fischarts Geschichtsklitterung (Scheibles Kloster, Bd. 8, S. 136) stieß, welches über den Sinn der fraglichen Worte keinen Zweifel mehr läßt: „... Eben wie jener Knecht, da man ihn frü weckt, die Bögelden pipen in die Röcken. D lat pipen, sagt er, lat pipen, die Bögelden hefen kleine Hüpftin, hefen bald vt geschlappen, aber sein Hüpftin sy gar grot, tho ju mehr schlappen noht, zc.“ Man vergleiche auch die folgende Stelle in der Geschichtsklitterung (S. 469 a. a. O.): „... daß Bögelin ein kleins schläfflin macht, weils Hüpftin klein ist acht“.

In einer in Bamberg vorkommenden Fassung des Scherzes, welche mir leider unvollständig berichtet wurde, lautet der Schluß der ersten Antwort: „das sind gar muntre Tiere“. Diese Variante wurde wahrscheinlich eingefügt, da man die verkürzte Form der ursprünglichen Fassung nicht mehr verstand.

Einer meiner Kollegen erinnert sich bestimmt, eine etwas längere Fassung des Scherzgesprächs in einem der Jahrgänge „1865 bis 1872“ des *Lahrer Hinkenden Boten* gelesen zu haben. Leider sind mir dieselben nicht zur Hand. Vielleicht hat ein Leser dieser Zeitschrift die Güte, die fragliche Variante mitzuteilen. Es wäre auch interessant, zu erfahren, ob sich der *Wiz* in Niederdeutschland noch erhalten hat.

Daß derselbe eine sehr weite Verbreitung hat, geht daraus hervor, daß er sich in ähnlicher Gestalt auch in Frankreich findet. In der französischen Zeitschrift *Mélusine*, I, Sp. 270, steht folgende Fassung aus Saint-Servan in der Bretagne:

Jean, lève-ta! — Pourquoi? — Pour aller garder les vaches. — Ah! j'ai t'y grand mal à mon vente! — Jean, lève-ta! — Pourquoi? — Pour veni manger des galettes. — Riquiqui, mon vente, mon vente, riquiqui, mon vente est guéri.

München.

Anton Englert.

13.

Das Besprechen der Krankheiten. (*Ztschr.* VI, 124 flg. und VII, 63.)

In Bd. VI, S. 124 dieser Zeitschrift weist D. Glöbe darauf hin, daß das Besprechen von Krankheiten noch jetzt in Mecklenburg allgemein verbreitet sei. Ich glaube, er hätte getrost sagen können, in ganz Deutschland; wenigstens sprechen die zahlreichen, aus den verschiedensten Gegenden des Vaterlandes bisher veröffentlichten Segen dafür. Auch aus der Grafschaft Ruppin und deren nächster Umgebung habe ich eine stattliche, bisher noch nicht veröffentlichte Sammlung von vielleicht 500 Nummern, einschließlich der sogenannten Sympathiemittel, die nur aus einer Handlung ohne Spruch bestehen, zusammengebracht. Sie bezieht sich auf mehr denn 60 Krankheiten bei Menschen und Tieren, enthält aber auch Diebes- und Feuersegens, sowie Segen zum Schutz im Kriege und vor Gericht. — Die hier gebräuchlichen Ausdrücke für die Handlung des Besprechens sind „böten“ und „pusten“, aber auch „stillen“ und „besprechen“. Daneben hört man hier wie anderwärts in der Mark Brandenburg auch noch die Ausdrücke: „Du mußt wat voer duen“, oder „braken“ und meint damit nichts anderes als sich die Krankheit besprechen lassen. F. Teek (*Ztschr.* VII, 63) kennt als niederdeutschen terminus für das Besprechen nur den Ausdruck

„böten“ aus der Uckermark und Pommern, doch kommen in verschiedenen Gegenden Pommerns auch die Ausdrücke „(be)pusten, stillen, besprechen“ vor (vergl. U. Zahn, „Hexenwesen und Zauberei in Pommern“, Stettin 1886); daher ist es wohl wahrscheinlich, daß sie in der zwischen Pommern und Ruppin liegenden Uckermark ebenfalls gebräuchlich sind. In der Provinz Preußen sind nach Frischbier, „Hexenspruch und Zauberbann“, Berlin 1870, die Ausdrücke „besprechen“, „besegnen“ und „raten“ im Schwange, während Wuttke, „Der deutsche Volksaberglaube“, Berlin 1869, aus Franken den Ausdruck „ansaugen“ und aus dem Vogtlande den Ausdruck „pröpelu“ beibringt. (§ 477) — Neben dem Pusten und Bekreuzen der kranken Stellen, die Glöde schon als regelmäßig erwähnt, stößt man in der Grafschaft Ruppin noch auf die Sitte, die betreffende Stelle mit einem sogenannten Krötensteine (versteinerten Seeigel) zu drücken. In anderen Gegenden der Mark bestreicht man sie dreimal mit dem „Wundhölzchen“ oder drückt drei Kreuze damit darauf. „Das Wundhölzchen“ heißt es bei A. Engelien und W. Lahn, „Der Volksmund der Mark Brandenburg“, Berlin, 1868 S. 251, „aus Espenholz gefertigt (weil Christi Kreuz daraus gewesen sein soll) und zwar aus einem einjährigen Wurzelschößling in der Nacht zum 1. Mai (Walpurgis) mit einem Schnitt abgeschnitten¹⁾, ist etwa zwei Zoll lang, halb rund (d. h. auf einer Seite flach, auf der anderen rund), von der Stärke eines Bleistiftes und auf der Rückseite mit drei eingeschnittenen Kreuzen versehen“. — Bemerkenswert ist auch noch die Art und Weise der mündlichen Fortpflanzung der „Bötsprüche“ von Geschlecht zu Geschlecht. Dabei gilt nämlich die Regel, daß sie ein Mann nur einer Frau und umgekehrt mitteilen kann, weil man sich sonst „ausbötet“, d. h. weil die Heilssprüche sonst ihre Kraft verlieren. Hier und da hört man auch noch, daß dasselbe stattfindet, wenn sie Verwandte, die unter einem Dache wohnen, einander mitteilen. Auch bei Mitteilungen an Verwandte wird der oben angeedeutete Geschlechtsunterschied in allen Fällen festgehalten.

Einzelne der von D. Glöde VI, 125 flg. mitgeteilten Segen finden sich auch in meiner Sammlung, wenn auch hier und da mit geringen Abweichungen, wie denn überhaupt viele dieser Segen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands wiederkehren. Der von F. Teich VII, 63 mitgeteilte Heilsspruch, der nicht nur zur Besprechung eines „Wehfingers“, sondern auch einer Beule bei Kindern angewandt wird, heißt im Badener Oberlande, wie mir mein Freund Prof. Pacius in Kenzingen mitteilt, folgendermaßen:

1) Was hier von der Erlangung des Wundhölzchens gesagt ist, gilt nach dem Volksmunde der hiesigen Gegend in gleicher Weise von der Wünschelrute; doch bedient man sich hierzu der Haselnußstaude.

Heile, heile, Segen,
Drei Tage Regen,
Drei Tage Schnee,
Jezt thut's nimmer weh.

In der Grafschaft Ruppin wendet man in dem gleichen Falle folgenden Spruch an:

Böt, böt,
Krähensöt,
Lämmer= (oder Hester=) ²⁾ stert,
Dat et morgen better werd.
oder: Bald wedder gödlen ³⁾ werd.

In der Grafschaft Hohstein beginnt er:

Heile, heile, Käyhen.

Die Fortsetzung ist mir entfallen.

Neu-Ruppin.

R. Ed. Haase.

14.

Zum Kummelpott. (Ztschr. VI, 127 flg. und 133.)

Kummelpottlieder finden sich in der Zeitschrift: „Am Urdsbrunnen“ VI, S. 30, S. 78 und S. 173 flg. mitgeteilt, ebenso wird daselbst S. 30 die Anfertigung des Kummelpottes geschildert und außerdem darauf hingewiesen, daß Dr. Mielck in Hamburg 29 Kummelpottlieder im Korrespondenzblatt des niederdeutschen Sprachvereins VII, S. 9 flg. und VIII, S. 34 flg. aus Nordfrankreich, Niederland, vom Niederrhein, aus Ostfriesland, aus den Vierlanden, aus Hamburg und Schleswig-Holstein zusammengestellt hat. — Vielleicht ist diesem oder jenem der Herren Kollegen mit diesem Nachweise gedient.

Neu-Ruppin.

R. Ed. Haase.

15.

Longfellow's „Walter von der Vogelweide“ eine Übersetzung aus dem Deutschen.

Da Longfellow sein Gedicht „Walter von der Vogelweide“ unter den „Songs“ (s. The Poetical Works of Henry. W. Longfellow. Leipzig. B. Tauchnitz 1856, Bd. 1, S. 257 flg.) und nicht unter den „Translations“ veröffentlicht hat, und da sich auch in seinen Tagebuchaufzeichnungen, die ich zu anderem Zwecke wiederholt genau gelesen habe, keine Andeutungen über die Quelle des Gedichts finden, so ist es nicht zu verwundern, daß es bisher für eine Originalschöpfung gegolten hat. Auch in dem Aufsätze unserer Zeitschrift Bd. 6, 273 begegnet dieser Irrtum, und der Verfasser hat hier sogar eine Übersetzung des Longfellow'schen Gedichtes versucht.

2) Hester = Elster. 3) Deminutivform zu „gut“.

Es wird daher nicht überflüssig sein, darauf aufmerksam zu machen, daß dieses nichts anderes ist, als eine ziemlich genaue Übertragung des gleichnamigen Gedichtes von Justinus Kerner, welches auch in der bekannten Sammlung von Julius Bind, *Ausgewählte Gedichte geschichtlichen Inhalts*. Leipzig, B. G. Teubner. 1876 S. 140 flg. zu finden ist. Eine Gegenüberstellung des deutschen Originals und der englischen Übersetzung wird dies beweisen.

Justinus Kerner.

Walther von der Vogelweide.
Vogelweid, der Minnesänger,
Als der Welt er Abschied gab,
Sprach vergbunt in Würzburgs Mauern
Meinem müden Leib ein Grab!

Sprach: euch Klosterbrüdern allen
Sei mein zeitlich Gut verlich'n!
Streit dafür ihr täglich Futter
Auf mein Grab den Vögeln hin.

Denn von diesen kleinen Sängern
Vernt ich meinen Minnesang,
Ihnen bring' das Futter täglich
Meines Herzens frischen Dant.

Sprach's und stille stand sein Herz nun,
Stille, was er trug und litt.
Requiem die Mönch' ihm sangen,
Und die Vögel sangen mit.

In des Kreuzgangs Hallen senkten
Sie den müden Sängers ein
In ein Grab, das sie bedeckten
Dann mit seinem Bild von Stein

Doch gehorsam dem Gebote,
Das er noch im Sterben gab,
Fütterten die Mönch' all' Vögel
Mittags auf des Sängers Grab.

Und der kleinen Minnesänger
Flogen immer mehr und mehr,
Selbst im Regen, selbst im Sturme
Auf das Grab des Sängers her.

Auf der riesigen Lind' am Kreuzgang,
Auf des Stifters Wappenschild
Ob dem Eingang, auf den Gräbern,
Auf des Sängers steinern Bild.

Auf den Kreuzstod jeden Fensters,
Auf der Thüren Schloß und Band
Stritten sie den Streit der Wartburg,
Den der Sängers einst bestand.

Songfellow.

Walter von der Vogelweide.
Vogelweid the Minnesinger,
When he left this world of ours
Laid his body in the cloister,
Under Würzburg's minster towers.

And he gave the monks his treasures,
Gave them all with this behest:
They should feed the birds at noontide
Daily on his place of rest;

Saying, 'From these wandering minstrels
I have learnt the art of song:
Let my now repay the lessons
They have taught so well and long.'

Thus the bard of love departed;
And, fulfilling his desire,
On his tomb the birds were feasted
By the children of the choir.

Day by day, o'er tower and turret,
In foul weather and in fair,
Day by day in vaster numbers,
Flocked the poet's of the air.

On the tree whose heavy branches
Overshadowed all the place,
On the pavement, on the tombstone,
On the poet's sculptured face.

On the cross-bars of each window,
On the lintel of each door,
They renewed the War of Wartburg,
Which the bard had fought before.

Sangen sie in lust'gen Weisen
Lieder voller Lob und Freud',
Und aus ihren Kehlen schallte
Hell der Name: Vogelweid!

So geehrter war der Sänger,
Bis einst sprach ein Abtlein feist:
„Aufwand! mit dem Mehl des Brotes
Fastende, nicht Vögel speist!“

Wann die Mittagsglocke tönte,
Flogen wohl vom Turm herab,
Von der Linde, aus dem Walde,
All' die Vögel noch auf's Grab.

Doch bald kreischend, doch bald klagend
Flogen sie dem Turm ums Haupt,
Klagend an den Abt, die Mönche,
Die des Erbes sie beraubt.

All der Klostergraber Namen
Sind dahin schon lange Jahr,
Nur die Sage noch erzählet,
Wo das Grab des Sängers war.

Auch die Linde ist gefallen,
Aber oft tönt süßer Schall
Nachtlich durch des Kreuzgangs Garten,
Flöten einer Nachtigall.

There they sang their merry carols,
Sang their lauds on every side,
And the name their voices uttered
Was the name of Vogelweid.

Till at length the portly abbot
Murmured, 'Why this waste of food?
Be it changed to loaves henceforward
For our fasting brotherhood.'

Then in vain o'er tower and turret,
From the walls and woodland nests,
When the minsters bells rang noontide,
Gathered the unwelcome guests.

Then in vain, with cries discordant,
Clamorous round the Gothic spire,
Screamed the feathered Minnesingers
For the children of the choir.

Time has long effaced the inscriptions
On the cloister's funeral stones,
And tradition only tells us
Where repose the poet's bones.

But around the vast cathedral,
By sweet echoes multiplied,
Still the birds repeat the legend,
And the name of Vogelweid.

Auch bei diesem Gedichte hat Longfellow sein großes poetisches Aueignungstalent bewährt. Geschickt ist besonders die Zusammenziehung der Strophen 4—6 in eine. Gerade hieraus würde sich übrigens schon allein ergeben, falls es angezweifelt werden sollte, daß das deutsche Gedicht das Original ist. J. Kerner gehörte zu den Lieblingsdichtern Longfellows. Er hat einige seiner kleinen Lieder (z. B. „Dort drunten in der Mühle“) mit Nennung des Namens übersetzt, und ich glaube auch nicht, daß er sich hier mit fremden Federn hat schmücken wollen. Das Gedicht, für die Abtheilung „Translations“ bestimmt, ist vielmehr wohl zufällig unter die „Songs“ geraten. Freilich wäre dies nicht möglich gewesen, wenn Longfellow nach seiner sonstigen Gewohnheit das Gedicht durch den Zusatz 'From the German of Kerner' als Übersetzung gekennzeichnet hätte. Bemerken will ich noch, daß Kerner sein Gedicht in Strophen von zwei Langzeilen geteilt hat. Ich habe die Anordnung geändert, weil so die Abhängigkeit Longfellows von Kerner noch deutlicher hervortritt.

Northeim.

R. Sprenger.

Ich glaube nicht, daß Hermann und Dorothea 6,24 „sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit“ munter von der Farbe

gebraucht ist. Denn wenn auch mit den „Bäumen der Freiheit“ die bekannten Stangen gemeint sind, so waren doch wohl diese nicht rot, sondern nur die sich darauf befindlichen Mützen. Mag aber auch jenes der Fall gewesen sein: wie soll „munter“ erklärt werden in „mit des Lorbers muntern Zweigen u. s. w.“? Doch so: mit den Zweigen des Lorbers, die die eigene Munterkeit anzeigen und dadurch bei den Festgenossen Munterkeit erregen.

Eigenschaftswörter werden überhaupt häufig kausativ gebraucht, z. B.: gesunde Speise, soviel als gesund machende Speise. Ebenfalls im Ring des Polykrates 4,2: Mich sendet mit der frohen Märe. — Nach Raimond im Prolog zur Jungfrau 2,30 fürchtet Johanne herabzusteigen in das niedre Dach der Menschen, wo die engen (beengenden) Sorgen wohnen. — Im Eleusischen Fest wird den Tempeln „heitere“ Säulen zugeschrieben. — So möchte ich froh und munter in den S. 32 u. 33 angeführten Stellen bei Goethe auch erklären.

Im übrigen bin auch ich der Meinung, daß sprachliche Ähnlichkeiten aus dem Englischen wie aus anderen den Schülern bekannten Sprachen zur Erklärung des Deutschen heranzuziehen sind. Vorstehende Fälle scheinen aber eine andere Erklärung zu erheischen.

Kassel.

W. Rohlschmidt.

17.

Herr Dr. Schöne behauptet S. 27 dies. Jahrganges, außer im Winter würden nirgends Waren auf einer Art Schlitten fortgeschafft. Darin irrt er sich aber. In Rotterdam wurden bis in die fünfziger Jahre die Waren regelmäßig von Schiff zum Lager gesleept. Man bediente sich dazu einer Art Schlitten, die fast nur aus den Rufen bestand und große Ähnlichkeit mit den an Kollfuhrwagen hinten angebrachten Schrotleitern hatte. Um auch in trockner Jahreszeit das sleepen zu erleichtern, lag vorn ein ledes Tönnchen mit einer Flüssigkeit, aus der letztere aufs Pflaster tröpfelte.

Ob die Sitte dort noch besteht, vermag ich nicht zu sagen.

Kassel.

W. Rohlschmidt.

Plato oder Von dem Wesen der Jugendlitteratur. Ein Dialog von M. Hartung. Leipzig. Verlag von E. Kempe 1890. 50 Bf. 32 S. 8°.

Daß der Verfasser eine Hebung unserer deutschen Jugendlitteratur erstrebt, findet unsere volle Billigung. Auch mit folgender, dem zurückgekehrten Plato in den Mund gelegten Begriffserklärung: „Eine voll-

kommene, klassische Jugendschrift, unterhaltend oder belehrend, ist in Wort und Bild der Ausdruck der der Jugend eigenen Anschauungen, Vorstellungen, Gefühle und Empfindungen in erhöhter, gereinigter Form" — sind wir einverstanden, desgl. mit den Forderungen: „So ziemlich soll die Kinder-Gartenlaube (dies Blatt gilt dem Verfasser als für das geeignetste, seine Pläne durchzuführen) alle Gattungen der Dichtkunst und des Wissens umfassen, soweit sie dem Gedankengange und Vorstellungsvermögen der Jugend sich anfügen". — „Alles Belehrende wird unterhaltend — sein." — „Die Sprache soll einfach, edel, herzlich — sein", — die Kindergartenlaube „religiös" — „ohne doch irgendwie konfessionell zu erscheinen." Doch unserer schon vorhandenen Jugendlitteratur gegenüber ist der Verfasser zu schwarzseherisch. Nur ungefähr 10 Werke hält er für klassisch. Von den drei Perioden, die er annimmt, bezeichnet er die unter Basedow, Salzmann, Herder u. a. als „die Blütezeit." Dazu rechnet er nicht die darauffolgende „Zeit der Märchen und Sagen" unter den Gebrüdern Grimm, wiewohl er deren Hausmärchen „wunderbar" nennt. Nun wir meinen, daß die Grimmschen Märchen und Sagen nach Inhalt und Form die mustergiltigste Geisteskost unserer deutschen Jugend sind und daß auf diesem Gebiete dies große Brüderpaar schon sehr tüchtige Nachahmer gefunden hat. Die deutsche Heldensage und die deutsche Heldengeschichte kindlich zu erzählen, erachten wir als die erste Aufgabe unserer Jugendlitteratur.

Blauen i. B.

Carl Franke.

Die Aussprache des Hochdeutschen in unserem Seminar. Von Dr. Johann Nepomuk Zimmermann, Seminarlehrer in Meersburg. Beilage zum Jahresbericht des Großherzoglich Badischen Lehrerseminars Meersburg an Ostern 1890. Überlingen. 71 S.

Vorliegende Schrift zeugt von tüchtiger fachwissenschaftlicher Bildung sowie von Verständnis für die praktischen Bedürfnisse der Schule. Vollständig ist der vom Verfasser eingenommene Standpunkt zu billigen: „So stellen wir uns — dem Dialekt, dessen Bekämpfung uns andererseits natürlich viele Schwierigkeiten macht, nicht feindlich oder verachtend gegenüber, wir sehen vielmehr in seiner unterrichtlichen Verwendung ein Mittel, daß sich die Schüler des Gegensatzes zwischen ihrer Mundart und dem Hochdeutschen besser bewußt werden." — Ferner in Anschluß an Karl Koch (I, 339 dieser Zeitschr.): „Wir haben dem Böglinge nicht eine erträumte Gemeinsprache, sondern die Aussprache auf der heutigen Stufe ihrer Entwicklung vorzuführen. Er soll nicht besser und nicht schlechter reden, als die gebildete Gesellschaft seiner Heimat". — Und weiter:

„Die Schule — hat Arbeit — genug, den heutigen Standpunkt der Entwicklung zu überliefern“. — „Aber kennen müssen unsere Schüler, als künftige Lehrer, die verschiedenen in der Sprache der Gebildeten geltenden Formen der Aussprache.“ Eingehend behandelt der Verfasser die verschiedenartige Aussprache der einzelnen Laute in Baden und die Stellung seines Seminars dazu. Durchaus halten wir dessen „weiteste Duldung“ den verschiedenen e- und ei-Lauten gegenüber für berechtigt, sowie das Festhalten der stimmlosen b, d und g. Ganz in der Ordnung ist es auch, daß ein süddeutsches Seminar inlautendes g als Verschlusslaut spricht; umsomehr freut sich der seine Mundart liebende Mitteldeutsche, daß die Badener Amtsgenossen, „gegen die auch in“ ihrer „Sprachgenossenschaft von einzelnen aus nördlichen Gebieten Stammenden gesprochenen Reibe-g — nichts einzuwenden“ haben. So will also der Verfasser die Schüler nicht zur Bildung von ihnen unnatürlichen Lauten und Lautverbindungen angehalten wissen, um so mehr aber zu deutlicher, schöner und doch ungezwungen klingender Aussprache. Kurz und gut, er schließt sich im wesentlichen dem an, was in dieser Zeitschrift (2. Jahrg. 5. Hft. S. 422 flg.) schon gesagt wurde. — Sehr dankenswert ist es, daß er anhangsweise die Aussprache der Fremdwörter und der fremden Eigennamen mit berührt. Dem hier ausgesprochenen Grundsatz, welcher durchaus zu dem ganzen Geist der Schrift stimmt: „Soweit als möglich ist die der deutschen Zunge anbequemte Aussprache zu begünstigen“ — wird kein germanistisch gebildeter Schulmann seine Zustimmung versagen.

Plauen i. B.

Carl Franke.

Die Stellung der höheren Schulen zu der Fremdwörterfrage.

Von Dr. W. Maler, Professor am Gymnasium Heidelberg.

Stuttgart. Friedr. Frommanns Verlag. 1888. 61 S. 8.

Zunächst zeigt der Verfasser, wie Wörter fremden Stammes in die deutsche Sprache gekommen sind, wobei er namentlich klar darlegt, warum nach Erfindung der Buchdruckerkunst an Stelle der Lehn- die Fremdwörter traten. Dann giebt er von einem möglichst unparteiischen Standpunkte aus eine Geschichte des Kampfes gegen die Fremdwörter und zeigt im Anschluß daran, wie berechtigt dieser auch in unseren Tagen noch ist. Nachdem er der verschiedenen Kreise gedacht hat, die in der Jetztzeit der Bewegung nach Reinigung unserer Schriftsprache sich angeschlossen haben, macht er der Schule den nur zu berechtigten Vorwurf: „daß sie nicht schon früher die Sache in die Hand genommen hat, um den Sinn für die Reinerhaltung der Muttersprache zu erwecken“ — und spricht die auch von uns geteilte Überzeugung aus: „daß — in ganz besonders eingehender Weise die höhere Schule die Pflicht hat, aus

erziehlichen Gründen die Frage nach der Berechtigung der Fremdwörter zum Gegenstand ihrer Beachtung zu machen". Er widerlegt darauf, was Mümelin und andere für die Fremdwörter vorgebracht haben und zeigt, daß selbst jene dem Hauptgrundsatz des allgemeinen deutschen Sprachvereines zustimmten: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann". Zusammenfassend sagt er treffend: „daß, anstatt die Sprache zu bereichern, die Fremdwörter vielmehr eine Verarmung der Muttersprache veranlassen, insofern Neubildungen derselben verhindert werden; daß neben der hervorgehobenen feineren Schattierung der Begriffe durch Fremdwörter die vielfache Unklarheit, Unverständlichkeit und Mehrdeutigkeit derselben große Nachteile in sich birgt, daß neben der gerühmten Schönheit fremder Wörter im Gegenteil die Schönheit und Ursprünglichkeit der deutschen Sprache bedenklich not leidet, daß endlich die sittlichen Nachteile, nämlich Denksaulheit, Bequemlichkeit, Eitelkeit, Selbstüberschätzung anderen sogenannten Ungebildeten gegenüber, verbunden mit einem Mangel an Selbstachtung gegenüber anderen Völkern so schwer ins Gewicht fallen, daß — gegen die übermäßige Anwendung entbehrlicher Fremdwörter anzukämpfen ist." — Soll nun auch jeder einzelne Lehrer streben, „ein nachahmenswertes Vorbild zu werden", so erhofft der Verfasser doch vor allem Hilfe von einem Eingreifen der obersten Schulbehörde zu Gunsten der Sprachreinigung, und zwar wäre von jener „1. ein Erlaß an die Lehrer zu richten"; „2. das Augenmerk auf die vorhandenen Lehrbücher zu lenken"; „3. bei Einführung neuer Bücher" der Sprachreinheit „Aufmerksamkeit zuzuwenden" und endlich „4. eine Zusammenstellung aller entbehrlichen Fremdwörter — zu veranlassen".

Planen i. B.

Carl Franke.

Eduard Sievers, Altgermanische Metrik. Halle, Max Niemeyer 1893. XVI, 252 S. Preis M. 5. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. Ergänzungsreihe II.)

Die vorliegende Arbeit, die von der glänzenden Begabung und philologischen Meisterschaft ihres Verfassers erneutes Zeugnis ablegt, beschäftigt sich ihrem Titel gemäß mit der reimlosen Alliterationszeile oder dem Alliterationsverse als dem gemeinsamen germanischen Verse, nicht mit dem altdeutschen Reimverse, den Sievers scharf von dem Alliterationsverse trennt. Bekanntlich stehen sich in dem Streite über den Alliterationsvers die Vertreter der Vierhebungs- und die der Zweihhebungstheorie gegenüber. Der Begründer der Vierhebungstheorie ist Lachmann, der in seiner Abhandlung: Über althochdeutsche Betonung

und Verzkunst (1831, Schriften 1, 358 flg.), sowie in seinem Aufsatz: Über das Hildebrandslied (1833, Schriften 1, 407 flg.) ausdrücklich zwischen einer freieren Form des Alliterationsverses im Angelsächsischen, Altsächsischen und Nordischen und einer strengeren Form im althochdeutschen Hildebrandsliede unterschied. Er führte aus, daß sich die Alliterationspoesie der Angelsachsen und des Nordens mit der Beachtung der höher betonten Wörter und der höchsten Silbe jedes Wortes begnüge, während das Hildebrandslied allein neben der Alliteration auch rhythmisch bestimmte Verse zu vier Hebungen habe; die Langzeile des Hildebrandsliedes bestehe aus zwei Halbversen von je vier Hebungen. Zur Stütze seiner Theorie zog Lachmann den althochdeutschen (Otfriedischen) Reimvers heran und nahm für den Alliterationsvers dieselben Gesetze des inneren Baues in Anspruch wie für den altdeutschen Reimvers. Müllenhoff (Zeitschr. f. d. A. 11, 381 flg.) und Bartsch (Germania 3, 7 flg.) übertrugen die Bierhebungstheorie Lachmanns in voller Strenge auch auf das Muspilli. In seiner Abhandlung De carmine Wessofontano (1861) dehnte dann Müllenhoff das Bierhebungsgesetz auf sämtliche althochdeutsche alliterierende Sprachdenkmäler aus. M. Heyne stellte auch den Heliand (in seiner Ausgabe 1866) und den Beowulf (1867) unter das Bierhebungsgesetz. Diese Theorie wurde dann von H. Schubert (De Anglosaxonum arte metrica 1871 u. a.), E. Jessen (Zeitschr. f. d. Phil. 2, 114 flg. 1870) und Amelung (Zeitschr. f. d. Phil. 3, 280 flg.) weiter ausgeführt. H. Möller wandelte dann in seiner Schrift: Zur althochdeutschen Alliterationspoesie (Miel und Leipzig 1888) die Bierhebungstheorie in eine Viertaktstheorie um, indem er dem althochdeutschen Alliterationsverse ein Schema von zwei $\frac{1}{4}$ Takten zu Grunde legte, in denen jedoch in jedem Takte eine Haupt- und Nebenhebung steht, woraus sich in Wirklichkeit eine Viertelteilung ergibt. An Möller schloß sich A. Hensler (Der ljóðaháttur, d. i. die nordische Liederweise oder Gesangsweise, Berlin 1890, und: Zur Geschichte der altdeutschen Verzkunst, Breslau 1891) an; beide gehen von der Annahme aus, daß der Alliterationsvers gesungen und zwar in unserem Sinne taktmäßig gesungen worden sei. Auf den Standpunkt von Bartsch und Schubert stellte sich im wesentlichen G. Hirt (Untersuchungen zur westgermanischen Verzkunst I, Leipzig 1889. Zur Metrik des altsächsischen und althochdeutschen Alliterationsverses Germ. 36, 139 flg. 279 flg. 1891), indem er eine Mischung drei- und vierhebiger Verse annahm. R. Fuhr (Die Metrik des westgermanischen Alliterationsverses, sein Verhältnis zu Otfried, den Nibelungen, der Gudrun u. s. w. Marburg 1892) entscheidet sich gleichfalls wie Möller für taktmäßigen Vortrag und stellt im Anschluß an die Betrachtung der Nibelungenstrophe für den west-

germanischen Vers die Regel auf: vier Hebungen bei klingendem, drei Hebungen bei stumpfem Ausgang.

Der Vierhebungstheorie Nachmanns wurde aber bald die Zweiehebungstheorie entgegengestellt, d. h. die Anschauung, daß die Halbverse der altgermanischen Vollzeile nur je zwei Hebungen gehabt hätten. Während Nachmann nur die Verse des Nordischen, Angelsächsischen und Altsächsischen als zweiebig ansah, dehnte zuerst W. Wackernagel (Vitt.-Gesch. 45 flg. 46, Num. 4) die Zweiehebungstheorie auch auf die althochdeutsche Alliterationspoesie und damit auf alle altgermanische Dichtung aus. Ihm schlossen sich M. Rieger (Germ. 9, 295 flg.) an, dann F. Better (Zum Muspilli und zur germ. Alliterationspoesie, Wien 1872), sowie Karl Hildebrand, C. R. Horn (Paul und Braunes Beiträge 5, 164 flg.), E. Sievers (Zeitschr. für d. Alt. 19, 43 flg.) und J. Ries (Quellen und Forschungen 41, 112 flg.). Die hervorragendsten Vertreter der Zweiehebungstheorie sind M. Rieger und E. Sievers. Max Rieger gab in seinem Aufsatz: „Die alt- und angelsächsische Verskunst, Halle 1876“ (Zeitschr. f. d. Phil. 7, 1 flg.) eine abschließende Darstellung der Zweiehebungstheorie, deren grundlegende Bestimmungen durch die von Sievers aufgestellte Typentheorie in keiner Weise umgestoßen werden. Rieger wies nach, daß der Bau des Alliterationsverses ganz unter dem Einfluß des Satzaccentes stehe, und gerade auf diesen Nachweis stützt sich hauptsächlich mit die Typentheorie. Sievers hat seine Anschauungen schon in verschiedenen größeren und kleineren Aufsätzen einzeln und stückweise dargelegt (vergl. Paul und Braunes Beiträge 5, 448 flg., 6, 265 flg., 8, 54 flg., 10, 209 flg., 451 flg., 520 flg., 12, 454 flg., 15, 391 flg., Zeitschr. f. d. Phil. 21, 105 flg.; Proben einer metrischen Herstellung der Eddalieder, Tüb. 1885 u. a.), auch eine kürzere Zusammenfassung in Pauls Grundriß der germanischen Philologie gegeben. In dem vorliegenden Werke legt er nun seine Theorie in ausführlicher Begründung dar.

Die Typentheorie ist eine Weiterbildung der Zweiehebungstheorie, die darin besteht, daß eine Reihe von Sievers statistisch gefundener positiver Einzelregeln der Verskunst zusammengefaßt werden und die Einordnung aller, auch mehrdeutiger Einzelformen in bestimmte Typen durchgeführt wird; sie ist, kurz gesagt, die durch das Fünfstypensystem näher bestimmte Zweiehebungstheorie. Zwei Hauptsätze, die für diese Theorie besonders charakteristisch sind und sie scharf von der Vierhebungstheorie und zum Teil auch von der bloßen Zweiehebungstheorie scheiden, sind folgende: 1. Der altgermanische Alliterationsvers war ein Sprechvers, kein Gesangsvers; er ist daher nicht identisch mit dem späteren Reimverse, sondern von ihm scharf zu trennen; insbesondere

darf der Bau des altdutschen Reimverses, der sicher viertaktig war (S. 16), nicht auf den Bau des Alliterationsverses übertragen oder auch nur bei der Betrachtung des Alliterationsverses wesentlich herangezogen werden. 2. Die den Regeln des altnordischen und angelsächsischen Versbaues nicht entsprechenden Verse des Heliand und der althochdeutschen Denkmäler stellen im allgemeinen eine Entartung nach der Seite der Regellosigkeit, und nicht etwa eine ursprünglichere, freiere Art germanischer Versbildung dar (S. 9). Diese Kunstfehler deuten darauf hin, daß wir es in der althochdeutschen Alliterationsdichtung nur mit kümmerlichen Resten einer ins Schwanken geratenen und bald aussterbenden Form zu thun haben (S. 165).

Die Hauptergebnisse der überaus gründlichen und scharfsinnigen Untersuchung und Beweisführung des Verfassers sind nun folgende: Der Alliterationsvers besitzt trotz aller Mannigfaltigkeit doch nicht die von anderen angenommene Regellosigkeit in der Behandlung des Auftakts und der Senkungen, sondern verläuft, zumal im Angelsächsischen und Altnordischen, in einer begrenzenden Reihe von Einzelformen, die sich auf die verhältnismäßig geringe Zahl von fünf rhythmischen Grundformen oder Typen zurückführen lassen. Während die altnordische Poesie ausschließlich strophisch war, herrschte in der westgermanischen Alliterationsdichtung durchaus stichische Anordnung (S. 18/19). Für die gesamte erhaltene altgermanische Litteratur in alliterierenden Versen (mit einziger Ausnahme vielleicht des altnord. ljóðabáttur) ist recitativischer Vortrag, d. i. Sprechvortrag mit freier Intonation, nicht gleichmäßig taktierender, einer festen Melodie folgender Gesang im modernen Sinne anzunehmen (S. 22). Das epische Einzeliied wurde unter Harfenbegleitung vorgetragen (S. 20).

Die rhythmische Einheit des Alliterationsverses ist die sog. Halbzeile (der Halbvers), und je zwei Halbzeilen werden durch die Alliteration zu einem Verspaar (der sog. Langzeile oder Vollzeile) gebunden (S. 24). Die normale Halbzeile zerfällt in vier, seltener fünf Glieder, von denen zwei stark betont oder Hebungen, die beiden, bez. drei anderen schwächer betont sind. Hebungen werden in der Regel von sprachlich haupttonigen Silben gebildet; die schwächer betonten Glieder des Verses zerfallen in tonlose und nebetonige. Die tonlosen Silben bilden die Senkungen, doch giebt es neben den leichten oder tonlosen Senkungen auch schwere oder nebetonige Senkungen (Stammsilben zweiter Glieder von zusammengesetzten Wörtern, lange Mittelsilben dreisilbiger Wörter mit langer Stammsilbe u. a.). Für die Beurteilung der Abstufungen kommt überall die Frage in Betracht, an welchem Gliede des Verses ein anderes gemessen wird (S. 25/26). Die

Hebungen werden mit dem Acut (´) bezeichnet, die nebetonigen Glieder mit dem Gravis (˘), die Senkungen mit ×.

Träger der Hebung sind am häufigsten lange Silben; doch kann die Stelle von ˘ auch durch zwei Silben von der Form ˘ × (d. h. kurze betonte und unbetonte Silbe beliebiger Quantität) vertreten werden. Diese Vertretung heißt Auflösung, der rasche verkürzende Vortrag dieser beiden Silben Verschleifung. Die beiden Hebungen sind im Vortrage nicht notwendig gleich stark. Die Senkung kann aus einer oder mehreren sprachlich unbetonten Silben bestehen (S. 28). Ein nebetoniges Glied ist entweder nebetonige Senkung, oder es ist Nebenhebung, d. i. in dreigliedrigen Füßen notwendiges Mittelglied zwischen Hebung und Senkung (˘ ˘ ×).

Die vier Glieder des viergliedrigen Verses gruppieren sich entweder nach dem Schema 2 + 2 oder nach dem Schema 1 + 3, bez. 3 + 1 zu zwei Teilstücken, deren jedes einen rhythmischen und in der Regel auch sprachlichen Starkton erster Ordnung erhält und die man als Füße bezeichnen kann. Verse mit dem Schema 2 + 2 heißen gleichfüßige, alle übrigen ungleichfüßige (z. B. 3 + 1, 1 + 3, oder fünfgliedrige: 3 + 2 2 + 3). Der normale zweigliedrige Fuß besteht aus Hebung und Senkung und ist entweder fallend (˘ ×) oder steigend (× ˘). Ein dreigliedriger Fuß enthält eine Hebung, eine Nebenhebung und eine Senkung (˘ ˘ × oder: ˘ × ˘). Auftakte vor sonst abgeschlossenen (vier- oder fünfgliedrigen) rhythmischen Reihen sind gestattet, im Altnordischen und Angelsächsischen aber selten (S. 29 flg.)

Hiernach ergeben sich für den viergliedrigen Alliterationsvers fünf schematische Grundformen oder Typen:

a) Gleichfüßige Typen, Schema 2 + 2:

1. A. ˘ × | ˘ ×, doppelt fallender Typus.
2. B. × ˘ | × ˘, doppelt steigender Typus.
3. C. × ˘ | ˘ ×, steigend-fallender Typus.

b) Ungleichfüßige Typen.

4. D. $\left\{ \begin{array}{l} ˘ \quad | \quad ˘ \times \times \\ ˘ \quad | \quad ˘ \times ˘ \end{array} \right\}$ Schema 1 + 3.
5. E. $\left\{ \begin{array}{l} ˘ \times \times \quad | \quad ˘ \\ ˘ \times ˘ \quad | \quad ˘ \end{array} \right\}$ Schema 3 + 1.

Gesteigerte Nebenformen dieser Typen sind solche, die an Stelle einer tonlosen Senkung eine nebetonige Senkung enthalten z. B. ˘ ˘ | ˘ × u. s. w. Erweiterte Nebenformen sind die fünfgliedrigen Verse u. s. w. So ergeben sich, auch durch Auflösung einer Hebung

u. ähnl., eine große Zahl von Variationen oder Unterarten der Grundtypen, die Sievers S. 33—35 aufzählt.

Für die Verteilung der einzelnen Halbzeilen eines Gedichtes unter die verschiedenen Typen ist überall der natürliche Wort- und Satzaccent in erster Linie maßgebend. Die Allitteration kann nur auf vollen Hebungen, nicht auch auf Nebenhebungen ruhen (S. 35). Alle silbischen Vokale allitterieren untereinander vermöge ihres gleichen Stimmeinsatzes. Alle gleichen Konsonanten allitterieren untereinander, einerlei ob sie für sich allein vor einem Vokal oder im Anlaut einer Konsonantengruppe stehen, also z. B. auch k mit qa, einfaches h mit hl, hn u. s. w. Nur die Verbindungen sk, st, sp allitterieren jede nur mit sich selbst, nicht mit einfachem s oder anderen s-Gruppen. Die allitterierenden Anlaute des Verses werden altnordisch als stafir, d. h. Stäbe bezeichnet. Es sind ihrer regelmäßig 2 oder 3. Auf die beiden Halbverse verteilen sie sich entweder nach dem Schema 1:1 oder 2:1. Der Stab des zweiten Halbverses heißt Hauptstab; die Stäbe des ersten Halbverses heißen Stützen oder Stollen (S. 36 flg.).

Der Hauptstab trifft durchaus die erste Hebung des zweiten Halbverses. Enthält der erste Halbvers zwei Stäbe, so bilden diese naturgemäß den Anlaut der beiden Hebungen. Steht nur ein Stab, so trifft er die stärkere der beiden Hebungen. Doppelallitteration (der beiden Hebungen) im zweiten Halbvers wird gemieden. Zweifelhafter ist die Frage, ob die sog. gekreuzte Allitteration, die gewöhnlich in der Form abab erscheint, als bewusste Kunstform zu betrachten ist (S. 41).

Im Westgermanischen stehen in Bezug auf das Tongewicht die Nomina (Substantive und Adjektive) einschließlich der Nominalformen des Verbs (Inf. und Part.) allen übrigen Wortklassen voraus. Auch das Verbum finitum ist schwächer betont als das Nomen. Von zwei durch Rektion verbundenen Nomina (Nominalformel) ist das erste das stärker betonte. Entgegen der Hauptregel trägt das dem Nomen vorausstehende Verbum finitum im zweiten Halbverse oft allein den Hauptnachdruck und wird dadurch zum Träger der Allitteration. Von zwei in einem Abhängigkeitsverhältnis stehenden Verba finita tritt das regierende im Ton hinter dem abhängigen zurück. (S. 42 flg.)

Das Westgermanische besitzt nur zwei grundsätzlich von einander geschiedene Versarten: den gewöhnlichen kürzeren Normalvers, d. i. der viergliedrige Vers mit zwei Hebungen (S. 127 flg. 154 flg.) und den selteneren längeren Schwellvers oder Streckvers, d. i. der dreiehebige oder dreifüßige Vers (z. B. · × — × — ×).

Der Verfasser legt dann im einzelnen die altnordische Metrik (S. 32—73), die angelsächsische Metrik (S. 74—102), die alt-

sächsische (S. 103—123) und althochdeutsche Metrik (S. 124—138) eingehend dar. Zum Schlusse giebt er eine höchst fesselnde Herleitung des Alliterationsverses aus dem Metrum der altindischen gāyatri-Strophe und einen nach unserem Ermessen wohl gelungenen Versuch einer Rhythmisierung des Alliterationsverses.

Wir können hier leider nicht näher auf das schöne Werk, das für unsere deutsche Metrik von grundlegender Bedeutung ist, eingehen, sondern müssen uns mit dieser dürftigen Skizze begnügen. Die Methode des Verfassers, der sich immer fest an die überlieferten Denkmäler hält und diesen nirgends Gewalt anthut, verdient das höchste Lob. Wir haben es hier mit einer der glänzendsten Leistungen der germanischen Philologie zu thun und selbst der, welcher den Schlüssen, die der Verfasser aus den von ihm klar aufgestellten tatsächlichen Verhältnissen zieht, nicht beizustimmen vermöchte, wird dem Scharfsinn und der hervorragenden Geistesenergie des Verfassers die lebhafteste Anerkennung spenden. Möchten die bahnbrechenden Gedanken dieses Werkes von keinem Lehrer des Deutschen, sowie von keinem Freunde unserer Sprache und Litteratur unbeachtet bleiben. Zweifellos ist durch das Werk für die künftige metrische Forschung eine sichere und feste Grundlage geschaffen worden.

Dresden.

Otto Byon.

Karl Menge, Ausführliche Dispositionen und Musterentwürfe zu deutschen Aufsätzen für obere Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig, B. G. Teubner. XVI, 216 S.

Die vorliegende Sammlung von Dispositionen zu deutschen Aufsätzen gehört zu den besten, die wir überhaupt besitzen. Vortrefflich geschrieben ist die Einleitung, welche die Schule in Bezug auf den deutschen Unterricht gegen die jetzt meist gedankenlos aus- und nachgesprochenen Vorwürfe und Anfeindungen in Schutz nimmt, weiterhin die Grundsätze darlegt, nach denen das Buch gearbeitet ist, und endlich beachtenswerte Winke für die Praxis giebt. Ebenso sind die gegebenen Themen mit geringen Ausnahmen glücklich gewählt und geschickt behandelt. Der Verfasser legt das Hauptgewicht auf Klarheit und logische Genauigkeit. Von den zweiundsechzig Themen gehören 33 dem Gebiete der sog. allgemeinen Themen an, diesen gehen 11 geschichtliche und 18 an die Lektüre angeknüpfte Themen voraus. Mit Recht hat der Verfasser die in neuerer Zeit vielfach angefochtenen, ja heftig befehdeten allgemeinen Themen ganz besonders betont. Die Zerfahrenheit und Zersplitterung im deutschen Unterricht, die sich am deutlichsten im mündlichen und schriftlichen Ausdruck der Schüler bemerklich macht, stammt zum größten Teile aus der Unsicherheit des willkürlich an das Lesebuch angeschlossenen Lehr-

ganges, aus dem Übermaß von Beschreibungen, Schilderungen und dem gedankenlosen Wiederkäuen von Lesebüchern, in dem manche den Gipfel aller Methode sehen. Gerade ein neben dem Lesebuch hergehender strenger Unterrichtsgang, der unbedingt gefordert werden muß, wird auf seiner höchsten Stufe zum abhandelnden Stile gelangen, und gerade die Übung im abhandelnden Stile, die den Schüler vor allem zu genauem Durchdenken des Stoffes, zu logisch strenger Anordnung der Gedanken sowie zu knappem und sachgemäßem Ausdruck zwingt, muß als eine der fruchtreichsten und wichtigsten Aufgaben des deutschen Unterrichts in den Primen bezeichnet werden. Daneben sind natürlich Aufgaben, die eine reichere Verwendung der Phantasie gestatten, durchaus notwendig und müssen im Wechsel mit allgemeinen Themen gegeben werden, aber das eigentliche geistige Rüstzeug schließen doch die Aufgaben in sich, die den abhandelnden Stil erfordern. Ich habe der Aufgabensammlung Menges wiederholt Themen für den Unterricht in Prima entnommen und kann sagen, daß das Buch die Probe in der Praxis ausgezeichnet bestanden hat. Es sei daher, auch der eigenartigen und geistvollen Ausführung der Dispositionen wegen, allen Lehrern, die in oberen Klassen Unterricht erteilen, aufs wärmste empfohlen.

Dresden.

Otto Lyon.

Berichtigung.

Auf S. 212 und 213 dieser Zeitschrift haben sich leider an zwei Stellen durch Versetzung der Lettern *ö* und *ä* Druckfehler eingeschlichen, die ich soeben bei nochmaligem Überlesen des fertigen Heftes bemerke. Es muß also heißen S. 212, Z. 3 v. u.: „die *ä*-Declination (german. *ö*-Declination)“ und S. 213, Z. 3 v. o.: „spricht man daher von einer *o*-, *ä*- und *i*-Declination und alt-hochdeutschen Resten der *u*-Declination. Doch da für indogermanisch *o* und *ä* im Germanischen *a* und *ö* eingetreten sind, so kann man die Ausdrücke *a*- und *ö*-Declination recht wohl zulassen.“

Dresden.

Otto Lyon.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24^{II}.

Der kleine Horn, der Februar.¹⁾

Von Rudolf Hildebrand.

Wenn einmal, wie das gern geschieht, der Februar besonders kalt auftritt,²⁾ hört man hier die Leute sagen, nicht auf dem Lande bloß: „Ja der kleine (kleene) Horn macht sein (sei) Stückchen.“ Der kleine Horn, völlig, und nur deutlicher, gleich Hornung, wie der Februar in Karls des Großen Kalender und noch heute landschaftlich heißt, d. i. „Des Horn Sohn“ oder Horn der Junge. Und wirklich gibt es im Munde des Volkes auch noch einen Vater Horn, der große Horn genannt, wovon gleich mehr. Das ist von selbst klar, daß wir da einen Überlieferungsrest aus allerältester Zeit vor uns haben, wie gleich noch deutlicher werden wird. Man kann schon an dem einen Falle den Glauben fassen lernen, von welchem höchsten Alter Dinge noch unter uns leben können, für die doch jedes literarische Zeugniß fehlt.

Der Sinn des Spruches wird klar, wenn man ihn mit der antiken Sage vom Phaethon zusammenstellt, der sich einmal von seinem Vater, dem Sonnengotte, den Sonnenwagen für einen Tag ausbittet, aber im Lenken so ungeschickt ist, daß er über Africa der Erde zu nahe kommt, woher sich die dunklen Gesichter dort erklären. Auch das überscharfe Gebahren des kleinen Horns ist wohl mehr Ungeschick, als böser Wille. Ungeschick oder Übermuth tritt auch so auf in der Rede, mit der man in Holstein den Sturmwind erklärt: de grôte windkêrl is verrêst, nu lett de lûtje den sack flegen, lâßt den Inhalt auf einmal los. Noch ein Fall der Art liegt wohl aus unserm alten Glauben vor in dem Spiele von der goldnen Brücke, die zerbrochen ist und doch wieder ge-

1) Das Thatsächliche im Folgenden ist keineswegs neu, ist denn auch in Grimms Wörterbuch unter hornung und horn genügend vorgebracht, wo auch Nachweise gedruckter Mittheilungen zu finden sind; s. besonders die ausführlichen Angaben bei Weinhold: Die deutschen Monatsnamen, Halle 1869, S. 45. Ich gebe aber nur Selbsterfahrens und suche es zu beleuchten, um den Hintergrund ahnen zu lassen und es für den höheren Unterricht zurecht zu machen, dem ich es gern zuführen möchte.

2) Der Februar als der kälteste Monat erscheint z. B. auch bei Walther v. d. Vogel: in dem Spruche, wo er über das endlich erhaltene Lehen jubelt (28, 31 Nachm.),

Ich hân min lêhen, al die werlt, ich hân min lêhen!

Nû fürchte ich niht den hornunc an die zêhen usw.

braucht wird (d. i. der Regenbogen als Brücke in den Himmel). Die Kinder singen:

Wir wolln die goldne Brücke baun,
 Wer hat sie denn zerbrochen?
 Der Goldschmidt, der Goldschmidt
 Mit seiner jüngsten Tochter.

Die jüngste Tochter ist wohl gemeint als die Übelthäterin, die durch täppisches Wesen den künstlichen Bau zerbricht, statt dem Vater zu helfen, obwohl damit noch nicht die volle Aufklärung gegeben ist.

Besonders merkwürdig aber und als Rest uralter Poesie erscheint der kleine Horn mit seinem Vater zusammen in einem Spruche, der gleichfalls bei Gelegenheit eines kalten Februars gehört wird:

„Der große Horn sagt zum kleinen Horn:

Hätt ich die Macht, wie du,
 Ich ließe erfrieren das Kalb in der Kuh“.

Das ist ganz deutlich ein gleichsam liegen gebliebenes Bruchstück eines Spieles, wie wir sie haben als Redegesecht zwischen Sommer und Winter u. dgl., gleichfalls aus der Vorzeit übrig. Daß gerade jenes Bruchstück sich erhalten hat, erklärt sich durch das Großartige, ja Ungeheuerliche des Gedankens, der zugleich so recht aus der Mitte der bäuerlichen Gedanken genommen ist; eine wärmere Stelle gibt es im Dorfe nicht, als sie das Kalb im Mutterleibe hat. Es ist damit wie mit den wenigen Worten, welche in unseren Leouorensagen, die noch weit genug verbreitet sind, in Versform übrig sind von dem ursprünglichen Liede:

Der Mond, der scheint so helle,
 Die Todten reiten schnelle,
 Feins Liebchen, graut dir nicht?

Der großartige Inhalt des Gedankens macht es begreiflich, daß er sich in Versform im Gedächtniß so fest erhielt.

Ich habe jenes Bruchstück vom großen und kleinen Horn aus der Leipziger Gegend, wo es allenthalben in der Runde noch lebendig ist. Ich habe es aber auch, nur mit kleinen Abweichungen (das „ließe erfrieren“ ist verschieden ausgedrückt) aus dem Egerlande (Schönthal bei Marienbad) und aus dem Odenwalde (Oberschefflenz). Damit ist denn ein weites Gebiet umspannt, das selbst, ins Zeitliche übersetzt, weit in die Vorzeit zurück weist. Und das den Schülern einmal recht nahe zu legen, ist das Stück trefflich geeignet und thut damit dem rechten Denken einen hohen Dienst als beste Denkübung.

Der wirkliche Urheber eines angeblichen Verses von Goethe.

Von Rudolf Hildebrand.

Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Im Körnbachthale bei Elgersburg in einer sogenannten Massmühle lag bis vor kurzem ein Fremdenbuch aus (jetzt in der Porcellanfabrik in Elgersburg), in das sich auch Goethe mit seinem Begleiter v. Fritsch bei seinem letzten Besuch in Ilmenau am 28. Aug. 1831 eingetragen hat.

Beigeheftet ist aber ein Blatt, auf dem in zierlichster schöner Schrift, der man den besten Eifer ansieht, der wichtigen Aufgabe genug zu thun, der obige Vers geschrieben steht zusammen mit einem Verse aus Goethes Divan, der ihm nachfolgt¹⁾:

Und so lang Du das nicht hast,
Dieses Stirb und werde,
Bist Du nur ein müder Gast
Auf der dunklen Erde.

In der Mühle wurde aber angegeben, das Blatt sei eine Ergänzung eines früheren Besitzers, das ursprüngliche Blatt, von Goethes Hand, sei von einem Autographensammler gestohlen worden, seitdem würde aber das Buch nicht mehr aus dem Hause hinausgegeben.

Das Erzählte fand um so leichter Eingang beim Hörer, als damit alles am begreiflichsten erschien. Denn es ist so schwer sich vorzustellen, wie ein Anderer, als Goethe, und wer etwa dazu gekommen sein sollte, sich bei dem Eintrag Goethes, der eben nur in seinem Namen besteht, so lebhaft in sein Inneres gerade in jenem Augenblick zu versetzen und aus seiner Seele heraus und in seinem Namen (Lange hab ich mich g.) ein solches Bekenntniß auszusprechen. Mir ist eine solche Schauspielerei oder ein solches Maskenspiel, wenn auch in edelstem Sinne, fast undenkbar. So ist denn auch der Vers bald nach jenem Datum als Goethes Eigenthum bestimmt bezeichnet worden, von Theologen wie von dem Philosophen Weiße, der ihn in seinen Vorlesungen über Psychologie (herausg. nach den Hesten von R. Seydel) als goethisch anführte. Auch ich bin Jahre lang für Goethes Verfasserschaft lebhaft und fest überzeugt

1) Der Vers steht in dem Gedicht „Selige Sehnsucht“ im ersten Buche, aber es heißt dort trüber Gast statt müder. Der Vers ist also aus dem Gedächtniß geschrieben.

eingetreten, öffentlich in einem Aufsatze in den Grenzboten, der auch in meinen gesammelten Vorträgen und Aufsätzen abgedruckt ist (Leipz. 1890 S. 249 ff.). Es reizte mich dabei namentlich ein Wort von theologischer Fälschung, das aus dem Kreise der Goethegemeinde gekommen war.

Aber Goethe ist wirklich nicht der Verfasser, sondern Prof. Heinroth in Leipzig, aus Goethe wohlbekannt als dessen Bewunderer und Freund. Das hat kürzlich Dr. G. Wustmann gefunden und von dem Fund in den Grenzboten 1893 Nr. 12 S. 596 ff. Nachricht gegeben. In einer Sammlung von Gedichten, die Heinroth unter dem angenommenen Namen Treumund Wellentreter herausgegeben hat als erstes von vier Bändchen „gesammelte Blätter“ Berlin 1818, da steht auf S. 143 unter andern vierzeiligen Sprüchen, die als „Worte religiöser Stimmung“ zusammengefaßt sind, auch unser Vers, mit einer kleinen Abweichung:

Lange hab' ich mich gesträubt,
 Endlich geb' ich nach!
 Wenn der alte Mensch zerstäubt,
 Wird der neue wach.

Aber wenn damit die Frage, mit der ich mich damals viel geplagt habe, glücklich erledigt ist, so hängt sich doch eine weitere Frage an, deren Lösung etwas verspricht, was nicht gleichgültig wäre: wie kam Heinroths Vers zusammen mit dem von Goethe dort in das Buch als Beleuchtung von dessen Namensbeitrag in einem so bedeutsamen Augenblicke? Beide Verse sind ihrem Gehalt nach so genau zusammenpassend, wobei der zweite, der von Goethe, wie eine nahe liegende, dargebotene Folgerung aus dem ersten aussieht, gerade als müßten beide zusammen entstanden sein. Wenigstens waren sie im Augenblick des Einschreibens im Geiste des Schreibenden so eng verbunden, als ob sie da zusammen entstanden wären. Wer war der Schreibende?

Am einfachsten und befriedigendsten wäre doch die Antwort: Goethe selber. Er konnte wohl bei seiner nahen Beziehung zu Heinroth dessen Gedichte kennen und jener Vers konnte sich, in Anwendung auf sein eignes Alter, ihm so lebhaft eingeprägt haben, daß er ihm nun als willkommenener Ausdruck des Augenblicks erschien. Das sind ja nur Möglichkeiten, aber doch nicht bloß aus der Luft gegriffen und wohl der Mittheilung werth.

Heinroth gehört zu den Denkern, denen Goethe noch bei seinen Lebzeiten ein Gegenstand der Beobachtung und Forschung wurde, um in das Geheimniß seines eigenartigen Geistes einzudringen, wie Moriz, Schiller, Schubarth, Carus. — Wie tief und innig er sich in Goethes Geist und Denkart eingelebt hatte, zeigt seine Schilderung von Goethes eigner Art der Naturbetrachtung, die sich in seiner Anthropologie findet,

wovon auch Goethe selbst kurze Nachricht gibt in dem Aufsatze „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort“ (unter der Rubrik: Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen); Heinroth nennt Goethes Denken ein gegenständliches und unterscheidet es genau ausmalend scharf von dem Denken der gewöhnlichen Forscher; man muß seine eigene Ausführung nachlesen (was wohl wenig geschieht), um die ganze Bedeutung zu ermessen, die Heinroth Goethen beilegt, und er hat damit ins Schwarze getroffen. Zu weiterer Verdeutlichung ist ja hier nicht der Ort.

Recht deutlich wird das hingebende Verhältniß, in dem der Philosoph (Naturphilosoph kann man ihn nennen) zum Dichter stand, in dem er selbst den tiefsten Denker erkannte, in der Zuschrift vom 29. Oct. 1822, mit der er seine Anthropologie ihm widmete (Goethes naturwiss. Correspondenz, h. v. Bratranek 1, 177). Es heißt da: „Ew. Excellenz meinen warmen Dank für alles das auszusprechen, was aus Ihrem Geiste mir, wie so vielen Anderen, zugeflossen, war seit Jahren mein eifriger Wunsch. Es wäre aber fast unmöglich auszudrücken, wie mannigfaltig Sie mich berührt und erregt, gerichtet und geleitet“ usw. Er trat Goethen auch persönlich nahe, denn am 16. Aug. 1828 z. B. war er bei ihm zu Tische (Goethes Unterhaltungen mit Müller S. 125). Nach alle dem möchte man meinen, daß jener Eintrag, wenn nicht von Goethe, von Heinroth herrühren müsse. Aber dann müßte er sich doch auch in dem Fremdenbuche als Besucher eingetragen finden, was doch nicht der Fall ist, während wie nachischer Weise ein Heiroth eingetragen steht, aber aus Magdeburg gebürtig und erst nach Heinroths Lebenszeit. Bleibt also eine ungelöste Frage um jene beiden Verse, auch wie der Theologe Usteri schon 1832 dazu kam, sie als von Goethe herrührend anzuführen.

Weiteres und Weiteres aus der Wustmann-Litteratur.

Von Karl Menge in Boppard a. Rh.

- Blümner, H., Zum schweizerischen Schriftdeutsch. Glossen eines Laien zu Ws. Schrift „A. Sprd.“. Zürich, A. Müller 1892. 8. 56 S. (B.)
- Erbe, Prof. Karl, Randbemerkungen zu Ws. A. Sprd. Untersuchungen über wichtige Gegenstände der d. Sprachlehre. Zweite unveränderte Aufl. Stuttgart, Bonz & Comp. 1892. 8. 52 S. (E.)
- Kaerger, Dr. Karl, In tyrannunculos! Streitschrift zur Verteidigung der d. Sprachfreiheit. Berlin, Gergonne & Cie. 1892. gr. 8. 44 S. (R.)

Minor, J., *Allerhand Sprachgrobheiten. Eine höfliche Entgegnung.* Stuttg., Cotta 1892. 34 S. (Abdruck aus der Wiener Neuen Freien Presse 7.—9. April). M.

Derf., *Der Gebrauch von der und welcher in Relativsätzen: Paul und Braune, Beitr. z. G. d. d. Spr. B. XVI H. 3, 476—99.*

Schmitz, Dr. August (Chefredakteur der Köln. Zeit.), *Der Kampf gegen die Sprachverwilderung.* Köln, Du Mont-Schauberg 1892. gr. 8. 63 S. (Druck aus der Köln. Zeit. Jan. 1892.) Sch.

Dr. F**^{*} *Allerhand Sprachverstand. Kritische Reile auf W'sche Klöße!* Bonn, P. Hanstein 1892. 8. 118 S.

Das meist günstig beurteilte Buch von G. Heß, *Geist und Wesen der deutschen Sprache*, ist mir wegen buchhändlerischer Irrungen noch nicht zugegangen, nimmt auch nach Richard Friedrichs Übersicht der Wustmann-Litteratur in den Blättern für litt. Unterh. 1892 Nr. 38 nur wenig Bezug auf W. Außer dieser kurzen und Sch. nicht berücksichtigenden, aber meist recht treffenden Übersicht habe ich nur noch benutzt A. Matthias, *Die Stellung der Schule im Kampfe gegen Sprachdummheiten und Sprachverwilderung*, Gymn. 1892 Nr. 16. 17 (W. G. M. Sch. Dr. F). Eine eigentliche Kritik der Sprachdummheiten beabsichtige ich nicht, wie ich denn auch nur zwei von ihren zahllosen Beurteilungen in Zeitschriften und Zeitungen gelesen habe. Die meisten Leser werden sich auch über das Buch schon ihr eigenes Urteil gebildet haben und würden damit, sobald es ins Einzelne ginge, wohl oft auseinandergehen. Persönlich um mein Gesamturteil über die *Allerhand Sprachdummheiten* befragt — und welcher Schulmann ist nicht darüber befragt worden? — habe ich es immer in die bekannten Worte gekleidet: „Sie sind der Heiligen Schrift nicht gleich zu achten, aber gut und nützlich zu lesen“.

I.

Allerhand Sprachdummheiten, Allerhand Sprachverstand, Allerhand Sprachgrobheiten! In tyrannunculos! Das eben ist der Fluch der bösen Titel, daß sie fortzeugend böhere noch gebären, wie Bechstein bei Besprechung von W.'s Buch in dieser Zschr. 1892, S. 65 so treffend ausgeführt hat. Zwar Minors Broschüre „*Allerhand Sprachgrobheiten. Eine höfliche Entgegnung*“ läßt ihren Nebentitel nicht als unwahr erscheinen, wenigstens nicht gegenüber W., der ja den Wiener Professor der Germanistik wegen des fast ausschließlichen Gebrauchs von *welcher* statt der ziemlich grob gerüffelt hatte. Verzeihung für das harte Wort, lieber Leser! Aber das kommt davon, wenn man sich Wochen lang in die Wustmann-Litteratur versenkt. Also gerüffelt hat Minor W. nicht, aber mit einer

Hechelei beginnt doch auch er trotz oder vielleicht — wegen des bei ihm selbstverständlichen akademischen Tones. Er nimmt dort aber nicht W. allein in die Hechel, sondern zusammen mit den „deutschen Schulmeistern“, die nach W. jetzt in der Leitung von Sprachvereinen, als Korrektoren in den Druckereien, als Archivare unter Akten und, wenn's hoch kommt, trotz ihrer Verachtung gegen das „Papier“, in der „Schriftleitung“ von Zeitschriften kümmerlichen Trost für die ihnen zu Leibe rückenden Reformen, Konferenzen und Enquêtes suchen und, nachdem sie bei Königgrätz und Sedan gesiegt, auf ihr Altenteil gewiesen sind. Ein wahres Glück nur, daß unseres Wissens der „deutsche Schulmeister“ mit dem Siege von Sedan überhaupt mehr in Frankreich selbst, wo damals wenigstens einigen Männern die Augen weiter als früher und später aufgegangen waren, in Verbindung gebracht worden ist, und daß auch der „eigentliche Sieger von Königgrätz“ von keinem deutschen Schulmeister, sondern von dem Universitätsprofessor Peschel herausgefunden sein soll. Dieser könnte ja, lebte er noch, zur Entschuldigung für sein von den Schulmeistern wohl nicht mehr als von anderen Deutschen dies- und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle angeführtes Paradoxon darauf hinweisen, daß er damals noch nicht Universitätsprofessor, sondern nur Doktor und Journalist war. Doch er ist tot und so wird ihm jener Hohn wohl nicht mehr wehe thun, aber anderen Leuten thut er wehe, doppelt wehe in solchen Tagen, wo eine anscheinend akademische Stimme in der Kölnischen Zeitung die Gymnasiallehrer zu mutigem Kampfe für die gefährdeten Ideale ihrer Schulen aufgefordert und ihnen „fortan“ dazu den treuen Beistand der Universitätsprofessoren verheißen hat. Es geschah das bei einer warmen Empfehlung der jüngsten Rektoratsrede von v. Wilamowitz-Moellendorf: „Philologie und Schulreform“. In diesem zweiten Abdruck seiner Rede (Göttingen, Dieterich 1892) S. 18 tabelt Wil. es mit Recht aufs schärfste, „wenn irgend wo . . . wohl gar der Student zum wissenschaftlichen Handlanger verwandt werden sollte, glaubt aber nicht, daß zur Zeit noch irgendwo in Deutschland ein solcher Mißbrauch besteht“. „Deutschland“ soll hier wohl auch Osterreich umfassen, und da ist es denn interessant, bei W. S. 23 zu lesen, daß ihm für die Statistik über den Gebrauch von „der“ oder „welcher“, „seine Wiener Seminaristen, stets bereit, die Hand ans Werk zu legen, ein Material zur Verfügung gestellt haben, das sich über ein Jahrhundert deutscher Prosa (1750—1850) erstreckt und vollständiger ist, als was je einem Andern zu Gebote stand.“ Dafür nennt er sie auch „meine braven Wiener S.“ und das kann, muß und wird sie trösten, wenn sie, ach vielleicht schon nach wenig Monden, aus dem Keimzustande des Seminaristen heraustreten und dann auch so was wie die von W. durchgehechelten „deutschen Schulmeister“ werden. Denn

das Los wird wohl nun einmal auch von den Braven, die in M.'s Seminar sitzen, mehr als 95 Prozent treffen.

Und leider steht auch zu befürchten, daß manche von ihnen später so was thun, wie die „deutschen Schulmeister“. Hat M. auf seiner Höhe nicht bemerken können oder wollen, daß auch in seiner nächsten Nähe, in Wien selbst, Leute von W.'s Schlage ihr Wesen treiben, wie Theodor v. Soznosky („Sprachsünden“ 1890, sogar ein Titel Wustmannscher Art¹⁾) und Raimund Galatschka („Zeitungsdeutsch“ 1883), von denen wenigstens der letztere Oberrealschulprofessor, also auch „Schulmeister“ in M.'s Sinne ist? Denn ob diese Leute Schulrat, Direktor, Professor, Oberlehrer oder sonst was heißen, bei dem Universitätsprofessor Minor ist alles unter dem Privatdozenten Schulmeister, wobei freilich jeder Gesellschaftskundige weiß, daß in manchen Kreisen dieses Wort und erst recht seine Ableitungen sogar über den Privatdozenten hinaus angewandt werden. In dem alten ehrlichen Sinne, wie Jakob Grimm in seiner Abhandlung „Über Schule, Universität, Akademie“ das Wort auch von den höheren, Gymnasial-, Mittelschullehrern oder wie man sie nun nennen will, gerade da gebraucht, wo er von ihren Berührungspunkten mit den Universitätsprofessoren spricht im Gegensatz zu dem auf einsamer Forscherhöhe wandelnden Mitglied der Akademie, in diesem Sinne hat M. das Wort nicht gebraucht. Das Lob aus Peschels und seiner Nachbeter Munde, mag nun viel oder wenig oder nichts davon berechtigt gewesen sein, hat wohl ursprünglich ganz und auch später im wesentlichen den Volksschullehrern gegolten, und so braucht denn auch unser Stand, der doch nachgerade auch eine gewisse Einheit erlangt hat und schließlich nach oben und nach unten so gut und so schlecht abgegrenzt ist, wie der der Universitätsprofessoren — nach unten, die Verkümmernung jenes Lobes nicht so tragisch zu nehmen, wie M. meint. Aber auch die Träger jenes Lobes werden schon lange in ehrlichem Sinne eigentlich nur noch von Bauern mit jenem Worte bezeichnet, das nun einmal dem bekannten pessimistischen Zuge der Bedeutungsentwicklung gefolgt ist und im Munde höherstehender Leute jetzt fast ebenso gehässig klingt wie „Pfaffe“.

Das war eine ziemlich lange und am Ende auch vielleicht langweilige Erörterung über die „deutschen Schulmeister“. Aber wenn ein humaner Gerichtsbrauch unserer Altvorderen den Berurteilten an vielen Orten gestattet hat, nach dem Urteil eine Stunde lang über ihre Richter

1) In letzter Linie geht der Titel gewiß auf Aug. Lehmann, Sprachliche Sünden der Gegenwart, zurück, so gut wie unsere wenig logische, aber doch so hübsch klingende Überschrift von E. v. Wolzogen geborgt ist

zu schimpfen, so darf wohl auch einmal ein Mitglied des verurteilten Standes, das zwar nicht ganz frei von den eingangs erwähnten Standesvergehen ist, aber doch wenigstens das von Minor nur angedeutete Verbrechen, einem Manne wie ihm Sprachfehler vorzuwerfen,¹⁾ noch nicht begangen hat, ich sage, es darf wohl auch mal einer von demjenigen Stande, an dem jetzt alle anderen Stände ihre Schuhe abwischen zu müssen glauben, den etwas unbehaglichen Empfindungen Ausdruck geben, welche diesen Stand nachgerade bei der ihm zugeschobenen Rolle beschlichen haben. Thatsächlich kommt ja auch bei diesen Reinigungsversuchen nichts weiter heraus als ein Hauptspass für alle kleinen und für viele große Jungen, die sie grinsend beobachten; keinesfalls würden, selbst wenn die Schulmeister geduldig still hielten, die Schuhe anderer Stände dadurch den verlorenen Glanz wieder erlangen.

II.

Aber nun ist diese unerquickliche Erörterung noch länger geworden, und dabei haben wir das Schlimmste noch nicht einmal erwähnt, was uns Schulmeistern wegen des Wustmannschen und ähnlicher Bücher droht. Dr. Karl Kaerger ist zwar nur ein Privatdozent an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin und mehr durch volkswirtschaftliche, namentlich kolonialpolitische Abhandlungen und Vorträge als durch sprachwissenschaftliche Leistungen bekannt. Er hat nach seinen Mitteilungen als Sekundaner und Primaner die Sprachen des deutschen Altertums mit Feuereifer studiert und Jakob Grimms Lehren als Evangelium betrachtet, bis sich auf der Universität seine Ideen über diesen Gegenstand durch die Lehren

1) Wenn das ohne Grund geschieht, so ist doch eigentlich nur der Kritiker blamiert, mag das auch je nach der Art seiner Leser ein größerer oder geringerer Teil nicht merken. Wenn aber mit Grund, je nun — — Und daß es doch auch manchmal mit vollem Grund geschieht, dafür wollen wir der Bequemlichkeit halber einen von uns schon anderweitig besprochenen Fall hersehen, zumal gerade dieser zeigt, daß die von M. gerügte Kritik auch herausgefordert sein kann. In weiten Kreisen erregte es berechtigtes Aufsehen, in manchen eine gewisse Genugthuung, als der Berliner Gymnasialprofessor Ad. Trendelenburg in der Köln. Zeitung vom 7. Juni 1888 eine Reihe stilistischer Fehler und Nachlässigkeiten aus einem kurz vorher in Rodenbergs Deutscher Rundschau erschienenen scharf tadelnden Aufsatz Hermann Grimms „über deutschen Unterricht auf Gymnasien“ hervorhob und am 7. April 1889 nach einem sehr siegesbewußten Rechtfertigungsversuche Grimms endgiltig nachwies. War das wegen Trendelenburgs Eigenschaft als „Schulmeister“ schlimmer oder vielmehr nicht persönlich berechtigter, als wenn acht Jahre vorher der Schriftsteller Hans v. Wolzogen „Über Verrottung und Errettung der d. Spr.“ S. 60—66 in einem besonderen Nachtrage die Sprache in Grimms Michelangelo einer weit schärferen, aber nicht immer gleich treffenden Kritik unterzog?

der eben aufgetauchten junggrammatischen Schule läuterten. Wie weit damals dieser Läuterungsprozeß in sonstigen Beziehungen gegangen und gelungen ist, können wir um so weniger beurteilen, als uns die auf dem Umschlage von R.'s Broschüre angezeigte „sprachwissenschaftliche Studie“ desselben „Die orthographische Frage“ (1880) leider nicht bekannt ist, eine Unkenntnis, die uns gerade R., für den „bekanntlich Schroeder mit seinem Papiernen Stil (1889!) den ganzen sprachlichen Feldzug eröffnet hat“, schon verzeihen muß. Jedenfalls aber ist R.'s Stil noch ungeläutert. Wir denken bei diesem Urteil nicht bloß an Unklarheiten des Ausdrucks und der Satzbildung und an Absonderlichkeiten wie „seine tiefe Abscheu“; vielleicht ist dieses Femininum auch nur eine „Überkommenheit“ aus der Periode, wo R. noch auf Grimm schwor; dieser hat's ja verteidigt, aber mit der Analogie von Scheu, einem Grunde, den gerade R. gegenüber dem jetzt allein von ihm anerkannten Sprachgebrauche nicht mehr gelten lassen kann. Schlimmer sind schon Wendungen wie: würdig ihren Vorbildern, von einem gedienten Soldat, Wichtigkeit auf etwas haben.

Am schlimmsten aber sind R.'s „Wortschöpfungen“, auf die er nicht wenig stolz ist. Für ihn „bildet die Schöpfung neuer Worte einen geistigen Sport, ob auch das ganze katelschwingende Tyrannunzelgezücht Zeter und Mordio schreie über diese frevelhafte Schändung der Muttersprache.“ Wehe dem „moralisch angeängstigten Schulmeisterlein, das sich diesem unaufhaltamen Zeugungsdrang entgegenstemmen will“! Er zeugt, um in diesem von ihm mit kraftbewußter Vorliebe gebrauchten und wiederholt bis zur Geschmacklosigkeit abgehehten Bilde zu bleiben, nicht bloß mit der deutschen Sprache, sondern auch mit der lateinischen¹⁾, und wenn er mit diesen fertig ist, dann kommt wahrscheinlich neben anderen Kultursprachen auch noch die Kisuahelisprache dran, die vorläufig nur bei einigen seiner Kinder so was wie Pate gewesen ist, z. B. bei „eine Etlichkeit von Leuten = etliche Leute. Gebildet nach Analogie von Gesamtheit auf Anregung der dem Arabischen entlehnten Kisuaheliwendung baathi ya. Ermöglicht die Abstufung der ins Auge gefaßten Mengen durch Beisetzung von Adjektiven, z. B. eine beträchtliche, eine erhebliche, eine unbedeutende Etlichkeit von Dingen“.

Die kleine Zahl, wollte sagen Etlichkeit von Leuten, die es nun noch nicht wissen sollten, wie und wozu es gemacht wird, die findet S. 35—39 eine dankenswerte Anleitung dazu. Dort giebt R. auch eine

1) In tyrannunculos! Dem Titel entsprechend ist die Broschüre in einen roten, aber, weil es nur gegen kleine Tyrannen geht, doch noch nicht blutroten Umschlag gehüllt.

Aufzählung seiner Wortschöpfungen, über deren dem juristischen Gebiete angehörenden Teil ein „Schulmeister“ selbstverständlich den Juristen das erste Wort lassen wird, wenn er es überhaupt wagen sollte, nach berühmten Mustern anderen ins Handwerk zu reden. Aber von den übrigen wollen wir doch einige zu Nutz und Frommen unserer Leser mitteilen. Das Verlangen der Arbeiter außer der schon erreichten Gleichberechtigung mit den Arbeitgebern auch die gleiche wirtschaftliche Macht zu erlangen, nennt R. Gleichbemächtigung, während doch das „ebenmächtig“ in Spees Truknachtigall (mhd. ebenmehtec, ebenhêr, —hêre) oder allenfalls „gleichmächtig“ den einzig möglichen Weg zeigte. Den Doppelcentner im Gegensatz zum alten Centner nennt er Hundner „vom alten hund = hundert nach Analogie von Centner“, was doch nicht von centum, sondern von centenarius, centeni herkommt. Nun, so schlagend wie diese Analogie wäre auch: Sechsbähner von Bax(en). Ob „Selbstentfriedigung“, das wenigstens das alte entfrieden für sich hat, für das Gegenteil von Selbstzufriedenheit heute verstanden würde und angesichts von Selbstqual, -quälerei, -quälerisch nötig ist, wollen wir nicht entscheiden; ebensowenig, ob verunmöglichen = unmöglich machen mit B., der es anders woher zu kennen scheint, für eine glückliche Neubildung zu halten ist. Uns gefallen auch diese beiden nicht und auch nicht verbeispielen, Verbeispielung = durch Beispiele erläutern.

Seiner Wortschöpfungen volle fünfundzwanzig zählt R. an genanntem Orte auf, die er „für wohl geeignet hält, in den deutschen Sprachschatz aufgenommen zu werden, dazu noch andere, die ihm augenblicklich nicht einfallen“. Mancher könnte letztere ob dieses bedauerlichen Umstandes für minderwertig halten oder doch bei R. weniger Liebe zu diesen Kindern voraussetzen. Dem müssen wir aber doch entgegenhalten: wer stans pede in ano, wie nach Horaz einst Lucilius 200 Verse, ein Duzend „Neuwörter“ fabriziert, wer jeden Tag, wie Emil Girardin, eine neue Idee, ein „Neuwort“ hat — geradezu, wie Girardin, gesagt hat das R. nicht, aber wir dürfen es ihm wohl zutrauen — einem solchen Manne kann es, selbst wenn er kein „altes Schlafmützengehirn“ (S. 15) besitzt, schließlich ergehen, wie nach der Studentensage einem äußerst kinderreichen Professor in Bonn, nämlich daß er ein paar, wollte sagen eine kleine Etlichkeit seiner Ranggen auf der Straße nicht mehr kennt und — nach ihrem Vater fragt.

Wir kämen deswegen dem Gedächtnis R.s gern zu Hilfe mit unserer schon aus seiner fraglichen Broschüre gewonnenen genaueren Kenntnis seiner Nachkommenschaft, begnügen uns aber des Raumes halber mit zwei weiteren Raergerschen Wortschöpfungen, für die wir gerade bei den Schulmeistern einstweilen noch ein besonderes Interesse voraussetzen dürfen.

Es handelt sich wieder — man wolle uns das nicht als Überhebung auslegen — um einen Berührungspunkt zwischen den Schulmeistern und den Professoren, wenigstens denen der Philologie im weitesten Sinne dieses Wortes, also auch Minor eingeschlossen. Während der Streitereien um einige große und viele kleine Fragen der deutschen Sprachlehre und während des ungleich wichtigeren Kampfes um viele große und einige kleine Fragen der deutschen Schulreform ist noch mehr als früher in allen Tonarten das alte Lied erklingen von den

*Γωνιοβόμβυκες, μονοσύλλαβοι, οἷσι μέμηλεν
τὸ σφιν καὶ σφῶιν καὶ τὸ μιν ἤδὲ τὸ νίν.*

Auch für K. haben die kurzfristigen Schulmeister und verkümmerten Bedanten kein Verständnis für das gesamte moderne Leben, klaben sie Tag und Nacht an veralteten Regeln herum, atmen sie nur die staubige, dumpfe Luft der Bibliothek-, Studier- und Klassenzimmer u. s. w. Und nicht bloß in der schönen Welt des Scheins oder der Welt des schönen Scheins haben die Schulmeister und Schulamtskandidaten bis auf Schönthans „Raub der Sabinerinnen“ und Mosers „Bibliothekar“ herab regelmäßig solche Rollen gespielt¹⁾, sondern auch ganz nüchterne, unumstößliche statistische Zusammenstellungen über die Benutzung der Universitätsbibliotheken haben dargethan, daß schon die zukünftigen Schulmeister auf der Universität weit mehr als andere Studenten die leidige Gewohnheit haben, ihre Nase ins Buch zu stecken.

Dagegen sind in neuerer Zeit, sogar von Abgeordneten, Klagen laut geworden, daß die Gymnasiallehrer ihre Nase auch schon öfter in was anderes steckten oder gar zu weit in die Welt vorstreckten u. s. w., überhaupt gar nicht mehr so wären wie früher. Die Wahrheit wird wohl auch hier wie bei später zu berührenden, sich auch widersprechenden Vorwürfen in der Mitte liegen; wenn wir aber einen der beiden Vorwürfe anerkennen müßten, so würde uns der zweite als der schlimmste und wenn auch nicht für das äußere Ansehen des Standes, so doch für das wahre Wohl der Schule bedenklichste erscheinen. Dem werdenden oder fertigen Schulmanne ist immer noch der Hörsaal dienlicher und bis dato Gottlob auch heimischer als der Fechtstuhl, ist die Bibliothek bekannter als der Friseurladen, ist der „Studiensessel“ gerechter als die Bierbank, strahlt die Studierlampe

1) Übrigens ist's gerade da nicht so böß gemeint. Die Originale werden immer seltener, und die armen Lustspielsdichter können doch auch nicht lauter lebenswürdige Schwerenöter bringen. Ein schneidiger Leutnant für den weiblichen und ein abgestumpfter Magister für den männlichen Nachwuchs, den die Eltern nach den Premieren der Schauspiele auf ihre Plätze schicken, und der Dichter hat auch für die Wiederholungen dankbare Zuhörer.

heller als der Kronleuchter, ohne daß er deshalb an der zweiten Serie ganz vorbeizugehen brauchte.

Aber jetzt haben wir doch wieder einen Raum, der zur Ausführung vieler, wollte sagen einer ganz bedeutenden Etlichkeit Raergerscher Wortschöpfungen und somit zu dauernder Erweiterung des deutschen Sprachschatzes oder doch zu augenblicklicher Erweiterung unserer Leser hätte dienen können, an eine langweilige Erörterung verschwendet über das, was für die „Schulmeisterzunft“ nötig, nützlich, angenehm, passend u. s. w. ist, und immer noch nicht einmal die beiden angekündigten „Neuworte“ genannt. Nun denn, sie heißen „Gebüch“ (S. 7) und „Buchicht“ (S. 16) und sollen, soviel wir haben enträtseln können, das jetzt für Bibliothek wieder häufiger auftretende Bücherei ersetzen. Doch haben wir uns mit ihrer Enträtselung vielleicht unnütz viel Mühe gegeben, weil sie möglicherweise ihr Schöpfer selbst nur zu seinen „Einfalls- oder Gelegenheitswörtern“ rechnet. Denn R. gesteht selbst, daß er auch solche „Neuworte“ hat drucken lassen, die er von vornherein nur als Gelegenheitswörter angesehen habe, z. B. die „Aufdenkopfstellung von Thatfachen“, „Aueinanderhängsel“ (die bei Hausbauten im brasilianischen Urwalde zur Befestigung des Palmenblattdaches verwandten Gegenstände). In der That verdienen die beiden „Wortschöpfungen“, wie Linnig, Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache S. 125 sagt, „einfach die Zurthürhinauschmeißung“; nur dürften ihnen schon weit mehr ihrer Geschwister gefolgt sein oder noch folgen, als ihr Erzeuger glaubt.

Aber der Mann, der auch für die „unehelichen Kinder“ die weiteste Duldung beansprucht und sich nicht genug ereifern kann, daß „ein kleiner Schultyrann, ein Schulmeisterlein, ein galliger Schulmeister einen bethlehemitischen Kindermord anrichten will“, setzt doch nicht bloß einige seiner eigenen mißratenen Sprößlinge mit vollem Rechte aus, sondern will auch ein fremdes und dazu schon ziemlich entwickeltes Kind einfach totschlagen. Die Neubildung „Afrikareisender“ entspricht einem Bedürfnis wie African traveller, voyageur en Afrique und hat schon Geschwister gehabt oder bekommen an „Alpen-, Gebirgs-, Schweiz-, Italien-, Weltreisender“, und Wetterern an „Indien-, Nordpolfahrer“, wenn auch letzteres viel und ersteres wohl ausschließlich von Schiffen gebraucht wird. Aber der Forschungsreisende R. hat es erleben müssen, daß ein früherer Zapfjunge und Hundezüchter nach fünftägigem Aufenthalt „im Inneren Afrikas“ das nichtsnutzige Wort auf seine Visitenkarte drucken ließ und nun, obwohl „ein absolut nulliger Mensch“, sich nicht nur alle Thüren geöffnet sah, sondern auch in Dutzenden von Versammlungen Vorträge hielt, ohne schon „nach wenigen Minuten vom Rednerstuhl herunter gelachdonnert und zur Saalthür hinausgelachhagelt zu werden“. Hinc illae lacrimae!

Die wirklichen Afrikareisenden und die durch die Vortragsangebote der falschen belästigten Schultyrannen mögen ja bedauern, daß „die Existenz dieses Wortes die Möglichkeit geschaffen hat, sich die Zugehörigkeit zu einem Berufe anzumahen, der als solcher gar nicht existiert und nicht existieren kann, weil das, was er bedeuten und was in ihm den Leuten imponieren soll, immer nur die höchstindividuelle Leistung einiger weniger hervorragenden Persönlichkeiten bleiben wird“. Aber wer wird deshalb gleich so tyrannisch dreinschlagen!

In Süddeutschland und Österreich setzt man alles Ernstes Grabinschriften wie: N. N., fgl. bayer. Medizinalratsföhnchen, sogar Frau N. N., fgl. Hoftheaterfarbenreiberzgehilfenzgattin, bezeichnen sich ganz gewöhnlich Damen in den Fremdenbüchern und auf den Standesämtern als Fabrikanten-, Gutzbefizerstochter, auch wohl mal als Oberplakatan schlägerstochter u. s. w. Ob dort die Töchter und, da heute bereits der Sextaner aus besserer Familie seine Visitenkarten hat, die Söhnchen auch auf ihren Visitenkarten solche Bezeichnungen führen, weiß ich nicht; aber selbst wenn es der Fall wäre oder werden sollte, so würde das auch die übrigen Deutschen, die diese „Berufs- oder Standesbezeichnungen“ mehr oder minder sonderbar finden, doch nicht hindern zu sprechen und gelegentlich auch zu schreiben: Er ist ein Lehrerssohn, hat aber eine Fabrikantentochter geheiratet. *Abusus non tollit usum*, und ist denn der Sprachgebrauch, der Ciwa, der zerstörende und zengende Mahadewa der Sprachwelt, für Kaerger nur dann absolut, wenn er Kaergers Willen thut? Da hat ja N. die Kritik, die er mit ungeheurem Lärm zum Haupteingange des Tempels der Sprache hinausgeworfen hat, selbst wieder durch ein Seitentpörtchen eingeführt und die vermeintlich geschlossene Frage über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit wieder aufgerollt.

III.

Kein Volk, das eine Schriftsprache hat und bewahren will, kommt an der schwierigen, wohl niemals ganz und zu allgemeiner Zufriedenheit zu lösenden Frage vorbei; jeder, der einen zweifelhaften Punkt der modernen Sprache behandelt, muß zu ihr Stellung nehmen, wie noch zuletzt Professor Trautmann (*Wissensch. Beihfte zur Z. des Allg. D. Sprachv. Nr. III: Noch einmal der S-Unfug, S. 138*); selbst der Schriftsteller muß ihr oft genug ins Antlitz sehen, mag es ihm nun willkommen sein oder nicht. Hat sie doch auch dem Schriftlich unserer größten Klassiker gar nicht immer so fern gestanden, wie uns viele heute einreden möchten, z. B. N. mit seinem aus Goethe entlehnten Schlußwort: „Der geistreiche Mensch knetet sich seine Sprache

selbst.“¹⁾ Das Badwert, das unter Goethes Händen entstanden ist, gefällt uns auch heute noch ausnehmend nach Geschmack und Gestalt. Aber in seinem Ausspruche ist ein hypothetisches Urtheil versteckt, und heute wie zu allen Zeiten haben auch viele, sehr viele Leute in und an dem Teige herumgeknetet, bei denen die in dem Attribut versteckte Bedingung nur in sehr geringem Grade oder nur in ihren eigenen Augen zutrif. Vgl. dazu: Blätt. f. litt. Unterh. 1892, S. 599a (Rich. Friedrich).

Die entscheidende Bedeutung jener Frage für den durch W. wieder angefachten Streit ist treffend erörtert in dem zuerst 1880 erschienenen Buche des Bonner Germanisten Andresen, welches geradezu den Titel „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen“, führt. Andresens Leistung ist nicht bloß älter als die Ws., sondern auch umfassender, gediegener und in gewisser Beziehung genießbarer, hat aber trotz ihrer 7 Auflagen noch immer nicht die volle verdiente Würdigung, wenigstens in dem jüngsten Kampfe sehr wenig Erwähnung gefunden, vielleicht — weil A. vor seinem akademischen Lehramt eben auch 30 Jahre Schulmeister gewesen war. Daß von A. nur kurz gegebene geschichtliche Material über die früheren Auffassungen dieser Frage durch unsere Grammatiker und Schriftsteller hat am vollständigsten 8 Jahre später Socin in seinem trefflichen Buche „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit“ zusammengestellt und gesichtet.

Namentlich aus letzterem Werke kann jeder, der's sonst noch nicht gemerkt hat, klar ersehen, wie bei lebenden Sprachen der Begriff und die Geltung des „Sprachgebrauchs“ schon danach schwankt, ob man den Kreis seiner Träger enger oder weiter zieht;²⁾ aus beiden Werken und noch mehr aus Andresens Monographie über J. Grimms Sprache kann jeder, der's in Grimms Werken übersehen haben sollte, deutlich ersehen, wie selbst dieser, seinerzeit vielleicht der weitestgehende Vertreter des „Sprachgebrauchs“ in kaum noch zweifelhaften Fällen den Sprachgebrauch zurückzuschrauben, also zu berichtigen versucht hat, was wir, obgleich die Versuche mißlungen sind, von diesem hochverdienten Altmeister immer noch mit anderen Gefühlen hinnehmen, als die fast spaßhaften Fortsetzungen und Übertreibungen dieser Versuche in den 1891 in Darmstadt in 2. Auflage erschienenen, aus „akademischen Vorlesungen entstandenen,“

1) Die gegen den Purismus gerichteten Worte lauten in Wirklichkeit: „Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe“.

2) Daß ihn auch W. nicht immer gleich zieht, hat außer anderen M. treffend hervorgehoben.

auch ihrer Darstellung nach ungenießbaren „Sprachlichen Briefen von Einem Schüler J. Grimms“.¹⁾

Soweit also unsere Schriftsprache, die doch kein bloßes selbstwachsendes Naturerzeugnis wie irgend ein Dialekt ist, in Betracht kommt, haben in der Theorie die meisten, in den Einzelheiten der Praxis wohl alle eine Prüfung und unter Umständen eine Korrektur des Sprachgebrauchs zugelassen oder geübt, eine Korrektur, wenn sie verständig waren, natürlich nur, solange der betreffende Sprachgebrauch nicht wirklich allgemein war, was oft genug bei einer lebenden Sprache recht schwer festzustellen ist, wenn man nicht so opferwillige Handlanger wie N. hat.

Ob dafür die Einsetzung einer Akademie nötig oder nützlich wäre, ist eine offene Frage; ob „dies aber der unglücklichste aller Gedanken ist, die jemals den Gehirnen der Schulmeisterwelt entsprungen sind“, darüber mag sich der Berliner Privatdozent mit dem Wiener Professor auseinandersetzen, der die Vertreter dieser Idee von einem gewissen Leibniz an bis auf Dubois-Reymond (1874) nach ihrem Stande gewiß sehr gut kennt. Wenn aber N. weiter sagt: „Die erste Antwort, die die deutschen Schriftsteller den Dekreten einer solchen „Behörde“ entgegen-trumpfen sollten, wäre die Gründung einer Vereinigung, deren Mitglieder sich das Versprechen zu geben hätten, in allen Fällen immer das andere zu gebrauchen“, so erinnert das schon mehr an das berühmte Wort eines Abgeordneten: „Ich kenne die Gründe der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie“, oder um auch hier in dem Gebiete des von N. gebrauchten Bildes zu bleiben, an die Vorschrift kluger Statistiker, immer, wollte sagen, in allen Fällen immer den anderen zu tournieren.

So lange aber eine solche Akademie für die deutsche Sprache nicht besteht, können W. und Genossen ihre grundsätzlichen Gegner, vor allem N. mit seinen „Neuworten“ auch heute noch auf die Kritik verweisen, die schon vor 700 Jahren Gottfried von Straßburg, Tristan B. 4598 flg. an der Darstellung der „führenden Schriftsteller“ seiner Zeit geübt hat. Nachdem Gottfried dort an Hartmann von Aue gepriesen hat,

wie lüter und wie reine
sin kristalliniu wortelin
beidiu sint und iemer müezen sin,

ruft er einem anderen Dichter, nach allgemeiner Annahme dem „geistreichsten“ seiner Zeit, Wolfram v. Eschenbach zu:

1) „Deutschlands Lehrern und Lehrerinnen gewidmet,“ stößen sie von Beschimpfungen, wie S. 5: Von geringen Ausnahmen abgesehen, liegt der Unterricht in der Muttersprache in Händen unfundiger Männer u. s. w. Gemeint sind auch hier hauptsächlich die Mittelschullehrer.

swer nû des hasen geselle si
 und uf der wortheide
 höchsprünge und witweide
 mit bickelworten welle sîn
 und uf daz lôrschapelekin
 wân âne volge welle hân,
 der lâze uns bi dem wâne stân,
 wir wellen an der kûr ouch wesen.

IV.

Wir wollen damit nicht alle Ausfälle R.s auf W. zurückweisen, nicht alle Angriffe W.s auf die heutige Wortbildung decken, und billigen z. B. in Rücksicht auf Bedürfnis¹⁾ und Sprachgebrauch R.s Verteidigung des adjektivischen Gebrauchs der Adverbia auf -weise, allerdings einstweilen noch mit manchen Beschränkungen. Andresen Sprachgebr. 220^b läßt diesen Gebrauch nur bei Zusammensetzungen mit Hauptwörtern zu (eine teilweise, aber nicht eine glücklicherweise Umarbeitung; ähnlich Keller-Hauff, Deutscher Antibarbarus S. 32) und wenn „das Substantiv ein unmittelbar verbales ist, damit die zu Grunde liegende Beziehung zwischen Verb und Adverb erkennbar bleibe“ (also: eine teilweise Umarbeitung, weil teilweise umarbeiten, aber nicht ein teilweiser Plan). Wir glauben noch die Beschränkung auf den attributiven Gebrauch hinzufügen zu sollen; denn niemand sagt: „Die Umarbeitung des Buches ist teilweise“, und die wohl vielen noch anstößige Wendung . . . „ist eine teilweise“ fällt wenigstens formell unter den attributiven Gebrauch. Für die beiden letzten Wendungen liegt eben auch kein Bedürfnis vor; man kann dafür sagen: Das Buch ist teilweise zur Umarbeitung, meinetwegen auch, zu einer teilweisen Umarbeitung gekommen, gelangt, ist einer teilweisen Umarbeitung unterzogen worden, die Umarbeitung des Buches

1) B. S. 45 will dieses lieber durch hinzugefügte Partizipien befriedigen: eine teilweise vorgenommene, vorzunehmende Umarbeitung. Dr. K. verteidigt den adjektivischen Gebrauch nicht bloß mit dem Bedürfnis, sondern auch mit dem Hinweis auf das griechische ὁ μετακτὸν χρόνος. Aber diese von W. selbst angeführte Analogie versagt schon in der Hauptsache, der Deklination. Am besten aber verteidigt Sch. S. 31 „diese verfassungswidrige Zwangsanleihe, welche wegen des Fehlbetrags in unserem Wortschatze bei den Umstandswörtern erhoben wird“. Er führt zahlreiche Beispiele aus Goethe, Schiller, Jean Paul, ja schon aus Lessing an und bezeichnet als ihren ersten Bekämpfer Adelung, der aber selbst von kreuzweisen Stäben und dem schußweisen Flug des Hänflings geschrieben habe. Zu der gleichfalls schon von W., aber mit Widerstreben anerkannten Analogie von ungefähr fügt Sch. noch die von zufrieden und vorhanden hinzu, und wir möchten noch die vielen Adverbialbildungen auf -lich, z. B. neulich anschließen, ohne deren adjektivischen Gebrauch irgendwie zu billigen, wo und wenn er keinem Bedürfnis entspricht.

ist nur zum Teil, teilweise ausgeführt worden, hat nur zum Teil stattgefunden, mit dem Buche ist eine teilweise Umarbeitung vorgenommen worden, es ist eine teilweise Umarbeitung des Buches erfolgt — wenn man es nicht vorzieht, einfach zu sagen: Das Buch ist zum Teil, teilweise umgearbeitet worden.

Damit kommen wir auf eine zweite besonders bemerkenswerte Einzelheit des Streites zwischen W. und K. Jener tadelt S. 80 „die Gewohnheit, eine Handlung, einen Vorgang nicht mehr durch das Verbum auszudrücken, sondern durch ein Substantivum in Verbindung mit irgend einem farblosen Zeitwort des Geschehens (mit Vorliebe stattfinden oder erfolgen) und nennt dergleichen einen unlebendigen, halb versteinerten Gedankenausdruck. Ähnlich S. 215, 250 und Sch. S. 48, der parodistisch von „der in Verlust geratenen Handschrift“ Frentags spricht und einen nicht näher bezeichneten Schriftsteller die Angabe: Das Schiff wird vermutlich im Dezember in Dienst gestellt, mindestens so unschreiben läßt: Die Indienststellung des Schiffes dürfte sich aller Vermutung nach für den Monat Dezember in Aussicht genommen finden, vielleicht aber auch so: Die in das Werk gesetzten Vorbereitungsmaßregeln befinden sich in einem hinreichend weit vorgerückten Stadium der tatsächlichen Ausführung, um die Wahrscheinlichkeit der Annahme durchaus nahezu legen, daß sich die Indienststellung des quästionierten Schiffes an dem einen oder anderen Tage des kommenden Monats Dezember in Vollzug setzen lassen können werde. Derb und nüchtern, wie immer, erklärt Dr. K. S. 15 „dies Langziehen und Breittreten damit, daß die Schriftsteller hungrig sind und nach dem Metermaß bezahlt werden. Zehn Pfennig die Zeile! Und sofort ward aus er und der — derselbe und derjenige. Über 100 Prozent Profit! Bezahlt für alle Manuskripte mit derjenige und welcher letztere halbe Preise, und sogleich wird er und der wieder erscheinen“. Überhaupt wird K. nicht müde, Kürze des Ausdrucks zu empfehlen, ausgenommen die meisten Stellen, wo sie W. empfiehlt. Dieser Widerspruch zeigt sich nicht bloß bei den Kapiteln Schwulst und Mechanische Auffassung, sondern auch bei Einflußnahme u. s. w., schwerwiegend u. a. K. findet S. 18 in dieser „Verhauptwortung der Rede-weise die Konkretisierung, Versinnlichung, Berthatsächlichung des Ausdrucks, welche das Ideal ist, nach dem unsere heutige Sprache strebt“.

Wenn „er von etwas hört, das zur Darstellung gebracht sei, so kann er sich viel schneller eine Vorstellung von der Wirklichkeit machen, als wenn er hört, es sei dargestellt worden. Er will diese kraftvollen, sinnlich-anschaulichen Hauptwörter nicht durch recht verblaßte, blut- und fleischlose Zeitwörter ersetzt sehen“. Und so verteidigt K. „die Inbetriebsetzung, Außerachtlassung und zahlreiche andere von W. auf den Codex

verborum vetitorum¹⁾ gesetzten (sol) Worte auf ung sowie die von W. ebenso lebhaft getadelten Verbindungen: zur Entscheidung, zur Darstellung bringen, in Erwägung ziehen, zum Druck, zur Ausgabe²⁾ gelangen“.

V.

Was fangen wir armen Schulmeisterlein nun an? An wessen Stilvorschrift sollen wir uns halten, wenn wir die rote Tinte und, was trotz Professor Minor wohl auch noch weiter vorkommen wird, die schwarze gebrauchen? Folgen wir Kaerger, so schimpft uns der Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig. Er versteht das und ist ohnehin auf die Schulmeister, obgleich er mit großer Übertreibung von ihnen allein die „Besserung unserer Sprachzustände“, erwartet, fast ebenso schlecht zu sprechen wie auf die Journalisten, weil sie unterlassen hätten, was sie, wohlverstanden! früher nach dem amtlichen Verbot und nach den Warnungen gerade der bedeutendsten Professoren der Germanistik Grimm, Raumer, Wadernagel u. a. unterlassen mußten und auch noch heute nach den Dr. Dr. Kaerger, X, Y, Z unterlassen sollten, nämlich eine zusammenhängende, planmäßige Unterweisung in der deutschen Grammatik; weil sie — und daran ist etwas Wahres — zu viel „-ismen“ einschleppten oder zuließen; weil viele von ihnen, in die von N. höchlich

1) Ist nach dem Index librorum prohibitorum der bekannten Kongregation in Rom gebildet. Wieder aus bloßem Neuerungsdrang oder — ?

2) Nach S. 19 sind die „konkretisierten“ Verba wie vereinnahmen, verausgaben auch besser als „die verblassten, vielfach ins Abstrakte verflüchtigten und durch zahllose Nebenbedeutungen immer schwerer sinnlich faßbar gewordenen einnehmen, ausgeben“. (Ganz entgegengesetzt B. S. 14.) Ob K. selbst es nun auch billigt, wenn Buchhändler ein Werk „zur Drucklegung“, Behörden eine Summe „zur Vereinnahmung oder Verausgabung gelangen lassen“, ist uns freilich zweifelhaft. Er will nämlich gegen W. Wörter wie Hingabe, Freigabe, den Erwerb, den Vollzug, den Zusammenschluß der Ein- (wohl Druckfehler für Ein-) gebung u. s. w. vorziehen, „weil wir in den letzteren Worten immer noch zu sehr das Zeitwort verspüren“. Aber wenn ihm nun aus jenen Kreisen zugerufen würde, was er auf die Bemerkung W.s, daß vereinnahmen und verabzugen für feinsühligere Ohren fürchterlich sei, zu antworten für gut findet: „Zum Teufel mit dieser angeblichen Feinsühligkeit, wenn sie immer nur in neuen Worten das Häßliche herausfühlen will, gegen die Erfüllung der tieferliegenden Ursachen solcher Neubildungen aber stumpf bleibt, wie der Bahn eines ausrangierten Gauls!“ — Übrigens findet nicht bloß Dr. K., sondern auch B. S. 10 W. auch hier zu kritisch. B. verteidigt sogar Schweiz. Unterbruch für Unterbrechung. Auch „nach Durchbruch der Mauer, zum Ausschmuck des Saales“, was kürzlich in der Köln. Zeitung stand? Dagegen hat Dr. Thiessen in den Mitteilungen des Berliner Zweigvereins des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins das vielbekrittelt „Abteil“ der preussischen Eisenbahnverwaltung für Coupé durch den Hinweis auf nd. afdeel gut gestift.

belobte, auf theoretischem Gebiete auch höchst erfolgreiche „naturwissenschaftliche“ Richtung der Sprachwissenschaft verrannt, das Unkraut im Sprachgarten lustig neben den Nutz- und Bierpflanzen aufschießen ließen.

Es ist dabei auch mal wieder die Rede von „dem kurzen Gedärm, das manche Schulmeister haben“, und durch ein solches wandern ja, um dieses klassische Bild modern-physiologisch fortzusetzen, die Bazillen jener verderblichen Theorie viel rascher als durch ein langes — in die Schule. Einigermassen beherzigen mögen auch diese Rüge zunächst die ganz jungen Lehrer, die infolge eines verzeihlichen Röhlerglaubens viel zu viel von dem auf der Universität Gelernten ihren Schülern vortragen zu müssen oder zu dürfen vermeinen; dann aber auch ältere Lehrer, die in dem unerläßlichen Bestreben, hinter der Wissenschaft nicht zu weit zurückzubleiben, nun auch alle Schwenkungen, Abbiegungen, Abstecher, Umwege mitmachen zu müssen glauben, zu denen selbstbewußte und stimmungswaltige Führer die Wissenschaft oder richtiger einen Teil ihrer Jünger zeitweilig verlocken. Item, folgen wir Raerger, so riskieren wir von Wustmann mindestens einen „Sprachmodenaffen“. Verwerfen wir aber mit Wustmann Raergers Vorschrift, so laufen wir Gefahr — durchgeprügelt zu werden. Raerger hat diese in Deutschland und anderen alten Kulturländern etwas in Verruf gekommene Art, Meinungsverschiedenheiten auszumachen, in den von ihm bereisten „Jungländern“ Brasilien und Deutschostafrika gewiß noch in voller Geltung gesehen, und so ist denn alles oder allen Ernstes S. 41 bei ihm zu lesen: Es ist in Süddeutschland sehr gebräuchlich, an Stelle eines müssen mit dem Infinitiv des Passivs ein gehören mit dem Partizipium des Passivs zu setzen. Ich finde diese Wendung ganz vorzüglich kurz und treffend. Wie famos macht sich beispielsweise folgender Satz: Unmaßliche Schulmeister gehören durchgeprügelt!

Ungefichts dieser offenbar größeren Gefahr kann sich ein Schulmeister natürlich noch schwerer entschließen, gegen R.s als gegen W.s Stilvorschriften zu schreiben. Aber leider wird er tagtäglich weit mehr als jeder andere, auch als ein Redakteur, durch sein Amt beim Unterricht und beim Korrigieren vor die Entscheidung gestellt, ob er eine Form, eine Wendung, eine Redemanier verbessern oder aber durchgehen lassen und dadurch, wenigstens in den Augen von 30 und mehr jungen Deutschen, mit seiner Autorität versehen soll. Wenn er also auch öffentlich ein ausgesprochenes Auftreten gegen R. oder sonstwen vermeidet, ja selbst wenn er in seinen etwanigen Schriften wie viele andere zweifelhaften Dingen einfach aus dem Wege geht, so brauchen nur seine Schüler nach ihrer Gewohnheit eine solche mündliche oder gar schriftliche Entscheidung von ihm ihren Eltern, die „doch auch Deutsch können“, oder gar den Herren Wustmann

und Raerger, die weit besser Deutsch können, vorzulegen, und der Arme läuft zunächst Gefahr, abwesend als Pedant, was er ja selbstverständlich ist, oder als Ignorant, was er nach den meisten der erwähnten Schriften ist, verurteilt zu werden. Weiterhin aber drohen ihm doch entweder für seine pflichtwidrige Nachsicht¹⁾ von Wustmann oder für seine „anmaßliche“ Verbesserung von dem „bafelschwingenden“ Tyrannunkelmörder dieselben Gefahren, zwischen denen er sich klüglich hindurchwinden wollte. Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Wir waren in dem fraglichen besonderen Streitfalle eine Zeit lang ganz in der Lage des Landknechts in Fischarts Gargantua:

Wo soll ich mich hinlehen,
Ich dummes Brüderlein?

Da fiel uns eine kleine Abhandlung ein: „Gegen einen Mißbrauch abstrakter Rede“, allerdings auch wieder von einem Schulmeister, dem früheren Gymnasialdirektor W. A. Hollenberg (Progr. Kreuznach 1889). Dessen sprachphilosophische Gründe vermochten wir besser zu „erfühlen“ als die Raerger's, und so mag er nun auch die große Gefahr mittragen, wenn wir uns in diesem Falle schließlich sogar mit größerer Entschiedenheit als in den meisten anderen gegen Raerger und für Wustmann erklären. Es ist ohnehin schon bitter genug für uns, an diesem vorläufigen Haltepunkt unserer Wanderung eingestehen zu müssen: Man gleicht nicht nur dem Geist, den man begreift, man begreift auch meist nur den Geist, dem man gleicht.

VI.

Anders steht es, wie zu erwarten war, mit den sprachwissenschaftlichen Einwendungen Minors gegen die Grundlagen und einzelne Vorschriften W.s. Als einzige Autoritäten läßt nach M.s. Behauptung W. die lebendige Sprache, den gesunden Menschenverstand und das natürliche Sprachgefühl gelten. M. zeigt zunächst, daß W. einmal von dem „Volksmund, auch dem der Gebildeten“ spricht, dann wieder die Sprache des „Mannes aus dem Volke“ der verfälschten Unterhaltungssprache der Gebildeten gegenüberstellt und schließlich wieder Wendungen verpönt, die „nur der niedrigsten Volkssprache“ angehören. Weiterhin erklärt und verteidigt M.

1) Diese ist uns, um der Wahrheit die Ehre zu geben, in neuerer Zeit u. a. auch von dem Mediziner v. Eszmarck, dem Diplomaten v. Richthofen und dem Ministerialrat Sarrazin vorgeworfen worden. Der letzte hat 1886 auf der Wanderversammlung der deutschen Architekten in Frankfurt a. M. sogar gesagt, daß sie alle, die auf den Schulbänken deutscher Gymnasien geessen hätten, den Vorwurf „barbarisches Latein“ u. ä. für ihre lateinischen Aufsätze über Gebühr, niemals aber den Bannfluch „barbarisches Deutsch“ oder dergl. zu hören bekommen hätten, obgleich sie es daran in ihren deutschen Aufsätzen nicht hätten fehlen lassen.

mit geschichtlichen und rationellen Gründen den Einfluß des „Papier- oder Tintendeutsch“. — Auch „der gesunde Menschenverstand, der uns leider in sprachlichen Dingen wie auch in künstlerischen oft genug im Stich läßt, steht mitunter mit der lebendigen Sprache im Widerspruch, und W. läßt seinen Leser wiederum im Zweifel, wem er in strittigen Fällen zu folgen hat. Die Ratschläge selber, welche er uns erteilt, verweisen uns von Pontius zu Pilatus. Einmal rät er, nicht lange zu grübeln, ob man auch wohl so sagen dürfe oder nicht, sondern unbefangen zu schreiben, was uns aus der lebendigen Sprache zunächst in die Feder läuft. Alles Unheil, alle Unnatur komme doch nur von dem Feilen und Drechseln. Dann aber empfiehlt er wieder, sich selbst und andere zu beobachten und alles, was man geschrieben habe, einige Wochen lang beiseite zu legen und dann aufs neue wieder vorzunehmen: schwerlich doch zu einem anderen Zweck, als um an dem ganz unbefangenen Hingeschriebenen zu feilen?“

„Endlich aber das Sprachgefühl! Lessing verteidigt einmal eine Eigenheit seines Stiles, an der seine Zeitgenossen Anstoß nahmen, mit der Berufung auf sein Sprachgefühl, aber er fügt sogleich hinzu: man möge ihn schreiben lassen, wie er wolle, er verlange auch von den Anderen nicht, daß sie nach seinem Willen schreiben. In der That: für das Individuum bleibt das Sprachgefühl die erste und die letzte Instanz, und kein Mensch sollte sich zwingen lassen, gegen sein Sprachgefühl zu schreiben“. Ob Lessing, dessen Ehrlichkeit auch wir trotz neuerer Verdächtigungen nicht anzweifeln, wirklich in keiner Schrift obigen Grundsatz verlegt hat, weiß M. gewiß besser als wir. Doch hat wohl z. B. Wieland in Lessings 14. „Briefe die neuere Litteratur betreffend“ eine ebenso anmaßende Kritik des „Sprachgefühls“ anderer gefunden wie die Unterzeichner der Berliner Erklärung gegen den Allgemeinen Sprachverein in dessen Bestrebungen und Veröffentlichungen, wobei zwischen diesen und Lessings Litteraturbriefen noch immer ein ähnlicher Unterschied bestehen kann wie zwischen manchen jener Unterzeichner und Wieland. Aber selbst wenn der größte Kritiker unseres Volkes gegen „das Sprachgefühl“ anderer diese beispiellose Zurückhaltung immer beobachtet hätte, so können wir doch M.s Grundsatz über die Geltung des eigenen Sprachgefühls nicht ohne Einschränkung lassen.

Zunächst wird nicht allen Sprachgenossen das Sprachgut, d. h. Wortvorrat und -formen, sowie die Syntax in gleicher Menge und Beschaffenheit zugeführt, sondern je nach der Umgebung, in der sie aufwachsen und leben, nach dem Unterricht, den sie durch mündliche, zum Teil auch schriftliche Vorbilder und Belehrungen empfangen, sehr verschieden, namentlich soweit es sich um die Einheits- oder Schriftsprache handelt, von der

vielen vielleicht sehr wenig vor die Seele tritt und dies Wenige so selten und so vorübergehend, daß die betreffenden Apperceptionsreihen bald wieder gestört oder ganz zerstört werden.¹⁾ M. selbst hat ja gegenüber der übertriebenen Betonung der Sprache des „Mannes aus dem Volke“ die Frage hingeworfen, wie groß denn dessen Wortschatz sei, und vor ihm haben andere diesen Wortschatz z. B. bei friesischen Inselbewohnern kaum auf ein halbes Tausend geschätzt. Aber auch wenn einer Reihe Individuen genau die gleiche Masse des Sprachgutes in gleicher Beschaffenheit zugeführt würde, so fände sie bei ihnen nicht immer die gleiche Aufnahme und Verarbeitung; vielmehr würden auch hierin mit der steigenden Masse immer größere Unterschiede eintreten, wenn nicht einerseits die Gesetze der Formen- und der Satzbildung durch die häufigere Wiederholung mehr gefestigt würden und wenn nicht andererseits bei den Individuen in der Regel gleichzeitig mit jener Masse auch die Geistesbildung stiege und damit, von Sonderlingen und Sonderzwecken abgesehen, das Bestreben, es den wirklichen oder vermeintlichen Trägern der Bildung auch in der Sprache gleich zu thun, sich dadurch als zu der Bildungsgemeinschaft gehörig auszuweisen und sich nach Kräften die Möglichkeit zu sichern, die in die Einheitsprache gefüllten Güter dieser Bildungsgemeinschaft zu genießen und selbst wieder auf die Glieder der letzteren einzuwirken. Es ist deshalb ein großer Unterschied, ob Lessing und Minor sich auf ihr Sprachgefühl berufen oder tausend andere Leute, die noch gar nicht zu den ganz „ungebildeten“ zu gehören brauchen.

Der Gymnasialdirektor A. Matthias in Düsseldorf erzählt am angeführten Orte (Gymn. 1892 Nr. 16): An der Realschule zu K. wirkte in den sechziger Jahren, da naturwissenschaftlich gebildete Lehrer noch selten waren, als Lehrer dieses Faches ein trefflicher Mann, der früher Feldscher gewesen war. Als man dort über Einführung und Wahl einer deutschen Grammatik lange beratschlagte, meinte der biedere Feldscher, als auch er zu Worte kam, es sei denn doch zu arg, daß man seine Muttersprache aus einer Grammatik lernen solle, und sprach schließlich die lapidaren Worte: „Grammatik? Unsinn! Ob es mir oder mich heißt, sagt mich mein Gefühl“. — In einer Großstadt, deren Bewohner oh und sch gern verwechseln, schrieb vor einigen Jahren ein aus einer Kaufmannsfamilie hervorgegangener Primaner in einem häuslichen Aufsatz: „Wenn sich der Hund bedroht sieht, so flechtet er die Zähne“. Als ich den Satz bei der Rückgabe zunächst ohne jede Bemerkung vorlas, brach die ganze Klasse in homerisches Gelächter aus, und als sich dieses endlich legte, sagte der Verfasser mit dem vollen Brustton der Überzeugung: „Über

1) Vgl. die treffenden Worte A. Socinus, J. f. d. U. 1893, S. 61.

so sagt man doch!“ Übrigens verstand sich der damals 19jährige Jüngling meisterhaft auf Erzählung und mimische Darstellung von Schwänken, besonders von dialektisch gehaltenen und soll auch später seine Prüfung als Mediziner zeitig und gut bestanden haben.

Ähnliche Erfahrungen wie Matthias und ich haben gewiß die meisten Mittel-, vielleicht auch noch manche Hochschullehrer gemacht, um von ähnlichen anderswo vorkommenden Erscheinungen und hier und da auch gedruckten Sprachungeheuern zu schweigen. Man kann daher M. wohl nur soviel zugeben, daß für alle Individuen das Sprachgefühl die erste Instanz in allen Sachen de facto et de iure, für die meisten aber die letzte Instanz, wenigstens in schwierigeren oder selteneren Sachen, nur de facto et absque iure bildet. Wird dann die selbstgewisse Entscheidung ihres Sprachgefühls, d. h. ihre Ausdrucksweise von den wenigen, schlichten, vielleicht im selben Rechtsirrtum befangenen Leuten, die davon hören, trotz ihrer Unrichtigkeit verstanden und nicht gerügt, so kann sie zwar bei diesen den gleichen Rechtsirrtum erzeugen oder bestärken, schadet jedoch sonst weiter nichts und wird deshalb von dem Rechtskundigen, der sie zufällig vernimmt, nur als Kuriosum betrachtet, höchstens, wenn er unhöflich ist, belächelt, vielleicht auch als Ausdruck einer im Volke vorhandenen oder sich bildenden Rechtsanschauung notiert werden. Wendet sich dagegen jemand und noch dazu aus freien Stücken oder gar gewohnheitsmäßig mit solchen falschen Entscheidungen an große Kreise mit mehr oder minder rechtskundigen Personen, ohne sich gleichviel auf welche Weise die einschlägige Rechtskenntnis erworben zu haben, so wird es ihn nicht vor Tadel oder Gelächter schützen, wenn er sich auf sein Rechtsgefühl beruft, selbst wenn er auch das der anderen zu achten verspricht. Diesem Schicksal könnte dann sogar ein Philosoph mit seinem Natur- oder Vernunftrecht — auf unserem Gebiete dem gesunden Menschenverstand — leicht anheimfallen. In einem Kulturstaat muß man vor allem die positive Gesetzgebung des Landes und manchmal auch die ungeschriebenen Gewohnheitsrechte der Provinzen kennen, wenn man in schwierigen Rechtslagen das Richtige herausfinden will. In manchen Fällen wird man sich auch dann sein Urteil nur auf Grund früherer Urteile von rechtskundigen Richtern oder möglichst vieler und noch nicht veralteter Präzedentien angesehener oder doch unbescholtener Männer bilden können.¹⁾

1) Auch M. selbst läßt S. 16 da, wo es gilt, die Ausdrucksweise anderer zu beurteilen, das Sprachgefühl nur so lange Instanz sein, als es ohne Voreingenommenheit aus dem Sinn und Zusammenhang urteile. Wo dagegen das suchende Auge walte, da sei die statistische Methode der Wissenschaft allein im Rechte, die vergleichend nach der Anzahl der Beispiele entscheide.

Aber das sprachliche Leben eines Volkes ist selbst im Bereiche der unserer Erörterung vorschwebenden Einheitssprache seiner Natur nach immer noch viel freier und veränderlicher, also vielgestaltiger als sein Rechtswesen. Darum wird auf jenem Gebiete einerseits weit mehr offen und unentschieden bleiben als auf diesem und anderseits noch viel weniger als auf diesem der Einzelne sich rühmen können, das ganze Material zu übersehen oder gar stets gegenwärtig zu haben. Und doch müssen wir beim Schreiben und vollends beim Sprechen weit häufiger und rascher sprachliche Fragen für uns entscheiden, als bei unserm gesamten Thun und Lassen rechtliche Fragen. Guter Glaube, Unkenntnis, Irrtum wird deshalb in schwierigen Fragen auf dem Gebiete der Sprache viel häufiger vorkommen und meist auch leichter zu entschuldigen sein, als auf rechtlichem, zumal („da“ halten wir mit M. S. 18 schon für entbehrlich) die Folgen einer Sprachdummheit, Sprachsünde oder selbst eines Sprachverbrechens meist verhältnismäßig leicht sind.¹⁾ Aber bis zur Anerkennung von Minors Grundsatz: „Kein Mensch sollte sich zwingen lassen, gegen sein Sprachgefühl zu schreiben“, soll und kann die Duldung in allen sprachlichen Dingen doch nicht gehen. Ein bloß äußerer Zwang ist ja doch wohl nicht gemeint, und selbst auf diesen wird die Schule, die M. freilich wegen der noch nicht fertigen Individualität ihrer Schüler trotz obiger Erzählung hier ausschließen könnte, und unter Umständen auch ein amtlicher Vorgesetzter nicht verzichten können.

VII.

Um so bereitwilliger unterschreiben wir dagegen, was M. hinzufügt: „Wer aber die Forderungen seines Sprachgefühls auch anderen als Gesetz vorschreiben will, der muß zweierlei bedenken. Er muß zuerst mit sich selber völlig im Reinen sein, und er darf auch das Sprachgefühl anderer nicht ungefragt lassen“. Diese zwei Bedingungen findet M. bei W. nicht erfüllt.

Er weist zunächst bezüglich des Wohlklangs, über den wohl namentlich bei uns Deutschen die Ansichten noch mehr als über andere sprachliche Dinge auseinandergehen, in Ws. Forderungen sowohl wie in seinen eigenen Satzbildungen Widersprüche nach, z. B. daß W. das Geziß in „Namens

1) Aus diesem Grunde eben, freilich auch noch aus anderen, kann man den Ton nicht ganz billigen, den Wustmann an so vielen Stellen angeschlagen hat und von seinen Vorgängern namentlich auch Hans v. Wolzogen (Über Verrottung und Errettung der deutschen Sprache). Der bekannte „Wagnerfreund“, der zugleich „ein Freund Wagners“ war — der Unterschied ist in „Allerhand Sprachverstand“ S. 75 gegen W. S. 204 aufgestellt — ist gewiß auch hierin Schopenhauer gefolgt.

des Königs“ anstößig, dagegen in „als als als“ erträglich findet. Freilich lautet das von W. entgegen dem „alten Aberglauben der Schönheitsregeln des Unterrichts“ ausdrücklich gebilligte Beispiel S. 279: Er behandelte den jungen Mann mehr als Freund, als als Untergebenen. Auch wenn W. in der Wortreihe: „In einem kleinen Haus im Wald am Fuß des Riesengebirges“ wegen der vielen einsilbigen Wörter etwas Berhadtes findet und M. diesem Tadel nun außer anderen von W. gebilligten „Reihen von einsilbigen und unbetonten Wörtern mit demselben Vokal a oder i“ auch den Satz entgegenhält: „Auf der Wiese, durch die die Straße führt“, so braucht man sich diesen nur laut vorzusprechen, um zu hören, daß hier zwischen zwei unbetonten Einsilblern ein betonter steht und der Satz selbst bei schnellem Sprechen immer noch anders klingt als der ebenfalls von M. aufgegriffene: „Das Tau, das das Fahrzeug hielt.“ Doch werden wir später sehen, daß unsere klassische Prosa solche Verbindungen wegen des Gleichklanges meidet, und M. bringt immer noch genug derartiges Material bei, um sich den Scherz erlauben zu dürfen, W. die bekannte Trauungsformel vorzuhalten: „Du, der du dir die da, du, die du dir den da ...“ Wir möchten nur zum Beweise, daß W. auch in der Formlehre dem Wohlklange sehr verschiedene Geltung beilegt, noch hervorheben, daß er ihm zu liebe zwar „ein schönes Außere“, aber nicht „allen Ernstes“ bevorzugen will, obgleich rein grammatisch jenes ebenso falsch ist wie dieses.¹⁾

Schwerer noch wiegt vielleicht der folgende von M. aufgegriffene Widerspruch. W. tadelt den Satz: Ich habe das in Bom Fels zum Meer gelesen, und den Titel: Kulturbilder aus dem 15. bis 18. Jahr-

1) Da lobt man sich doch den folgerichtigen Sprachverstand des Dr. X. „Weil des vielen Bishens in unsrer Sprache gerade genug ist“, hält er „jeden Zwanges“ für besser, und ist ihm Friedrichs des Großen eine wenn auch regelrechte Abscheulichkeit. Heute wo nicht mehr alles im S-Gezisch schwelgt, sollte man die hinten hängenden S-Böpfe endlich abhängen, nicht abschneiden, sie sind ja nicht festgewachsen, sondern nur lästige Anhängsel.“ Ebenso ist ihm „des Kaisers Wilhelm“ mindestens zopfig und „des Doktors Schneider“ geradezu unerträglich, da das = der Sch. des Doktors gefaßt werden könne. X. ist überhaupt groß darin, mögliche und unmögliche Mißverständnisse zu konstruieren. Er hält nicht bloß bei dem Sage: „Er wird sich unser (X. wünscht unsrer und findet „ener“ geradezu zopfig) erbarmen“ für möglich, daß man versteht: Er wird sich unser Erbarmen — und dazu eine Fortsetzung erwartet wie etwa: leicht erklären können, nein, er sieht auch den Tag kommen, wo nicht gerade die heilige Flias hin-, aber doch unser „Volk“ in seinem Sprachverständnis so tief sinkt, daß es für Bergifmeinnicht versteht „Bergif meine Nichte“ und deshalb für das meine auch in solchen Verbindungen meiner eintreten muß. Vermutlich klingt ihm auch: Er wird sich unserer oder unsrer erbarmen, gar nicht übel. M. hat S. 11 W. schon den Satz vorgehalten: Es greift das aber immer weiter um sich, und nach seinem Muster möchten wir hier das Wortspiel anführen: Kommen wird er über Ammergau, ob

hundert, verlangt dagegen: Ich komme von zu Hause; von Dienstag, den 6., bis Donnerstag, den 8. April, weil die Präposition von hier vor Formeln stehe, die wie einfache Adverbien aufzufassen seien. Die letzte der vier Wortverbindungen denken wir später zu behandeln. Den Ausdruck „von zu Hause“ nennt E. S. 11 noch viel schlimmer als das von W. getadelte nach dort, und verlangt von Hause, wie man auch nicht sage von zu Bette aufstehen, von zu Pferde steigen. Ähnlich Dr. K.: zuhaus, nachhaus, vonhaus und Sch.: zuhause, nach Hause, von Hause. Andresen⁵ 289 sagt sogar: Schulkinder kommen, wie sie sprechen, „von zu Hause“, und fordern im Laden „ein Buch mit ohne Linien“. Diese und E.s Analogie gehen doch zu weit. Sch. setzt vorsichtig und treffend hinzu: Das klingt mundartlich, betont aber, daß selbst das Englische, obgleich es sein at home auch substantivisch gebrauche, nur from home, aber nicht from at home sage. Da er die ihm gewiß bekannten, viel weiter gehenden Verbindungen des französischen chez soi mit Präpositionen nicht erwähnt hat, so ist wohl anzunehmen, daß er ihrer Analogie keine oder doch viel weniger Beweiskraft zugestehen würde, als einem englischen from at home. Aber wir haben in Deutschland selbst, wenigstens in Thüringen, eine mundartliche Analogie. Man sagt dort derheime = ahd. dârheime daheim und ebenso stets von derheime und dementsprechend auch hochdeutsch zuweilen von daheim und sehr oft von zuhause. Wie weit aber der Ausdruck auch in anderen Landschaften und in der Schriftsprache vorkommt¹⁾, kurz wie weit dieser „Sprachgebrauch“ und andererseits das von W. vorgezogene „vom Hause“ geht, das ist wieder für den Einzelnen eine schwer zu lösende Frage. Doch scheint von zuhause weniger gut als von Hause und ist jedenfalls nicht, wie W. behauptet, das einzig Richtige.

er aber über Ober- oder aber über Unterammergau kommt, das weiß ich nicht. Nach der Ausdrucksweise des Dr. K. würden wir etwa sagen: Ein solcher Satz wirkt auf den Sprechenden und den Zuhörer, wie gewisse Schnäpse mit dem wohlverdienten Namen Rachenpußer auf den Trinkenden und den Zuschauer. Und leider haben wir schließlich auch noch beim S Inkonsequenzen dieses „Wohlredenden“ entdeckt. Die im Gen. Sing. und zwar bei Friedrich d. Gr. wohl unter mannigfacher Billigung abgehängten S-Büpfel hängt er im Plural hübsch wieder an. E. 19 sagt er: „Das s der Mehrzahl ist das s der Zukunft“, was bei seiner Vorliebe für die Formenarmut der englischen und französischen Sprache wohl bedeuten soll: Das s ist die Pluralendung der Zukunft!!! Er wünscht nicht bloß die Hochs, die Echos, wie viele, die Fracks, die Bestecks, wie einige, die Schmucks, wie gewiß nur wenige sagen würden, wenn sie überhaupt die Mehrzahl von Hoch, Schmuck u. a. nicht lieber vermeiden, sondern er hält auch Portis für die verhältnismäßig beste Form, während W. S. 32 mit Recht Porti oder Portos verlangt. E. S. 6. verwirft das Plural-s in hochdeutschen Wörtern, verlangt dagegen Friedrichs des Gr.

1) Nachträglich finde ich ihn auch in den allerliebsten „Elsässischen Geschichten“ (Basel, 1892) des Schweizers W. Sommer, I, S. 608.

VIII.

Die von W. verwünschten „Zeitungs- und Büchertitel, die, statt aus einem Hauptwort, aus einer adverbialen Bestimmung bestehen“¹⁾, machen auch M. keine Freude. Er findet selbst in der Wendung: Ich war in den Räubern, sprachliche Schwierigkeiten und würde anscheinend mindestens ebenso gern zulassen: Ich bin in Die Räuber von Schiller gewesen. Wir würden entschieden vorziehen: in den Räubern, wie man auch im Nominativ allgemein sagt: Gestern sind die Räuber, nicht ist die Räuber gegeben worden, habe ich die Räuber gesehen, und wohl ebenso allgemein: Die Räuber sind Schillers erstes Drama, der Inhalt der Räuber u. ä. Warum nun gerade die Deklination beim Dativ halt machen lassen? Für die Leser dieser Zeitschrift hat ja auch Sildebrand diese Frage in W.s Sinne, also für die Durchdeklination entschieden. Was aber jene aus adverbialen Ausdrücken oder gar aus Sätzen bestehenden Titel anbetrifft, so sind doch manche, z. B. gerade der eben genannte von W., so treffend, daß man sie vielleicht nicht einmal geändert sehen möchte, so ungefüge sie auch sprachlich zu handhaben sind. Wo dann eine solche Kürze nötig oder zulässig ist, kann man ihnen ja mit M. den Charakter der Formel ebenso zuerkennen, wie W. den beiden oben erwähnten adverbialen Ausdrücken.

Mit Recht sagt daher M.: So leicht widerspricht sich das Sprachgefühl des Einzelnen, und führt dann eine Reihe Beispiele an, in denen W. durch sein Sprachgefühl zu nicht oder nur schwach begründetem Widerspruch gegen das Sprachgefühl anderer geführt oder selber nicht vor Schnitzern gesichert worden ist. Von ersteren werden wir noch später einige im Anschluß an andere Beurteiler W.s besprechen, zu den letzteren aber möchten wir noch eins hinzufügen, das wir bis jetzt nirgends bemerkt und gerügt gefunden haben, vielleicht weil die Sprachdummheiten — damit anfangen: Seit einigen Jahren sind uns plötzlich die Augen darüber aufgegangen, was, wenn das plötzlich stehen bleiben soll, nach unserem Sprachgefühl heißen müßte: Vor . . . Es ist ja gewiß doppelt peinlich, wenn man sich in Schriften über Richtigkeit und Reinheit der Sprache Schnitzer nachweisen lassen muß; aber auch wir sind, wenn wir auch nicht die gleiche Richterautorität wie W. beanspruchen, in diesem Punkte auf das gleiche Schicksal gefaßt, da es ja selbst einem Sprachkenner und Stilisten wie M. nicht ganz erspart geblieben ist. Wir meinen dabei weniger den Satz S. 9: W. läßt seine Leser wiederum im Zweifel,

1) In den W.s Buche beigebrudten Empfehlungsanzeigen seines Verlegers ist zu lesen: Als der Großvater die Großmutter nahm . . . von Dr. G. Wustmann und Aus unsern vier Wänden von Rudolf Reichenau. Vgl. Erbe, S. 26.

wem er... zu folgen hat, worin trotz des zweimaligen Abdrucks vielleicht nur ein Druckfehler steckt, als den wirklich unverständlichen Satz S. 25: Lessing gebraucht im Dativ Pluralis fast immer noch welchen statt denen, das Schiller und Goethe schon geläufiger ist und bei G. Freytag (trotz seiner Begünstigung von welcher) fast ganz fehlt. Aus M.'s ausführlicher Abhandlung in P. und B. Beitr.: Der Gebrauch von der und welcher in Relativsätzen, ersieht man nun deutlich, daß es heißen sollte: und bei G. F. fast ausschließlich auftritt¹⁾.

IX.

Dieser Abhandlung haben wir für die uns nun noch obliegende Besprechung des wichtigsten Streitpunktes zwischen W. und M. natürlich größere Bedeutung beizumessen als jener Broschüre, in der noch einige Zahlangaben günstiger für welcher lauteten. Es sind zu der Statistik mehr als ein Duzend Prosawerke aus dem Zeitraum von 1750—1850²⁾ (von Lessing, Windelmann, Schiller, Goethe, W. Schlegel, Heine, Börne; dazu noch Mommsens Römische Geschichte und Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit) ausgewählt und davon wie bei den Untersuchungen von Drobisch über den Hexameter jedesmal 1—1½ Bogen untersucht worden. Doch hält M., und zwar, wie sich zeigen wird, wirklich mit vollstem Recht ein abschließendes Urteil nur auf Grund eines vollständigeren und sämtliche Werke eines Dichters umfassenden Materials für möglich.

Da erweckt es denn alle Hochachtung vor der Sprachkenntnis und der stilistischen Feinsüßigkeit des vielbeschäftigten Chefredakteurs einer unserer größten Zeitungen, wenn dieser, „auf sich selber ganz allein dastehend“, vor M. zu Aufstellungen gelangt ist, die zwar auf keiner

1) Übrigens hat der Romanist Theodor Gartner, Universitätsprofessor, Österreicher und geborener Wiener wie M., in seiner mir erst kurz vor der Korrektur zugegangenen Broschüre „Urteile über W.“ an dem Stile von M.'s Schillerbiographie weit mehr getadelt, als der „deutsche Schulmeister“ W. und einer 5 Seiten langen Aufzählung von Schuifern (meist aus Band I.) sogar die Bemerkung vorausgeschickt: Durch die bloße Germanistik ist man nicht gegen Sprachsünden gefeit, geschweige zur Abfassung eines Buches über Sprachrichtigkeit befähigt.

2) Sehr beachtenswert ist gegenüber den Behauptungen W.'s S. 4 das, was M. A. Spr. S. 16 sagt: Die Prosa des 18. Jahrhunderts und die der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts glaube ich zu kennen; aber ich würde nicht die Wahrheit reden, wenn ich ihr den Vorzug vor der unsrigen geben wollte. Ich finde im Gegenteil, daß alles das, was W. mit gutem Grunde rügt, in der älteren Sprache weit häufiger vorkommt, als in der heutigen u. s. w. Die Frage wäre nur, ob M. die heutige Prosa auch in dem Umfange kennt wie W. oder die Redakteure einer großen Zeitung oder populären Zeitschrift.

ausgeführten Statistik zu beruhen scheinen, aber, soviel wir gesehen, in keinem Punkte durch M. entkräftet sind, vielmehr in manchen Punkten Neues bringen oder Wesentliches schärfer herausheben. Sch. also sagt S. 24 flg.: Obwohl viele Deutsche der immer im Munde führen¹⁾, meinen sie der Ehre des Papiers immer nur das steife welcher würdigen zu dürfen Wir sprechen nicht von der Dichtung; die kennt welcher fast gar nicht;²⁾ sondern von der guten Prosa. Es giebt Schriftsteller, bei denen welcher ziemlich selten ist; so Joh. Jac. Engel, Garve, Droysen, Hauff, Auerbach, Stifter, Heyse, Victor Scheffel; bei anderen bleibt es gegen der wenigstens sehr beträchtlich in der Minderzahl, so bei Lessing (nach M. welcher : der = 119 : 213), Goethe (M. 64 : 272), Schiller (M. 78 : 132), Jean Paul, Seume, W. v. Humboldt . . . Bezeichnend ist es, daß der schwulstige Lohenstein meist, der Satiriker Rabener fast nur welcher anwendet. Ueberdies findet sich welcher vorzugsweise in der Sprache der Gesetze und im Altendeutsch, vermutlich zunächst aus dem Grunde, weil welcher zuweilen unzweideutiger das Relativverhältnis bezeichnet als der, später auch, weil die oft sehr pedantische Ausdrucksweise der Rechtsgelehrten für vornehm galt; eine Meinung, die offenbar noch nicht ausgestorben ist und jetzt noch die lächerliche Folge hat, daß manche Zeitungen und Telegraphenagenturen einen Verstoß zu begehen glauben, wenn sie sich je herausnahmen, zu schreiben: Der Kaiser, der statt des vermeintlich ehrerbietigeren: Der Kaiser, welcher.

M.s Statistik hat nun ergeben, daß von 3603 Nebensätzen 1743 Relativsätze³⁾, von diesen 371 mit was, warum, wozu ic., 448 mit welcher, 924 mit der gebildet waren, sowie daß welcher nur bei Windelmann und Freytag überwiegt. Ob die zwei Angaben über Freytag und Mommsen (welcher : der = 45 : 40 bezw. 38 : 78) hinreichen für M.s. Behauptung, daß bei den Neueren welcher wieder in die Höhe komme, ist uns fraglich, aber richtig erscheint diese Be-

1) Nach M. Sprg. 20 steht M.s Behauptung, daß welcher der lebendigen Sprache bis heute ferngeblieben sei, wenigstens mit dem Sprachgebrauch der Süddeutschen in entschiedenem Widerspruch. Sein Kollege Bend, ein geborener Leipziger, habe sich laut eigener Angabe in seiner Vaterstadt nur des Relativs der zu bedienen gepflegt, in München öfter welcher als der gehört und gesprochen und kenne in Wien bloß mehr (So!) das Relativ welcher. — Ubrigens bezeichnet der Württemberger Erbe die Bevorzugung des der durch W. als „sehr erfreulich“.

2) Vgl. jedoch Zschr. f. d. d. Unt. 1892, S. 71 (Weckstein).

3) W. tadelt S. 148, daß „der eintönige Satzbau dieses dicken, breiten Buches (der Biographie Schillers von M.) fast keine anderen Nebensätze als Relativsätze kennt, und diese alle mit welcher anfangen, auf einer Seite manchmal acht, zehn, zwölf. Nur ganz vereinzelt u. s. w.“

hauptung auch unserem Gefühl. Ebenso ist es nicht neu, aber wegen der ersten altemäßigen Erhärtung interessant, daß sich welches in Relativsätzen, die eine Apposition zu einem ganzen Satze bilden (id, quod), „auch bei Goethe und bis in die neueste Zeit behauptet, wo man fast ausschließlich was sagt“; daß in gewissen Kasus welcher nicht mehr gebraucht, sondern dafür deren und dessen gesetzt wird;¹⁾ daß auch im dat. plur. welchen endlich vor denen den Platz räumen müssen wird. M. findet es mit Recht beachtenswert, „daß sich gerade in diesem Kasus erweiterte Formen von der herausgebildet haben, die das Pronomen vom Artikel unterscheiden“. Vielleicht kommt noch hinzu, daß die Formen deren und dessen durch diese Verlängerung auch von dem sonst gleichlautenden Kasus des relativen der unterschieden werden und daß sich anderseits gegen den Gebrauch eines alleinstehenden Genitivs welches (welcher) eine ähnliche Abneigung herausgebildet hat, wie nach unserem Gefühle gegen den Gebrauch eines zurückweisenden, alleinstehenden, auch durch kein korrespondierendes jenes gestützten Genitivs dieses (dieser), der auch meist leicht ersetzt werden kann.

X.

Wenden wir uns nun zunächst wieder zu Sch. Er sagt S. 25: *Lehrreich ist es, Lessings Gebrauch zu untersuchen. Er wendet der an, wo er keinen besonderen Grund erkennt, auf welcher zurückzugreifen. Solche Gründe sind erstens die Möglichkeit einer Irreführung, zweitens ein Mißklang. So vermeidet Lessing zu schreiben: „Wenn nur der liebe Pöbel in dem Geleise bleibt, in dem die Geistlichen ihn zu leiten verstehen“; weil in dem fürs Ohr den Eindruck des Bindeworts indem machen kann . . . Gleichmaßen vermeidet er zu dem, nach dem, vor dem . . .²⁾ Manchmal tritt das beleibtere welcher ein, wenn das dünne der in einem Gewimmel unbedeutender Formwörter unterzugehen droht. Deshalb schreibt Lessing nicht: . . . Eine dünne Wolke, in die sie es von der Seite der mithandelnden Personen einhüllte . . . In diesem und ähnlichem Beispiel wirken auch rhythmische Verhältnisse mit, die nicht minder auf die kürzesten Relativsätze Einfluß haben, so daß man lieber schreibt: Unsere Buchstaben-theologen, welche glauben, das Heil der Welt zu finden, als die glauben.³⁾ Daß die Empfindung*

1) Das ist bekanntlich der gen. sing. fem. und plur. bez. der gen. sing. masc. und neutr., von denen der gen. sing. neutr. wohl nur durch Versehen bei M. fehlt.

2) Auch auf das wegen auf dass?

3) Besteres würde unseres Erachtens, ehe man den Satzbau erfaßt hat, auch verstanden werden können wie *Nos théologastres bigots, ils croient . . .*

für diese unrhhythmische Kürze unzweifelhaft vorhanden ist, beweist der andere, auch häufig benutzte Ausweg, statt des einfachen die das bedeutungslos¹⁾ verlängerte die da einzufügen. Auch wird der vermieden, wo es beim ersten Eindruck mit dem Artikel verwechselt werden könnte, z. B. „Diese sichtbare Hülle, unter der (Lessing: unter welcher) Vollkommenheit zur Schönheit wird.“²⁾

Diejenigen Fälle, in denen welcher wegen des Wohlklangs den Vorzug erhalten hat und verdient, macht Sch. an einigen typischen Beispielen kurz, aber treffend klar; wir wollen sie aber an M.'s Material genauer verfolgen, um dem Leser in diesen sehr schwierigen Dingen, bei denen das persönliche Gefühl den Einzelnen gar zu leicht irreleiten kann, ein eigenes Urteil zu ermöglichen, namentlich in den vielen Punkten, wo wir von M. abweichen.

XI.

Auch M. bemerkt, daß der Gebrauch von welcher überall dort nahegelegt wird, wo man den Zusammenstoß des gleichlautenden Artikels oder Demonstrativs mit dem Relativum aus euphonischen Gründen zu vermeiden sucht, und daß unsere Schriftsteller, freilich in verschiedenem Maße an Zusammenstellungen wie der der, die die u. s. w. Anstoß nehmen. Wenn das Relativ unmittelbar auf ein vom Artikel begleitetes Substantiv folgt, so würde zwar der Gleichklang zwischen Artikel und Relativ außer durch das Substantiv auch durch die Satzpause abgeschwächt. Aber dennoch vermeidet Lessing die Figur die Lücke, die fast ganz, während er die Figur die schönen Ideen, die wieder mit sichtlicher Vorliebe anwendet. Auch Schlegel und Freytag vermeiden die in der ersten, ja sogar in der zweiten Figur, während Winkelmann, Heine, Mommsen, soweit die wenigen Beispiele einen Schluß zulassen, meist welche, Schiller die und welche, die beiden Frankfurter Goethe und Börne auch hier meist die setzen.

Die Wiederholung des „weniger helltönenden“ der wird auch in der ersten Figur durchaus nicht vermieden,³⁾ noch weniger den Beifall,

1) M. Sprg. S. 21 zeigt, daß dies da (ahd. dâr, dir, mhd. abgeschwächt zu dâ, der) wenigstens volle sprachgeschichtliche Bedeutung hat.

2) Wir fügen ein besonders lehrreiches Beispiel hinzu: So ist es gewiß, daß Liebe, welche Rosenlauben, Myrthenwäldchen und Mondschein erst beleben muß, auch sogar Hobelspänen und Papierschnitzeln einen Anschein belebter Naturen geben kann. Goethe, 16, 62 (Aus Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache, Große Ausgabe 76a¹⁰).

3) M. bemerkt S. 485: Lessing sagt zwar auch gern: Der erste, welcher, aber es kommt nicht viel seltener vor: Der Ackermann, der. Wenn aber die in den untersuchten Texten gefundenen Beispiele vollständig aufgezählt sind — und das Gegenteil ist von M. nicht angegeben, würde auch, wo nicht dafür

den; das Theater, das; das Rittertum, das. Die beiden letzten Beispiele sind aus Heine und die einzigen, die M. für Wiederholung von das anführt. Sch. dagegen giebt als typische Beispiele aus und für Lessing: das Drama, welches, aber ein Opfer, das und nimmt an, daß Lessing auch in dieser Figur dem Zusammentreffen das das ausweiche. Und es will uns schier bedünken, daß er recht hat gegen M. Wir sind aus verschiedenen Gründen nicht in der Lage, viele oder gar alle Zusammenstellungen M.s mit dem Urtext in der Hand zu prüfen, aber bei der ersten reizte uns schon die Neugier zu einer kleinen Prüfung. M. untersucht S. 479 flg. das Zahlenverhältnis zwischen welches und das in seinen Quellen und sagt dabei: „Für das kennt Lessing fast nur welches (2 : 16)... Diesen zahlreichen Beispielen stehen bloß die beiden gegenüber: ein natürliches Gefühl, das... La(ofoon); jedes Wort, das... Hamb. Dram.“ M. hat auch noch die Litteraturbriefe (Vbr.) herangezogen. Ich habe nun in der mir vorliegenden Ausgabe Lessings (Götschen 1869, IV. B.) im Laokoön den von M. geprüften Abschnitt nachgeprüft und schon darin allein noch 4 Beispiele mit das gefunden: S. 103 des Unglücks ist, das den leidenden Helden trifft; 109 ein Unglück, das sie... veranlaßt hatte; 110 ein Opfer, das der Künstler... brachte (offenbar das von Sch. gewählte Beispiel); 118 ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirkt. Da ich an dem kleinen Orte mit seinen geringen litterarischen Hilfsmitteln die von M. benutzte Hempelsche Ausgabe nicht aufreiben konnte, so hat in dieser ein auswärtiger Kollege auf meine Bitte wenigstens drei dieser Stellen nachgesehen und auch da denselben Wortlaut gefunden; für die fehlende kann ich Gleiches nur voraussetzen, ebenso für die folgenden Stellen aus Lessing.

Wir wollen nämlich die auffallend vielen Stellen mit welches auf schon behandelte oder noch zu behandelnde Erklärungsgründe für dessen Gebrauch untersuchen und mit Nr. 16 beginnen. Sie lautet vollständig Hamb. Dr. (Götschen VI 31): es hat bei ihr alle das Ausdrückende, welches ihm eigentümlich ist, ohne das Beleidigende zu haben, das (wäre zu obigen 6 Stellen hinzuzufügen) es in... erhält. Hier hat Lessing sogar den sonst gerade von ihm beobachteten Parallelismus (S. u.) aufgegeben, vermutlich um welches es zu vermeiden; sonst setzt er nämlich, wie wir beobachtet zu haben glauben, zuweilen was, aber mit großer

zusammenfassende Zahlen gegeben sind oder wegen der ganz unbezweifelbaren Sicherheit der Sache Ein typisches Beispiel genügt und als solches bezeichnet ist, den Wert der Arbeit sehr verringern — wenn also die Beispiele vollständig sind, so liegt die Sache vielmehr umgekehrt: 9) der, 6) welcher, von denen noch dazu mindestens eins welcher geradezu benötigt, allerdings nicht in M.s verkürzter Fassung: (Laokoön: daß) der Teil der Aktion, welcher (dort der feurige war, hier der kältere...).

Vorliebe nicht das, sondern welches nach den substantivierten Neutra der Adjektive, wo heute was durchgedrungen ist. Letzteres paßt auch auf Nr. 15 das Glatte und Geschmeidige, welches ein Hamlet... verlangt. Ebda, und auf Nr. 3: Das Falsche, welches er mit sich führt. Im Urtext ergibt sich bei Nr. 3 auch ein wesentlicher Übelstand, wenn man welches durch das ersetzen wollte: daß man das Falsche und Unbestimmte, das... La. S. 98. Ähnlich Nr. 5 das Vergnügen (La. 105 daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen), welches aus der getroffenen Ähnlichkeit entspringt, Nr. 13 (La. 122: daß) das Übel, welches wir fühlen..., Nr. 2 (Vittbr. VIII 160 daß) das Buch (dieses Gelehrten hier gemeint wird), welches den Titel... führt; auch vielleicht Nr. 6 das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung... La., Nr. 7 das Gesicht (Neues Saykolon!) des Vaters aber, welches den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllte (La. 109; freilich ebenda auch: Es ist ein Gesicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt; fehlt auch bei M.). Nr. 8 ist das typische Beispiel von Sch.: Das Drama, welches für die... La. 116, und dazu paßt Nr. 11... Das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden La. 121 (Über S. 117 auch... des Mitleidens nicht fähig, welches andere Übel erwecken). Weniger zweifelhaft ist die absichtliche Vermeidung von das in Nr. 10: Kein Mitleid ist stärker... als das, welches sich... mischt La. 121, was bereits zu M.s II. Absatz gehört, aber dort nicht berücksichtigt ist.

Wir haben außerdem in dem nachgeprüften Abschnitt noch gefunden S. 109: Ein Ober, welches genügsam zeigt, daß sie weder das eine noch das andere sind; hier waltet wohl derselbe Grund, aber in umgekehrter Richtung wie bei Nr. 3.

Es lägen also nunmehr bei Lessing 7 das und 18 welches vor und darunter 12 Stellen, in denen die Bevorzugung von welches aus anderweitigen stilistischen Gründen oder doch aus Sprachgewohnheiten Lessings sicher, wahrscheinlich oder möglich ist, jedenfalls Grund genug, das Verhältnis von das und welches bei Lessing erst nach einer weiteren und sorgfältigeren Prüfung zu bestimmen, wenn man sich nicht mit dem auch von uns empfundenen Eindrucke begnügen will, daß Lessing gerade diese Form verhältnismäßig häufiger als die anderen von welcher anwendet. Leitete ihn vielleicht die Differenzierung von der Konjunktion dass auch noch an vielen anderen Stellen, wo sie uns unwesentlich erscheint?

XIIa.

(S. 486) II. Wo das Demonstrativ unmittelbar vor dem gleichlautenden Relativ steht und beide nur durch die Satzpause getrennt sind, da hat M. die, die überhaupt nicht gefunden,

obgleich das unter allen Stakophonien noch am leichtesten zu ertragen und zu entschuldigen sei. Die letzte Behauptung und ihre Begründung will uns nicht ganz einleuchten, umsomehr aber die Verteidigung des in diesem Falle sogar einmal aus Goethe angeführten diejenigen, welche gegen W.s¹⁾ Hinweis auf den nur parodistischen Gebrauch im Volksmunde. „Wenn alle Verse albern wären, sagt M., die das Volk bloß aus dem parodistischen Gebrauch kennt, dann ständ es schlimm um unsere Litteratur“.

„An dem Zusammentreffen von der, der nimmt Lessing auch hier keinen Anstoß. Am liebsten aber setzt er einmaliges der oder welcher: als der (quam qui = als der, der quam is qui) ohne Zeit herumirrt, selbst wo kein Mißlaut zu vermeiden ist: denn sie ist zwar eine stumme Pause, aber die (sed quae = eine, die)²⁾ sich unmittelbar unseren Augen verständlich machen will. Übrigens zieht Lessing nach dem Demonstrativum derjenige, das er gern anwendet, und nach dem Artikel mit demonstrativer Kraft entschieden welcher vor“.

Für welcher giebt M. hier 6, für der 4 Belege. Vier von jenen sechs möge der Leser selbst beurteilen. Nr. 1 mit aller der Vorsicht, welche (Im La. folgt: die Wage...; fällt also unter M.s III.); Nr. 2 mit der Genauigkeit, mit welcher (Im La. folgen noch vier einsilbige Wörtchen: wir noch jetzt den Arist.); Nr. 3 in (eben) der Ordnung niederschreiben, in welcher sie sich (bei mir) entwickelt La., Nr. 4 (La. Die Medea hatte er nicht) in dem Augenblicke genommen, in welchem (La. 114; auch kurz vorher: jenen Punkt, in welchem, nicht in dem wegen indem). Nr. 5 ist unanfechtbar, Nr. 6 dasjenige Gemurmel, durch welches, habe ich im La. nicht gefunden.

XIIb.

(S. 478) III. Wenn das Relativ und der Artikel gleichlautend neben einander stehen, so ist das der anstößigste Fall, weil sie hier keine Pause trennt. „Alle untersuchten Schriftsteller, ohne Ausnahme, gehen dem die die aus dem Wege, weil das nicht bloß

1) Auch D. Schröder, Vom papiernen Stil S. 30¹ hat es parodiert und will es, wo's die Deutlichkeit einmal verlangt, durch der ersehen. Aber das ist ja doch auch wieder etwas Papiernes so gut wie der Apostroph u. s. w.

2) Wir haben das Lateinische hinzugesetzt, weil es uns diese wie manche andern Eigenheiten in Lessings Stil zu erklären scheint. So gleich in einem Briefe an Madame König: Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben und die (et quae) nicht stolz auf ihre Frömmigkeit ist, was aber, da es auch bei Schiller und Goethe vorkommt, vielleicht noch mehr auf das Französische zurückzuführen ist.

ein Mißlaut, sondern auch der Zunge unbequem ist.“ Lessing hat in allen, Schiller in den „weitaus meisten“, Goethe in den „allermeisten“ Fällen welche die, Goethe auch, wenn die beiden die nur durch ein kurzes einsilbiges Wort getrennt wären. Ebenso ist bei den übrigen und ebenso wenn auf das Relativ dies oder diese folgt.

Über das Zusammentreffen des Relativs die mit anderen einsilbigen Wörtern von gleichem Vokal oder gleichem konsonantischen Anlaut sind Mz. Beispiele kaum vollständig, jedenfalls so wenig zahlreich und die einzelnen Figuren so nackt aus dem Zusammenhange des Textes herausgehoben, die freilich auch schwer übersehbaren Einzelheiten so wechselnd, daß sich kaum etwas Haltbares daraus schließen läßt. — Das das oder welches das erklärt er überhaupt nicht belegen zu können, giebt aber selbst S. 480 aus Schiller Na. u. sent. D: ein gemischtes Gefühl, welches das („anstatt das das“ Mi.) Naive in der Denkart ausmacht, und S. 493 aus Num. u. Würde: dem Glücke, welches das.

Sch. führt als typisch außer dem ersten Beispiel in der Fassung: Das gemischte Gefühl ... aus derselben Abhandlung noch an: „sobald wir glauben, daß ein Herz die Quelle davon sei, welches die Hilfe der Kunst verschmähte“ ..., wobei es unklar bleibt, ob er sich mehr an das die oder an dass ... das (vgl. oben S. 322) stoßen würde;¹⁾ aus Seume: Die berühmte neuere Mauer, welche (nicht die) Dionysius aufführen ließ; ein Gang, durch welchen (mit den „viermaliger Zungenschlaglaut“!) der Tyrann ...; endlich sehr treffend aus seiner eigenen journalistischen Thätigkeit: die Abgeordneten, welche die Pläten zwar gern in die Tasche stecken.

XIII.

Bisher hatten wir es zumeist mit dem Wohlklang und nur nebenher mit der Deutlichkeit zu thun. Bei der Frage über den Wechsel zwischen der und welcher in solchen Relativsätzen, die demselben Satz oder derselben Periode angehören, hat die Deutlichkeit, wenigstens nach unserm Erachten, den Vorrang. Von den beiden Erfordernissen des Schönen vertritt hier W. entschieden die Einheit, d. h. die Symmetrie und sucht M. die Mannigfaltigkeit, den Wechsel zu retten.

(S. 490) A. Bei parallelen Relativsätzen, die von demselben Substantiv abhängen, führt M. „massenhafte“ Belege für das Unterbleiben und nur aus Lessing zwei für den Eintritt des Wechsels an. Auffallend ist nur, daß er diese beiden noch „auffallend

1) Auch M. belegt welches die einmal ebendaher und zweimal aus Börne, aber das die überhaupt nicht. Ich bezweifle jedoch einstweilen, daß letzteres ohne sonstigen Anstoß gemieden wird.

selten“ nennt; vielmehr sind auch diese nicht ganz stichhaltig. Sie lauten: Thaten, die vor Ihren Augen geschehen, an welchen Sie teil hatten, die zu Quellen der unerwartetsten Veränderungen wurden (Erster Titbr. S. 152); Beilen, aus welchen dieser Aufzug besteht und die ... beklamiert werden mußten La. Nun sagt aber M. selbst S. 284, daß L. „noch weitaus überwiegend“ welchen für denen (17:4) gebraucht. Noch deutlicher und zugleich zu unten B6 passend wird das erste Beispiel in folgender Wiedergabe: Gegen hundert Namen, die alle erst ... bekannt geworden; gegen tausend fühne Thaten, die..., an welchen..., die... wurden — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

In den Sprachgrobheiten S. 28, wo M. noch mit größerer Entschiedenheit und Ausführlichkeit den Wechsel durch künstlerische und stilistische Analogien zu verteidigen sucht, bietet er noch ein¹⁾ anderes hierher gehöriges Beispiel mit Wechsel aus Schillers Dreißigjährigem Krieg. Er bringt es auch in der Abh. S. 492 unter B, bezeichnet es aber dort „auch als Beleg für A.“ Es lautet vollständiger nach ed. Cotta 1872 V 2: Schrecklich... war die erste Wirkung, durch welche (nicht die) diese... Sympathie sich verkündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der (folgen 3 Beilen)... legte; ein Krieg, in welchem (nicht in dem wegen indem, wie gleich darauf: Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus diesem fürchterlichen Krieg, in welchem...) viele Tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den (fast 3 Beilen)... zurückgab. Cessante causa cessat effectus, im dritten Relativsätze lehrt Schiller wieder zum der des ersten zurück, obgleich wegen der Länge dieses ersten und wegen der Epanalepsis des Beziehungswortes ein welcher auch im dritten Relativsätze weniger auffallen dürfte. Und nun schlage man selbst in Mommsens Röm. Gesch. S. 24^b das letzte Beispiel aus M.s Abhandlung nach und lese es laut: „Jenes hellenische Wesen, das..., dessen..., dessen..., dessen..., das..., und jenes römische Wesen, das..., das..., das..., in dem wer anders sein wollte als die Genossen ein

1) Das zweite S. 29 ist von den Brüdern Grimm, wohl aus ihren Märchen, und handelt von einer Thür, an welche (nicht die) die Räuber klopfen und die sich bald öffnete. Ob man obigen Grundsatz auch hier anwenden oder ein zweites welche erwarten will, ist zunächst Sache des Geschmacks; ob man es bei den Grimms, vorausgesetzt, daß sie den Grundsatz des Nichtwechsels anerkennen, erwarten könnte, ist Sache weiterer Untersuchung ihres Sprachgebrauchs. S. 498 sagt M., welcher sei in ihren Märchen keineswegs selten und giebt „ohne Vollständigkeit“ viele Beispiele, von denen freilich manche unter die besprochenen Gesichtspunkte fallen dürften. Die Nachweisung eines besonders häufigen Gebrauchs von welcher in diesen Märchen wäre natürlich sehr wichtig.

schlechter Bürger hieß, in dem der Staat alles war und die Erweiterung des Staates der einzige nicht verpönte hohe Gedanke — wer vermag diese scharfen Gegensätze in Gedanken zurückzuführen auf die ursprüngliche Einheit, die sie beide umschloß und beide vorbereitete und erzeugte?“ Und dann bringe „man wie der Architekt, welcher eine Reihe von gleichen Gliedern nebeneinanderstellt, an dem letzten eine Variation an!“ (M. Sprgr. 28.) Und doch „macht hier der Parallelismus sich von selber fühlbar“ und hindert die Deutlichkeit, der auch M. gegebenenfalls den Wechsel zu opfern bereit ist, diesen hier gewiß nicht, könnte ihn sogar in den beiden letzten Relativsätzen nahelegen.

XIV.

(S. 492.) B. Relativsätze gleicher Ordnung, von verschiedenen Substantiven abhängig.

Hier spielt die Deutlichkeit und vielleicht auch die Symmetrie unseres Erachtens keine so große Rolle wie bei A, kommt auch nach M. Wechsel im ganzen häufiger vor als Beharren, namentlich bei Lessing und Schiller, weit weniger bei Goethe. Die Sache gestaltet sich aber auch hier ungünstiger für M., wenn man von der Thatsache ausgeht, daß der das gewöhnliche ist, und wenn man nun die Erklärungsgründe für den Gebrauch von welcher auf sehr viele Fälle passend findet. Leider kann diese Untersuchung bei diesem und den noch folgenden Fällen an sehr vielen von M.'s Beispielen nur teilweise ausgeführt werden. Wegen der starken Kürzung derselben kann man oft nicht ersehen, was für Wörter dem welcher vorausgehen und besonders welche ihm folgen, und welche Tragweite das auch über die von M. selbst anerkannten Grenzen hinaus hat, leuchtet wohl nunmehr jedem ein.

Es kann aber auch, wenn im ersten Relativsatze mit Grund oder, was ja gewiß auch nicht bloß in der heutigen und der geringeren, sondern auch in der älteren und klassischen Prosa vorkommt, aus Zufall oder nach süddeutscher Gewohnheit welcher vorgezogen worden ist, im zweiten die Form welche wegen des etwaigen „eigentlichen“ oder starken Hiatus mit die vertauscht worden sein. Doch legen wir auf diese, selbst für die attische Prosa lange streitige Frage weniger Wert, zumal wir offen gestanden nicht wissen, ob und wie sie für unsere dagegen weniger empfindliche Sprache weiter geführt worden ist, seit W. Scherer sie in der Festschrift zu Mommsens Jubiläum wieder angeregt hat. Erst nachdem ich das niedergeschrieben hatte, bekam ich Schröbers Buch Vom papiernen Stil in die Hände, von dem ich s. B. nur die beiden ersten Abschnitte in den Preuß. Jahrb. gelesen hatte. Im dritten: „Wörter

und Worte“ sind Scherer's Ausführungen über die Vermeidung des Hiatus in Goethes Dichtung namentlich durch eine ansprechende Untersuchung über die Iphigenie vertieft. Was Schr. über entgegengesetzte Erscheinungen in Lessings Jamben sagt, stimmt zu dem Material, das ich kurz nach dem Erscheinen von Scherer's Abhandlung (1877) zu einer ähnlichen Arbeit aus Lachmann-Malkahns Lessingausgabe zu sammeln begonnen, aber aus mancherlei Gründen nicht vervollständigt und verwertet habe. Namentlich war diese Arbeit „über das Endungs-e“ wegen der geplanten Einbeziehung der ganzen Prosa Lessings viel zu weitläufig angelegt und forderte deshalb eine Augenanstrengung und bei der Trockenheit und immerhin möglichen Unergiebigkeit des Stoffes eine Entsagung, deren ich mich auf die Dauer nicht fähig fühlte. Hier aber haben wir es gerade mit der Prosa zu thun, die ja für grammatische oder stilistische Fragen auch entscheidend bleibt. Für eine ähnliche Arbeit wie die damals von mir beabsichtigte, dürfte es sich empfehlen, hauptsächlich gute rhetorische, zum Vortrag bestimmte Prosa ins Auge zu fassen, wobei aber solche nur auf dem Papiere vorhandene Hiata wie in dürfte es besonders oder gar nicht zu zählen wären. Ob man dies e herkömmlicherweise schreibt oder, wie es unsere Klassiker stellenweise auch gethan haben und Schröder, Trautmann und andere jetzt fast demonstrativ thun, wegläßt, ist für die Frage der Zugehörigkeit zu den „Papiereuen“ wohl ziemlich gleichgiltig und jedenfalls gleichgiltiger, als wenn durch die bei Schröder u. a. beliebte Wortstellung: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß . . . Schillers Art sollte eingewirkt haben, der . . . hat“, ein Hiatus geschaffen wird, wo die gewöhnliche Wortstellung keinen hat.

M. hat nun hier, „bloß der leichteren Übersicht halber“ die Relativsätze eingeteilt nach den Satztheilen, wovon sie abhängen. Er bietet 19 Beispiele mit, 15 ohne Wechsel. Sehen wir nun die 5 ersten für Wechsel näher an.

Zu a) Der erste, welcher die Materie verglich, war ein Mann, der eine Wirkung auf sich verspürte Da, könnte man aus M. I S. 485 anzuführen versucht sein, daß D. etwas häufiger der . . ., welcher als der . . ., der sage; aber wir selbst haben das S. 320 vorläufig als Versehen M.s betrachten müssen. b) Diese sichtbare Hülle, unter welcher (unter der siele unter die Bemerkung von Sch. s. unter X.) Vollkommenheit zur Schönheit wird, nur eines von den geringsten Mitteln sein kann, durch die (welche anderseits würde eigentlichen Hiatus ergeben) er nur zu interessieren weiß. In c) Alles Böse, welches Philipp . . . beschloß, war Rache, die (mit welche Hiatus!) er dafür nahm, Dreißigj. Kr., wäre die Frage, ob Schiller in dieser Figur überhaupt und oft das gesetzt hat, was M. als hervorragender Schillerforscher gewiß besser als wir entscheiden

kann (vgl. S. 321). d) So (Var. Schrecklich) war die erste Wirkung . . . ist bereits S. 325 gegen M. erklärt. e) Eben diese allgemeine Staatsympathie, welche (nicht die; so auch an irgend einer Stelle der drei Lessingschen Abschnitte „Philosophie, welche“, aber an einer anderen „Tragödie, die“) den Stoß . . . mitteilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem . . . Dreißigj. Kr.

Ohne uns bei den anderen auch wohl meist zuverlässigeren Beispielen für Wechsel aufzuhalten, müssen wir es noch als auffallend bezeichnen, daß der Satz S. 493 Einem Briefe, welcher . . ., war eine Nachschrift hinzugefügt . . ., die . . . unter B5 (Von zwei Objecten abhängig) aufgeführt ist, und noch mehr, daß eine eigene Klasse B4 (Von dem Subjekt und von der Apposition abhängig) gebildet ist für den Satz aus Hamb. Dram. VI 11: Beim Tasso ist es ein Zauberer, ein Kerl, der weder Christ noch Muhamedaner ist, welcher dem Mabin den Rat giebt. Hier bildet „ist es . . . welcher“ doch nur die emphatische Umschreibung des Prädikats, und bei der von V. gewählten Wortstellung mußte sogar Wechsel eintreten, wenn der Satz nicht ganz undeutlich werden sollte.

Wir erkennen also hier und bei b—e zunächst keine ästhetische Rücksicht für den Wechsel an und halten die Frage, ob im Falle B Wechsel im allgemeinen vorgezogen wird und vorzuziehen ist, mindestens noch für offen.

Dagegen entspricht es wenigstens unserem ästhetischen Gefühle, daß „der Wechsel selten ist, wenn die Relative von parallelen Satzgliedern abhängen“ B 6. Wir geben hier statt der vielleicht auch ansehbaren drei Beispiele mit Wechsel als Muster zwei von den 10 anderen: Der Natur, welche die Anlage giebt, dem Glücke, welches das Bildungsgeschäft erleichtert. Schiller, Anm. u. Würde (Paßt zugleich zu III. S. 324); bei Menschen, die nur dunkel vor sich hinleben, nicht bei solchen, die . . . sich ernst bewusst sind. Wahlverw. Außerdem noch zwei von uns gefundene: . . . als die Juden von dem Ezra, welcher den Kanon . . . anfang, und von Simon . . . erzählt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Littbr. 159; . . . so redet er von der Kenntnis solcher Dinge, die man . . . z. E(xempel) der . . . Wahrheiten, der Meinungen und Hypothesen, die man . . ., wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man . . . Ebda 174. Auch Sch. 53 fordert hier mit Andresen 304^b flg. Gleichmäßigkeit.

XV.

(S. 494) C. Relativsätze, die derselben Periode, aber nicht demselben Satze angehören, und entweder von parallelen Hauptsätzen oder vom Hauptsatz und vom Nebensatz abhängen.

Hier hätte eine Scheidung nicht bloß der Übersicht gedient. Dabei würde M. gefunden haben, daß Beharren bei demselben Relativ nicht bloß „häufiger“, sondern geradezu Regel ist, wenn bei inhaltlichem Parallelismus, wie bei Vergleichen und Gegensätzen, auch äußerlicher Parallelismus vorhanden oder doch durch die grammatische Unterordnung nur dünn verhüllt ist. Wenigstens entspricht das M.s. Beispielen sowie unserm Bedürfnis nach Symmetrie.

Mit inhaltlichem und formellem Parallelismus hat M. überhaupt nur ein, noch dazu anfechtbares Beispiel für Wechsel: Dort war es Dienstfeier, der die Probe veranlaßte, hier ist es die Religion, welche Gelegenheit . . . giebt. Nach S. 484 (oben unter XI.) wäre die Religion, die gegen Lessings Art, und zweitens, so könnte man versucht sein mit Sch. zu sagen, wegen des vor Gelegenheit fehlenden Artikels weniger deutlich. Aber das Beispiel zeigt wieder, wie wünschenswert manchmal eine weniger verkürzte Fassung wäre. Die Stelle lautet Hamb. Dr. VI 11: . . . „welche der Liebe Gelegenheit giebt, sich in aller ihrer Kraft zu zeigen. Aber die Religion, welche bei dem Tasso nur das Mittel ist . . .“ Es folgt also Gelegenheit gar nicht unmittelbar auf welche, wohl aber auch im nächsten Satze die Religion, die vermieden, dagegen auf S. 12 eine R. . . ., die fast . . . und S. 14 . . . die Religion selbst, die er ehren wollte, ohne Bedenken gesetzt, was alles bei M. selbst unter I. beigebracht und richtig erklärt ist.

Betrachten wir nun auch die Beispiele mit verhülltem formellen¹⁾ Parallelismus. Die Frau, die . . . verkauft, ist ebenso hochachtungswürdig, als der Gelehrte ist, der . . . verbindet (Na. u. sent. D.). Den einen, der . . . hinging, ließ er liegen, um den andern einzuschlagen (Lat. nicht ut alteram iniret, sondern iniitque alteram), der sich links . . . hinaufwand (Wahlv.). Wenn wir Jägern gleichen, von denen jeder . . . beansprucht, so sind die Menschen der Vorzeit . . . Vögelu ähnlich, bei denen . . . erst der Schwarm eine Einheit . . . darstellt. (Freitag, Bilder; ἰμεῖς γε μὲν . . . εὐόικαμεν, οἱ δὲ πάλοι . . . εὐόικασιν). Übrigens läge heute den meisten und nach S. 483, wo der zweite Teil der Stelle angeführt ist, namentlich Freitag bei denen ein Wechsel mit welchen ohnehin²⁾ fern. — So wie es tiefsinnige Geister giebt, welche über die Religion platterdings

1) Oder formellem? Darüber später.

2) M. sagt Sprgr. 19; wenn er das W.sche Buch mit dessen eigenem strengen und einseitigen Maßstabe messen wollte, müßte er ohnehin als eine schauerhafte oder, wie W. sagen würde, schauerbare Bildung bezeichnen; die Präposition ohne „schreie“ förmlich nach einem regierten Accusativ. — Aber warum soll sie hier mehr schreien, als die anderen Präpositionen in mithin, vorhin, vielleicht auch umhin, nebenhin und das von Blüm. mit Grimm verteidigte schweizerische anhin („namentlich in der Verbindung bis anhin = bisher“)? Auch belegt Grimm ohnehin genügend aus den Klassikern.

wegphilosophieren..., so giebt es... schöne Geister, die über eben diese Religion wegwiheln (Et sunt, qui subtili ingenio praediti... et (sunt) qui eleganti ingenio...) Vittbr. VIII 165. Also doch Wechsel? Ja, aber wie nach S. 484 Lessing, Schlegel und Freytag fast niemals die Geister, die..., dagegen Lessing wohl die schönen Geister, die gesagt haben würde, so wäre doch erst noch zu untersuchen, ob er es nicht erst recht so gehalten hat, wenn die beiden die nicht auch noch durch die Satzpause getrennt sind. Außerdem steht die Forderung der Gleichmäßigkeit natürlich in umgekehrtem Verhältnis zu der Entfernung der beiden Relative. Letzteres gilt vielleicht auch von der Stelle aus Wahrh. u. D.: So prächtig die Krönung... gewesen war, bei welcher besonders der französische Gesandte mit Kosten und Geschmack herrliche Feste gegeben, so war doch die Folge für den guten Kaiser desto trauriger, der... Auch kann man hier zweifeln, ob die Korrespondenz Quo... eo oder die konzessive Unterordnung Quamquam... tamen stärker hervortritt. Indessen da die erwähnte Entfernung in beiden Stellen nicht größer ist als an manchen anderen, wo sich die Gleichmäßigkeit noch gewahrt zeigt, so könnten unsere Erklärungen für den Wechsel bestritten werden; jedenfalls könnten aber diese beiden Beispiele allein obige längst von anderen aufgestellte Regel der Symmetrie nicht erschüttern.

Dem das einzige noch übrige Beispiel für Wechsel fällt gar nicht unter unsere Regel. Es ist aus Mommsens Röm. Gesch. und heißt: Der Apennin streicht bis zum Busen..., von welchem hervortretend er... bildet, und nach einer Einsattelung, die... bildet, spaltet er sich. Wir konnten den Text umsoweniger nachprüfen, als M. die Auflage nicht angegeben hat. Aber daß hier gar keine innere Korrespondenz, sondern eine äußerlich anreihende Beschreibung vorliegt, sieht man auch schon an der abgekürzten Fassung, und in der uns vorliegenden 5. Aufl. S. 4 sind es in der That drei oder, wenn man die beiden letzten durch Strichpunkt getrennten als eine Periode zählen will, zwei selbständige Sätze, in deren erstem es heißt: Der Apennin streift... zwischen dem breiteren westlichen und dem schmalen östlichen Busen des Mittelmeeres, an welchen letzteren (an den letzteren wäre unmöglich) hinantretend er... erreicht. Ist M.'s Citat genau, so kann man nur annehmen, daß Mo. bei irgend einer späteren Auflage den Satz so umgeformt hat, daß das nicht gerade schöne, wenn auch von W. zu stark getadelte letztere wegfiel und an welchen hinantretend in von welchem hervortretend umgeändert wurde. Das wäre zugleich ein Beweis, von welcher geringen Zufällen so manchesmal die Wahl eines Ausdruckes oder einer Konstruktion abhängen kann.¹⁾

1) Interessant wäre es zu wissen, ob auch... „Nation, die die Ostküste...“ und „die Nationen aber, die diesen großen Kreis umwohnen“, beides S. 3^o, später geändert oder nur von Mi. übersehen worden ist.

Dagegen hat M. auch ein Beispiel ohne Wechsel aus den Wahlverw. zu C gestellt, das wir für unsere Regel nicht verwerten können, weil es zu E gehört: *Fand sich keine Gesellschaft, welches öfters geschah, so war ... das Lesen meist solchen Gegenständen gewidmet, welche den Wohlstand vermehren.* Das gäbe nach dem in der philologischen Welt meist gebräuchlichen Nägelsbachschen Schema: $a/\alpha : A/b$, wobei denn noch zu beachten wäre, daß Goethe noch nach älterem Sprachgebrauche welches auch da festhält, wo der Relativsatz Apposition zu einem ganzen Satze ist.

Als zweite Gruppe von C würden sich nach unserer Scheidung solche Relativsätze ergeben, von denen der eine von A (Hauptsatz) und der andere von a (Nebensatz 1. Grades) abhängt, zwischen denen aber kein logischer Parallelismus stattfindet. Hier ist aus M.s. Beispielen nicht ersichtlich und erscheint es uns vom logischen und ästhetischen Standpunkte gleichgiltig, ob häufiger der Wechsel eintritt oder nicht, Mannigfaltigkeit oder Einheit vorgezogen wird.

XVI.

Auch bei D: Relativsätze, von denen der eine dem anderen untergeordnet ist, S. 495, kann sich die gangbare Vorschrift des Wechsels nicht auf M.s. Material stützen. W. hat sie erst anerkannt, schließlich aber doch als entbehrlich bezeichnet. Andresen Sprgbr. 304⁵ flg. und Wadernagel-Sieber Stilistik 466² haben sie aber mit Entschiedenheit aufgestellt, letzterer¹⁾ mit dem Zusatz: namentlich wenn beide Relativsätze

1) Oder muß es letztere heißen? W. erklärt es S. 274 für eine rechte Dummheit, wenn auf Buchtiteln, in Buchhändleranzeigen u. s. w. von zwei Männern, die, entweder gleichzeitig oder nach einander, der eine vielleicht nach dem Tode des anderen, an einem Werke gearbeitet haben, die Namen durch Bindestriche mit einander verbunden werden, und verlangt Wadernagel und Sieber. Wenn beide wirklich gleichsam als Compagnons gearbeitet haben, wie Wadernagel und Kieger an der bekannten Ausgabe Walthers v. d. Vogelweide, so würden auch wir lieber nach kaufmännischem Gebrauch Wa. und Ki. sagen und natürlich ebenso folgerichtig in den syntaktischen Beziehungen die Mehrzahl anwenden. Wenn aber der zweite Name gleichsam nur den Geschäftsnachfolger bezeichnet, der die Firma mit dem Inventar übernimmt und weiterführt, wie hier Sieber das schon vorhandene Buch des verstorbenen W. Wadernagel ohne wesentliche eigene Zuthaten, so wird in kaufmännischen Schriftsachen der zweite Name wohl meist hinter dem ersten eingeklammert, und so könnte man ja auch schreiben: Wadernagel, Stilistik ed., Ausg. Sieber, oder, wenn durchaus alles in zusammenhängende Worte gekleidet sein muß, zweite, von Sieber herausgegebene Auflage. Dieses läge ja immer noch etwas anders als die von W. S. 308 getabelte antiquarische Anzeige „Erste, seltene Ausgabe“, die E. S. 26 mit einem Hinweis auf W.'s eigene Titelangabe „Zweite stark vermehrte Auflage“ (ohne Komma!) verteidigt, aber doch lieber durch „Erste Ausgabe, selten“ ersetzen

auch noch im gleichen Kasus stehen. Sch. zeigt sich auch hier ohne statistische Hilfsmittel als Kenner des Sprachgebrauchs, wenn er S. 53 diese Forderung weniger zwingend nennt als die entgegengesetzte bei logischem Parallelismus. Selbst Andresen giebt zu, daß „diese Hauptregel im deutschen Stil, welche nicht nur dem Wohlklange zu gute kommt, sondern ... in noch höherem Grade ... den sichersten Schutz gegen die absolute Undeutlichkeit¹⁾ gewährt, der Mehrzahl aller Schreibenden völlig unbekannt geblieben ist.“

Nach W. also ist bei D Beharren etwas häufiger als Wechsel und wird dieser von Lessing, auch Schiller vorgezogen und von Goethe seltener angewandt. Aus Goethe sind überhaupt keine Beispiele für Wechsel angeführt, wohl aber 6 mit beibehaltenem der, was bei seiner Vorliebe für der vielleicht auch hier ins Gewicht fällt (welcher : der = 64 : 272, in Wilh. Meister, Wahlv. und 3t. Reise, woraus die Beispiele sind, sogar 34 : 228).

Im ganzen sind es 14 Beispiele ohne, 10 mit Wechsel. Bei jenen fehlt: Alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner notwendig sind, der mich... will, und die ich demjenigen gern erlasse, der... sucht Pittbr. S. 177, zugleich noch ein Beleg für A; In der Beredsamkeit, die man doch... bei den Franzosen wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß... erstreckt, am wenigsten suchen sollte Ebda.; Der fünfte Akt ist eine... Staupe, die manchen hinreißt, dem

möchte. Indessen hängen doch in dem zweiten der obigen Fälle die Kaufleute nicht bloß im mündlichen, sondern auch oft genug im schriftlichen Verkehr den zweiten Namen einfach an den ersten an. Warum soll das nun nicht auch in kurzen litterarischen Anzeigen mindestens für den zweiten Fall gestattet sein? Und desgleichen beim Deutsch des Zitierens, das am Ende doch auch seine berechtigten Eigentümlichkeiten hat, so gut wie das auch nicht gerade liebliche Notendatein vergangener Tage, das mit ihm nicht einmal den wesentlichen Vorzug der Kürze teilt? Andererseits hat doch die Beifügung des zweiten Namens, wenn auch nicht gerade bei Wadernagel-Sieber, Stilistik, so doch z. B. bei Wadernagel-Martin, Roberstein-Bartsch, Gervinus-Bartsch, Litteraturgeschichte wissenschaftlich größere Bedeutung als die bloße Zahl der Ausgabe, da, außer den Forschern, nicht jeder Leser es immer gegenwärtig hat, daß mit der zweiten bezw. fünften Auflage so bedeutende Verbesserungen eingetreten sind. Ob man nun freilich die Analogie aus der Handelsprache auch bis auf Konstruktionen, wie Wadernagel-Sieber behauptet, ausdehnen soll oder darf, scheint uns diskutierbar. Wer auch im ersten Falle Wadernagel-Kieger zusammenschiebt, der sieht sich noch häufiger vor die Entscheidung gestellt, und wird wohl auch vorziehen: Wadernagel-Kieger behaupten, wenn er in solchen Wendungen nicht doch lieber zum und zurückgreift. Die Franzosen haben ja für solche Erscheinungen wie Erdmann-Chatrion, weil sie bei ihnen früher und häufiger aufgetreten sind, als bei uns, schon einen eigenen Kunstausdruck: la dualité; aber wie halten sie es damit in der Syntax?

1) Die dürfte wohl nun selten eintreten. W. würde es vermutlich als bloß pharisaisches Argerniß bezeichnen, wenn sich Wadernagel an dem folgenden Satze stößt

die ersten vier Akte... versprochen. Hamb. Dr. 17. Zu den Stellen mit Wechsel ist mir noch aufgestoßen: Es giebt Ausleger, welche den Unterschied, den Aristoteles... angiebt, darin setzen. La. 105.

Von jenen vierzehn erklärt sich Nr. 1 aus früheren Bemerkungen: Ein stärkerer Anfall hatte seine gesetzte Zeit, nach welchem (wegen nachdem) jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem (indem!) sich seine erschöpfte Natur erholen mußte La.; bei Nr. 3 bemerkt M. selbst, das zweite welche stehe zur Vermeidung von die die. Aber auch wenn sich in der unverkürzten Fassung bei dem einen oder anderen Beispiele noch eine annehmbare Erklärung für die Wiederholung von der oder welcher finden sollte, so bleibt das Zahlenverhältnis noch immer derart, daß sich keine Regel darauf stützen läßt.

Die Rücksicht auf Deutlichkeit fordert ja auch den Wechsel nur da, wo ein Mißverständnis möglich ist, wo also die Beziehung des Relativsatzes α auf das Beziehungswort des Relativsatzes a nicht durch Geschlecht und Zahl ausgeschlossen ist oder gar die Formen der Relative gleich lauten;¹⁾ und selbst

und Unsinn darin findet: Ein Bedienter, der lange Zeit treu und redlich einem Herrn gedient, der aber nun gestorben ist, sucht ein anderweitiges Unterkommen. Immerhin führen Andresen a. a. O. und Sanders, Spitzschwier. unter Abhängigkeitsverhältnisse des zweiten Grades, 6), Beispiele genug an, worin durch Vernachlässigung des Wechsels in einander untergeordneten (sowie der Gleichmäßigkeit in beigeordneten) Relativsätzen für den Leser Anstoß und Aufenthalt entsteht. Dies geschieht nach unserem Dafürhalten vorzüglich dann, wenn der untergeordnete nicht in den übergeordneten eingeschoben ist, sondern ihm folgt. Das ist nun durchaus nicht undeutsch, erinnert aber doch bei mehr als zwei Relativsätzen an einen scherzhaften Kinderspruch. Man beginnt dabei: Das ist der steinerne Mann, fährt fort: Das ist das Haus des steinernen Mannes, und setzt bei jeder Wiederholung ein Genitiv- bzw. Relativ-Attribut hinzu, bis es zuletzt lautet: Das ist das Grab des Jägers, der geschossen hat den Hund, der gebissen hat die Katze, die gefressen hat die Maus, die genagt hat an dem Bändchen, woran gehangen hat der Schlüssel des Schlosses der Thüre des Hauses des steinernen Mannes. Ich habe übrigens den Spruch nur mit der gehört.

1) M. bezeichnet als solche der... der, die... die, das.. das, wird es aber gewiß auch von welcher u. s. w. gelten lassen, das stärker ins Ohr fällt als der und deshalb noch leichter „das Gefühl der Gleichstellung hervorrufen“ kann. Für uns wenigstens ganz unerträglich sind Beispiele wie bei Andresen: Dem Herrn Verfasser gebührt das Lob, zu denen zu gehören, welche auf Vereinfachung dringen, welche die (natürlich nicht die die!) Schönheit bedingt, welche freilich viele durch Überladung erzielen wollen (Von dem Rezensenten eines Buches über — deutsche Sprache!); und aus der Kreuzzeitung: Wir erinnern an das Birkular, in welchem das Dekret der französischen Regierung vom 13. November, in welchem jedem französischen Offizier, welcher desertiert, eine Prämie zugesichert, seine Beleuchtung erhält. Hier, wo sogar a und α denselben nach Form und Inhalt gleichen präpositionalen Ausdruck an der Spitze haben,

in dem letzten Falle ist das Mißverständnis schon ferner gerückt, wenn in α das Relativ Subjekt ist und sich aus seinem gleich oder bald folgenden Prädikat ergibt, daß es in einem anderen Numerus steht als das Relativ in a .

Der Forderung W.s widersprechend, aber für die Architektur der Periode recht brauchbar ist das beiläufige Ergebnis M.s, daß in den meisten Beispielen des Wechsels das zweifelhafte welcher den regierenden Relativsatz einleitet.

XVII.

(S. 496) E. Bei- und Unterordnung in größeren Perioden. M. sagt: „Wechsel ist hier überwiegend, und mitunter schematisch darstellbar. Ich bezeichne in solchen Fällen der mit A und a , je nachdem es im regierenden oder im regierten Satz vorkommt, welcher mit B und b “. Man sollte meinen, das wäre immer darstellbar nach Analogie des Nägelsbachschen Schemas. Es braucht nur für die Relativsätze mit der a , α , 3 (Nebensatz dritten), 4 (vierten Grades) und für die mit welcher a' , α' , 3', 4' gesetzt zu werden, oder, wenn man das Schema zugleich für die ganze Periode durchführen und die Relativsätze von anderen Nebensätzen unterscheiden will, etwa d , δ , 3^o und r , ρ , 3^{oo}.

Doch ist diese Durchführung etwas umständlich und hat für den vorliegenden Zweck wenig Wert. Aber für die Forderung der Gleichheit in den unter A, B 6 und C besprochenen Fällen sowie für die von M. als unsicher erwiesene und von uns nur bedingungsweise unterstützte Forderung des Wechsels in D hat unseres Erachtens die besondere Aufstellung von E überhaupt wenig Wert, ist es vielmehr gleichgiltig, ob zwei oder mehr Relativsätze zugleich vom Hauptsatz A oder vom Nebensatz 1. Grades a oder gar von einem zweiten Grades α und andererseits ob der eine von A und der andere von a oder der eine von a und der andere von α u. s. w. abhängen.

M.s erstes Beispiel lautet: Die Absicht... zu welcher ihre Erziehung abzwirkte, war, ihre... Bürger zu dem zu machen, was sie *καλοκαγαθία* nannten, in welchem Worte sie... alle Vorgänge (muß heißen: Vorzüge)... begriffen, die einen (Text: freien und edeln) Menschen (von einem Sklaven und menschenähnlichen Tiere) unterscheiden, alle Eigenschaften

würde bei α nach Sch. Lessing auch wohl nicht leicht in dem, aber jeder, der nicht reiner Altkensich ist oder nach Dr. K. auf Metermaß arbeitet, das... zusichert, geschrieben haben. Das Deutsche muß ja ohnedies im allgemeinen das Aktiv mehr anwenden, als das Latein, und eine solche doppelte Einschachtelung mit fast unmittelbarem Aufeinanderklappen dreier Prädikate wäre auch im Lateinischen häßlich.

und Geschicklichkeiten, welche den Menschen erhöhen... Littbr. 167. Da was hier außer Betracht bleibt, so würden wir folgendes Schema aufstellen $a'.. \alpha' | 3 + 3'$. M.s Schema B B ($a + b$) ergibt sich doch als ungenau, sobald man die heute geläufigere Umstellung der Apposition und noch folgende Änderung vornimmt: in ihren Bürgern das zu entwickeln, was sie mit *καλοκαγαθία* bezeichneten, einem Worte oder freier ein Wort, in welchem... Bei $a' ... \alpha'$ wäre uns der Wechsel logisch und ästhetisch ebenso passend, bei $3 + 3'$ aber das Beharren wünschenswert. Das Wesentliche des Beispiels liegt also in seiner Abweichung von B 6, wenn man diese nicht durch die ziemlich große Entfernung zwischen 3 und 3' entschuldigen will.

M. führt überhaupt 11 Perioden auf und setzt dann hinzu: In den meisten Fällen findet also Wechsel von welcher und der ohne Rücksicht auf die Gliederung des Satzes, auf Über- und Unterordnung statt. Wenn wir aber hierfür, wie es der ganzen Untersuchung entspricht, Bei- und Unterordnung setzen, so läßt sich bei den meisten Beispielen schon in der gekürzten Fassung die Wahl der Relative mit unseren bisherigen Ergebnissen bestens vereinbaren.

Bemerkenswert ist auch noch, daß nach M., wenn das Relativ zwischen zwei Sätzen eingeklemmt ist,¹⁾ welcher fast doppelt so häufig gebraucht wird. Für der hat er in diesem Falle nur 4 Belege, von denen aber sicher 2 bei Anwendung von welcher einen Mißklang enthalten würden: Ein allgemeiner Satz, der (welcher), als solcher, einen Grad... erlangt; Deuten zu statt kommt, die (welche) ich weiß nicht welchen Schauer empfinden. M. selbst rechtfertigt in dem zweiten Beispiele die kürzere Form damit, daß der Sprechende über den Zwischensatz rasch hinweggehen könne, was hier auch zutrifft und wohl noch klarer würde, wenn man statt die ich... einsetzt die Gott weiß welchen Schauer empfinden. Jedenfalls „ist klar, daß das zweisilbige welcher zwei Sätze besser auseinanderhält als das einsilbige der, die Gliederung also schärfer und sinnfälliger macht“.

XVIII.

Oben sind wir einige Male mit dem Thema, aber in dieser Ausführung über der und welcher ist der Stoff mit uns durchgegangen und ohne es ursprünglich zu wollen, haben wir weiter einen Beweis für das

1) Mit einem ebenso treffenden Bilde sagt Sch., daß welcher (im Gegensatz zu dem gelenkigen... der) wie eine rostige Thürangel zwischen Haupt- und Nebensatz knarrt. Übrigens gilt das Gesagte, wie M.s Beispiele zeigen, auch wenn abgekürzte Sätze, namentlich unflektierte Partizipien hinter dem Relativ eingeschoben werden.

Sprüchlein von τὸ μὴ ἦδὲ τὸ οὐ geliefert. Es ist ja auch gewiß lohnender, den Werdegang Schillers zu verfolgen und seine Ideen zu ergründen oder gar, so einem Gott Gabe, Beruf und Muße dazu verliehen hat, beides der dankbar lauschenden Schillergemeinde, d. h. so ziemlich der ganzen Menschheit deutscher Zunge, zu verkünden, gewiß diese Aufgaben sind schwieriger, aber auch lohnender, als den Gebrauch der Relative in Schillers Schriften zu studieren oder darzulegen. Indessen für die philologischen oder doch mehr oder minder philologisch angehauchten Leser dieser Zeitschrift bedarf es nicht erst des Hinweises, daß in dem Kosmos einer Sprache auch das *μὴ* und *οὐ* seine Bedeutung hat. Man kann am Ende auch dabei sein Auge noch offen halten für die jetzt vielleicht wenigeren, aber nicht weniger als früher strahlende Schönheit des unsterblichen Liedes vom Horn des Peliden und sein Ohr offen halten für den vollen, von keinem Idiom wieder erreichten Zauber der Sprache, in der es vor Jahrtausenden erklingen ist. Der Erforscher der Bazillenwelt braucht ja den Sinn für die Schönheiten des Kosmos und der Erforscher der Insektentöne nicht das Gefühl für höhere Harmonien zu verlieren.¹⁾ Auch darüber werden Philologen einig sein, daß, wenn *μὴ* und *οὐ* einmal zur wissenschaftlichen Erörterung kommen, dies mit derselben Genauigkeit geschehen muß, als wenn eine für den Sprachorganismus weit wichtigere Sache oder eine litterarische Frage behandelt wird. Und wenn noch in neuerer Zeit Tycho Mommsen für seine Untersuchungen über *μετά*, *ὄν* und *ἄρα* Beachtung und Anerkennung weiter Kreise gefunden hat, so werden verständige Beurteiler über ähnliche Untersuchungen nicht um deswillen spotten, weil sie sich mit unserer Muttersprache und auch nicht, weil sie sich mit modernen Formen derselben beschäftigen.

Schließen aber können wir diese Ausführung nicht mit besseren Worten als Sch. die seinige (S. 26): Wenn wir bei dieser Erörterung länger verweilt haben, so ist dies zum Teil geschehen, um einen Maßstab für eine nach unserem Ermessen zu weit gehende Behauptung des Herrn W. zu geben, daß die Warnung vor den angeblich unschönen Wiederholungen so thöricht als möglich sei und lediglich aus der Anschauung des Papiermenschen stamme... Zu diesen Papiermenschen wäre also auch unser klassisches Aleeblatt zu rechnen. Wir fürchten nun keineswegs jedes der der oder die die; aber wir möchten auch nicht die Möglichkeit eines Mißklanges so schroff leugnen und das zwar oft sich ungebührlich vor-

1) Über diese von so vielen Gegnern der Philologie jetzt verkannte Analogie spricht treffend M. Stahl, Über Umfang und Bedeutung des Sprachstud. Preuß. Jahrb. Mai 1893. Vielleicht beachtet man auch noch heute, was der Staatsmann und Geistesgenosse unserer größten Dichter W. v. Humboldt, Über die Verh. des m. Sprachbaues, Ges. W. VI 44 gesagt hat.

drängende welcher nun ganz in die Wüste schicken wie Herr W. es thut. Denn ginge es nach seinem Ratschlag und Beispiel, so würde das Deutsche die sehr dienliche doppelte Garnitur des bezüglichen Fürworts ganz verlieren... und wir würden gar oft in die Zwangslage geraten, zur Verhütung von Mißklängen und Unklarheiten uns unbequeme Fesseln im Satzbau aufzuerlegen. Die empfehlenswerte Vorschrift scheint uns zu sein, daß man im allgemeinen der, nur mit besonderem Grunde welcher gebrauche. Daß bei der Entscheidung über solche besonderen Gründe das alte Sprichwort vom verschiedenen Geschmack zur Geltung kommen wird, versteht sich von selbst und hat bei der Anerkennung der Regel auch nicht viel zu bedeuten.

Den Worten nach, wenn auch bei seinem Standpunkt nicht ganz dem Sinne nach ähnlich sagt M. Sprgr. 30: Wir dürfen abschließend sagen, daß uns das Relativ welcher aus mehr als einem Grunde unentbehrlich ist und daß es unmöglich sein wird, ein in der Schriftsprache eingebürgertes Wort zu verbannen, das wir uns in Fragesätzen ja doch gefallen lassen müssen. — Als unser eignes Urteil über seine ausführliche Abhandlung wollen wir noch deren letzten Satz hersetzen: Es wird nicht als überflüssige Arbeit erscheinen, mit einem kleineren aber bunten Material Proben angestellt und auf die Erscheinungen vorläufig aufmerksam gemacht zu haben, die zunächst in Betrachtung gezogen werden müßten.

Damit glauben wir dem Inhalte der beiden Aufsätze M.s gerecht geworden zu sein, gerecht auch dem Tone beider. Freilich dem Tone der Sprachgrobheiten sind wir mit einigem Widerstreben und nur deshalb gefolgt, weil er, wie wir zur Genüge gezeigt haben, zu einer Tonart gehört, in welcher dem für einzelne Ausschreitungen seiner Mitglieder nicht mehr als jeder andere verantwortlichen Stande der deutschen Mittelschullehrer in einer auf die Dauer unansprechlichen Weise aufgespielt worden ist. Wir können die darin ausgedrückte Sorte von Achtung doch von Männern wie M. nicht so lächelnd hinnehmen, wie von Leuten, die auf demselben geistigen und gesellschaftlichen Standpunkte stehen mit Fontanes Kommerzienrätin, der „Frau Jenny Treibel“ jüngsten Andenkens. Es ist ja überdies eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß der Leipziger Archibdirektor und frühere Gymnasiallehrer, der so weidlich auf die „Schulmeister und Zeitungsschreiber“ gescholten und links und rechts auf sie eingehauen hat, nun doch Ähnliches, wie der berühmte Mann mit dem hinten hängenden Popse, hat erfahren müssen und von seinen heftigsten Gegnern als Chorführer der Schulmeister bezeichnet worden ist, während diese selbst ihn vielfach verleugnet haben. Es ist aber auch eine Ironie des Schicksals, daß gerade ein Schulmeister und ein Zeitungsschreiber eigentlich doch die besten Saucen zu den starken,

aber manchen widerstehenden, stellenweise auch wirklich zu pikanten Gerichten Wustmanns geliefert haben.¹⁾ Von diesen beiden hat Erbes Büchlein, nach den Auflagen und der häufigen Erwähnung in der einschlägigen Litteratur zu schließen, ziemlich große Verbreitung, dagegen die Abhandlung von Sch. viel weniger Beachtung und z. B. auch bei Behaghel keine Aufnahme gefunden. Wenn wir daher den uns noch verfügbaren Raum größtenteils Sch. widmen, so wollen wir nicht bloß aus Höflichkeit dem Journalisten den Vortritt vor dem Vertreter unseres Standes lassen, sondern auch unsern Lesern damit einen besonderen Dienst erweisen.

XIX.

Der Kölnischen Zeitung ist schon von manchen sachverständigen Beurteilern lebhaftere Anerkennung gezollt worden für ihr besonders eifriges Bestreben, ihren Lesern gutes Deutsch zu bieten, und für den Mut, diese Forderungen auch bei den Recensionen mehr geltend zu machen, als es im allgemeinen heute in Zeitungen geschieht, wenigstens bis vor einiger Zeit geschah. Namentlich Andresen hat jenes Streben in dem Vorwort zur ersten Auflage seines mehrgedachten Buches anerkannt und zum Teil dessentwegen gerade aus der Kölnischen Zeitung sehr viel Beispiele entnommen, der Natur seines Buches nach freilich vorzugsweise für Zweifelhaftes oder auch Tadelnswertes. Im November 1880 erschien nun in dieser Zeitung eine in Lessings Art produktive Kritik des Wörterbuches der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache von Sanders und der schon erwähnten Werke von Lehmann, Keller und Andresen. Von letzterem ist sie später an verschiedenen Stellen verwertet und jetzt von ihrem Verfasser Sch. in seiner Broschüre mit aufgenommen worden. Sch. verteidigt darin etwaig und unter Berufung auf Lessing und Schopenhauer das mit Recht noch beliebter gewordene etwanig, Zweckessen, Schriftum, mit Andresen der betreffende Umstand, die stattgehabte Verhandlung, und gegen Andresen der König,

1) Dies Urteil habe ich mit aller Anerkennung für B. geschrieben, welcher, obgleich Professor der klassischen Philologie, sein „Laientum auf dem Gebiete des Deutschen“ gar nicht so hätte zu betonen brauchen und aus dem Sprachschätze seines schweizerischen Adoptivvaterlandes sehr viel Wertvolles beigebracht hat. Unbekannt aber war mir dabei noch das Buch von Dr. Th. Matthias, Oberlehrer in Bittau: Sprachleben und Sprachschäden, das Behaghel in seiner Übersicht der Wustmann-Litteratur (Litteraturbl. f. g. u. r. Ph. 1893, 3. Heft) für den besten der systematischen Antibarbari der letzten Jahrzehnte erklärt. Da es jedoch schon wegen seines Umfanges nicht als Zuthat zu B. aufgefaßt werden kann, so lasse ich es auch jetzt umsomehr außer Betracht, als es in der Z. f. d. d. U. 1893, 68 schon gewürdigt worden ist.

gefolgt von seinen Ministern.¹⁾ Die Regelwidrigkeit der beiden letzten Wendungen verkennt er nicht, betont aber, daß sie völlig eingebürgert sind und daß die letzte nicht gut entbehrt werden kann. Der Gallicismus oder, wie F. Polle will, Gallismus gefolgt von, wird sich in der That wohl nicht mehr heimsuchen und die obige Verwendung von betreffend, stattgehabt u. ä. sich nicht mehr immer tabeln lassen. Aber B. S. 25 sagt mit Recht, daß betreffend und bezüglich in 99 von 100 Fällen überflüssig seien. Etwas minder häufig finde sich erfolgt als unnötiges Füllwort. Wenn man aber stattgehabt, stattgefunden, geschehen, eingetreten, vorgenommen u. ä. hinzurechnet, dann scheint uns dieser Pleonasmus, der besonders bei Präpositionen wie nach, aufstörend ist, sich immer größerer Beliebtheit zu erfreuen, wenigstens in den Zeitungen. Ich habe in verhältnismäßig kurzer Zeit gerade in der Kölnischen Zeitung eine Reihe Beispiele gefunden, als deren stärkste ich mir

1) Ebenso gegen B. selbstredend (noch schärfer in G. v. Wolzogen: Über Verrottung zc., angegriffen), unerfindlich und erhellen intr. (aus Luther und Lessing belegt), Vorjahr, es nach Präpositionen, alle vierzehn Tage (auch G.), am Donnerstag den 14. Februar, Cicero war größer als Redner denn als Philosoph (mehr denn je; auch G.), und übereinstimmend mit, aber unabhängig von Böschel und Hildebrand die Inversion nach und. Mit gleicher Selbständigkeit behandelt Sch. S. 37. 38 als und wie in Vergleichen. Er „räumt ein, daß als Niederschlag der gärenden Verhältnisse wahrscheinlich W.s einfache Vorschrift (wie beim Positiv, als beim Komparativ!) zurückbleiben wird“, behauptet aber, daß unsere Klassiker gewöhnlich mit einer viel feineren, geistigen Unterscheidung wie bei der bloßen Vergleichen der Eigenschaft als solcher, als bei der Vergleichen des Grades der Eigenschaft gebraucht hätten: Belsazar wurde bleich wie der Tod; Eckart war treu wie Gold; Nestors Rede war süß wie Honig. Dagegen: So hoch war nie ein Sterblicher gestiegen, als Kepler stieg, und (frei gebildet) Rebzucker ist nicht so, Rohrzucker ist ebenso süß, Saccharin ist süßer als Honig. Hier dienen, sagt Sch., nur die Blässe und die Treue als Mittel der Vergleichen, nicht ein Grad dieser Eigenschaften, wie man denn überhaupt nicht auf den Gedanken verfällt, daß jemand bleicher sei als der Tod oder treuer als Gold. Aber der Lateiner sagt sogar regelmäßig melle dulcius, luce clarius, O fons Bandusiae splendidior vitro; vgl. auch Hor. od. I 18, 16 und vor allem Ovid. met. XIII 789—807. Longa procerior alno, so schildert hier Polyphem, „wie eine Tanne schlank“ bei Hoffmann, der eine der „Drei muntern Burschen“ sein Liebchen.

Auch wenn Sch. 30 die Fügung „der Antrag Adermann“, nachdem sie einmal allgemein geworden sei, annehmen will und aus dem französischen La proposition A. herleitet, so mag er in der Hauptsache recht haben, aber nicht mit dem Zusatz: La proposition A. war ursprünglich auch schlechtes Französisch. Vgl. über diese Auslassung der Kasuspartikel vor dem possessiven Gen. von Personenbezeichnungen Diez, Gr. d. rom. Spr. III³ 140 flg. Eher paßte das auf La question Panama, wofür es denn auch wohl häufiger heißt La q. de P., wie Sch. gleichfalls anführt, oder du P., wie ich es wenigstens aus dem Figaro mehrfach belegen kann.

notiert habe: „nach vorausgegangener Prüfung“ und „Die Entnahme von Eis geschieht . . . an einer einzigen Stelle, die nach geschehener Entnahme des Eises schleunigst wieder zugedeckt wird.“ Dieser Satz stand sogar unter den „Landwirtschaftlichen Mitteilungen“ (1892, Nr. 888), aber doch zu Anfang des Winters, wo die Landwirte mehr Zeit zum Schreiben und Lesen haben. Übrigens verwirft B. S. 42 den attributiven Gebrauch von stattgehabt ebenso schroff wie das uns betroffene Unglück, stimmt also mit B. S. 189 überein.

Übereinstimmend und treffend erörtern Sch. 57 und B. 52, daß seither, seitherig immer die Angabe eines terminus a quo, eines Ausgangspunktes voraussetzt, dagegen bisher, bisherig nur auf die Gegenwart als terminus ad quem hinweist. Da seit und bis beim besten Willen nicht zu verwechseln sind, so müßte es eigentlich überflüssig sein, auf den besprochenen Unterschied hinzuweisen; aber dieser wird in der That sehr häufig übersehen, und Sch. belegt durch Beispiele, wie hoch hinauf der Mißbrauch namentlich von seitherig in Aktenstücken geht: Der seitherige Regierungspräsident von Arnberg ist zum Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein ernannt.

So giebt Sch. noch viele belehrende und interessante Beiträge zur „Grammatik des Falschen und Häßlichen“, namentlich zur Satzbildung. Wer deutsche Aufsätze zu korrigieren hat, wird diese kurzen Erörterungen mit demselben Vergnügen und Gewinn lesen, wie die umfassenderen in den stilistischen Arbeiten von Kiesel, Gloël u. a. und wird über manchen von Schülern geleisteten Satz milder urteilen, wenn er die Schnitzer sieht, die Sch. gerade aus den stilistischen Werken von Andresen, Lehmann, Sanders und Keller zusammengestellt hat. Aber die Geduld kann einem doch ausgehen und ist auch Sch. ausgegangen bei dem Zeug, das er in Ignaz Emanuel Wesselys Grammatisch-stilistischem Wörterbuch der deutschen Sprache gefunden hat. Die von B. den Süddeutschen und besonders den Österreichern vorgeworfene, aber mit der Vergeistigung der Sprache zusammenhängende und deshalb auch sonst, nur nicht in diesem Übermaß erkennbare Neigung, „das Gebiet der trennbaren Zusammensetzungen einzuschränken“, hat z. B. dem „Sprachgefühl“ des vermutlich auch österreichischen Grammatikers Wessely die Gleichung entlockt: er brach die Ehe oder er ehebrach.

Weniger darf man es Wessely bei dem nachgerade eingerissenen Wirrwarr verübeln, daß er mit der Steigerung des Superlativs durch denkbar nicht zurechtgekommen ist. In seiner Kritik der Sprachdummheiten hat Sch. dieses denkbar als das neueste und meist wirklich überflüssige Modewort bezeichnet und im Scherz nunmehr einen vierten Steigerungsgrad angenommen, den „Supersuperlativ am denkbar

schwulstigsten". In dieser Form des Superlativs ist uns nun das denkbar nicht gerade erinnerlich, sondern nur in der attributiven: der denkbar schwulstigste. Aber überflüssig ist es in der That meist noch mehr, als das „möglich“ nach Dr. K., der namentlich W.s Beispiel: „mit möglichst großer Beschleunigung“ meistens durch „mit möglichster oder mit größter Beschleunigung“ ersetzen will, wozu man auch noch fügen könnte: mit aller, jeder (nur) möglichen Beschleunigung. Indessen diese kürzeren Wendungen mit möglich erschöpfen den Sinn doch nur bei der quantitativen Steigerung von abstrakten Substantiven, und der Philosoph kann veranlaßt sein, von den kleinsten Teilen eines Stoffes zu sprechen, die denkbar, der Physiker versuchen, solche mit den schärfsten Werkzeugen herzustellen, die möglich sind, soweit man dieses brachylogische möglich bei einem Konkretum zulassen will. Wir können da zunächst von den kleinsten (überhaupt) denkbaren Teilen, wohl ebenso gut von der schärfsten möglichen Teilung, vielleicht auch von den schärfsten möglichen Werkzeugen sprechen. Bei der Voranstellung aber werden die meisten von möglichst scharfen¹⁾ Werkzeugen und von den denkbar kleinsten Teilen sprechen, und das unbestreitbare Vorwiegen dieser beiden in der Umgangssprache fast ausschließlich gebrauchten Wendungen kann für die Schule den Ausschlag geben. Andresen und W. wollen nur möglichst scharf zulassen, weil die Steigerung sich auf den Begriff der Möglichkeit beziehe; aber das führte folgerichtig zu denkbarst klein, was ja auch wirklich geschrieben worden ist.

Keller denkt zunächst an die Steigerung des Adjektivs und bevorzugt deshalb nicht bloß denkbar kleinst, sondern auch möglich schärfst. Sogar die Wendungen schärfstmöglich und auch kleinstdenkbar können sich auf Analogien aus besseren Schriftstellern berufen, von denen bestmöglich und größtmöglich schon eine gewisse Verbreitung erlangt haben. Diese läßt sich auch dem vereinzelt stehenden baldmöglichst nicht mehr absprechen. Aber die doppelte Steigerung der möglichst-größte oder der größtmöglichste wagen wir trotz einzelner klassischer Belege als Pleonasmus gänzlich zurückzuweisen, obgleich Dr. K. auch das zulassen will, „wenn's nur nicht zum Lieblingswort eines Schwäfers wird“. Dagegen möchten wir, da auch die Sprache im allgemeinen mit möglichst geringem Kraftaufwand möglichst große Wirkungen zu erzielen sucht, dem Urteil unserer Leser noch einen Ausdruck unterbreiten, der in keiner unserer Vorlagen erwähnt ist und auch von uns im Augenblick nicht belegt werden kann: ein denkbar kleiner Teil, denkbar kleine Teile.

1) Wir würden „möglichst scharfe Teilung“ vorziehen, wenn eine relative, „schärfste mögliche T.“, wenn die absolute Möglichkeit gemeint ist; und ersteres ist wohl meist der Fall.

XX.

Schon in jener Artikelreihe (Köln. J. 24. Nov. 1880, 1. Bl.) hat Sch. die seitdem sichtlich gewachsene und heute kaum noch auszurottende Neigung, das Prädikatsadjektiv zu flektieren, lebhaft bekämpft und, wie er wohl mit Recht annimmt, zuerst darauf hingewiesen, daß das Prädikatsadjektiv nur da zu flektieren ist, wo es das Subjekt in eine vorhandene Gattung, Klasse, Nation u. s. w. einreihet, nicht aber lediglich seine Beschaffenheit ausfragt. Eine, wenn auch unbewußte Rückbildung zum Gotischen (auch Mhd., ja teilweise Nhd.) ist hierbei doch durch das im Singular benötigte ein ausgeschlossen, und die Absicht, die wohl früher, ehe diese Flexion Mode wurde, dabei gehegt und erreicht worden sein kann, nämlich das Prädikatsadjektiv hervorzuheben, ist eben durch diese Verallgemeinerung hinfällig geworden.

Ist Sch. in diesem Punkte W.'s Vorläufer gewesen, so bekämpft er dessen Machtgebote bei den annoch schwankenden Fragen, wann das attributive Adjektiv stark oder schwach dekliniert werden muß. Er glaubt, daß dieser Punkt mehr als andere dem in Deutschland sehr verschieden aufgenommenen Urteile Fouillée's einen Schein von Berechtigung gebe: *La langue allemande est encore à l'état nébuleux: elle n'a ni une forme assez précise, ni des règles exactes, ni des limites nettes.* Mit aller Achtung vor abweichenden Ansichten, aber nicht ohne logische Gründe und einzelne Belege bevorzugt Sch. „mit echtem kölnischen Wasser, wegen entgegenstehender persönlichen Rücksichten, von hohem geschichtlichen Werte“. Er beruft sich dafür u. a. darauf, daß W. selbst im gen. plur. nach einem Adjektiv ohne Artikel nicht bloß Beamte, Bediente, Bekannte, Gelehrte, Verwandte nur schwach deklinieren will, weil diese Form zwar grammatisch unberechtigt, aber wohl zur Vermeidung der zwei *er*¹⁾ „vollständig eingebürgert“ sei, sondern der Gleichmäßigkeit wegen auch alle ähnlichen Substantivierungen. Den Grund des Wohllauts könnte auch Sch. in Anspruch nehmen, und zwar auch für den dat. sing. Auch darin findet er eine Analogie, daß laut W.'s eigener Vorschrift nach andere, verschiedene, gewisse, „die doch auch schon Adjektive seien“, ein zweites Adjektiv so gut wie nach den unbestimmten Zahlwörtern den gen. plur. schwach bilde: nach der Meinung gewisser aristokratischen Kreise.

Über die Deklination des Adjektivs nach dem Plural der unbestimmten Zahlwörter selbst sagt Sch. in längerer Erörterung

1) Vielleicht wirkt hier doch auch noch die vom Gotischen bis ins Mittelhochdeutsche durchgehende entschiedene Bevorzugung der ursprünglich überhaupt substantivischen schwachen Deklination bei substantivierten Adjektiven, infolge deren ja auch Eltern, Herren, Jungen fest geworden sind.

ungefähr folgendes. Da der Dativ der starken und der schwachen Form gleich lautet und „über den Genitiv so ziemlich Einstimmigkeit herrscht, indem die noch bei unseren älteren Klassikern gar nicht seltene starke Form abstirbt“, so konzentriert sich die Frage, welche z. B. noch Bernalesen in seiner Deutschen Syntax I S. 240—275 ohne recht verwendbare Ergebnisse für den heutigen Sprachgebrauch behandelt hat, auf den Nominativ und Accusativ.

Wie die, diese, jene, meine u. s. w. sonnigen Tage, so bezeichnen auch alle und keine (letzteres als die gerade Verneinung von alle) eine bestimmte Gesamtheit, und deshalb ist auch nach diesen Wörtern die schwache Deklination vorzugsweise durchgedrungen. Ebenso nach solche (so — lich) und welche (wie — lich), die auch diejenige ganze Gattung von Dingen begreifen, die das durch so oder wie ausgedrückte Merkmal aufweisen.

Dagegen wird eine unbestimmte Menge, die also eine Vermehrung oder Verminderung erfahren kann, ohne daß ihr Begriff verneint wird, wie durch sonnige Tage, so auch durch folgende Wörter bezeichnet: einige, etliche, etwelche, irgendwelche, wenige, manche, viele, einzelne, mehrere, andere, verschiedene. Deshalb „herrscht entschieden die Neigung, diese Wörter von der starken Form begleiten zu lassen“.

Wir möchten dazu bemerken, daß sonnige Tage z. B. in Sentenzen doch auch für die sonnigen Tage und umgekehrt solche auch vor einer unbestimmten Menge stehen kann, z. B. Solche sonnige Tage habe ich auch schon in Deutschland erlebt. Aber die überwiegende Verwendungsart hat Sch. in beiden Fällen richtig bezeichnet, und nach unserem Gefühle liegen seine beiden Regeln „in der Richtung des Sprachgebrauchs“. Für diese Annahme erblickt er ein weiteres Zeugnis in der vielfach auftretenden Vorschrift, wonach fürwortähnliche Adjektive und Partizipien wie sämtliche, obige, folgende, nachstehende die schwache Form des Adjektivs bewirken, weil sie vollständig einem hinweisenden Fürwort entsprechen und daher eine bestimmte Menge bezeichnen. Dagegen steht das „ursprüngliche Adjektiv“ verschiedene wieder mit der starken Form, weil es auch eine unbestimmte Menge bezeichnet.

Si quid novisti rectius istis, Candidus imperti; si non, his utere mecum. So schließt Sch. diese heikle Erörterung mit den Worten des Horaz, der den Streit über den Sprachgebrauch am eignen Leibe empfunden und so manchen nach seinem Tode zum geflügelten Wort gewordenen Ausspruch über Stil und Sprachgebrauch gethan hat.

Mit größerer Entschiedenheit und guten Gründen verteidigt Sch. ohne das Schwanken der älteren Klassiker zu verkennen, gegen W. ein schönes Äusseres, was auch Andresen seinerzeit von ihm aufgenommen hat.

Mit gutem Humor beklagt Sch., daß wir Deutsche, während wir alle andern Völker mit einem echten Substantiv beehrt haben, uns für uns selbst in kennzeichnender Bescheidenheit mit einem substantivierten Objektiv¹⁾ begnügen und uns trotz der endlich wieder erlangten nationalen Einheit, in der grammatischen Mehrzahl mit e und en selbst befehlen. Ebenso wie Lyon *B. f. d. U.* 1888, S. 554 flg. und 1892, 777 flg., ja zum Teil mit denselben Einzelbemerkungen entscheidet sich Sch. für wir Deutsche, und stellt hierin die vollste Übereinstimmung fest zwischen dem alten und dem neuen Reichskanzler und den Blättern aller Parteien. Wir müssen hierbei auch noch die volle Übereinstimmung der von einander unabhängigen Ausführungen über die stenographischen Berichte hervorheben, die Lyon und der hier gewiß als Fachmann zu betrachtende Chefredakteur gegenüber W. gemacht haben. Nur *E.* 29 bevorzugt wir Deutschen, weil in dem durch das Fürwort schon deutlich bezeichneten Nominativ mit Recht die schwachen Formen überwögen, während der Accusativ uns (euch) Deutsche ohne starke Form nicht vom Dativ unterschieden sein würde.

XXI.

Adjektiva von Eigennamen.

Zu dem fast aussichtslosen Kampfe gegen das Vordringen der geographischen Scheinadjektive auf er wird W. tapfer von B. und Sch. unterstützt, in deren Umgebung sich vielleicht auch die syntaktisch brauchbareren, weil deklinierbaren Adjektive auf isch wenigstens etwas mehr als anderswo erhalten haben. B. führt aber als Beispiele schweizerisch, zürcherisch²⁾, bernerisch, baslerisch an und verlangt diese wenigstens in Wendungen wie: Verein zürcherischer Wohnungsmieter.

Grimm *D G II*³⁾ 377 erklärt die Bildung wienerisch, schweizerisch für unorganisch statt wienisch, schweizisch und führt sie auf die Beliebtheit der von Substantiven auf er (verbrecherisch) abgeleiteten zurück und fordert deshalb ausdrücklich z. B. bernisch. Schweizerisch ist längst allgemein, könnte aber, auch wenn man Schweizer auf den Ortsnamen Schwyz zurückführt, für erisch nicht viel beweisen; denn auch Tirol geht trotz des in seiner Nachbarschaft häufig und auch z. B. von Goethe davor gesetzten Artikels auf den Namen des Schlosses bei Meran zurück,

1) Aber wenigstens mit unsern Erbfeinden, den Welschen, haben wir's ebenso gemacht. Ist der Ausdruck auch heute noch weniger als früher sozusagen offiziell, so giebt es doch ein deutsches Land, wo er noch ziemlich allgemein für die Franzosen gebraucht wird, namentlich in ethnographischen Beziehungen: es ist — le pays annexé.

2) Züricher scheint nur außerhalb der Schweiz geschrieben zu werden, wie auch Klopstock seine in Zürich entstandene Ode „Der Zürchersee“ genannt hat.

ohne daß wenigstens in der Schriftsprache ein Adjektiv auf erisch davon Verbreitung erlangt hätte¹⁾, geschweige denn von den gerade in Deutschland so zahlreichen anderen zugleich und ursprünglich einen Ort bezeichnenden Ländernamen.

Wenn der in die Schweiz eingewanderte B. zürcherisch sagt, so kann es uns noch weniger wundern, wenn der geborene Schweizer Socin von zürcherischen Gelehrten spricht. Aber nach eignen Beobachtungen auf Ferienreisen und nach Mitteilungen von Süddeutschen scheint es mir, daß auch in Süddeutschland selbst diese ebenso von Ulm, Frankfurt und vielen anderen Orten gebildeten Adjektive meist etwas mehr den Ortsbewohnern selbst²⁾ als dem Orte Eigentümliches bezeichnen, ja oft geradezu ein gewisses „Geschmäckle“ enthalten. Ist diese Annahme richtig, so würden diese sekundären Ableitungen zu den sonstigen neuhochdeutschen Bedeutungen von isch stimmen.

Aber auch wenn sie falsch wäre, halten wir uns, ohne den Einwohnern und Nachbarn jener Städte das erisch zu verübeln, für berechtigt, wie Fischart in seinem Glückhaftesten Schiff Zürichisch (neben zürichisch) u. s. w. zu gebrauchen. Sagt doch auch Socin bernisch, wo er nicht Berner setzt oder gar dem Adjektiv durch die sonderbaren Gebilde Bernddeutsch, Zürichdeutsch³⁾ aus dem Wege geht.

XXII.

Freilich bei Basel entsteht dann eine neue Frage. Sprechen würde der Süddeutsche gewiß eine Stiftung baslischer, der Norddeutsche meist baselscher⁴⁾, nur der „Bedant“ baselischer Geschlechter. Auch in die

1) Der Tiroler Domanig z. B. gebraucht in seiner Abhandlung Der klösaenere Waltlers v. d. B. nur tyrolisch und Tyroler.

2) In diesem Sinne sagt auch der Norddeutsche: den Walzer wienerisch, auf wienerisch tanzen.

3) Vielleicht eine Analogie zu dem schweizerischen Züribiet = zürichisches, Zürcher Gebiet? Sicher zu der W.-schen Serie: Weimarlose, Neapel motive.

4) In Niederdeutschland und weit nach Süden hinauf inkorporiert die Sprache des „Volkes“ überhaupt das i in isch, sodaß mhd. ein kindischer, Kindescher man heute dort meist wie kindscher lautet. Ähnliches schon mhd.: welsch, (tiutesch, tiutsch) tiusche man sint wolgezogen. Vergl. Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik² § 58. 60. In § 62 bezeichnet B. unter Hinweis auf einen mir nicht zugänglichen Aufsatz Beiträge 8, 181 flg. viele Ausstöße des e in Ableitungssilben, welche Kritiker wegen des Metrums in mittelhochdeutschen Gedichten vorgenommen haben, als unberechtigt und rechnet vermutlich auch manches esch dahin. Aber für unsern Zweck genügt der Hinweis auf die Entwicklung von hövisch und die unbeanstandete Synkope in der neuhochdeutschen Dichtung. Das =sk des Niederdeutschen u. s. w. kann hier nicht als Beweis, sondern nur als Analogie dienen.

Jeder will einem das baselischer nicht recht, eher schon das baselseher; aber schwerlich wird ein Norddeutscher zu dem bessern baslischer kommen, wenn es ihm nicht wenigstens vom Hören bekannt ist oder ihm doch noch andere Analogien vorschweben, als teuflisch und das in der Bedeutung angelicus veraltende englisch¹⁾.

Ein Rheinländer würde sich also z. B. auf Wesel besinnen, bei dem aber weslischer wenigstens unserm Ohr befremdlicher klingt als weselscher. Ähnlich in Schlesien Kosel, koselscher.

Mit den Formen Weseler, Casseler, Baseler wagt man sich leichter heraus, obgleich wenigstens die letzte dem Schweizer wohl ebenso pedantisch klingt wie baselischer; man kann dabei, wenn man die von Sch. wie von W. verspotteten aner²⁾ wieder in die Kumpelkammer des Humanismus wirft, doch nur zwischen zwei Formen schwanken. Und in vielen Fällen, wo wenigstens der Norddeutsche zwischen ischer und scher schwanken könnte, ist mit er nur eine Form möglich. Überhaupt verursacht die Bildung der Formen auf das einsilbige er, abgesehen von den mehrsilbigen Ortsnamen auf r und besonders er, weniger Schwanken als die mit dem meist flektierten und dann zweisilbigen isch und zwar zunächst aus inneren Gründen, wozu wir vor allem das sehr einfache Tonverhältnis bei den äußerst zahlreichen auf der drittletzten Silbe hochtonigen Bildungen auf er rechnen. Man kann das ganz gut an dem alten Spruche versuchen: Straßburger Geschüt, Nürnberger Wiß, Benediger Macht, Augsburger Pracht, Ulmer Geld Bezwingt die ganze Welt. Zwischen ahd. waltchirriharo marha und — zwischen, würde Minor hinzusetzen — *waltchirrihisca marha ist kein solcher Unterschied beim Sprechen fühlbar wie zwischen Waldkircher und waldkirchische Feldmark. Die Formen auf er sind meist mundgerechter und zwar für alle Deutschen, sind auch schon längst viel gebräuchlicher und deshalb auch wieder einem jeden eher bekannt oder doch leichter zu treffen.

1) In dieser Bedeutung kommt es wohl hauptsächlich nur noch in der Kirchensprache (der e. Gruss) vor, die ja in Deutschland wie überall Veraltetes und Veraltendes festhält. Gerade sie braucht ja auch die Verwechslung mit angelicus weniger zu fürchten als die profane Sprache, die wegen dieser Gefahr Differenzierung anstrebt durch engelhaft u. s. w. Minor scheint die Differenzierung in der umgekehrten Richtung zu suchen durch engländisch, trotz Grimm DG II 1005: „Nur wenn der erste Teil einer Zusammensetzung mit land keinen Volksnamen enthält, geht das land mit in die adjektive Ableitung ein: holländisch, see-, grönländisch“.

2) Selbst Hannoverer wäre nicht schlimmer als Trierer und für hannoveranisch Sch. 34 das in Mitteldeutschland volkstümliche hannoversch, hannöversch vielleicht sogar vorzuziehen.

XXIII.

Ein Punkt, der heute auch Schwanken hervorrufen kann, nämlich der Umlaut, betrifft im Nhd. die Formen auf er und isch gleichmäßig, obgleich er bei isch älter als bei er ist. Das Volk hat in seinem Dialekt feste Ableitungen natürlich nur für die ihm bekannten Orte, und diese Bekanntheit nimmt im allgemeinen mit der wachsenden Entfernung ab, soweit diese nicht durch die Bedeutung der einzelnen Orte für die geistigen oder materiellen Interessen des Volkes ausgeglichen wird. Ist ein Ort nicht gerade erst in neuerer Zeit in seinen Gesichtskreis eingetreten und sind dabei dessen Ableitungen dem Volke nicht ausschließlich oder doch überwiegend in neuhochdeutscher Form vermittelt worden, so hat es in der Regel auch bei solchen Namen, die kein appellatives Grundwort haben, die Umlautsgesetze seiner Mundart auf die Ableitungen angewandt und mit einer allerdings abnehmenden Unbefangenheit ins Hochdeutsche übertragen. Aber so gut wir oben zürchisch, baslisch oder auch baselsch für berechtigt erklärten, selbst wenn es an Ort und Stelle nicht gesprochen werden sollte, so ist auch bezüglich des Umlauts die in einem Orte und der ihm dialektisch verwandten Umgebung ins Hochdeutsche übernommene Ableitung für die Schriftsprache nicht in dem Grade maßgebend, wie manche Gegner der „Papiersprache“ verlangen könnten oder folgerichtig müßten. W. verlangt z. B. von Halle nicht halleisch, sondern hallisch und setzt hinzu: „Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein sagte man sogar mit richtigem Umlaut hällisch“. Täuscht uns nicht alle Erinnerung, so „sagt man“ dort auch noch jetzt: Sie ist eine Hällesche. Ob allgemein, wissen wir nicht; aber ausgestorben ist der Umlaut gewiß noch nicht; also warum sollte man nicht auch noch jetzt wie im 18. Jahrhundert hällisch sprechen, warum dann nicht auch schreiben, warum hat sich überhaupt die von W. angeführte Litteraturzeitung nicht gleich die Hällische genannt? Warum sagt man nicht alemännisch, markomännisch? Freilich allmännisch,¹⁾ kaufmännisch u. s. w. ziehen hier wenig; eher normännisch, das Duden Orth. Wörterbuch nebst Normannen mit unberechtigter Ausschließlichkeit aufführt, und muselmännisch, dem allerdings auch schon das durch Volksetymologie aus Muselmanen, Moslem in gebildete Muselmänner zur Seite steht. Warum sagt man nicht marbürgisch, Marbürger, die in den mitteldeutschen Dialekten den dem jeweiligen Lautstande von burg entsprechenden Umlaut haben? Grimm DG II 377 giebt die richtige Antwort: „Bei später gebildeten aus Eigen-

1) So sagt man wenigstens in Thüringen für das in Grimms Wörterbuch nur in niederdeutscher Form aufgeführte allmannisch.

namen unterbleibt gern der Umlaut, um keine Zweideutigkeit zu veranlassen: so wielandisch, marburgisch und selbst gotisch neben sächsisch u. s. w.“

Zu dieser Anerkennung des Prinzips der Deutlichkeit stimmt freilich nicht recht, was Grimm ebenda 128 von er sagt, und was auch das isch angeht: „Dieses -ari verbindet sich natürlich nur mit dem unflektierten subst., nie mit dem dat. sing. plur., in welchem so viele Städte- und Ländernamen stehen; daher z. B. das neuhochdeutsche Sachsenhauser statt -hauser¹⁾ undeutsch wäre; ahd. sahsônô-hûs-ari (unmöglich -hûsum-ari). Freilich erlaubt sich der gefühllose Sprachgebrauch: ein Homberger (von Homberg, d. i. zê hômberge, zê hôhem bërge) statt Hôch-berger. Gleich undeutsch ist Wirtemberger“.

Diese Bemerkung ist ja vom Standpunkt der historischen Grammatik richtig, aber dennoch wohl nur als Ausdruck von Grimms Vorliebe für das Ursprüngliche zu betrachten; jedenfalls wäre es unmöglich, ihr praktische Folge zu geben, solange nicht jedermann mindestens Grimms Kenntnis der früheren Formen der Ortsnamen im Kopfe oder doch, namentlich auch auf Reisen, ein Werk wie Förstemanns Namenbuch in der Tasche trägt. Unsere Zeit steht aber nun einmal unter dem Zeichen des Verkehrs, des brieflichen wie des Reiseverkehrs, und Leuten in verhältnismäßig einfachen Lebensstellungen kommen dadurch sowie durch die Zeitungen die Namen von zahlreicheren und entlegeneren Orten vor die Augen, zu Ohren oder in den Mund als weit gebildeteren, ja gelehrten Männern früherer Jahrhunderte, mit den Namen aber auch deren Ableitungen. Auch in der Schule kommen heute, obgleich die Topographie dort in den letzten Jahren zurückgedrängt worden ist, immer noch weit mehr Ortsnamen und Ableitungen davon vor als vor 50 Jahren oder gar früher, und es kann selbst von dem Lehrer der Erdkunde oder der Geschichte nicht verlangt werden, daß er immer die in der fraglichen Landschaft gebräuchliche Form trifft. Daß man dort, wo ein appellatives Grundwort wie -stadt auch in den zusammengesetzten Ortsnamen für seine Ableitungen den Umlaut bisher allgemein bewahrt hat, kein -stadter oder -stadtisch bildet oder duldet, braucht nicht erst gesagt zu werden, während bei -dorf (Düsseldôrfer? Künstler), -born (Gespräch auf der Baderborner Heide; aber wenigstens in Hessen und Nordthüringen -börner, wie schon im älteren md. burn, born st. statt nhd. brunne, burne sw), -bach, -wald u. a. schon wieder Unsicherheit eintreten kann. Desgleichen wird

1) Die Form -häuser übergeht Grimm; sie ist aber in seiner Heimat gewiß die volkstümliche, auch abgesehen von dem wohl in ganz Deutschland bekannten Nordhäuser. Soll man nun G. dafür und Socin für Schaffhauser tadeln?

kein Gebildeter von den Phantasten auf dem Bremener oder Bremner Ratskeller oder von den Bremenschen Stadtmusikanten sprechen; aber ich würde es keinem verübeln, wenn er von der Barmener oder barmenschen Industrie spräche. Nicht einmal im Rheinlande kennen alle Gebildeten die bessere Form Barmer (in der Volkssprache der Stadt Bärmer); daß Barmen ein dat. von barm = Fruchtschober, Dieme, Feim, Miete ist, kann doch nur derjenige vermuten, der das niederfränkische Wort kennt, und mit solchen Vermutungen auf Grund der heutigen, möglicherweise von den früheren sehr abweichenden Namensformen kann man bei Germanisten und Historikern sehr übel anlaufen. Auch scheint in ein und derselben Landschaft das Bildungsprinzip bei demselben Namen gewechselt zu haben.

Wenn z. B. der am Niederrhein häufige Familienname Esser auf die Stadt Essen zurückzuführen ist, so müssen deren Bewohner dort früher so bezeichnet worden sein; heute heißen sie aber auch dort Ess(e)ner.

Ebenso ergeben sich bei den Ortsnamen auf ingen (ungen), die außer den zweifelbigen wie Klingen, Singen wohl meist als dat. pl. der Patronymika auf ing zu betrachten sind, -inger und -ingisch um so leichter, als die Namen äußerst zahlreich sind. Aber soll man nach W. (und Grimm) auch z. B. von München münchisch und Müncher bilden? Wer will nun gar bei den Ortsnamen in ursprünglich slawischen Gegenden, soweit ihr deutscher Ursprung nicht leicht erkennbar ist, ohne genauere Kenntnis des Slavischen entscheiden, ob sie deutsch oder slavisch sind, an welche Form er oder isch (sch) anzusetzen, namentlich wie vor diesen ein en zu behandeln ist? z. B. bei Posen poln. Poznan, Gnesen Gniazno, Tremessen Trzemeszno, Dresden? W. selbst sagt freilich hier, und wohl am richtigsten, Posner, Dresdner¹⁾. Aber verlangt er nun auch posnischer, dresdnischer oder posenscher, dresdenscher oder gar posischer, dresdischer? Man sollte fast das letzte vermuten, wenn Plauen, wie wir einstweilen annehmen, auch slavischen Ursprungs ist und W. gleichwohl plawisch als die einzig „vernünftige“ Form bezeichnet. Wir wollen auch der plawische Grund nicht tadeln, würden es vielleicht in Dresden auch selber sagen, wenn wir damit am besten verstanden würden. Aber im übrigen Deutschland erlaube man uns, nachdem wir genugsam gezeigt haben, daß für jene Bildungen die Sprache der Gebildeten nicht einmal bei rein deutschen Namen folgerichtig auf die Stammform, das

1) Die Sprache des „Volkes“, also hier die oberfächische Mundart gebraucht nach meiner Erinnerung auch diese Form weniger als die ihm mundgerechtere Dräsener von Dräsen (bei S. Münster Dresen). Ob nun letztere Form schon im Slavischen begründet oder nur der deutschen Zunge angepaßt ist, das mögen Sprachforscher entscheiden.

„unflektierte Substantiv“ Grimms, zurückgreift, noch auch die einheimische vollstümmliche Form immer aufnimmt, erlaube man uns also auch nach Bedürfnis oder Belieben der plauensche Grund zu schreiben und zu sprechen. Gerade an diesem Beispiel läßt sich nämlich sehr gut zeigen, daß die möglichste Schonung der Namensform, die natürlich mehr oder weniger allgemeine Bildungen nicht verdrängen soll, den immer wichtiger werdenden Vorzug der Deutlichkeit hat. Folgen wir W., so ist plauisch das Adjektiv — ja wovon denn? Von 1. Plau im Gerathal, 2. Plau bei Brandenburg oder aber 3. Plauen bei Dresden und 4. Plauen im Vogtlande. Ein drittes Plau im Bischofenthal können wir wegen seiner diesmal erfreulichen Unbekanntheit übergehen. Aber Nr. 4 ist durch die „Plauenschen Waren“ sehr, Nr. 2 durch den „Plauenschen oder Plauenschen See und Kanal“ (Daniel, Handbuch der Geographie III³ 470 auch Plauersee) ebenfalls gut bekannt. Die Unterscheidung ist zwar auch hier, namentlich für die Schule recht schätzenswert, aber schließlich würde man, wenn man sonst nennenswerte geographische oder Handelskenntnisse schon hat, auch bei plauische Waren an Nr. 4 und bei plauischer Kanal an Nr. 2 denken. Aber nun der plauische Grund? Wir wollen nicht untersuchen, ob der „Grund“ bei Nr. 1 oder 3 schöner und berühmter ist, benützen aber gern die Möglichkeit, sie durch plauische und plauensche zu unterscheiden. Und so hat nicht bloß Daniel in seinen verschiedenen Werken, sondern auch Bädiker, Meyers Konversationslexikon und Ritters Geographisch-statistisches Lexikon, 6. von Henne-Am Rhyn besorgte Ausgabe, plauische und plauensche, nirgends plauische geschrieben.

XXIV.

Was W. gegen grimmisch, tauchaisch, bornaisch, pirnaisch und für grimmisch u. s. w. sagt, wollen wir fern Wohnende umsoweniger angreifen, als schon in den 70er Jahren die B. f. d. N. eine Abhandlung gebracht hat, welche das auslautende a zahlreicher sächsisch-thüringischer Ortsnamen, bei denen es nicht als Rest von got. ahva, ahd. aho oder sonst organisch erklärbar ist, auf die Latinisierungsjucht der gelehrten oder gelehrt thnenden Bureaukratie des 17. und 18. Jahrhunderts zurückführte. Ich weiß nicht mehr und kann leider nicht nachsehen, ob dort auch die -roda (Martinroda, Zeulenroda) einbegriffen waren, habe sie aber selbst früher dahin gerechnet. Bei vielen derselben wird nicht bloß auch von gebildeten Thüringern, wenn sie nicht gerade, wie Karl Braun sagt, die „Sonntagsprache anhaben“, rode gesprochen, sondern auch neben roda geschrieben, und manche heißen heute allgemein, auch amtlich rode, z. B. Osterode am Harz (in Goethes Italienischer Reise

noch Osteroda). Und doch wäre jene Annahme von den -roda nach Seyne falsch, der diese in Grimms WB. s. v. auf die alte Nebenform roda zurückführt. Wir würden nun trotzdem Martinroder, -isch (auch mit Umlaut?¹⁾) für besser, können aber auch -rodaer, -rodaisch oder rodascher nicht mehr für unzulässig erklären.

Um nun von dieser für unser ursprüngliches Programm zu selbstständig gewordenen Beschäftigung mit W. selbst zu seinen Kritikern zurückzukehren, so ziehen auch wir das von Sch. empfohlene hohenzollerisch, vielleicht sogar das von ihm nicht erwähnte hohenzollersch dem -zollernsch vor, so lange es nur geht. Denn „selbst unsere Staatsbehörden sind hier unter die Sprachverderber gegangen, obgleich das Adjektiv unmittelbar von dem Namen des Berges Hohenzoller abzuleiten ist“. Eine Verwechslung ist hier nicht zu befürchten und die Kenntnis der besten Form bei dem gefeiertesten Namen des heutigen Deutschlands wohl mit ebensoviel Recht allgemein zu fordern, wie bei dem gefeiertesten des mittelalterlichen: Hohenstaufen — hohenstaufisch. Aber Sch. selbst befürchtet schon, daß „diese hohenzollerische Schwärmerei seiner Zeitung als Grille ausgelegt werden möchte“.

Er erzählt auch mit berechtigtem Stolz, daß seine Zeitung den ihr von „Buchstabenparern“ empfohlenen Titel Kölner stets zurückgewiesen habe, und das gilt wohl auch von ihrer Gegnerin, der anderen, ebenso auf Sprachreinheit haltenden Hauptzeitung Kölns, der Kölnischen Volkszeitung. Aber obgleich „sich auch die Ureinwohner der heiligen Stadt noch heute bescheiden mit dem substantivierten Adjektiv mer Kölsche bezeichnen“, werden sogar dort und erst recht im übrigen Rheinland die beiden Zeitungen durch die Umgangssprache immermehr in Kölner umgetauft, wie sich auch die übrigen dort erscheinenden Blätter bereits nennen. Nur das „Kölnische Wasser“ hat bis jetzt trotz der bekannten Scherzfrage, wo es durch die Straßen laufe, seinen für die Nase bedeutenden Unterschied vom „Kölner Wasser“ auch für das Ohr völlig behauptet.

Das war ein recht deutliches Beispiel für das Vordringen des er, das wir oben zu erklären versucht haben. Man mag dies Vordringen bedauern, mag auch solche undeutliche Verbindungen wie „Verein Leipziger Lehrer“ bekämpfen, wird aber im übrigen froh sein müssen, wenn es noch gelingt, das er da fernzuhalten, wo es der bessere Sprachgebrauch bisher vermieden hat. Wie nämlich Goethe — ob immer, weiß ich nicht — von den (kur)mainzischen, nürnbergischen Gesandten spricht, so will auch Sch. wohl Brandenburger Stadtbehörde zulassen, verlangt aber, wie es auch amtlich heiße, der brandenburgische Provinziallandtag, die württem-

1) In Familiennamen ist er wohl meist vorhanden: Bleichrüder, Lüstern.

bergische Regierung. Auch müsse es eigentlich heißen pfälzische, elsässische Blätter, weil nur die von Ortsnamen abgeleiteten Wörter auf er als Scheinadjektive verwandt werden könnten. Darunter fallen auch nach der oben besprochenen Ableitung Schweizer (Käse, den Sch. für den „Holländer Käse“ verantwortlich macht) und Tiroler sowie wegen der Anlehnung an die zahllosen Ortsnamen auf -ing, -ingen Thüringer Wald, Lothringer Erze. Aber eine große Kolonne, Pfälzer Zeitung, Kurier, Bote, Journal voran, Pfälzer Wein, Tabak, „Kraut“ u. s. w. hinterdrein, steht schon bereit, auch das arme pfälzisch an die Wand zu drücken.

Besseren Erfolg kann man glücklicherweise Sch. versprechen, wenn er die wohl nur in dem oft seltsame Blasen aufwerfenden Handelsdeutsch vorgekommene Wendung Ruhrer Steinkohlen geißelt und auch die ohnehin wohl nur von Weinen und nicht einmal im Rheinland viel gebrauchte Bildung Moseler¹⁾ nicht adjektivisch verwenden lassen will, wie denn bloß unser herrlichster Strom auch ein einfaches, echt deutsches Adjektiv aufweisen könne gegenüber nordelbisch, danubisch u. s. w.

XXV.

(Durchdeklination der Familiennamen.) Im Anschluß an und zur Stütze für das, was wir über die heutige Richtung des Sprachgebrauchs bei den Ableitungen von Ortsnamen gesagt haben, glauben wir die auch von W. damit zusammen behandelte Ansetzung des isch (sch) an Familiennamen besprechen zu dürfen.

Wir wollen aber die treffliche Abhandlung F. Polles *B. f. d. U.* 1892, 629 flg. nicht wiederholen und halten uns deshalb zunächst an die nicht bloß von W. in neuerer Zeit angeregte Frage der Durchdeklination, weil wir dafür heute ähnliche Grundsätze als maßgebend betrachten oder sagen wir bescheidener, meist befolgt sehen.

Auch hier erscheint uns das frühere, sich um die Keinerhaltung der Form der Namen²⁾ wenig kümmernde Verfahren mindestens bei den weniger bekannten bedenklich in unserer viel lesenden und citierenden Zeit. Auch die Durchdeklination ist historisch berechtigt und in der Umgangssprache noch recht häufig. Aber im Umgange kann etwaiger Zweifel über den Nominativ, wie E. sagt, sofort aufgeklärt werden,

1) Vielleicht steckt es auch in dem anscheinend rheinischen Familiennamen Mosler.

2) Dafür hatten bis in dies Jahrhundert hinein auch die Behörden, ja die Familien selbst nicht entfernt das Interesse, wie heute, was so manche Familie zu ihrem Schaden in Erbschaftsprozessen erfahren hat.

während z. B. auch Sildebrand, welcher der Kasusendung en zugethan ist, in dieser Ztschr. 1892, 459 sich bei der Anführung eines Werkes von einem den meisten Lesern unbekanntem J. C. Barth wegen der originalen Titelbezeichnung von Barthen zu einer Erklärung genötigt sah. Wenigstens ich habe diesen Barth nicht gekannt und will nun auch, obgleich man mit hohen Anforderungen an die Kenntnisse anderer immer ein günstiges Vorurteil für das eigene Wissen erweckt, offenherzig gestehen, daß ich einen sonst ehrlichen Nebenmenschen noch nicht verachten würde, wenn er z. B. bei Thomasens Lieblingswort (D. Schroeder, Rom pap. Stil S. 54) nicht gleich wüßte, daß Thomas die deutsche Form für den Namen des Mannes ist, der nicht ganz richtig, aber doch herkömmlich als Veranstalter der ersten deutschen Vorlesungen gilt. Wer freilich bei Schroeder alles Voraufgehende gelesen hätte, würde die Form bereits kennen. Dagegen könnte gerade mancher von denen, „die ihr Ohr befragen“, besonders wenn er auch Latein kann, zu der Annahme kommen, Thomasius habe eigentlich Thomasen geheißen; wenigstens wäre mir von Thomas geläufiger Thomassens, was doch, nach W.s Phidiassens, Sophoclessens zu schließen, nicht aufs Verhören zurückzuführen ist. Da man nach diesen bei unseren Klassikern vorkommenden Formen mit der Durchdeklination nicht vor den ausländischen Namen halt zu machen braucht, so hätte ich 1877 — ich weiß das aus dem Großen Meyer — von Thomasens oder Thomassens Entphosphorungsverfahren lesen können, ohne den Namen genau kennen zu lernen, und hätte dann im Kasino durch meine geringe Bekanntschaft mit den neuesten Errungenschaften des Menschengesistes die Philologen mindestens bei allen Ingenieuren in noch größeren Mißkredit gebracht, als sie ohnehin schon sind.

Die Bekantheit der eigentlichen Namen schwankt eben nicht bloß je nach der Berühmtheit ihrer Träger, sondern auch nach den Kreisen, in denen sie erwähnt werden. Da man aber auch den Genetiv oft nicht oder nicht gut, wie es W. für die mit Zischlaut schließenden anrät, vermeiden kann, so ziehen wir mit E. einstweilen die gangbaren Schulregeln vor, einschließlich des Apostrophs, der uns in der Schrift wenig geniert und sich beim Sprechen schlimmstenfalls durch eine Verschärfung des Zischlauts mit kleiner Pause andeuten läßt. Schön ist das nicht, aber sens oder eigentlich sns in der meist tiefstonigen Silbe ist es auch nicht.

Um nun auf die Anhängung des isch an Personennamen zurückzukommen, so will auch Bolle die feststehenden Adjektiva auf isch, die meist von antiken, zum Teil wie Horaz, verkürzten Namen, und oft nach schon vorhandenen antiken Adjektiven gebildet sind, gewiß nicht antasten. Daß aber bei modernen Namen das Suffix auch in der Sprache der Ge-

bildeten mindestens sehr überwiegend nicht isch, sondern sch lautet, glauben auch wir mit B. beobachtet zu haben. Zu seiner Annahme, daß E. mit dem Grimmischen Wörterbuch ziemlich allein stehe, müssen wir freilich bemerken, daß auch M. so schreibt, daß auch Schröder S. 53 vom Döperischen Manuskript spricht, daß überhaupt gerade von manchen Gelehrten eine Neubelebung dieses isch angestrebt zu werden scheint. Der Deutlichkeit würde sie genau ebensosehr und in denselben Fällen Eintrag thun wie die Durchdeklination. In Westfalen z. B. würde der Satz, „Der Deklamator trug auch eine kleine Grimmische Erzählung vor“ sehr leicht auf die dort sehr beliebten sauerländischen Erzählungen des verstorbenen F. W. Grimme bezogen werden. Und ähnliche Unklarheiten könnten, wenn das isch wieder allgemein würde, entstehen bei den auch in unserer Schriftstellerwelt nicht seltenen Namen auf i, wie Alberti, Martini, Spyrri. Wer will von jedem Gebildeten verlangen, daß er den Decknamen¹⁾ des süddeutschen Wortführers des Jüngsten Deutschlands, wer z. B. von einem Mitgliede des Wiener Junggesellenklubs, daß es Johanna Sphyris Namen genau kennt? Wir würden also nach wie vor von einem salomonischen Urteil sprechen, aber wenn wir mal Veranlassung zu dem Adjektiv haben sollten, von der Salomonschen Litteraturgeschichte, ebenso von den paulinischen Briefen, den Paulischen Werken über Englands Geschichte, der Paulschen Mittelhochdeutschen Grammatik.

Seit dem halben Jahre, vor welchem der größte Teil obiger Ausführungen niedergeschrieben wurde, hat sich die Bewegung, welche durch das Buch hervorgerufen worden war, noch mehr gelegt. Mag man über sie und ihre dauernden Wirkungen urteilen wie man will, so hat sie jedenfalls, wie schon andere Erscheinungen der neueren Zeit, erfreulicherweise bewiesen, wie groß das Interesse für Sprachreinheit auch bei weiteren Kreisen unseres Volkes ist, und hat auch, willkommen oder nicht, an die stillen Studierzimmer der berufensten Erforscher unserer Muttersprache geklopft. Möchte doch nun auch bei ihnen mehr als bisher die Mahnung beachtet werden, welche der Leipziger Germanist v. Bahder²⁾ in seiner Antritts-Vorlesung schon am 15. Febr. 1890 ausgesprochen hat. (Über die nhd. Sprachforschung, ihre Ergebnisse und Ziele, Z. f. d. d. U. 1891, 6—23): „Endlich wird sich der Germanist auch den Anforderungen des Publikums, denen bisher — von wenigen verdienstlichen und wissenschaftlich gehaltenen Werken abgesehen — nur in dilettantischer und unvoll-

1) Diese Verdeutschung von „Pseudonym“ stand jüngst in der Köln. Zeit.

2) Ein ähnlicher Wunsch kehrt auch bei dem oben erwähnten Czernowitzer Romanisten Gartner mehrfach wieder trotz seines allzu scharfen, wohl zunächst gegen M. gerichteten Urteils über Germanisten.

kommener Weise genügt wird, nicht entziehen können . . . Mit ganz unzureichenden Kenntnissen angelegt, sind dergleichen Werke — v. Bahder denkt dabei an die meisten deutschen Grammatiken und Wörterbücher, wir zunächst an Grammatiken —, deren Verfasser es zum Teil vortrefflich verstehen, ihrer Oberflächlichkeit den Schein der Popularität und ihrer Unwissenheit den Schein eines über philologische Haarspalterei erhabenen Standpunktes zu geben, nur dazu angethan, das Publikum zu verwirren, statt ihm wirkliche Belehrung zu gewähren. Nur der Fachmann wird hier etwas dauernd Wertvolles und Brauchbares schaffen können.“

Über Goethes Pandora.

Von Wilhelm Büchner in Offenbach a. M.

W. Scherer hat sich am Ende eines Aufsatzes über die „Pandora“, dessen Resultate ihm selbst nicht einwandfrei erscheinen mochten, mit einem Brief Goethes an Frau von Stein getröstet, in dem es von der „Pandora“ heißt: „Das Ganze kann nur auf den Leser gleichsam geheimnisvoll wirken. Er fühlt diese Wirkung im ganzen, ohne sie deutlich aussprechen zu können. — — Das Einzelne hingegen, was er sich auswählen mag, gehört eigentlich sein, und ist dasjenige, was ihm persönlich konveniert. Daher der Künstler, dem freilich um die Form und den Sinn des Ganzen zu thun sein muß, doch auch sehr zufrieden sein kann, wenn die einzelnen Teile, auf die er eigentlich den Fleiß verwendet, mit Bequemlichkeit und Vergnügen aufgenommen werden“. ¹⁾ Wer das liest, wird geneigt sein, eingehende Erwägungen über die „Pandora“ für fragwürdige Unternehmen zu halten. Aber derartige Briefstellen haben immer nur relative Beweiskraft, da der Schreiber auf den Empfänger Rücksicht nimmt. Daß die Frau von Stein des Jahres 1808 nicht mehr die Energie des Denkens besaß, um einer so schwierigen Dichtung ganz Herr zu werden, ist bekannt und begreiflich. Ihre Antwort auf die Übersendung des Stückes hatte es dem Dichter wohl deutlich gezeigt. Frei von tröstlicher Rücksichtnahme, zu der Allgemeinheit redet er ganz anders, so in den Tags- und Jahreshesten Abs. 678: „— da der mythologische Punkt, wo Prometheus auftritt, mir immer gegenwärtig und zur belebten Fixidee geworden war, so griff ich ein, nicht ohne die ernstlichsten Intentionen,

1) Briefe an die Frau von Stein III 398, vgl. Scherer, Aufsätze über Goethe S. 281.

wie ein jeder sich überzeugen wird, der das Stück, soweit es vorliegt, aufmerksam betrachten mag“, und Absf. 681 „— nur der erste Teil ward fertig, zeigt aber schon, wie absichtlich dieses Werk unternommen und fortgeführt worden“.1) Wer also an jene Brieffstelle sich anklammernd auf das Verständniß der dem Stücke zu Grunde liegenden Ideen verzichten zu dürfen glaubt, jedem sei's gegönnt. Er möge aber auch keinen Anspruch darauf machen, zu den aufmerksamen Betrachtern gezählt zu werden, von denen in den Annalen die Rede ist.

Obwohl das Stück nicht fertig geworden ist, so war Goethe doch der Ansicht, es könne recht wohl als ein Ganzes betrachtet werden. Die Erklärer indes glauben, eine eingehende Berücksichtigung des nach Goethes Tod durch E. Schubarth veröffentlichten und später in die Werke aufgenommenen Schemas zum zweiten Teil nicht entbehren zu können. Goethes Äußerung wird ignoriert oder als ein — dem alten Mann zu verzeihender — Irrtum bezeichnet. Man beachtet dabei nicht, daß die am Schlusse des ausgeführten Teiles auftretende Cos mit den Worten

„Cos blicket auf in Himmelsräume,
Ihr enthüllt sich das Geschick des Tages,
Nieder senkt sich Würdiges und Schönes,
Erst verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar, um wieder sich zu bergen.
Aus den Fluten schreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia,
Sie begegnen sich, und Eins im Andern
Fühlt sich ganz und fühlet ganz das Andre — —
Was zu wünschen ist, Ihr unten fühlt es,
Was zu geben ist, Die wissen's droben.
Groß beginnen Ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren“

eben das Wesentliche von dem prophezeit, was in dem zweiten Teile dargestellt werden sollte, die Wiedervereinigung von Phileros und Epimeleia und das Erscheinen der Kypsele mit Kunst und Wissenschaft als Inhalt. Es wäre sehr matt, wenn das, was hier deutlich ausgesprochen ist, noch einen ganzen Akt lang ausgesponnen würde, und Goethe hat die Prophezeiung wohl eingeschoben, um dem Stück für den Augenblick einen Abschluß zu geben. Damit stimmt Eckermanns Angabe: „Er sagte, er habe es nicht weiter gemacht, und zwar deswegen nicht, weil der Zuschnitt des ersten Teiles so groß geworden, daß er später einen zweiten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geschriebene recht gut als ein

1) XXVII 176, 177 (Hempelsche Ausgabe).

Ganzes zu betrachten, weshalb er sich auch dabei beruhigt habe“.¹⁾ Es liegt im Interesse der Dichtung, deren eigenartige Schönheiten nicht in der Fragmentenecke verstauben sollen, daß man sie nach des Dichters Willen als etwas Abgeschlossenes zu verstehen sucht und aufhört über die dunklen Rätselworte des Schemas zum zweiten Teil zu spintifizieren. Die Versuche, die Rätsel zu lösen, sind um so müßiger, weil nach der Einschlebung der Prophezeiung der Cos Goethe schwerlich in der ursprünglich geplanten Weise hätte fortfahren können.

„Pandora“ sowohl als die etwa gleichzeitig entstandenen „Wahlverwandtschaften“ drücken nach Goethe das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus, konnten also, wie er sagt, sehr wohl nebeneinander gedeihen.²⁾ Auf die trübe Gemütsstimmung, in der sich der Dichter während jener Jahre befand, hat Scherer hingewiesen. Er erinnert zur Erklärung derselben an den Tod Schillers, der eine unausfüllbare Lücke in Goethes Leben gelassen, glaubt auch den politischen Druck jener Jahre nicht gering anschlagen zu dürfen. Aber „Goethes Gemütszustand bleibt rätselhaft, wenn sich eine Leidenschaft zu Minna Herzlieb nicht erweisen läßt“.³⁾ Aber diese Leidenschaft läßt sich erweisen. Wenn man auf das schon öfters betonte beredte Schweigen Riemers⁴⁾ nichts geben will, so ergibt sich die Thatsache mit zweifelausschließender Sicherheit aus dem Brief Goethes an Bester vom 15. Januar 1813, in dem es heißt: „Seine (d. i. des Professors Pfund) Braut fing ich an als Kind von 8 Jahren zu lieben und in ihrem sechzehnten (?) liebte ich sie mehr als billig“.⁵⁾ Die Tradition in der Familie Frommann befindet sich damit bekanntlich im besten Einklang.⁶⁾ Auf die „Wahlverwandtschaften“ hat diese Liebe

1) Gespräche mit Goethe I 46. Daß Goethe beim Abschluß der Dichtung an der Fortsetzung zweifelte, ergibt sich auch aus dem Brief an Frau von Stein vom 2. Juli 1808, der das Stück begleitete. Er schreibt: „Eigentlich sollte dieser Teil Pandorens Abschied heißen, und wenn es mir so viel Mühe macht, sie wieder herbeizuholen, als es mir machte, sie fortzuschaffen, so weiß ich nicht, wann wir uns wiedersehen“. Die Dichtung wurde im Juni 1808 vollendet. Zum Beweis kann auch ein Brief Riemers an F. Frommann vom 1. Juli herangezogen werden, wo es heißt: „Die Pandora ist bis zur Hälfte dem Prometheus zugeführt“. Gemeint ist die Wiener Zeitschrift „Prometheus“.

2) Tags- und Jahresheste Abf. 683 (XXVII S. 177).

3) a. a. O. S. 271 u. f. Scherer scheint von Grimms Zweifel beeinflusst.

4) Er lehnt es ab (Mitteilungen über Goethe I S. 34) den Beweis zu führen, warum die Sonette nicht an Bettina gerichtet sein könnten.

5) Briefwechsel II 69.

6) Die Existenz eines Liebesverhältnisses bestreitet sie. Nur Leute mit Mäubergeschichtenphantasie können das Zeugnis glaubwürdiger Männer zu verdächtigen wagen. Gerade die Sonette, auf die sie sich berufen, sind der beste Gegenbeweis. Sie waren in dem Elternhaus so gut bekannt als die anderen Sonette,

des Dichters stark eingewirkt. „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet“.¹⁾ Das kann doch nur heißen, daß der Dichter den Roman mit blutendem Herzen geschrieben hat. Der eiserne Zwang der Sitte, der in einer Lage, wie die ist, in welcher sich die Personen der Dichtung befinden, den Leidenschaftlichen zwingt zu entbehren, — Goethe hat ihn selbst gefühlt. Den „Wahlverwandtschaften“ liegt ebenso gut eine Krankheitsgeschichte des Dichters zu Grunde als dem „Werther“. Freilich, welcher Fortschritt! Der Jüngling ist von dem Erlebten so abhängig, daß er nur einen Charakter zu schildern vermag, der gereifte Mann weiß uns zu sagen, wie sich grundverschiedene Menschen in solchen Irrungen verhalten.

Es wird zu zeigen sein, daß „das schmerzliche Gefühl der Entbehrung“ auch in der Grundidee der „Pandora“ zu Tage tritt. Denn wenn Goethe sagt, das Stück drücke dieses Gefühl aus, so genügt es nicht, mit Schöll²⁾ auf einige trüb gehaltene Stellen hinzuweisen. Aber neben dem traurigen Gedanken muß auch ein erhebender zu finden sein. Denn Zelter, der sich besonders während seines Aufenthalts in Töplitz im Sommer 1810 unter Goethes lebhafter Teilnahme mit Kompositionen zu der „Pandora“ beschäftigte und sicherlich über die Tendenz des Dramas unterrichtet war, schreibt am 17. Mai 1811 „Von Seite 58 bis 64, wo Cos erscheint, wird wohl müssen liegen bleiben, bis ich das Ganze habe, um die lichte Seite des Stückes gegen die dunkle in Wirkung zu setzen“.³⁾ Also die Prophezeiung der Cos hilft die lichte Seite bilden.

Die Handlung des Stückes ist rasch erzählt: Der Titan Prometheus hat nach dem Urbild der Tiere etwas Höheres, die Menschen geschaffen. Ein herrliches Weib, von den Göttern mit allen Gaben geschmückt, stieg vom Olymp herab und fand, von Prometheus abgewiesen und ohne sein

die damals von Freunden des Hauses wetteifernd gedichtet wurden. Gerade weil alle die verfänglichen Dinge, die in den Sonetten zur Sprache kommen, nur in der Phantasie des Dichters existierten, konnte er seine Leidenschaft vor aller Augen in dieselbe ergießen. Wenn man nun bei dem Versuch, die Sonette als historische Altstücke zu benutzen, mit halbsprechender Deuterei sich bemüht, aus den Briefen der Frau Frommann den Beweis herauszulesen, daß sie „wissend“ gewesen sei (man vergleiche Aug. Hesse, München Herzlieb, in der Sammlung gemeinverständlicher „wissenschaftlicher“ Vorträge), so kann man nur bedauern, daß die Veröffentlichung von Familienpapieren sie auch in so unsaubere Hände gelangen läßt.

1) Tags- und Jahreshefte, Abf. 720 (XXVII S. 186).

2) Über Goethes Pandora, in Goethe in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens S. 418.

3) Briefwechsel I 453.

Vorwissen bei seinem Bruder Epimetheus Aufnahme. Liebliche Bilder entschwebten einem Gefäß, das sie als Mitgift brachte und öffnete:

„Dort siehst Du, sprach sie, glänzet Liebesglück empor.
Daneben zieht — Schmuclustiges
Des Bollgewandes wellenhafte Schleppe nach.
Doch höher steigt, bedächtig ernstes Herrscherblicks,
Ein immer vorwärts dringendes Gewaltgebild.
Dagegen gunsterregend strebt mit Freundlichkeit
Sich selbst gefallend süß zudringlich reges Blicks
Ein artig Bild Dein Auge suchend emsig her.
Noch andre schmelzen kreisend in einander hin,
Dem Rauch gehorchend, wie er hin und wieder wogt,
Doch alle pflichtig Deiner Tage Lust zu sein!“

Als bald begannen die Menschen eine tolle nutzlose Jagd nach diesen Lustgestalten, nur die, welche im Stück als Schmiede auftreten, vermochte Prometheus davon abzuhalten. Dem Epimetheus aber brachte Pandora eine Zeit reinsten Glückes. Doch als sie ihm Zwillingstöchter geboren hatte, verschwand sie mit der einen (Elpore). Die Zurückgebliebene (Epimeleia) ist bei Beginn des Stückes herangewachsen, es sind also lange Jahre seit Pandorens Abschied verflossen. Aber immer noch steht Epimetheus unter ihrem Banne. Er lebt von der Lust und der Qual des Erinnerns¹⁾ und ist nur glücklich, wenn ihm im Schlaf

1) Die Lieder, in denen Epimetheus der Pandora gedenkt, sind Perlen Goethe'scher Lyrik. Höchst eigenartig ist das mit den Worten „Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist“ beginnende. Der Grundgedanke ist in der gleichlautenden Anfangs- und Endstrophe ausgesprochen:

„Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abegewendetem Blick,
Wie er sie schauend im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach reißt sie ihn ewig zurück.“

Strophe 2 bis 5 schildern, was geschieht, wenn der ausgesprochene Rat nicht befolgt wird: Verzweifelter Schmerz, erlösende Thränen, neue Umarmung:

„Schlägt nicht ein Wetterstrahl Euch auseinander,
Inniger dränget sich Brust nur an Brust“.

Dabei ergreift aber das Bild des in Thränen vor der Geliebten liegenden Geliebten den Epimetheus so gewaltig, daß er die Gedanken, die jenen in die Arme der Geliebten zurücktreiben, nicht berichtet, sondern ihnen in Imperativform Ausdruck verleiht:

„Bleib', noch ist's möglich, der Liebe, dem Sehnen
Neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern,
Fasse sie wieder, empfindet selbender
Euer Besitzen und Euren Verlust — —
Schlägt nicht ein Wetterstrahl Euch auseinander,
Inniger dränget sich Brust nur an Brust.“

Der durch das aufwallende Mitgefühl erzeugte Widerspruch mit dem Grundgedanken macht das Gedicht höchst eigenartig. Seine Schönheit beruht nicht zum

Elpore erscheint und Pandoras Wiederkunft verheißt. Im scharfen Gegensatz zu seiner Resignation steht die Schaffensfreudigkeit des Prometheus. Nach dem Raube des Feuers hat er sich mit einem Volke von Schmieden umgeben und führt es von Arbeit zu Arbeit. Auf die Wesensverschiedenheit der beiden Brüder weist schon das Szenarium hin. Auf der Seite des Prometheus ist alles für den nächsten Zweck roh zu recht gemacht; auf der Seite des Epimetheus fällt ein über den Bedarf hinausschreitender Sinn für Symmetrie ins Auge. Die Verbindung der beiden Kreise ist lose; sogar seinen Liebesbund mit Pandora und die Existenz der Epimeleia konnte Epimetheus dem Bruder verbergen.

Die Leidenschaft Epimeleias und des Phileros, des Sohnes des Prometheus, erzeugt den Kontakt. Phileros findet die Geliebte in den Armen eines Hirten, der bei ihr eingedrungen ist, und von der Treulosigkeit der Treuen überzeugt erschlägt er den Hirten und bringt auf sie ein. Sie flüchtet entsetzt zu den Füßen des Vaters, aber erst Prometheus bringt den Tobenden zur Ruhe. Im Liebeswahnsinn eilt er ab, um die Strafe auszuführen, die der Vater ihm angedroht, und stürzt sich vom Felsen ins Meer¹⁾. Epimeleia erwacht aus der Betäubung. Nach rührenden Klagen über die Vergänglichkeit des Liebesglückes und in tiefer Reue darüber, daß sie durch ihre vorzeitige Flucht das Unglück

mindesten auf der prägnanten Kürze, mit der geschildert wird, wie sich die Empfindung des Dichters aus dem Bette der Resignation mächtig erhebt und wieder dahin zurücksinkt. Wer die Marienbader Elegie versteht, wird einen ähnlichen Widerspruch zwischen der ersten und der letzten Strophe bewundern. Unverständlich sind mir die Worte: „Der Liebe, dem Schenken neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern.“ Die versuchten Deutungen passen nicht in den Zusammenhang. Was soll z. B. der Gedanke: „Wahre Liebe vermag alles“ hier, wo feststeht, daß die Trennung schließlich doch stattfinden muß? Ich wünschte, es wiese jemand eine Sage nach, nach welcher ein unter die Sterne versephtes Liebespaar nach einander hinstrebt. Es ergäbe sich dann der Gedanke: Sogar die Sterne fügen sich der Leidenschaft, warum nicht Du?

1) Im leidenschaftlichen Schmerz um die vermeintliche Untreue der Geliebten wünscht Phileros, es möge ihn jemand einreden, seine Augen hätten ihn betrogen. Der Wahn, sie sei schuldlos, wäre ihm lieber, als die traurigwahre Erkenntnis:

„O sag' mir, ich lüge! O sag', sie ist rein!
Willkommener als Sinn soll der Wahnsinn mir sein.“

Der Glaube an die Unschuld Epimeleias würde ihn aus wahnsinniger Verzweiflung zur Vernunft zurückbringen:

Vom Wahnsinn zum Sinne, Welch' glücklicher Schritt!“

Ebenso wie ihn der Glaube an ihre Schuld in Wahnsinn getrieben hat:

„Vom Sinne zum Wahnsinn, wer litt, was ich litt?“

Das Spiel mit dem Worte Wahnsinn erinnert an die schneidenden Wortspiele, die in der griechischen Tragödie leidenschaftliche Schmerzen zu begleiten pflegen.

verschuldet hat, eilt sie ab¹⁾). Und als sie nun sehen muß, wie der Geliebte sich vom Felsen stürzt, und gleichzeitig vernimmt, daß die Sippe des erschlagenen Hirten die Wälder und Wohnungen im Bezirk ihres Vaters in Brand steckt, stürzt sie sich in die Flammen, um dem Geliebten in den Tod zu folgen. Epimetheus im Bund mit einer kriegsgewohnten Schar des Prometheus vertreibt die verwüstenden Scharen, und die aufgehende Gos verkündet, daß weder Epimeleia in den Flammen noch Phileros in den Fluten den Tod gefunden haben, daß sie sich vereinigen und gleichzeitig eine hehre Gabe zu der Erde niederkomme. Nach den Angaben des Schemas ist der Inhalt der Kypsele Kunst und Wissenschaft. Da nach Goethes Absicht Pandora diese Gabe den Menschen vermitteln sollte, so nannte er ursprünglich die Dichtung „Pandoras Wiederkunft“.

Pandora ist die Schönheit: der Dichter läßt das Epimetheus in dem Hymnus auf die Schönheit („Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden u.“) deutlich aussprechen. Denn der Schluß lautet:

„Sie steigt hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Massen erglänzt sie und schallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt;
Mir erschien sie in Jugend- in Frauengestalt“.²⁾

Nach des Dichters Absicht bedeutet die Ankunft Pandoras die Erscheinung des Schönen auf Erden, und in Prometheus und den Seinen, die Pandoras Gaben verschmähen, tritt uns der Zustand der Menschheit

1) Der Text enthält die Erklärung für Epimeleias Worte: „Und zur Sorge schleicht sich ein die Neue“. Durch ihr Schweigen und ihre vertrauenslose Flucht hat sie den Born des Argwöhnischen aufs höchste gesteigert und ist so schuld an dem Unheil, das über ihn hereinbricht. Das wohlbegründete Schuldgefühl ist auch unter den Motiven, die Epimeleia in den Tod treiben („Lieb' und Neu' treibt mich zur Flamm' hin, die aus Liebsglut rasend aufquoll“). Bei Schöll spielt der „Opfertod“ der „schuldblosen“ Epimeleia eine große Rolle. Das ist schon aus diesem Grund hinfällig.

2) In den Worten „Nach heiligen Massen erglänzt sie und schallt“ erblickt man einen Hinweis auf die bildende und redende Kunst. Aber die Kunst kommt erst am Ende des Stücks zur Erde. Wie kann also Epimetheus von ihr reden? Er spricht hier also nur von der Natur und dem, was in ihr lebt. Wenn er in dem Lied „Mähend versenkt u. s. w.“, um die Deutlichkeit, mit der Pandoras Bild vor seine Seele tritt, zu bezeichnen, ausruft

„Herrlich! so schafft Pinsel und Stahl“,

so geht daraus hervor, daß er die technische Fertigkeit der Nachahmung kennt, aber das hielt man zu Goethes Zeit noch nicht für Kunst.

vor die Augen, in welchem das Schöne sie nicht beeinflusst.¹⁾ Diesen Zustand roher Natur hatte schon Schiller zu schildern versucht. Man vergleiche im 24. der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen den Abschnitt, der mit den Worten beginnt: „Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm entlockt und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt?“ Man muß Schillers Aufsatz lesen, um zu erkennen, in wie weitem Sinn Schönheit genommen wird. Es ist die Summe aller idealen Güter der Menschheit.

Im Einklang mit Schillers Schilderung sieht Prometheus in seinen Menschen nichts als besserorganisierte Tiere: den abziehenden Hirten ruft er nach:

„Entwandelt friedlich! Friede findend geht Ihr nicht.
Denn solches Loos dem Menschen wie den Tieren ward,
Nach deren Urbild ich mir Bess'res bildete,²⁾
Daß Eins dem Andern, einzeln oder auch geschart,
Sich widersezt, sich hassend an einander drängt,
Bis Eins dem Andern Übermacht bethätigte“.

Für den, der so denkt, hat natürlich nur diejenige Menschenthätigkeit Wert und Berechtigung, die auf das im Kampf ums Dasein unmittelbar Nützende gerichtet ist. Zu diesem Kampf ist die Menschheit genügend ausgerüstet, neues braucht sie nicht.³⁾

Daß Epimetheus aus der Welt des Bedürfnisses bereits in das Reich des schönen Scheins emporgestiegen ist, deutet der Dichter schon in

1) Jede Betrachtung, die in Pandora etwas anderes sieht als die Schönheit, muß von vornherein zurückgewiesen werden; so auch Schubarth's Ansicht, der davon ausgeht, Pandora sei das allbegabte und allbegabende Weltganze (zur Beurteilung Goethes S. 27, S. 86 flg.). Auf seine Ausführungen wird immer noch Bezug genommen, weil Goethe auf eine Anfrage Eckermanns mit einem allgemein gehaltenen Lob Schubarth's geantwortet hat. (Gespräche I 45.)

2) Strehlke macht hierzu die Bemerkung: „Platonische Vorstellung, nach welcher eine Welt der Ideen abgesondert von der wirklichen existiert. So sind also die Menschen des Prometheus nicht nach den früher existierenden, sondern nach der Idee oder dem Urbilde der Menschen gebildet“. In dem kurz darauf folgenden Vers

„Ihm ruht zu Hause vielgewaltiger ein Stamm“

betrachtet er „vielgewaltiger“ als einen ungewöhnlichen Komparativ. Wir verdanken diese Entdeckung Dünker. Sie beruhigen sich vielleicht, wenn man das Wort in Zukunft mit einem großen Anfangsbuchstaben schreibt.

3) Mit seinen Worten:

„Neues freut mich nicht, und ausgestattet
Ist genugsam dies Geschlecht zur Erde“

vergleiche man von den Sprüchen in Prosa Nr. 556 „Der Mensch ist genugsam ausgestattet zu allen wahren irdischen Bedürfnissen, wenn er seinen Sinnen traut und sie dergestalt ausbildet, daß sie des Vertrauens wert bleiben“.

den einleitenden scenischen Bemerkungen an, in denen er für die Seite des Epimetheus die harmonische Anordnung vorschreibt, deren Abwesenheit ein charakteristisches Merkmal der Seite des Bruders ausmachen soll. Diese Verschiedenheit wird motiviert durch den Bericht über die verschiedene Behandlung, welche Pandora von den beiden Brüdern erfahren hat. Sie hat Epimetheus die ideale Welt erschlossen, glücklich gemacht hat sie ihn nicht. Gleich am Anfang kündigt er uns seiner Weisheit letzten Schluß:

„Besser blieb' es immer Nacht;
Gewaltsam schüttle Helios die Todenglut;
Doch Menschenpfade, zu erhellen sind sie nicht“.

Die Erklärung dafür muß eine Betrachtung von Pandoras Mitgift ergeben. Ein Teil derselben wird mit Namen genannt — Liebesglück. Es ist eine schöne Bemerkung Schillers, daß eine der ersten Wirkungen der Schönheit die Veredelung des Geschlechtsverkehrs ist. „Eine schönere Notwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Anteil hilft das Bündnis bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft zc.“¹⁾ Dem entsprechend ist die Ansicht des Epimetheus über das Weib eine ganz andere als die des Prometheus. Für diesen ist es nur die treue Magd, die ihm die Arbeit des Menschenbildens und andere Arbeiten abnimmt.²⁾

Aber es liegt eine bittere Wahrheit darin, wenn Goethe das Liebesglück als etwas bezeichnet, das die Menschen sich nicht aneignen und festhalten können. Wohl ist es pflichtig, unserer Tage Lust zu sein, aber „tückisch harret das Lebenswohl zuletzt“. Sie sind zu zählen, die sich dies Glücksgefühl in ungetrübtem Glanze zu wahren wissen im Wechsel des Irdischen; diesen raubt es der Tod. Epimetheus verstand nicht den Sinn der Deuterin, als sie ihm das Liebesglück unter den über der Erde schwebenden Gebilden wies, und fragte erstaunt:

„Droben schwebt es? Hab' ich's doch in Dir.“

Aber die Erkenntnis blieb ihm nicht erspart. Die zum Weibe gewordene Schönheit konnte nicht sein eigen bleiben, sie ließ ihm nur die Lust und die Qual der Erinnerung. Von dieser Erkenntnis, daß die Liebe nicht dauernd befriedige, durchdrungen, ruft er dem zur Geliebten eilenden Phileros nach:

„Fahr' hin, Beglückter, Hochgesegneter, dahin!
Und wärst Du nur den kurzen Weg zu ihr beglückt,
Doch zu beneiden! Schlägt Dir nicht des Menschenheils
Erwünschte Stunde, zöge sie auch schnell vorbei.“

1) Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen XXVII (Werke XV S. 440 f. ed. Hempel).

2) Vgl. das Gespräch der Brüder nach Epimeleias Abgang.

Er sieht recht voraus, nach kurzer Zeit muß auch Epimeteia klagen:

„Ach warum, Ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!
Sternenglanz, ein liebeich Betuern,
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.“¹⁾

So bildet die Unbefriedigung, welche die in der Liebe zur Welt kommende Schönheit hinterläßt, weil sie sich an die wechselnde Vergänglichkeit tettet, einen Grundgedanken der Dichtung.

Für die anderen Gaben aus Pandoras Mitgift, die nach des Dichters Ansicht dem Menschen ebensoviel und ebensowenig Befriedigung gewähren als die Liebe, hat er uns die Namen zu suchen überlassen. Klar ist, daß sie zur Schönheit ein Verhältnis haben müssen — denn die Schönheit bringt sie —, klar ist ferner, daß diese Gebilde Zustände der Menschenseele versinnbildlichen sollen. Denn was ist Liebesglück anders? An Reichtum und Einfluß oder gar an die verschiedenen Dichtungs- und Kunstarten zu denken, ist also ganz unmöglich. Allen Forderungen, die man stellen kann, genügt z. B. das Glück der Freundschaft, der Eltern- und Kindesliebe, die Befriedigung im Ruhm, aber es ist schwer, die Andeutungen Pandoras auf Bestimmtes zu beziehen. Daß man aber in der angegebenen Richtung suchen muß, wird auch dadurch bestätigt, daß zwischen der aus Pandoras und des Epimethens Bund entsprossenen Elpore, welche die Hoffnung symbolisch darstellt, und jenen Gaben eine Verwandtschaft ausdrücklich konstatiert wird. Denn Prometheus sagt von ihr:

„Elporen kenn' ich, Bruder, darum bin ich mild
Zu Deinen Schmerzen, dankbar für mein Erdenvolk.
Du mit der Göttin zeugtest ihm ein holdes Bild,
Zwar auch verwandt mit jenen rauchgebornen,
Doch stets gefällig täuschet sie unschuldiger,
Entbehrlich keinem Erdensohn. Kurzsichtigen
Zum zweiten Auge wird sie: Jedem sei's gegönnt.“²⁾

Eine Verwandtschaft kann aber die Hoffnung nur mit seelischen Zuständen haben.

1) Die Art, wie hier Erscheinungen der Natur und Seelisches nach einer gewissen Harmonie zusammengestellt werden, mahnt an Schellings Identitätsphilosophie.

2) Man vergleiche mit dieser Schilderung das, was der Dichter in den „Urworten“ über 'Ελπίς zu sagen weiß.

Wie für Elpore, so ist gewiß auch für Epimeleia von der eigentlichen Bedeutung des entsprechenden griechischen Wortes auszugehen. ἐπιμέλεια heißt Sorge für etwas.¹⁾ Man vergleiche dazu die Schilderung, die Epimetheus von ihr giebt:

„Die andre ruhig gegenteils und schmerzlich fast,
Als jener Blick den meinigen zuerst erwarb,
Sah stät herüber, hielt mein Auge fest und fest
In ihrem innig, ließ nicht los, gewann mein Herz.
Nach mir sich neigend, händeringend, strebte sie
Als liebedürftig, hilfsbedürftig, tiefes Blicks“.

und einige Verse weiter nach der Schilderung von Pandoras Scheiden:

„Es sah mich an und weinte mit
Bewegt von Mitgeföhlen, staunend, unbewußt. —
So leb' ich fort entgegen ewig verwaister Zeit,
Gestärkt an meiner Tochter zart besorgtem Sinn“.

Von der kindlichen Liebe, dem Sorgen für den Vater hat Epimeleia den Namen. Wie in dem Bund zwischen Epimetheus und Pandora jene eine Gabe aus Pandoras Mitgift in die Erscheinung tritt, so soll vielleicht in dem Verhältnis zwischen Epimetheus und Epimeleia die Eltern- und Kindesliebe, die wir unter den namenlosen Gaben erkennen zu dürfen glaubten, dargestellt werden. Auch dies Verhältnis wird zerstört; kaum ist Phileros in den Gesichtskreis Epimeleias getreten, so lebt sie nur noch in ihm und um seinetwillen.

Wer, so lehrt der Dichter, auf Liebe, Freundschaft und Pietät, so herrlich sie das Leben zu schmücken berufen sind, sein Lebensglück aufzubauen unternimmt, wird leicht die Beute verbitternder Enttäuschung werden. Ich brauche nicht hervorzuheben, daß dies die eingangs erwähnte düstere Seite der Dichtung ist, auch nicht auszuführen, wie dieser Gedanke in Goethes gleichzeitige Stimmung paßt. Seine Worte von dem schmerzlichen Gefühl der Entbehrung, das in der „Pandora“ ausgedrückt sei, finden so ihre Erklärung.

Aber der Dichter entläßt uns nicht mit diesen trüben Gedanken; sich und anderen zum Trost verkündet er, daß das Schöne nicht allein in jenen Gestalten zur Erde kommt, sondern daß es dem Menschen in Kunst und Wissenschaft eine Quelle dauernder Befriedigung wird. Wiederkehrend bringt Pandora diese Gaben.

1) Scherer's Bemerkung (Aufsätze S. 260): „Elpore bedeutet wörtlich die Hoffnung, Epimeleia bedeutet wörtlich die Sorge. Also: Die Hoffnung ist ihm genommen, die Sorge ist ihm geblieben“, klingt sehr geistreich. Leider pflegten aber die Griechen das, was Scherer meint, mit μέριμνα zu bezeichnen.

Man vergleiche, was der Dichter kurz vor der Schöpfung der „Pandora“ über die Wirkung der bildenden Kunst sagte: „Ist es (das Kunstwerk) einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesamten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist“. ¹⁾ Mit wenigen Änderungen könnte man diese Worte zu einem Bekenntnis des Dichters über die Kunst überhaupt machen. Daß er der Wissenschaft, bei ihm die Erforschung des Menschen und der ihn umgebenden Erscheinungen, eine ähnliche Bedeutung zuerkannte, ergibt sich nach einer flüchtigen Betrachtung seines Lebens.

Pandora kehrt wieder. Kunst und Wissenschaft sind ihre Gaben. Wenn Phileros und Epimeleia sich vereinigt haben, dann schlägt die Stunde. Die beiden Ereignisse sind in der Prophezeiung des Eos so verbunden, daß man die Vereinigung des Paares als die Ursache der Wiederkunft Pandoras ansehen muß. ²⁾ Diese Symbolik ist verständlich, weil Phileros der Sohn des zweckthätigen Prometheus, Epimeleia die Tochter des tiefsinnenden Epimetheus ist. Wenn prometheischer Realismus und epimetheischer Idealismus so ineinander aufgehen, wie Phileros und Epimeleia, die eines ohne das andere nicht leben können, dann beginnt die Kunst, dann beginnt die Wissenschaft. Was jene anbelangt, so wird dieselbe Idee in der Goethe-Schillerschen Korrespondenz oft erörtert, am schärfsten von Schiller am 14. September 1797 so formuliert: „Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler, daß er sich über das Wirkliche erhebt (wie Epimetheus) und innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt (wie Prometheus). Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst“. Man kann das auch auf die Wissenschaft übertragen: Die Beobachtung des Thatsächlichen im Sinne des Prometheus kann wohl ein Wissen begründen. Die Entwicklung des Wissens zur Wissenschaft vollzieht sich erst durch den Hinzutritt des spekulativen Denkens. Für die notwendig innige Vereinigung der beiden Arten des Anschauens und Denkens konnte der Dichter kein glücklicheres Symbol finden als den Bund zweier Liebenden.

1) Einleitung zu Windelmanns Briefen, in dem Abschnitt „Schönheit“.

2) „So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und That sich segnend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals“.

Den Grundgedanken hat die Dichtung mit der „Trilogie der Leidenschaften“ gemein. Der Schmerz um die Trennung von der Geliebten, der die „Elegie“ durchweht, klingt aus in den Worten:

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war.
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr.
Sie drängten mich zum gabefeligen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde“.

In der „Ausföhnung“ bekennt der Dichter, wie die Kunst, die Musik ihm den Frieden gebracht hat:

„Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verslicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne;
Das Auge neht sich, fühlt im höheren Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Thränen“.

Die Litteratur über die „Pandora“ ist nicht gerade erfreulich. In ihren widersprechenden Ergebnissen läßt sie sich nur mit der über „Faust“ vergleichen. Das Ergebnis mußte dürftig sein, da man die logische Entwicklung verschmähte. Fast nirgends ein Beweis, sondern kaltlassendes Deuten und Wähnen. Daß dabei die wunderbarlichsten Dinge zu Tage gekommen sind, läßt sich denken. Es lohnt nicht darauf einzugehen. Auch Schölls Aufsatz krankt an dem methodischen Fehler. Zwar entzückt in ihm ein staunenswerter Reichtum von Ideen, der mit Begeisterung und edler Gesinnung verbunden wohl zur bewundernden Verehrung für den Mann erheben kann. Wenn man aber näher zusieht, so erkennt man, daß vieles willkürlich ist,¹⁾ und vermißt vor allem eine Antwort auf die Frage, was das zweimalige Erscheinen Pandoras bedeuten soll. Es ist aber klar, daß ohne diese Antwort die Dichtung nicht verstanden werden kann.

1) Daß z. B. alles, was Schöll auf Epimeleias „Opfertod“ aufbaut, hinfällig ist, habe ich oben schon erwähnt. Instruktiv für seine Art, hinter allem etwas zu suchen, ist die Erklärung, die er dafür giebt, daß Pandora kurz vor ihrem Scheiden Epimetheus verschleiert nahte: „Sie nahte ihm damals in veränderter Anmut, die Gestalt verschleiert, das allein enthüllte Antlitz desto seelenvoller, zutraulicher, geheimnisvoll gesprächiger. Trefflich ist hiermit die Vertiefung der Schönheit ins Gemüth bezeichnet, die in wachsender Vereinfachung immer mit der höheren Klarheit auch Ahnung und Geheimnis erhöht“. Eine unbefangene Betrachtung wird die Veränderung in Wesen und Kleidung Pandoras auf ihre Schwangerschaft zurückführen, ebenso wie Prometheus, der nach der Schilderung des Bruders antwortet

„Auf neue Freuden deutet solche Verwandlung“.

Wer bedenkt, auf welchen Umwegen man sich zum Verständniß des Dramas durchringen muß, wird geneigt sein, seinen Wert gering anzuschlagen. Gegen Tadler hat indes der Dichter schon das rechte Wort gesprochen. Nur die Jugend, meint er, habe die Varietät und Spezifikation, das Alter aber die genera, ja die familias. So sei er auch in der „natürlichen Tochter“ und in der „Pandora“ ins Generische gegangen. Der „Meister“ habe noch die Varietät.¹⁾ Das muß man bei Goethes späteren Produktionen immer berücksichtigen. Begriffe lassen sich nur symbolisch darstellen, und symbolische Dichtungen können unmöglich leicht faßlich sein.

Zur neuesten Nibelungen-Litteratur.

Von Karl Landmann in Darmstadt.

I.

Wenn wir in den nachfolgenden Zeilen die Besprechung zweier im vergangenen Jahre erschienener Bücher unter einer gemeinsamen Überschrift zusammenfassen, so geschieht dies darum, weil sich in ihnen zwei ganz verschiedene Richtungen zu erkennen geben, in denen sich die Würdigung des Nibelungenstoffes im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bewegt: die eine, die mit der Versenkung des Nibelungengoldes in den Rhein auch die fortzeugende Kraft der Sage für geschwunden erachtet; die andere, die in der mittelalterlichen Überlieferung nur das Rohmaterial erblickt, aus dem der schaffende Geist der Zeit ein Gebäude aufzuführen berufen ist, in dem die kommenden Geschlechter ihre eigentliche Heimat finden sollen, wenn anders sie noch an die Möglichkeit der Errichtung eines nationalen Heiligtums auf dem Grunde der deutschen Sage und Dichtung glauben. Beginnen wir, der Zeit des Erscheinens entsprechend, mit dem den letzteren Standpunkt vertretenden Werke.

1. Dr. Ernst Meind. Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Richard Wagners. Berlin. Verlag von Emil Felber. 1892. 328 S. 8^o.

Mit gutem Grunde hat Meind in der Einleitung zu seinem Buche den Ausspruch von W. Grimm (Kleinere Schriften I, S. 68 zc.; sollte heißen 71 flg.) vorangestellt, daß uns die altdeutsche Poesie durchaus in dem Geiste eines großen Dichters wiedergeboren werden mußte. Und noch deutlicher das Wort von J. Grimm (Kleinere Schriften II, S. 75): „Die dramatische Poesie strebt, das Vergangene in die Empfindungsweise,

1) Vgl. Riemer, Mitteilungen II 717 flg.

gleichsam Sprache der Gegenwart umzusetzen, und ist, wo ihr das gelingt, in ihrer Wirkung unfehlbar: sie bezeichnet den Gipfel und die stärkste Kraft geistiger Ausbildung, welche von begünstigten Völkern errungen wird.“ Daß aber gerade die nordischen Mythen geeignet seien, jene Verjüngung der Dichtung herbeizuführen, belegt der Verfasser mit den ebenda ausgehobenen Stellen aus Herder („Iduna.“ *Horen* 1796, Bd. 8, S. 1), Uhland (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage VII, S. 212) und Mannhardt (Die Götter der deutschen und nordischen Völker. Berlin 1860¹): Stimmen, neben denen er, wenn ihnen auch nur eine vorahnende Bedeutung für die Dichtung Wagners zukommt, die Anführung der „auf Unverständnis, Unkenntnis oder Böswilligkeit beruhenden“ Urteile aus der Geschichte der deutschen Litteratur von Heinze und Goette und aus dem Buche „Rembrandt als Erzieher“ über diese sich hätte ersparen können.

Der Verfasser behandelt seinen Stoff in zehn Abschnitten, von denen die zwei ersten, das Rheingold und der Nibelungenring (S. 10—68) und Wotan (S. 69—115) uns durch das Gesamtgebiet der Dichtung und Sage hindurchführen, während die Abschnitte 3—7 (S. 116—176) nur einzelne Teile derselben berühren, der 8. und 9. (Siegmund, S. 177—198, und Siegfried, S. 199—305) den Hauptinhalt der Sage, die drei „Abende“ der Dichtung, umfassen und der letzte (Hagen, S. 306—319) noch einmal das Ende mit dem Anfang (Hagen, der Sohn Alberichs; also Erwachen und Versinken des Rheingoldes der Anfang und das Ende unserer Dichtung) verknüpft, worauf S. 320—328 ein Verzeichnis der angeführten Litteratur (etwa 150 Nummern) das Buch beschließt. — Die Methode der Darstellung ist, wenn wir auch mit der Wahl des Titels (die „sagenwissenschaftlichen“ Grundlagen zc.) nicht einverstanden sind, als eine sehr glückliche zu bezeichnen. Nehmen wir als Probe derselben den ersten Abschnitt in möglichst kurzer Zusammenfassung vor.

Vom Wasser, das nach der ältesten Anschauung der arischen Völker (vergl. den Okeanos der griechischen Kosmogonie) der Anfang aller Dinge ist und sich für die Deutschen in dem Rhein, dem Fluß schlechthin, dem „Fluß aller Flüsse“, als ein Sinnbild für die Strömung der Zeit und des Lebens überhaupt darstellt, beginnt der Verfasser, wie das musikalisch sogenannte „Motiv des Urelements“ es thut, und führt uns sodann auf

1) Auf derselben Seite (5), der hier der Verfasser ein etwas längeres Zitat entnimmt, lesen wir auch die folgende Stelle: „Nur andeutend sei auch der Tonkunst gedacht, welche für Kompositionen wie Lohengrin, Tannhäuser, Gudrun, Nibelungen u. s. w. mit Glück ihre Vorwürfe aus der vaterländischen Mythologie zu entnehmen beginnt.“ — So 1860, also vor 33 Jahren!

den Grund des Rheins, den ein poetischer Blick mit sagenhaften Gestalten bevölkerte; unter ihnen der Andvari der Sigurdharkvidha II, der für Wagner die Grundlage zur Schöpfung seines Alberich geworden ist. Das Nibelungengold als bewegtes, flüssiges Leben („das wechselnd wacht und schläft“), seine Bewahrung durch die Rheintöchter, sein Raub durch den der Liebe entsagenden Alberich, die Schmiedung des Ringes, an dessen Besitz die Möglichkeit der Erlangung der Weltherrschaft (nicht die Weltherrschaft selbst!) geknüpft ist, der Ringfluch, dem die Götter vorläufig entgehen, während er Riesen und Zwerge und Menschen nach einander ereilt, endlich das von Wotan, zuerst „in Zwiespalts wildem Schmerz“, dann aber „in Wonne“ selbstgewollte Ende der Götter, über das hinaus das „wissend gewordene Weib“ die allsiegende Macht der Liebe als Erlösung vom Fluche des Goldes verkündet: das alles wird uns schrittweise unter Heranziehung verwandter Sagen und Märchen (Brüder Grimm, P. E. Müller, Schambach und Müller, Wolf, Stöber, Kuhn, Schnezler, Temme, Bechstein, Alpenburg, Haupt) und Vergleichung mit verwandten Dichtungen (Wolfgang Müller, Uhland, Simrock, Freund, Mühl, vor allem die Nibelungendichter Fouqué, Fr. R. Hermann, Ettmüller, Jordan), gelegentlich auch unter Abwehr unberechtigter Einwendungen und Angriffe (J. Schmidt, S. 27, H. Vult Haupt, S. 29) in höchst anmutender Weise vorgeführt und mit einer Reihe sehr belehrender Hinweise auf die Kraft und Schönheit der Sprache Wagners (vergl. u. a. S. 39 flg.) verknüpft, worauf zuletzt im Anschluß an einen Vortrag von Moriz Wirth die Bedeutung der Dichtung für unsere Zeit und unser Leben einer sehr beachtenswerten Betrachtung unterzogen wird. — Halten wir uns dabei gegenwärtig, daß nach diesem ersten orientierenden Gange auch alle anderen Punkte, die hier noch nicht berührt werden konnten, eine ebenso eingehende Erörterung finden, so ist damit der Wert des Buches für die genauere Kenntnis der Wagnerschen Dichtung sowohl wie auch für die Nibelungenforschung überhaupt zur Genüge gekennzeichnet. Verschweigen dürfen wir dabei freilich nicht, daß manche Aufstellungen in dem Buche von wissenschaftlichem Standpunkte aus anfechtbar sind, weshalb wir auch, wie bereits angedeutet, auf dem Titelblatte das Attribut „sagengeschichtliche“ dem gewählten vorgezogen hätten. Insbesondere ist zu bedauern, daß der Verfasser die einschlägigen Abschnitte aus Pauls Grundriß der germanischen Philologie, vornehmlich den über die Mythologie, vor der Herausgabe zu Rate zu ziehen nicht für nötig erachtet hat, was übrigens weniger ins Gewicht fallen würde, wenn er nicht unglücklicherweise durch wiederholtes Eingehen auf Ernst Krauses „Zwiskoland“, das doch auch erst im Jahre 1891 erschien, den Standpunkt der Beurteilung zu seinen Ungunsten verrückt hätte. Hoffen wir,

daß das bald hervortretende Bedürfnis einer neuen Auflage den Verfasser ermähne, sein in der Auflage vortreffliches Buch nach den ange deuteten Gesichtspunkten, vielleicht mit Dargeingabe mancher etwas zu sehr in die Breite gehenden Zugabe, zu vervollständigen.

2. Einführung in das Nibelungenlied. Von W. Schulze, Dr. phil., Oberlehrer am Gymnasium zu Dortmund. Dortmund, H. Meyer. 1892. IX u. 299 S. 8°.

Eine „Einführung“, nicht eine „Einleitung“ in das Nibelungenlied will das Buch von W. Schulze sein. Und der Verfasser spricht im Vorwort mit einer so großen Bescheidenheit von der Aufgabe, die er sich gestellt hat, und von den Mitteln, die ihm zur Lösung seiner Aufgabe zu Gebote standen, daß man sich nur schwer entschließt, etwas dagegen zu sagen. Und dennoch kann auch ihm der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er veräuht hat, neben den Werken und Einzelschriften, die ihm seine Gymnasialbibliothek geboten und die er, offenbar seit einer Reihe von Jahren, mit treuem Fleiße für seine Zwecke benutzt hat, in letzter Stunde auch den „Grundriß“ noch einmal recht gründlich anzusehen, selbst auf die Gefahr hin, daß er dann hier und da kürzere oder längere Stellen in seinem Manuskript hätte streichen oder mit weitergehenden Erörterungen versehen müssen. — Es mag ja wohl zur Stärkung des Standesbewußtseins beitragen, wenn in dem Buche eine stattliche Anzahl von Schulprogrammen zitiert, zum Teil auch auszugsweise mitgeteilt wird, und die Herren Kollegen, denen die Ehre widerfährt, pari passu mit den Brüdern Grimm, mit Lachmann und Müllenhoff, Simrock und Uhland, Weinhold und Wilmanns u. a. vorgeführt zu werden, mögen dafür ganz besonders dankbar sein. Allein unseres Erachtens sollte dies doch nur da geschehen, wo es sich darum handelt, das Gold der Wissenschaft in Kleinmünze zum täglichen Gebrauche, zumal in der Schule, umzusetzen, nicht aber in den großen Fragen, die nur von den neuerdings so übel berufenen „Spezialisten“ unter richtiger Verteilung von Licht und Schatten überblickt werden können. In diesem Sinne ist der „Grundriß“ entstanden, und in diesem Sinne sollte er hinfort als Regel und Richtschnur bei allen germanistischen Arbeiten dienen, nicht bloß, wie dies S. 68 geschehen ist, um auch einmal daraus ein Zitat zu geben.

Zimmerhin aber können wir uns recht wohl denken, daß es noch „weite Leserkreise“ giebt, bei denen „eine eingehende Kenntnis der Nibelungen sage nicht vorausgesetzt werden“ kann. Und von diesem Standpunkte der vollständigen Voraussetzungslosigkeit können wir auch dieses Buch aus vollem Herzen willkommen heißen, ja es wird in diesen Kreisen offenbar bessere Dienste thun als die entsprechenden Abschnitte des Grund-

risses. „Die Ergebnisse der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen, kritischen und ästhetischen Untersuchungen, die das Nibelungenlied hervorgerufen hat, zu sammeln und weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ist der Zweck dieses Buches.“ Und diesen Zweck erfüllt es als „Einführung“ in vollem Maße.

Der erste Teil (S. 1—60) giebt einen völlig ausreichenden Auszug aus den deutschen und nordischen Quellen der Siegfrieds- oder Nibelungenfage, und dieser Teil dürfte selbst den Lesern des Meindischen Buches zu weiterer Belehrung über die dort angeregten Fragen sehr willkommen sein. Nur würde Referent die in Parenthese gefetzte „Ausfüllung der Lücke des Codex regius“ (S. 35—40) aus der Volsungasaga in anderer Verbindung mitgeteilt und so eine wirkliche, auch für das Auge leicht erkennbare Übersicht über die nordische Gestalt der Sage zu geben versucht haben. Zu dem kurzen Abschnitt über die Hornagesfaga aber (S. 60) hätte der Verfasser auch ohne den Grundriß (II 1, 132) eine befriedigendere Erklärung geben können, wenn er die oft von ihm zitierten Schriften zur Geschichte der deutschen Dichtung und Sage von L. Uhland, Bd. VII, S. 327—339, näher darauf hätte ansehen wollen. Der zweite Teil führt die Überschrift „Deutung der Sage“ und behandelt den im ersten Teile gegebenen Stoff zunächst nach der Auffassung der Sage als Naturmythus (wobei wohl der „Donar-Siegfried“ zwischen dem „Wodan-“ und dem „Balder-Siegfried“ am wenigsten die Probe bestehen wird), sodann nach der Seite der geschichtlichen Bestandteile des Epos, worauf als Anhang noch eine Übersicht über die Geographie des Nibelungenliedes gegeben wird. Der dritte, dem Umfange nach bedeutendste Teil des Buches (S. 99—299) darf auch seinem praktischen Werte nach für den wichtigsten erklärt werden, wobei allerdings vorausgesagt werden muß, daß die Überschrift „Ästhetische Würdigung des Nibelungenliedes“ für den Inhalt durchaus nicht ausreichend erscheint. Der erste Abschnitt (S. 99—243) betrachtet das Nibelungenlied als Volksepos, der zweite (S. 244 bis zum Schluß) als Kunstsepos. Dort geht der Verfasser von der ästhetischen Auffassung Hegels, die dem Liede durchaus nicht gerecht wird, zu den Urteilen W. Scherers und Fr. Th. Vischers über, beleuchtet den nationalen Gehalt des Epos und die Heldenehre im Liede und giebt sodann eine recht wertvolle Zusammenstellung eigener und fremder Urteile über die Charaktere in demselben. Dabei ist uns wohlthuend aufgefallen, daß der Verfasser, der, wie es scheint, für Wagner nicht viel übrig hat, sich doch, wie es ebenfalls scheint, S. 162 dem Urteile Köpes über Heibels Brunhild anschließt: „Als christlicher Priester würde ich bei allem Mitgefühl zu Kriemhilde treten und sprechen wie Heibels Kaplan: Vergieb und laß die Rache dem, der da recht richtet. Aber bei Brun-

hildens Jammer würde ich verstummen.“ Das ist eben doch ein Teil jener Kraft, die in der „Götterdämmerung“ in den Worten „Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein“ ihren prägnantesten Ausdruck findet. Auch die Nr. 6 dieses Abschnittes, die die innere Welt des Glaubens und der Sitte behandelt, gehört noch unter die ästhetische Würdigung des Nibelungenliedes, während Nr. 7, „die äußere Welt“, doch eigentlich in das Gebiet der Altertümer einschlägt, wie denn auch das gleich am Anfang (S. 195) angeführte Programm die Aufschrift „Deutsche Altertümer aus dem Nibelungenliede und der Gudrun“ trägt. Daß hier wie in dem vorhergehenden Abschnitte neben dem eigentlichen Nibelungenapparate auch G. Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit häufig angezogen werden, kann dem Buch nur zum Lobe gereichen. Daß aber in dem ganzen Abschnitte über das Nibelungenlied als Volksepos der Versuch Werner Fahns, aus dem Liede einen „Volksgesang der Deutschen“ unter dem Titel „Kriemhilde“ herauszuschälen, gar keine Erwähnung gefunden hat, muß auffallen. Nicht als ob Referent eine Lanze für dieses Buch brechen wollte; aber der in litterarhistorischen Dingen wohl angesehene Name des Verfassers sowohl wie auch die Rücksicht auf möglichste Vollständigkeit der geschichtlichen Darstellung hätte doch sein Vorhandensein in irgend einer Verbindung nahelegen sollen, wozu übrigens auch im letzten Abschnitte, etwa S. 253, noch Gelegenheit gegeben war. Wenn endlich der Verfasser der „Einführung“ in dem Vorwort die Absicht ausspricht, seinen Stoff „in einzelnen übersichtlichen, für sich lesbaren Kapiteln“ zu behandeln, und wir ihm (von einzelnen Nachlässigkeiten wie S. 24 Z. 24, 30 u. 33, S. 30 Z. 5, S. 33 Z. 20 flg., wo die auffallende Wortstellung sich nur aus den fehlenden Anführungszeichen erklären läßt, u. dgl. abgesehen) zugeben, daß er diese Absicht wohl im Auge behalten hat, so wird er doch für den letzten Abschnitt, „das Nibelungenlied als Kunstsepos“, eingestehen müssen, daß er hier von dem ins Auge gefaßten weiteren Leserkreise zu viel verlangen würde, wenn er ihm die einzelnen Kapitel als eine angenehme Lektüre darböte. Doch das ist keine Anklage; wir gestehen vielmehr, daß wir ihm für die Zusammenstellung des Inhaltes der „zwanzig Lieder Lachmanns“ (S. 252—276 nach Müllenhoff und Henning) recht dankbar sind, und auch die folgenden Nummern enthalten noch manche zur „Einführung“, die aber hier schon mehr „Einleitung“ ist, recht willkommene Bemerkung.

Zum Schlusse wollen wir nicht unterlassen, die beiden besprochenen Bücher zur Anschaffung in den Lehrerbibliotheken, vielleicht auch für die Schülerbibliotheken in den Oberklassen, noch einmal recht warm zu empfehlen. Nur in dieser Absicht hat Referent seinen ursprünglichen Plan, die neueste Nibelungen-Litteratur ihrem ganzen Umfange nach einer

eingehenderen Besprechung in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht zu unterziehen, auf die vorstehenden Ausführungen beschränkt. Vielleicht kommt er auf jenen Plan noch einmal zurück.

Der Dorfrichter Adam in dem zerbrochenen Krug von Heinrich von Kleist.

Von Christian Semler in Dresden.

Es lebe, wer sich tapfer hält.
Mephistopheles zu Faust.

Der zerbrochene Krug schließt sich den besten Schöpfungen der deutschen Litteratur an. Er steht ebenbürtig neben Hermann und Dorothea und Wallensteins Lager. Außerdem ist der Stoff, wie in diesen beiden Dichtungen, aus dem Volksleben genommen und hat deshalb das Anheimelnde des Volkstümlichen. Trotzdem ist er noch nicht so, wie er es verdient, in die Herzen der Leser und Theaterbesucher gedrungen. Die Handlung ist verwickelt und verlangt Aufmerksamkeit, und der Dorfrichter Adam hat das Schicksal des Carlos in Goethes Clavigo. Beide sind vielen zu eigenartig und zu kühn angelegt. Indessen ergeht es den Schauspielern wie den Lesern; die genannten Rollen sind für sie der Bogen des Odysseus, der so schwer zu spannen war. Davison verstand es, Carlos entsprechend zu veranschaulichen; doch Döring in Berlin vermochte als Adam nicht durchgängig der Absicht des Dichters gerecht zu werden. In der bildenden Kunst ist es ebenso. Adolf Menzel, der treffliche Maler scharf ausgeprägter Charaktere, konnte in seinen Zeichnungen zum zerbrochenen Krug den Dorfrichter nicht überzeugend verkörpern.

Weshalb machen uns die Klostergeistlichen in den Sittenbildern Grüners eine so herzliche Freude? Es ist der Anblick des ungetrübten Wohlbefindens auf dieser von der Kirche so viel gescholtenen Erde. Doch diese Wirkung könnte auch eine Gruppe von Bauern, wie sie die Holländer im 17. Jahrhundert so häufig malten, hervorbringen. Die geistlichen Herren haben den Beruf, die Weltentsagung und Weltverdammung zu predigen und an sich zu verwirklichen; wir erwarten also gar nicht das irdische Behagen. Es thut sich daher ein Widerspruch auf zwischen dem Erhabenen des geistlichen Standes und dem Niedrigen des Essens und Trinkens. Das Zusammenfassen dieser beiden widersprechenden Glieder ist das Komische, welches das Lächeln über den Sturz des Erhabenen durch das Geringe herbeiführt. Diesen Klostergeistlichen ist der Dorfrichter Adam auf den ersten flüchtigen Blick ver-

gleichbar. Er fühlt sich bei Braunschweiger Würst, Limburger Käse und Niersteiner nicht minder in seinem Element wie jene Brüder in Christo. Aber hier fehlt noch das Erhabene im komischen Vorgang. Adam ist als Dorfrichter Vertreter des Staats, er hat also die Würde desselben zu wahren. Nun verstrickt er sich aber plötzlich und unerwartet in ein nächtliches Liebesabenteuer und erhält dabei eine gehörige Tracht Prügel. Hier tritt das Komische bereits deutlich zu Tage; aber es steigert sich wesentlich dadurch, daß die böse Geschichte am nächsten Tag vor Gericht kommt und er sich selbst verhören soll. Indessen ist dies noch nicht genug; er muß in Gegenwart des Regierungsbevollmächtigten den nächtlichen Vorgang untersuchen. Jetzt erst tritt die volle Höhe des Komischen zu Tage, sodaß die Klostergeistlichen Grünners unbedeutend gegen Adam erscheinen. Mitten in der größten Gefahr, von zwei Seiten, von den Bauern und dem Gerichtsrat, bedroht, bewahrt er sich die vollste Lebensfreude und die unverwüßliche Laune. In der deutschen Dichtkunst war etwas Ähnliches schon einmal vortrefflich durchgeführt worden und zwar in dem Reineke Fuchs. Auch dieser wird durch eine schwierige, ja, noch weit gefährlichere Lage weder aus seiner Ruhe noch aus seiner durchtriebenen List und Schalkhaftigkeit herausgedrängt. Er bewahrt sich wie Adam und in noch höherem Grade die siegreiche Selbstgewißheit.

Da wir unseren Lesern nicht zumuten können, daß sie den Verlauf der Handlung in dem zerbrochenen Krug genau im Gedächtnis haben, so erzählen wir denselben in aller Kürze. In dem niederländischen Dorfe Huysum verwaltete Adam nebst seinem Schreiber Licht das Amt des Dorfrichters. Mit den Bauern stand er auf gutem Fuße, zumal mit Frau Marthe Kull, mit deren verstorbenem Manne er befreundet war. Evchen, ihre Tochter, wußte Rat, wenn seine Hühner erkrankten. Sie war mit Ruprecht Tümpel, der als Rekrut in den nächsten Tagen nach Utrecht mußte, verlobt. Plötzlich verliebt sich der alte Richter in das Mädchen, und da sie nicht nachgiebig ist, belügt er sie, als ob Ruprecht nach Batavia müsse, wovon ihn nur ein Krankheitszeugnis, welches er ausstellen werde, retten könne. Eines Abends spät bedrängt Adam Evchen in ihrer Stube; aber Ruprecht, der hinzukommt, bricht die verriegelte Thür ein und versetzt dem aus dem Fenster springenden Nebenbuhler, den er in der Dunkelheit nicht erkennt, ein paar Hiebe mit der abgerissenen Thürklinke über den Kopf. Doch durch einen Sandwurf in Ruprechts Gesicht schützt sich der Richter vor weiterer Verfolgung. Die Perücke hatte er auf einen wertvollen Krug gehängt und bei der Flucht denselben von dem Gesimse geworfen, sodaß er zerbrach. Die Perücke bleibt beim Herabspringen in dem Weinspalier vor dem Fenster hängen. Hier findet Frau Brigitte dieselbe. Am nächsten

Morgen kommt Frau Marthe Kull in das Amt, um Ruprecht wegen des zerbrochenen Kruges anzuklagen. Evchen hatte nämlich aus Angst vor Adams Drohungen ihren Verlobten als den Zertrümmerer desselben bezeichnet.

Den weiteren Verlauf der Handlung am Tage der Gerichtssitzung schildern wir nun im Zusammenhange mit der Charakteristik Adams.

Der Schreiber Licht hat seinen Namen nicht mit Unrecht, denn er beleuchtet am nächsten Morgen seinen Vorgesetzten so gut, daß wir, auch wenn wir das Stück vorher nicht gelesen haben, in dem Theater eine Ahnung von dem, was in der Nacht geschehen ist, erhalten. Der Schleier wird nur leise gelüftet, und die Spannung bleibt bis zum Schluß. Licht kennt den Richter und seine Junggesellenstreiche. Das Merkwürdige ist nun freilich, daß die Bauern im Dorfe weder von diesen noch von seinem Klumpfuße etwas wissen. Licht deutet beim Anblick der Wunden auf den Sündenfall Adams im alten Testament und meint nachher, als der Dorfrichter erzählt, er sei aus dem Bett gefallen, dies sei der erste Adamsfall, den er aus einem Bett hinaus gethan. Auch ahnt er, daß er Hiebe über den Kopf erhalten habe und zwar derartige, als ob ein Großknecht sie ausgeteilt hätte. Der Sprung Adams aber, der aus dem vom Weinstock bewachsenen Fenster geschah, wird durch das Gleichnis angedeutet, ein von Hunden durch Dornen gehektes Schaf könne nicht mehr Wolle sitzen lassen, als er irgendwo habe Fleisch sitzen lassen.

Der aufmerksame Zuhörer bewahrt diese Beleuchtung, welche Adam durch Licht erhält, im Gedächtnis; deshalb wird er auch etwas ungläubig sein bei der Erzählung des Richters, er sei aus dem Bett fallend gegen den Ofen geschlagen. Immerhin aber freut er sich an dem geschundenen Alten, der mit der beweglichen Phantasie eines Münchhausen so eingehend und malerisch seine Erlebnisse erzählt, zumal den Verlust der Perücke, welche die Kaze als Wiege für ihre Jungen benutzt habe. Er jammert nicht über seine Wunden, sondern ist unerschöpflich in dem Erfinden sinureicher Einfälle.

Diese mehr oder weniger heitere Stimmung, die durch einen noch so derben Anprall nicht getrübt wird, gerät indessen ins Schwanken, denn der Schreiber bringt die Nachricht, der Gerichtsrat Walter komme als Regierungsbevollmächtigter zur Unterjuchung des Amtes. Freilich auch hier fehlen Trostgründe nicht. Adam meint, dieser werde gewiß, wie der frühere Gerichtsrat Wachholder, auch sein Schäfchen scheren wollen und ein Auge zudrücken. Aber als er hört, ein benachbarter Dorfrichter habe sich aus Angst erhängen wollen, wird er doch etwas unruhig, wenn er gleich in stolzem Selbstgefühl sagt, dieser sei ein

liederlicher Hund gewesen. Er, der nächtliche Eindringling bei Evchen, ist es natürlich nicht. Paßt der Zuhörer genau auf, so entgehen ihm nicht die kurzen Selbstgespräche Adams, in denen er laut denkt und sich verrät. Er sagt, um was es sich handele, sei nur ein Schwanf, der, zur Nacht geboren, des Tags vorwärtigen Lichtstrahl scheue. In dieses Hellbunkel bringt ein Lichtstrahl durch die Worte pro domo:

Mein Seel! Es ist kein Grund, warum ein Richter,
Wenn er nicht auf dem Richtstuhl sitzt,
Soll gravitatisch wie ein Eisbär sein.

Daß in der Nacht etwas Schlimmes geschehen sein müsse, darüber sind wir außer Zweifel, und noch gewisser werden wir, wenn wir von der Magd hören, daß der Richter spät ohne die Perücke und mit einer Wunde am Kopfe nach Hause gekommen sei. Licht weiß nun, daß Adam nicht aus dem Bett gefallen ist; doch dieser, gewandt wie er ist, antwortet auf die Frage, ob er die Wunde seit gestern habe: „Die Wunde heut und gestern die Perücke“. Diese Hieroglyphe mag der Schreiber sich deuten.

Aber bange Ahnungen steigen wie Gewitterwolken auf, zumal nicht nur der Untersuchungsbeamte kommt, sondern auch Gerichtstag ist und die Kläger schon vor der Thüre stehen. Adam schaut prophetisch in die Zukunft und erzählt dem Schreiber, er habe geträumt, ein Kläger schleppe ihn vor den Richterstuhl und zugleich sitze er auf demselben. Beim Eintritt des Gerichtsrates kommt indessen sein festes Selbstgefühl wieder. Wie ein gründlicher Sachkenner behauptet er, die vielen Vorschriften der Regierung müßten durch ein großes Sieb gesiebt werden, es sei viel Spreu darunter. Gar zu gern möchte er übrigens der Gerichtsverhandlung aus dem Wege gehen; doch nichts hilft, selbst nicht ein dem Räte angebotenes Frühstück. Angstliche Stimmungen zucken immer wieder auf. Als er nun im Amtskleide in die Gerichtsstube zurückkehrt, sieht er zu seinem Entsetzen das Brautpaar nebst der Mutter Evchens und den Vater des Bräutigams. In dem ersten Schreck flüstert er: „Die werden mich doch nicht bei mir verklagen“. Er hört, es sei ein Krug zerbrochen worden, und da fällt ihm ein, es habe etwas geklirrt, als er gestern abend geflüchtet sei. Jetzt verliert er auf kurze Zeit die Fassung. Licht soll die Verhandlung führen. Er bestürmt Evchen mit Bitten, zu schweigen; dann droht er ihr wieder mit dem Beugnis für Ruprecht. In seiner Berstrentheit versteht er sogar die Worte Lichts falsch und denkt, dieser frage, ob er den Krug zerbrochen habe. Aber trotz dieser Unruhe bringt er doch blickschnell für seine Berstrentheit die Entschuldigung vor, er habe ein krankes Huhn und mit Evchen darüber gesprochen. Und gleich darauf

thut er die dreiste Frage, ob er die Untersuchung in der vorgeschriebenen Form oder in der in Hunsrum üblichen Weise führen solle.

Es beginnt nun das gerichtliche Verfahren, welches darum so un-
gemein komisch ist, weil Adam um jeden Preis es verhüten muß, daß
er als der Schuldige erscheint. Meinetz Fuchs hätte wohl die Sache
klüger und feiner angefaßt; komischer ist aber jedenfalls unser alter Dorf-
richter. Er vertieft sich in seinem Eifer so leidenschaftlich in die streitige
Sache, daß er alle gerichtliche Form überspringt und Partei nimmt durch
Schimpfen, Fluchen und Drohen sowie durch Loben und Schmeicheln.
Er handelt aus Notwehr so. Aber in der Hitze des Gefechts läßt
er die Anwesenheit des Regierungsrates vollständig außer acht. Die
Pfiffigkeit und Durchtriebenheit den Bauern gegenüber scheitert an der
Gedankenlosigkeit und Gleichgiltigkeit Walter gegenüber. Adam steht
zwischen zwei Feuern, und was uns so freudig stimmt und all seine
Willkür vergessen läßt, ist das Selbstgefühl und der Lebensmut, den er
sich von jetzt an bewahrt. Er schwebt mit freiem Humor über der
so gefährlichen Lage. Von Ruprecht kann er zum zweiten Male auf
Prügel rechnen, und von seiten Walters droht ihm die Absetzung; aber
trotzdem steigert sich sein Mut und seine Erfindungsgabe, ja, was noch
mehr sagen will, sein Behagen an der zu untersuchenden Sache. Diese
seine Stimmung teilt er uns mit, und wir jubeln über den alten Raub
mit dem geschundenen Gesicht und der Glaze, welcher die würde-
verleihende Perücke fehlt. Wir vergessen, daß er gegen eine Braut so
aufdringlich war, wir vergessen, daß er, der Richter, ein falsches Zeugnis
ausstellen wollte, und denken nur an seine unverwüßliche Selbst-
gewißheit und seine quecksilberartige geistige Beweglichkeit.

Doch fahren wir fort mit seiner Veranschaulichung in dem Verlauf
der Handlung. Die Hauptsache für Adam ist zunächst, daß nach der
Angabe der Frau Marthe Ruprecht, der Bräutigam ihrer Tochter, den
Krug zerbrochen haben soll. Diese Behauptung giebt ihm frischen Lebens-
mut und zuversichtliches Vertrauen. Die früheren Schwankungen
zwischen gehobener und verzagter Stimmung sind jetzt über-
wunden. Ruprecht darf nicht zu Wort kommen, und will er etwas zu
seiner Verteidigung vorbringen, so wettert ihn Adam wie ein wahrer
Jupiter mit Donner und Blitz an. Der Dorfrichter redet sich damit
noch mehr in die verwegene Selbstgewißheit hinein, wird aber freilich,
wie wir schon sagten, dadurch lächerlich, daß er einen gewiegten Ge-
richtsbeamten als Beobachter hinter sich sitzen hat. Die Geschichte des
Krugcs, welche die Klägerin zum besten giebt, macht ihm großes Ver-
gnügen, und sowie diese dann zum Schluß Ruprecht als den Thäter
bezeichnet, ruft der Richter mit nachdrücklichem Tone dem Schreiber zu,

ob er es im Protokoll bemerkt habe, und redet die Klägerin „würdige Frau Marthe“ an. In dem weiteren Verlauf der Anklage tritt indessen eine für Adam bedenkliche Wendung ein. Evchen nämlich sagt, sie habe gestern abend nicht geschworen, daß ihr Bräutigam den Krug zerbrochen habe. Dem Gerichtsrat muß es hier zur Gewißheit werden, daß Ruprecht nicht der Schuldige ist. Licht aber ruft aus: „Das ist ja seltsam!“ Er vermutet wohl jetzt schon den eigentlichen Thäter. Adam greift in dieser heikelen Lage zur Einschüchterung des Mädchens: sie werde wohl wissen, was geschehen könne, wenn sie nicht spreche, wie sie solle. Er meint das Zeugnis für Ruprecht. Dazwischen redet er sie wieder „Herzensevchen“ an. Walter ahnt hier noch nicht, daß Adam den Krug zerbrochen, aber das parteiische Verfahren desselben zwingt ihn zu der Bemerkung, wenn er selbst den Krug zerbrochen habe, könne er so gewaltsam nicht auf Ruprecht die Schuld wälzen.

Endlich darf dieser zu Wort kommen und sich verteidigen. Freilich sucht ihn Adam einzuschüchtern und lächerlich zu machen. Auch hier verleugnet sich das Selbstgefühl des alten Sünders nicht, und es erhebt sich zu dem Ausruf „die lieberliche Wirtschaft, die“, als Ruprecht von seinen abendlichen Besuchen bei seiner Braut erzählt. Plötzlich aber kommt zum großen Ergötzen der Zuschauer im Theater eine unerwartete Wendung. Ruprecht meint nämlich, der Flickschuster Leberecht, auf den er schon lange eifersüchtig gewesen, könne bei Evchen im Garten und dann in ihrer Stube gewesen sein. Voll Freude ruft Adam aus: „So? Leberecht heißt der Kerl?“ Licht wird im Siegesgefühl gefragt: „Habt ihr's bemerkt im Protokoll?“ Ruprecht wird nun von Adam „mein Sohn“ angedeutet. Da aber Evchens Ehre durch die Behauptung ihres Bräutigams angegriffen ist, so steht sie im Begriff, den eigentlichen Schuldigen zu nennen; aber Adam hat, wie ein kluger Feldherr, die Gefahr des Augenblicks rasch erkannt, und mit einem Donnerwort bringt er das Mädchen zum Schweigen. Der Gerichtsrat wird selbst verwirrt und dadurch komisch. In dem freudigen Gefühl, daß in Leberecht ein Blixableiter sich gefunden habe, giebt sich nun Adam mit vollem Behagen der Erzählung Ruprechts hin, wie er dem aus dem Fenster springenden Eindringling ein paar wuchtige Hiebe mit der Klink über den Kopf gegeben, dieser ihm aber eine Hand voll Sand in die Augen geworfen habe. Adam ergötzt sich an dem Rückblick auf seine Erlebnisse in der Nacht wie ein Kind an einem Märchen. In seiner fröhlichen Laune verrät er sich beinahe bei Licht, der freilich darüber nicht mehr im Zweifel ist, daß sein Borgesekter der Missethäter sei. Als indessen Ruprecht bei dem Sandwurf des Schmerzes seiner Augen gedenkt, hätte Evchen beinahe Adam genannt; dieser aber ist auf der Hut. Daß der

Gerichtsrat dem Verfahren des Dorfrichters genau folgen werde, darüber läßt sich dieser keine grauen Haare wachsen. In bester Weise, sodas er sich wieder beinahe verrät, sagt er zu Walter, es sei ihm am liebsten, wenn alle beide, Ruprecht und Leberecht, die Thäter wären.

Endlich darf auch Evchen reden, und bei ihrem Vortreten vergißt Adam alle Vorsicht. Er droht und schmeichelt ihr, daß sie nichts verrate. Von Walter wegen seiner seltsamen Reden scharf gerügt, fragt er diesen koch: „Verstehen's Ew. Gnaden nicht“, und fügt dann noch übermütiger hinzu: „Die Jungfer weiß, ich wette, was ich will.“ Der Zuschauer beneidet den Dorfrichter um seinen Humor und möchte gern in verwickelten Lebenslagen einen Funken von dieser unverwüßlichen Laune haben. Doch es tritt wieder eine bedrohliche Wendung ein. Adam drängt Evchen, zu sagen, daß Leberecht der Schuldige sei. Diese wird darüber so entrüstet, daß sie nicht länger zurückhält und sich mit den Worten Luft macht:

Er Unverschämter, er! Er Niederträcht'ger!
Wie kann er sagen, daß es Leberecht —

Von Walter zurechtgewiesen, fügt sie dann hinzu, der Richter verdiene selbst als ein armer Sünder vor Gericht zu stehen. Er wisse wohl besser, wer es gewesen sei. Bei diesen Worten muß der Gerichtsrat den eigentlichen Thäter erkennen. Evchen beweist ferner, daß Leberecht gar nicht der Schuldige sein könne, da ihn der Dorfrichter nach Utrecht geschickt habe. Trotz dieser Niederlage Adams taucht indessen abermals ein günstiger Augenblick auf, denn Marthe erzählt, daß Frau Brigitte gestern abend Ruprecht mit Evchen im Garten habe reden hören. Diese Frau wird als Zeugin herbeigeholt. Die hierdurch eingetretene Pause will nun der Gerichtsrat benutzen, Adam zu erforschen. Er ist jetzt bereit, ein Glas Wein anzunehmen. Vielleicht macht derselbe den Dorfrichter beredt. Dieser ahnt nicht die Absicht und ist überglücklich, denn er hofft den Gerichtsrat von der Fortsetzung der Untersuchung abzulenken. Walter fragt nach Adams Wunde und nach dem Verlust der Perücke. Nicht hatte die Antwort erhalten, die Rache habe sie für ihre Jungen benutzt; dem Gerichtsrat erzählt er, sie sei beim Altenlesen in Flammen aufgegangen. Adam weicht allen Fragen so gewandt aus, daß es sogar Keineke Ehre gemacht hätte. Schließlich wird Walter hinsichtlich der Schuld des Dorfrichters selbst irre. Er sagt zu sich: „Sollt' ich dem Manne wohl?“ Er meint Unrecht thun. Er läßt sich von neuem Wein eingießen, entweder um Adam redseliger zu machen oder in der Freude darüber, daß dieser doch nicht der Schuldige ist.

Da kommt Frau Brigitte mit der Perücke, und mit der Unschuld Adams ist es jetzt aus. Jeder andere würde nun zu Kreuze gekrochen sein; aber Adam hält aus wie ein tapferer Nibelungenheld. Er folgt der Mahnung Mephistos, die wir als Leitspruch diesem Aufsatz voranstellten: „Es lebe, wer sich tapfer hält!“ Walter fragt ihn heimlich, ob er ihm, um die Ehre des Gerichts zu retten, nichts zu vertrauen habe. Aber damit kommt er schön an. Die Perücke ist die seine, aber sie sei diejenige, welche er Ruprecht gegeben habe, daß er sie nach Utrecht zum Ausbessern trage. Nun aber habe sich dieser, als er bei Evchen gewesen, die Perücke selbst aufgesetzt. Doch führt der Bericht der Frau Brigitte wieder einen neuen Schuldigen an das Tageslicht. Sie meint, alle Zeichen sprächen dafür, daß Beelzebub den Krug zertrümmert habe und dann durch den Lindengang, wo er ein Denkmal zurückgelassen, in das Amtshaus verschwunden sei. Der Pferdefuß und der Schwefeldampf seien untrügliche Beweise. Adam hat wieder Wasser auf seiner Mühle, und er stellt den Antrag, bei der Synode anzufragen, ob das Gericht befugt sei, anzunehmen, daß der Teufel den Krug zertrümmert habe. Sei übrigens der Schwarze die Nacht über im Amtshause gewesen, so könne er auch Unordnung in die Akten gebracht haben. Klüglich weicht er dann aus, als Walter, um Adams Füße zu sehen, dessen Dose sich erbittet. In seinem vollen Glorienscheine zeigt sich aber Adam, als Brigitte wegen der Perücke Zweifel erhebt, daß Beelzebub der Schuldige sei. Er meint, dieser trage auf Erden eine Perücke, wenn er sich zu den vornehmen Ständen geselle. Seine feste Berwegenheit erreicht den Gipfel, als er den Richterpruch fällt und Ruprecht als Schuldigen zum Pranger verurteilt und wegen seines ungebührlichen Betragens vor Gericht zum Gefängnis. Jetzt erst nennt Evchen den wirklichen Thäter. Nun aber zeigt Adam in der höchsten Gefahr auch körperlich trotz seines Klumpfußes die quecksilberartige Beweglichkeit, die er vorher geistig so glänzend bewiesen hatte. Mit der Gewandtheit Keines entchlüpft er den erzürnten Bauern. Zum zweiten Mal von Ruprecht Prügel zu bekommen, hat er nicht Lust; die der vorigen Nacht thun noch weh genug. Die andern sehen ihn durch das Fenster, wie er über das aufgepflügte Winterfeld stampft und die Perücke den Rücken peitscht. In den Fichten jedoch wird er nicht, wie ihm träumte, übernachten müssen. Der milde Gerichtsrat wird ihn schon holen lassen. Der Geist des Komischen verlangt einen versöhnenden Schluß.

Adam ist alt genug, um in den Ruhestand zu treten, und schlecht wird es ihm nicht gehen, denn er scheint wohlhabend zu sein und hat nicht für Weib und Kind zu sorgen. Ruprecht und Evchen gab er reichlichen Anlaß, sich noch inniger als bisher zu lieben, und dem Gerichts-

rat Walter lieferte er auf Jahre hin Stoff zum Lachen. Er kann sich nun mit aller Ruhe seinen Murkeln und seinen Hühnern widmen. Mit Licht wird er noch manche Flasche Niersteiner austrinken. Hat er Langesweile, so nimmt er, wie Heinrich der Löwe nach seinen Heldenthaten Chroniken las, die Schwänke von Hans Sachs zur Hand. Zu den Kirchenliedern des Paulus Gerhardt wird er nicht greifen; diese machen ihn zu de- und wehmütig und rauben ihm das Selbst- und Lebensgefühl. Die Bauern werden ihm nichts nachtragen; sollten aber gelegentlich einmal Stichelreden fallen, so wissen wir, daß der alte Dorfrichter blitzschnell wieder dienen kann.

Betrachten wir den Charakter Adams noch etwas eingehender. Man könnte an ihm sehr wohl das Wesen des Komischen überhaupt und die verschiedenen Stufen desselben veranschaulichen. Er ist Tölpel und lustige Person, Scheibe und Schüke, der witzige Schelm und wortverdrehende Hofnarr, aber auch Humorist. Das Komische besteht in der Zusammenfassung eines scheinbar Erhabenen mit einem scheinbar Geringen zu einer widersprechenden Einheit. Das Geringe und Niedrige, das Häßliche und Böse stehen im Komischen voran. Durch sie wird das Erhabene zu Falle gebracht. Das Erhabene, welches in Adam gestürzt wird, ist die richterliche Würde, das Ansehen des Staatsbeamten; ferner aber auch das Ehrerbietung Fordernde des Alters. Er wird gegen ein unbescholtenes Mädchen, das noch dazu verlobt ist, aufdringlich, und um es gefügig zu machen, spiegelt er ihm vor, der Bräutigam müsse nach Batavia, wenn ihn nicht ein Krankheitszeugnis davon befreie. Als nun die schlimme Sache vor seinen Richterstuhl kommt, untergräbt er seine verantwortliche Stellung durch Parteinahme, durch Einschüchtern, Drohen und Schmeicheln. Dies sieht böse und häßlich genug aus. Das Merkwürdige aber ist, daß wir hierauf gar kein Gewicht legen, nicht entrüstet sind und keine Moralpredigt halten, sondern herzlich lachen und den alten Adam unendlich lieb gewinnen. Fromme Gemüter mögen sich über so etwas entsetzen; aber ändern können sie es doch nicht, denn das Lachen ist nun einmal in der Welt, und niemand wird es durch das Konsistorium und die Polizei beseitigt wissen wollen.

In dem Trauerspiel erscheint das Böse furchtbar, in dem Lustspiel lächerlich. Dort aber führt es zur Entwicklung der Guten, die zu saumfelig und harmlos sind; hier dient es als Reizmittel zum Lachen. Wie freuen wir uns über die losen und bösen Streiche Keineses! Im Komischen erscheint das Böse und Häßliche unschädlich: der Teufel ist ein dummer Teufel und hinkt. Sehe jeder sich vor, dann ist er sicher vor ihm. Evchen wußte ihre Ehre zu wahren; das unschuldige Gretchen im Faust geht in die Schlinge der bösen Nachbarin.

Im Komischen unterscheiden wir drei Hauptstufen: das Verbkomische und Possenhafte, das Witzige und den Humor. Alle drei veranschaulichen sich in Adam. Seine Erscheinung ist possenhafte durch den Klumpfuß und die Glaze. Dazu kommen die Prügel, die er erhielt, der Verlust der Perücke und das Denkmal im Lindengang. Ferner gehört dieser Stufe an das derbsinnliche Selbst- und Lebensgefühl, das sich bei Limburger Käse und Niersteiner, aber auch bei einem gelegentlichen Liebesabenteuer sehr wohl befindet. — Die zweite Stufe des Komischen ist geistiger, sie zeigt die Kräfte der Phantasie und des Verstandes, die Geistesgegenwart, die rasche Beweglichkeit in dem Erfinden von Ausflüchten und Vorwänden. Adam füllt auch diese Stufe entsprechend aus. Wortwitz und ergötzliche Gleichnisse und Ausreden machen ihn uns lieb und wert. Er wäre ein vorzüglicher Hofnarr gewesen; ganz sicher aber ist er ein ausgezeichnete Gesellschafter, der die Plackerei des Lebens, die Grillen und den Ärger rasch vergessen macht. Er ist kein Pedant und kein Philister, kein Biedermann und kein beschränkter Kleinbürger. — Die höchste Stufe des Komischen ist der Humor. Auch diese hat Adam betreten. Wer über sich selbst lachen kann, wer in äußerst gefährlicher Lage frohen Mut und heiteren Sinn sich bewahrt, besitzt Humor. Nichts ficht ihn an, und doch ist er kein Lump. Er hat auch Gemüt, denn er liebt die Blumen und die Tiere. Tiefere Denken über die Welt dürfen wir freilich nicht von ihm verlangen, dafür ist er zu naturwüchsig. Er ist wie ein alter Niedersachse aus der Zeit Karls des Großen, der von der Innerlichkeit und den Gewissensqualen des Christentums nichts hören will. Ihm ist das Lachen lieber, und noch gar oft wird es losbrechen, wenn er daran denkt, daß ein einfältiger Topf und eine alberne Perücke zu unheimlichen Kobolden für ihn wurden, die der Erhabenheit seiner richterlichen Würde ein so jähes Ende bereiteten.

Adam hat nicht Frau und Kinder zur Seite, er ist ein alter Junggeselle. Schon dies stimmt uns milder. Hätte er an die Familie zu denken, so würde er im Gericht nicht das Selbstgefühl und den Humor haben bewahren können. Er ist, trotzdem ihn der Schreiber wegen seiner Abenteuer foppt, sicherlich kein dem Laster Ergebener. Es überfiel ihn ein plötzlicher Rappel, als er auf Evchen ein Auge warf. Das Faß Niersteiner war dieses Jahr ganz besonders gut. Und daß er so parteiisch bei der Untersuchung war, wurde durch die Notwehr veranlaßt.

Doch nun wollen wir auch den Ernst des Lebens und die sittlichen Mächte reden lassen. Hier gerade ist unser Lustspiel ebenso stark wie in dem Komischen. Welch ein ehrenfester Sinn steckt in diesen Bauernfamilien; wie streng sind die sittlichen Begriffe! Ganz vortrefflich aber ist Evchen gezeichnet, die aus Liebe zu ihrem Bräutigam alles über sich

ergehen läßt und schweigt. Sie steht in vollem Gegensatz zu Adam; während dieser nur von der Selbsterhaltung getrieben wird, beseelt sie die größte Selbstverleugnung. Herrscht dieser sittliche Geist im Volke, so sind Leute wie Adam, auch wenn sie in amtlicher Stellung sich befinden, unschädlich. Wie aber dem lockeren alten Junggesellen gegenüber die Ehre der Familie geschützt ist, so ist es durch Walter zugleich der Staat. Darum dürfen wir uns umsomehr rückhaltlos dem vollen Lachen hingeben, weil das Ganze, die idealen Güter des Lebens keine Einbuße erleiden. Ich möchte sogar fast sagen, der Dichter veranschauliche in Adam ein Zeitalter, das sich überlebt hat, und den Antritt eines neuen und besseren; wenigstens hinsichtlich des Staatswesens und Beamtentums. Die „gute alte“ Zeit, die so gemütlich war, ist vorbei. So bietet unser Lustspiel zugleich ein kleines Weltbild, in welchem der sittliche Ernst siegreich waltet. Bleiben die ewigen Mächte des Lebens unangefochten, so mag das Komische nur fest in das Gebiet des Häßlichen und Bösen greifen, denn Spaß wollen wir haben. Das Leben ist so schon ernst genug. Aber wir haben nicht bloß Freude und Genuß im Anblick des Komischen. Die Lebensfrische und geistige Beweglichkeit Adams trotz des Alters, der Wunden und der gefährlichen Lage ist eine Mahnung für uns, nicht in Pedanterie und Kopfhängerei, nicht in Philisterhaftigkeit und bieder-männische Langeweile zu verfallen. Das Komische fesselt uns an das Leben und die Welt, also an das Reich, in dem wir nicht fest genug wurzeln können. Es regt uns an, Umschau nach eigenartigen Menschen zu halten, die uns durch ihr Wesen reizen, die Zwangsjacke der täglichen Enge für ein paar Augenblicke abzulegen und durch Scherz und Lachen wieder wie neugeboren zu werden.

Die internationale Sprache der Mathematik.

Ein Beitrag zur Beseitigung unnötiger Fremdwörter.

Von Max Simon in Berlin.

Es giebt Leute, die den Bestrebungen zur Säuberung unserer Sprache von überflüssigen Fremdwörtern wohlwollend gegenüberstehen und sich doch lebhaft dagegen sträuben, in der Mathematik die hergebrachten griechisch-lateinischen Bezeichnungen gegen passende deutsche zu vertauschen. Sie meinen, es sei ein besonderer Vorzug dieser Wissenschaft, eine so zu sagen internationale Sprache zu reden und damit eine gar leichte Verständigung aller Mathematiker unter einander zu erzielen.

Sieht man sich die Lehrbücher hierauf näher an, so finden sich in der Planimetrie z. B. etwa 140 technische Ausdrücke. Von diesen zählen

wir weit über hundert rein deutsche oder doch solche Lehnwörter, die als deutsche angesehen werden müssen. Man denke an: Körper, Fläche, Linie, Punkt, Kante, Ecke, Länge, Breite, Höhe, Winkel, Schenkel, Scheitel, recht, spitz, stumpf u. s. w. u. s. w.

Eigentlich kommen im ganzen nur folgende zwölf Ausdrücke vor, die in allen Sprachen nahezu gleich lauten und daher als die einzigen internationalen bezeichnet werden können, nämlich: Parallel, Parallelogramm, Trapez, Diagonale, Hypotenuse, Secante, Tangente, Projection, Proportion, Complement, Supplement, commensurabel.

Allerdings wenden Liebhaber von Fremdwörtern gern, wenn auch nicht konsequent, noch etwa die nachfolgenden an, während andere schon meist die entsprechenden deutschen benutzen. Man vergleiche die Ausdrücke: Basis, Centrum, concav, convex, Dimension, Distanz, Geometrie, homolog, Mediane, Perimeter, Polygon, regulär¹⁾, Sector, Segment mit den deutschen: Grundlinie, Mittelpunkt, hohl, erhaben, Ausdehnung, Abstand, Raumlehre, gleichliegend (entsprechend), Mittellinie, Umfang, Vieleck, regelmäßig, Kreisabschnitt, Abschnitt, und man wird zugeben müssen, daß die letzteren Wörter bereits fast geläufiger als die fremden sind und diese über kurz oder lang vollständig verdrängen werden, wie es mit anderen schon geschehen ist. Auch der hartnäckigste Verteidiger der Fremdwörter wird doch heute nicht mehr für Kreis, Durchmesser, Dreieck, Fünfeck die früher üblichen Wörter: Birkul, Diameter, Triangel, Pentagon u. s. w. sagen wollen.

Nun giebt es noch eine dritte Gruppe von Wörtern, die wir zum Teil gar nicht entbehren zu können glauben, die aber noch weniger international sind, da z. B. die Franzosen sie niemals anwenden. Es sind die folgenden: Centrale, congruent, Katheten, Peripherie, Planimetrie, Quadrat, Radius, Rhombus. Abgesehen davon, daß wir für Peripherie, Radius, Rhombus ebenso gut: Kreislinie (Umfang), Halbmesser, Raute sagen, finden sich in den französischen Lehrbüchern für die obigen Ausdrücke stets: Ligne (Distance) des centres, égal, — flächengleich heißt équivalent —, côtés de l'angle droit, circonférence, Géométrie plane, carré, rayon, losange. Auch die Engländer haben für: Katheten, Peripherie, Quadrat landsmännische Ausdrücke: sides of the right angle, circumference, square; und der Titel des bekannten, 1816 in Amsterdam erschienenen Werkes von van Swinden lautet: „Grondbeginsels der Meetkunde“. Hieraus sieht man, daß die

1) Dies Wort ist nach Analogie französisch gebildet; der Franzose kennt es aber gar nicht; er hat dafür nur „régulier“.

anderen Nationen gleich uns das Bestreben haben, die Muttersprache auch in der Mathematik zur Geltung zu bringen.

Unter diesen Umständen wird wohl niemand die mathematische Sprache für eine internationale ausgeben wollen und sich länger sträuben, dem sich regenden Sprachbewußtsein dadurch entgegenzukommen, daß er wenigstens die bereits durchgedrungenen deutschen Benennungen konsequent in Anwendung bringe. Finden es doch manche Lehrbücher geschmackvoll, von regelmäßigen Polygonen und regulären Vielecken zu sprechen.

Ob es bald gelingen wird, für die wenigen noch übrigen alten Wörter passende deutsche Bezeichnungen zu finden, wie es früher der wackere Harnisch und neuerdings Prof. Martus angestrebt, muß die Zukunft lehren.

Über dramatische Schüleraufführungen.

Von Heinrich Gloël in Wesel.

Da die Meinungen über dramatische Schüleraufführungen noch nicht geklärt sind, und in der pädagogischen Welt manche Bedenken dagegen erhoben werden, so möchte ich in dieser Zeitschrift eine Lanze für sie einlegen.

Man macht namentlich geltend, daß sie den eigentlichen Unterrichtsbetrieb störten, daß die jugendliche Eitelkeit durch sie begünstigt werde, und daß die Schule damit aus dem Rahmen ihrer Aufgaben heraustrete.

Ich unterschätze durchaus nicht den Nachteil, der darin liegt, daß dramatische Aufführungen manche Zerstreuung mit sich bringen. Es läßt sich in der That nicht leugnen, daß die Klassenleistungen mancher Schüler leicht etwas zurückgehen, wenn sie große Rollen haben und durch Proben sehr in Anspruch genommen werden. Die Gründlichkeit der Vorbereitung auf die Unterrichtsstunden darf in keinem Falle leiden. Aber verständige Lehrer werden in solchem Falle das Maß der häuslichen Arbeiten etwas herabsenken. Hier bietet sich z. B. Gelegenheit, öfter mündliche Extemporierübungen anzustellen, die leider immer noch nicht nach Gebühr gewürdigt werden.

Und ist es denn nicht ganz in der Ordnung, daß die Schüler bei außerordentlichen Leistungen mit Selbstbewußtsein erfüllt werden? Ist es nicht natürlich und verzeihlich, wenn sie sich durch die Anerkennung der Lehrer und durch den Beifall der Zuschauer geehrt fühlen? Der leitende Lehrer hat vollauf Gelegenheit, dafür zu sorgen, daß der berechnete Stolz nicht in Selbstüberhebung oder leere Eitelkeit ausartet.

Zu den notwendigen Aufgaben der höheren Schule kann man ja die Aufführungen allerdings nicht zählen. Sie sind nicht so wichtig wie der eigentliche Unterrichtsbetrieb, aber ich meine, sie sind berechtigt und sie sind wünschenswert. Für mich gehören sie zum Ideal der Schule, wenn sie auch für ihren Begriff nicht wesentlich sind. Sie brauchen auch nicht notwendig öffentlich zu sein. Natürlicher und richtiger ist dies aber. Wenn der Grundsatz wirklich richtig wäre, daß die Schule nicht nach außen hinaustreten dürfe, so müßte auch die Königs-Geburtstagsfeier und jedes Schulfest immer auf den engeren Kreis der Lehrer und Schüler beschränkt werden. Die Hauptwirksamkeit der Schule findet ja allerdings ganz im Stillen statt. Ich halte es aber für verfehlt, wenn die Schule sich in Gegensatz zum Leben stellt. Sie ist ja selber Leben. Öffentliche Schulprüfungen sind vom Übel, aber nicht öffentliche Schulfeste, wie die Feier des Geburtstages des Landesfürsten, Schauturnen und Aufführungen. Sie bringen erfrischende Abwechslung in das eintönige, stille Schulleben, und sie ermöglichen auch den außerhalb stehenden Freunden der Anstalt, zu sehen, was die Schule auf einigen Gebieten leisten kann, und welcher Geist in ihr herrscht.

Etwaige Nachteile der Schulaufführungen werden durch die Vorteile reichlich aufgewogen. Die darauf verwendete Zeit und Mühe ist durchaus nicht verloren. Das Gedächtnis wird durch die Aneignung guter Dichtungen geübt. Es wächst das innerliche Verständnis des Dramas, auf dessen Behandlung ja das Hauptgewicht in den oberen Klassen fällt. Sich ganz in die dramatische Handlung hineinzuversetzen und sie als gegenwärtig zu denken, wird den Schülern recht schwer, auch wenn man das Drama mit verteilten Rollen in der Klasse lesen läßt. Dem Ziele der dramatischen Vergewärtigung kommt man erst durch plastisch anschauliche Darstellung auf der Bühne näher. Die Worte des dramatischen Dichters wollen eben nicht nur begriffen werden, sondern sie streben auch nach der Darstellung durch die lebendige Sprache und Gebärde. Zwischen den Gedanken und Gefühlen des Dichters oder seiner Personen und zwischen ihrer schauspielerischen Verkörperung besteht ein inneres Verhältnis. Die Form muß dem Inhalt entsprechen. Das führt zur Einsicht in das Wesen der Kunst überhaupt. Der Geschmack wird gebildet, das Gefühl für das Schöne und der Sinn für das Charakteristische entwickeln sich. Kurz, die Schulaufführung wird zu einer Quelle geistiger Bildung. Dies ist namentlich für kleine Städte wichtig, die kein Theater haben.

Das Wichtigste aber ist, daß die Schüler hier eine Kunst nicht nur ausüben sehen, sondern selber ausüben. Zum Glück bricht sich ja die Ansicht jetzt immer mehr Bahn, daß es in der Schule nicht nur auf die

Bildung des Verstandes und die Mehrung des Wissens ankommt, sondern auch auf die Entwicklung von Phantasie und Gemüt und auf die Übung des Könnens. Die Proben werden zu einer praktischen Schulung im Vortrag, die geradezu unerseßlich ist. Die Schüler lernen schön und deutlich reden, gehen aus sich heraus und gewinnen Unbefangenheit, vor einer großen Versammlung zu sprechen, Sicherheit im Auftreten und Freiheit in der Bewegung.

Das natürliche Streben der Jugend nach Selbstbethätigung wird durch eine Aufführung in edelster Weise befriedigt. Jeder freut sich, als Glied in einem Organismus mitwirken zu können, und nicht nur den Mitwirkenden, sondern auch allen anderen Schülern macht eine dramatische Darstellung große Freude. Das ist nicht zu unterschätzen, denn dadurch wird das Band zwischen der Schule und ihren Zöglingen um so fester. Und gerade die liebsten Schulerinnerungen früherer Schüler knüpfen sich an solche Feste.

Die Bedenken gegen Schulaufführungen halten also nicht Stich. Überzeugender als jeder Grund ist für manche vielleicht eine Äußerung des Kaisers Wilhelm II. Nach einer Aufführung von Aischylos' Persern im Kaiserin-Augusta-Gymnasium zu Charlottenburg 1891 sagte er nämlich zum Direktor der Anstalt: „Die Darstellung hat mich sehr ergriffen. Eine solche Einführung in den Geist der Dichter wirkt mehr für die allgemeine Bildung als fünfzig Seiten Grammatik“.

Welche Stücke sollen nun aber gewählt werden? Es ist durchaus kein Grund, sich auf griechische Dramen zu beschränken, wie der Korreferent der 7. Direktorenversammlung von Hannover 1885 (S. 44) will. Es ehrt sicher ein Gymnasium, die Meisterwerke der alten Griechen und Römer auf der Bühne darzustellen; aber die Aufführung von Dramen aus der deutschen Litteratur ist einer deutschen Schule nicht minder würdig. In jenem Falle muß man sich aber nach meiner Ansicht einer Übersetzung bedienen. Für die Beibehaltung der Ursprache läßt sich ja vom rein philologischen Standpunkte manches anführen. Aber dieser Standpunkt ist hier nicht der richtige, denn der Vortrag in der Muttersprache übt und bildet die Schüler viel mehr als der im Griechischen und Lateinischen. Der letztere ist fast allen Zuhörern unverständlich und daher geradezu rücksichtslos gegen sie.

Einige leitende Grundsätze lassen sich aufstellen. Das Stück muß zunächst sittlich unbedenklich sein. Es muß wirklich poetischen Gehalt haben. Es darf ferner nicht zu schwierig sein. Gerade an viele Meisterwerke unserer Litteratur dürfen wir uns nicht heranwagen. Charaktere wie Wallenstein, Egmont, Tasso, Prinz von Homburg stellen an die ungeübte Kraft von Schülern viel zu hohe Anforderungen, sie

machen selbst einem gereiften Schauspieler zu schaffen. Zu schwierig sind namentlich bedeutende Frauenrollen. Dramen wie Maria Stuart und Iphigenie fallen also weg. Ebenso wird die Jungfrau von Orleans für die meisten Schüler zu schwer sein. Ich weiß, daß Minna von Barnhelm schon mehrere Male auf Gymnasien aufgeführt ist, ich bezweifle aber, ob mit Erfolg. Man muß aber nicht allzu ängstlich sein. Frauencharaktere mit einem männlichen Zuge gelingen Schülern zuweilen ganz gut. So habe ich eine vortreffliche Antigone eines Primaners des Essener Gymnasiums gesehen. Die frische, entschlossene Rose in Henses Kolberg wurde bei einer von mir veranstalteten Aufführung in Wesel von einem Untersekundaner täuschend gegeben, und auch in der Rolle der Kurfürstin Dorothea in dem Testament des großen Kurfürsten von Preußen entledigte sich ein Weseler Primaner seiner Aufgabe nicht ohne Geschick. Liebeszenen sind aber immer verhängnisvoll. Die Braut von Messina ist also auszuschließen. In einem Berliner Gymnasium sah ich eine Vorstellung von G. Freytags Fabiern, bei welcher die Anwesenden durch den tragischen Abschied des Gajus und der Fabia in die heiterste Stimmung versetzt wurden. Schillers Max und Thekla würden jedenfalls dasselbe Schicksal haben.

Je frischer die Charakteristik und je lebhafter die Handlung eines Schauspiels, um so geeigneter ist es für eine Schüleraufführung. Dramen mit mattem Fortschritt werden keine große Wirkung erzielen. Davon überzeugte mich eine Vorstellung von Uhlands Ludwig dem Baiern am Joachimsthalschen Gymnasium. Schwungvolle, begeisterte Dramen eignen sich mehr als kalte, für die sich die Schüler nicht erwärmen können, idealistische mehr als realistische, in Versen gedichtete mehr als die in Prosaform verfaßten, ernste Schauspiele mehr als Lustspiele.¹⁾

Ich erinnere mich, daß in meiner Schülerzeit im Gymnasium zum „Kloster Unser Lieben Frauen“ zu Magdeburg eine Aufführung von Sophokles' König Ödipus stattfand, durch welche alle Zuhörer gerührt und erschüttert wurden. Dazu kommen von griechischen Dramen Sophokles' Ajax, Philoktet und Antigone. Ödipus auf Kolonos erscheint mir zu undramatisch, ebenso die Perjer des Aischylos, obgleich diese 1891 in Charlottenburg großen Beifall errungen haben. In Hannover ist 1891 ein Auszug aus der Orestie des Aischylos aufgeführt. Auf keinen Fall dürfen die Chorlieder der griechischen Tragödien fehlen, weil hauptsächlich auf ihnen die Schönheit dieser Stücke beruht. Aber sie von den Choreuten singen zu lassen, ist schwierig, weil in der Regel

1) Aufgeführt sind neuerdings auch manche Lustspiele, z. B. Körners Nachtwächter und Scenen aus Shakespeares Sommernachtsstraum.

nicht 15 gefangestüchtige Schüler der Oberklassen zur Verfügung stehen werden, und weil einstimmiger Gesang eintönig und matt klingen würde. Auch gemeinsam vom ganzen Chore oder von den Halbchören gesprochen, machen sie keinen Eindruck. Entweder kann man sie von einzelnen Chorenten deklamieren lassen, oder der vor der Bühne aufgestellte vierstimmige Schulchor singt sie nach der Komposition von Mendelssohn (Antigone und Oedipus auf Kolonos), Bellermann (Antigone, Ujas und beide Oedipus), F. Schulz (Philoktet) oder Dütsche (König Oedipus).

In Schneeberg in Sachsen sind 1890 und 1891 die Gefangenen und das Hausgespenst von Plautus aufgeführt worden (Zeitschrift für die Gymnasien 1892, S. 588). Ratfamer als diese römischen Komödien scheinen mir aber moderne Stücke. So ist Wallensteins Lager schon häufig mit Erfolg von Schülern dargestellt. Sonst kommen in Betracht Körners Briny und Laubes Karlschüler. Auch Shakespeares Cäsar und Schillers Tell getraue ich mich mit Schülern aufzuführen. Vor allem aber sind vaterländische Stücke zu empfehlen. Diese finden am leichtesten Widerhall in den Herzen der Zuschauer und eignen sich, patriotischen Fest- und Gedenktagen eine höhere Weihe zu geben. Es muß aber auch wirkliche Begeisterung in ihnen herrschen und mit der vaterländischen Gesinnung poetischer Wert verbunden sein. In manchen nur für die Schule verfaßten Festspielen schlägt der Patriot den Dichter tot. Dies gilt z. B. von H. Meyers preußischen Festspielen für Schulen und von Rackwitzens vaterländischen Dichtungen „Im neuen Reich“. Ich selbst habe mit den Weseler Gymnasiasten eingeübt und aufgeführt: Paul Heyses Kolberg zur Feier des Regierungsjubiläums des Kaisers Wilhelm I. im Januar 1886 und das Testament des großen Kurfürsten von Gustav zu Butlich zur Feier des 18. Januars 1888. Außerdem nenne ich Mosens Sohn des Fürsten, in dem die Charakteristik allerdings etwas kraftlos ist, Hans Blums York, Zimmermanns und Schellners Theodor Körner und Wildenbruchs Quizow. Damit haben wir schon eine stattliche Anzahl. Einige Streichungen können natürlich unbedenklich in den einzelnen Stücken vorgenommen werden.

Die 4. Direktorenversammlung von Hannover hielt dramatische Schüleraufführungen nur bei besonderen Anlässen wie Schuljubiläen für empfehlenswert. Dann würde eine Anstalt etwa alle hundert oder alle fünfzig Jahre eine solche Aufführung erleben! Mehrere Gymnasien wie das Joachimsthalsche, Schulpforta und Charlottenburg halten es für unbedenklich, alle Jahre Schülervorstellungen zu veranstalten. Alle 2 bis 3 Jahre müßte nach meiner Ansicht an jeder höheren Schule ein ganzes Drama aufgeführt werden. Viel kommt allerdings auf die Persönlichkeit der Lehrer und auf die Befähigung und Gewandt-

heit der jedesmaligen Prima an. Denn namentlich in kleineren Städten zeichnet sich nicht jeder Jahrgang durch schauspielerische Anlagen aus.

Einzelne Scenen aber können in jedem Jahre dargestellt werden. Am besten läßt sich dazu der Geburtstag des Landesfürsten oder des Kaisers benutzen, indem man an die üblichen Deklamationen der übrigen Klassen eine dramatische Aufführung der Primaner oder Sekundaner anschließt. So habe ich in Wesel folgende Scenen darstellen lassen: Aus Schillers Tell den Schwur der drei Männer, aus Ernst Scherenbergs Germania das zweite Bild „Rom“ mit einem Teile des Nachspiels, aus Racine's „Im neuen Reiche“ das 5. Festspiel (Seite 68—80), aus Mofens Sohn des Fürsten die letzten beiden Scenen des 4. Akts und den 5. Akt mit Auslassung der 6. Scene, aus Wildenbruchs Quijot's aus dem 2. Teil des 3. Aktes die Auftritte 1, 7—9 und 12—13, aus dem Neuen Herrn von Wildenbruch Auftritt 7 und 8 des 5. Vorgangs und Auftritt 4 des 7. Vorgangs, aus Devrient's Gustav Adolf das Gespräch zwischen dem Schwedenkönig und dem kleinen Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg (II, 1—3). Diese Aufführungen beanspruchen etwa die Zeit von einer Viertelstunde. In fast allen Fällen habe ich den Wortlaut etwas geändert, um die Stellen ohne Schaden für das Verständnis aus dem Zusammenhang zu lösen.

Sehr zweckdienlich sind nach meiner Ansicht z. B. auch folgende Scenen: Nathans große Unterredung mit Saladin über die drei Ringe, Götz von Berlichingen im Kreise der Seinen während der Belagerung (Götz III, 18—20), Egmont's Unterredung mit Oranien, Drest und Pylades (Iphigenie II, 1), der Streit zwischen Tasso und Antonio (Tasso II, 3), Wallensteins Verhandlung mit dem Obersten Wrangel, Maxens Abschied von Wallenstein (Wallensteins Tod I, 5 und III, 18), Der Bericht über Frobens Opfertod im Prinzen von Homburg (II, 7 und 9), Brinys Auszug zum Kampfe (Körners Briny V, 1—3). Andere werden anderes hinzufügen.

Hieran schließe ich einige praktische Bemerkungen über die Einübung. Nachdem das Stück ausgewählt ist, wird es mit verteilten Rollen in der Klasse gelesen. Hierauf werden die Rollen endgiltig verteilt, und jeder Schüler erhält die Aufgabe, die seinige zu Hause auswendig zu lernen. Sodann beginnen die Proben. Je kürzere Zeit darauf die Vorstellung stattfindet, desto geringer ist die gefürchtete Schädigung des Unterrichts; und diese tritt um so weniger ein, wenn die Ferienzeit zum Lernen und Einstudieren benutzt wird. Ich habe zweimal Anfang Dezember mit den Proben zu einem fünfaktigen Stücke begonnen, und die Aufführung war einmal am 18. und das andere Mal am 21. Januar. Außer in der Zeit vom 23. Dezember bis zum

2. Januar, in welcher geruht wurde, waren allwöchentlich 2 bis 3 Proben, die anfangs in einem Klassenzimmer oder in der Turnhalle stattfanden. Es wäre unnützer Zeitverlust, wenn man den Wortlaut der Rollen zunächst einfach auffagen ließe. Nein, damit die Schüler sich in ihre Lage hineinversetzen, müssen von vornherein mit dem Vortrage die Gebärden verbunden werden. Wer sich die Worte noch nicht völlig eingepägt hat, darf in den ersten Proben getrost das Buch in der Hand halten. Anfangs werden nur einzelne Scenen geprobt, und um keine Verwirrung anzurichten, wird man zuerst nur die Vertreter der Hauptrollen vornehmen. Nach und nach kommen dann diejenigen Personen hinzu, die wenig oder nichts zu sagen haben. Der Lehrer muß sich schon vor der Probe einen Plan von jedem Auftritte entwerfen und ein bestimmtes scenisches Bild vor dem geistigen Auge haben. Manches wird daran allerdings später geändert und gebessert werden. Probieren geht eben über Studieren. Jeder Mitwirkende muß wissen, ob er von links oder von rechts oder vom Hintergrunde aus auftritt, wo er sich aufzustellen hat, wem seine Worte gelten, und nach welcher Seite er abgehen muß. Die Gruppierung muß ungezwungen sein. Das Natürliche ist meistens, daß die Hauptpersonen in der Mitte stehen. Jeder hat selbst darauf zu achten, daß er nicht von einem anderen verdeckt wird. Vor allzu symmetrischer Anordnung warne ich. Aber das Bühnenbild muß dem Auge des Zuschauers gefallen. Bei sogenannten Liebhaberaufführungen wird gewöhnlich viel Wesens von dem Satze gemacht, daß es unhöflich sei, der Zuhörerschaft den Rücken zuzuwenden. Lächerlich! Auf der Bühne ist die größte Natürlichkeit auch die größte Höflichkeit. Daß sich aber die Personen, welche sprechen, nicht dem Hintergrunde zuwenden dürfen, ergibt sich ganz von selbst aus dem einfachen Grunde, weil sie sonst nicht verstanden werden.

Dies führt zum Vortrage, der mit der größten Sorgfalt einzuüben ist, weil besonders auf ihm der erziehlche und bildende Wert der Proben beruht. Hauptfordernis ist eine reine, edle und wohlklingende Aussprache, die jeden vokalischen und konsonantischen Laut genau wiedergiebt, keine Silben verschluckt, nicht stolpert und sich von aller Nachlässigkeit fernhält. Der Vortrag sei laut und deutlich. Aber nicht nur auf die Tonstärke kommt es an, sondern auch auf sinngemäße Betonung, auf Hervorhebung der wichtigen Begriffe und auf richtiges Einhalten der Pausen, die nicht bloß da stattfinden, wo ein Satzzeichen steht, ferner auf die höhere oder tiefere Stimmlage und auf die hellere oder dunklere Klangfarbe. In der Stimme sollen sich eben die mannigfaltigsten Gefühle, Stimmungen und Leidenschaften spiegeln. Je nach dem Inhalte ist der Strom der Rede bald schneller und lebhafter, bald langsamer und feierlicher.

Der leitende Lehrer hat allerdings ein ziemlich großes Maß von Geduld nötig. Er wird fast alles vorsehen und die meisten Bewegungen vormachen müssen, damit die Schüler das Rechte treffen. Denn nach meiner Erfahrung machen sie die Gesten fast niemals von selbst — teils aus Befangenheit, teils aus Ungeschick, — sondern erwarten dazu besondere Anleitung oder Nötigung. Ebenso haben sie die Neigung, die Bewegungen nicht lange genug anzuhalten und z. B. die Arme sofort wieder sinken zu lassen, was unnatürlich und unruhig aussieht. Schüler bedürfen nicht der ersten Mahnung, die Hamlet seinen Schauspielern giebt, sich mitten im Sturme der Leidenschaft Mäßigung zu eigen zu machen, aber wohl der zweiten Vorschrift „Seid nicht allzu zahm!“ Der Lehrer wird darauf achten, daß die Gebärden nicht zu sparsam sind, sie sollen charakteristisch für die Person sein und sich aus der augenblicklichen Lage wie von selbst ergeben. Vor allem Steifen, Gezierten, Unschönen hat man sich zu hüten. Anziehend und belehrend für die Primaner sind außer Hamlets Äußerungen auch Lessings Bemerkungen über die Schauspielkunst im ersten Teil der Hamburgischen Dramaturgie und Goethes Regeln für Schauspieler im 28. Band der Hempelschen Ausgabe S. 692 bis 698.

Ist jede Scene drei- bis viermal durchgearbeitet, und sind im freien Verkehr zwischen Lehrer und Schülern die schärfsten Ecken abgeschliffen, so wird der ganze erste Akt auf einmal geprobt. Am besten nun auf der Bühne, auf welcher später die Aufführung stattfindet. Dann geht man zu dem zweiten und den übrigen Aufzügen über, die nun bedeutend weniger Schwierigkeiten machen als der erste. Schon vor der Hauptprobe wird das ganze Drama öfter auf einmal hintereinander abgespielt, wobei es dann weniger auf die Einzelleistungen als auf das Zusammenwirken aller ankommt. Keine Probe sollte länger als drei Stunden dauern, damit die Schüler nicht zu sehr angespannt werden. Nicht nur für unnötig, sondern sogar für unangemessen halte ich es, daß man einen Theaterdirektor oder Regisseur heranzieht; damit er allem den letzten Schliff gebe. Denn die Schule soll hier eben zeigen, was sie aus eigener Kraft kann.

Ich komme zur Aufführung selbst. Wir haben in Wesel Kolberg im Gewande der dargestellten Zeit in einem Theatersaale aufgeführt und das Testament des großen Kurfürsten im einfachen Schülerkleide in der Aula. Trotz mancher ängstlichen Gemüther bin ich keinen Augenblick im Zweifel, daß das erstere das Richtige ist.¹⁾

1) Die oben erwähnte Darstellung einzelner Scenen oder Akte bei der Königs-Geburtstagsfeier findet natürlich ohne theatrale Gewandung statt.

Denn wie schön auch die Deklamation sein mag, — wenn die Wirkung auf das Auge fehlt, läßt sich die anzustrebende dramatische Vergewärtigung und Täuschung nicht völlig erreichen, das Drama bleibt gewissermaßen abstrakt und macht keinen vollen Eindruck auf die Zuhörer, und die Schüler verlieren ein gut Teil von Wärme und Eifer, während im entgegengesetzten Falle das Ganze ungemein an Reiz für sie gewinnt. Die Kostüme hat uns ein Garderobenverleiher aus Köln zur vollen Zufriedenheit geliefert. Manche größeren Theater sind auch gern bereit auszuhelfen. Ich mache noch darauf aufmerksam, daß die Verfasser neuerer Stücke vor einer öffentlichen Aufführung zu benachrichtigen sind. Zu einer Schüleraufführung werden sie ihr Drama gern unentgeltlich zur Verfügung stellen. Während der Vorstellung befindet sich der leitende Lehrer hinter dem Vorhang, um alles zu überwachen und Verwirrung zu verhüten. Der mit dem verantwortungsvollen Amte des Zusüßlerers betraute Schüler braucht nach meiner Erfahrung nur selten eingzugreifen. Ein anderer sorgt für das Aufziehen und Herablassen des Vorhangs.

Die jugendlichen Darsteller in Wesel standen an gutem Willen und an Begeisterung keinem Schauspieler nach; eine wahre Lust war es zu sehen, wie auch ihr Können allmählich wuchs, besonders bei der Aufführung von Kolberg wirkten sie auf die zahlreichen Zuhörer so sehr, daß diese mit begeistert wurden und die Aufführung wiederholt werden mußte. Allerdings standen mir auch so tüchtige Schüler zu Gebote, wie sie leider nicht immer in der Prima vorhanden sind. Daß die Klassenleistungen der Primaner zurückgingen, habe ich wenigstens nicht bemerkt, und sittliche Schäden der Aufführung haben sich in keiner Weise gezeigt. Für zweckentsprechend halte ich es, daß einer der Mitwirkenden, der ein guter Deklamator ist, vor dem Beginn der Vorstellung einen Prolog spricht. Um zu zeigen, wie ich mir einen solchen denke, teile ich anhangsweise zwei von mir verfaßte Prologe mit.

Ich werde mich freuen, wenn Fachgenossen ihre Erfahrungen über Schüleraufführungen in dieser Zeitschrift niederlegen oder mir persönlich mitteilen, und ich schließe mit dem Wunsche, daß recht viele Deutschlehrer sich durch diese Zeilen zum Versuche einer Schulaufführung angeregt fühlen und daß manche Lehrerkollegien, Direktoren und Behörden dadurch günstiger für solche Unternehmungen gestimmt werden mögen.

Anhang.

I.

Prolog

zur

Aufführung von Senes Kolberg

durch die Schüler des Gymnasiums zu Wesel

am 18. Januar 1886.

Wenn wir es wagen, vor euch hinzutreten,
 Legt manche Stirne sich vielleicht in Falten.
 „Was will“, so heißt's, „auf öffentlicher Bühne
 Der Schulfuchs? Seines Wirkens enge Schranken
 Red überspringen, steht ihm wenig an!
 Die Schulbank ist sein angestammter Platz.
 Homer studiert, Horaz und Tacitus,
 An Platos Lehren bildet euren Geist.
 Vom Lärm des Lebens haltet euch entfernt!“ —

So ruft uns scheltend manche Lippe zu.
 Vernehmst indessen, hochverehrte Gäste,
 Mit Gunst, was wir bescheidenlich erwidern:
 Glaubst nur, der hohen Ziele unsres Strebens
 Sind wir uns wohl bewusst. Wir lauschen gerne
 Der Weisheit und den heiter schönen Tönen
 Der großen Söhne Roms und Griechenlands.
 Wir lieben sie. Und diese Liebe wird
 Durch unser heutiges Wagnis nicht geschmälert.
 Und greift mit Fürwih unsre junge Hand
 Ins Leben ein? Befürchtet nichts! Die Bretter,
 Sie sind nicht, sie bedeuten nur die Welt. —

Und drängt uns von der stillverborgnen Arbeit
 Nicht dieses Tags Bedeutung! Unauslöschlich
 Im Ehrenbuch des teuern Vaterlandes
 Verzeichnet steht er. Heller leuchtet heute
 Der Königs- und der Kaiserkrone Glanz,
 Und stolzer schwingt der schwarze Aar sich auf.
 Ein Hall auch jenes Jubels, der das Land
 Am Herrscherfest durchdrang des besten Königs,¹⁾
 Ein Strahl des Lichts, das unsre Stadt durchwogte,

1) Am 2. Januar 1886 war das Regierungsjubiläum des Kaisers Wilhelm I.

Dringt noch hinein in diesen Tag. O laßt
 Uns Theil am Fest und laßt uns heut, so viel
 An uns, zum allgemeinen Schatz der Freude
 Ein Scherflein legen! Unsre Jugend möchte,
 Was ihr die Brust im Innersten bewegt,
 Auch frei und offen zeigen. — Glänzender
 Und froher wird die schöne Gegenwart,
 Wenn auf vergangne Zeit das Auge blickt,
 Auf jene Zeit, da statt des weißen Schnees
 Dem vielgeliebten, hohen Heldenkaiser
 Die Jugendkinder um die Schläfe spielten:
 Auf bäumt sich Preußen gegen gallische
 Tyrannenhand. Auch unsre gute Stadt
 Erseufzt im Joch. Würdevoll verbeißt
 Den Schmerz der König, heißer Thränen Flut
 Benehmt die Brust der schönen Königin.
 In diese schwere Zeit versetzt euch heute,
 In einer kleinen Stadt verfallne Wälle,
 Wo Schill einst kämpfte und die Heldenseelen,
 Die trauernd dann vor Wesels Thor der Anger
 Als Opfer wälischer Tücke bluten sah.
 In Kolbergs Bürgerleben führt der Dichter
 Euch mitten ein, in Löwenmutges Ringen
 Um Recht und Freiheit, Vaterland und Ehre;
 Er zeigt euch deutschen Sinn und warme Herzen
 Und Biedermut von echtem Schrot und Korn.

Des Dichters lebenskräftige Gestalten
 Lebendig treu im Spiele darzustellen,
 Versuchen wir. O möcht es uns gelingen!
 Denn unsre Kunst ist schwierig. Voll und ganz
 Den Augenblick zu nutzen, heißt es hier.
 Auf Wissen nicht und angelernter Ware,
 Auf frischer Kraft und glücklichem Gefühl
 Steht hier die Wirkung — aber auch auf — euch:
 Wenn nun der Handlung Strom vorüberauscht,
 Begleit' ihn euer Aug und Ohr vom Ufer.
 Die ganze Seele gebt dem Spiele hin,
 Und willig laßt euch täuschen. Und vergeßt
 Ihr selbst euch, ist der Spieler Ziel erreicht. —
 Zwar hohes Ziel wird selten ganz erreicht,
 Zumal von Läufern, die noch ungelübt.
 Drum nehmt den Willen für die volle That,
 Mit Nachsicht urteilt und mit Billigkeit,
 Euch zu gefallen nur ist unser Wunsch
 Und euer Beifall unser schönster Lohn.

II.

Prolog

zur

Aufführung des „Testaments des großen Kurfürsten“ von Puttk
 im Gymnasium zu Wesel
 am 21. Januar 1888.

Des Dichters Wort und unser heutiges Spiel
 Führt in der Vorzeit weit entlegne Tage,
 In unsres Staates Jugend euch hinein.

Raum, daß der große Kurfürst Friedrich Wilhelm
 Die Bügel aus der starken Hand gelegt,
 Da seht ihr innern Zwist das Haupt erheben
 Und mit Zerstücklung Brandenburg bedrohn;
 Doch seht ihr auch, wie Edelmut und Würde,
 Hochherzger Sinn und edles Fürstenthum
 Versöhnung stiften und der Einheit Band
 Auf's neue um die frohen Lande schlingen. —
 Im Buche der Geschichte blättert weiter:
 Nicht nur erhalten wurde Brandenburg,
 Rein, von desselben Hohenzollern Hand,
 Die Klug erreichte, was sie längst erstrebt,
 Ward's auch erhoben und mit Glanz geziert;
 Zur Königskrone ward der Fürstenthum,
 Und feurig schwang sich Preußens Mar empor.

Noch einmal, noch in hellerm Glanz erstrahlte
 Derselbe Januartag unserm Volke,
 Als mitten im besiegten Feindeslande
 Der heldenhafte Sieger, froh umjauchzt
 Von seinen Kriegern und von Deutschlands Fürsten,
 Der Deutschen liebsten, schönsten Traum erfüllend,
 Mit deutschen Kaisertumes goldner Krone
 Die würdige lorbeerreiche Stirn sich schmückte.

Und dieses hohen Tages Doppelfeier
 Vereint uns heute. Stolz und Freude darf
 In jeder deutschen Brust sich kühnlich regen.
 Steht Deutschland nicht mit Preußen an der Spitze
 Geeint und mächtiger da als je zuvor?
 Der hohe, ruhmgekrönte Helidentaiser,
 Der mächtig einst das Schlachtenschwert geschwungen,
 Er ward zum allverehrten Friedefürsten,
 Der seines Volkes Glück und Wohlfahrt pflegt,
 Gerechten Sinnes, weise, väterlich.

Mit Lieb und freudgem Danke nahen wir
Dem Thron. — Und doch, der Freuden vollem Becher
Mischt Wehmut sich und ernstes Bangen bei.
Um unsre Markten rasseln rings die Waffen,
Schon hochbetagt ist unsres Kaisers Haupt,
Des Reiches Erbe, Deutschlands Stolz und Hoffnung,
Muß fern der Heimat Kraft und Heilung suchen.

Zum Himmel richten Herzen sich und Hände:
„O segn' uns, Herr, und wehre allem Leid!
O schütze das geliebte Vaterland!
Du lenktest herrlich unsres Volks Geschick.
Das giebt uns Mut.“ Ja laßt uns Hoffnung schöpfen
Aus unsres Volks Geschichte!

Mögt ihr denn
Auch heut im Spiegel der Vergangenheit
Der Gegenwart Bedeutung heller schaun!

Zum hohen Fest des Reiches trägt mit Freuden
Die Jugend bei und zeigt bescheidenlich,
Was sie vermag. O hört uns willig an, —
Ob äufre Täuschung auch dem Auge fehlt, —
Und laßt den vaterländischen Sinn ersehen
Was uns an Können und an Kraft gebriecht! —
Erfüllt ist unser Wunsch, wenn euch durch uns
Das Wort des Dichters warm zum Herzen spricht.

Die neue Lehr- und Prüfungsordnung für die sächsischen Gymnasien und der deutsche Unterricht.

Von Otto Lyon in Dresden.

Die gewaltige nationale Strömung, die seit 1870 unser Volk durchflutet und mit jedem Jahre mächtigere Wellen schlägt, ist auch an unseren Schulen, insbesondere an unseren Gymnasien nicht spurlos vorübergegangen. Gegen die Gymnasien vor allem wurde der Vorwurf erhoben, von dem ein großer Teil der Tagespresse widerhallte, daß sie mehr junge Griechen und Römer, als gute Deutsche erzögen. Als ein Hauptbedürfnis unseres Volkes und unserer Zeit wurde daher gefordert, daß unsere Gymnasien auf eine nationale Grundlage gestellt werden sollten, die man durch umfangreichere und tiefer gehende Pflege der deutschen Sprache, Litteratur und Geschichte zu gewinnen glaubte. Wie gewöhnlich erhoben auch hierbei diejenigen ihre Stimme am lautesten, die am wenigsten von der Sache verstanden. Die Stimme des ruhig und besonnen urteilenden Fachmannes konnte sich nur schwer Gehör verschaffen, und ein an der Oberfläche hastender Dilettantismus, der aber gerade deshalb, weil er

weder durch Gedankentiefe noch durch gründliche Sachkenntnis beschwert wurde, um so leichtfüßiger und fecker anstürmte, schien den Sieg an sich reißen zu wollen. Und so war es nicht zu verwundern, daß sich in der bekannten preussischen Dezeremberkonferenz neben dem vielen Guten und Trefflichen, das da gesprochen wurde, auch die Stimme eines zwar wohlmeinenden, aber für die Lösung einer so schwierigen Frage vollkommen unzulänglichen Dilettantismus vernehmen ließ.

Der allgemeine Sturm richtete sich gegen den altüberlieferten Rahmen des Gymnasiums, aber man hatte dabei völlig übersehen und die Mehrzahl hatte überhaupt keine Ahnung davon, daß sich innerhalb dieses Rahmens schon längst ein frisches, neues Leben entwickelt hatte. Unsere Gymnasien waren schon seit vielen Jahren innerlich deutsch geworden, wenn sie auch äußerlich noch an dem alten Rahmen festhielten. Nur die alte Schale war geblieben, aber der Kern war ein anderer geworden. In der altklassischen Hülle wohnte ein vaterländischer Geist. Man hatte ganz übersehen, daß es bei der Ausführung aller gesetzlichen Bestimmungen nicht auf diese Bestimmungen ankommt, sondern auf die Männer, die sie ausführen. Und diese Männer, diese Lehrer der griechischen und römischen Sprache, waren so deutsch, so für die höchsten Ziele unseres Volkes und unserer Eigenart begeistert wie alle jene auch, die sich viel deutscher und nationaler dünkten als unsere klassischen Philologen. So erfüllten sie durch Beispiel und Rede die Jugend mit nationaler Gesinnung und vaterländischem Geiste. Freilich gab es auch Ausnahmen. Es traten Männer auf, die in der alten Schale und nicht in dem neuen Kern unserer Gymnasien die Hauptsache sahen und daher von dem altüberlieferten Rahmen auch nicht das Geringste preisgeben wollten. Ihr leidenschaftlicher Eifer machte gerade solche Geister bis zu einem gewissen Grade zu Stimmführern in dem rücksichtslosen Streite, und so wurde auch auf der Seite der Gymnasien, genau so wie auf der Seite der Gegner, zuweilen weit über das Ziel hinausgeschossen. Der Unkundige aber geriet durch diese Erscheinung nur noch mehr in Verwirrung.

Und so kam es, daß in der Stunde der Entscheidung von der Mehrzahl der Gegner unserer Gymnasien die Frage, auf die es ankam, ganz ungenau gefaßt wurde. Die richtige Fassung der Frage wäre gewesen: Wie ist dem neuen, schon längst in unseren Gymnasien lebenden vaterländischen Geiste durch Änderung des altüberlieferten Rahmens gerecht zu werden? Statt dessen aber formulierte ein blind zuschlagender Dilettantismus die Frage so: Wie sind unsere Gymnasien von Grund aus, ihrem Geiste und inneren Kerne nach, in nationale Anstalten umzuwandeln? Diese falsche Fragstellung drohte denn auch zu einer Lösung zu führen, die, wenn sie wirklich erfolgt wäre, geradezu als eine unheil-

volle hätte bezeichnet werden müssen. Man glaubte nämlich die Lösung dadurch herbeizuführen, daß man die Gymnasien soviel als möglich ihres altklassischen Grundcharacters entkleidete und sie immer mehr und mehr den Realgymnasien annäherte, dafür aber das Realgymnasium ganz aufhobe. Ein gütiges Geschick hat es verhütet, daß diese Pläne zur Ausführung kamen. Denn die Welle, die das Realgymnasium hinweggespült hätte, würde auch naturgemäß das Gymnasium mit hinweggerissen haben. Wäre doch dann das Gymnasium genötigt worden, sich immer mehr und mehr den gewaltigen modernen Strömungen anzuschließen, sodaß z. B. der Ausschluß des Griechischen nur noch eine Frage der Zeit gewesen wäre. Es ist ein Glück für unser Vaterland, daß uns beide Anstalten, Gymnasium und Realgymnasium, ihrem Grundcharakter nach erhalten geblieben sind, und daß sich im Laufe der Verhandlungen die Meinungen klärten und die Stimme des Fachmanns und des besonnen urteilenden Teiles der Völkerschaft endlich gehört wurde.

Unserer Meinung nach ist die einzig richtige Stellung, die man in dem Streite zwischen Gymnasium und Realgymnasium einnehmen kann, heute nur noch die: Wir bedürfen für die Gesamttheit dringend sowohl der gymnasialen, wie der realgymnasialen Bildung. Um keinen Preis sind in der Gesamtbildung unseres Volkes die Männer zu missen, die in ihrer Bildung im wesentlichen die Errungenschaften des modernen Verkehrs, eine genaue Kenntnis und Beherrschung der wichtigsten modernen Kultursprachen, eine gründliche naturwissenschaftliche, mathematische und technische Schulung vertreten, ebensowenig aber die Männer, deren Bildung vor allem die ästhetischen und litterarischen Errungenschaften, eine gründliche Kenntnis der griechisch-römischen Sprache, Litteratur und Kunst darstellt, wobei es jedoch vollkommen genügt, daß ein Bruchteil der Gebildeten die eine, ein Bruchteil die andere Richtung vertritt, sodaß es Thorheit, ja sogar für die Entwicklung unseres Volkes ein Unheil wäre, von jedem einzelnen die gymnasiale oder von jedem einzelnen die realgymnasiale Bildung zu verlangen und wohl gar, wie es spießbürgerliche und philiströse Gesinnung leider noch heute zuweilen thut, die Angehörigen der einen Richtung für weniger gebildet zu halten als die der andern. In der lebendigen Zweisheit: Gymnasium und Realgymnasium haben wir die einzig richtige Gestalt unseres höheren Schulwesens, wie sie sowohl den Forderungen unserer Zeit und unseres Volkes, wie den Gesetzen einer gesunden geistigen Entwicklung der Menschheit entspricht. Eine Einheitschule wäre ein Unding, ein totes, aus abstrakten theoretischen Erörterungen und Hirngespinnsten entsprungenes Nichts, das allmählich durch Aufnahme eines zusammenhanglosen Vielerlei zu einer traurigen Verflachung unserer Bildung und unseres geistigen Lebens führen müßte.

Aus dem Gesagten ergibt sich klar die Gestalt, die eine Schulreform annehmen mußte, wenn sie nicht als eine unheilvolle Verschlechterung unseres Schulwesens, also als das gerade Gegenteil von dem erscheinen sollte, was sie sein wollte. Eine gesunde Schulreform konnte demnach nur die sein, welche die neuen nationalen Bildungstoffe in der Weise aufnahm, daß dadurch weder das Gymnasium noch das Realgymnasium ihres Grundcharakters entkleidet wurden. Die Verminderung der dem Lateinischen und Griechischen zugewiesenen Stundenzahl durfte also beim Gymnasium nicht soweit gehen, daß dadurch diese beiden Sprachen aus ihrer beherrschenden Stellung im Gymnasiallehrplane verdrängt worden wären, und ebenso durfte die durch die Lehrpläne von 1882, bez. 1884 versuchte größere Annäherung des Realgymnasiums an das Gymnasium um keinen Preis weitergeführt werden. Mit großer Freude muß man es begrüßen, daß bei der Gestaltung der neuen Lehrpläne dieser Gesichtspunkt denn auch schließlich entscheidende Bedeutung gewonnen hat und im wesentlichen die neuen Lehrpläne beherrscht. Und er gelangte zur Herrschaft von dem Augenblicke an, als man erkannte, daß nicht nur das Realgymnasium, sondern auch das Gymnasium seinem inneren Kerne nach bereits deutsch-national war, und daß es sich bei der Neugestaltung im wesentlichen nur um eine öffentliche Anerkennung der thatsächlich bestehenden Verhältnisse handelte. Das, was das Gymnasium in der vollen Entfaltung seiner nationalen Aufgabe hemmte, war der lateinische Aufsatz. Dieses Prunk- und Parastück der alten Klosterschulen, das einst, da das Lateinische die internationale Gelehrtensprache war, von Bedeutung gewesen war, von dem Augenblicke aber, da die einzelnen Völker sich auch für die gelehrten Arbeiten der Muttersprache bedienten, in Wirklichkeit nur noch ein totes Anhängsel der Gymnasien blieb, mußte vor allen Dingen fallen, wenn der Schüler zur rechten Wertschätzung der Muttersprache gelangen, wenn er nicht schließlich, wie das leider Jahrhunderte hindurch geschehen ist, seine eigene Sprache nach dem Vorbild des lateinischen Aufsatzes wie eine tote Sprache anschauen und mißhandeln sollte. Und der lateinische Aufsatz fiel, und mit ihm das früher für die Reifeprüfung geforderte griechische Scriptum. Sang- und klanglos wurde er zu Grabe getragen. Und doch war dies ein Ereignis von weittragender Bedeutung. Mit einem Schlage war dadurch der alte Rahmen des Gymnasiums dem neuen inneren Leben entsprechend umgewandelt worden. Das Lateinische und Griechische waren in ihre naturgemäße Stellung verwiesen worden, wie sie den Ergebnissen und Anschauungen der neueren Sprachwissenschaft entspricht, die in der Sprache nicht die tote Regel aufsucht, sondern vor allem dem geheimnisvollen Werden und ewig fließenden Leben lauscht. Einführung in das Geistesleben der Alten,

in ihre Litteratur, ihre Kunst und ihr Staatsleben: das ist nun der Zweck, dem die lateinischen, wie die griechischen Sprachstudien in den Gymnasien in erster Linie zu dienen haben.

Diese befreiende That allein wäre schon genügend gewesen, um dem in unseren Gymnasien pochenden nationalen Leben zu freier Entfaltung zu helfen, um das Geistesleben unserer Jugend falschem Sprachbetriebe und unrichtigen Sprachanschauungen zu entreißen und seine Entwicklung in die rechte Bahn zu leiten. Aber man begnügte sich nicht damit, sondern ging nun auch daran, dem Unterrichte in der Muttersprache eine einflußreichere und hervorragendere Stellung im Gesamtorganismus des Gymnasiums zu verschaffen, als ihm bisher eingeräumt worden war. Dies geschah vor allem durch Aufnahme der Bestimmung, daß bei nicht genügenden Gesamtleistungen im Deutschen kein Ausgleich durch besonders tüchtige Leistungen in anderen Fächern möglich, sondern das Reifezeugnis zu verweigern ist. In der Beseitigung des lateinischen Aufsatzes und der unbedingten Forderung einer genügenden Durchbildung im Deutschen haben wir also die beiden Angelpunkte der Neugestaltung unseres höheren Schulwesens zu sehen. Neben diesen prinzipiellen Änderungen kommt die dadurch hervorgerufene Verminderung der lateinischen und griechischen und Vermehrung der deutschen Stunden nur als eine Folgeerscheinung in Betracht. Um aber hier zu einem gerechten Urteile zu gelangen, muß man berücksichtigen, daß gegenwärtig durch die Veränderung des Zieles, das dem Betriebe der altklassischen Sprachen gesteckt ist, die lateinischen und griechischen Stunden in ganz anderer Weise als früher in den Dienst des deutschen Unterrichts treten, indem eine gute Übersetzung aus den alten Sprachen ins Deutsche gegenwärtig als eine Hauptaufgabe des altklassischen Sprachunterrichts zu gelten hat. Ein guter Teil dieser Stunden kommt also von selbst der Ausbildung des Schülers in der Muttersprache zu gute, und gerade in solchen wirklich guten Übersetzungen besitzen wir ein nicht hoch genug zu schätzendes Mittel zur Durchbildung im deutschen Ausdruck. Ferner muß es doch als eine ganz natürliche Forderung angesehen werden, daß einer fremden Sprache, die dem Schüler bisher ganz unbekannt war und die er von Grund aus zu erlernen hat, eine größere Stundenzahl zuzuweisen ist, als der Muttersprache, die der Schüler doch schon spricht und versteht.

Ich gehöre daher nicht zu denen, die in einer großen Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden das Heil des deutschen Unterrichts erblicken, obwohl der Lehrer des Deutschen selbst für eine bedeutende Erweiterung seines Stundengebietes die erwünschteste Erfüllung finden würde. Aber da die Lehrer jedes Faches schließlich nach einer möglichst großen

Stundenzahl für ihr besonderes Fach trachten, so würde die Erfüllung aller dieser Wünsche zuletzt zu einer unerträglichen Belastung der Jugend führen, und ich denke, es ist richtiger, das Ganze im Auge zu behalten und sich in seinen Wünschen zu beschränken. Wir können uns daher auch im allgemeinen mit der für das Deutsche in dem neuen sächsischen Gymnasiallehrplan ausgeworfenen Stundenzahl einverstanden erklären¹⁾, nur möchten wir den Grundsatz aufstellen, daß die Zahl der deutschen Stunden in keiner Klasse unter drei herabsinken sollte. Während nun die neue Lehrordnung für die sächsischen Gymnasien für Sexta 4, für Quinta, Quarta, Obersekunda, Unterprima und Oberprima je 3 deutsche Stunden vorschreibt, begnügt sie sich für Unter- und Obertertia, sowie Untersekunda mit je 2 Stunden (die preussischen Lehrpläne haben für Unter- und Obertertia gleichfalls nur je 2, für Untersekunda dagegen 3 Stunden). Hier muß doch eine Vermehrung der zwei Stunden auf je drei als ein zu erstrebendes Ziel bezeichnet werden.

Für Geschichte, Religion und ähnliche Fächer, die im wesentlichen einen zusammenhängenden Stoff in ununterbrochen fortgesetzter Folge zu behandeln gestatten, sind 2 Stunden wöchentlich recht wohl ausreichend. Anders liegen die Verhältnisse beim Deutschen. Da hier ganz verschiedene Stoffe: Grammatik, Stilistik, Poetik, Lektüre, Deklamation, leichte Redeübungen, Biographisches, Aufsatz nebeneinander hergehen und einander durchkreuzen, so wird man bei wöchentlich zwei Stunden entweder häufig zu einstündigem Betriebe greifen müssen, indem man der einen Stunde Grammatik, Stilistik, Aufsatzbesprechungen, Poetik zuweist, der andern Lektüre und Deklamation, oder man wird jede Stunde in viele kleine Unterabteilungen zerlegen müssen, um allen Forderungen des deutschen Unterrichts gerecht werden und die zweite Stunde vorwiegend zur Wiederholung verwenden zu können. Beide Auskunftsmitel müssen aber doch nur als Notbehelfe bezeichnet werden. Denn bei einstündigem Betriebe kommt niemals viel heraus, da ein Zwischenraum von acht Tagen zu groß ist, als daß die Eindrücke der letzten Stunde frisch erhalten bleiben könnten. Bei einer zu großen Zersplitterung der Stunde dagegen kann sich kein rechtes Leben entwickeln, die Wärme und der große freie Zug, der vor allem dem deutschen Unterrichte nötig ist, vermögen sich nicht zu entfalten. Wollte man endlich Woche um Woche mit den Stoffen wechseln, so wäre man dadurch derselben Gefahr ausgesetzt, wie beim einstündigen Betriebe. Durch Zulegung einer dritten Stunde wären alle diese Uebelstände beseitigt. Die Zahl der deutschen Stunden für die übrigen Klassen

1) Wir setzen dabei allerdings voraus, daß durch Einführung eines guten Hilfsbuches gerade im Deutschen viel Zeit und Mühe gespart werden kann.

dagegen ist zur Erreichung des Zieles ausreichend¹⁾); dabei ist es mit Freude zu begrüßen, daß den drei deutschen Stunden der Oberprima unter besonderer Genehmigung des Ministeriums noch eine vierte zugelegt werden kann, die für philosophische Propädeutik bestimmt ist.

Die Lehrordnung selbst ist mit Klarheit und Bestimmtheit, gründlicher Sachkunde, genauer Kenntnis der einschlagenden Litteratur und feinem Verständnis für die Bedürfnisse des Unterrichts entworfen und hebt sich in verschiedenen Punkten von den preussischen Lehrplänen für den deutschen Unterricht vorteilhaft ab, die namentlich in der Behandlung des Unterrichtsstoffes für die oberen Klassen, wie jeder Einsichtige zugestehen wird, eine gewisse tastende Unsicherheit und schwankende Verlegenheit zeigen. Von größter Wichtigkeit für die Erzielung eines klaren, wohlgeordneten und korrekten mündlichen und schriftlichen Gedankenausdrucks ist eine gründliche grammatisch-stilistische Schulung. Die sächsische Lehrordnung enthält dementsprechend, wie die preussische, einen genau vorgeschriebenen grammatischen Lehrgang, zu welchem jedoch in Untersekunda noch die Forderung einer genaueren Behandlung besonders wichtiger Abschnitte der Stilistik tritt, die in den preussischen Lehrplänen nicht enthalten ist. Der grammatische Lehrgang umfaßt die Klassen Sexta bis Obertertia und ist im wesentlichen folgender: „Sexta: das Nötigste über die Wortarten und Satzteile, über den einfachen und erweiterten, vollständigen und abgekürzten Satz, Haupt- und Nebensatz unter besonderer Bezugnahme auf die Zeichensetzung, alles dies thunlichst im Anschluß an Beispiele. Einübung der Präpositionen. Gelegentliche Besprechung einzelner Abschnitte der Formenlehre aus Anlaß wahrgenommener Unsicherheiten. — Quinta: Ergänzung des grammatischen Kurses von Sexta. Eingehendere

1) Dies gilt natürlich nur für die Gymnasien. Für die Realgymnasien, in welchen der deutsche Unterricht zugleich alle die Bildungsaufgaben mit zu übernehmen hat, deren Träger im Gymnasium der griechische Unterricht ist, muß natürlich eine entsprechend höhere Zahl deutscher Stunden angelegt werden; auch das Lateinische wird ja im Realgymnasium nicht in dem Umfange getrieben wie im Gymnasium und die Hilfen, die es im Gymnasium für den deutschen Unterricht bietet, verändern sich natürlich im Realgymnasium gleichfalls in entsprechender Weise. Wenn ich das Deutsche im Realgymnasium in gewissem Grade als einen Ersatz für das Griechische des Gymnasiums aufgefaßt wissen möchte, so denke ich dabei nicht nur daran, daß Homer, einige Dramen des Sophokles oder einige Reden des Demosthenes u. ähnl. in deutscher Übersetzung gelesen werden müssen, sondern auch daran, daß die besondere ästhetische und litterarische Bildung im Realgymnasium vorwiegend der deutsche Unterricht wird ersetzen müssen. Besonders wird das Realgymnasium den Schüler in die wunderbare Größe und Tiefe des deutschen Volks- und Geisteslebens im germanischen Altertum genau ebenso einzuführen haben, wie das Gymnasium den Schüler mit der herrlichen und hehren Gedanken- und Geisteswelt des klassischen Altertums verwachsen läßt.

Behandlung der Nebensätze; Satzverkürzungen; Satzgefüge; Bindewörter. Einteilung der Haupt-, Umstands- und Bindewörter nach ihrer Bedeutung. Einzelnes aus der Formenlehre wie in Sexta nach Bedürfnis; gelegentliche Hinweisungen auf die Unterschiede von Volks- und Schriftsprache, auf Alttertümliches, Dialektisches, Bedeutungswechsel und dergleichen. — Quarta: Neben ergänzender Wiederholung der grammatischen Pensa von Sexta und Quinta eingehendere Behandlung der deutschen Deklination und Konjugation unter Beschränkung auf das dem Deutschen Eigentümliche sowie auf Unregelmäßiges und Schwankendes. Von der übrigen Formenlehre ist nur das durchzunehmen, was sprachgeschichtliche Bedeutung hat oder um des richtigen Sprachgebrauchs willen Beachtung verdient. Einiges aus der Wortbildungslehre. — Untertertia: Ausgewählte Abschnitte aus der deutschen Syntax; bei Behandlung derselben hat im allgemeinen Beschränkung auf das dem Deutschen Eigentümliche stattzufinden, eingehende Rücksicht ist dagegen zu nehmen auf Schwankungen des Sprachgebrauchs und gangbare Sprachfehler. — Overtertia: Das Nötigste über Satzbau, Satzstellung und Periodenbildung, vornehmlich an Beispielen einzuüben; dabei besondere Rücksichtnahme auf häufig vorkommende Verstöße und Ungeschicklichkeiten."

Bei dem ersten flüchtigen Anblick dieses grammatischen Lehrganges hat man den Eindruck, als ob namentlich der für Sexta und Quinta vorgeschriebene Stoff einer festen und sicheren Ordnung entbehre. Man vermisst den allmählichen lückenlosen Aufbau und das dadurch ermöglichte gleichmäßige Fortschreiten von Stufe zu Stufe. Sieht man aber genauer zu, so erkennt man bald, daß die Behandlung der deutschen Grammatik in Gymnasium sich überhaupt nur dem praktischen Bedürfnis anschließen soll und daß der eigentliche festgefügte grammatische Lehrgang dem Lateinischen zugewiesen ist. Daher soll in Sexta und Quinta überhaupt nur das Nötigste über Wortarten, Satzteile und Satzarten gelehrt werden. Man ersieht ferner, daß die Behandlung des einfachen und erweiterten, vollständigen und abgekürzten Satzes, des Hauptsatzes und der Nebensätze, des Satzgefüges in Sexta und Quinta keineswegs eine Einführung in die Satzlehre sein soll, sondern vorwiegend den Zweck hat, die richtige Zeichensetzung zu erleichtern und einigermaßen zu begründen. Deutsche Formenlehre soll nur gelegentlich vorgenommen werden, wenn es sich nötig macht, wahrgenommene Unsicherheiten zu beseitigen. Im übrigen soll die deutsche Formenlehre bei Gelegenheit des Lateinischen mit eingeübt werden. Man erkennt, daß diese Vorschriften aus dem gesunden Bestreben entsprungen sind, den Schüler, der schon neun Stunden wöchentlich im Lateinischen nur Grammatik treibt, nicht durch nochmalige Durchnahme wesentlich desselben Stoffes, durch nochmaliges Nachziehen

der allen Schulsprachen gemeinsamen grammatischen Grundlinien in pedantischer und nutzloser Weise mit einem Übermaß grammatischen Lehrstoffes zu belasten. Nur das dem Deutschen Eigentümliche soll in den deutschen Grammatikstunden behandelt werden. Man kann sich für das Gymnasium mit diesem Standpunkte wohl einverstanden erklären;¹⁾ denn da bei wahrgenommenen Unsicherheiten auch Abschnitte aus der deutschen Formenlehre behandelt werden sollen, so wird sich nach und nach, wenn auch nicht in lückenlos fortschreitendem Zusammenhange, sondern in einer durch das Bedürfnis gebotenen Auswahl, die deutsche Formenlehre ihren Hauptpunkten nach zur Durchnahme in Sexta und Quinta anbieten. Es ist ja eine bekannte und für jeden, der die Entstehung der deutschen Schriftsprache genauer verfolgt hat, ganz erklärliche Erscheinung, daß der Sextaner, der zu Hause und außer der Stunde sich recht zungenfertig und redegewandt zeigt, beim Schreiben plötzlich seiner Muttersprache stumm und unbeholfen wie einer fremden Sprache gegenübersteht und im schriftlichen Ausdrucke Fehler macht, die er mündlich niemals gemacht hat. Die Schriftsprache ist eben eine andere Gestalt seiner Muttersprache, die er nun erst von Grund aus erlernen muß, auch wenn im Elternhause keineswegs der Dialekt gesprochen wurde, sondern jene zwischen Dialekt und Schriftsprache in der Mitte stehende Gestalt der gesprochenen Rede, die ich in meinem Aufsatze „Historische und gesetzgebende Grammatik“ nachgewiesen habe und die sich bisher dem Auge der Forschung fast gänzlich entzogen hat. Dazu kommt aber noch ein Zweites. Von dem Augenblicke an, wo der Schüler zu schreiben beginnt, steht er der Muttersprache nicht mehr naiv gegenüber wie früher, sondern er beginnt über sie zu denken; das Wort, das er schon hundertmal gebraucht und das ihm so vertraut war, schaut ihn auf einmal ganz fremd an, er weiß plötzlich nicht genau, ob die Form, die er schreibt, auch die richtige ist, der Zweifel regt sich und fängt an, ihn zu verwirren, er wird unsicher, er strauchelt, er fällt. Und der Fehler steht da. Oder der kleine Geist fängt an zu vergleichen; er wundert sich, daß so viele Wörter im Genitiv Sing. ein s haben, viele andere nicht; gerade dieses s hat sich ihm eingepreßt, und er giebt es nun auch Wörtern, denen es gar nicht zukommt, und wenn ihm das gerügt wird, so läßt er es dann sicher bei Wörtern weg, die es nicht entbehren können. Aus dieser Unsicherheit und Verwirrung rettet ihn nur die deutsche Gram-

1) Für das Realgymnasium und die Realanstalten liegen allerdings die Verhältnisse anders. Da bei diesen das Latein in geringerem Umfange oder gar nicht auftritt, so muß da ein festgefügtter systematischer Lehrgang der deutschen Grammatik von Sexta bis Obertertia gefordert werden.

matik¹⁾) und eine geschickte Einführung in diese, die allerdings durchaus auf die Natur und die Bedürfnisse des Kindes Rücksicht zu nehmen hat, ist daher unumgänglich notwendig. Alle anderen Mittel, die eine tastende Pädagogik zubereitet hat, um die sogenannte trockene Grammatik überflüssig zu machen (sie ist aber nur trocken in der Hand eines ungeschickten oder die Sprachgeschichte und Sprachgesetze nicht beherrschenden Lehrers), müssen als wohlgemeinte Selbsttäuschungen bezeichnet werden, deren Anwendung sich bis in Oberprima hinein bitter rächt. Und dazu kommt noch ein Umstand, der es nötig macht, daß in jeder Sprache, auch in der deutschen Schriftsprache die Hauptpunkte der Grammatik doch aufs neue und zwar unter dem Gesichtspunkte der betreffenden Sprache behandelt werden müssen. Ein Sextaner kann zwanzig- und dreißigmal dekliniert haben puer, der Knabe, pueri des Knaben u. s. w., es wird doch gar nicht selten vorkommen, daß er im deutschen Aufsätze mit größter Seelenruhe schreibt: „des Knabens“ in der sicheren Meinung, das Richtige getroffen zu haben. Nicht die vielberufene Flüchtigkeit und der holbe Leichtsinne der Kindesnatur, dieses Gnadengeschenk der Gottheit, das nur dem Pedanten ein Greuel, dem unbefangenen Beobachter dagegen ein reizvoller Schmuck der Kindheit ist, erklärt uns solche Erscheinungen, sondern die Gründe dafür liegen in der Natur des Menscheingeistes überhaupt. Beim Erlernen einer fremden Sprache wird der Geist so vollständig durch die ihm neuen fremden Wörter und Formen gefesselt und in Anspruch genommen, daß die hinzugefügte deutsche Form nur mechanisch mit hingenommen wird und dem lernenden Geiste kaum zum Bewußtsein kommt. Daher wird auch das Lateinische für Erlernung der deutschen Formenlehre nur eine ganz geringe Hilfe bieten, wenn nicht, was wohl zweifellos von der sächsischen Lehrordnung vorausgesetzt wird, der Lehrer des Lateinischen überall zunächst vom Deutschen ausgeht und so zu einem gewissen Teile die Arbeit mit thut, die in Realanstalten mit beschränktem Latein oder ohne solches den deutschen Stunden zugeteilt werden muß. Unter dieser Voraussetzung wird der in der neuen sächsischen Lehrordnung vorgeschriebene grammatische Lehrgang seinen Zweck durchaus erfüllen. Wir müssen uns freuen, daß sowohl die preussische, wie die sächsische Lehrordnung den deutschgrammatischen Unterricht als notwendig anerkennen. Gerade die Vorschrift, daß gelegentlich Abschnitte der Formenlehre nach Bedürfnis durchzunehmen sind, giebt uns die Gewähr, daß

1) Selbstverständlich beziehen sich alle diese Erörterungen auf den Durchschnitt der Schüler. Hervorragend Begabte bedürfen überhaupt nur in geringem Maße der Unterweisung und können bis zu einer gewissen Grenze ihrem Sprachgefühl überlassen werden.

der deutschen Grammatik ein fester Platz in dem Organismus unserer Gymnasien zuteil geworden ist; denn dieses Bedürfnis wird sich lebhaft und oft fühlbar machen und durch dasselbe wird die deutsche Grammatik fest mit dem geistigen Leben unserer Gymnasien verwachsen.

Während der grammatische Unterricht in Sexta und Quinta nur einen einleitenden und vorbereitenden Charakter hat und zu einem großen Teile lediglich im Dienste der Zeichensetzung steht, beginnt nun in Quarta der eigentliche grammatische Kursus, der in Obertertia seinen Abschluß findet. Wir halten diese Anordnung für einen sehr richtigen Gedanken; die eingehende Wiederholung der deutschen Deklination und Konjugation in Quarta, sowie die Behandlung des Unregelmäßigen und Schwankenden ist sehr notwendig, ebenso wie die zusammenhängende Durchnahme der wichtigsten Abschnitte aus der deutschen Syntax in Unter- und Obertertia. Außerdem möchten wir noch dreierlei als besondere Vorzüge des grammatischen Lehrganges der sächsischen Lehrordnung hervorheben. Erstens ist von größter Wichtigkeit die Vorschrift, daß alles Grammatische thunlichst im Anschluß an Beispiele zu behandeln ist, also nicht im bloßen Anschluß an die Lektüre. Gerade durch die ausschließliche Verknüpfung der Grammatik mit der Lektüre, wie sie namentlich in der Volksschule zur Herrschaft gelangt und von da in die höheren Schulen eingedrungen war, ist die Unsicherheit in der Handhabung der deutschen Schriftsprache, die heute bei vielen Gebildeten herrscht, mit herbeigeführt worden. Durch eine solche enge Verknüpfung wird nicht nur in der Grammatik nichts erzielt, sondern auch häufig das Lesestück mißhandelt und die Hauptwirkung der Lektüre aufgehoben. Wir wollen mit diesem Urteil natürlich nur die ausschließliche Anknüpfung der Grammatik an das Lesebuch treffen; daß ab und zu einmal Grammatisches an ein dazu geeignetes profaisches Lesestück angeschlossen wird, ist nicht nur nicht zu tadeln, sondern durchaus wünschenswert. Aber daneben muß der Unterricht einen besonderen, vom Lesebuche losgetrennten grammatischen Lehrgang besitzen, welcher sich wenn irgend möglich an ein gutes Hilfsbuch anschließt, das namentlich gute und passende Beispiele darzubieten hat.¹⁾ Zweitens wirkt besonders wohlthuend das sichtliche Bestreben, den grammatischen Unterricht auf sprachgeschichtliche Grundlage zu stellen. Schon in Quinta sollen gelegentliche Hinweisungen auf die Unterschiede von Volks- und Schriftsprache, auf Alttertümliches, Dialektisches, Bedeutungswechsel u. s. w. erfolgen, zu denen sich natürlich in den folgenden Klassen erst recht Gelegenheit darbietet. Und überall ist mit be-

1) Vgl. hierzu namentlich: Th. Vogel, Was soll und kann im deutschen Unterrichte der Unter- und Mittelklassen das Lesebuch leisten? Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1893, Seite 2—11, sowie unsere Zeitschrift 7, 131 flg.

sonderem Nachdruck hervorgehoben, daß besonders das dem deutschen Eigentümliche, das, was sprachgeschichtliche Bedeutung hat, Gegenstand des Unterrichts sein soll. Wir freuen uns lebhaft dieser Anerkennung des Hildebrandtschen Standpunktes. Denn nur durch sprachgeschichtliche Beleuchtung kann der rechte Standpunkt in der Behandlung unserer Muttersprache gewonnen und durch solche Aufhellung der sprachlichen Erscheinungen an der Hand der Sprachgeschichte zugleich der Sinn des Schülers für deutsche Grammatik und deutsche Sprache aufs lebendigste gefesselt werden. Drittens endlich ist überall Rücksicht genommen auf stilistische Fragen. Schwankungen des Sprachgebrauchs, gangbare Sprachfehler, häufig vorkommende Verstöße und Ungeschicklichkeiten sollen namentlich in Unter- und Obertertia besprochen werden. Die genaue Befolgung dieser Vorschrift wird sich als sehr heilsam erweisen.

Hieran schließt sich nun in Untersekunda eine zusammenhängende Behandlung der Stilistik. Die sächsische Lehrordnung schreibt vor: „Durchnahme einzelner für den praktischen Gebrauch besonders wichtiger Abschnitte der Stilistik; Unterscheidung der Stilgattungen, allgemeine Stilgesetze, Regeln der bildlichen Ausdrucksweise, häufig vorkommende Tropen und Figuren. Auch hierbei besondere Rücksichtnahme auf häufig vorkommende Verstöße. Leichte Dispositionsübungen“ Hieran schließen sich in Obersekunda die „Hauptregeln über die Anordnung der Gedanken und die Dispositionslehre“. Die frühere Lehrordnung beschränkte die stilistische Belehrung auf gelegentliche Mitteilungen bei der Besprechung der schriftlichen Arbeiten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß derartige gelegentliche Belehrungen wenig Nutzen bringen. Eine zusammenhängende Entwicklung der stilistischen Hauptgesetze ist durchaus notwendig. Und die Bestimmung der neuen Lehrordnung, daß die Stilistik in solcher Weise zu behandeln ist, bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt gegen früher. Dabei ist der veraltete, schiefe und schillernde Ausdruck Rhetorik, den noch die preußischen Lehrpläne haben, mit Glück vermieden. Nur eins vermissen wir in diesem wohlbedachten, den Forderungen der neueren Wissenschaft durchaus gerecht werdenden Lehrgange der Grammatik und Stilistik: eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten Abschnitte aus der Rektionslehre. Wir würden diese gleichfalls der Untersekunda zuweisen. Allerdings liegt in den Bestimmungen der Lehrordnung, die besondere Rücksichtnahme auf Schwankungen des Sprachgebrauchs, gangbare Sprachfehler u. s. w. verlangen, auch eine Beachtung der Rektionslehre eingeschlossen, da eine große Zahl der verbreitetsten Verstöße die Rektion betreffen; aber eine zusammenfassende Darstellung der Hauptpunkte der Rektionslehre in Untersekunda würde doch die Sicherheit des Schülers im mündlichen und schriftlichen Ausdruck bedeutend befestigen.

An diesen grammatisch-stilistischen Lehrgang werden folgende mündlichen und schriftlichen Übungen angeschlossen: *Sexta*: Übungen im Nacherzählen, im Vortragen auswendig gelernter Stücke, Einübung der Rechtschreibung und der Hauptregeln der Zeichensetzung. Diktate, Aufsätze (im wesentlichen nur Nacherzählungen). — *Quinta*: Übungen wie in *Sexta*. Diktate, Aufsätze (freiere Wiedergabe von Erzähltem oder Gelesenem, leichte Briefe u. s. w.). — *Quarta*: Abschluß der Übungen in Rechtschreibung und Zeichensetzung. Diktate, Aufsätze (Um- und Nachbildungen von Gelesenem, kleine selbsterfundene Erzählungen nach gegebenen Anhaltspunkten, leichte Beschreibungen u. s. w.). — *Untertertia*: Deklamationen. Leichte Übungen in zusammenhängender Rede (Inhaltsangaben, Berichte über privatim Gelesenes). Aufsätze (Beschreibungen, Schilderungen, schwierigere Übungen im erzählenden Stil, Erörterungen leichter Fragen). — *Obertertia*: Deklamationen. Leichte Übungen im freien Vortrag im Anschlusse an Durchgesprochenes oder Gelesenes. Aufsätze wie in *Untertertia* (dazu etwa Erläuterungen von Sentenzen oder Sprichwörtern, Vergleichen, leichte Charakterschilderungen, Gespräche). — *Untersekunda*: Übungen im freien Vortrag, von Zeit zu Zeit auch Deklamationen. Aufsätze (Erörterungen, Betrachtungen, Vergleichen und dergl.; unter Umständen gelegentlich auch kleine poetische Versuche). — *Obersekunda*: Freie Vorträge über gestellte Themata. Von Zeit zu Zeit leichte logische Übungen (Definieren, Klassifizieren, Schließen u. s. w.) und Übungen im Disponieren. Aufsätze (Erörterungen, Abhandlungen, Ansprachen, Reden u. s. w.; dann und wann auch Übungen in schmuckloser Rede). — *Unterprima*: Freie Vorträge mit Übungen im Protokollieren und Referieren. Mündliche logisch-rhetorische Übungen und solche im Disponieren. Aufsätze wie in *Obersekunda*. — *Oberprima*: Wie in *Unterprima*. — Hierzu kommen noch folgende allgemeine Bemerkungen (S. 16 flg.): „Zur Förderung der Denk- und Sprechgewandtheit wie zur Belebung des Unterrichts sind in den Unter- und Mittelklassen häufig, in den Oberklassen von Zeit zu Zeit im Anschlusse an gegebene oder von den Schülern gebildete Beispiele mündliche logisch-rhetorische Übungen anzustellen, wobei von den einfachsten Satzbildungen, Satzweiterungen und Satzumbildungen stufenweise allmählich bis zu künstlichen Perioden, von leichten Begriffsunterscheidungen bis zu schweren Wort- und Sachklärungen, Schlüssen und Schlußreihen fortgeschritten werden kann. Durch derartige Übungen sind insbesondere die Stunden zu beleben, in welchen Grammatik behandelt wird.“ — „Es erscheint geboten, daß in den Oberklassen neben den in gewissen Zwischenräumen zu liefernden größeren Aufsätzen von Zeit zu Zeit kurze Klassenaufsätze geschrieben werden, bei welchen das Absehen ausschließlich auf knappe,

zutreffende und wohlgeordnete Wiedergabe eines den Schülern aus dem Unterrichte der Anstalt geläufigen Stoffes gerichtet ist. Die Bestimmung des näheren bleibt den einzelnen Schulen überlassen.“

Bei Betrachtung dieses Theiles der sächsischen Lehrordnung treten zwei Punkte besonders wohlthuend hervor: Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Übungen und die gleichmäßige Berücksichtigung des mündlichen und des schriftlichen Gedankenausdruckes. Die Übungen im deutschen Ausdruck können in der That gar nicht mannigfaltig genug sein; nicht nur, daß durch reiche Abwechslung nach dieser Richtung hin den Übungen alles Schablonenhafte und Pedantische abgestreift wird, es werden dadurch auch die verschiedensten Seelenkräfte und Ausdrucksfähigkeiten geweckt und gefördert. Wie erfreulich ist es daher, daß bei den Aufsätzen auch Ansprachen, Reden gefordert werden. Gerade der rednerische Ton wird in solche Aufsätze größeres Leben bringen, er wird den Schüler der eigentlichen Natur der Sprache, die doch von Haus aus darauf angelegt ist, gesprochen zu werden, näher bringen, er wird ihn daher vor stilistischer Geschraubtheit und Verftiegenheit, vor den Auswüchsen der Papiersprache sicher bewahren. Dazu kommt aber, daß das Leben jeden in Lagen bringt, wo er eine Ansprache, eine Rede halten muß, sodas also auch die Forderungen des praktischen Lebens durch solche Bestimmungen Berücksichtigung finden. Dann und wann sollen aber auch Übungen in schmuckloser Rede angestellt werden, ein treffliches Gegengewicht gegen den reichen Farbenauftrag, die Stilblüten und Phrasen, zu denen die Jugend nur allzusehr neigt. Daß gelegentlich auch kleine poetische Versuche zugelassen werden sollen, muß gleichfalls als recht erfreulich bezeichnet werden. Gegenüber dem fortgesetzten bloßen Aufnehmen, Empfangen, dem ununterbrochenen Gegängelt- und Geführtwerden, auf das unsere Jugend heute in unseren Schulen vielfach angewiesen ist, kann gar nicht nachdrücklich genug gefordert werden, daß zeitweilig auch die produktive Thätigkeit der Schüler angeregt wird. Ob dabei Unreifes oder Halbreifes produziert wird, darauf kommt auch nicht das Geringste an; daß überhaupt produziert wird und daß die Jugend endlich den Mut findet, nicht bloß fortwährend von außen in sich hineinzupumpen, nicht bloß immer zu lernen und die Werke anderer anzustaunen, sondern selbst sich zu beteiligen an dem fröhlichen Schaffen der Geister und mit zu produzieren, wenn auch oft nur zu reproduzieren, das ist hierbei die Hauptsache und der ausschlaggebende Gesichtspunkt. Möchte die Jugend doch vor allem lernen, daß man mit dem Produzieren nicht warten soll, bis man die Höhe der Weisheit erklommen hat. Wer immer nur darauf ausgeht, sein Wissen zu erweitern, und immer nur durch neue Belehrung seine frühere Einsicht

aufhebt und durch eine höhere ersetzt, der verlernt zuletzt ganz und gar das Können und ist nicht im Stande, den Lebenskreis, in dem er wirkt, auch nur um einen Schritt vorwärts zu bringen; denn er wird immer nur das Beste oder das früher Geleistete vor Augen sehen und alles, was er schaffen möchte, erscheint ihm ungenügend, zu weit entfernt von dem Ideale, das er sich nach und nach zusammengearbeitet hat. Er vergißt, daß kein Meister vom Himmel fällt und daß das Beste überhaupt wohl niemals ganz erreicht, jedenfalls nur nach und nach von ganzen Generationen hervorgebracht wird, deren eine immer die andere, vorhergehende, um ein Kleines in ihren Schöpfungen übertrifft. Nur das Unzulängliche ist produktiv. Dieser Weisheitssatz Goethes möchte sich recht tief unseren Lehrern und überhaupt unserem Zeitalter einprägen, das vor greisenhafter Gelehrsamkeit und übergroßer Bildung immer unproduktiver wird. Und eben weil nur das Unzulängliche produktiv ist, so sollen wir nicht glauben, daß unsere Jugend bloß dazu da sei, mit allen Schätzen der Weisheit und Gelehrsamkeit angefüllt zu werden, sondern vor allem auch dazu, zur freien Entfaltung und Übung ihrer frischen Kraft, d. h. zu einer gewissen produktiven Thätigkeit geführt zu werden. Unzulänglich ist die Jugend gewiß¹⁾, also wird sie wohl auch produktiv sein können. Und wenn man dem entgegenhalten wollte, daß die Jugend doch nur Irrtümer und Halbwahres schaffen könne, so möchte ich darauf erwidern: Glücklicher Mensch, der den Mut hat zu irren; er gleicht dem Krieger, der den Mut hat in den Tod zu gehen; nur von solchen können wir Großes hoffen. Es kommt also gar nicht darauf an, was der Schüler produziert, sondern darauf, daß er produziert. Ob es unreif oder halbreif ist, was thut es? Nur eins verlange man: Frische und Kraft, alles übrige ist unwesentlich und nebensächlich.

Unter diesem Gesichtspunkte sind auch die mündlichen freien Vorträge der Schüler zu betrachten. Greisenhafte Pedantenweisheit hat in den letzten Jahrzehnten sich gegen die Schülervorträge gewendet, und immer heftiger werden sie in der neuesten Zeit bekämpft. Und weshalb? Weil der Schüler in seinen Vorträgen nicht Klassisches, nicht Vollendetes bieten kann und er deshalb seine Zeit auf etwas Besseres verwenden könne, als auf das Auswendiglernen seiner eigenen dürftigen Elaborate. O der herrlichen Weisheit unserer modernen Pädagogik! Gehe doch mit mir hinaus in die Natur, du verblendeter Theoretiker, und öffne die Augen! Da siehst du einen Jungen, einen frischen Natur-

1) Es giebt allerdings heute vielfach schon gelehrte Greise von kaum zwanzig Jahren, von solchen Treibhausgewächsen ist freilich nichts zu hoffen.

burschen, der baut sich ein kleines Haus von Lehm, oder eine Festung von Sand, oder ein Schiff von Weidenholz. Du siehst mit Verachtung auf das plumpe, unvollkommene und nutzlose Erzeugnis, und doch macht das kleine unscheinbare Ding dem Jungen unendlich mehr Freude als der herrlichste griechische Tempel oder deutsche Dom und der größte Amerikadampfer oder das gewaltigste Panzerschiff. Und der Grund? Weil er es selbst geschaffen hat, weil es ihm Gelegenheit gegeben hat zu einem lustigen, freien Spiel seiner Kräfte. Und genau so ist's mit den freien Vorträgen. Was er da vorbringt, mag noch so unbedeutend und in den Augen eines strengen Kunstrichters noch so nichtsnutzig sein, der Schüler freut sich im Augenblicke mehr darüber, als über all die herrlichen Geisteswerke, die ihm von Stunde zu Stunde, einmal in der griechischen, einmal in der lateinischen, einmal in der deutschen, einmal in der französischen u. s. w. vorgeführt werden; denn er kann doch endlich auch einmal seine Kräfte frei spielen lassen, und dieses Gefühl ist für ihn so beglückend, daß dagegen alles andere in den Hintergrund tritt. Und noch eins! Jener Junge, der mit ungeschickten Fingern sein plumpestes Lehmhaus baute, wird vielleicht später einmal ein Baumeister, dessen Meisterwerke die Lehrer späterer Zeiten gleichfalls ihren Schülern vorführen. Wer aber, um einen Ausdruck Bürgers zu gebrauchen, seine Jugend lediglich mit der „Angaffung fremder Geisteswerke“ verbringt, von dem wird die Mitwelt kaum etwas zu erwarten und die Nachwelt sicher nichts zu reden haben. Ich kann es daher nur als eine grobe Verirrung, als den Ausfluß theoretischer Einseitigkeit betrachten, wenn man die freien Vorträge bekämpft oder einschränkt.

Außer diesem allgemeinen Gesichtspunkte kommt hierbei aber noch die praktische Seite dieser Übungen in Betracht. Wir haben endlich in Deutschland zum Heile unserer Sprache eine öffentliche weltliche Beredsamkeit im Parlament und im Gerichtssaal, seit kaum fünfzig Jahren. Wer die Geschichte unserer parlamentarischen Beredsamkeit betrachtet,¹⁾ der staunt über die Unbeholfenheit, mit der anfangs der redeungewohnte Deutsche an die Öffentlichkeit trat. Erst nach und nach gelangt er zur sicheren Beherrschung der freien mündlichen Rede. Und es hat Zeiten in unserem Reichstag gegeben, in denen nächst Bismarck Bebel der beste Redner war. Ist nicht diese Thatsache tief beschämend für unsere Stände der höheren Bildung? Und weiß man denn nicht, daß gerade die

1) Es sei mir gestattet, hier auf meine demnächst erscheinende Schrift: „Die Sprache Bismarcks, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der parlamentarischen Beredsamkeit in Deutschland“ hinzuweisen, wo ich diesen Punkt eingehender behandle.

Sozialdemokratie ihre Redner systematisch schult? Und mag man noch so sehr gegen die „Eloquenz“ und das „Maulheldentum“ eifern, in der Rede liegt etwas Schöpferisches, Hinreißendes, Begeisterndes, das die Massen zwingt, und im politischen Kampfe wird die Partei den Sieg behaupten, welche die besten Redner stellt. Wenn nun auch selbstverständlich für die Schule und deren Organisation derartige politische Gesichtspunkte nicht im entferntesten von Einfluß sein dürfen, so werfen diese Thatfachen doch ein grelles Licht auf die Redefähigkeit der gebildeten und herrschenden Stände. Sollte angesichts solcher Verhältnisse nicht jeder, der nicht in einseitigen Theorien befangen ist, zu der Erkenntnis kommen, daß es dringend notwendig ist, den unendlich langen Bildungsgang der Jugend unserer gebildeten Stände auch dazu auszunutzen, daß sie sich eine größere Fähigkeit, öffentlich zu sprechen, aneigne und mehr Sicherheit und Gewandtheit darin erwerbe als bisher?

Es war eine Herzensfreude für uns zu sehen, daß die Lehrordnung für die sächsischen Gymnasien auf dem Standpunkte dieser Erkenntnis steht. Schon in Untertertia sind leichte Übungen in zusammenhängender Rede, die im wesentlichen Berichte über Privatlektüre sein sollen, anzustellen; diese Übungen im freien Vortrag sind in Obertertia und Untersekunda fortzusetzen, immer im Anschluß an Durchgesprochenes oder Gelesenes, während in Obersekunda die eigentlichen freien Vorträge über gestellte Themata beginnen, die für Unter- und Oberprima in gleicher Weise vorgeschrieben werden. Sieht man aber genauer zu, so findet man, daß der mündliche Profavortrag schon in Sexta seinen Anfang nimmt; denn für Sexta bis Quarta werden Übungen im Nacherzählen, im Vortragen auswendig gelernter Stücke gefordert, und die Bezeichnung Stücke weist darauf hin, daß nicht bloß Gedichte, sondern auch kleine Profastücke vorzutragen sind. Der Ausdruck Deklamation ist bis Quarta mit Recht vermieden und tritt erst in Untertertia auf; der Vortrag der Gedichte in Sexta bis Quarta soll also ein möglichst schlichter und einfacher, kein deklamatorischer sein. Wer die Kindesnatur kennt, wird hierüber lebhaftere Freude empfinden. Zum ersten Male tritt uns hier eine Lehrordnung des deutschen Unterrichts entgegen, in welcher der Pflege des mündlichen Ausdrucks die gleiche Sorgfalt zugewandt wird wie der des schriftlichen, indem von Sexta bis Oberprima die mündlichen Übungen den schriftlichen parallel gehen. Dies ist ein Fortschritt von außerordentlicher Tragweite, das gesprochene Wort wird in unserm tintenklecksenden Säkulum wieder in seine Rechte eingesetzt. Werden diese Übungen künftighin wirklich mit Sorgfalt betrieben, so wird dies auch den schriftlichen Ausdruck in ganz ungeahnter Weise fördern.

Eine Neuerung ist auch die Einführung logisch-rhetorischer Übungen, sowie der Übungen im Protokollieren. Die logisch-rhetorischen Übungen werden sich in den Unter- und Mittelklassen im wesentlichen zu stilistischen Einzelübungen gestalten, wie wir sie in unserer Zeitschrift wiederholt gefordert haben und wie ich sie z. B. in meiner Schrift „Die Lektüre“ systematisch durchgeführt habe. Ohne solche Übungen ist eine sichere Sprachtechnik nicht zu erlangen. Diese logisch-rhetorischen Übungen sind gleichsam die Fingerübungen der Sprachtechnik, die jedoch zugleich einen ganz anderen geistigen Inhalt darbieten als wirkliche Fingerübungen. Wer solche Übungen in der Klasse einmal angestellt hat, der weiß, daß sie den Unterricht ganz außerordentlich beleben, weil die ganze Klasse in Nachdenken, in eine suchende und schaffende Thätigkeit versetzt wird. Und wenn dabei auch einmal Landschaftliches und weniger Gewähltes mit einfließt, so ist das nur ein willkommener Stoff, der sich zur Behandlung darbietet. Namentlich die grammatischen Stunden gewinnen durch solche Übungen, die natürlich immer nur eine kurze Zeit hindurch angestellt werden dürfen, ungemein.

Ebenso erfreulich ist die Vorschrift, daß in Prima Übungen im Protokollieren anzustellen sind, indem die Schüler den Inhalt der freien Vorträge während des Zuhörens sofort in kurzer, knapper Zusammenfassung des Wichtigsten in gutem Deutsch niederschreiben. Da heute jeder Mensch einmal in die Lage kommt, protokollieren zu müssen, so sind diese Übungen schon um ihres praktischen Zweckes willen notwendig; aber sie sind auch zugleich ein treffliches Mittel, die geistige Gewandtheit, Umsicht und Geistesgegenwart des Schülers in überraschender Weise zu fördern. Sie sind nichts anderes als die Extemporalien des deutschen Unterrichts; denn durch sie wird der Schüler genötigt, ohne Vorbereitung und aus dem Stegreif einen kurzen Bericht über Gehörtes zu geben und augenblicklich in gutem Deutsch niederzuschreiben. Ich habe solche Übungen schon immer anstellen lassen und habe gefunden, daß sie den Schülern nicht nur sehr förderlich sind, sondern ihnen auch große Freude machen. Denn alles, was an das Leben draußen erinnert und wie eine Vorbereitung dazu erscheint, fesselt stets die Schüler in besonderer Weise; sie wollen für das Leben lernen, nicht für die Schule.

Es bleibt uns nun noch übrig, einen kurzen Blick auf die Behandlung der Lektüre, Poetik und Literaturgeschichte zu werfen. Die sächsische Lehrordnung schreibt folgendes vor: „Sexta: Besprechung kleiner Gedichte und Prosastücke aus einem Lesebuche, dabei Übungen im richtigen und sinngemäßen Lesen, im Nacherzählen, im Vortragen auswendig gelernter Stücke. — Quinta: Lektüre und an diese sich anschließende Übungen wie in Sexta unter besonderer Rücksichtnahme auf den Geschichts-

unterricht der Quinta. — Quarta: Besprechung ausgewählter Stücke aus einem Lesebuche, vornehmlich längerer erzählender Gedichte, wobei auf eine angemessene Gruppierung des zu Lesenden nach dem Inhalte, den Verfassern, der dichterischen Form u. s. w. Bedacht zu nehmen ist. Im Anschlusse an geeignete Lesestücke Einführung in die deutsche Heldensage. — Untertertia: Besprechung ausgewählter prosaischer und poetischer Musterstücke. Vornehmlich zu berücksichtigen sind Dichtungen aus dem Bereiche der epischen Lyrik (Balladen von Schiller, den schwäbischen Dichtern, Körner u. s. w.). — Obertertia: Lektüre wie in Untertertia; vornehmlich zu behandeln sind schwierigere Balladen und Romanzen, sowie lyrische Dichtungen in kunstvollerer Form, sodann die Dichter der Befreiungskriege, besonders Körner. Das Wichtigste über die verschiedenen Kunstformen der epischen und lyrischen Dichtung, die Versmaße, die hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten des dichterischen Ausdrucks, sowie Biographisches ist im Anschlusse an die Lektüre den Schülern mitzuteilen. — Untersekunda: Lektüre größerer lyrisch-philosophischer Gedichte von Schiller und einzelner geschichtlicher Dramen (Tell, Jungfrau von Orleans, Götz von Berlichingen, Egmont u. s. w.), gelegentlich auch ausgewählter Abschnitte aus klassischen Prosaschriften. Besprechung der Hauptgattungen der Prosa und Dichtung unter Rückblicken auf das bisher Gelesene. — Obersekunda: Überblick über die Entwicklung der deutschen Sprache und Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters. Lektüre ausgewählter Stücke des Nibelungenliedes und einiger Gedichte Walthers von der Vogelweide im Urtext nach vorausgegangener kurzer Einführung in die Anfangsgründe des Mittelhochdeutschen. — Unterprima: Das Wichtigste aus der Litteraturgeschichte von Luther bis auf Klopstock. Eingehende Behandlung von Klopstock und Lessing im Anschlusse an die Lektüre ihrer hauptsächlichsten Werke. Besprechung schwierigerer philosophischer Gedichte, nach Ermessen auch einzelner Abhandlungen oder Dramen von Schiller. — Oberprima: Eingehende Behandlung von Goethes Leben unter Hervorhebung seiner Beziehungen zu Herder, Wieland, Schiller und den Romantikern. Dazu Lektüre und Besprechung der wichtigsten größeren Werke von Goethe, Schiller und mindestens einer Tragödie Shakespeares, nach Befinden auch Behandlung ausgewählter Abschnitte aus Herders Schriften.“ — Hierzu wird noch folgende Bemerkung gegeben: „Wie die grammatische und stilistische Unterweisung sich allenthalben mit einer Auswahl des für die Schüler Fruchtbaren zu begnügen hat, so soll die Erklärung von Schriftwerken sich auf das zum Verständnis Unentbehrliche beschränken. Besonders zu vermeiden ist eine gedehnte, zu sehr beim einzelnen verweilende Behandlung umfangreicherer Dichtungen. In der Regel sind von solchen nur ausgewählte Stellen in der Klasse zu lesen, das Übrige

ist den Schülern zur Privatlektüre aufzugeben und im Unterricht nachträglich zu besprechen. Ein Hauptaugenmerk ist darauf zu richten, daß jede bedeutendere Dichtung nicht nur im einzelnen, sondern auch als Ganzes recht verstanden und genossen wird. In den Unterklassen sind sprachliche Übungen in der Hauptsache nur an Prosa-Stücken vorzunehmen.“

Als ich diese Vorschriften durchlesen hatte, war der erste beglückende Gedanke, der mich ergriff: Endlich einmal eine Lehrordnung, in der Goethes Hermann und Dorothea nicht aufgeführt ist! Nicht daß ich dieses Werk nicht für würdig hielte, gelesen zu werden, im Gegenteil: es ist mir eine der liebsten Dichtungen, die ich im Unterrichte nicht missen möchte, aber es ist doch ein großer Unterschied, ob solch ein Stück in der Lehrordnung steht und infolgedessen Jahr für Jahr mit langweiliger Regelmäßigkeit wiederkehrt, bis es zuletzt die Schüler nahezu anekelt und den Lehrer dazu, oder ob es nach freier Wahl und Neigung mit der einen Klasse gelesen wird, mit der andern nicht. Ich könnte daher den oben ausgesprochenen Gedanken allgemeiner auch so fassen: Endlich einmal eine Lehrordnung, in der nicht bis ins einzelne hinein reglementiert wird! Wechsel und Freiheit in der Lektüre, das ist das Geheimnis, durch das uns die Geisteswerke unserer Dichter und Denker auch im Unterrichte zu wirklichem Genuße gereichen, durch das verhindert wird, daß sie zum bloßen Arbeitsstoffe, zum toten Turngerät für den Geist herabsinken. Warum soll Goethes Hermann und Dorothea nicht auch einmal weggelassen oder ein anderes Mal der Privatlektüre zugewiesen werden? Ein solches zeitweiliges Durchbrechen des altgewohnten Kanons wird sich bald als belebend und fruchtbar für den Unterricht erweisen. Es berührt daher wohlthuend, daß mit Ausnahme einiger Dramen, die für Untersekunda, aber auch nur beispielsweise, angeführt werden (und hier ist die Anführung durch die Schwierigkeit der Wahl und zur Verhütung von Mißgriffen gerechtfertigt), überhaupt bestimmte einzelne Dichterwerke in der Lehrordnung zur Behandlung in den verschiedenen Klassen nicht vorgeschrieben werden. Diese Freiheit in der Bewegung wird dem deutschen Unterrichte zum größten Vorteile gereichen. Warum soll dem Lehrer nicht gestattet sein, Lessings Laokoon in Unterprima einmal wegzulassen und dafür seine heute noch gültigen Ausführungen in der Hamburgischen Dramaturgie eingehend zu behandeln? Gerade gegen die Lektüre des Laokoon sind in jüngster Zeit beachtenswerte Einwendungen von Professor Konrad Lange in Königsberg, dem Sohne des berühmten Leipziger Philologen, in seiner vortrefflichen Schrift: „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend“ gemacht worden, da die darin vorgetragenen Kunstanschauungen Lessings heute nicht mehr gültig seien. Wir können jedoch hier nicht auf einzelnes eingehen; das Gesagte

genügt, um die Freiheit in der Wahl der Lektüre in das rechte Licht zu stellen.

Ein zweiter großer Vorzug des angeführten Lehrganges liegt in der Klarheit und Sicherheit, mit der für Obersekunda die Behandlung der Sprachgeschichte und des Mittelhochdeutschen festgesetzt ist. Ein Überblick über die Entwicklung der deutschen Sprache ist eine unbedingte Notwendigkeit für die Schüler unserer höheren Lehranstalten. Noch immer herrschen heute gerade in den Kreisen der Gebildeten über das Wesen und Leben der Sprache mit geringen Ausnahmen unrichtige Anschauungen, die den gesicherten Ergebnissen der modernen Sprachwissenschaft geradezu ins Gesicht schlagen. Es wird hohe Zeit, daß nun endlich von der Schule aus durch einen kurzen zusammenhängenden Überblick über die Sprachgeschichte eine Besserung dieser Zustände angebahnt wird. Die Forderung der sächsischen Lehrordnung wird nach dieser Richtung hin Wandel schaffen, und auch die preussische Lehrordnung schreibt ja erfreulicherweise „sprachgeschichtliche Belehrungen durch typische Beispiele“ vor. Diese neuen Bestimmungen werden hoffentlich auch dazu beitragen, daß weitverbreitete Lehrbücher der Literaturgeschichte, die in Bezug auf die Sprachgeschichte ganz Veraltetes bieten und auch in Bezug auf die Literaturgeschichte nicht auf der Höhe der Wissenschaft stehen, endlich aus unseren höheren Schulen verschwinden. Zu erfreulichem Gegensatz zu der preussischen Bestimmung, daß das Nibelungenlied gelesen werden soll „unter Mitteilung von Proben aus dem Urtext, die vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind“, steht die Forderung der sächsischen Lehrordnung: „Lektüre ausgewählter Stücke des Nibelungenliedes und einiger Gedichte Walthers von der Vogelweide im Urtext nach vorausgegangener kurzer Einführung in die Anfangsgründe des Mittelhochdeutschen“. Das ist klipp und klar, jeder Zweifel ist ausgeschlossen. Zahllose Anfragen sind aus Preußen an uns gekommen, die durch unsere Zeitschrift festgestellt wissen möchten, wie die angeführte preussische Bestimmung zu verstehen und auszuführen sei.¹⁾ Noch in jüngster Zeit wandte sich ein preussischer Buchhändler an mich mit der Bitte um Beurteilung eines Unternehmens, das darin bestand, daß mehrere preussische Gymnasiallehrer eine Reihe von Übersetzungen mittelhochdeutscher Werke für den Schulgebrauch schaffen sollten. Das Unternehmen war damit begründet, daß auch künftighin nach der neuen

1) Diesem Wunsche können wir gern entgegen. Nach den großen Ferien wird ein Aufsatz von G. Böttcher in Berlin, dessen Thesen soeben einstimmig von der germanistischen Sektion des Philologentages zu Wien angenommen worden sind, in unserer Zeitschrift veröffentlicht werden, der diese Frage eingehend behandelt.

preussischen Lehrordnung den Schülern nur die Übersetzung in die Hand zu geben sei! Ich führe diese Beispiele an, um daran die große Verwirrung zu verdeutlichen, die von jener Bestimmung ausgeht. Außerdem zeichnet sich hier die sächsische Lehrordnung aber auch noch dadurch aus, daß sie neben das Nibelungenlied Walthar von der Vogelweide stellt. In der That darf Walthar von der Vogelweide heute unter den zu lesenden Schulschriftstellern nicht mehr fehlen. Walthar und Goethe sind die beiden Gipfel der deutschen Lyrik, sie stellen die höchste und reinste Entfaltung des deutschen Geistes und des deutschen Gemütes dar. Und wie man es nicht verantworten könnte, Goethe nur nebenbei zu behandeln, so wäre es ebenso verfehlt, Walthar nur eine flüchtige literaturgeschichtliche Erwähnung zuteil werden zu lassen. Bei der großen Schwierigkeit, welche die Lektüre eines mittelhochdeutschen Dichters bietet, wird man sich freilich nur mit einigen Gedichten im Urtext begnügen müssen, das Übrige kann man aber getrost unter Heranziehung einer Übersetzung geben.¹⁾

Die Unterprima wird durch Klopstock und Lessing beherrscht, daneben tritt nach Ermessen auch Schiller auf. Wir billigen vollständig das Bestreben der Lehrordnung, allen überflüssigen Ballast, der leider noch vielfach in unsern Schulen gerade in der Literaturgeschichte fortgeschleppt wird, auszuscheiden und ein zerstreundes Vielerlei entschieden zu vermeiden. Das ist ein Grundsatz, für den wir von jeher gekämpft haben. Doch sähen wir Luthers Persönlichkeit gern noch stärker betont; zweifellos genügt es, wenn er der Literaturgeschichte zugewiesen wird; denn die Literaturgeschichte wird sich ja doch auf eingehende Proben aus seinen Werken stützen, außerdem beschäftigt sich ja auch der Religionsunterricht fortgesetzt mit Luthers Sprache, aber ich wünschte doch, daß die Lehrordnung etwa den Satz enthielte: Lektüre wenigstens einer Schrift Luthers. Gänzlich und schmerzlich aber vermisse ich Herder. Daß in Oberprima nach Befinden auch Behandlung ausgewählter Abschnitte aus Herders Schriften eintreten kann, kann kaum als genügender Ersatz dafür gelten, daß er in Unterprima weggelassen wird. Herder wird man wohl am besten unmittelbar auf Lessing folgen lassen, er müßte also in das letzte Vierteljahr der Unterprima oder in das erste der Oberprima gestellt werden. Wenn man Lessings Laokoon liest, so muß man auch Herders Ergänzung und Berichtigung des Laokoon und des Lessingschen Standpunktes anfügen; wenn man Lessings Abhandlungen

1) Es sei hier auf Prof. Kinzels treffliche Waltherauswahl im Urtext mit danebengestellter Übersetzung verwiesen (in Böttichers und Kinzels Denkmälern), die wie geschaffen für den angeführten Zweck ist.

über die Fabel, über das Epigramm oder Abschnitte aus den Litteraturbriefen durchnimmt, so gehört notwendig dazu auch das, was Herder so treffend dagegen eingewendet und wodurch er Lessings Theorien durchgängig richtig gestellt hat. Wir entlassen sonst den Schüler mit falschen Vorstellungen. Herder sollte also unserem Ermessen nach in den eisernen Bestand der Gymnasiallektüre eingereiht werden.¹⁾

Als ein sehr glücklicher Gedanke erscheint es uns, in den Mittelpunkt der für Oberprima gebotenen litteraturgeschichtlichen Betrachtung Goethes Person zu stellen; die Litteraturgeschichte von Klopstock bis zu Goethes Tode soll in einer eingehenden Behandlung von Goethes Leben unter Hervorhebung seiner Beziehungen zu Herder, Wieland, Schiller und den Romantikern bestehen. Wir glauben, daß durch eine solche Behandlung der ganze Stoff nicht nur wirkliches Leben gewinnen wird, sondern daß dadurch auch einem Abirren auf unfruchtbare Nebenbetrachtungen oder in leere Abstraktionen vorgebeugt wird. In der Lektüre teilen sich hier mit Recht Goethe und Schiller in die Herrschaft; daß daneben auch Shakespeare zu seinem Rechte kommt, der ja in der Schlegel-Tieck'schen Übersetzung geradezu ein deutscher Klassiker geworden, ist hoch erfreulich. Dagegen vermißt man eine Berücksichtigung der neueren nachgoethischen Dichter, die z. B. in den preussischen Lehrplänen enthalten ist. Wenn es auch nach der neuen Lehrordnung jedem unbenommen ist, bei der Auswahl der Deklamation oder der Privatlektüre zuweilen auch zu neueren Dichtern zu greifen, so wäre doch ein ausdrücklicher Hinweis der Lehrordnung, daß dies mitunter zu geschehen habe, von großem Wert gewesen.

Damit die nötige Übereinstimmung und festgefügte Ordnung in dem Betriebe des deutschen Unterrichts herrsche, wird endlich noch vorgeschrieben, daß an jeder Anstalt ein eingehender Lehrplan für die Unter- und Mittelklassen vorhanden sein müsse, der einen Kanon der jedenfalls zu behandelnden und auswendig zu lernenden Gedichte zu enthalten, sodann die Lehraufgaben der einzelnen Klassen genauer zu bestimmen und abzugrenzen habe. Auch sei zu wünschen, daß dieser Lehrplan Winke für die deutsche Privatlektüre gebe.

1) Allerdings fügen sich Lessing, Goethe und Schiller dem gymnasialen Standpunkte besser ein als Herder, der das „verwünschte Wort klassisch“ bekämpfte. Für das Realgymnasium aber, das zum großen Teile in Herderschen Gedanken wurzelt, ist er ganz unentbehrlich. Seine Entdeckung des Volksliedes, der nationalen Poesie, sein Eintreten für den deutschen Standpunkt und die sittliche Wirkung der Kunst, seine Würdigung der Litteraturen aller Völker, die dadurch angebahnten Studien der modernen Sprachen und die daraus entstehende deutsche Übersetzungs- und Weltlitteratur u. s. w. machen ihn zu dem eigentlichen Ausgangspunkte der modernen Bewegungen auf nationalem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete.

Mit dem von uns oben dargelegten parallelen Aufbau der mündlichen und schriftlichen Übungen scheint es in Widerspruch zu stehen, daß in der Reifeprüfung zwar ein deutscher Aufsatz gefordert, dagegen auf die mündliche Prüfung im Deutschen Verzicht geleistet wird (S. 67), allerdings unter dem Zusätze, daß der Königliche Kommissar ermächtigt ist, für alle Prüflinge oder einzelne derselben ausnahmsweise auch eine kurze Prüfung im Deutschen anzuordnen, wenn er dies für geboten erachtet. Aber dieser Widerspruch ist doch nur ein scheinbarer, denn da in der mündlichen Prüfung in allen Fächern deutsch gesprochen wird, so ist genügende Gelegenheit gegeben, den mündlichen Ausdruck der Schüler zu beobachten. Etwas anderes ist es aber, ob man auch auf eine Prüfung in Sprach- und Litteraturgeschichte verzichten soll. Ich glaube, daß man über die Wirkung dieser Einrichtung heute noch kein Urteil abgeben kann, man wird erst einige Jahre hindurch die Erfahrungen abwarten müssen, die damit gemacht werden. Mir persönlich ist jeder Wegfall einer Prüfung ein Schritt zum besseren; denn wir leiden an einem Uebermaß an Prüfungen, das nur dazu dient, die, welche über ihr Wissen am schnellsten und schlagfertigsten verfügen (und das sind nicht immer die tiefen und denkenden Geister), nach oben zu spülen. Eine andere Frage ist es aber, ob das Fach in den Augen der Schüler nicht darunter leidet. Wenn man darauf hinkommt, auch die mündliche Prüfung in Mathematik wegfällen zu lassen, sodaß sich die mündliche Prüfung außer auf Religion und Geschichte (wo keine schriftlichen Arbeiten vorliegen) nur auf die fremden Sprachen erstreckt, wo ja die Aussprache und mündliche Beherrschung geprüft werden muß: so kann man sich mit dem Wegfall der mündlichen Prüfung im Deutschen gewiß einverstanden erklären.

Drei Wünsche sind es also vornehmlich, die bei Betrachtung der neuen sächsischen Lehrordnung in uns aufgestiegen sind und deren Erfüllung wir von der Zukunft hoffen: die Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den drei Mittelklassen um je eine Stunde, die Aufnahme Herders in den eisernen Bestand der Massenlektüre und einen Hinweis auf Berücksichtigung der neueren Dichter. Im ganzen aber muß der vorgeschriebene Lehrgang, der mit feinem Takte den vorhandenen Bedürfnissen und den Forderungen der neueren Wissenschaft in gleicher Weise gerecht wird, als ein erfreulicher und entschiedener Fortschritt bezeichnet werden auf der Bahn, die zur endlichen Befreiung und Vollendung unseres innersten deutschen Denkens und Fühlens, Lebens und Schaffens führt.

Sprechzimmer.

1.

Zu Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“.

1. Als von der Holz den alten Kottwitz fragt, ob er den Feldmarschall Dörfling aufgefunden habe, wirft der Gefragte mit barschem Humor die Antwort (II, 1, 26 flg.) hin, daß er jenen vergebens gesucht habe.

von der Holz: „Hast du den Marschall Dörfling aufgefunden?“

Kottwitz: „Zum Henker, nein! Was denkt die Excellenz?“

Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke . . .?“

Zu dem letzten Verse macht Bolling (Kleists Werke III, S. 308), dem Zürn in seiner Ausgabe gefolgt ist, folgende Bemerkung: „Die Gradation der Schnelligkeit hat Kleist wohl der ursprünglichen Faustscene des Puppentheaters entnommen. Vergl. Lessings Faust; Fr. Liechtensteins Nachweis in der Zeitschrift für österr. Gymnasien 1879, S. 925“. Den Liechtensteinschen Nachweis selbst kann ich augenblicklich nicht zu Gesicht bekommen; aber es erhellt aus den Andeutungen Bollings und Zürns zur Genüge, daß der Nachweis in folgendem besteht: In dem von Lessing (im 17. Litteraturbriefe) mitgetheilten Faustfragmente verlangt Faust den schnellsten Geist der Hölle zur Bedienung. Er macht die Beschwörung; sieben Geister erscheinen. Auf Fausts Frage: „Wie schnell bist du?“ antwortet der zweite Geist: „Wie die Pfeile der Pest“; der dritte: „Mich tragen die Flügel der Winde“; der fünfte: „So schnell als die Gedanken der Menschen“. Daß die Gradation an der letztgenannten Stelle große Ähnlichkeit mit der Kleistschen Klimax hat, ist unverkennbar; trotzdem glaube ich, daß die Liechtensteinsche Vermutung die Probe nicht bestehen kann; vielmehr liegt hier, soweit ich sehe, unzweifelhaft eine der bei Kleist gar nicht ungewöhnlichen Reminiscenzen aus Shakespeare vor. In Heinrich IV., 2. Th. IV, 3 (vergl. den im Jahre 1800 erschienenen VI. Band der Schlegelschen Übersetzung) fragt Prinz Johann:

„Nun, Falstaff, wo wart Ihr die ganze Zeit? . . .“

worauf der dicke Sir John antwortet:

„Haltet Ihr mich für eine Schwalbe, einen Pfeil oder eine Kanonentugel? Habe ich . . . die Schnelligkeit des Gedankens?“

Überhaupt scheint mir der Einfluß Shakespeares auf H. v. Kleist noch größer gewesen zu sein, als man gewöhnlich annimmt; Stellen von der Art der vorliegenden, wo die Verwandtschaft offenkundig ist, näher zu beleuchten, liegt nicht in meiner Absicht; nur darauf möchte ich aufmerksam machen, daß ein Teil dessen, was man bisher allgemein für

Kleist'sche Eigenart ansah, nach meinem Empfinden auf Shakespeareschen Einfluß zurückzuführen ist. Ich beschränke mich vorläufig auf ein Beispiel. Prinz von Homb. III, 5, 25 flg. heißt es:

„Und der die Zukunft auf des Lebens Gipfel
Heut wie ein Feenreich noch überschaut,
Liegt in zwei engen Brettern duftend morgen...“

Zu dem „widerwärtigen“ duftend bemerkt Weismann, daß jenes Wort „zum leidenschaftlichen Ausdruck der ganzen Scene passe und uns noch eine Spur von der Wildheit des Dichters zeige, wie sie sich in den früheren Dramen in dem plötzlichen Überspringen vom Erhabenen zum Häßlichen kundgebe“; Bürn sieht in der Anwendung des Wortes den Beweis, daß der Dichter „auch das Häßliche und Widerliche nicht verschmähe, wenn es nur die von ihm beabsichtigte Wirkung hervorbringe“. Beide Erklärungen stützen sich auf ein und dieselbe Eigenschaft des Dichters, auf jene Eigenschaft, die Scherer (L. = G. S. 691) als „wilde, vor nichts zurückschreckende Energie“ bezeichnet. Woher aber diese „wilde Energie“, oder genauer: woher die Art, wie sie sich äußert? Ob nicht die Lektüre Shakespeares hierbei von Einfluß gewesen ist? Man sollte es glauben; wenigstens legen folgende Stellen den Gedanken an Shakespearischen Realismus nahe.

Shakesp. Heint. VI. I. II. IV, 7:

„Er, den du ausstaffierst mit all den Titeln,
Liegt stinkend und verwesend dir zu Füßen.“

Maß f. Maß III, 1:

„Sterben ist entsehrlich!
... sterben, wer weiß, wohin,
Daliegen, kalt, eng eingesperrt, und faulen;
Dies lebenswarme, fühlende Bewegen
Verschrumpft zum Kloss!“

2. IV, 1, 77 klagt Natalie:

„Ach, welch ein Heldenherz hast du geknickt!“

Weismann bemerkt zu „geknickt“: „Ein gewagtes Bild“, und Bürn überbietet seinen Vorgänger noch in der Verurteilung. Nach meinem Dafürhalten ist der Kleist'sche Ausdruck „ein Herz knicken“ nicht so gewagt, wie man bei flüchtiger Betrachtung anzunehmen geneigt ist. Gehen wir aus vom Verb „knicken“, das ja in erster Linie angegriffen wird! Dieses Verb deutet auf ein (mit feinem Laute verbundenes) Brechen von Pflanzen hin, also auf eine Erscheinung, die der botanischen Welt angehört; nun wird aber auch das Wort „Herz“ in der Botanik gebraucht; dort bezeichnet man mit demselben (nach Sanders Wtb. I, S. 753) zunächst das „Mark, den Kern von Pflanzen, auch

das Kernholz in Bäumen, im Gegensatz des Splints; ferner bei Pflanzen, namentlich solchen, deren Blätter sich zu einem Haupt vereinigen, die inneren zarten Blätter“. Diese beiden (schon an sich uneigentlichen) Bedeutungen des Wortes „Herz“ werden auch tropisch verwertet; so sagt Schiller, Teil II, 2, 161 flg. „Das Herz (= der Kern) ist hier des ganzen Volkes, die Besten sind zugegen“, und aus Goethe führt Sanders an: „Der Knaben- und Jünglingspflanze war das Herz ausgebrochen“ (vergl. auch Schiller, Don Carlos IV, 21: „Das Herz der zarten Götterblume“). Will man nun die zuletzt gekennzeichnete bildliche Anwendung des Wortes „Herz“ gelten lassen, so darf man auch das Kleist'sche Bild nicht allzu schroff verurteilen, besonders deshalb nicht, da zu bedenken ist, daß die Sprecherin (Natalie) kurz vorher (S. 11) ihren Geliebten mit einer Blume verglichen hat. Demnach könnte man den oben angeführten Vers umschreiben: „Ach, welcher Heldenblume Herz hast du geknickt!“ — Daß das Bild „geknicktes Herz“ unserer Litteratur nicht ganz fremd ist, beweist Fr. Reuter, Stromtid I. Teil, Kap. 8 a. E.: „Sawermann stunn an't ap'ne Finster un tek in de Nacht herin, in grad' so 'ne dunstige Nacht, as 't dunn was, as sin Hart för ümmer en Knick kregen hadd“.

Warendorf.

Dr. Heumel.

2.

Zu der Redensart „so ful kumpelmenten sitten as de ko ful muskaten“, Ztschr. V, 151, 645, 778.

Ztschr. V, 151 führt C. Müller aus Dirksen, Ostfries. Sprichw., an: „so ful kumpelmenten sitten as de ko ful muskaten, oder: üss denn Buck voll köffels“ und bemerkt dazu: Da nun köffel das einzelne feste Stück der Ausscheidung ist, kann Muscate sehr wohl etwas Ähnliches bedeuten. Diese Vermutung, welcher Söhns. Ztschr. V, 646 und Sprenger, V, 779 andere Erklärungsversuche gegenüberstellen, wird durch die folgende Stelle in Fischarts Bienentorb bestätigt, welche in den Ausgaben von 1588 und den folgenden auf Bl. 163 b zu finden ist:

Vnd weil Christus seinen Jüngern, als er auffahren wolt, den Heyligen Geist gab, vnd sie anbließ: darumb so müssen die Bischoffe vnd Suffraganei oder Weibischoff, wann sie Pfaffen giessen, sie auch anblasen. Dann mit disem Wind, werden die Pfaffen so voll H. Geystes, als ein Kue voll wolriechender Muscaten.

Das scherzhafte Beiwort „wolriechender“ läßt keinen Zweifel darüber, daß Muscaten in dem von Müller angedeuteten Sinne zu nehmen ist. Dieselbe Bedeutung hat das Wort offenbar auch in der folgenden Redensart, welche Simrock in seinen Deutschen Sprichwörtern (Frankf. 1846,

Nr. 7109) anführt: Er riecht nach Moschus, wie der Teufel nach Muscaten.

Die Entstehung des Ausdrucks bleibt übrigens noch zu erklären. Vielleicht ist derselbe durch eine äußere Ähnlichkeit des fraglichen Objectes mit der von Sprenger S. 779 a. a. O. erwähnten Speise veranlaßt, so daß „Muscate“ eine ähnliche Bezeichnung wäre wie „Ruhladen“ u. dergl. In der Redensart „Das ist der Ruh Muscate“ mag das Wort Muscate dieselbe Bedeutung haben. Dagegen ist diese Deutung wohl nicht zulässig für die Redensart „Was nützt der Ruh Muscate, sie frißt nur Haberstroh“.

München.

Anton Englert.

3.

Zu der Erklärung der Stelle:

Wo edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

(Jungfr. v. D. I, 2.)

Die Konjektur von Sandens, Btschr. VI, 61, wonach *feine* zu setzen und als altertümliche Adverbialform aufzufassen wäre, will mir gar nicht einleuchten. Ich kann nicht annehmen, daß Schiller an diese abgeschmackte Form gedacht haben sollte. Es wird sich auch sicher kein analoger Ausdruck bei Schiller finden lassen.

„Alles Feine“ bedeutet offenbar soviel wie „alles Heikle“. Schiller will sagen, daß die Frauen gerade in den heikelsten Angelegenheiten ihren vermittelnden Einfluß geltend machten. Ich kann absolut nicht finden, daß „alles Feine“ bloß soviel heißen könne wie „nur alles Feine“, und daß also König Karl den Frauen mit den betreffenden Worten ein geringes Lob spende. Wenn ich z. B. sage: „Der Schüler N. hat alle schwierigen Stellen eines Exerzitiums gewandt übersetzt“, so ist doch damit nicht gesagt, daß derselbe nur die schwierigen Stellen, nicht aber die weniger schwierigen gewandt übersetzte.

München.

Anton Englert.

4.

Zu Btschr. 6, 841.

Rosenburg hat nach meiner Ansicht das Richtige getroffen, wenn er den „Blick der Weihe“ in Lenaus „Werbung“ als (dem Verderben) Weihenden Blick deutet; dagegen ist die zweite Erklärung auch aus sprachlichen Gründen nicht annehmbar. Es müßte dann, wenigstens nach meinem Gefühl, „mit dem Blick der Weihe“ heißen. Übrigens möchte ich vermuten, daß Lenau als Österreicher den *falco milvus* mit „der Weih“ bezeichnete. Ich schließe dies, abgesehen von Schmeller, Bair. Wb. II², 825, aus dem Umstande, daß mhd. wie immer Maskulinum ist. Selbst

Luther sagt noch (5. Mos. 14, 13) der Weihe¹⁾. Mnd. wie ist dagegen Femininum. Ich glaube daher, daß „die Weihe“ erst aus dem Niederdeutschen in die hochdeutsche Schriftsprache eingebracht ist. So ist „die Rabe“ ebenfalls aus dem Niederdeutschen, wenn auch nicht in die Schriftsprache, so doch in die hochdeutsche Umgangssprache mancher Gegenden übergegangen.

Northheim.

R. Sprenger.

5.

Zu Ztschr. 6, 848.

Allerdings finde ich auch in Weizmanns Schulausgabe des Herzog Ernst, Ausg. v. 1874 (eine andere habe ich nie benutzt) S. XVI der Einleitung auf die Stelle Wipos verwiesen, aber meine Bemerkung enthält doch insofern etwas neues, als sie die Bibelstelle feststellt, welche, wie ich annehme, Uhlend selbst deutlich im Gedächtnisse war. Im Text zu B. 881 finde ich keine Andeutung davon.

Northheim.

R. Sprenger.

6.

„In Sachsen, wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen.“

Ein Aufsatz in der Weser-Zeitung (Mittwoch 7. Oktober 1891, Mittagsausgabe) erinnert mich an einen Kinderreim aus Quedlinburg, der meines Wissens noch nicht aufgezeichnet ist. Er lautet:

Ich bin der Herr von Siren-Sagen,
Wo die schönen Mädchen wachsen.
Hätt' ich dran gedacht,
Hätt' ich Nu... eine mitgebracht.

Der Verfasser des Aufsatzes will die bekannte Redensart der Überschrift auf die Elfen beziehen, die „auf Bäumen ihren Sitz haben.“ Ich glaube, daß sie vielmehr auf die uralte Sage vom Ursprunge der Menschen aus Steinen und Bäumen zurückgeht. Sie erinnert an die Stelle aus G. Kollenhagens Froschmenseler, 1. Teil, II. Kapitel (Goedekes Ausg. S. 5).

Von Brüseldiebs, des meusekönigs sons, kundschaft mit dem froschkönig

Da Aschanes mit seinen Sachsen
Aus dem Harzfelsen ist gewachsen,
War mitten in dem grünen wald
Ein springends brünlein süß und kalt,
Das an dem Falckenstein her floss.²⁾

1) Vergl. auch Schiller, Tell III, 1: „Wie im Reich der Lüfte König ist der Weih.“

2) Zur Berichtigung von Goedekes Angabe bemerke ich, daß Falkenstein keine Ortschaft, sondern das noch wohlerhaltene Bergschloß im Sellenthal bei Weisdorf, jetzt im Besitze der Grafen von der Asseburg, ist.

Vergl. darüber Grimm, Deutsche Mythol. S. 537. Bei Sachsen denkt man in meiner Heimat an Obersachsen, das jetzige Königreich, aus der Stelle des Froschmeuseler ergibt sich aber, daß an Niedersachsen zu denken ist. Wenn a. a. O. gefragt wird, weshalb sich die Redensart gerade an Sachsen geknüpft hat, so glaube ich, daß der Reim Sachsen: wachsen dazu beigetragen hat. Bewußt war man sich des der Redensart zu Grunde liegenden Mythos schon zu Kollenhagens Zeit nicht mehr.

In derselben Zeitung (Mittagsausg. v. 8. Oktober) wird auch meine Ableitung von „entriüsten“ vom niederd. rusten, ruhen, ohne Angabe der Quelle, mitgeteilt. Wenn der Verfasser zum Beleg für die Rüste eine Strophe aus Geibel mitteilt, worin es heißt

„Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß gar wohl warum,
Die Lippe, die mich küßte,
Ist worden kalt und stumm.“

so ist dazu zu bemerken, daß Geibel dabei die bekannte Wendung „Die Sonne geht zur Rüste (Ruhe)“ im Sinne gelegen hat.

Northheim.

R. Sprenger.

7.

Zur Sage vom Blaumäntelchen.

In einem Vortrage im Wismarschen Gewerbeverein behandelte ich die guten Hausgeister der Niederdeutschen (vergl. Zeitschrift VII, 2).¹⁾ Dazu wird aus Warnemünde, dem Seehafen Rostocks, folgendes geschrieben: „Vielen unbekannt wird die Thatsache sein, daß auch hier ein recht sichtbares Stück der Sage vom Blaumäntelchen vorhanden ist. Nur ist in diesem Falle das sagenhafte Wesen eine weibliche Erscheinung, die den Namen Blaumantelch oder Blaumäntelch führt. Auf einem Granitblock der Westmole wurde uns vor längerer Zeit eine von der Natur eingravierte menschenähnliche Figur gezeigt, deren äußere Umrisse durch Linien und Rillen von bläulicher Färbung gekennzeichnet waren. Allerdings gehört einige Phantasie dazu, um aus diesen Linien, die ziemlich regellos die Oberfläche des Steines durchziehen, die Umrisse einer weiblichen Gestalt zu erkennen, aber bei näherem Hinschauen findet man schon eine gewisse Ähnlichkeit heraus. Wie man dazu gekommen ist, derselben die oben angeführte Bezeichnung beizulegen, dafür muß man den Grund in der bei Warnemünde verbreiteten Sage vom Blaumäntelchen suchen. Die Lokalsage wird hier mit dem allgemein verbreiteten Nixenmotiv zusammengeschmolzen sein, wobei die Nixe den Namen ihres sagenhaften Vatters erhielt. Die sogen. Blaumantelch soll

1) Petermännchen, Chimmelen, Wolterken und Hübese als gute Hausgeister.

ehedem ein junges Mädchen gewesen sein, welches heftig an unglücklicher Liebe laborierte, was eine weitere Variation ergiebt." Hier fällt die Sage mit der vom Bleichermädchen zusammen, das sich wegen unglücklicher Liebe ertränkte. Noch heute läuten hier in Wismar jeden Dienstag Abend von 7 bis 7¼ Uhr die Glocken einer Kirche, und die Leute sagen dann: „Dat 's dat Bleikermäten“. Darüber ein anderes Mal.

Wismar i. M.

D. Glöde.

8.

Ein hochdeutsches Volkslied aus Mecklenburg.

- | | |
|---|--|
| <p>1. Ein Fähnrich zog im Kriege
fidebumsfallera, juchheirassa.
Ein Fähnrich zog im Kriege,
wer weiß, kehrt er zurück,
wer weiß, kehrt er zurück.</p> <p>2. Er liebt ein schwarzbraunes Mädchen
fidebumsfallera, juchheirassa.
Er liebt ein schwarzbraunes Mädchen,
sie war so wunderschön,
sie war so wunderschön.</p> <p>3. Sie stieg auf hohem Berge
fidebumsfallera, juchheirassa.
Sie stieg auf hohem Berge
und schaute tief ins Thal
und schaute tief ins Thal.</p> <p>4. Einen Fähnrich sah sie kommen
fidebumsfallera, juchheirassa.
Einen Fähnrich sah sie kommen,
er war mit Blut so rot,
er war mit Blut so rot.</p> <p>5. Ach Fähnrich, liebster Fähnrich
fidebumsfallera, juchheirassa.
Ach Fähnrich, liebster Fähnrich,
was bringst du neues mir?
was bringst du neues mir?</p> <p>6. Die Neuheit, die ich bringe
fidebumsfallera, juchheirassa.
Die Neuheit, die ich bringe,
macht dir die Auglein rot,
macht dir die Auglein rot.</p> | <p>7. Dein Fähnrich ist erschossen
fidebumsfallera, juchheirassa.
Dein Fähnrich ist erschossen
mit Pulver und mit Blei,
mit Pulver und mit Blei.</p> <p>8. Ich hab ihn sehn begraben
fidebumsfallera, juchheirassa.
Ich hab ihn sehn begraben
von vieren Offizier,
von vieren Offizier.</p> <p>9. Der erste trug seinen Säbel
fidebumsfallera, juchheirassa.
Der erste trug seinen Säbel,
Der zweite sein Pistol,
Der zweite sein Pistol.</p> <p>10. Der dritte trug seinen Küras
fidebumsfallera, juchheirassa.
Der dritte trug seinen Küras,
Der vierte seine Kron,
Der vierte seine Kron.</p> <p>11. Dort droben auf hohem Berge
fidebumsfallera, juchheirassa.
Dort droben auf hohem Berge
singt eine Nachtigall,
singt eine Nachtigall.</p> <p>12. Sie singt dem Fähnrich zu Ehren
fidebumsfallera, juchheirassa.
Sie singt dem Fähnrich zu Ehren
für seine Tapferkeit,
für seine Tapferkeit.</p> |
|---|--|

Es mag den Fachgenossen interessant sein, zu erfahren, wie sich ein Lied im Munde des Volkes ändert. In dieser Fassung wird es in der Gegend von Neukloster in Mecklenburg nach langjamer, feierlicher Melodie gesungen.

Wismar i. M.

D. Glöde.

9.

Ein meklenburgischer Freibrief.

In der Wismarschen Zeitung vom 11. November 1892 ist eine fast hundert Jahre alte Urkunde abgedruckt, die sich in Rostock unter alten Familienpapieren gefunden hat. Es ist ein Freibrief, der die Aufhebung der Leibeigenschaft für eine Familie bezeugt. Das Schriftstück hat folgenden Inhalt:

Wenn der hiesige Guts=Unterthan, Namens Alexander Baas bey uns, als derzeitige Besizern der Güter Alten et Neuen=Sammit darum angesucht, ihn seiner Leibeigenschaft zu entlassen, wir aber in Hinsicht seines stebten Wohlverhaltens, diesem Gesuch zu deferiren kein Bedenken gefunden haben; So bekennen wir hierdurch für uns und unsere Erben, auch Successores im Guth, daß wir, genannten Alexander Baas seiner bisherigen Leibeigenschaft, womit er den Gütern Alten et Neuen=Sammit verhaftet gewesen, gänzlich entlassen haben wollen. Wie wir dann denselben sowohl für seine Person, als seine künftigen Leibes=Erben, von allen den Pflichten, welche ihnen, als geborenen Unterthanen, und Leibeigenen der Güter Alten et Neuen=Sammit, nach Landes=Gesetz und Gewonheit, obliegen, hiermit freysprechen, und loszälen, mithin ihnen auch aller der, einem freygeborenem Menschen zustehenden Rechten, theilhaftig erklären, und sie, von nun an steds als solche anzusehen versprechen. Urkundlich haben wir diesen Freyhheitsbrief, eigenhändig unterschrieben und besiegelt. So geschehen

Sammit, d. 10. Debr. 1793.

Christian Ullerich v. Welzien.

Hans Fridrich von Welzien.

C. L. von Welzien.

Neben jedem Namen steht ein Siegel.

Wismar i. M.

D. Glöde.

10.

Zum Stangenreiter.

Herr Regierungsrat von Egger in Wien schreibt mir über die Entstehung des Ausdrucks Stangenreiter wie folgt: „Im Vormärz (vor 1848) veröffentlichten die österreichischen Gymnasien statt der jetzt üblichen Programme Namenverzeichnisse der Schüler, Kataloge genannt, in lateinischer Sprache mit den Noten in den einzelnen Gegenständen. Die Notenskala war: prima cum eminentia (noch jetzt erste Klasse mit Vorzug), accedens ad eminentiam (dem jetzigen lobenswert entsprechend), prima und secunda (noch jetzt erste und zweite Fortgangsklasse, letztere

hat die Wiederholung der Klasse zur Folge). Das einfache „prima“ wurde in den Rubriken der Kataloge mit der Ziffer 1 bezeichnet. Hatte nun ein Schüler in allen Gegenständen (auch in Sitten) nur die Note 1, so ergaben sich im Kataloge eine Reihe von „Stangen“ und wir nannten ihn Stangenreiter.“

Der Vergleich der 1 mit der Stange ist allerdings sehr naheliegend, aber wie kam man zu dem Ausdruck Stangenreiter? Herr Otto Raesberger denkt an den Stangenreiter bei Holzfahren. Dieser ist mir allerdings auch bekannt, ebenso die Thatsache, daß in der Volkssprache vieler Gegenden reiten und fahren nicht unterschieden wird, aber die Stange, auf der jener Gehilfe des Fuhrmanns für gewöhnlich sitzt, schleift auf dem Boden nach, sie ist nicht aufragend, und ich meine, nur mit einer aufragenden Stange könne jene 1 des Kataloges verglichen werden. Ob die Striche, mit denen in Ulm die Fehler am Rande der Arbeiten bezeichnet werden, wagrechte oder lotrechte sind, weiß ich nicht; sind sie lotrecht, dann können auch sie den Anlaß zur Bezeichnung in jener Gegend gegeben haben. Aber auch dort ist jedenfalls an eine aufragende Stange gedacht worden; vielleicht gab es auch in Ulm, wo ja die Donauschiffahrt beginnt, einen mit der Sondirstange das Fahrwasser prüfenden Stangenreiter.

Was den Ausdruck „bei der Stange bleiben“ betrifft, so hat die Erklärung Raesbergers viel für sich. Ist aber, wie Borchardt meint, an die Klinge des Fechters zu denken, so möchte ich wohl daran erinnern, daß man beim Stoßfechten stets Klinge an Klinge bleiben, mit der Waffe des Gegners Fühlung behalten muß. So soll man auch im Wortgefechte nicht die Fühlung mit dem Gegner verlieren, sondern bei der Stange bleiben.

Graz.

Rudolf Reichel.

11.

Der Imperativ *vis* (vergl. Bürger, Entführung: *Vis* wohlgemut und tummele dich) ist auch in meiner Heimat, im Mansfeldischen noch jetzt allgemein gebraucht; ebenso das Wort *goteln*, *angoteln*.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Aufmerksamkeit auf ein daselbst noch gebräuchliches Wort richten, welches eine bestimmte Art von geflochtenen Körben bezeichnet, nämlich *Behnert*, bei Grimm „*Benner*“. Dies Wort stellt Ahdung zusammen mit dem gallischen *benna* (Benne in Schwaben und Elfaß), dies ist ein geflochtener Korb und Korbwagen, auch Karre und ist stammverwandt mit *Band*, *Binden*. Mir scheint *Behnert* viel leichter herzuleiten vom lat. *panarium* (s), Brotkorb, dann Korb überhaupt; dies Wort ist ins Griechische als *πανάριον* übergegangen;

franz. panier und panière, in manchen Gegenden auch pénier, pénè; ital. paniera; altspan. panero, neuspan. panera, catal. paner; engl. pannier.

Gern möchte ich über dies interessante Wort und seinen etwaigen gegenwärtigen Gebrauch von anderer Seite Näheres hören.

Glückstadt.

Dr. Koch.

12.

Zum Flensburger Deutsch.

Viele der Ausdrücke, welche E. Wasserzieher im 8. Hefte des letzten Jahrganges (S. 563—567) mitteilt, sind nicht nur in Schleswig-Holstein, sondern auch in anderen Gegenden Norddeutschlands verbreitet, da sie im Plattdeutschen vorkommen, wie uns auch die Wörterbücher bezeugen.

Im östlichen Hannover besitzen wir z. B. folgende Wörter im Plattdeutschen (vergl. S. 564): Kumme, Schlef (Slef), Balje, Briden, Ruffel (Ruffelisen), Kneise (Knip), Plate (Platen), Grapen¹⁾ (eisernes Kochgefäß mit Beinen), Bord (auch hochdeutsch Bücherbort), Queder, Reibsticken (Nietsticken = Reißsticken), Holz (bei Lüneburg: Böhmsholz, Lüner Holz), Mauermann, Sprehe, hild, (S. 565) süßes Kind (söt Gör), verschwiert (swieren), (S. 567) Weihnachtsabend, Neujahrsabend, Ruchentrommel (Blechkasten), schotten (en Dör toschotten), Sticken (= Knüttelsticken), klötern (Zeitwort), Klöterbüchje, Ketsstock, Licker.

Koppel (S. 564), verkoppeln, Verkoppelung, Koppelweg werden bei uns auch amtlich gebraucht. Knick sind in Holstein ebenfalls allenthalben bekannt; im Hannoverschen nennt man in einigen Gegenden (z. B. südlich von Uelzen) eine Hecke Knick, wenn sie häufig geschoren wird. Guß kommt im Plattdeutschen hier nicht vor, doch sagt man hochdeutsch Rahmguß. Förtchen heißen in Holstein Führt'n, anderswo Ballhäuschen. Bettchlupen nennen wir plattdeutsch Bedsbüren.

Mai (Wiese) hängt vielleicht mit dem Worte meien (mähen) zusammen. (Dänisch Maae?) Brüche kommt nicht nur im Holsteinischen, sondern auch in anderen plattdeutschen Gebieten in gleichem Sinne vor; vergl. Sanders, Handwörterbuch der deutschen Sprache. Reuster wird strichweise bei uns für Frühaufsteher gebraucht. (S. 567.)

„Er ging den Hafen längs“ hört man schon in Altona, aber nicht diesseits der Elbe.

Im Plattdeutschen heißt es bei uns ferner: Ich bin angefangen, wollen Sie so gut sein, da ist nichts in, wo er abgeblieben ist, aufhalten (upholen), („dat gift gliet weck achterup“ bezieht sich bei uns auf Prügel) wir können nicht so viel ab, das kann nicht angehen, das ist gerne

1) In Lüneburg giebt es eine Grapengießerstraße.

möglich, das können Sie gerne, laß das nach, laß nichts nach, ich kann das nicht haben, na so!, nicht aus der Stelle (ut de Stä), das muß sich helfen, ich kann ihn gut vertragen, dat kannst du sacht don.

Er hat kein gut davon (he het keen god davon) sagt man schon in Holstein (z. B. in Altona, Wilster), jedoch nicht bei uns. Mit dem Worte goüt hängt der Ausdruck nicht zusammen, denn auch im Plattdeutschen wird goüt (in der Bedeutung: Geschmack, Meinung) Gu gesprochen, z. B. dat is nich na sinen Gu. Wie mir aber ein Däne mitteilte, stammt diese Redensart aus dem Dänischen (ikke godt af), ebenso täglicher Tag (dagligdags), Unbeikommende (Uvedkommende), flytten, sparfen, oha¹), spintig.

Die Verbindung von Infinitivsätzen mit und leitet mein Gewährsmann aus der Verwechslung von at (um zu, zu) mit og (und) ab, da diese Wörter in der schlechten dänischen Aussprache gleichlauten. — Das Wort Schan kommt im Dänischen nicht vor, wohl aber Schau (Sjov). Im Plattdeutschen bezeichnet man Toben, Lärm, überlaute Freude mit Schan'n, vergl. schandeeren.

Holländische Waren sagt man bei uns ebenfalls; man kann sie auch im großen unter diesem Namen kaufen, stehen doch im Hamburger Adreßbuche allein elf holländische Warenlager verzeichnet. — Erinnern wird bei uns selten für sich erinnern gebraucht, doch bemerkt Andresen (Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, 2. Auflage, S. 86): In Holstein wird oft gesagt: Ich erinnere ihn genau, d. h. ich erinnere mich seiner genau.

Lüneburg.

G. Rohrs.

Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkenz. Jena, Hermann Costenoble. XII und 280 S.

Der seit lange durch treffliche Anthologien deutschen Humors bekannte Verfasser beginnt: „Das vorliegende Werk hat sich, wie sich wohl schon aus dem Titel erraten läßt, als Ziel gesetzt, die in dem Munde des deutschen Volkes noch lebenden humoristischen Erzeugnisse aus älterer Zeit zu sammeln und — wo solche nicht schon durch den Druck der Nachwelt erhalten sind — vor dem gänzlichen Untergange, womit unsere vielbewegte und raschlebige Zeit sie bedroht, zu retten. Der Kreis, den wir bei der Sammlung dieser vielgestaltigen und farbreichen Volksblüten zogen, erstreckt sich über alle Gaue unseres Vaterlandes und wird gewiß einen genügenden Blick in die reiche Schatzkammer des deutschen

1) Oha hört man bereits in Altona, hier nicht.

Humors gewähren“. Diesem Programm ist Merkens mit Hilfe seiner erstaunlichen Belesenheit und eines nennenswerten Geschicks in Auswahl und Anordnung völlig gerecht geworden. Seine Arbeit verdient zwar namentlich im Hinblick darauf das schönste Lob, daß sie Zeugnisse deutschen Volksgeistes, insbesondere des Scherzes und Wises der unteren Bürgerschichten sammelt und gruppiert und somit vor unvermeidlichem Untergange bewahrt. Aber auch außerdem kann nicht genug gerühmt werden, welchen bedeutungsvollen Stoff sie für die litterar- und insbesondere kulturhistorischen Interessen darbietet. Aus der langen Reihe von Anekdoten und Anekdoten kann man lernen, wie rein und unverfälscht das Gemüt unseres Volkes sich auch äußerte, wenn seine Stimmung derbere Formen annahm. „Schwabenstreiche“, „Legenden und Teufelsgeschichten“, „Röl(ni)sche Krätzcher“, „Allerlei Geister“ lauten die Überschriften der Kapitel. Möge der Inhalt des nett gedruckten und altertümlich ausgestatteten Buches vielen ein Quell des Frohnuts und launiger Belehrung werden. Übrigens dienen genaue Quellen- und Variantenangaben auch dem Forscher aufs beste.

Stuttgart.

Ludwig Fränkel.

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski. Erster Band (Jahr 1890). Stuttgart. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1892. XIII, 136 und 196 S.

Nur in aller Kürze soll hier auf ein neues Unternehmen aufmerksam gemacht werden, dessen Gedanke und Anlage schon die nachdrücklichste Teilnahme verdienen würden, auch wenn die Ausführung nicht allseitige günstige Aufnahme verbürgte. Nicht bloß für die Fachmänner und die Deutschpädagogen, sondern auch für sämtliche Freunde unseres vaterländischen Schrifttums in dessen den Laien zugänglichen Perioden und seiner wachsenden Bekanntheit und Erkenntnis. Was lange währt, wird gut! Man hörte lange vor dem Erscheinen von der Gründlichkeit der Vorbereitung, und noch während der einheitlichen Redigierung und der Drucklegung gesellten sich neugewonnene Mitarbeiter hinzu. Zu ständiger Mitwirkung haben sich folgende Gelehrte von Ruf erboten (von deren Mehrzahl diesmal schon Beiträge zum Abdruck gelangen): J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, D. Harnack, A. Heusler, G. Kauer, K. Kehrbach, K. Kochendörffer, A. Köster, E. Kühnemann, Rud. Lehmann, R. M. Meyer, B. Michels, F. Munder, E. Raumann, D. Pniower, A. Reifferscheid, G. Röhre, A. Sauer, P. Schlenker, Erich Schmidt, A. E. Schönbach, Edw. Schröder, G. Steinhausen, Ph. Strauch, B. Valentin, M. von Waldberg, D. F. Walzel, A. von Weilen, H. Welti,

R. M. Werner. Jede einzelne Abteilung, die, sei es systematisch, sei es chronologisch abgegrenzt ward, fand ihren gewiegten Sonderbearbeiter, und in der That dürfte sich für die meisten Abschnitte kaum ein geeigneterer Vertreter aufreiben lassen. Der volkswirtschaftlich so glänzend bestätigte Grundsatz der Arbeitsteilung bewahrheitet sich hier nicht weniger, und den Ruhm des uns vorliegenden starken Doppelquartanten verringert der Umstand nicht, daß ein so vorzüglicher Vorgänger wie der von J. Jaström geleitete „Jahresbericht für Geschichtswissenschaft“ den Herausgebern „als wegweisendes Vorbild“ vorschwebte.

Die Vollkommenheit der bibliographischen Sammelergebnisse sowie die Zuständigkeit der kritischen Referate im einzelnen nachzuprüfen, scheint hier nicht der Ort. Im allgemeinen sei gesagt, daß das Gebotene selbst in den zuletzt noch als vorläufiger Ersatz eingefügten Kapiteln stichhaltig bleibt. Insbesondere verweisen wir nur auf die Teile „Geschichte des Unterrichtswesens“ und „Die Litteratur in der Schule“; ersteren hat Karl Mehrbach, letzteren Rudolf Lehmann, beide anerkannte Kenner, bearbeitet. Man findet daselbst alle einschlägigen Neumitteilungen über einzelne Pädagogen und ihre Theorien — Diesterweg nimmt anlässlich der Säkularfeier reichlicheren Raum in Anspruch — urkundliche Ausgaben von Schulordnungen und Matriceln, die Geschichte von Akademien, höheren und niederen Lehranstalten ebensowohl wie die Verzeichnung der hervorgetretenen jüngsten Ansichten über die Methodik der Lektüre, methodischen Erläuterungsschriften, endlich der besonderen Hilfsmittel für den Unterricht, d. h. der Lesebücher und Anthologien, der Schulausgaben, der Stützen zur Präparation, der Leitfaden für Litteraturgeschichte und Poetik. Im Vorbeigehen erwähnen wir das kundige Urteil auf S. 72 über die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, „der hier die erste Stelle gebührt“ und die „eine Fülle sachlich belehrender Abhandlungen und einzelner Bemerkungen, die sich auf die verschiedensten Litteraturwerke beziehen und deshalb an anderen Stellen der Jahresberichte ihre Würdigung finden“ enthält. Bei dieser Gelegenheit wird namentlich der im Berichtsjahre 1890 darin erschienenen Aufsätze von Wähleldt, Stiller und Gloël gedacht. Die Hauptstärke der gelieferten Übersichten, deren manche zu kleinen, hübsch abgerundeten Abhandlungen auswuchsen, liegt in dem möglichst erschöpfenden Zusammentragen der betreffenden Bücher, Aufsätze, Notizen und zugehörigen Rezensionen und bevorzugt, was den Inhalt anlangt, natürlich im wesentlichen die eigentliche Litteraturgeschichte. Und hier dürfte auch der Nebennutzen eintreten, den die Herausgeber erwarten, daß sich nämlich durch die Art und Weise, wie das Richtige und Falsche, das Ermittelte und das fraglich oder strittig Gebliebene hervorgekehrt wird, weitere Untersuchungen angeregt und zugleich angebahnt fühlen. Der

Ton der Berichterstattung lautet in solchen Fällen allerdings bestimmter als der Charakter des Gesamtwerkes es erheischt und dessen anderweitige Ausführungen in der Regel anschlagen; leider schlich sich aber stellenweise in die durchschnittliche Ruhe des Vortrags derbere Polemik ein.

Die wissenschaftliche Bedeutung sowie die praktische Nutzbarkeit der „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte“ spiegeln sich in der ungemein wertvollen Beigabe umfanglicher Register ab. Ein Probeblick in deren überreiches Material belehrt über den Fortschritt, den die Germanistik und die deutsche Literaturforschung diesem Eröffnungsbande einer hoffentlich ununterbrochenen und, wie versprochen, künftig den Thatfachen weniger nachhinkenden Reihe verdanken. Der deutsche Unterricht in Theorie und Praxis empfängt aus dieser, auch äußerlich mit ungewöhnlichem Glanze entgegengebrachten Gabe zahllose sachliche Einzelförderungen und gar viele fruchtbare Gesichtspunkte.

Mürnberg.

Ludwig Fränkel.

Geschichte der deutschen Literatur. Von Otto von Leizner.

Zweite neugestaltete und vermehrte Auflage. Mit 411 Textabbildungen und 50 teilweise mehrfarbigen Beilagen. Leipzig, Verlag u. Druck von Otto Spamer. 1893. gr. 8. VIII u. 1124 S.

Dieses ganz vortreffliche Werk erschien zuerst 1879—80 als einer der beiden Bände der großen „Illustrierten Literaturgeschichte“ von Otto von Leizner, dem in seinen litterarischen Anschauungen höchst originellen Schriftsteller. Er faßt seine Aufgabe, in einer edlen, leicht lesbaren Form das gesamte deutsche Schrifttum in der Ausdehnung von den ältesten, nur durch Erwähnung bei den Römern bezeugten Litteraturdenkmälern bis herunter auf die jüngsten Erzeugnisse der neurealistischen Belletristik des Jahres 1892 in Auszug, Kritik und Bild vorzuführen, vom weitesten Standpunkte auf. Das Allgemeine, die durchgehenden Charakterzüge ganzer Epochen, die Zusammenhänge verschiedener Zeitabschnitte sucht Leizner in äußerst geschickter Weise klarzulegen, und besonders beobachtet er, seiner ganzen gedankenvollen Eigenart gemäß, scharf das psychologische Moment in den behandelten Dichtern und Litteraten. Berechnet ist das Werk für die ganze deutsche Lesewelt und demzufolge mit Belegen für die vorgetragenen Meinungen und zahlreichen Portraits, Autographen, Buchtiteln, Wiedergaben interessanter Gebäude ausgestattet. Die bildnerischen Beigaben, denen sich noch bunte Tafeln gesellen, entstammen zum guten Teile dem vielbewährten „Bilder-Atlas der deutschen Nationallitteratur“, den der Herausgeber, Archivrat Könnicke in Marburg, gegenwärtig durch gründliche Durchsicht auf eine noch höhere Stufe zu heben sucht. Und

die weitbekannte Verlags-handlung scheute weder Mühe noch Kosten, um das textlich in jeder Hinsicht anziehende Werk würdig darzubieten.

Wir können uns zwar keineswegs mit sämtlichen Anschauungen, die Leigner über unsere vaterländische Litteratur entwickelt, einverstanden erklären. Aber erstens ist diese Thatsache der vielfachen Abweichungen im Urtheil eigentlich selbstverständlich, und zweitens muß eingeräumt werden, daß die kundgegebenen Ansichten fast ausnahmslos auf dem Grunde einer selbständigen Erwägung fest erworbener Kenntniss ruhen. Namentlich für Familie und Haus empfehlen wir diese prächtige „Geschichte der deutschen Litteratur“, die vielleicht berufen ist, in absehbarer Zeit Bücher wie das Königsche im Gebrauche abzulösen. Es besigt z. B. vor letzterem den Vorzug, weit weniger Salonalbum zu sein und dem Leser keine allgemeinen, in die Litteratur erst künstlich hineinverpflanzten Tendenzen aufzudrängen.

Nürnberg.

Ludwig Fränkel.

Karl Heinemann, Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen.

Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und vier Heliogravüren. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von Arthur Seemann. 1893. XI und 388 S.

Als dies wahrhaft vortreffliche Werk im Spätherbst 1891 zum ersten Male seinen Rundgang durch die deutsche Lesewelt begann, räumte man ihm allgemein Stellung und Wert eines echten deutschen Hausbuches ein.¹⁾ Wenn wir jetzt trotzdem Gelegenheit nehmen, diese hochbedeutende Neuerscheinung, die unserer Litteratur zur besonderen Ehre gereicht, nochmals wärmstens zu empfehlen, so dürfte das durch seinen längst anerkannten Bollgehalt begründet sein. Dr. Heinemann ist den Fachgenossen und Pädagogen nicht nur, nein, auch den Freunden unseres klassischen Schrifttums nicht erst von gestern her durch vorzügliche Beiträge zur Kenntniss Goethes, Klopstocks und des neudeutschen Bühnenwesens bekannt und hat sich zudem als Herausgeber und fleißiger Mitarbeiter des alljährlich vor Weihnachten erscheinenden „Litterarischen Jahresberichts“ sowie der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ (die er seit Neujahr 1892 wieder sehr in die Höhe brachte) beachtliche Verdienste erworben, namentlich um das Verständnis der Schätze unserer nationalen Dichtung. Auch neuerdings wieder setzte er alles daran, um sein wohlangelegtes Unternehmen immer mehr zu einem Haupt- und Grundbuch der vaterländischen Bildung, zu einem Kleinod der deutschen Familie auszubauen. Eine ausgedehnte „Okularinspektion“ an Ort und Stelle ließ ihn jüngst

1) Vgl. den ausführlichen Aufsatz vom Herausgeber der Btchr. f. d. dtsh. Unt. Band 6 S. 424.

feine eigene gründliche und genaue Schilderung der Schaupläze kontrollieren, wiederholte Vergleichung der bisherigen Quellen und gewissenhafte Befragung neuererschlossener Hilfsmittel manche unscheinbare Einzelheit ergänzen oder berichtigen. Nach allen Seiten ward das Material vervollständigt, um die Gestalt der „Frau Kat“ oder „Frau Uja“ in all ihrer Reine und Schöne zu zeichnen und wirklich als das Ideal- und Musterbild einer deutschen Frau, Mutter und Hauswirtin vorzustellen. In einen Spiegel urwüchsigster deutscher Weiblichkeit und deutschen Frauenfinnes blicken wir da hinein. Keiner versäume es, sich hier zu erfreuen, zu erfrischen, zu unterhalten, zu belehren, am wenigsten die deutschen Frauen selbst, denen dies Buch als Angebinde zugehören könnte. Über den prächtigen künstlerischen Teil der Gesamtleistung ist von sachkundigster Seite schon viel Ruhmliches gesagt worden. Er giebt nicht bloß einen Schmuck ab, sondern ist mit der schriftstellerischen Arbeit, mit der Darstellung der Lebensverhältnisse und Lebensbeziehungen aufs innigste verwoben. In dieser neuesten Ausgabe sind ein Bild des Stadtschultheißen von Frankfurt am Main Johann Wolfgang Textor, des Großvaters Goethes, und ein solches von des Dichters überaus originellem Jugendfreund Johann Heinrich Merck hinzugekommen. Sie heben noch um ein Erkleckliches den Wert der herrlichen Schrift, der der Ehrentitel einer Bereicherung unseres klassischen Bücherbesizes geziemt.

Leipzig.

Ludwig Fränkel.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie:
 1893. Nr. 1. Januar: Joh. Kelle, Geschichte der deutschen Litteratur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, besprochen von D. Brenner (Das Werk ist mit großer, durch selbständige Forschung gewonnener Sachkenntnis geschrieben. Die chronologische Anordnung, die Zerlegung in 8 Perioden hat dem Buch in seiner Wirkung geschadet; auch die verwickelten Perioden erschweren das Lesen. Als Hilfs- und Nachschlagebuch wird es sich besser bewähren, als Geschichte an Stelle der bereits vorhandenen kaum). — Anton E. Schönbach, Walther von der Vogelweide, bespr. von Albert Bielschowsky (Der feinsinnige und kenntnisreiche Verfasser weiß das Interesse des Lesers von den verschiedensten Seiten her zu packen, bald von der geschichtlichen bald von der poetischen, bald von der religiösen, bald von der politischen; alles ist von selbständiger Auffassung getragen, die man gern anhört, auch wenn man ihr beizustimmen nicht in der Lage ist). — Venusgärtlein, ein Lieberbuch des 17. Jahrh., nach dem Drucke von 1656 herausgegeben von Max Freiherrn von Waldberg, besprochen von Albert Leißmann (Dieser Neudruck einer der beliebtesten und verbreitetsten Volksliederfassungen des 17. Jahrh. ist eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis des 17. Jahrh.). — R. Hodermann, Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache, besprochen von Adolf Socin.

— Nr. 2. Februar: Karl Borinski, Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik, besprochen von Hugo Schuchardt (Eine seltsame Mischung

von Schlechtem und Gutem; längst Abgethanes wird belämpft, längst Auerkanntes wird als Neues verkündet, alles in recht anmaßlichem Tone). — Friedrich Wilkens, Zum hochalemannischen Konsonantismus der althochdeutschen Zeit, besprochen von Fr. Kauffmann (Wille hat nicht gesehen, daß in unseren ältesten Aufzeichnungen total verschiedene orthographische Systeme sich kreuzen). — Johann Lewalter, Deutsche Volkslieder, besprochen von John Meier (Für das neuere, erst in den letzten Dezenenien entstandene oder auch nur zusammengesungene Volkslied ist die Sammlung von großem Wert und kann in ihrer einfachen Schlichtheit und Bescheidenheit nicht warm genug empfohlen werden).

- Nr. 3. März: Gustav Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten; H. Blümner, Vom schweizerischen Schriftdeutsch; Karl Erbe, Randbemerkungen zu Dr. Wustmanns Allerhand Sprachdummheiten; Aug. Faulde, Beiträge zur deutschen Grammatik und deutschen Lektüre; Theod. Gartner, Urteile über Wustmann; Karl Kärger, In Tyrannunculos; J. Minor, Allerhand Sprachgrobheiten; Dr. K., Allerhand Sprachverständnis; Theodor Matthias, Sprachleben und Sprachschäden, besprochen von D. Behaghel. (Wustmann streitet leidenschaftlich, scheltend und höhrend, selbstbewußt in seinen Ausprüchen. Es sind sehr verschiedene Gesichtspunkte, nach denen Wustmann seine Entscheidungen trifft. Bald beruft er sich auf den gesunden Menschenverstand, d. h. auf logische Erwägungen, bald auf die grammatische Analogie; bald giebt die Sprachgeschichte den Ausschlag, in der Weise, daß das Ältere für das Schöneres und Richtigeres erklärt wird; bald wird die mündliche Rede gegen das tote Papierdeutsch ins Feld geführt; in anderen Fällen endlich sind ästhetische Rücksichten maßgebend. Blümner und Erbe halten sich von Wustmanns Anschauungen nicht frei, lassen aber entschiedener das lebendige Sprachgefühl zu seinem Recht kommen, als das bei Wustmann der Fall ist. Wenn man mit grammatischer Analogie, mit sprachgeschichtlichen Beweisen hantieren will, muß man eine Übersicht über die grammatischen Thatfachen besitzen und die Sprachgeschichte kennen. Das ist bei Blümner und Erbe im allgemeinen der Fall, bei Wustmann nicht. Wie leichtsinnig er oft zu Werke geht, hat an einzelnen Fällen Blümner, in umfassenderer Weise Erbe gezeigt. Auch darin irrt sich Wustmann, daß er wie Schröder den Widerspruch zwischen dem „papiernen Stil“ und der lebendigen Rede für einen Grenel hält. Minor hat kurz, aber treffend nachgewiesen, daß dieser Gegensatz ein durchaus notwendiger ist und seine gute historische Berechtigung hat. Bei Ermittlung der sprachlichen Sitte läuft sehr viel Subjektivität mit unter; man darf daher nicht so unduldsam und grob gegen Andersdenkende auftreten, wie das Wustmann that. Die Schrift Wustmanns ruft also schwere Bedenken der verschiedensten Art hervor und ist geeignet, in der Hand von Blindgläubigen Unheil zu stiften. Ganz unzweifelhaft geht aber auch eine Förderung von Wustmanns Buch aus durch den Widerspruch, die Berichtigungen, die er herausgefordert hat. Alle die Schriften von Blümner bis Dr. K. sind, jede in ihrer Weise, wertvolle Beiträge zur Geschichte des Neuhochdeutschen. Das Buch von Matthias ist ein systematisches Werk, das mit der Schrift Wustmanns in keinem unmittelbaren Zusammenhang steht. Und doch ist es die gründlichste, treffendste Kritik desselben, die gedacht werden kann. Die Arbeit von Matthias nimmt den ersten Platz ein unter den deutschen Antibarbari, welche die letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben. Niemand ist in so umfassendem Maße, mit so sinnigem Verständnis den Feinheiten des heutigen Sprachgebrauches nachgegangen wie

- Matthias). — Rich. Haage, Dietrich Schernberg und sein Spiel von Frau Jutten, besprochen von Karl Drescher.
- Germania 37,4: Ed. David, Die Wortbildung der Mundart von Krosdorf. — Gust. Binz, Basler Bruchstücke des Lebenspiegels. — R. Sprenger, Zu Albers Inugdaluß. — Derselbe, Zum Meier Helmbrecht. — Derselbe, Zur Vogelbeize. — Derselbe, Zu Konrads von Megenberg Buch der Natur. — Derselbe, Lurlenberc. — R. F. Kaindl, Zu sin in Gottfrieds Tristan V, 569. — Ed. Damlöhler, Zu Reinke de Vos. — H. Reis, Mischungen von Schriftsprache und Mundart in Rheinheffen. — Karl Hartmann, Volksrätsel. — G. Chrismann, Die Vorsilben miß — und voll — im Germanischen. — G. Roethe, Zu mhd. töre. — R. Sprenger, Zur strophischen Bearbeitung des Herzog Ernst. — Gustav Chrismann, Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1888.
- Zeitschrift für deutsche Philologie 25,4: R. C. Boer, Hidrekssaga und Niflungasaga. — R. Köhricht, Zwei Berichte über eine Jerusalemfahrt (1521) II. — G. Ellinger, Johann Sebastian Mitternacht. Ein Beitrag zur Geschichte der Schulkomödie im 17. Jahrh. — A. Englert, Mitteilungen über Handschriften der Zweibrückener Gymnasialbibliothek. — A. Zeittelles, Lied, genannt: Das menschliche Leben ein Traum.
- 26,1: J. v. Zingerle, Worterklärungen. — D. V. Firiczek, Zur mittelisländischen Volkskunde. — S. Gering, Zur Lieder-Edda. — Kläiber, Lutharana. — F. W. E. Roth, Mitteilungen aus Handschriften und älteren Druckwerken. — J. Bolte, Eine protestantische Moralität von Alexander Seitz. — M. Spanier und R. Hofmann, Zu Joh. Chr. Günthers Gedichten. — H. Dünker, Goethes Epilog zu Schillers Glocke. — R. Köhricht, Bemerkungen zu Schillerschen Balladen. — Steffenhagen, Eine Sachsenpiegelhandschrift.
- Preussische Jahrbücher 72,1: Gustav Kettner, Schillers Prinzeßin von Celle.
- Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 8,3: R. Scheffler, Und kein Dank dazu haben. — 8,4: Hermann Dunger, Der junge Lessing und die Fremdwörter.
- Englische Studien 18,1: Karl Breal, Die Umgestaltung des medieval and modern languages tripos zu Cambridge.
- Kostoker Zeitung 1893, Beilage Nr. 153 (2. April 1893): Reinhold Bechstein, Allerlei Litterarisches II. Karl Koppmanns Übertragung der Sprüche Walthers von der Vogelweide. — Nr. 163. Derselbe, Allerlei Litterarisches III. Friedrich Kluge „über deutsche Studentensprache“. IV. Zu Friedländers Kommersbuch. — Nr. 175. Derselbe, Allerlei Litterarisches V. Karl Koppmann über R. E. F. Krause. — Nr. 187. Derselbe, Allerlei Litterarisches VI. Friedrich Leos Rede auf Karl Lachmann. — Nr. 199. Derselbe, VII. Geschichte der mecklenburgischen Litteratur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. — Nr. 233. Derselbe, VIII. Adolf Wilbrandts Auswahl von Lichtenbergs Schriften. — 1892. Nr. 579. R. Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg. — 1893. Nr. 131. Derselbe, Volkstümliches aus Mecklenburg.
- Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 1893, Neue Folge 6, 1 u. 2: Wladislaus Mehring, Eine unbekannte Episode aus dem Leben J. Belkens. — Walter Bormann, Der Eid im Drama. Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte und Ästhetik. — Heinrich von Wlislodki, Über den Einfluß der italienischen Litteratur auf die ungarische. — Alfred Biese, Metaphorisch und rhetorisch. Eine polemische Studie zur Ästhetik des

Ihrischen Viebes. — Paul Steinthal, Aus den Geschichten früherer Existenzen Buddhas. — Christian Ruepprecht, Ein Brief von Konrad Celtis an die Universität Ingolstadt (1492). — A. Bömer, Neue Ausgabe eines Bagantenliedes über den Rangstreit zwischen Wein und Wasser. — Rudolf Schlösser, Zur Biographie des Freiherrn von Kreuz. — Jac. Feidler, Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie, besprochen von Marcus Landau. — S. Szamatolski, Das Faustbuch des Christlich Meynenden, besprochen von Karl Engel. — Kristoffer Nyrop, Nej et motivs historie, besprochen von Wolfgang Golther. — Joseph Jacobs, Celtic fairy tales, besprochen von Wolfgang Golther. — Karl Drescher, Studien zu Hans Sachs, besprochen von A. V. Stiefel.

Die Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin im Jahre 1892. Bericht des Vorsitzenden (G. Bötticher) zur Stiftungsfeier der Gesellschaft am 3. Jan. 1893.

Hannoverscher Courier Nr. 18124 (26. Febr. 1893) N. N., Moderner Muzen-almanach.

Bürcher Taschenbuch 1893, S. 1—74: J. Keller, Die Schloffer-Lavaterische Korrespondenz aus den Jahren 1771—72.

Memannia 21, 1: August Holder, Michel Buch und seine kulturgeschichtliche Dialektdichtung. — Derselbe, Die schriftstellerische Thätigkeit Dr. Michel Buchs. — Paul Beck, Eine Buch-Reliquie. — Johannes Bolte, Georg Messerschmid und sein Roman. — Philipp Strauch, Zu F. W. E. Roths Mitteilungen Germania XXXVII, 66, 192 flg. — Hermann Mayer, Die Universität zu Freiburg i. B. 1818—1862, erster Hauptteil: I. Patronatsrechte und auswärtige Besitzungen. II. Veränderungen in der Organisation. III. Allgemeine Finanzlage. IV. Lehrangelegenheiten. V. Das Lehrerkollegium. — Julius Hamm, Forstgeschichtliches aus dem Nellenburgischen, I. Forstordnung. A. Von den Forstbediensteten. B. Holzordnung. — Hermann Mayer, Die Glocken von St. Georgen bei Freiburg. — Fridrich Pfaff, Zu J. P. Tethinger. — Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rusach. Deutsch von Theodor Vulpinus. Besprochen von Bruno Stehle. — H. Specht, Kirchengeschichtliche Darstellung der Gemeinde Unterdöwisheim. Besprochen von Eduard Heyd. — Zwei neue Erscheinungen der schwäbischen Dialektdichtung (Bürkle. Ortschronik von Plattenhardt. Flaischlen. Vom Haselnußbroi). Besprochen von August Holder. — D. Bremer, Karte der deutschen Mundarten. Besprochen von Fridrich Pfaff.

Neu erschienene Bücher.

Karl Breul, University Lecturer in German, Wilhelm Tell, Schauspiel von Friedrich Schiller (mit Einleitung und Anmerkungen in englischer Sprache). Cambridge, University Press 1890.

Karl Breul, Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Friedrich Schiller. Buch III (mit Einleitung und Anmerkungen in englischer Sprache). Cambridge, University Press 1892.

Karl Breul, Maria Stuart, ein Trauerspiel von Friedrich Schiller (mit Einleitung und Anmerkungen in englischer Sprache). Cambridge, University Press 1893.

A Schlottmann and J. W. Cartmell, Das Wirtshaus im Speßart von Wilhelm Hauff (mit Einleitung und Anmerkungen in englischer Sprache). Cambridge, University Press 1893.

- W. Wilmanns, Deutsche Grammatik (Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch). Erste Abt.: Lautlehre. Zweite Lieferung. Straßburg, R. J. Trübner 1893. S. 81—160. Pr. M. 1,50.
- Wilhelm Kahl, Mundart und Schriftsprache im Elsaß. Zabern, A. Fuchs 1893. 62 S.
- Heinrich Menges, Volksmundart und Volksschule im Elsaß. Gebweiler, J. Bolke 1893. 120 S.
- Theodor Gartner, Urteile über Wustmann. Sonderabdruck aus den Bülzwiner Nachrichten. Czernowitz, Romuald Schallh 1892. 23 S.
- A. Schullerus, Seelenkult. Vortrag, gehalten im Musikvereinssaale (Separat- abdruck aus den Nummern 5790 und 5791 des Siebenb.-Deutsch.-Tage- blattes). Hermannstadt, Josef Dorkleff 1892. 15 S.
- A. Schullerus, Aus dem Leben des Hermannstädter Männerturnvereins. Hermannstadt, Josef Dorkleff 1892.
- R. Seehausen, Litteraturkunde für mittlere und höhere Lehranstalten nebst einer kurzen Poetik. Gütersloh, Bertelsmann 1893. 108 S. Pr. geb. M. 0,75.
- Gotthold Bötticher, Parzival von Wolfram von Eschenbach in neuer Über- tragung für alle Freunde deutscher Dichtung erläutert und zum Gebrauche an höheren Lehranstalten eingerichtet. Zweite durchgesehene und verbesserte Auf- lage. Berlin, Friedberg und Mode 1893. XII, 408 S.
- Gotthold Bötticher, Parzival von Wolfram von Eschenbach im Sinne der amtlichen Bestimmungen zum Gebrauche an höheren Lehranstalten übersetzt und eingerichtet. Kleine Ausgabe Berlin, Friedberg und Mode 1893. 199 S.
- Paul Schumann, Sprachliche Betrachtungen. (Die Verdeutschung der gram- matischen Kunstausdrücke durch den deutschen Sprachverein. — Zeitungs- deutsch. — Proben einheitlicher Behandlung der Grammatik in allen Schul- sprachen. — Die logischen Kategorien in der Grammatik. — Die neue Rechts- schreibung u. a.) Dresden und Leipzig, E. Pierson 1893. 80 S. Pr. M. 1,50.
- H. Rademacher, Auswahl volkstümlicher Lieder und Gedichte für höhere Lehr- anstalten und Mittelschulen Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior) 1893. 295 S. Pr. M. 1,60.
- J. B. Gerlinger, Die griechischen Elemente in Schillers Braut von Messina. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. Vierte, unveränderte Auflage, durchgesehen von Joh. Ev. Einhauser. Neuburg a. D. August Prechter 1893. 106 S.
- G. Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht: Adolf Haußner, Goethes Hermann und Dorothea. Pr. M. 0,50 Ferdinand Kull, Heinrich von Kleists Hermannschlacht. Pr. M. 0,60. Franz Illsperger, Schillers Jungfrau von Orleans. Pr. M. 0,60. Anton Benedict, Kleists Prinz Friedrich von Homburg. Pr. M. 0,50 Leipzig, Verlag von G. Freytag, Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. 1893.
- Wolf fromm, Revue de l'enseignement des langues vivantes. Paris, A. Laisney. Jahrgang 1892; sowie 1893, Nr. 1—5.
- Jules Gautier, Revue de l'enseignement secondaire et de l'enseignement supérieur. Paris, Paul Dupont. Jahrgang 1892.
- Alois Slezak, Der Organismus des Stil-Unterrichtes an Volks- und Bürger- schulen. Znaim, Fournier und Haberler. 10. S. Pr. M. 0,40.
- Franz Böhm, Die Methode des Sprachunterrichtes in der Volks- und Bürger- schule. Znaim, Fournier und Haberler 1892. 19 S. Pr. M. 0,40.

- Alois Slezak, Die Unterrichtssprache als Gegenstand des volksschulmäßigen Unterrichtes. Znaim, Fournier und Haberler 1892. 65 S. Pr. M. 0,80.
- Karl Gneißke, Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung. Berlin, Weidmann, 1893. 236 S.
- Bekanntmachung, die Lehr- und Prüfungsordnung für die sächsischen Gymnasien betreffend; vom 28. Jan. 1893. Dresden, Meinhold u. Söhne. 73 S. Pr. M. 0,50
- Joh. Wilhelm Schaefer, Auswahl aus deutschen Dichtern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts für Schule und Haus. 4. Aufl. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 588 S. Pr. M. 3,50.
- Otto Weddigen, Das Wesen und die Theorie der Fabel. Leipzig, Kengerische Buchhandlung 1893. 34 S. Pr. M. 0,75.
- Karl Faulmann, Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften. (In 30 Lieferungen.) 1. Lieferung 32 S. Pr. der Lieferung M. 0,50.
- P. Goldscheider, Offene Fragen: Nachtrag zur Erklärung deutscher Schriftwerke in den oberen Klassen. Elberfeld 1893. 98 S. (Programm).
- Albert Gombert, Weitere Beiträge zur Altersbestimmung neuhochdeutscher Wortformen mit besonderer Berücksichtigung des Heynischen deutschen Wörterbuches. Programm-Abhandlung des Königl. Gymnasiums zu Groß-Strelitz. Ostern 1893. 20 S.
- Germania. A Monthly Magazine for the Study of the German Language and Literature. Vol. 5. Manchester, N. H. Number 1. 32 S.
- Wolf fromm, Journal Allemand. Deutsches Blatt für Franzosen. Paris, Rue le Verrier 19. 1^{re} Année. No. 1—20.
- H. Crohn, Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben. Baderborn, Ferd. Schöningh 1893. 105 S. Pr. M. 0,80.
- Pohlmeys und Hoffmanns Gymnasial-Bibliothek:
8. Hermann Schreyer, Das Fortleben homerischer Gestalten in Goethes Dichtung. Pr. M. 1,20.
 15. Fr. Aly, Horaz, sein Leben und seine Werke. Pr. M. 0,60.
 16. Edm. Lange, Thukydides und sein Geschichtswerk. Mit drei Abbildungen M. 1.
- Joh. Meyer, Neue Bahnen. Monatschrift für eine zeitgemäße Gestaltung der Jugendbildung. IV. Jahrg., Heft 1—4.
- Studien zur Literaturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1893. 330 S. Pr. M. 8.
- Ludwig Städe, Römische Geschichten. 23. Aufl. 214 S.
- M. N., Die sociale Stellung der Volksschullehrer. Zur Aufklärung und Abwehr. Braunschweig, Karl Burgdorf. 48 S.
- Karl Reissenberger, Des Hundes ndt. Untersucht und herausgegeben. Sonderabdruck aus dem Programme der k. k. Staats-Oberrealschule in Bielitz für das Schuljahr 1892/93. Wien, Karl Gerolds Sohn 1893. 39 S.
- H. Führer, Deutsches Lesebuch auf vaterländischer Grundlage. Für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. Nischendorf, Münster i. W. 1893. 402 S.
- H. Rademacher, Auswahl volkstümlicher Lieder und Gedichte. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior) 1893. 292 S.
- H. Holdermann, L. Sevin und B. Kellner, Meisterwerke der deutschen Litteratur in neuer Auswahl und Bearbeitung für höhere Lehranstalten. 15. Bdch.: Schillers Gedichte, herausgeg. von Victor Kellner. Berlin, Reuther und Reichard 1893. XXVIII, 224 S. Pr. geb. M. 0,60.

- Theodor Flathe, Deutsche Reden. Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Erster Halbband. Leipzig, F. W. von Biedermann XXXV, 288 S. Pr. M. 6.—
- Neue Bahnen, 4. Jahrg., Heft 4 und 5. E. v. Sallwürf, Art und Bedeutung einer kulturgemäßen Schulaufsicht. (Ein höchst beachtenswerter Aufsatz, den kein Gebildeter und insbesondere kein Lehrer ungelesen lassen sollte.)
- D. Lyon, Handbuch der deutschen Sprache. Erster Teil. Sexta—Tertia. Vierte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1893. Pr. M. 2,40.
- D. Lyon, Abriß der deutschen Stilistik Dritte Auflage der ersten Abteilung des Handbuches der deutschen Sprache II. Leipzig, B. G. Teubner 1893. Pr. M. 1,—. (Daneben bleibt das Handbuch II. Teil auch in ungetrennter Gestalt bestehen.)
- D. Lyon, Abriß der deutschen Litteraturgeschichte. Dritte Auflage der dritten Abteilung des Handbuches der deutschen Sprache II. Leipzig, B. G. Teubner

Erwiderung auf die von Herrn G. Bötticher an dem deutschen Lesebuche von J. Hense geübte Kritik.

Herr G. Bötticher zu Berlin hat im 3. Heft des 7. Jahrganges dieser Zeitschrift den II. Teil meines deutschen Lesebuches für die oberen Klassen höherer Lehranstalten (erschienen bei Herder in Freiburg in 2. Auflage) einer Kritik unterzogen, die mich zu folgender Entgegnung, beziehungsweise Klarstellung nötigt.

Der Herr Rezensent wendet sich nach aburteilender Einleitung zunächst im allgemeinen gegen „Lesebücher, welche den Zweck haben, den Schülern eine Litteraturgeschichte mit einem Teile der deutschen Litteratur selbst in die Hand zu geben, damit sie möglichst alles beisammen haben“. „Heute weiß man, oder sollte wenigstens jeder wissen, daß man sich mit dem Brodensystem nur noch lächerlich machen kann; billige Schulausgaben genügen den allgemeinen Bedürfnissen der Schulen so vollkommen, daß jene Lesebücher überhaupt als überwundener Standpunkt erscheinen“. Gleichwohl heißt es bald darauf, daß „die Schüler sich die Dichtungen der Freiheitskriege meist mühsam zusammensuchen müssen“. Wie verhält sich dieser Satz zu dem vorher genannten? — Auch der Herr Rezensent muß trotz jener den Bedürfnissen der Schule vollkommen genügenden Schulausgaben sich ein litteraturgeschichtliches Lesebuch zusammenstellen, das jedoch „nur soweit berechtigt ist, als jene Sammlungen Lücken haben oder unzweckmäßig angelegt oder etwa mangelhaft erläutert sind“. Der überwundene Standpunkt ist also noch nicht überwunden und wird wohl auch noch nicht so bald überwunden sein, wie auch die westfälische Direktoren-Konferenz vom Jahre 1889 in These 5 erklärte: „Auch für die 4 oberen Klassen ist ein poetische und prosaische Stücke enthaltendes Lesebuch unentbehrlich. Überhaupt bedarf die Prosa größerer Pflege durch Klassen- und Privatlektüre“. Doch, überlassen wir die Entscheidung dieser Streitfrage der Zukunft!

Der Herr Rezensent meint sodann, daß das vorliegende Lesebuch, „selbst wenn man den landläufigen Begriff eines Lesebuches heranbringe, nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen könne“. „Möglich, daß andere anders denken; mir aber sei es gestattet, meinen eigenen Maßstab anzulegen“.

Zu meiner Freude kann ich Herrn Bötticher die Versicherung geben, daß andere anders gedacht haben und denken, wie eine große Anzahl mir vorliegender durchweg günstiger Rezensionen beweist. Es stehen freilich diese Rezensenten

gleich mir auf einem anderen Standpunkt und haben daher auch einen anderen Maßstab angelegt. Der Standpunkt des Herrn Bötticher ist der der Subjektivität, während die günstigen Rezensenten nach dem Maßstabe der Lehrpläne geurteilt haben, nach denen ich das Buch verfaßt habe, und von denen auch ein Schullesebuch sich nicht entfernen darf, wenn es seinem Zwecke gerecht werden will. In den Erläuterungen zu den Lehrplänen vom Jahre 1882, von denen die vom Jahre 1891 betreffs des Deutschen nur unwesentlich abweichen, heißt es: „Nicht aufgenommen ist als selbständiger Lehrgegenstand die deutsche Litteraturgeschichte. Dagegen wird gefordert, daß auf Grund einer wohl gewählten Klassen- und Privatlektüre die Schulen mit den Hauptepochen unserer Litteratur bekannt gemacht werden“. Nach dieser Forderung ist das Lesebuch abgefaßt; daher sind für die fünfte und sechste Periode vorwiegend nur charakterisierende Übersichten gegeben, daher ist die zweite Blüteperiode (gleich der ersten im I. Teile) eingehend behandelt worden. Von diesem Gesichtspunkte aus konnten Fleming, Logau, Günther, Gleim, Kleist, Gellert u. a. nicht weiter berücksichtigt werden, als sie berücksichtigt sind. Übrigens möchte ich hierbei noch darauf hinweisen, daß Proben von Gleim und Gellert mehr in ein Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen, als in ein solches für die oberen gehören; ebenso muß ich gegenüber der Behauptung, daß Fleming, Logau, Günther „gar nicht“ vertreten seien, berichtigend bemerken, daß von Fleming das Reiselied, von Logau ein Epigramm, von Günther das Abendlied abgedruckt ist.

Der Herr Rezensent bemerkt ferner, daß das Buch, welches nach dem Titel eine Auswahl deutscher Poesie und Prosa bringen soll, „überhaupt keine Auswahl aus Poesie und Prosa bringe, sondern nur aus der Poesie“. Hier hat derselbe wunderbarerweise übersehen, daß der II. Teil die Aufschrift trägt: „Dichtung der Neuzeit“. Lag es da bei einem vorurteilsfreien Rezensenten nicht nahe, sich zu vergewissern, ob es nicht noch einen Teil gebe, der die so schwer vermißte Prosa enthielte? Dieser prosaische dritte Teil ist erschienen in demselben Verlage 1889 unter dem Titel: „Beschreibende und lehrende Prosa“. Derselbe enthält zu meiner stillen Genugthuung gar manche der von Herrn Bötticher für sein „planmäßig gestaltetes litteraturgeschichtliches Lesebuch“ verlangten Aufsätze, wie „einiges litteraturgeschichtlich Wichtige“ aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Goethes Aufsatz über Laotoon, größere Absätze aus der Hamburgischen Dramaturgie, Abschnitte aus der Abhandlung: Von dem Wesen der Fabel. „Luthersche Prosa“ fehlt freilich, da sie sich in den Rahmen der Disposition dieses Teiles nicht einfügen ließ.

Den Vorwurf, daß „das Gelübde des Messias“, die „Versammlung der Höllensürsten“ und „Maria und Portia“ planlos nebeneinander gestellt seien, darf ich mit Hinweis auf die Inhaltsangabe auf S. 31 und auf die leichte Verständlichkeit dieser drei Stücke übergehen.

„Die Planlosigkeit des Buches“ bei Lessing und Herder, indem „der dürftigen Behandlung Lessings gegenübersteht (S. 104—117, unrichtig statt 119) eine sehr ausführliche Herders (S. 119—160), was den Schülern von vornherein ein ganz schiefes Bild von der Bedeutung der beiden Männer giebt“, widerlegt sich durch die Thatsache, daß Lessing thatsächlich 59 Seiten, Herder dagegen nur 47 gewidmet sind, wie es der Bedeutung der beiden Männer wohl entsprechend sein wird. „Nicht besser wird der Eindruck, wenn man als Abschluß der Proben von Lessing das beliebte Inventarstück der Lesebuchfabriken „die drei Ringe“ findet. Was in aller Welt soll das hier! Wenn die Jungen den Nathan lesen, so haben sie die drei Ringe in ihrem richtigen Zusammenhange, lesen sie ihn nicht, so ist gerade

dieser Teil, besonders in der einseitigen Beleuchtung des Herrn Henke, irreführend und schädlich.“ Möge Herr Bötticher meine Beleuchtung einseitig nennen, da ich in Nathan nicht eine Predigt religiöser Duldsamkeit, sondern eine Verherrlichung des religiösen Indifferentismus, der vollen Gleichgiltigkeit in Glaubenssachen sehe, ich stehe gewiß nicht allein auf diesem Standpunkte und werde es stets für meine Pflicht halten, die Schüler auf diese auch nach Lessings Briefen nicht zu bezweifelnde Tendenz des Nathan aufmerksam zu machen gegenüber so vielen anderen Büchern, die in Nathan Lessings größte That sehen. Voccaccios Novelle von den drei Ringen bildet aber den Grundstock zum Nathan und zu seiner Tendenz: darum ist sie in das Lesebuch aufgenommen.

„Ganz unzureichend sind ferner die Inhaltsstizzen von Laokoon und der Dramaturgie. Von einer Gliederung der im Laokoon entwickelten Gedankenreihen ist keine Rede. Noch schlimmer steht es mit der Dramaturgie. Herr Henke erwähnt von ihrem unerschöpflichen Inhalt rund und nett nur die drei Einheiten und thut das Ganze auf einer halben Seite ab! Man muß das lesen, um es zu glauben, daß man solch plan- und inhaltloses Gerede als Schulkost Primanern zu bieten wagt.“ Der II. Teil bietet betreffs des Laokoon auf 2 vollen Seiten eine Darlegung der verschiedenen Gesetze, nach denen die bildenden Künste und die Poesie sich richten, und der III. Teil enthält eine Übersicht des Inhaltes der 29 Kapitel. Aus der Hamburgischen Dramaturgie sind 5 Abschnitte aufgenommen und zwar: a) von dem Wesen der Tragödie, b) über die drei Einheiten, c) der tragische Dichter und die historische Wahrheit, d) die Geistererscheinungen bei Voltaire und bei Shakespeare, e) Epilog, in Summa 28 Seiten. Aber auch, wenn diese 28 Seiten fehlten, bietet das Lesebuch doch etwas mehr als nur die drei Einheiten, indem es an der betreffenden Stelle mit Auslassung der weniger wesentlichen Sätze heißt: „Was Lessing mit seinem Laokoon auf dem Gebiete des Epos erzielt hatte, das erreichte er auf dem Gebiete des Dramas mit seinem berühmten Wochenblatte „Hamburgische Dramaturgie“, welche „ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken enthalten und jeden Schritt begleiten“ sollte, den die Kunst des Dichters und des Schauspielers mache. Das kritische Register enthielt aber nicht bloß die Besprechung der aufgeführten Stücke, sondern wurde eine tief durchdachte Ästhetik des Dramas, welche die Grundjätze desselben mit Schärfe und Klarheit festsetzte und eine Reform des deutschen Theaters begründete, von der auch Schiller und Goethe nachhaltig beeinflusst wurden. Er wies nach, daß das französische Drama, welches die deutsche Bühne vorzugsweise beherrschte — waren doch von den in Hamburg im deutschen Nationaltheater aufgeführten Stücken zwei Drittel Übersetzungen französischer Stücke — die sogenannten Einheiten des Aristoteles unrichtig behandle, da nur die Einheit der Handlung von entschiedener Wichtigkeit sei. Im Gegensatz zu den Franzosen verwies er auf Shakespeare, der neben Aischylos und Sophokles Vorbild für die dramatische Poesie sei.“ Ich überlasse es dem Urteile eines gerechten Lesers, ob diese Darstellung die Benennung eines „plan- und inhaltlosen Geredes“ verdient. Die dramatischen Werke sollen in „demselben höheren Töchterstile (1)“ behandelt sein. Dieser Ansicht darf ich die eines anderen Rezensenten, Herrn A. F. Meyer, gegenüber stellen, der bemerkt, „daß die Biographien der behandelten Dichter und die Charakteristik ihrer Werke sich durch Beschränkung auf das Notwendige, durch edlen Stil und durch einen durchaus unparteiischen, vornehmen Standpunkt auszeichnen“.

Derjelbe Vorwurf wird erhoben betreffs Gottscheds und Bodmers, welche „natürlich auch in der landläufigen phrasenhaften Oberflächlichkeit der Töchter-

schulleitfäden behandelt werden“. Um die Wahrheit dieses Vorwurfes zu prüfen, habe ich eine Anzahl von Litteraturgeschichten verglichen, welche für die oberen Klassen höherer Lehranstalten geschrieben sind; von einer phrasenhaften Oberflächlichkeit meiner Darstellungsweise habe ich bei diesen Vergleichen mich nicht überzeugen können.

Betreffs der gegen die Behandlung Herders gerichteten Vorwürfe habe ich zu bemerken, daß nicht ganz 10 Seiten (der Herr Rezensent meint 11) den eigenen Dichtungen Herders eingeräumt sind, um Beispiele zu bieten für Paramythie, Allegorie, Epigramm und Legende. Daß Eid „fast vollständig abgedruckt“ sei, entspricht nicht der Wahrheit, da der Auszug aus demselben, in welchem die ausgelassenen Partien durch Inhaltsangaben ergänzt sind, genau nur ein Drittel der ganzen Dichtung umfaßt. „Einen Begriff vom Volksliede nach Herder den Schülern beizubringen“, dürfte nicht schwer halten, wenn man ihnen die betreffenden Stellen aus den Briefen über Ossian und die Lieder alter Völker und aus der Vorrede der Volkslieder darlegt.

„Die Raumverschwendung an Schiller und Goethe“ hat ihren Grund in dem Plane des Buches und in der Absicht, den Schülern nur das Beste zu bieten, während die billigen Schulausgaben manches Unwichtige, Überflüssige und zum Teil auch Bedenkliches enthalten.

Berichtigend muß ich ferner bemerken, daß „Frau (!) Annette von Droste-Hülshoff“, doch wohl unbestritten unsere erste deutsche Dichterin, mit dem Ausdruck, „daß sie auch ihre Stelle haben mag“, etwas zu niedrig gestellt ist, berichtigend auch, daß Lenau, Grün, Jedlik, Grillparzer, Platen, Redwitz und Scheffel nur „dem Namen nach erwähnt seien“, da dieselben vielmehr unter Angabe ihrer hauptsächlichsten Werke auf drei vollen Seiten einzeln charakterisiert sind. Wilkenbruch und Martin Greif, deren Bedeutung ich gewiß nicht unterschätze, sind allerdings nicht genannt; sie hätten mit noch anderen zeitgenössischen Dichtern erwähnt werden können, wenn außer Weber noch andere lebende Dichter genannt wären, und wenn nicht das Buch ein reines Schulbuch sein sollte, für welches doch gewiß das Wort gelten muß: sunt certi denique fines.

Über die Berichtigungen, die Herr Bötticher dem Buche zuteil werden läßt, werde ich mit ihm im einzelnen nicht streiten; wo dieselben berechtigt sind, nehme ich sie dankbar an, die meisten derselben muß ich jedoch zurückweisen, da sie sich teils als unrichtige Behauptungen erweisen, teils von einem Standpunkte diktiert sind, auf den ich mich nicht stellen kann.

Zu den ersteren gehören z. B. „das Haupt der ersten schlesischen Dichterschule war Opiz“. „Wie mag sich der Verfasser wohl diese „Schule“ denken?“ Im Lesebuche steht: „Von größerer Bedeutung (als die vorher genannten Sprachgesellschaften) wurde die sogenannte (!) erste schlesische Dichterschule, die sich vorzugsweise der Lyrik widmete. Ihr Haupt war Martin Opiz“. Der Unterschied der beiden Citate springt klar in die Augen. „Opiz' Prosodie und Metrik ist noch jetzt gültig“ zitiert der Herr Rezensent; der Originaltext sagt: „In seinem 1624 veröffentlichten „Buch von der deutschen Poeterey“ schuf Opiz die Grundlage (!) zu der noch jetzt gültigen Prosodie und Metrik“. Deckt sich etwa der Inhalt dieses Satzes mit dem von Herrn Bötticher zitierten? „In einer Linie als Bekämpfer der zweiten schlesischen Schule werden Günther, Weise, Spee, Scheffler, Gerhardt genannt“ also behauptet der Herr Rezensent. Was aber sagt das Lesebuch? „Gegen diese, den ästhetischen und den moralischen Verfall der Poesie herbeiführende Unnatur der zweiten schlesischen Schule traten durch Streben nach Einfachheit und Wahrheit namentlich auf: Christian Günther

und Christian Weise“. Nachdem dann diese beiden Dichter charakterisiert sind, heißt es weiter: „Als selbständige Dichter ragen auf dem Gebiete der Lyrik hervor: Friedrich von Spee, Johann Scheffler und Paul Gerhardt“.

Ich komme zuletzt zu den Berichtigungen jener „schiefen“ oder „schielenden“ Stellen, bei denen der Herr Rezensent auf den Gedanken kommt, „daß der Verfasser wahrscheinlich Katholik ist, was gar manches in überraschende Beleuchtung rückt“. Allerdings bin ich — freimütig bekenne ich das — Katholik und habe demnach betreffs der Reformation eine andere Auffassung als der Herr Bötticher, auch betreffs des Kirchenliedes, das nicht lediglich Eigentum der protestantischen Kirche war, wie aus Meister und Bäumer, aus Beck und anderen Werken klar zu ersehen ist. Doch, genug hiervon, da die ganze Auffassung des Herrn Bötticher in dieser Beziehung eine von der meinigen gar zu verschiedene ist.

Aus dem Gesagten betreffs des Wertes der Kritik des Herrn Rezensenten einen Schluß zu ziehen, unterlasse ich und gestatte mir schließlich nur noch die Bemerkung, daß ich es meiner nicht würdig erachten kann, die gewagten Folgerungen desselben zu beleuchten und seinen in mehr als einer Beziehung verletzenden Ton zu berücksichtigen.

Warburg.

J. Henze.

Erwiderung des Rezensenten.

1. Ist es ein Widerspruch, wenn ich den Standpunkt des Henseschen Lesebuches als überwunden bezeichne und dann ausführe, wie ich mir allenfalls ein literaturgeschichtliches Lesebuch für die oberen Klassen von einem andern Standpunkte aus denken könnte? Sollte der Standpunkt der Westfälischen Direktorenkonferenz von 1889 (Verfasser meint hoffentlich eine allgemeine, nicht bloß katholische Konferenz) in der Lesebuchfrage der des Herrn Direktor Henze sein — was aber aus den Worten des Herrn Henze nicht ersichtlich ist —, so könnte ich das nur bebauern.
2. Wenn nach den Lehrplänen von 1882, auf die sich Herr Henze beruft, die Schüler mit den Hauptepochen unserer Litteratur bekannt gemacht werden sollen, heißt das, daß es durch solche „Lesebücher“ geschehen soll? Sollen sich die Schüler etwa auch an den dürftigen Inhaltsangaben der klassischen Dramen genügen lassen, wie sie Herr Henze bietet, und die Originale nur von fern ansehen, weil sie etwa „manches Unwichtige, Überflüssige und zum Teil auch Bedenkliches“ enthalten? — Sehr charakteristisch ist es, daß Herr Henze Gleim und Gellert in die unteren und mittleren Klassen verweisen will. Ja, sind denn Schillers Balladen nicht auch der Lesestoff dieser Klassen? Ist es also nicht richtig, wenn ich behaupte, daß der Verfasser die Aufgabe geschichtlicher Entwicklung, die der Prima zufällt, völlig verkennt?
3. Daß Henses Lesebuch noch einen dritten Teil hat, der die Prosa enthält, habe ich freilich nicht gewußt, konnte es auch billigerweise nicht wissen, da er es in dem vorliegenden Teile mit keiner Silbe verrät. Ich kann daher über diesen Teil auch nicht urteilen, aber über die Zweckmäßigkeit dieser Teilung zur Erreichung des Lehrzieles der Prima hege ich begründete Zweifel. Es fehlt eben auch hier der Gesichtspunkt geschichtlicher Entwicklung, und die dürftige Skizze vom Laokoon und der Hamburger Dramaturgie im zweiten Teile bleibt so wie sie ist, nämlich planlos, weil die Lehre von den drei Einheiten hier als der Kernpunkt der ganzen Dramaturgie erscheint, und inhaltlos, weil mit den allgemeinen Ausdrücken von der Begründung einer Reform des deutschen Theaters nichts anzufangen ist.

4. Wenn der Herr Verfasser berichtigend anführt, daß Lessing 59 und Herder 47 Seiten gewidmet sind, so ist das wohl ein Versehen, denn S. 104—119 sind 15 und S. 119—160 sind 41 Seiten. Selbst mit Hinzurechnung der 28 Seiten Lessing im dritten Teile stimmt die Rechnung nicht. — In der Beurteilung des Nathan stehe ich dem Verfasser übrigens vielleicht näher, als er denkt, aber das hindert mich nicht, die „Probe“ von den drei Ringen vom pädagogischen Standpunkte aus zu mißbilligen.
5. Phrasenhaft und oberflächlich nenne ich die Ausführungen über Gottsched und Bodmer deshalb, weil auch hier Bodmers und Breitingers Ansichten von der Phantasie als ganz etwas anderes hingestellt werden, als sie in Wahrheit sind. Daß viele andere Schullehrbücher dasselbe thun, bestreite ich nicht.
6. Was ich gegen die Ausführungen des Verfassers über das Volkslied nach Herder gesagt habe, hat er nicht verstanden. Daher noch einmal: Mein Vorwurf richtet sich gegen die Meinung des Verfassers, daß Herder „die Unterschiede von Kunst und Volksdichtung festgesetzt habe“. (S. 125.) Das hat er eben nicht gethan oder hat es falsch gethan, und deshalb wollte ich wissen, wie der Verfasser den Schülern den richtigen Begriff vom Volksliede nach Herder beibringen wolle.
7. Dpiß betreffend sieht jeder, der die „berichtigten“ Citate des Verfassers liest, daß die Sache dieselbe bleibt. Beide Sätze bedürfen eben einer kurzen Erläuterung, wenn sie für die Schüler nicht Phrasen bleiben sollen. Falsch ist und bleibt auch der „berichtigte“ Satz, daß Dpiß die Grundlage zu der noch jetzt giltigen Prosodie und Metrik geschaffen habe. Mit diesem noch kann ich nichts anfangen, wenn ich es nicht auf Dpißens eigene Metrik beziehen soll. Die Unklarheit der folgenden „Berichtigung“ meiner Citate springt sofort in die Augen. Sollen Spee, Scheffler, Gerhardt als selbständige Dichter neben Günther und Weise unter gemeinschaftliche Überschrift gestellt werden, so verstehe ich das Ganze erst recht nicht.
8. Es liegt mir natürlich ganz fern, dem Herrn Verfasser aus seinem katholischen Glauben einen Vorwurf zu machen, aber ich bedauere, daß er ihm nicht erlaubt, Luther und das evangelische Kirchenlied wenigstens nach ihrer litterarischen Bedeutung hinreichend zu würdigen. Auch der Prosateil hat ihm ja wegen seiner „Disposition“ keine Stelle für Luther gelassen, und Paul Gerhardt erscheint im vorliegenden Teile als „Kirchenliederdichter auf protestantischer Seite“, der „im Anschluß an die alte Hymnologie Lieder von tiefer Empfindung singt“, hinter Spee und Scheffler. Das heißt also, wir haben eine Blüte des katholischen Kirchenliedes, aber auch einige Protestanten haben Kirchenlieder gedichtet, die freilich auch auf die alte katholische Hymnologie zurückgehen.
9. Ich bin den einzelnen Absätzen der Erwiderung des Herrn Direktor Henje gefolgt; wenn die einzelnen Punkte also etwas kraus durcheinander gewürfelt sind, so ist das nicht meine Schuld. Zum Schluß füge ich gern hinzu, daß es mir leid thut, wenn sich der Herr Verfasser persönlich durch den einen oder andern Ausdruck verletzt gefühlt hat. Ich habe das nicht gewollt. Ein Ausdruck könnte allerdings mißverstanden werden, der von dem „höheren Töchterstile“. Ich meinte damit die in Litteraturgeschichten für höhere Töcherschulen übliche Darstellung.

Berlin, 18. Mai 1893.

G. Bötticher.

zur Geschichte der Aussprache in neuester Zeit

(S. 153 ff.) nachträglich.

Von Rudolf Gildebrand.

Ich hatte gehofft, mit meinem Aufsatze für den so wichtigen und so wenig beachteten Gegenstand weitere Theilnahme anzuregen und zugleich Beobachtungen und Mittheilungen Anderer hervorzulocken, die dem Gange der besprochenen Bewegung weitere Beleuchtung geben würden, welche er so gut brauchen kann. Das scheint sich denn auch zu bewähren, ich habe schon ein paar wesentliche Nachträge mitzutheilen und hoffe auf mehr.

Für die Äußerung der Rahel über Goethes Deutsch aus d. J. 1815, die ich nur im Gedächtniß hatte, gab mir Freund Redlich die Fundstelle und den genauen Wortlaut, in dem sich in meinem Gedächtniß doch eine kleine Verschiebung eingestellt hatte. Sie schreibt an Barnhagen im Oct. 1815: „Er sagte mir in einer etwas sächsischen, sehr aiséen Sprache“. Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde 2, 331.

Für die Entwicklung der Bühnensprache kam mir aus Steglitz bei Berlin von Herrn Dr. Rudolph eine höchst willkommene Mittheilung aus Goethes Gesprächen mit Eckermann im 3. Bande, in einer Stelle, die ich mir freilich auch vor Jahren schon wohl angestrichen, aber vergessen hatte. Da kommt am 5. Mai 1824 die Rede auf Studien und Aufzeichnungen Goethes zu einem Katechismus für Schauspieler, die Eckermann ordnet, und da ist denn wieder, wie in den Regeln für Schauspieler v. J. 1803, besonders von der Aussprache die Rede, in erster Linie wieder von den Consonanten, dann aber auch von den Vocalen, von denen jene Regeln noch schwiegen.

Goethe erzählt aus der Zeit seiner Theaterleitung — er hatte sie ja seit 1817 aufgegeben, eigentlich durch einen Hund vertrieben, und hat seitdem das Theater nicht wieder betreten — nun, er erzählt also von seinem Verdruß, den er da besonders mit Oberdeutschen, Sachsen und Thüringern gehabt hatte in Bezug auf die Aussprache; in den Vordergrund ist da wieder die Vermengung von B und P, D und T, auch G und K gestellt, wonach z. B. Pein wie Bein, Paß wie Baß, glauben wie klauen, begrenzen wie bekränzen, Gram wie Kram, Gunst wie

Kunst klinge. Kann er doch dabei ein Geschichtchen erzählen, wie ihn einst in Jena ein Student der Theologie einmal mit der Bitte angegangen sei, nächsten Sonntag für ihn predigen zu dürfen. Goethe aber verwies ihn an den Archidiaconus Noethe in Jena, den er gemeint hatte. Eckermann weiß einen Fall, der „in diesen Tagen“ auf der Bühne vorgekommen sei; da erhält ein Liebhaber von seinem Mädchen Vorwürfe wegen einer kleinen Untreue, und sagt endlich ungeduldig „o ende!“ — aber man hörte „o Ente“ und lachte allgemein. „Eine hiesige junge Sängerin“, weiß Eckermann auch zu erzählen, „hatte neulich zu sagen: ich will dich den Eingeweiheten übergeben, sie sagte aber: den Eingeweiden.“

Nach weiteren solchen Geschichtchen kommt doch auch das Schicksal der Vocale zur Erwähnung, von denen die Regeln für Schauspieler v. J. 1803 noch völlig schwiegen. Es ist aber auch nur vom Ü die Rede, das oft wie J ausgesprochen werde. Goethe erzählt, wie er z. B. (auf der Bühne) Küstenbewohner für Kistenbewohner, gründlich für gründlich, Triebe für Trübe habe sagen hören. Eckermann aber weiß dazu ein hübsches Geschichtchen, das „neulich“ vorgekommen sei. Eine junge Dame, die in einer mißlichen Lage einem Manne folgen soll, den sie nie zuvor gesehen, sagt zu ihm: „Ich kenne dich nicht, aber ich setze mein ganzes Vertrauen in den Edelmutth deiner Biege (Büge)“, worauf dann ein großes Gelächter entstand.

Was sich aus diesem für unsere Frage ergibt, ist merkwürdig genug: noch i. J. 1824 war die Bühnensprache so weit entfernt von der doch nun gesuchten genauen Aussprache, daß Fälle wie jener „Edelmutth deiner Biege“ möglich waren, auch durch das Läuterungsfeuer der Proben hindurch! Wie sollte man damit außer der Bühne, im Leben weiter sein? Man sieht da gegen das bessere Wissen einen hartnäckigen Widerstand der Gewohnheit vor sich, der erst in den vierziger Jahren allmählich gebrochen werden sollte. Man sieht aber auch an den Beispielen von der Weimarer Bühne, die sich gewiß anderwärts wiederholten, daß die dabei auftauchenden Lächerlichkeiten, die man im Leben wohl nicht, aber von der Bühne herab hörte, das sprachliche Gefühl und Gewissen endlich vollends geschärft haben mögen. Weitere Beiträge zur helleren Beleuchtung dieser Bewegung wären sehr erwünscht. —

Zu Gottsched wäre nachträglich noch ein Geschichtchen beizubringen, wenn es nicht ins Derbe übergriffe. Aber es ist zu bezeichnend und nirgends so am Platze wie hier, und den Wit darin wird wohl jeder anerkennen. Es ist mir aus frühen Jahren und nur mündlich bekannt, es gehörte zu dem Anekdotenbestand, der sich unter Schülern vererbt und dabei nachweislich auch alt werden kann, wie ich denn Schulscherze

aus meiner Schulzeit im 17. Jahrhundert wiedergefunden habe. Gottsched nämlich hielt darauf, in der Conjugation die alten rechten Formen geußt, fleußt, schleußt u. dgl. nicht eingehen zu lassen. Dagegen ist denn der Spott des Geschichtchens gemünzt. Es sollte danach einst ein Fremder nach dem Professor Gottsched gefragt, aber von der Frau Professorin den Bescheid erhalten haben: „Er ist außs Land und scheußt Hasen“. Der Spott setzt eben die lässige Aussprache des eu voraus.

Bu der gesegneten Mahlzeit

(VI, 733) nachträglich.

Von Rudolf Hildebrand.

Daß bei dem Wunsche „gesegnete Mahlzeit“ ursprünglich Gott als der Segnende gedacht und gesagt war, ist in dem Aufsatze dort mehr erschlossen als bewiesen. Einem Beweise nahe oder gleich kommt nun aber Folgendes aus Schwaben. In den Schwarzwälder Dorfgeschichten von B. Auerbach 1, 7 (in der Geschichte vom Tolpatz) kommt vor: „Das Marannele brachte die Suppenschüssel, stellte sie auf den Tisch, faltete die Hände, ein jeder that das Gleiche und nun betete sie vor. Nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, setzte man sich mit einem „G'jegne's Gott“ zu Tische. Und wenn im Vorarlberg, wie mir ein Freund von dort meldet, dem Gaste Wein oder Speise mit einem „gsägniß“ hingesezt wird, so ist das dasselbe mit Verschweigung von Gott. Der dort gebürtige Freund legt es mir aus mit „gesegne es Euch (Gott)“, danach geht das — iß auf mhd. in ez, in'z zurück.

Bur Geschichte der Aussprache.

Von Gerh. Heine in Bernburg a. S.

Zu der von Prof. Hildebrand behandelten Frage bieten auch die erhaltenen Briefe von Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft einiges Material. Diese Briefe sind herausgegeben von G. Krause in zwei Werken: Der fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erhschrein, Leipzig 1855, und Ludwig, Fürst zu Anhalt-Cöthen III. Teil Neusalz 1879.

Die Gesellschaft beschäftigte sich auch mit Fragen der Orthographie, und wie nahe ihr dies liegen mußte, zeigt am besten die schwankende Schreibart in den Briefen ihrer Mitglieder. Ein Wort, das den Mitgliedern gewiß geläufig war, wie der Nährende (Gesellschaftsname des Fürsten Ludwig) wird in demselben Briefe das eine Mal mit e, ein

anderes Mal mit *ä* geschrieben (L. III, S. 23 u. 24), mit demselben Wechsel des Vokals sogar in einem Briefe des Fürsten selbst (S. 125.) Ebenso wechselt in einem Briefe *e* und *ä* in *gnädig* (S. 96). *Wäre* wird teils mit *ä* (S. 136), teils mit *eh* (S. 119 u. 149), teils auch mit *o* (S. 149) geschrieben. Überhaupt zeigt sich im Gebrauch des *e* und *ä* ein schwankender Gebrauch, und zwar zu Ungunsten des *ä*. Für diese Zeit wäre es meines Erachtens nicht erlaubt, aus der Schreibart *e* einen Schluß auf die Aussprache zu machen; denn das würde einen Einfluß des Dialektes auf die Orthographie bedeuten, der sich sonst trotz der schwankenden Schreibart, auch der Konsonanten, nur in geringem Maße geltend macht. Freilich ganz fehlt er nicht. Als Beispiele dürfen wohl gelten *uffwartung* und *uff* (S. 148 u. 149) von Buchner geschrieben, einem geborenen Dresdener, und *Truck* (S. 128) von Dietrich von dem Berder, der in Reinsdorf bei Cöthen wohnte. Fälle, die im besondern als Belege für Prof. Hildebrands Meinung angeführt werden können, sind z. B. *ungereumbt* (S. 156 u. 165) für *ungereimt* in Schriftstücken des Gueindtius (wie er sich schreibt), der bei Guben geboren sich in Wittenberg, Cöthen und Halle aufgehalten hat, *frömde* S. 158 bei Schottel, *erhöben* als Infinitiv, S. 294 bei Philipp von Zesen, geb. bei Dessau, *würd* statt *wird* S. 295 bei Gueindtius, doch nur im Zitat Zesens, *gereyen* für *gereuen* (E. S. 112) in einem Briefe von Erasmus von Starhemberg aus Wien. Als Eigennamen kommt *Eulenburg*, statt *Eilenburg* (L. III 130) weniger in Betracht, gar nicht als ältere Sprachformen *Hellisch* S. 65, *eräugnen* S. 282, *wirdig* (E. S. 37) u. a.

Die Beispiele ließen sich noch vermehren, sind aber im ganzen doch sehr dünn gesät. Vielleicht, daß ein Teil der obigen Beispiele seinen Grund darin hat, daß die Mitglieder der Gesellschaft die Abneigung gegen Umlaute bekämpften und so ein *ö* oder *ü* oder *eu* auch wohl an unrechtem Plage anbrachten. Denn der „besten aussprache im reden“ (L. III 3) sich zu befleißigen, war ja die Absicht der Gesellschaft. Daß der Aussprache Sorgfalt zugewendet wurde, zeigt sich an mehreren Stellen. So schreibt der Fürst einmal: „Empfangen ist darum besser als Empfangen, damit das *pf* recht ausgedruckt werde, also auch *Empfahen*, welches eine sonderbare billigkeit giebet: darum dan auch sonderbare leute, die es nicht wol aussprechen können, damit aufgezogen werden, das man sie wil *Pful*, *Pfütke* lassen aussprechen, da sagen sie *Ful* u. s. w.“ (S. 258).

Nach der Aussprache wollte der Fürst die Schreibart der Wörter regeln, er steht gewissermaßen auf dem phonetischen Prinzip; wie er dies aber handhabte, zeigt folgende Stelle aus einem seiner Briefe: „Was wegen der Meisnischen art Zu reden, als weibisch und verzärtelt der Männischen (alhier besser Mänlichen) deutschen heldensprache ganz ent-

gegen erwenet, und dargegen die Schlesiſche und Frändiſche art gelobet, und es mit ihr gehalten wird, das leſſet man alles an ſeinen ort geſtellet; Man wird hierunter keinem Zu nahe ſein, weil doch einem ieden ſeine weiſe am beſten gefellet. Meine iſt dieſes gleichwol darbey Zu wiſſen, wie es auch in der Rechtschreibung Zu finden, das man bey der fruchtbringenden geſellſchaft nicht auf die gemeine landesart, die viel mangels hat, als an andern orten auch iſt, gegründet, und dasjenige ſo für weiblich und Bärtlich gehalten, oder andern deuchten kan, nicht gut geheiffen, ſondern vielmehr geſtohen wird. Die beyspiel könnten leichtlich fürgeſchrieben werden, man wil ſich aber dieſmal darmit nicht aufhalten, ſondern es bis etwa ein mal Zu einer unterrede, darinnen es füglich erkläret werden kan, geſpart haben". (G. S. 376.)

Dem Rektor Gueindtius will des Fürſten Grundſatz nicht recht in den Sinn, er vertritt das hiſtoriſche Prinzip. So ſchreibt er an Ludwig: „Es hat deß Nährenden vernünfftige Erinnerung mit bedacht erwogen der Ordnende¹⁾, vnd befindet ins gemein notwendig zu gedenden, daß zu beobachten, ob dieſe meinung könnte mit grund vnd fug der gelarten welt erhärtet werden man ſolte nur die buchſtaben ſchreiben, ſo im außreden gebrauchet werden. Weill Ein anders deß reden, ein anders deß ſchreiben, in Jenem ſiehet man auf den wohllaut, vnd auff iedes Landes Mundart, in dieſem auff den Uſprung, wie einhelliglich auß den andern Sprachen zu ſchließen... Endlich könnte man auff ſothane weiſe etlicher Buchſtaben entbehren. Denn warumb wolte man nicht alles mit einem F ſchreiben, nach der außrede, daß man kein zugeshloſſen V, deſſen laut gleich Jenem, bedürffte? Dergleichen würde es auch mit J und G eine Beſchaffenheit haben, worzu wehre Y, weil es wie ein I klinget? daß x iſt unnötig nach der Sprache, weil es lautet wie ein gs" (L. III 237 u. 238).

Das weiſt der Fürſt als „eingebildete folgerhey" zurück und fährt fort: „Wo fehler im auß ſprechen ſind, ſollen ſie die gelehrten weiſen und beſſern, auch nicht verhehlen, ſonſten behielten ſie die Kunſt alleine im kopfe, und würde andern nicht mitgetheilet". (S. 240.)

Daß nun zu dieſen Fehlern der Ausſprache auch die Umlaute Anlaß gaben, daß aber dieſe fehlerhafte Ausſprache als ſolche empfunden wurde, zeigen mehrere Stellen. Der Fürſt ſchreibt an Harsdörffer: „Geheimnüs, Bedingnüs iſt darum beſſer als geheimnis, bedinguis, ob das leyttere ſchon alſo in Meiſſen aber übel außgeſprochen wird, damit man auch dieſen fehler nicht gut heiſſe, ſonſten müſte man auch anſtat brüder, brider, verfürren, verfürren und dergleichen ſchreiben: Alſo findet

1) Gueindtius.

man in dieser oder jener also genannten Mundart oft dasjenige zu verlassen was contra communem sensum und die vernunft leuffet." (S. 257.)

In seiner Übereignungsschrift zur deutschen Rechtschreibung sagt Gueindtius: „Hilf Gott, wie ein anders ist umringen, das ist umgeben, und umbringen, das ist tödten. Ein anderes Meer, ein ander mehr. Leer und Lehr, Versehen und Vorsehen sind unterschieden, welche Wörter doch von denen, so nichts achten, oder auch nichts verstehen, für ein ander ofte gesetzt werden.

Also ist ein anderes im schreiben, so doch im aussprechen bey eylichen fast einerley, ein Schüler, mit dem ü, und ein Schieler mit ie ...

Und wie in andern Sprachen derentwegen viel streits und ungleiche Deutungen entstanden, also nicht weniger in der deutschen. Ja man kan eher zum Stamme und eigentlichen ursprunge auch zum richtigen verstande der bedeutung eines jeglichen worts gelangen, wan man die Buchstaben und deren begrif richtig beschrieben findet.

Gewiß ist ein unterschied zwischen Leiden weil es mit dem D. und zwischen Leiten so mit dem T. geschrieben wird, Bracht ist vom prangen, Bracht vom bringen und dergleichen" (S. 245).

Und schließlich noch ein Zeugnis aus dem Briefwechsel Ludwigs mit Dietrich von dem Werder, dem Vielgeförnten. Dieser schreibt: „Dar beneben wirdt er (Ludwig) vnterdienstlich ersucht, ob er vnbeschwehrt verzeichnen wil, wie viel er vermeint das wörter zu finden sein die sich auff Cöthen reimen er behalte aber solch verzeichniss bey sich dan in ein par tagen wirdt sichs ausweisen warumb solches gesucht worden, von dem, der sich nennt Den Vielgeförnten“.

Dazu merkt sich der Fürst folgende Wörter an: Cöthen, Flöten, Nöthen, Tödten, Flöhten, Kröten, Erhöhten. Er erhielt darauf vom Vielgeförnten einen Brief, in dem es heißt: „Cöthen vndt Cehnten oder Behnten Seindt Zwar vngleich etwas im ausreden, Aber doch meiner meinung beyde weiche e oder ö, derowegen sie auch wohl gegen einander als gleichlautende in den reimen zur endung gesetzt werden können. Harte e aber nenne ich: „betten, erretten, fetten, hetten, ketten, redten, wetten“. Dabei liegt ein Scherzgedicht, das nicht zu den besten und auch nicht zu den verständlichsten Gedichten Dietrichs von dem Werder gehört. Es beginnt:

Cöthen bleibt Cöhten,
 Wan wir die Kröten,
 Die Krieger, behnten,
 Auch Händ erhöhten,
 Stets seufzer wehten,
 Ja uns erböhten,
 Vndt nicht entblödten,
 Sie anzuflöhten:
 Auch rümb uns drehten. u. s. w. (E. S. 143 u. 144.)

Der Fehler in der Aussprache der Umlaute wird gekannt, man ist sich selber bewußt e, und ö, i und ü verschieden auszusprechen. Gegen diese Annahme wird sich nicht die Freiheit der Reime, die auch in den Gedichten Ludwigs sich findet, geltend machen lassen. Denn neben Reimen wie lieget:gefüget, rehen:vernehen finden sich auch solche wie ausgelassen:maßen (von Maß), erkleret:gelehret, ihn:gewin. Diese zeigen, daß man überhaupt gegen unreine Reime sehr weitherzig war; und für mein Ohr reimt sich noch jetzt Freuden:Leiden, Gemüt:Lied besser als ihn:Gewinn, Maßen:lassen u. dergl.

Mag immerhin die Aussprache der Umlaute nicht völlig scharf gewesen sein, so scheint mir doch aus den angeführten Briefen hervorzugehen, daß es im 17. Jahrhundert Gebildete in Mitteldeutschland gegeben hat, bei denen ö, ü, eu in der Aussprache nicht mit e, i, ei zusammenfielen.

Zu Schillers Dramen.¹⁾

Von Gustav Rettner in Schulpforta.

1.

Zur Chronologie des Wallenstein.

Der 4. Akt von Wallensteins Tod scheint bekanntlich einen auffallenden chronologischen Widerspruch in den Angaben über Maxens Tod in der Schlacht bei Neustadt zu enthalten.

Der Akt beginnt am Spätabend (des vierten Tages der Gesamthandlung der Trilogie) mit Wallensteins Einzug in Eger, vgl.:

Sc 7, 2818 Es wird Zeit zum Abendessen;
Sc. 8, 2847 Der Sonne Licht ist unter.

In Sc. 9 findet ein Scenenwechsel statt, aber ohne daß in der Handlung eine Unterbrechung einträte: Thekla erwacht eben aus der Ohnmacht, in die sie in Sc. 5 sank. — In vier Scenen wird von dem Kampfe bei Neustadt berichtet:

Sc. 3. 2619 Wallenstein.
Ein starkes Schießen war ja diesen Abend
Zur linken Hand, als wir den Weg hieher
Gemacht. Bernahm man's auch hier in der Festung?
Gordon.
Wohl hörten wir's, mein General. Es brachte
Der Wind den Schall gerad' von Süden her.

1) Der Aufsatz ging uns bereits im vorigen Jahre zu. D. V.

Buttler.

Von Neustadt oder Weiden schien's zu kommen.

Wallenstein.

Das ist der Weg auf dem die Schweden nah'n.

Sc. 4, 2646

Terzly.

Eine Schlacht ist vorgefallen
Bei Neustadt, und die Schweden blieben Sieger. . . .
Ein Landmann bracht' es mit von Tirschenreut,
Nach Sonnenuntergang hab's angefangen,
Ein kaiserlicher Trupp von Tachau her
Sei eingebrochen in das schwed'sche Lager,
Zwei Stunden hab' das Schießen angehalten,
Und tausend Kaiserliche sei'n geblieben,
Ihr Oberst mit, mehr wußt' er nicht zu sagen.

In Sc. 5 hat endlich Illo von einem Reitenden d. h. dem schwedischen Hauptmann das Nähere erfahren:

Die Schweden stehn fünf Meilen nur von hier,
Bei Neustadt hab' der Piccolomini
Sich mit der Reiterei auf sie geworfen, . . .
Die Pappenheimer alle, auch der Max,
Der sie geführt — sei'n auf dem Platz geblieben.

Dagegen beginnt in Sc. 10 die ausführliche Erzählung des schwedischen Hauptmanns selbst zwar im Einklang mit diesen Stellen:

Wir standen keines Überfalls gewärtig,
Bei Neustadt schwach verschanzt in unserm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufstieg vom Wald her u. s. w.,

schließt aber überraschend genug 3062:

Heut früh bestatteten wir ihn.

Der Widerspruch zwischen der Ansetzung des Kampfes in der ersten Stelle auf „diesen Abend“ und der letzten Angabe erscheint so schroff, daß man von jeher daran Anstoß genommen hat. Die Entschuldigung, daß es dem Dichter auf Genauigkeit in solchen Nebensachen nicht ankomme, findet in Schillers sonstiger Gewissenhaftigkeit in der Zeitrechnung seiner Dramen keinen Anhalt und würde auch gerade hier, wo es sich um die zeitliche Bestimmung eines wichtigen Ereignisses innerhalb desselben Aktes handelt, wenig angebracht sein.

Einen Versuch, diesen Widerspruch zu beseitigen, hat jüngst L. Bellermann, Schillers Dramen Bd. 2 S. 22 gemacht, indem er „diesen Abend“ = „letzten Abend“ d. h. „gestern abend“ nahm. Dem scheint mir der Sprachgebrauch auf das Entschiedenste zu widersprechen. „Diesen Abend“ heißt ebenso wie *ce soir* „heute abend“, vollends

wenn man den Ausdruck am Abend selbst gebraucht, kann gar kein Zweifel über diese Bedeutung sein. Dazu kommt noch der Zusatz Wallensteins und Gordons zu jenen Worten: Das Schießen, das man von Eger aus vernahm, kann Wallenstein nicht gestern abend, als er von dem ungefähr 12 Meilen entfernten Pilsen aufbrach (W. T. III, 23, 2371. 2375), gehört haben.

Ich selbst habe etwa gleichzeitig mit Bellermann in Mafius' Jahrbüchern die Vermutung aufgeworfen, daß die Erzählung von Maxens Begräbnis, die bekanntlich in engem Anschluß an den Bericht von der Bestattung Ewalds von Kleist ausgeführt ist, vielleicht vom Dichter nachträglich eingefügt¹⁾ sei, da sie sich etwas auffällig zwischen Theklas identische Fragen schiebe:

3061 Und wo — wo ist — Sie sagten mir nicht alles.

3075 — Wo ist sein Grab?

Jetzt hat sich mir indessen aus einer erneuten Prüfung des Zusammenhangs eine Lösung des scheinbaren Widerspruchs ergeben, die, soweit ich augenblicklich die Litteratur überblicken kann, noch nicht versucht ist. Ich meine: man muß sich entschließen, die beiden verschiedenen Zeitangaben als vom Dichter mit voller Absicht gemachte hinzunehmen, daraus ganz unbefangen die Konsequenzen ziehen und sie mit den sonstigen Voraussetzungen der Handlung zu vereinigen suchen.

1. Die ausführlichste und genaueste Darstellung von Maxens Tod haben wir in dem Botenbericht des schwedischen Hauptmanns; er wirkt dramatisch unzweifelhaft am lebendigsten, prägt sich am nachhaltigsten der Phantasie des Hörers ein: von ihm haben wir also auszugehen. Danach ist Max am Abend des vorhergehenden — dritten — Tages gefallen und am Morgen des vierten begraben. Am dritten Tage spielt der dritte Akt: Wallenstein will in der Schlussscene morgen in Eger sein. Eine genauere Angabe über die Tageszeit fehlt, doch können wir schließen, daß Schiller sich die Handlung am Vormittag gedacht hat: Sc. 5, 1562 entdeckt Terzky eben erst, daß die Kroaten und Jäger in der Nacht ausgerückt sind, und bei der Verwandlung in Sc. 13 ist keine längere Pause anzunehmen. Wenn also Max am Schluß des Aktes „von hier gerad' ins Feld des Todes“ eilen will, so kann er mit der Reiterei noch am Abend dieses Tages das schwedische Lager bei Neustadt erreicht haben; das Fußvolk war ganz naturgemäß

1) Bei der Korrektur möchte ich noch auf Dünkers' inzwischen in dieser Zeitschrift S. 176—179 erschienene Besprechung der Stelle verweisen; auch er findet eine Erklärung des Zeitwiderspruchs in der „Möglichkeit, daß Sch. die Erzählung des Hauptmanns erst später eingefügt habe, ohne den Widerspruch zu bemerken“.

„noch weit dahinten“ geblieben (3030). — Auf dieses Treffen bei Neustadt am Abend des vorhergehenden Tages beziehen sich die Meldungen in Sc. 4 und 5; die Bemerkung, daß Max von Tachau her kam, zeigt, daß Schiller ihn den direktesten Weg einschlagen ließ: der Ort liegt etwa in der Mitte einer geraden Linie zwischen Pilsen und Neustadt.

2. Von diesem Treffen ist nun das starke Schießen, das man am Abend des Tages, wo Wallenstein in Eger eintritt, von der Festung aus hörte, scharf zu trennen! So sehr wir bei flüchtigem Lesen geneigt sind, es mit dem Vorhergehenden zu identifizieren, nichts zwingt uns dazu, wohl aber spricht vieles, ja eigentlich alles dagegen. Durch eine genaue Zeitangabe sind beide Treffen geschieden; und gleichsam zur Warnung, daß wir die Nachricht, die wir zuerst von Maxens Tod in Sc. 4 erhalten, nicht auf den Kampf „dieses Abends“ beziehen, läßt der Dichter sie durch einen Landmann von Tirschenreut bringen: unmöglich konnte ein solcher Bote in der verschwindend kurzen Zwischenzeit schon in Eger mit der Nachricht vom Ausgang des Kampfes eintreffen, denn Neustadt ist, wie uns in Sc. 10 ausdrücklich mitgeteilt wird, sieben Meilen von Eger entfernt, Tirschenreut liegt etwa auf halbem Wege.

Verführt werden wir zu der Identifikation der beiden Treffen, weil beidemal Neustadt genannt wird — bei dem letzten Treffen doch aber nur unbestimmt, mit Weiden zusammen, um die Richtung des Schalls zu bezeichnen — und weil wir die genaueren Nachrichten über die Zeit des ersten Kampfes und die Entfernung des Schlachtfeldes erst in Sc. 10 erfahren. Und es lag auch wohl in der Absicht des Dichters, das Verhältnis der beiden Treffen zu einander zunächst zu verschleiern. Denn — und jetzt komme ich zu der Beantwortung einer Frage, die gewiß jedem Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, auf den Lippen schwebt, und damit zu der eigentlichen Lösung des Rätsels — was wollte der Dichter mit der dunklen Andeutung eines zweiten Kampfes in der Gegend von Neustadt an demselben Abend, wo Wallenstein in Eger einzieht? Er wollte leise und doch vernehmlich für den, der hören will, darauf hinweisen, daß ein feindlicher Zusammenstoß sich vorbereitet, daß die Gegner thätig sind — kurz: er wollte das Nache Octavios hier schon motivieren, so daß es in Akt 5 zwar durchaus, wie es dramatisch sein muß, ungeahnt, plötzlich, überraschend eintritt und dennoch dem nachrechnenden Verstand in dem Vorhergehenden vorbereitet erscheint.

Sicherlich werden die meisten Leser in Akt 5 ebenso verblüfft von dem plötzlichen Auftreten Octavios gewesen sein, wie die Personen des Dramas, und sich verwundert gefragt haben: woher kommt er mit einem Male? Und doch ist alles zwar knapp, aber klar verknüpft. Er ist am Ende von Akt 2 zu Gallas nach Frauenberg gegangen. Nun eilt er

von Südosten her auf Eger zu. Die Schweden stehen in ihrem verschanzten Lager bei Neustadt dazwischen: er mußte auf seinem Marsche mit ihnen hier zusammentreffen. Genau in derselben Stunde, wo Wallenstein sich Eger näherte, durchbrach auch sein Gegner die Schweden; wenn jener bei der Nachricht von diesem Treffen freudig ausruft: „Das ist der Weg, auf dem die Schweden nahn“, so ahnt er nicht, daß gerade jetzt seine Vereinigung mit ihnen abgeschnitten wird, und endlich: in dem Augenblicke, wo Illo und Terzky laut frohlocken über den Untergang des jüngeren Piccolomini, rückt bereits sein Vater über die Stätte, wo er fiel, siegreich heran. So liegt in der Verkettung der Ereignisse eine tragische Ironie, die wir allerdings — wie fast stets — erst am Schluß erkennen. Denn über der, jener dunklen Hindeutung auf ein Treffen am heutigen Abend unmittelbar folgenden Siegesnachricht vergessen wir ganz die erstere oder fassen sie falsch auf und wähnen, die siegreichen Schweden seien im Anzuge, bis uns dann V, 9 zweimal scharf entgegentönt:

3745 Es ist ein Irrtum, es sind nicht die Schweden —

3755 Es war ein Irrtum, es sind nicht die Schweden —

Die Kaiserlichen sind's, die eingedrungen.

So ist die ganze Situation der letzten Akte in dem vierten ebenso scharfsinnig in klaren pragmatischen Zusammenhang gesetzt, wie zu geschlossener tragischer Wirkung zusammengefaßt.

2.

Räuber, Akt III, Scene 2.

Den „dreispizigen Degen“, den sich Rosinsky wählt, um den Minister zu ermorden, habe ich in den Jahrb. f. Phil. u. Päd. Abt. II 1891 S. 573 als einen dreischneidigen erklärt und auf die Dreiecker (Panzerbrecher) des Mittelalters und unsere alten Bajonetts verwiesen. Ich halte auch jetzt noch diese Erklärung für die nächstliegende. Doch kann man den Ausdruck auch ganz wörtlich nehmen = ein Degen mit drei Spitzen. Solche Waffen besitzt z. B. das Johanneum in Dresden. Die „Beschreibung des Kgl. historischen Museums, Dresden 1890“ sagt darüber S. 66: „Das Pult des dritten Fensters enthält eine Anzahl interessanter Waffen aus dem 16. Jahrhundert, als Rappiere, deren Klingen durch einen Druck sich verlängern, einen Degen mit zwei von der Klinge abspringenden Stangen, welche die Klinge des Gegners vom Gefäß abzuleiten bezweckten u. s. w. Einem ähnlichen Zweck dienten die hier liegenden Parierdolche, auf- oder auseinander-springende und sich in 2 oder 3 Klingen teilende Dolche, welche beim Zweikampf, namentlich in Italien, Spanien und Frankreich

in der linken Hand geführt wurden, um den feindlichen Stoß zu parieren, während die Rechte das Kappier führte“. Gegen die Annahme einer solchen Waffe in der Stelle der Räuber spricht nur, daß sie wesentlich zur Verteidigung dienten und im sechzehnten Jahrhundert üblich gewesen zu sein scheinen. Doch kann Sch. sie erwähnt haben, ohne ihren eigentlichen Gebrauch zu kennen, in der Meinung, damit eine besonders gefährliche Waffe zu bezeichnen.

Ich will hier noch bemerken, daß auch Fr. Leop. v. Stolberg in seiner 1778 in erster, 1781 — dem Jahr der Schillerschen Räuber — in zweiter Auflage erschienenen Übersetzung der Ilias sich unter dem *τριγλώχιον οιστός* eine ähnliche Waffe vorgestellt zu haben scheint. Er übersetzt 5, 392

*τλή δ' Ἡρῆ, ὅτε μιν κρατερός παῖς Ἀμφιτρούωνος
δεξιτερὸν κατὰ μαζὸν οἰστῶ τριγλώχινι
βεβλήκει· τότε καὶ μιν ἀνήκεστον λάβεν ἄλγος,*

Here duldete, als Amphitryonides, der starke,
Ihr mit dreifachspitzigem Erze den Busen verlehete;
Lange blieb unheilbar die Wunde, wüthend die Schmerzen.

Er dachte sich nämlich die *ὄγκοι* des Pfeils als zwei federnde Seitenspitzen, wie seine Übersetzung von 4,214 zeigt:

*αὐτίκα δ' ἐκ ζωστήρος ἀρηρότος ἔλκεν οἰστόν,
τοῦ δ' ἐξελκομένοιο πάλιν ἄγεν ὀξείες ὄγκοι*

Da zog aus dem zierlichen Gürtel Machaon des Pfeiles
Spitze, und es sprangen zurück die Widerhaken.

Boß übersetzte 1793 die erste Stelle richtig „mit dreischneidigem Pfeil“, die zweite unklar, aber wohl auch im Sinne Stolbergs:

Und wie er auszog, bogen die spitzen Haken sich rückwärts,
während es nur heißen kann: „während er den Pfeil rückwärts zog,
brachen die Widerhaken ab“ oder „die Widerhaken brachen rückwärts ab“. ¹⁾

3.

Brant von Messina, Akt I, Scene 4, B. 348.

Verut dies Geschlecht, das herzlos falsche kennen!
Die Schadenfreude ist's, wodurch sie sich
An eurem Glück, an eurer Größe rächen.
Der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz
Ist ihrer Lieder Stoff und ihr Gespräch.

1) Eine Abbildung eines solchen Pfeils giebt W. Helbig, das Homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. 2. Auflage. S. 341.

Mit diesen Worten der Isabella vergleiche man folgende Sätze Voltaires in seiner Dissertation sur la mort d'Henry IV. (aus dem 1. Bande der 1748 flg. in Dresden gedruckten Sammlung seiner Werke), die ich Erich Schmidts soeben erschienener Ausgabe von „G. E. Lessings Übersetzungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaires, Berlin, Verlag von W. Herz“ entnehme (S. 160, Z. 9):

Ich bin allezeit über die unglückselige Leichtigkeit erstaunet, mit welcher selbst Leute, welche am wenigsten eine niederträchtige Handlung zu begehen fähig sind, die allerschrecklichsten Verbrechen den Staatsbedienten, den Personen, welche in Ämtern sitzen, Schuld geben. Man klaget sie an, um sich an ihrer Größe zu rächen; man will sich durch die Erzählung der abenteuerlichsten Anekdoten ein Ansehen geben.

Der Ausdruck „sich an ihrer Größe rächen“ ist so charakteristisch, daß hier wohl kein zufälliges Zusammentreffen, sondern eine — unbewußte? — Reminiscenz vorliegt.

4.

Maria Stuart, Akt II, Scene 3, V. 1293.

Du mußt den Streich erleiden oder führen!

Ich weiß nicht, ob schon bemerkt ist, daß diese Worte, die Schiller dem Burleigh in den Mund legt, um Elisabeth zur Verurteilung Marias zu drängen, eine freie Übersetzung des Verses sind, den Elisabeth selbst vor sich hing gesprochen haben soll, ehe sie das Todesurteil fällt:

Aut fer aut feri, ne feriare feri!

Diese Äußerung erzählt u. a. Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution S. 122; sie bis auf Schillers Quellen zu verfolgen, ist mir im Augenblick nicht möglich, vermutlich fand er sie bei Cambden, aus dem Hume (Gesch. von England Bd. 4 S. 207) ähnliches mitteilt. Die ganze Rede Burleighs bei Schiller schließt sich ziemlich genau an die Reden der „Hofleute“ an, in denen sie wie ebenfalls Hume nach Cambden a. a. O. berichtet „nicht ermangelten, jeden Beweggrund zu Mariens Bestrafung dringender zu machen und alle Einwürfe zu bestreiten“, sogar die Schlusssätze, daß „das Leben der einen der Tod der andern“ sei, findet sich dort.¹⁾

5.

Octavio Piccolomini wird im Wallenstein wiederholt kurzweg „der Alte“ genannt; so sagt z. B. auch der mindestens gleichaltrige Wallenstein (W. Tod III, 10):

Der Alte hat dem Kaiser mich verraten.

1) Darnach ist zu berichtigen, was ich in *Mastus*, Jahrb. 1891 S. 571 unter Zustimmung von Dünker (im Märzheft dieser Zeitschrift S. 179) ausgeführt habe.

Denselben Beinamen führte in Schillers Hause sein Jugendfreund und Schwager Wilhelm von Wolzogen (vgl. Schiller und Lotte, 3. Ausg. S. 127, 132 Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde II S. 116, 118, Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen II² S. 155), selbst Schiller nennt ihn so (Carolines Nachlaß I S. 399), obwohl jener drei Jahre jünger war, als er selbst. Es wäre denkbar, daß Schiller im Wallenstein diesen Beinamen des Freundes, der ja auch als umsichtiger und gewandter Diplomat sich auszeichnete, halb scherzend aufgriff, um den Eindruck von Octavios Wesen dadurch kurz zu bezeichnen. So hatte er ja einst auch in den Räubern seinen früheren Lehrer, den Pfarrer Moser, eingeführt und von seinen Mitschülern, ja „selbst von einigen Vorgesetzten und Aufsehern nicht bloß einzelne Züge, sondern sogar die Namen abgenommen“ (Minor, Schiller I S. 320); so nannte er in Kabale und Liebe I, 7 die „beste Frau im Herzogtum“ Henriette v. Wolzogen zu Ehren „von Dstheim“, so sollten in seinen Rathesern zwei Ritter nach zwei jungen Freunden Stein und Hardenberg heißen (Weimarer Vierteljahrschriften 4, 540), so läßt er im Tell zur Erinnerung an den Geschichtsschreiber der Schweiz „einen glaubenswerten Mann, Johannes Müller von Schaffhausen“ die Kunde von Abrechts Ermordung bringen.

6.

Zur Textkritik der Räuber.

I. Von Schillers Räubern kommen — abgesehen von den Abweichungen der einzelnen Abdrücke — vier verschiedene Texte in Betracht:

1. von der Buchausgabe „Die Räuber. Ein Schauspiel“

a) der erste Druck (im folgenden U bezeichnet = Urtext),

b) die erste Ausgabe (im folgenden S bezeichnet = Schauspiel).

Von U hat sich erhalten eine in S durch eine andere ersetzte Vorrede (Goedekne II, 4—7), sowie der vor der Veröffentlichung umgearbeitete und umgesetzte Bogen B (veröffentlicht von A. Cohn in Schnorrs Archiv 1880 S. 277—296); dasselbe geschah für S wahrscheinlich auch mit Bogen R und D.

2. Von der Theaterbearbeitung „Die Räuber. Ein Trauerspiel“

a) das Mannheimer Theatermanuskript (= M)

b) die erste Ausgabe 1782 (= T).

S erschien zur Jubiläummesse 8. Mai 1781; die Theaterbearbeitung begann Schiller in der zweiten Hälfte des August, am 6. Oktober sandte er sie an Dalberg. Es läßt sich leicht nachweisen, daß er bei der neuen Redaktion nicht, wie man erwarten sollte, S zu Grunde legte, sondern ein Exemplar des ersten, verworfenen Druckes benutzte. Am genauesten ist der Anschluß an U in M. Allerdings hat Schiller auch hier

einzelne Auswüchse — Längen und Verbheiten — nach dem Vorgange von S beseitigt oder gemildert, auch hat er sich an einigen Stellen durch Umänderung und Einschübe, welche das Drama Dalbergs Wünschen entsprechend in das Zeitalter Maximilians versetzen und mit Motiven des Ritterdramas verflechten sollten, völlig von dem ursprünglichen Texte entfernt. Aber, soweit diese oberflächlich aufgesetzten Lappen nicht reichen, ist im allgemeinen die Lesart von U so genau, selbst bis in ganz nebensächliche Außerlichkeiten (wie z. B. abweichende Wortformen, synonyme Ausdrücke) gewahrt, daß ich annehmen möchte, Schiller habe diesen Text in die Aushänggebogen von U hineingearbeitet und danach abschreiben lassen. Man wird nun um so besser seine Worte in jenem Briefe an Dalberg verstehen: „Entschuldigen Sie die ungleiche Handschrift, das Unkorrekte der Schreibart; ich eilte Ihnen das Stück zu schicken, und darum zweierlei Hand“ u. s. w.

Viel stärker als in M näherte er sich dem Texte von S wieder in T, ohne indessen die Grundlage von U zu verwischen.¹⁾

Aus dem Gesagten wird es begreiflich sein, daß man einen inneren Grund für das Zurückgehen auf U in M und T — etwa die Rücksicht auf größere Kraft des Ausdrucks oder stärkeres dramatisches Leben — meist vergebens suchen würde.

Zum Beweise für diese Aufstellungen will ich kurz den Anfang der Schenkenscene in allen vier Fassungen vergleichen. Die 2. Scene des I. Actes in U S ist in T in Scene 3—7, in M in Scene 3—5 zerlegt.

In Sc. 3 in TM ist der Handlung ein kurzer Monolog Karls vorausgeschickt. Aber nur die Einleitungszeilen sind neu hinzugedichtet, das Folgende von „Über die verfluchte Ungleichheit in der Welt“ bis zum Schluß „Thränen prallten ab von ihrer hockledernen Seele“ giebt einfach U Seite 19 wieder. Wenn dabei M die von T abweichenden Lesarten hat „Mangel legt Blei an die kühnsten Begierden“ und „trippelten mir das Haus ab, ein paar elende Schulden einzutreiben“, so schließt es sich damit noch wörtlicher an U an.

Mit Spiegelbergs Eintritt beginnt in T der 4. Auftritt. Der Anfang der Scene ist in TM wieder neu hinzugedichtet, er enthält die Nachricht, daß das Faustrecht abgeschafft und der Landfriede eingeführt sei; in M ist dieser Zusatz noch breiter ausgeführt: der kühne Gensensjäger Maximilian wird den Pfaffen und Memmen entgegengesetzt, das Kammergericht wird verspottet, von einem Ritte der Genossen gegen ein

1) Später ist allerdings auch in M der Text der Vulgata S wieder in größerem Umfange hineintorrigiert.

benachbartes Schloß erzählt u. s. w. — lauter Züge im Geschmack des Ritterdramas.

Der kurze Übergang „Mein ich mag nicht daran denken“ bis „meinen Willen in Gesetze schnüren“ ist aus S entlehnt, dann aber wird in M meist U kopiert, in T zwar auch zu Grunde gelegt, aber nach dem Vorgang von S gekürzt. Statt aller Ausführungen im einzelnen, die doch kein rechtes Bild von Schillers Verfahren geben würden, stelle ich die vier verschiedenen Fassungen dieses charakteristischen Abschnittes übersichtlich nebeneinander.

U	M	T	S
Fluch über das Gesetz, das zum Schneckengang verderbt, was Adlerflug geworden wäre!	Fluch über den ewigen Landfrieden für Teuttschland!	Fluch über den Frieden, der zum Schneckengang verderbt, was Adlerflug geworden wäre!	Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre.
Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit springt über die Palissaden des Herkommens, und brütet Kolosse und Extremitäten aus.	Der Friede hat noch keinen großen Mann gebildet, aber der Krieg! In Freiheit springt man über die Palissaden des Herkommens und brütet Kolosse und Extremitäten aus.	Der Friede hat noch keinen großen Mann gebildet, aber der Krieg	Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit
[folgt eine längere Zwischenrede über Miltons Satan, dann:]			
O ich sage dir, wüßte ich nur der Geist Herrmanns wäre nicht ganz ausgestorben in uns? — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Athen Nonnenklöster seyn sollen — es ist nichts so unmöglich, das ein Mann nicht zu Stand bringen kann.	O ich sage dir, wüßte ich nur, der Geist Herrmanns wäre nicht ganz ausgestorben in uns! Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich. Und aus Teuttschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Athen nur Nonnenklöster seyn sollten! — Es ist nichts so unmöglich, das ein Mann nicht zu Stand bringen kan! —	Ah daß der Geist Herrmanns noch in der Asche glimmte — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland — doch! nein! nein! Laß!	Ah! daß der Geist Herrmanns noch in der Asche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom u. Sparta Nonnenklöster seyn sollen.

U	M	T	S
[Spiegelbergs Plan, Palaestina zu erobern].	[Spiegelbergs Vorschlag das Faustrecht zu erneuern und — stark verkürzt — sein Plan Palaestina zu erobern]	[fehlt]	[= U]
Moor (nimmt ihn lächelnd bey der Hand) Bruder mit unseren Donquixoterien ist's nun am Ende.	Karl (nimmt ihn lächelnd bei der Hand) Bruder mit unseren Donquixoterien ist's nun am Ende.		Moor (nimmt ihn lächelnd bey der Hand) Kamerad! Mit den Narrenstreichen ist's nun am Ende.
Ich bin lang genug herumgeschwärmt, wie ein Spring ins Feld, von nun an wird's nach einer andern Melodie gehen.	[Zusatz über die Erfindung des Pulvers, des Buchdrucks u. die Entdeckung Amerikas als Ursachen der abnehmenden Heldentraft].	Ich will's fechten verlernen in meinen väterlichen Hahnen.	
Sp. Wie zum Teufel! Du wirst doch nicht gar den verlorenen Sohn spielen wollen?	Sp. Wie zum Teufel? Du wirst doch nicht gar den verlorenen Sohn spielen wollen, deinem Vater zu Füßen fallen zc.	Sp. Wie zum Teufel? Du wirst doch den verlohrnen Sohn nicht spielen wollen? —	Sp. stutzig. Pfui, du wirst doch nicht gar den verlorenen Sohn spielen wollen?

Diese Probe wird genügen. Eine so mechanische Übereinstimmung wie in den Worten „Rom und Athen“ in UM gegen „Rom und Sparta“ in S wäre allein fast entscheidend für das Verhältnis der Rezensionen.

II. Wenn also MT im ganzen den Text von U viel treuer bewahrt haben, als S, so ergiebt sich daraus die Folgerung, daß MT auch — allerdings mit großer Vorsicht — herangezogen werden können, um da, wo der von ihnen abweichende Text von S erheblichere Bedenken erweckt, auf das Ursprüngliche zu schließen.

Von dieser Folgerung aus fällt, glaube ich, ein neues Licht auf die Erkennungsszene zwischen Karl, seinem Vater und Amalia, die in der Gestalt, wie sie jetzt in S vorliegt (Akt V, Sc. 2), vielfache Anstöße bietet.

Daß hier für S starke Änderungen noch im Drucke vorgenommen sein müssen, zeigt schon die abweichende Zeilenzahl der betreffenden Seiten 208—211 statt der regelmäßigen 28 hat 208 und 210 nur je 20, 211 nur 23 Zeilen.¹⁾ Und so macht auch der Text vielfach den Ein-

1) Bergl. A. Cohn a. a. D. S. 278.

druck des Zerrissenen, Lückenhaften, während er in T M durchweg eine klare, in sich zusammenhängende Entwicklung zeigt. Den entsprechenden Bogen von U hat bisher noch kein glücklicher Zufall ans Licht gebracht, doch möchte ich es wagen, die Spuren des ursprünglichen Textes noch in T M nachzuweisen.

Der wesentlichste Unterschied zwischen T M und S besteht in der Art, wie beide Redaktionen die Wiedererkennung zwischen Vater und Sohn eintreten lassen. In S giebt sich Karl erst nach Amalias Erscheinen gleichzeitig als Sohn und als Räuberhauptmann zu erkennen und versetzt durch diese Entdeckung dem Alten den Todesstoß. In T M dagegen hat er sich ihm schon vorher als Sohn offenbart, unmittelbar nachdem Franz von den Räubern in denselben Turm gestoßen ist, in den er seinen Vater eingeschlossen hatte. Bekanntlich ist diese Bestrafung Franzens in T M statt des kurzen Berichtes, den die zurückkehrenden Räuber von seinem Selbstmorde geben, als eine neue, theatralisch wirkjame Scene eingelegt; dieser Einschub ist aber so locker mit den übrigen verbunden, daß das Erlebnis kaum eine Minute in der Stimmung der Handelnden nachklingt. So wird auch der alte Moor nur ganz flüchtig von dem furchtbaren Schicksal seines jüngeren Sohnes ergriffen; als er in Karl seinen älteren Sohn erkannt hat, ist alles, was er eben schaudernd erlebte, wie weg-gewischt, die Freude des Wiedersehens ist rein und ungemischt! Man sieht also, wie hier gleichsam zwei verschiedene Schichten des Dramas zusammenstoßen.

Die Scene schließt in T M mit Worten, die klar auf die folgende Entwicklung hinweisen (das in [] Gesezte steht nur in M):

D. a. Moor [(Aufstehend über ihn) Nimm mein Leben zum Dankopfer, O Himmel! — Auch ich kan noch glücklich seyn — Ich verzweifelte an deinem Strale, und bin nun ein Greiß worden in Wollust. —] (Im Ausbruch der höchsten Freude) Mein Karl lebt!

M. Moor. Dein Karl lebt! — Dir vorausgeschickt zum Retter, zum Rächer! So lohnte dir dein begünstigter Sohn! (auf den Thurm zeigend) — So rächet sich dein verlorener Sohn! (er drückt ihn wärmer an die Brust.)

Räuber. Voll im Wald! Stimmen!

M. Moor. (fährt auf) Ruft die andern (die Räuber ab. Moor mit sich selber) Es ist Zeit mein Herz — den Wollustbecher vom Mund, eh er vergiftet.

D. a. Moor. Sind diese Männer deine Freunde? Fast fürchte ich ihre Blicke.

M. Moor. Alles mein Vater! — dieses frage mich nicht.

In der folgenden Scene, die mit Amalias Auftreten beginnt, entspricht der Text von S zwar im ganzen demjenigen von T M, aber Rede und Gegenrede zeigen eine wesentlich andere Folge, dabei tritt der alte Moor fast völlig zurück. Welche Fassung die ursprünglichere sei,

kann nur eine eingehende Vergleichung ergeben. Ich stelle zunächst den Anfang beider Bearbeitungen bis zu dem Punkte, wo Amalia ihren Bräutigam erkennt, zusammen; von ganz unwesentlichen Abweichungen zwischen T und M sehe ich dabei ab.

T M

1. **A.** Die Todten, schreit man, sehen erstanden auf seine Stimme — Mein Oheim lebendig — aus diesem Thurme — Karl! Oheim! wo sind ich sie?
2. **K. M.** (zurückbebend) Wer bringt dir Bild vor meine Augen?
3. **D. a. M.** (raßt sich zitternd auf) Amalia! Meine Nichte! Amalia!
4. **A.** (stürzt dem Alten in die Arme.) Dich wider mein Vater — und meinen Karl — und alles!
5. **D. a. M.** Mein Karl lebt — Du — ich — lebt alles! Alles! Mein Karl lebt!
6. **K. M.** (rasend zu der Bande) Brecht auf Brüder! Der Erzfeind hat mich verrathen!
7. **A.** (entspringt dem Vater und eilt auf den Räuber zu, und umschlingt ihn, entzückt) Ich hab ihn! o ihr Sterne! ich hab ihn!

S

- a. **A.** [im Wesentlichen identisch bis] Mein Oheim lebendig — in diesem Wald — wo ist er? Karl! Oheim! Ha! (Stürzt auf den Alten zu.)
- b. **D. a. M.** Amalia! Meine Tochter! Amalia! (Hält sie in seinen Armen gepreßt.)
- c. **K. M.** (zurückspringend) [sonst identisch mit 2].
- d. **A.** entspringt dem Alten und springt [sonst identisch mit 7].
- e. **K. M.** (sich losreißend, zu den Räubern) Brecht auf ihr! [sonst = 6].

So unbedeutend der Unterschied scheinen mag, so ist er doch sehr bezeichnend. In T M weicht Karl auf Amalias suchende Frage „wo sind ich sie?“ sofort erschreckt zurück, der Alte ruft sie zu sich, und sie stürzt in seine Arme; dann erst, als er auf seinen Sohn hinweist, sucht dieser vergebens zu entfliehen, sie eilt auf ihn zu und umschlingt ihn. — Diese durchaus klare und in sich zusammenhängende Entwicklung der Handlung sehen wir in S seltsam verschoben: ohne irgend eine Motivierung wirft sich hier Amalia sogleich in die Arme des Alten, jetzt erst scheint Karl sie zu bemerken, er flieht, und nun erst erkennt sie ihn! — Übrigens zeigen die Worte des Alten in T M 5 „lebt alles! Alles!“, daß für die Fassung dieser Scene die Einlage mit der Klage „Aus dem Thurm reißen sie einen sterbenden Greisen, ihn zu grüßen: Deine Kinder sind geschlachtet“, noch nicht existierte.

Dies Verhältnis zwischen beiden Fassungen tritt fast noch deutlicher in dem Mittelstück hervor, wo Amalia sich als glückliche Braut träumt:

T M

8. **K. M.** Reißt sie von meinem Halse!
— Tödtet sie! Tödtet ihn! Mich!
Euch! Alles! Die ganze Welt geh
zu Grunde!
9. **A.** Bräutigam! Bräutigam! Du
rahest! Ha! vor Entzückung! Warum
bin ich auch so fühllos? Mitten im
Wonnewirbel so kalt?
10. **D. a. M.** Kommt Kinder! Deine
Hand Karl, — deine, Amalia —
O ich koste nie, daß mir vor dem
Grabe die Wollust würde! — Ich
will sie zusammensügen auf ewig.
11. **A.** Ewig sein! Ewig! Ewig! Ewig
mein! O ihr Mächte des Himmels!
entlastet mich dieser tödlichen Wollust,
daß ich nicht unter dem Zentner
vergehe!

S

- [folgt erst unter i]
- f. **A.** — 9.
- g **D. a. M.** (sich aufraffend) Bräutigam?
Tochter! Tochter! Ein Bräutigam?
- h. **A.** = 11 [nur Bürde statt Zentner].
- i. **K. M.** = 8 [mit dem Zusatz] (Er will
davon).

Hier sind gleich die Anfangsworte für den Wert von T M entscheidend, denn nur wenn Karls Ausruf in 8 vorhergegangen ist, hat Amalias Erwiderung in 9 Sinn. Aus Schillers gleichzeitiger Liebeslyrik heraus können wir es verstehen, daß sie seinen Wunsch, jetzt mit der ganzen Welt unterzugehen, als den Ausdruck eines „rasenden Entzückens“ auffaßt: pflegt sich doch in den Dithyramben der Anthologie mit dem höchsten „Wonnewirbel“ die Sehnsucht nach Vernichtung des Ich zu verbinden. Dagegen ist diese Äußerung Amalias in S im Anschluß an Karls Worte „Brecht auf ihr! Der Erzfeind hat mich verraten“, fast unbegreiflich. Ebenso schließt sich Amalias nächster Ausruf in T M auf das Engste an den Wortlaut des vorhergehenden Segens an; indem S von seiner veränderten Voraussetzung aus diesen Segen des alten Moor mit dem Ausdruck fassungslosen Staunens vertauschen mußte, hat es den Zusammenhang zwischen g und h fühlbar zerrissen.

Der Schluß lautet in T M:

12. **K. M.** (losgerissen von Amalien) Weg! Weg! Unglücklichste der Bräute! —
Schau selbst! frage selbst! höre! — Unglücklichster der Väter, laß mich
immer ewig davon rennen.
13. **A.** Wohin? Was? Liebe! Ewigkeit! Wonne Unendlichkeit! und du fliehst?
14. **D. a. M.** Mein Sohn flieht? Mein Sohn flieht?
15. **K. M.** Zu spät! Vergebens! — Dein Fluch, Vater! — frage mich nichts
mehr — ich bin — ich habe — dein Fluch — dein vermeynter Fluch!
(gefaßter) So vergeh dann, Amalia! Stirb, Vater! stirb durch mich zum
zweitenmal! diese deine Retter sind Räuber und Mörder! Dein Sohn ist
— ihr Hauptmann!
16. **D. a. M.** Gott! Meine Kinder! (er stirbt).

In S sind 12 und 13 umgestellt. Für den alten Moor tritt in 14 Amalia ein mit den Worten „Haltet mich! Um Gottes Willen haltet mich! Es wird mir so Nacht vor den Augen. — Er flieht!“ In 15 ist im Gegensatz zu dem „gefaßter“ eingeschoben „Wer hat mich hergelockt? (Mit gezogenem Degen auf die Räuber losgehend.) Wer von euch hat mich hieher gelockt, ihr Kreaturen des Abgrunds?“ 16. ist gestrichen, der Alte stirbt lautlos.

In T M ist es ganz natürlich, daß Karl ohne weiteres den Alten dreimal als Vater anredet, in S läßt sich dies zwar auch allenfalls aus der stürmischen Hast der Handlung erklären, umso empfindlicher aber stört dann die völlige Passivität, mit der der Alte alles aufnimmt. Die in S und T M identischen Schlußworte Karls scheinen auf die Schlußworte der vorigen Scene in T M zurückzuweisen.

Diese Anstöße, die der Text in S bietet, erklären sich am einfachsten aus einer Überarbeitung, in der die ursprüngliche Voraussetzung dieser Scene, daß der alte Moor Karl vorher bereits als seinen Sohn erkannt hat, beseitigt wurde; daraus erklärt sich vor allem die stumme Rolle, zu der jener hier plötzlich verurteilt ist, nachdem er an der vorhergehenden Scene so lebendig, ja redselig teilgenommen hatte. So möchte ich schließen, daß die Handlung sich ursprünglich ähnlich entwickelte, wie jetzt in T M. Ja in S scheint noch eine Stelle stehen geblieben zu sein, die auf die frühere Erkennung von Vater und Sohn hinweist. Wenn der alte Moor Karls Grimm gegen Franz besänftigen will mit den Worten: „Wie köstlich ist's, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen,“ so klingt dieses Citat doch etwas seltsam, so lange er in Karl noch einen wildfremden Mann sehen muß!

Was Schiller bewog, in S Karl erst da, wo er nichts mehr verhüllen kann, sich gleichzeitig als Sohn und als Räuber bekennen zu lassen, ist leicht zu sehen. So rührend der kurze Glückstraum ist, in dem der Alte sich wiegt und den auch Karl einen Augenblick kosten möchte — die Situation erschien dem Dichter doch wohl zu künstlich aufgebaut: in Gegenwart der Vater und Sohn unlagernden Räuberbande war die Illusion kaum denkbar. Zugleich gewann sein Held an heroischer Größe, wenn er bis zuletzt dem Reiz, sich dem Vater zu entdecken, widerstand und sich unbarmherzig den Genuß einer Liebe versagte, die er nicht verdient hat und die er doch im nächsten Augenblick, wenn ein Zufall die unausbleibliche Entdeckung seines jetzigen Standes herbeiführte, auf das Tiefste verwunden mußte. Endlich ergab sich so ein psychologisch viel wahrscheinlicherer Abschluß: wenn den Alten mit einem Schlage die doppelte Erkenntnis trifft, so muß ihn dies mit ganz anderer Wucht erschüttern, es erscheint begreiflicher, daß er darunter erliegt.

Für die Aufführung kam es dagegen dem Dichter viel mehr darauf an, die rührende Wirkung der Erkennungsscene, die wie ein flüchtiger Lichtblick zwischen all dem Furchtbaren erscheint, nicht einzubüßen: so blieb er hier dem ersten Druck treu, den er ohnehin, wie wir sahen, seiner Theaterbearbeitung zu Grunde legte.

Homer in Übersetzung als Lektüre im deutschen Unterricht.

Von R. S. in S.

Das Centralblatt für die gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preußen enthält in dem Märzheft d. J. S. 228 unter der Überschrift: „Homer in Übersetzung als Lektüre im deutschen Unterricht“ eine Verfügung des Herrn Ministers der geistlichen u. Angelegenheiten, in welcher die Homer-Übersetzung von Voß für Realobertertia mit folgendem Citat aus Scherers Geschichte der deutschen Litteratur empfohlen wird: (die Übersetzung von Voß erscheint als) „der wirkliche Homer im deutschen Gewande, schlicht, einfältig, treuherzig, im Tone weder zu niedrig noch zu hoch, im Stile verständnisvoll nachgebildet, das Formelhafte nicht verwischt, die Beiwörter glücklich bewahrt, ein Werk hingebenden Fleißes und ernster Vertiefung, überall auf einer klaren Anschauung altgriechischer Zustände ruhend“.

Dem gegenüber erscheint es notwendig, darauf hinzuweisen, daß dieses wohlverdiente Lob sich nicht auf die heute allgemein gebräuchliche Übersetzung des Homer von Voß bezieht.

Scherer sagt selbst S. 507: „die Odyssee kam 1781, die Ilias mit der umgearbeiteten Odyssee 1793 heraus; aber leider war diese Umarbeitung schon ein Rückschritt“; und er fährt auf der folgenden Seite fort: „Voß hatte seiner Nation, aber nicht sich selbst genug gethan; er wollte seine Sache immer noch besser machen, trieb den Anschluß an das Original weiter als billig und verdarb daher die Ilias von vornherein, die Odyssee in den späteren Fassungen“.

Diese von Scherer als ein „Rückschritt“ bezeichnete Umarbeitung, in welcher die Odyssee „verdorben“ ist, ist aber, wie schon angedeutet, diejenige, welche sich heute allgemein in den Händen des Publikums befindet und überall in den Schulen gebraucht wird, wo die Übersetzung von Voß überhaupt Anwendung findet. Ein Vergleich der beiden Fassungen von 1781 und 1793 zeigt in der That, daß Voß in dem Bestreben, dem Original immer näher zu kommen, nicht selten der Sprache Gewalt angethan und sich von dem gewöhnlichen Gebrauch soweit entfernt hat, daß seine Ausdrucksweise öfters undeutsch und unklar geworden ist.

Bei diesem Sachverhalt muß es bedenklich erscheinen, ohne nähere Angabe der Bearbeitung die Bößsche Übersetzung der Odyssee mit der Autorität Scherers zu empfehlen. Man wird sich entschließen müssen, entweder auf die erste Fassung von 1781, von welcher kürzlich bei Cotta ein Neudruck erschienen ist, zurückzugreifen, oder, was für den deutschen Unterricht ohne Zweifel vorteilhafter ist und durch die angeführte Ministerialverfügung ausdrücklich gestattet wird, eine Übersetzung zu wählen, welche mit den von Scherer gerühmten Vorzügen den weiteren verbindet, auch in der sprachlichen Form der deutschen Ausdrucksweise so nahe zu kommen, wie es bei der Übertragung eines fremden Dichters überhaupt möglich ist.

Edschrift oder Kundschrift?

Von Johannes Schlecht in Natal a. d. Nege.

Zu dem Streite, welcher von den beiden benannten Schreibarten der Vorzug zu geben sei, haben auch die Spalten dieses Blattes sich geöffnet. Im 11. Hefte des 6. Jahrgangs (1892) hat Herr W. Stammer einen längeren Aufsatz veröffentlicht, in dem er gegen die Ausführungen des Herrn H. Bolle im Jahrg. 1889 Front macht und eine Lanze für die Edschrift bricht. Seine Darlegungen, die vom wissenschaftlichen und besonders nationalen Standpunkte ausgehen, scheinen eine Seite der Sache, wenn nicht zu vergessen, doch allzu gering anzuschlagen, die praktische. Es sei mir gestattet, auf die ganze Frage noch einmal das Augenmerk zu richten, wobei ich mich freilich nur an den Stammerschen Aufsatz halten kann, da mir Jahrg. 1889 dieser Zeitschrift leider nicht vorliegt.

Zuerst greift Herr Stammer die Behauptung an, die Lateinschrift sei Weltchrift geworden. Russen und Chinesen, sagt er, seien weit entfernt, ihre eigenen, wenig verstandenen Schriftzeichen abzuschaffen, und das Vorwiegen der lateinischen Schrift läge unter anderen an dem nationalen Gegensatz, der Abneigung anderer Völker gegen das Deutschtum. Man kann mit Recht dagegenhalten, daß die Chinesen, die ihre Kultur längst hinter sich haben, die Russen, die in thörichtem Starrsinn und blöder Selbstvergötterung sich gegen alles abschließen, hier wohl kaum in Betracht kommen können; denn erstere sind isoliert und ohne engeren Zusammenhang mit der heutigen gebildeten Welt, und letztere haben, was ihre Litteratur und geistige Entwicklung im allgemeinen angeht, kaum ein Wort mitzureden. Der Deutsche und jeder Angehörige einer im modernen Sinne kultivierten Nation kann ihrer sehr wohl entbehren. Aber es heißt sich fast auf russischen Standpunkt stellen, wenn man sich mit einer eigenen Schrift gleichsam verschauzt, eine Art Geheimschrift voraus haben will,

um nur ja nicht anderen Nationen Einblick in die eigene Litteratur, ins eigene Schrifttum zu gewähren. Wenn es aber unbestreitbar, daß die Rundschrift die älteste deutsche Schrift ist, so ist ihr, auch wenn sie sich im Laufe der Zeit zu unserer jetzigen Schrift umgebildet hat, doch immer die Priorität gesichert, und die Thatsache, daß andere Nationen bei der alten Rundschrift geblieben sind, bezw. sie dem Bedürfnis ihrer Sprache angepaßt haben, beweist noch nicht, daß sie zurückgeblieben sind, es müßte denn erst bewiesen werden, daß das Deutsche eine reichere Entwicklung gehabt habe, als jene anderen Sprachen. Eine Weltsprache im Sinne des Volapük giebt es freilich nicht, und eine solche wird es auch nie geben, es müßte denn sein, daß am Babylonischen Turm noch einmal alle Völker in Liebe und Eintracht sich versammelten, um dieses große Bauwerk in Tausenden von Jahren bis zum Himmel zu führen und bei dieser Gelegenheit ihre Sprachen mit einander zu vermischen, bis schließlich eine allen verständliche Sprache sich entwickelt hätte. Aber doch darf von Weltsprachen geredet werden, wenn anders diejenigen Sprachen diesen Namen verdienen, welche am weitesten auf dem Erdball verbreitet sind, und in denen man sich in einigermaßen zivilisierten Gegenden ohne Mühe verständlich machen kann. Das Deutsche gehört zu diesen Sprachen nicht, wohl aber kommen hier das Englische in erster, das Französische in zweiter Linie in Betracht. Beide bedienen sich der Lateinschrift. Folglich wird man diese in dem bezeichneten Sinne eine Weltchrift nennen dürfen.

Nicht nur durch Vermittelung der beiden genannten Sprachen, sondern auch in anderer Weise ist die Lateinschrift international geworden. Die alten Gelehrten aller Nationen haben ihre Werke, gleichviel welcher Art, vorzüglich in lateinischer Sprache und Schrift abgefaßt, weil diese Sprache in der gelehrten Welt das beste, gemeinverständliche Verkehrsmittel war, sogar unter Leuten gleichen Mutterlautes diesem vorgezogen wurde. Ging doch die Herrschaft der lateinischen Sprache soweit, daß die Vorlesungen an den Hochschulen durchweg lateinisch gehalten wurden. Wie sehr sich die damalige akademische Jugend an das Latein gewöhnt hatte, beweisen noch heute die zahlreichen lateinischen und halblateinischen Ausdrücke im sog. Studentenjargon der heutigen Zeit.

Öffnen wir aber nur die Augen, wo wir gehen und stehen, überall springt uns die Thatsache ins Auge, daß die Rundschrift wirklich schon zur Herrschaft gelangt ist. Wer die Straßen einer Stadt durchschreitet, wird heute recht selten eine Firma in deutschen Buchstaben finden. Wir sind hiermit auf dasjenige Gebiet gekommen, welches die zwingendsten Beweise für den Vorzug der Lateinschrift darbietet. Zu bedauern, daß sie die schwer leserliche Schrift hier verdrängt hat, ist kein Grund

vorhanden. Recht deutlich tritt dieser Vorzug z. B. auf den Eisenbahnen zu Tage. Diese sind zwar in erster Linie für den Verkehr im eigenen Lande bestimmt, dienen aber auch in ausgiebigstem Maße dem großen Weltverkehr. Die Stationsnamen sind jetzt wohl durchweg in lateinischen Buchstaben angebracht, ebenso alle Tafeln, die zu den Schaltern, den einzelnen Bahnsteigen, den Bedürfnisanstalten, Wartefälen u. s. w. hinweisen. Die preussische Eisenbahnverwaltung hätte das doch nie gethan, wenn sie nicht durch praktische Rücksichten dazu veranlaßt worden wäre. Zu allererst hat wohl die größere Übersichtlichkeit der Lateinschrift, mögen die Worte nun aus großen Buchstaben allein oder aus großen und kleinen Buchstaben zusammengesetzt sein, hierzu geführt. Es ist mit keinerlei Mühe verbunden, selbst beim Vorbeifahren in einem Schnellzuge den lateinisch angebrachten Namen einer Station zu lesen. Bei deutschen Lettern sollte das wohl schwerer gelingen. Ein lateinisches Wort, auch wenn es aus lauter großen Buchstaben zusammengesetzt ist, übersieht man mit einem Blick, ein deutsches nicht so leicht. Es genügt, hier an das alte Beispiel zu erinnern:

APOTHEKE — APOTHEKE.

Wenn man daher z. B. auf den Bahnhöfen und sonst an Orten, die dem Verkehre nahe liegen, die Lateinschrift vorgezogen hat, so hat man damit einem allgemeinen praktischen Bedürfnis entsprochen, in der Absicht, den Verkehr nicht bloß dem Fremden, sondern auch dem Sohne des Vaterlandes bequem zu machen.

Wenn man ferner den brieflichen Verkehr mit dem Auslande betrachtet, so wird derselbe durchweg in lateinischer Schrift gepflogen, nicht nur, wenn die Sprache, wie in häufigen Fällen, die englische oder französische ist. Auch dem Fremden, der das Deutsche beherrscht, aber selten spricht und noch seltener schreibt, thut der Brieffschreiber einen Gefallen, wenn er sich der Lateinschrift bedient.

Unter Nr. 3 des angeführten Aufsatzes sagt Herr Stammer, daß den Kindern die Erlernung der Rundschrift nach der der Eckschrift spielend gelinge. Diese Leichtigkeit, mit der das Kind die erstere nach der letzteren faßt, ist nichts weiter als eine Empfehlung der Lateinschrift, ein Beweis dafür, daß sie einfacher ist als jene, wie durch Nebeneinanderstellung beliebiger Buchstaben ohne weiteres erhellt. Hier wird also vom Schwereren zum Leichterem gegangen. Die Pädagogik aber predigt unaufhörlich: Vom Einfachen zum Zusammengesetzten! Vom Leichten zum Schweren! Und darin hat sie Recht! Lernt das Kind in der Elementarschule seine Lateinschrift gründlich, so wird der erwachsene Mensch sie nicht vergessen, schon deshalb um so weniger, als sie ihm täglich und überall vor Augen

tritt. Auch die schwächeren Elementarschüler, die überhaupt nicht ordentlich lesen und schreiben lernen — und solche giebt es noch heute — oder die infolge ihrer Berufswahl es zum größten Teil wieder verlernen, werden ohne Zweifel mehr von der einfachen, leicht faßlichen Lateinschrift behalten, als von der komplizierten und unübersichtlichen Schrift.

Nr. 7. Hier weiß ich mich nur teilweise mit Herrn Stammer einverstanden. Die allgemeine Einführung der Kundschrift stößt allerdings auf kleine Schwierigkeiten. Es giebt viele ältere Leute, namentlich in den niederen Schichten, die lateinische Schrift und Druck nicht kennen. Aber da heute jedes Kind sie lernt, ja, wie wir gesehen, spielend begreift, so braucht man ja nur das Aussterben jener Alten abzuwarten und dem weitgehendsten Gebrauche der Kundschrift steht nichts mehr im Wege. Der Begriff „allgemeine Einführung“ darf freilich auch nicht übertrieben werden. Es leuchtet ein, daß man niemandem verbieten kann, seine Korrespondenz in Schrift zu betreiben. Wohl aber würde, angenommen, die Kundschrift sei etwa die amtliche, die Post berechtigt sein, einen mit Schrift adressierten Brief zurückzuweisen. Gerade auf diesem Gebiete hat die Gewohnheit und die Rücksicht auf das Praktische schon viel gethan. Es wird wohl nicht allzuvielen Menschen mehr geben, die auf Postsendungen den Namen des Empfängers mit deutschen Buchstaben schreiben. Hier wie in Namensunterschriften von Briefen, Wertscheinen, ja Eingaben an Behörden hat sich die Lateinschrift schon eingebürgert. Wer etwa die Klassenbücher eines Gymnasiums durchsieht, wird wohl nur selten den Namenszug des jeweilig unterrichtenden Lehrers, den Namen eines fehlenden, verspäteten, getadelten Schülers in deutscher Schrift verzeichnet finden. Unsere deutsch gedruckten Bücher aber können Alte wie Junge lesen, erstere, weil sie nur deutsch, letztere, weil sie deutsch und lateinisch schreiben und lesen gelernt. Eine allgemeine Einführung der Lateinschrift wäre nach dem Gesagten nicht nur möglich, sondern sogar leicht, zumal sie schon viel Boden gewonnen hat, mehr, als ihre Gegner zugeben möchten. Nur muß man die Sache nicht übertreiben wollen, sondern sich darauf beschränken, sie im amtlichen und geschäftlichen Verkehr, den Zeitungen und Zeitschriften und dann in den Neudrucken zu der herrschenden zu erheben.

Zum Schluß noch eins: Es ist Thatsache, daß die eckigen Formen namentlich der deutschen Druckerschrift dem Auge des Lesers unzuträglich sind. Diese Beobachtung hat einen erfahrenen Augenarzt zu dem Versuche veranlaßt, den deutschen Druckertypen mehr Rundung zu geben. Er entwarf daher Zeichnungen, nach denen Lettern gegossen und beim Drucke einer Ausgabe des vielbenutzten Evangelischen Gesangbuches für Ost- und Westpreußen (Verlag der Ostpreussischen Zeitungsdruckerei in Königs-

berg) gebraucht wurden. Ob diese Buchstaben noch anderweitig Verwendung gefunden haben, ist mir nicht bekannt. Aber das Bedürfnis nach einfachen runden Formen, die das Auge unseres ohnehin kurz- und schwachichtigen Geschlechtes schonen, bedeutet doch weiter nichts, als die Anerkennung, daß der Latein- oder Rundschrift vor der Eckschrift der Vorrang gebühre, den sie sich, wie wir gesehen, in der That schon erobert hat und hoffentlich behaupten wird.

Die Wichtigkeit der poetischen Übersetzungen für den Schulunterricht.

Von L. Freytag in Berlin.

Werden die Schüler zum Erlernen fremder Sprachen angehalten, so hat das einen doppelten Zweck. Zunächst natürlich sollen sie die fremde Sprache um ihrer selber, dann aber auch um ihrer Litteratur willen lernen; die Zeit, wo selbst in der Dichterlektüre das grammatische Berggliedern und das Aufhäufen grammatischer Parallelstellen für das A und O der philologischen Kunst galt, ist erfreulichermaßen so ziemlich vorüber; auch die neuesten preussischen Lehrpläne haben, wenigstens auf dem Papiere, anerkannt, daß die Lektüre im Mittelpunkte des fremdsprachlichen Unterrichts stehen solle.

Die Schule ist aber natürlich nicht in der Lage, ihren Zöglingen das Verständniß und die Beherrschung der fremden Litteraturen in ausgedehntem Maße zu vermitteln. Das verbietet sich bei den Litteraturen der modernen Kulturvölker ganz von selbst, weil der Umfang zu gewaltig ist und sogar von dem berufsmäßigen Kenner auch annähernd nicht bewältigt werden kann; aber selbst bei der griechischen und römischen Litteratur ist es nur im beschränktesten Maße möglich. Selbst zur Zeit der alten Humanisten waren diejenigen, welche von sich rühmen konnten, die griechischen und lateinischen Autoren sämtlich gelesen zu haben, wohl nicht eben zahlreich, und von den Gymnasiasten vollends war keiner auch nur annähernd in der Lage. Selbst wir Älteren, die noch in den fünfziger und anfangs der sechziger Jahre zu den Füßen unserer Gymnasialprofessoren saßen, konnten nicht darauf Anspruch machen, den ganzen Cicero, Homer oder Demosthenes, geschweige den Plinius, den Lucian oder den Josephus oder den Plautus oder den Juvenal in extenso zu lesen. Und doch hatten wir, denen die Einheitschule mit ihrem unmöglichen Anspruche noch nirgends nahe trat, Zeit und Lust genug, zu Hause eine umfangreiche Privatlektüre zu betreiben, durch welche man die Lücken des Schulunterrichts nach bestem Wissen und Willen, aber mit geringem

Erfolge auszufüllen bemüht war. Jetzt aber kann gar keine Rede davon sein, und wenn das Gymnasium seinen stolzen Anspruch, die Abiturienten mit der Kenntnis der antiken Litteraturen und des antiken Geistes ausgerüstet zu entlassen, wahr machen will, so muß es grundsätzlich ein Mittel zulassen, welches seine Vorkämpfer fast durchweg abweisen: die gedruckten Übersetzungen. So stand die Sache schon vor dem Jahre 1890; und nun vollends jetzt, da das alte Gymnasium anscheinend Sieger geblieben ist, in der That aber durch die schwere Beeinträchtigung seines eigentlichsten Lebenselementes leider eine tiefe Wunde davongetragen hat!

Ich habe nie ein Fehl daraus gemacht, daß die Übersetzungen überhaupt unentbehrlich sind; sie sind es sogar meist selbst für den Erwachsenen. Diejenigen, die, wie z. B. Dehlenschläger und Baggesen das Deutsche und das Dänische, eine fremde Sprache genau so gut beherrschen wie die eigene, d. h. in beiden gleich schnell zu denken und zu schreiben vermögen, sind äußerst selten, und so kann es kommen, daß selbst ein Lehrer, der z. B. Walter Scotts „Ivanhoe“ hundertmal im Urtexte gelesen hat, ihn zum hundertundersten Male ganz gerne in einer guten Übersetzung liest; damals war es immer eine Arbeit, sei sie auch minimal; jetzt ist es ein Genuß an sich. Und nun der Schüler erst! Der Abiturient soll noch geboren werden, der von sich sagen darf, ihm gelte es gleichviel, ob er einen antiken oder einen modernen deutschen Schriftsteller lese; die Schule hat ihn nur darin geübt, mit mehr oder weniger Anstrengung den fremden Schriftsteller zu bezwingen, und das weitere, das volle Ergründen und Beherrschen des litterarischen klassischen Altertums, überläßt sie seinem späteren Privatfleiß.

Ein solcher Erfolg aber ist zu klein, und deshalb ist es lediglich wünschenswert, wenn der reifere Gymnasiast sich der Übersetzungen verständig bedient. Die elenden Eselsbrücken à la Mecklenburg sind leider nicht polizeilich zu verbieten; wenn aber der Schüler mit Hilfe einer kunstgerechten Übertragung den fremden Schriftsteller daheim erfolgreich präpariert und hernach in der Schule mit nachhaltigem Verständnis übersetzt, so kann der Lehrer vollkommen damit einverstanden sein, und zwar um so eher, als man grundsätzlich kein Verbot erlassen soll, dessen Durchführung in keiner Weise zu erzwingen ist. Wieder einmal ist hier nicht der Usus, sondern der Abusus schädlich.

Es giebt in der Schule notorisch wenige Autoren, die der Schüler ganz liest, d. h. in der Schule selbst. Ja, beim Callust z. B. ist's möglich; das ist aber eine Ausnahme. Und ist's nicht auch beim Callust für den Schüler förderlich, wenn er den Schriftsteller, den er stückweise grammatisch interpretieren mußte, hernach in einer guten Übertragung liest und so erst geistig beherrschen und in sich aufnehmen lernt? Wie

viele Schüler haben auf der Schule den Homer ganz gelesen? Oder den Thukydides? Oder den Terenz? Angenommen aber auch, dem wäre so: hat einer diese Autoren so völlig in sich aufgenommen, als wären es deutsche? Und wenn nicht: ist's dann nicht gut, wenn sie durch eine gute Übertragung den ganzen vollen Eindruck auf sich wirken lassen? Und wie steht's vollends mit den Schriftstellern, die auf der Schule vollständig zu lesen einfach unmöglich ist, z. B. mit Cicero oder Plato? Oder gar mit denjenigen, deren Lektüre zwar für die antike politische oder Kulturgeschichte von höchster Wichtigkeit ist, die aber aus sprachlichen oder anderen Gründen nicht berücksichtigt werden können, z. B. mit Plautus oder Ammianus Marcellinus? Wer sich während seiner Schulzeit auf diejenige Lektüre beschränkte, welche ihm die Schule bietet oder zu deren privater Betreibung ihn seine Lehrer anregen, geht mit armseligen Bruchstücken zur Universität über; wer dagegen einerseits die Schullektüre nicht versäumt, andererseits unter sachmäßiger Anleitung die auf der Schule nur bruchstückweise oder gar nicht gelesenen Autoren in tüchtigen Übersetzungen liest, nimmt einen Wissensschatz mit, der unter Umständen eine wirkliche geistige Kapitalsanlage darstellt.

Nun kommt es freilich auf das wie der Übersetzungen in hervorragendem Maße an. Übertragungen in prosaischer Form bieten keine erhebliche Schwierigkeit; es ist für einen Gelehrten, der seine Muttersprache wirklich beherrscht, nicht übermäßig schwer, die Germania des Tacitus oder Dickens' Christmas Carol oder irgend eine französische Lustspielplauderei in gutes, ja mustergiltiges Neuhochdeutsch zu übertragen.

Jetzt allerdings kommen wir auf das Gebiet der poetischen Übertragung, und da gestalten sich die Verhältnisse erheblich ungünstiger; denn wenn auch die Prosa mitunter, aber selten, einen poetischen, ja rhytmischen Schwung annehmen kann, so bietet sie doch dem inneren Verständnisse deshalb keine Schwierigkeiten; aber eine Dichtung, und sei es auch nur eine phädrische Fabel, führt den Schüler mit einem Male in ein ganz neues Reich der Anschauungen und Ideen ein. Der Knabe, der bisher weiter nichts vor sich hatte, als den armseligen Nepos, den trockenen Xenophon und den nüchternen¹⁾ Cäsar, sieht nun den Ovid vor sich. Welche Bilder der Phantasie treten ihm vor's Auge, wie fühlt er instinktmäßig den Wohlklang der Verse, aber welche Mühe schaffen ihm auch die Schwierigkeiten der Grammatik, der Wortstellung und der Metrik! Und dann erschließt sich ihm der naive Liebreiz der homerischen Gedichte, der erschütternde Tiefinn des Sophokles, der schalkhafte Humor des Horaz und die majestätische Kraft Vergils. Aber selbst wenn sich's der Lehrer

1) Das „nüchtern“ soll nicht etwa ein Tadel sein.

nicht (wie es früher allzu oft geschah) zur Aufgabe macht, auch die Dichter nur vom metrisch-grammatischen Standpunkte aus zu interpretieren, so tritt ihnen das Verständnis des Schülers doch nur in sehr unzulänglichem Maße entgegen. Zunächst ist er doch in der Schule wenigstens kaum in der Lage, auch bloß diese Dichter ganz zu lesen, und viele andere, die der Lektüre auch sehr würdig sind (wie die mythologischen, epigrammatischen und elegischen Dichter), sind lediglich auf einen Privatfleiß angewiesen, der heutzutage durch andere Fächer schon hinreichend beansprucht wird, und dann sind die formalen Schwierigkeiten des Verständnisses so groß, daß von einem Genuße nur bei wenigen Auserwählten die Rede sein kann. Ich habe über diese von vielen bestrittene Thatsache wohl ein Urtheil, denn aus nicht hierher gehörigen Gründen kam ich erst mit 18 Jahren nach Obertertia und besuchte ein Gymnasium, auf dem es keine Berechtigungsjäger, sondern ein wirklich vortreffliches Schülerpublikum gab. Aber trotzdem wurde es mir klar, daß nur sehr wenigen ein geringer Teil der Schönheiten in der poetischen Lektüre annähernd zum Bewußtsein kam. Und das ist natürlich, denn nur ein kleiner Bruchteil der Schüler überwindet die formalen Schwierigkeiten der dichterischen Lektüre so unbedingt, daß es ihnen gleichviel gilt, ob sie den Ovid oder Horaz oder Sophokles im Urtext oder in der Übersetzung lesen. Sollen sie aber (was doch eine selbstverständliche Forderung ist) sich den Dichter vollkommen zu eigen machen und sich dem durch ihn gebotenen Genuße voll hingeben, sodaß sie die dauernde Erinnerung daran mit hinaus ins Leben nehmen, so wird der Gebrauch einer Übersetzung nicht bloß zu gestatten, sondern geradezu zu empfehlen, ja ich möchte sagen zu fordern sein. Wird dies dem Schüler verwehrt, so wird (und das ist ein zweiter, noch wichtigerer Punkt) ihm Eins ganz verschlossen bleiben, das ist die Entwicklung des poetischen Empfindens, des Schönheitsgeföhls, ja des Gemüthes. Diese weicheren, innerlichen Regungen sind bei den meisten Mädchen sozusagen angeboren vorhanden oder erwachen wenigstens sehr leicht; der Knabe aber ist von rauherem, härterem Stoffe, und bei einer Dichtung, die dem Mädchen die Thränen ins Auge treibt, pflegt der Knabe gleichmütig vorüber zu gehen. Das poetische Gefühl schlummert im Knaben merkwürdig fest, und es wird nur schwer und spät erwachen, wenn für ihn die dichterischen Werke sozusagen eine Art Schlaraffenland sind, in das er nicht hineinkommt, weil er durch den dicken Reissberg der formalen Schwierigkeiten zu langsam hindurchbringt oder gar darin stecken bleibt.

Dieses „poetische Gefühl“ ist möglicherweise für manchen etwas nicht bloß Überflüssiges, sondern etwas gar Schädliches und Lächerliches; es ist das, was Heine mit frivolem Spotte „holde Jugendeserei“ nannte. Das

ist jenes Gefühl, welches den Primaner treibt, die Frauen anzubeten als Wesen von überirdischem Werte, sich in Wald und Feld einsam zu ergehen, in weltlichmerzliche Träumerei zu versinken und sich körperlicher Bedürfnisse zu schämen: wer sich diesem Gefühl ausschließlich hingiebt und den festen Boden unter den Füßen verliert, kann möglicherweise zu Grunde gehen; wer es überhaupt nicht besitzt oder in wem es niemals erweckt wird, mag ein großer, reicher, mächtiger und gelehrter Mann werden, aber arm bleibt er doch, weil in ihm das tiefste Gefühl tot geblieben ist. Dieses Gefühl, das so echt deutsch ist und sich in unserer Lyrik, namentlich aber in unserem Volksliede mit so erschütternder Tiefe geltend macht, scheint in unserer Jugend immer mehr abzusterben, und das ist eine ernsthafte Gefahr für die Zukunft. Nur allzuvielen Jünglinge können alles Mögliche; sie können arbeiten und denken, rauchen und Bier trinken, pouffieren und spotten, die Zeitung lesen und politisieren, aber ihr Gemüt bleibt kalt, und sie sind blasirt, noch ehe sie in die Welt treten. Es ist das eine Entwicklung, die teilweise ihre Berechtigung hat, denn die lyrische Weichheit unserer Jugend hätte nie unser Vaterland zur Einheit geführt; wir sollen aber von unserer Jugend das Pestgift des allesverderbenden Naturalismus und Materialismus fernhalten, und wir können das nicht besser, als indem wir ihnen die echte, ewige Poesie, die nie veraltet, menschlich näher führen, und zu diesem Zwecke beschränken wir in Bezug auf die Dichterlektüre die Behandlung und Erörterung des formalistischen Elements auf das unumgänglich notwendige Maß und machen wir ihnen, da auf der Schule selbst doch meist nur Bruchstücke oder einzelne Stücke gelesen werden können, das Verständniß des Ganzen durch möglichst treffliche Übersetzungen zugänglich! Es ist dies um so notwendiger, als aus Rücksicht auf die halb sagenhafte Überbürdung der Schüler die poetische klassische Lektüre schon auf den Humanistischen Gymnasien arg beschnitten worden ist — auf den Realgymnasien gar hat man die lateinische Dichterlektüre in den neuen Lehrplänen auf den minimalsten Teil eines Minimums herabgesetzt — das Weßhalb wollen wir aus naheliegenden Gründen lieber unerörtert lassen. Es weiß es ja doch jeder, der Freund so gut wie der Feind.

Aber der vernünftige Gebrauch derselben fördert nicht bloß die ideal menschlichen Zwecke, sondern auch diejenigen der Schule unmittelbar. Das humanistische Gymnasium z. B. erhebt den Anspruch, ihre Abiturienten mit der annähernden Erkenntniß der altklassischen Litteraturen ausgerüstet zu entlassen. Das ist aber, wie schon gesagt, auch nicht entfernt der Fall. In meiner Jugend war man bei uns so vernünftig, den natürlichen Drang der jungen Leute zu gemeinsamem Thun und Treiben nicht etwa, wie heutzutage, unbesehen zu verbieten und dadurch böse Heimlich-

leiten geradezu zu provozieren, sondern es gab einen offiziellen Sekundaner-verein und Primanerverein, in welchen die jungen Leute freiwillig arbeiteten, Autoren lasen, die auf der Schule keinen Raum fanden, und ihre Leistungen gegenseitig streng kritisierten; die Lehrer und der Direktor waren nicht etwa gefürchtete, sondern gern gesehene und hochverehrte Gäste; auch poetische Versuche, seien sie selbständige oder Übersetzungen, wurden freudig aufgenommen, und mir z. B. wurde es durch meine Vorgesetzten nicht bloß gestattet, meine erste poetische Übersetzung im Drucke erscheinen zu lassen, sondern einer meiner Lehrer schrieb auch das Vorwort dazu. Trotz unseres wirklich anerkennenswerten Fleißes waren wir aber doch weit davon entfernt, ein volles Verständnis der bedeutendsten griechischen und lateinischen Dichter zu gewinnen; nur diejenigen gingen uns sozusagen in Fleisch und Blut über, von denen wenn nicht gute, so doch lesbare Übersetzungen vorhanden waren, also z. B. die Übersetzung Homers von Boß, die des Plautus von Kapp, die der Aneis von Neuffer und die der Horazischen Satiren und Episteln von Döberlein. Aber Horaz z. B. blieb uns, was seine Oden und Epoden betrifft, teilweise verschlossen, wenn wir auch in unserm Vereine die vorhandenen schlechten Übersetzungen einzelner Gedichte durch eigene zum Teil bessere ersetzten. Von diesen hatten wir den ganzen Genuß; andere, die wir in deutscher poetischer Form nicht haben konnten, blieben uns innerlich fremd. Und wenn das auf einem Gymnasium der Fall war, auf dem die gesamten Verhältnisse ungewöhnlich günstig lagen, wie soll es heutzutage damit stehen, wo der Privatfleiß der Schüler durch allerlei Nebenfächer beansprucht wird!

In Bezug auf die neueren Sprachen ist der Wert der poetischen Übersetzungen ebensowenig zu leugnen. Die klassischen Dichter der Italiener allerdings empfehlen sich nicht sonderlich; Dante fordert ein ungeheures Studium, wenn er verstanden werden soll; Tasso wird vielleicht von dem einen oder andern einmal gelesen. Die Lusjaden des Camoens liegen dem jugendlichen Interesse nicht nahe genug; dafür wirken einige Dramen Calderons um so gewaltiger. Von den nordgermanischen Dichtern ist Tegner durch seine geniale Bearbeitung der Fridthjofs saga unser aller Eigentum geworden; Dehlenschläger hat ja selber Deutsch geschrieben, ist aber leider aus der Mode gekommen und wird völlig vernachlässigt, was nicht genug bedauert werden kann. Anders steht's natürlich mit der französischen und englischen Poesie, obwohl auch hier die Zahl der Dichter eine auffallend beschränkte ist; das Warum ist nicht an dieser Stelle zu erörtern. Offiziell auf der Schule gelesen wird eine verhältnismäßig geringe Auswahl aus englischen und französischen Dichtern, ein paar Stücke Shakespeares, Racines und Corneilles, und vielleicht

noch das eine oder andere Lustspiel Molières. Das ist recht wenig, und es müßte viel mehr sein; dies Mehr muß aber dem unzuverlässigen Privatfleiß der Schüler überlassen bleiben, weil die offizielle Unterrichtsmethode und die Klassenüberfüllung hindernd in den Weg treten. Mit den poetischen Übersetzungen sieht es hier aber meist schlimm aus; Schillers herrliche Übersetzung von Racines Phädra und die von Schlegel übertragenen Stücke Shakespeares bilden eine Ausnahme. Gute Übersetzungen fremdsprachlich moderner Lyriker sind in der Regel in Zeitschriften, Almanachen und Auswahlen zerstreut und deshalb den Schülern schwer zugänglich; von Molière giebt es immer noch keine Übersetzung, die man als mustergiltig hinstellen kann, und Heinrichs v. Kleists Bearbeitung des „Amphitryon“ ist zwar angenehm zu lesen, aber aus inneren Gründen nicht eben als offizielle Schullektüre zu empfehlen.

Unserer alt- und mittelhochdeutschen Poesie steht die höhere Schule seit etwa einem Jahrzehnt in gewissem Sinne fremd gegenüber. Aus der althochdeutschen Periode kommt hier ja nur Otfrid in Betracht; es genügt aber, von ihm den Schülern Proben in poetischer Übersetzung vorzulegen, und das lateinische Walthierlied ist durch Scheffels Bearbeitung bei uns vollstündlich geworden. Um so größer ist die Fülle auf dem Gebiete des Mittelhochdeutschen, aber doch mehr quantitativ als qualitativ, denn die ganze höfische Poesie, das Kunstepos sowohl wie der Minnegefang, liegt uns innerlich ganz fern; man pflegt Wolfram und Walthier kühl zu bewundern, aber wenn man ihre Werke aus der Hand legt, so schlägt einem das Herz so gelassen wie sonst. Gute Übersetzungen allerdings giebt es nicht; Herr Dr. Bötticher hat vor einigen Jahren eine vorzügliche Auswahl des Parzival übersetzt und erläutert herausgegeben¹⁾, aber leider auf den Reim verzichtet. Daß unsere wenigen Übersetzer, die zugleich auch Dichter sind, der ganzen mittelhochdeutschen höfischen Poesie beharrlich aus dem Wege gehen, muß noch andere Gründe haben als die allerdings vorhandenen, aber doch nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Mit dem mittelhochdeutschen Volksepos steht es anders und besser, wenn sich auch die offiziellen Bedürfnisse der Schule und die Leistungen der Übersetzer fast ausschließlich auf das Nibelungenlied in erster und die Gudrun in zweiter Linie beschränken; was vollkommen fehlt, ist eine mustergiltige Auswahl aus dem seit 1866 bei Weidmann herausgegebenen fünfbandigen „Deutschen Heldenbuche“, welches die freien Spielmannsgedichte aus dem großen burgundisch-gotischen Sagenkreise umfaßt. Diesem Buche könnte und müßte Böttichers Auswahl aus

1) Berlin, bei Friedberg und Mode, 1885, 2. Aufl. 1893.

Wolframs Parzival in Entwurf und Anordnung zum Muster dienen; die wertvollsten Teile müßten ausgesucht und die verschiedenen Versmaße mit samt dem Reime beibehalten werden. Die beiden besten dieser Gedichte, der „Laurin“ und „Alpharts Tod“, könnten ganz übertragen werden, der letztere natürlich mit Ausschcheidung der Interpolationen. Simrocks „Kleines Heldenbuch“ ist eine ungenießbare Lektüre, und mit der Laurin-Übersetzung des sonst so hochverdienten Bingerle steht es leider nicht viel besser.

Im Vordergrund des allgemeinen Interesses aber steht das Nibelungenlied, und um die beste Art, dasselbe zu übersetzen, ist in jüngster Zeit ein merkwürdiger Streit ausgebrochen. Durch die Schulpläne von 1882 war die Lektüre des Originaltextes von den preussischen höheren Schulen ausgeschlossen worden, und unser heimisches Provinzialschulkollegium hatte meiner Übersetzung die Ehre einer Empfehlung erwiesen. Seit 1882 sind nun aber andere Übersetzungen in solcher Zahl erschienen, daß, wenn es so weiter geht, noch vor dem Ablaufe unseres Jahrhunderts jedes Gymnasium möglicherweise seine eigene Übersetzung besitzt; die einzelnen sich meist durch billigen Preis unterbietenden Werke einer Kritik zu unterwerfen verwehrt mir eine naheliegende Anstandspflicht. Da stand vor etwa drei Jahren in dem Sitzungsbericht eines hiesigen germanistischen Vereins zu lesen, es sei der Vorschlag gemacht, begründet und einstimmig (!) gutgeheißen (!) worden, alle poetischen Übersetzungen des Nibelungenliedes und anderer mittelhochdeutscher Gedichte als verfehlt zu verwerfen und grundsätzlich nur Übertragungen in prosaischer Form zu empfehlen. Als ich mich von meinem Erstaunen erholt, schickte ich den Bericht an einen auswärtig wohnenden geistvollen Kenner, und dieser schrieb mir trocken zurück: „Es giebt eben keine Geschmacklosigkeit, die ein deutscher Gelehrter nicht fertig brächte“. Diesen Gedanken hat nun aber Dr. Konrad Rudolph in der wissenschaftlichen Beilage zum Programm des Köllnischen Gymnasiums 1890 „Über die geeignetste Form einer Nibelungenübersetzung“ begründet, und zwar, wie ich dankbar anerkenne, in einer überraschend objektiven, ja vornehmen Form. In seiner Begründung bringt er naturgemäß wenig neues vor; denn was er uns an Gründen vorführt, ist schon von mir in einigen Aufsätzen, namentlich aber von Direktor Gustav Beck in seiner grundlegenden und gründlichen Broschüre „Prinzipien der Übersetzungskunst“, außerdem noch von vielen Kritikern und Ästhetikern vorgetragen worden. Denn wenn wir uns fragen, was eine poetische Übersetzung sei, so ist die kürzeste Beantwortung wohl diese: „Es ist die Umdichtung des fremden Textes im eigenen Idiom, unter thunlichster Wahrung der sprachlichen, bildlichen und metrischen Form“. Der Übersetzer hat zunächst eine dreifache

Voraussetzung zu erfüllen: erstens muß er das Original völlig beherrschen, zweitens muß er selbst über ein ziemliches poetisches Talent verfügen, und drittens muß er die deutsche Verksunft spielend bewältigen können. Daß es genug sonst tüchtige Gelehrte giebt, die der Einbildung leben, mit der ersten dieser drei Voraussetzungen sei auch den beiden anderen genügt, ist eine Thatsache, die den bitteren Spott der Kritik noch tagtäglich herausfordert. Mohnikes Übersetzung der Tegnér'schen Frithjofsage und Boffens Übersetzung von Tibulls Elegien sind denkwürdige Belege für Übertragungen, wie sie nicht sein sollen. Sind aber jene drei Voraussetzungen erfüllt, so beginnen die Schwierigkeiten jetzt erst, und daß sie überhaupt nie zu lösen sind, habe ich in meiner vorerwähnten Erklärung des Begriffes einer poetischen Übersetzung bereits angedeutet. Denn jede einzelne Kultursprache und jedes poetische Produkt derselben ist eine Pflanze, die auf fremden Boden versetzt ebenso ausartet und teilweise ihre Eigenart einbüßt, wie etwa das in unseren Gärten angepflanzte alpine Edelweiß seine Blüte vergrößert und sein wundervolles Weiß verliert. Den Satzbau, die rhetorischen Figuren, die poetischen Bilder — das alles hat jede Sprache für sich, und je älter ein Gedicht ist und je mehr also in seinem Wortschatz und in seiner Ausdrucksweise die sinnliche Fülle der Anschauung überwiegt, desto schwerer ist die Nach- und Umbildung desselben in einer modernen Kultursprache, in welcher die sinnliche Anschauung durch verstandesmäßige Reflexion verdrängt ist. Greifen wir ein paar beliebige Beispiele heraus. Theognis redet von einem, welcher οἶνον θωρηχθεὶς ist, und selbst ein so geschmackvoller Dichter wie Geibel steht nicht an, dies wörtlich zu übersetzen „vom Weine gepanzert“. Das ist ein im Deutschen unmögliches Bild. Oder wenn's bei Homer heißt ἐν τ' ἄρα οἱ φῶ χειρὶ: wem fiel es ein, übersetzen zu wollen „er wuchs ihr an die Hand“? Oder die Götterkönigin Hera heißt βοῶπις: wäre die genaue Übersetzung „rindsäugig“ im Deutschen möglich? Oder wenn's vollends bei Homer heißt πῆπτεν μετὰ ποσσὶ γυναικὸς = „geboren werden“: wie wäre es möglich, das im Griechischen liegende Bild im Deutschen wiederzugeben? Wenden wir uns den näher liegenden Sprachen zu: wie oft kommt im mittelhochdeutschen Volksepos die Form des ἀπὸ κοινοῦ vor! Und doch ist das Neuhochdeutsche nicht im Stande, sie nachzubilden. Oder wenn's bei Racine heißt „Dieu, qui voyez mon trouble et mon affliction, Détournez loin de moi sa malédiction Et ne souffrez jamais qu'elle soit accomplie, Faites que Joas meure avant qu'il Vous oublie“, wäre es erträglich, wenn auch der deutsche Übersetzer Gott in der 2. Person plur. anreden ließe? Wiederum denke man an die lateinischen absoluten Ablative, an die so bequemen lateinischen und englischen Konstruktionen des Acc. c. Inf. und

des Gerundiums: darauf haben wir zu verzichten. Gerade unserer neuhochdeutschen Schriftsprache stehen so zu sagen Hände und Füße im Wege, und es ist ein geringer Trost, daß es mit der Nachbildung fremder Metra viel günstiger steht. Nur die italienische und die französische Rhythmit, desgleichen die antiken chorischen und Odenversmaße sind im Deutschen unmöglich, und wenn wir in der kaum zu übertreffenden Donnerschen Sophoklesübersetzung die Chorgesänge im Ödipus Rex oder in der Antigone auch metrisch mitgenießen, so liegt das lediglich daran, daß wir vom Gymnasium her die metrischen Takte noch halb oder ganz im Gedächtnisse haben. Den Racine oder Corneille aber im Alexandriner zu übersetzen ist ein Unding, weil dem deutschen Alexandriner der französische Rhythmus vollständig abgeht, und deshalb hat Schiller den einzig richtigen Weg eingeschlagen, indem er für seine Phädraübersetzung den iambischen Quinar wählte. Allerdings wird der ganze Eindruck dadurch schwächer, weil unserm seit Lessing üblichen dramatischen Verse die Majestät des französischen Alexandriners ebenso abgeht, wie unsern deutschen Terzinen und Stanzas die italienische Beweglichkeit und rhythmische Reichhaltigkeit fehlt. Auch in anderen Beziehungen hat unsere Sprache für manches, was den Schmuck anderer ausmacht, absolut nicht die Möglichkeit des Nachempfindens, und wenn die Romantiker sich bemühten, die in der spanischen Volkspoesie so wichtige Assonanz auch im Deutschen einzubürgern, so war das eine vollkommen verlorene Mühe.

Wenn also Herr Kollege Rudolph in seiner Programmanhandlung die großen, teilweise unlösbaren Schwierigkeiten hervorhebt, die sich einer absolut guten Nibelungenübersetzung in den Weg stellen, so bin ich doch völlig außer stande, mich den Schlussfolgerungen anzuschließen, die er aus seinen Erwägungen zieht. Er verwirft eine poetische Nibelungenübersetzung ganz und gar; wollte er den Kreis seiner Betrachtungen erweitern, so müßte er zu dem Resultate gelangen, daß alle poetischen Übersetzungen, gleichviel für welchen fremden Text und für welches fremde Idiom, grundsätzlich verworfen werden müssen. Das ist etwa ebenso, als wolle sich jemand, der eine herrliche alpine Landschaft nicht besuchen kann und nicht in der Lage ist, sich ein dieselbe darstellendes Gemälde ersten Ranges zu kaufen, deshalb keine Photographie erwerben. Freilich ist die Photographie ein dürftiger Ersatz für das eigene Anschauen und für ein Gemälde; ob aber ein unzulänglicher Ersatz nicht besser ist als gar nichts, ist doch eine Frage, die sich nicht bloß mit Recht aufwerfen, sondern sogar nur in einem Sinne beantworten läßt.

Herr Kollege Rudolph sucht den gordischen Knoten durch energisches Zerhauen zu lösen, indem er eine Übersetzung in prosaischer Form vorschlägt; der eine Grund aber, den er noch nebenbei anführt, daß nämlich

die Schüler über eine poetische Übersetzung flüchtig hinweglesen, ist von geringer Tragweite, denn bei einer prosaischen werden sie's erst recht thun. Als ich als Primaner einst von der Bossischen Homerübersetzung wenig befriedigt war, nahm ich eine prosaische zur Hand — aber es wurde mir sofort klar: die Übersetzung eines poetischen Werkes in prosaischer Form macht den Eindruck wie ein Schmetterling ohne Flügel oder wie eine Blume ohne Farben. Eine solche Übersetzung, und gebe sie den Wortlaut des Originals noch so genau wieder, kann dem unbefangenen Leser den Mangel des metrischen Rhythmus und des Reims, falls dieser zur Sache gehört, unter keinen Umständen ersetzen. In Otfrieds Evangelienbuch 3. B. ist der Endreim doch wirklich ein mühsam herbeigezogenes äußerliches Beiwerk; trotzdem berührt es die Leser peinlich, wenn er in einer neuhochdeutschen Übersetzung fehlt. Es ist wohl am besten, eine kleine Probe zur Vergleichung heranzuziehen. Prof. J. Kelle übersetzt reimlos, und es lautet 3. B. das mit „Moraliter“ überschriebene kleine Stück I, 26 bei ihm¹⁾:

„Die Taufe nützt uns allen wohl,
 Das Wasser, das ist nun geweiht,
 Seit Jesus Christus zu uns kam,
 Berührte es mit seinem Leib;
 Seit er darin gebadet hat,
 Seit er gereinigt diesen Quell,
 Seitdem erwächst der ganzen Welt
 Im Wasserbade alles Heil.
 Und wer nur immer eilet hin
 Zu dieser Taufe Heiligkeit,
 Der lerne ganz vollkommen hier,
 Was er im Herzen glauben soll.
 Hier in der Taufe liesest Du:
 Der Sohn, der wurde hier getauft;
 Hier sprach der Vater, wie Du weißt;
 Die Taube war der Gottes Geist.
 Drum in der Taufe heil'gem Werk,
 Durch das uns reinigt unser Gott,
 In jenem heil'gen Wasserbad,
 Da findet ganz sich diese Kraft.
 Das muß stets unser Glaube sein,
 Das sei uns kräftig eingepägt,
 Damit durch Gottes Weihe uns
 Die Taufe nütze immerdar;
 Damit wir auch geheilt und rein
 Entfernen uns von diesem Bad,
 Auf daß uns auch der Glaube recht
 Geleite hin zu seinem Dienst“.

1) Erschienen 1870 in Prag bei Fr. Tempisky.

Meine Übersetzung lautet¹⁾:

„Die Taufe ist uns allen gut:
 Geweiht ja ist des Wassers Flut,
 Seit Christus auf die Erde kam
 Und auf sich die Taufe nahm.
 Seit das Wasser floß um ihn,
 Hat er Reinheit ihm verliehn,
 Und aus dem Taufbad wird zuteil
 Der ganzen Menschheit ew'ges Heil.
 Wer von den Menschen unvertweilt
 Zu der heil'gen Taufe eilt,
 Hier lernen mag er segensvoll,
 Was er zum Heile glauben soll.
 Du liest, wie es dort erging:
 Der Sohn die Taufe dort empfing;
 Da sprach der Vater, wie Du weißt;
 Die Taube war da Gottes Geist.
 Drum bei der Taufe Heiligkeit,
 Wo Gottes Gnad' uns Heil verleiht,
 Liegt in der heil'gen Flut die Kraft,
 Die uns ew'gen Segen schafft.
 So halten wir den Glauben fest,
 Der nie von seiner Treue läßt,
 Daß uns die Taufe gottgeweiht
 Gedeihen mög' in Ewigkeit
 Mag das Taufbad klar und rein
 Uns zum ew'gen Heile sein;
 Geb' uns der Glaube rechte Kraft
 Zu seines Dienstes Ritterschaft!“ —

Vielleicht kennt auch mancher Leser einige jener altisländischen Sagas, bei denen sich mitten unter dem Prosatexte verstreut noch Restproben der älteren poetischen Form finden, ich denke z. B. an die Völsungasaga, die Hervararsaga, die Fridhthjofssaga — die Poesie ist wie kräftiger Wein, die Prosa wie abgestandenes Wasser. Und wenn's hundertmal wahr ist, daß selbst die vollendetste poetische Übersetzung nur einen sehr relativen Wert besitzt und teilweise manchen Zug des Originals verwischt, so giebt sie doch gerade dem unbefangenen Leser einen Genuß, den die beste Nachbildung in Prosa nicht gewähren kann.

Von einer solchen Nibelungenübersetzung in Prosa giebt Herr Dr. Rudolph eine größere Probe, aus der ich ein kleines Stück vorführen und mit dem entsprechenden aus meiner Übertragung vergleichen lassen möchte. Die Strophen 1613 flg. (in denen für Giselher um Rüdigers Tochter geworben wird) lauten also bei Dr. Rudolph so:

1) D. Lyon, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1888, S. 504.

„Offen sprach der Spielmann da: „Hochmächtiger Markgraf, Gott hat Euch viel Gnade erwiesen, daß er Euch ein so trefflich schönes Weib geschenkt hat und ein so wonnereiches Leben. Wäre ich ein Fürst und mir beschieden eine Krone zu tragen, so begehrte ich Eure schöne Tochter zum Weibe, die so lieblich anzuschauen und dazu edel und gut ist. Da nun mein Herr Giselher sich ein Weib nehmen soll und die junge Markgräfin so hohen Stammes ist, so wollten ich und seine Mannen ihr gerne dienen, wenn sie im Burgundenlande die Krone tragen sollte“. Das dächte Rübeger und Gotelinde wohlgesprochen und erfreute ihr Herz. Da fügten es denn die Helden, daß der edle Giselher sich mit ihr verlobte. Nun hieß man sie beide nach dem Brauche in einen Kreis treten, und mancher Jüngling stand ihr mit fröhlichem Mute gegenüber und hegte Gedanken, wie sie die einfältige Jugend im Sinne zu haben pflegt. Als man das liebliche Mädchen zu fragen begann, ob sie den Helden wollte, war es ihr etwas schwer ums Herz; zwar wünschte sie den herrlichen Mann zu nehmen, doch schämte sie sich der Frage, wie es schon manches Mädchen gethan“.

Bei mir heißt es:

„Also sprach der Spielmann offenbar und frei:
 „Edler, mächt'ger Markgraf, Gott schenkt' Euch mancherlei
 An Gulden und an Gnaden: er gab Euch auch zugleich
 Ein Weib schön und edel und ein Leben freudereich.
 Wenn ich ein König wäre“ (sprach der edle Mann)
 „Und trüge eine Krone, zum Weibe möcht' ich dann
 Eure schöne Tochter; danach verlangt' es mich.
 Sie ist so wunderherrlich und edel auch und tugendlich.
 Ein Weib nehmen sollte mein Herr Giselher!
 Nun ist die junge Gräfin so guten Stammes wie er;
 Ich und die Meinen würden ihr gern zu Diensten stehn,
 Sollten wir sie einstmals als Fürstin der Burgunden sehn“.
 Rübeger der Rede wohl zufrieden war
 Und auch Gotelinde: es freute sich das Paar.
 Bald auf der Helden Antrieb hatte sie begehrt
 Fürst Giselher zum Weibe. Wohl war sie eines Königs wert.
 Da hieß man sie nun beide nach dem alten Brauch
 In den Kreis treten. Mancher Jüngling auch
 Stund ihr gegenüber in herzensfrohem Mut:
 Die machten sich Gedanken, wie's so gern die Jugend thut.
 Als man nun befragte die minnigliche Maid,
 Ob sie den Recken wolle, war's halb und halb ihr leid;
 Den schönen Mann zu nehmen gedachte sie jedoch.
 Sie schämte sich der Frage: so thun die jungen Mädchen noch“.

Wenn man an eine poetische Übersetzung des Nibelungenliedes nicht die unmögliche Forderung einer absoluten Worttreue und zugleich eines absoluten poetischen Wertes stellt, so ist sie sehr wohl zu verwirklichen,

und wenn es die bisher veröffentlichten nicht leisten, so mag eine neue und bessere den Forderungen der Kritik mehr gerecht werden. Daß der Reim völlig rein sein muß, versteht sich von selbst; allerdings wissen selbst allerneueste Übersetzungen nicht einmal dieser Forderung zu genügen. Zweifelhaft steht es mit der Verwendung der Nibelungenstrophe; man hat behauptet, sie sei für den modernen Leser unverständlich. Ich habe an einem anderen Orte nachzuweisen versucht, daß dem nicht so ist und daß moderne Gedichte, die geradezu zum allgemeinen Eigentume des Volkes geworden sind, den eigenartigen Takt der alten Strophenform zeigen. In die Volksschule gehört ja das Nibelungenlied natürlich nicht; wenn aber die uns an sich so fremd und fern liegenden antiken Versmaße für unser gebildetes Publikum seit geraumer Zeit genießbar geworden sind, so dürfte es doch wohl nicht unmöglich sein, eine Strophenform wieder zu vollem Leben zu erwecken, die so recht eigentlich unser nationales Eigentum war und wieder werden kann. Wenn in weiten Kreisen unseres Publikums der Stabreim sogar wieder verständlich geworden ist, der doch seit einem Jahrtausende verdrängt war, so wird die volle Wiederbelebung unserer nationalen Heldenstrophe wohl keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen. Und sollte dies dennoch der Fall sein, nun, so biete man uns das herrliche Nibelungenlied in einer beliebigen anderen poetischen Form! Die Idee aber, das nationale Epos den Zöglingen der höheren Schulen in prosaischer Gestalt lieb und wert zu machen, halte ich bei voller Würdigung der dafür beigebrachten Gründe für eine verfehlte.

Die lyrische Poesie setzt einen mannigfachen Formenreichtum als etwas Selbstverständliches voraus, und alle Dichter von den ältesten bis zu den neuesten haben sich bemüht, dieser Voraussetzung gerecht zu werden. Welch einen Reichtum klassischer Formenschönheit zeigt z. B. Gustav Weck in seinen vier Büchern „Unsere Toten“, „Königin Luise“, „Unsere Lieblinge“ und „Von Heimat zur Heimat“! Das Volkslied bedarf dieses äußerlichen Reichtums nicht, und deshalb sind auch poetische Nachdichtungen ausländischer Volkslieder im allgemeinen nicht so schwer; ganz anders natürlich steht es mit der Kunstlyrik, und je kunstvoller und künstlicher sie ihre Formen ausprägt, desto schlimmere Anforderungen stellt sie an den Umdichter. Das Epos dagegen verlangt keinen Reichtum der Formen, sondern der Form: eine Versform, aber innerhalb derselben eine möglichst große rhythmische Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit. Wie reich ist der griechische Hexameter und wie reich die mittelhochdeutsche Nibelungenstrophe! Wie eintönig ist dagegen die italienische Stanze und die englische Spenserstrophe, und wie richtig fühlte schon Wieland, als er den langweiligen Takt der Stanzas in freieren Fluß zu bringen suchte!

Darum soll gerade da, wo es sich um die Anregung und Belebung des poetischen Verständnisses der Jugend handelt, derjenige, der berufen zu sein glaubt, als Um- und Nachdichter aufzutreten, lieber das äußerste versuchen, ehe er auf Versformen von unvergänglicher Schönheit verzichtet. Ein Dichter wie Uhland hatte ganz recht, wenn er seinen „Rauschbart“ in das Gewand der sogenannten modernen Nibelungenstrophe kleidete; man verträgt ihrer fünfzig oder hundert ganz gut, aber ihrer tausende wären von unerträglicher Monotonie. Eben weil sie das fühlten, haben ja auch moderne Kunstepiker nach Tegnér's Vorgange den mangelnden Reichtum der Form durch den Reichtum an Formen zu ersetzen gesucht oder auch ohne dauernden Erfolg erotische Formen einführen wollen! Ich glaube aber, wir haben gar keine Veranlassung, an unserer guten alten Nibelungenstrophe (und ebenso der Gudrunstrophe, den Reimpaaren 2c.) zu verzweifeln. Wie gesagt, Volksschüler haben nichts mit den Nibelungen zu thun; wenn man es aber selbst jungen Mädchen zumutet, die doch formell recht fragwürdigen Hexameter in „Hermann und Dorothea“ zu skandieren oder gar durch die unglaublichen Hexameter der inhaltlich so liebenswerten „Evangeline“ zu stolpern, so wird man doch unserer gebildeten Jugend wohl begreiflich machen können, daß im Nibelungenverse zwei oder auch mehr Hebungen aufeinanderfolgen dürfen. Von solchen Zweifeln und solcher Zurückhaltung ist aber leider immer nur dann die Rede, wenn es sich um deutsche Formen handelt. Ich bin sogar überzeugt, daß man unbedenklich, um dem Nibelungenverse und den ihm verwandten Formen eine noch reichere Abwechslungsfähigkeit zu geben, sich nicht bedenken sollte, auch zwei unbetonte Silben aufeinander folgen zu lassen. Sollte es ernsthafte Schwierigkeiten machen, Strophen zu lesen wie diese etwa:

„Wie sie auf Bifröst reiten, bricht die Brücke und tracht;
 Da ordnen sich Muspels Söhne auf Wigrids Felde zur Schlacht.
 Und Wolf und Schlang' und Thursen stehn dort kampfbereit;
 Hundert Tagesrasten ist Wigrids Ebene lang und breit.
 Schon erhebt sich Heimdall und stößt mit Macht ins Horn;
 Des Gjallarhorns Geschmetter weckt die Götter zum Born.
 Da reitet Odin eilend zum Rat nach Mimirs Quell;
 Das Weltall bebt vom Donner, die Wäse lohen rot und grell.
 Das Krähn des goldigen Hahnes verkündet den letzten Tag;
 Auf Erden die Hähne krähen mit bangem Flügelschlag.
 Ihr Laut, der scharfe, bange, verkündet der Götter Not,
 Und dumpf in Hells Halle kräht der Hahn schwarz und rot“.

Auf diese Weise hätten wir, dünkt mich, die charakteristischen Züge des alten Nibelungenverses gerettet und ihm durch Einführung des modernen Rhythmus neue Beweglichkeit verliehen. Vielleicht hätte diese Neuerung Aussicht auf Fortbestand.

Daß durch die neuesten Lehrpläne die weitere Existenzberechtigung guter Nachdichtungen auch nicht einmal in Bezug auf unsere beiden großen mittelhochdeutschen Volksepen in Frage gestellt ist, wird uns jeder Unbefangene zugeben. Im Gegenteil, das Naschen am Urtexte wird das Bedürfnis einer echten Nachdichtung nur noch fühlbarer machen.

Sprechzimmer.

1.

Zu dem interessanten Aufsätze Richters über die Ähnlichkeiten der deutschen und griechischen Sprache ließe sich gewiß noch manches hinzufügen. Mir fielen sofort folgende Einzelheiten ein, auf die ich als allgemein bekannt nur der Bervollständigung wegen hinzuweisen mir erlaube.

Mit *δεινῶς* (furchtbar = sehr) kann *ισχυρῶς* zusammengesetzt werden, welches wie unser stark, gewaltig ebenfalls den Begriff steigert, auch da, wo der Gegenstand durchaus nicht stark ist (z. B. er ist stark angetrunken; er war durch die Beschwerden stark mitgenommen). Xen. Anab. ὁδὸς-ὄρηθρα *ισχυρῶς*, gewaltig steil.

Die im Deutschen so häufigen durch Zusammensetzung mit Feld, Thal gebildeten Ortsnamen kommen im Griechischen auch vor, z. B. *Καῦστρου πεδῖον*, Kaysterfeld u. a. m.

Die Flußnamen stehen zwischen dem Artikel und *ποταμός*, wie unser „Rheinstrom“.

καλούμενος, λεγόμενος, ὀνομαζόμενος entsprechen dem deutschen „sogenannt“.

Der griechische Genitiv der Zeit (*ἡμέρας, νυκτός, θεῖρου* u. s. w.), eigentlich ein genit. partit., findet sich auch im Deutschen (morgens, abends, des Tages, vormittags, nachts, Sommers, Winters, Frühjahrs).

Das pronom. *τοιοῦτος* im verächtlichen Sinne = unserem „so einer“ scheint mir auch hierher zu gehören, z. B. Xen. Anab. III, 1, 80: *ἐμοὶ-δοκεῖ τὸν ἄνθρωπον-σκεύη ἀναθέντας ὡς τοιοῦτω χρῆσθαι* — daß wir ihm Gepäck auflegen und wie so einen (der es sich nämlich gefallen läßt, als Packesel verwandt zu werden) gebrauchen müssen.

Wenn Menon seinen Soldaten sagt: (*Κῦρος*) *ἐπίσταται δ' εἴ τις καὶ ἄλλος*, so entspricht das unserem „wie einer“.

Als Xyros den Soldaten des Menon Belohnung zugesagt hat, fügt er hinzu: *ἢ μηκέτι με Κῦρον νομίζετε*, oder ich will nicht mehr Xyros heißen.

Als Xyros die griechischen Offiziere vor der Schlacht anfeuert, sagt er: *ὅπως οὖν ἔσεσθε ἄνδρες ἄξιοι τῆς* — — daß ihr nun auch Männer seid, würdig — —!

Wladstadt.

Dr. Koch.

2.

Zu dem Ausdruck „Einem die Feige weisen“, Ztschr. V, 107 u. VI, 53.

C. Spangenberg bemerkt zu dieser Redensart in seinem Buche „Anmütiger Weißheit Lust Garten“, Straßb. 1621, S. 190: „Solchs thun die, so einen verspotten, oder wie man sagt, auff den Affenschwanz setzen. Die viel verheissen, versprechen vnd zusagen: vnd eim doch das nachsehen lassen. Diß Sprüchwort hat seinen Vrsprung von der verachtung vnd verspottung, so Keyser Friderichen Barbarossae von den Meyländern widerfahren. Darvon schreibt Sebastianus Münsterus in seiner Cosmography, als er der Statt Meyland gedencket.“

Läßt sich die Redensart in der hier angeführten Bedeutung „jemand vieles verheissen und ihm doch das Nachsehen lassen“ durch Beispiele belegen?

München.

A. Englert.

3.

Zu Kopischs Bärenschlacht.

Ztschr. 4, 160 hat R. Sprenger die a. a. D. dem Bürgermeister von Osterburg in den Mund gelegten Worte „Nun Männer, Bürger, Tapferkeit! Zeigt, daß ihr nicht vom Nußbaum seid!“ mit dem Volksglauben in Verbindung gebracht, daß der Nußbaum geschlagen werden muß, um Früchte zu tragen.¹⁾ Glöde hat dagegen Ztschr. 4, 274 die Vermutung ausgesprochen, daß Kopisch an einen Haselstrauch, der provinziell auch Nußbaum genannt wird, gedacht habe, und daß die fragliche Stelle bedeute: „Zeigt, daß ihr keine Nüsse (d. i. Haselnüsse) seid, d. h. zeigt, daß ihr nicht so klein, wertlos und unzuverlässig seid wie Nüsse.“

Die von Sprenger gegebene Deutung, welche schon an und für sich näher liegt als die Glödesche, erhält eine weitere Stütze durch das folgende in Harrebomées Sprechwoordenboek unter „not“ angeführte holländische Sprichwort: „Hij is van het notenbooms geslacht.“ Der Sinn des Sprichworts ergibt sich aus der lateinischen Erklärung, mit welcher es sich in der Sammlung „Adagiorum Chiliades tres“ von J. Sartorius, Antw. 1561, findet: „In barbaros servilique ingenio homines dicitur, qui non pudore neque monitis, sed verberibus redduntur meliores. Cum contra generosus animus, ut ait Seneca, rectius ducatur, quam trahatur.“

1) Belege s. a. a. D. Außerdem vergleiche man noch die einschlägigen Sprichwörter, die im D. W. B. und in Wanders Sprichwörterlexikon unter „Nußbaum“ sowie in Harrebomées Sprechwoordenboek unter „not“ verzeichnet sind.

In Anbetracht des Umstandes, daß eine Menge holländischer Sprichwörter, ja vielleicht der größte Teil derselben sich auch im Deutschen, besonders im Niederdeutschen findet, liegt die Vermutung nahe, daß die fragliche Redensart, die Klopisch höchst wahrscheinlich dem Volksmunde entnommen, vielleicht sogar in der von ihm benutzten Quelle¹⁾ vorgefunden hat, als eine weniger deutliche Variante des erwähnten holländischen Sprichworts zu betrachten ist.

München.

A. Englert.

4.

In die Pilze gehen.

Auch P. Hoffmann Ztschr. 8, 496 weiß sich die Redensart „in die Pilze gehen“ = verloren g., verderben nicht zu deuten. Sollte dieselbe sich nicht auf die bekannte Thatsache beziehen, daß die Pilze kaum aufgeschossen von Würmern angefressen werden und verderben? Es möge dabei an Goethe, Hermann und Dorothea III, 9 flg. erinnert werden:

Soll doch nicht als Pilz der Mensch dem Boden entwachsen,
Und verfaulen geschwind an dem Plage, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung.

„In die Pilze gehen“ wäre dann soviel wie „unter die Pilze gehen, selbst zum Pilze werden“.

Northheim.

A. Sprenger.

5.

Zu Goethes Hermann und Dorothea.

VII, 86 Denn ein jeglicher denkt nur sich selbst und das nächste Bedürfnis
Schnell zu befried'gen und rasch, und nicht des folgenden denkt er.

Setzt man, wie es z. B. in Cholevius' Kommentar geschehen ist, ein Komma hinter nur, so ist sich selbst mit befriedigen zu verbinden. Da es aber in den alten Ausgaben fehlt, so ergiebt sich die auch durch den Zusammenhang geforderte Auffassung, daß wir denkt nur sich selbst = 'denkt nur an sich selbst' zu fassen haben. Über denken c. accus. bei Klopstock u. a. geben die Wörterbücher Auskunft. Vgl. auch Hermann und Dorothea II, 156. Du denkst dir ein Mädchen = du denkst daran dich mit einem Mädchen (nach älterem Sprachgebrauch = 'Geliebte') zu verloben.

Northheim.

A. Sprenger.

1) Bei Lemme, Volksagen der Altmark, Berlin 1889, ist der Falenstreich der Osterburger ohne Quellenangabe mitgeteilt (S. 51 flg.). Vergl. Gräffe, Sagenbuch des preussischen Staates, 1, 207.

6.

begannte.

Über die alte edle Form *begannte* für *begann*, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrschend war, dann allmählich verlosch, schrieb J. Grimm in Haupts Zeitschr. 8, 14 in besonderer Rücksicht auf Goethes Faust I, 2823. Die Form *begannte* findet sich noch in G. Schwabs Übertragung von Ekkehard's Waltharius (Schwabs Gedichte, Reclam'sche Ausg. S. 545):

Da blizt in seinen Waffen Herr Walthar fröhlich auf,
Begannte recht zu loben des Feindes grimmen Lauf.

Northheim.

H. Sprenger.

7.

Fritz Reuter und ein mecklenburgischer Landprediger.

Eine Unterredung aus den siebziger Jahren.

Es ist bekannt, wie sehr Reuter auch in der Ferne an seinem Heimatlande Mecklenburg hing, und wie sehr er sich nach dem Umgange mit seinen Landsleuten sehnte. Es ist ihm von Mecklenburgern vorgeworfen, daß er das Land verließ, in dem er geboren war, daß er verherrlicht hat. In seiner Villa bei Eisenach waren die Mecklenburger stets gern gesehene Gäste, wie auch aus der folgenden Erzählung hervorgeht, die mir ein alter mecklenburgischer Landprediger vor einiger Zeit erzählte. Der Pfarrer kam am Nachmittage an und traf schon auf dem Bahnhofe Reuter und seine Frau, die jemanden zu erwarten schienen. Er machte noch an demselben Tage einen Besuch bei dem Dichter, traf aber nur die Frau zu Hause. Sie hätten einen intimen Freund ihres Mannes aus Lübeck erwartet, der aber nicht gekommen sei, ihr Mann sei sehr aufgeregt darüber und wäre fortgegangen, um auf einige Zeit mit seinen Freunden zusammen zu sein. Auf dem Flur hatte der Prediger gelesen, daß Besuch, der dem Dichter gelte, nur morgens um 10 Uhr angenommen werden könne. Frau Dr. Reuter aber lud ihn ein, zu jeder Zeit zu kommen, diese Beschränkung sei nur für den großen Schwarm von Touristen da, die dem berühmten Manne ihre Aufwartung machen wollten. Am anderen Tage traf der Pastor Fritz Reuter selber und hatte mit ihm eine längere Unterredung über seine Werke. Reuter fragte, welches Werk er für sein gelungenstes halte, worauf der Pastor antwortete, daß nach seiner Ansicht „Ut mine Stromtid“ entschieden das beste sei. Der Dichter erklärte „Ken Hüfung“ für sein vollendetstes Werk, weil am meisten Handlung darin wäre, konnte aber den Geistlichen nicht zu seiner Ansicht befehren. Damals arbeitete er gerade an: „De meckelbörgschen Montechi un Capuletti“ oder: „Dê Reif' nah Konstantinopel“,

für eine neue Schrift fehlte es ihm noch an Stoff, wie er überhaupt über Mangel an Stoff klagte. Der Pastor erzählte ihm eine Geschichte aus seiner Gemeinde in Mecklenburg, die Reuter mit Freuden begrüßte, aber auf Bitten desselben nicht zu benutzen versprach, weil dem Besucher dadurch Unannehmlichkeiten entstehen könnten. Im ferneren Gespräch bemerkte der Pastor, daß Reuter das mecklenburgische Landvolk zu ideal dargestellt hätte, was Reuter entschieden in Abrede nahm. Die Gutsherren hätten an dem Troß und dem Unfleiß der Leute Schuld, der mecklenburgische Menschenschlag sei durchaus treu, fleißig, ehrlich und unterthänig bis aufs äußerste. So hätte er ihn stets kennen gelernt, so sei er noch heute. Der Pastor blieb aber bei seiner Ansicht, daß vielfach die Leute mit ihrer Lage unzufrieden seien und über ihre Verhältnisse hinausstrebten; dadurch verlören sie die Lust an der Arbeit und stellten Forderungen, die die Landleute ihnen bei den jetzigen für die Landwirtschaft so ungünstigen Zeiten nicht erfüllen könnten. Das alles konnte Reuter nicht zugestehen. Schließlich schieden beide in aller Freundschaft, und der Dichter trug dem Pastor viele Grüße an ganz Mecklenburg auf, an einige gemeinsame Freunde noch besondere. Mehrere intime Freunde Reuters leben hier noch in Wismar, aus deren Munde ich manche für die Fachgenossen interessanten Züge aus Reuters Leben gehört habe. Über Reuters Besuche bei Hinstorff in Wismar ein anderes Mal.

Wismar i. M.

D. Glöde.

8.

Zu G. v. Kleists Prinz von Homburg.

Börn, Sprenger und auch Rade in der bei Graeser in Wien erschienenen Schulausgabe des Kleistschen Dramas beziehen das Wort Sterngucker auf den Prinzen selbst. Rade erklärt: „Er als ein Sterngucker sieht im Geiste, daß ein Siegeskranz aus Sonnen ihm gewunden wird.“ Was heißt das, „ein Siegeskranz aus Sonnen?“ „Warum denkt der Prinz an einen aus Sonnen gewundenen Ruhmeskranz?“ fragt auch Sprenger, *Btschr.* VII. 61. Ich habe die Stelle stets anders verstanden und will mit meiner Deutung nicht zurückhalten. (Behagt sie nicht, so werden andere zu Worte kommen, wie ja auch meine Bemerkung zu Schillers Ausdruck „das Bad segnen“ diese erfreuliche Wirkung gehabt hat; Hildebrand hat nun alles klar gelegt.) Ich fasse Sterngucker als Accusativ Plur. Der Prinz sieht schon im Geiste, wie die Astronomen ihm zu Ehren ein Sternbild benennen werden (wie dies ja im Altertum öfter zu Ehren von Königen u. s. w. geschehen ist). Daß Hohenzollern für Astronomen den halb verächtlichen Ausdruck Sterngucker braucht, darf uns im Munde des Soldaten nicht wunder nehmen.

Bezüglich der Stelle I. 46 verweist Sprenger gewiß mit Recht auf Shakespeare, an den auch B. 1044 (III. Akt. Geh an den Main 2c.) und wohl auch B. 1319 (Romeo II. 2) deutlich erinnert.

Graz.

Rudolf Reichel.

9.

Zu H. v. Kleists Rädchen von Heilbronn.

I. 1. „Ich will nach Worms und den Kaiser bitten, daß er den Theobald ordinire. Hier werf ich ihm vorläufig meinen Handschuh hin.“ D. Vichtenheld erklärt: (Wien, Graeser) ordinire = vorlade, verhöre. Ich verstehe es anders. Will die Feme des Grafen Worten nicht schlechtthin glauben, so bleibt ihm nichts übrig als der gerichtliche Zweikampf. Den kann er aber nur dann mit Theobald ausfechten, wenn dieser durch des Kaisers Gnade den Ritterschlag erhalten hat. Ich fasse also ordinieren in dem Sinne: zum Ritter schlagen.

IV. 1. Knecht: Schafft Balken und Bretter her.

Flammberg: Was! bist du ein Jud?

Vichtenheld bemerkt dazu: bezieht sich auf den Übergang durchs rote Meer. Das verstehe ich nicht; ich denke an die bekannte Redensart, die man den Juden in den Mund legt: „das Wasser hat keine Balken.“

Graz.

Rudolf Reichel.

10.

Zur Betonung von „lebendig“.

Die Erklärung Begemanns scheint mir ganz unhaltbar, u. a. deshalb, weil die angeblichen Vorbilder der neuen Betonung thatsächlich gar nicht so betont werden, wie lebendig. Was hat man aber gegen meine Erklärung einzuwenden (Pauls Grundriß I, 556), welche lebendig in einen weiteren Zusammenhang einreicht und zeigt, daß solche Tonverrückungen dem Streben nach bequemerer Gewichtsverteilung entspringen?

Gießen.

D. Schaghel.

11.

Koppel, Balje, Grapen, Queder u. a. im Mecklenburger¹⁾
Deutsch.

Zu Wasserziehers Aufsatz „Flensburger Deutsch“, Zeitschr. 6, 568 flg.,
und Sprengers Bemerkungen, Zeitschr 6, 811 flg

Ein großer Teil der von Wasserzieher als Nordschleswigisch in Anspruch genommenen Ausdrücke ist auf niederdeutschem Gebiet, besonders

1) Der Streit über die Schreibweise von Mecklenburg, ob mit **k** oder **ck**, wird bald aufs neue entbrennen. Der Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde schreibt seit seinem Bestehen Mecklenburg. Dafür hat sich Jak. Grimm entschieden. Weg, Krause u. a. halten Mecklenburg für das Richtige, wie auch die Behörden seit 1856 schreiben.

in Mecklenburg, allgemein verbreitet. Der Umlaut in Ausdrücken, wie: er kömmt, er frägt, er kauft, ist in die Umgangssprache eingedrungen. Koppel in der Bedeutung „eingehogter Weideplatz“ ist allgemein: Pirkoppel, Kalwerkoppel, Koppelslet für „die Balken, die die Koppel umschließen.“ Dem Milchguß und Sahneguß schließt sich hier der Rahmguß an. Schlef für einen ungebildeten, tölpelhaften Menschen ist als Schimpfwort allgemein: Du langer Schlef. Balje ist in der Bedeutung „Kübel, Mulde“ gebräuchlich in „Waschbalje“: „Sie steht den ganzen Tag an der Waschbalje.“ Das mittelniederdeutsche bricke kommt hier in der Redensart von: en'n bricken (auch: pricken) vörsteken vor d. h. „Unrecht handeln verhindern.“ Plate (holl. plaat) = Kuchenblech ist auch in Mecklenburg allgemein verbreitet: Platenkuchen. Ich weise hin auf die Kunst der Platenschläger in den Hansestädten. Vergl. Beyers historischen Roman Anastasia Leipzig 1888 im 2. Kapitel S. 22: „Aber deutlich scholl schon vor seinem Fenster das schlichte Morgenlied des benachbarten Platenschlägers (Gottfried Jfern) an der Radolfsbrücke (in Wismar)“.

Grapen ist in Mecklenburg eine oft vorkommende Bezeichnung für einen eisernen (nicht irdenen) Topf mit zwei Griffen, der zum Kochen von Speisen dient. Sprenger bemerkt, daß in Südhannover und Braunschweig das Wort Grapen (Gröpen) ein etwas veraltetes Wort sei, welches einen irdenen Topf mit zwei Griffen, zur Aufbewahrung von Eßsachen, bezeichnet. Daß aber ursprünglich ein Topf aus Metall so bezeichnet wurde, schließt er aus dem Eigennamen Grapengeter (jetzt: Gropengießer). Für Mecklenburg und die angrenzenden Teile von Pommern, Brandenburg und Hannover — ich habe das Wort in der oben angegebenen Bedeutung noch vor kurzem auf einem Dorfe zwischen Dahlenburg und Blekede a. d. Elbe in Hannover gehört — beweist dies der heutige Gebrauch. In Quedlinburg, wo nach Sprengers Mitteilung das Wort nicht mehr gebraucht wird, führt noch eine Straße den Namen Gröpern, wohl weil in ihr hauptsächlich Gröper oder Töpfer wohnten; dem entspricht in Rostock die Grapengießerstraße, die ihren Namen sicher nach den in ihr wohnenden Handwerkern hat. Das beweisen alle Urkunden und die Parallelstraßen: Fischerstraße, Badstüberstraße, Wokrenterstraße.

Queder für den Bund an Hosen, Hemden, Schürzen fehlt zwar bei Schambach, ist nach Sprenger in Northeim allgemein gebräuchlich, desgleichen in Mecklenburg. Holz für Waldung und Sprähe, Sprehe für Staar (spröe, spreie, Sprö, Spräg'n, Spraa, Spree, spräwe bei Schambach Danneil, Stürenburg und Woeste) hört man in Mecklenburg tagtäglich. Für Waldmeister sagt der Mecklenburger hochdeutsch und niederdeutsch:

Mösch. Für den Sperling ist mir ein ähnlich klingendes Wort, wie Müsche, Mösche in Westfalen, nicht bekannt. Dort nennt man ihn ja auch Lüning (vergl. meinen Aufsatz über die Tiernamen in dieser Zeitschrift).

Für den Gebrauch von „ein“ verweist Sprenger auf das engl. Come in! und führt den Satz an: „Mein Mann kam gestern spät ein“. Genau so ist es in Mecklenburg. Ein Schüler will den Lehrer sprechen und fragt das Dienstmädchen: „Ist er ein?“ Das ist ein Beispiel aus meiner eigenen Praxis. Die Interjektion Na! drückt auch in Mecklenburg Staunen und Unwillen aus, oder auch eine dringende Aufforderung. Dies im Anschluß an Wasserziehers und Sprengers Bemerkungen. Aus meinen Sammlungen will ich nächstens den Fachgenossen etwas über „Mecklenburger Ostseedeutsch“ mitteilen.

Wismar i. M.

D. Glöde.

12.

Zu „kizegrau“ (Zeitschr. 7, 57).

Söhns will das sächsisch-schlesische kizegrau von Kize (junge Ziege, Reh, Gemse) ableiten, Becker will es auf grizegrau zurückführen. Ich möchte den Ausdruck vielmehr von dem andern gleichfalls bei Grimm (Wb. V, 870) erwähnten Worte Kize = weibliche Kaze, Käpfelein herleiten. In Schlesien erscheint dasselbe in der Form Kitzche (Grimm, a. a. D. 1c), und der Dialekt spricht auch nur von kitzhegrau, womit er jedenfalls die Färbung meint, die der Stammutter unseres Hinz eigen ist und auch jetzt noch an einer sehr großen Zahl von Hauskazen beobachtet wird. — Vielleicht darf man sogar bei dem von Becker zum Vergleich herangezogenen kizblau an das Grundwort Kize = Kaze denken. Nach einem Citat in Brehms Tierleben (I, 479) nämlich bezeichnen die Schwarzwälder Bauern die bei ihnen besonders beliebten einfarbig grauen Kazen als „blaue“, so daß ein kizblau in jener Gegend unserm kizgrau oder kitzhegrau vollkommen entsprechen würde. — Statt kizblau = blau vor Frost hört man in Schlesien den Ausdruck krazblau oder krazbeerblau (Krazbeere = blaue Brombeere s. Grimms Wb. V, 2071).

Striegau.

B. Schließ.

13.

Geschloß.

In dem Stolberg'schen Gedichte „Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn“ (Werke. Hamburg 1820. 1, 44 flg.) übergiebt in Strophe 1 der alte Ritter seine ganze ritterliche Ausrüstung dem Sohne mit den Worten:

Sohn, da hast du meinen Speer;
 Meinem Arm wird er zu schwer!
 Nimm den Schild und dies Geschloß;
 Tummle du forthin mein Roß!

Was soll hier „Geschöß“ bedeuten? Dieses Wort kann nach Weigand zwei Bedeutungen haben: 1. Waffe, die fortgeschossen wird, 2. Werkzeug, mit dem man schießt. An unserer Stelle könnte nur die erste Bedeutung in Frage kommen. Da aber bereits der Speer genannt ist, so kann doch nicht etwa mit „Geschöß“ Wurfspeer oder Lanze bezeichnet werden (vgl. ahd. giscoz). Es giebt allerdings noch andere „Geschosse“ als: Streithammer, Wurfskeule u. s. w., aber wenn die hier mit „Geschöß“ gemeint wären, so würde ja das Schwert gar nicht genannt, und zu der vollständigen Rüstung des deutschen Kriegers gehört doch außer Streitart, Beil, Wurfskeule, Speer und Lanze in erster Linie das Schwert (vgl. Alw. Schulz, Pauls Grundriß [Kriegswesen] 11,202); ja Schwert und Lanze sind im 11. und 12. Jahrhundert geradezu die ritterlichen Waffen (a. a. O. S. 205). Da nun in Strophe 1 der alte Ritter seinem Sohne seine gesamte ritterliche Wehr und Ausrüstung übergiebt, so darf das Schwert dabei nicht gefehlt haben. Und daß der Alte dem Jungen in der That ein Schwert mitgegeben hat, zeigen Strophen 2 und 3:

- V. 7f. Jedes Jahr hat eine Schlacht
 Schwert und Streitart stumpf gemacht!
 V. 9f. Herzog Rudolf hat dies Schwert,
 Art und Kolbe mir verehrt.

Wenn also das Schwert an unserer Stelle nicht ausdrücklich genannt ist, so muß es sich unter „Geschöß“ verstecken. Wie schon angedeutet, kann Geschöß „Wurfwaffe“ bedeuten. Lateinisch entspricht ihm *telum*. Nun kann *telum* aber nicht allein Wurfwaffe, Geschöß, Speiß u. s. w. bedeuten, sondern es kann auch dienen zur Bezeichnung jeder Angriffswaffe, so daß auch Schwert, Dolch, Beil u. s. w. unter *telum* verstanden werden können (vgl. *cum telo esse*); *tela* sind eben die Treffwaffen (vgl. A. Banicek, Etymol. Wörterbuch der lat. Spr. Leipzig, 1881², S. 99). In derselben Weise steht meines Erachtens an unserer Stelle „Geschöß“ kollektiv für Treffwaffen überhaupt (außer dem schon genannten Speer). Welche Waffen der alte Ritter darunter versteht, sagt er selbst (Str. 2 u. 3), nämlich: Schwert, Streitart und Streitkolben. „Geschöß“ steht demnach an unserer Stelle in demselben Sinne wie etwa „Gewehr“, „Gewaffen“. Wahrscheinlich hat der Reim auf *Roß* den Dichter zu diesem ungewöhnlichen Ausdruck bewogen.

Altona.

A. Puls.

14.

Noch einmal der Hasenname Lampe — Lampert, Landbrecht.

In Bezug auf meine Ableitung des Hasennamens „Lampe“ (Ztschr. f. d. dtisch. Unterricht 1891, Heft 9) teilt mir Herr Gymnasialprofessor

Albert Heinke, der Verfasser der Schrift „Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich“, in Stolp in Pommern unterm 2. November 1892 folgendes mit: „Sie leiten den Hasennamen „Lampe“ von dem altd. Personennamen Lampert (Landbrocht) ab. Dies ist auch nach meiner Überzeugung die einzig richtige Erklärung. Wenigstens hat der Familienname Lampe (wovon weiter Lamping, Lampol, Lammenga u. s. w.) unzweifelhaft diesen Ursprung; denn Lampe (ahd. Lampo) ist nach den Gesetzen der Namenbildung und -kürzung die regelrechte zweistämmige Kürzung von Lamprocht (Landobercht), wie das die bezüglichen Schriften (Stark, Die Rosenamen, Andresen, Die deutschen Personennamen) weiter ausführen.“ Heinke selbst hat a. a. D. S. 162 unter LAND die ganze hierher gehörige Namensippe möglichst vollständig und übersichtlich zusammengestellt. Auch Rudolf Reichel aus Graz schreibt an mich, daß er meine Deutung des Namens Lampe für richtig hält. Er fügt einen Nachweis aus Stark, Die Rosenamen der Germanen, hinzu. Pag. 124: Meine Lampen a. 142 S. Oldenburg. Sagenbuch; Lampe enim contractum Lamberti nomen et adhuc plebi nostrae hoc modo in usu est. Eccardi praefatio ad Leibnitzii coll. etymol. p. 42.

Wismar i. N.

D. Glöde.

15.

Ein Druckfehler in Jakob Grimms Rede auf Schiller.

Als im Jahre 1859 die hundertste Wiederkehr von Schillers Geburtstag festlich begangen wurde, hielt Jakob Grimm in der Berliner Akademie der Wissenschaften die Festrede. Ein Vergleich Schillers mit Goethe war nicht zu umgehen. Jakob stellt Goethe, dessen Natur mehr zur behaglichen Erzählung hinneige, als epischen Dichter über Schiller; ebenfalls als Lyriker. Als Dramatiker, insbesondere als tragischer Dichter, steht ihm aber Schiller höher, der hauptsächlich aus diesem Grunde populärer wurde. Hierbei macht Jakob die treffende Bemerkung, daß im allgemeinen Goethe die Frauengestalten, Schiller die männlichen Charaktere besser gelungen seien: ohne Zweifel ein prägnantes Zeugnis für den verschiedenartigen Charakter der beiden Dichter! Es heißt nun:

„Mit Gretchen, Rätchen, der Mignon und Ottilie läßt sich nichts bei Schiller vergleichen, der hoch die Würde der Frauen sang, wogegen Goethes Egmont, Brackenburg, Meister, Eduard schwächere Naturen sind als Wallenstein und Tell.“

Daß es statt „Rätchen“: „Clärchen“ heißen muß, bedarf keines Beweises. Viele Leser werden den Fehler stillschweigend verbessert haben. Er findet sich schon in dem Originaldrucke der Grimmschen Rede (Abhandlungen der Königlichen Akademie d. Wissensch. zu Berlin, 1859.

Phys.-mathem. Klasse, S. 1—23) und ist von da in die Sonderausgaben übergegangen (3. Abdruck, 1860, S. 18). Auch in der Sammlung der kleineren Schriften Jakobs durch Müllenhoff ist der Druckfehler nicht beseitigt (Bd. I. 2. Aufl. S. 384); jetzt hat er sich in das neue Buch Reinhold Steigs: Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892 hinübergerettet (S. 242). Seiner Weiterverbreitung soll durch diesen Hinweis ein Ziel gesetzt werden.

In dem handschriftlichen Nachlasse der Brüder, den Hermann Grimm der Königlichen Bibliothek hier zur Aufbewahrung übergeben hat, fehlt das Manuskript der Rede. Es unterliegt aber für mich keinem Zweifel, daß das unangenehme Versehen dem Setzer zur Last fällt.

Berlin.

Dr. Ernst Jeep.

16.

Zum Ausgang des Wolfes. (Goethes Götz Akt 1. 3.)

1. Paulus Diaconus erzählt im IV. Buche, Kap. 38 von seinem Ahnherrn Leupichis: Auf seine Flucht nahm er bloß einen Bogen mit dem Köcher und etwas Begezehrung mit, wußte aber gar nicht, wo hinaus er ziehen sollte: da kam ein Wolf und wurde ihm Führer und Begleiter auf der Reise. Wie der Wolf vor ihm herging, sich häufig nach ihm umsah, wann er halt machte, auch stillestand, wann er aufbrach wieder vorausging, da merkte Leupichis, daß ihm das Tier von Gott zugeschiedt sei, damit es ihm den Weg weise, den er nicht kannte. Als sie auf diese Weise mehrere Tage durch das einsame Gebirge gezogen waren, ging dem Wanderer das wenige Brot, das er hatte, ganz aus. Mit leerem Magen zog er weiter, wie er aber von Hunger gänzlich erschöpft war, so spannte er seinen Bogen und wollte den Wolf mit dem Pfeile töten, um ihn zu verzehren. Aber der Wolf wich dem Schusse aus und verschwand aus seinen Augen.

2. Grimmselshausen, der seltsame Springinsfeld, Ausgabe von Tittmann, S. 294: Der Obriste hielt die Begegnung mit den Wölfen vor ein gut Omen, noch ferners eine unverhoffte Beut zu erhalten.

Für den Glauben an glückbringenden Ausgang des Wolfes sprechen doch wohl auch die Namen Wolfgang, Gangolf, vielleicht auch Rudolf und Sigolf. (Den der Wolf zum Ruhm oder zum Siege führt?)

Graz.

Rudolf Reichel.

17.

Baum ein Trinkgefäß (?).

Daß Baum diese Bedeutung gehabt, glaube ich aus dem imperativen Namen Füllenbaum, Stürzenbaum und Schwingenpaumb schließen

zu dürfen. Die beiden ersteren kommen noch jetzt in Graz vor, Petrus Schwingenpamb war 1585 Sänger im Stifte Admont.

Graz.

Rudolf Reichel.

18.

Zu J. Sahr's Aufsatz über Hans Sachs (Ztschr. 6, 589 flg.)

Für die Geschichte des Wiederbekanntwerdens von H. Sachs' Dichtungen ist es von Bedeutung, daß auch A. F. E. Langbein 1810 eine Bearbeitung des Schwanks St. Peter mit der Gais in seine Gedichte aufnahm (Vergl. Neuere Gedichte von A. F. E. Langbein. Neue verbesserte Auflage. Leipzig, Dyksche Buchh. v. J. S. 372 flg.). L., damals der Lieblingspoet des mittleren Bürgerstandes, kannte den Geschmack seines Publikums wohl und wußte demselben entgegenzukommen. Nach seiner Gewohnheit hat er es unterlassen, seine Quelle zu nennen, während H. v. Kleist bei seiner Bearbeitung von 2 Legenden des H. Sachs dessen Namen genannt hat. Auch diese erschienen zuerst (vergl. dagegen Sahr S. 591) 1810 in den von Kleist redigierten Berliner Abendblättern, Stücke vom 12. und 24. Oktober. Vermischt habe ich in Sahr's bibliographischer Übersicht das Werk von J. Becker, H. Sachs im Gewande seiner Zeit. Gotha o. J., welches Gedichte H. Sachsens, nach Einzeldrucken auf fliegenden Blättern, mit den dazu gehörigen Holzschnitten wiedergiebt. In meinem Besitze befindet sich auch eine prosaische Übersetzung von Schwanken des H. Sachs her. v. Konrad Spät gen. Fruhau (wahrscheinlich Pseudonym), zu Nürnberg im Anfange des Jahrhunderts erschienen.

Northeim.

K. Sprenger.

19.

Zum Bauberspruch in „Auerbach's Keller“.

(Ztschr. VI, 497 u. 784; VII, 141.)

Zu den a. a. D. von Heilig, Sprenger und Haase neu beigebrachten oder der ganz vortrefflichen „Monatschrift für Volkskunde“ ‚Am Urquell‘ entnommenen Belegen führe ich die Fassung an, die ich als Knabe in und bei Leipzig vielfach im Volksmunde gehört habe:

Geert, meine Barr'n,
 Appel sin geene Barr'n,
 Barr'n sin geene Appel,
 De Worscht hat zwee Bappel,
 Zwee Bappel hat de Worscht,
 Der Bauer hat an Dorscht,
 An Dorscht hat der Bauer,
 's Lahm ward'n sauer,
 Sauer ward'n 's Lahm,
 Der Weinschdog dragt Rahm,
 Rahm dragt der Weinschdog,

E Galb is gee Biechenbog,
 E Biechenbog is gee Galb,
 Meine Breebicht is halb,
 Halb is meine Breebicht,
 Der Bauch is mer leebicht,
 Leebicht is mer der Bauch,
 Meine Mibse is rauch.
 Rauch is meine Mibse,
 De Maus frist geene Gridse,
 Geene Gridse frist de Maus,
 Meine Breebicht is aus.

Mängel der Transskription bitte ich aus dem Umstande zu entschuldigen, daß ich selbst die Mundart nicht spreche. Textlich mögen, wo die beiden „Hälften“ so ungleich lang sind, einige Mittelreimpaare fehlen.

Stuttgart.

Ludwig Fränkel.

20.

Zu Goethes Fischer.

1.

„Todesglut“ in Goethes Fischer erklärt wohl niemand mehr für die Tod bringende Glut des Küchenofens, auf dem die Fische zubereitet werden. Aber eine hübsche Ausmalung der richtigen Erklärung giebt W. Jordan, Nibelunge 1, 2, wo der in eine Forelle verwandelte Antwari gefangen wird:

Mit offenem Maulc
hebt sie's in die Höhe hinauf in die Höhe,
dorrend ins Gedärm wie feurige Dämpfe
würgt sich ein Luftschwall und lähmt ihr Leben...
zurück ohne Rettung wird sie gerissen
und zappelt nun im Sande in der sengenden Sonne.

Kassel.

W. Rohlschmidt.

2.

Zu dem Vorstehenden möchte ich doch bemerken, daß Goethe selbst sich über die „Todesglut“ in seinem Fischer in der gerade von Rohlschmidt verworfenen Weise ausgesprochen hat. Das Morgenblatt für gebildete Leser, Stuttgart und Tübingen 1855, brachte S. 684 folgende Mitteilung aus K. A. Vöttigers Nachlaß: „Frau von Stael hatte in ihrer metrischen Übersetzung von Goethes Fischer in den Worten „Was lockst du meine Brut hinauf in Todesglut?“ das letzte durch air brûlant übersetzt; allein Goethe, als sie ihm ihre Übersetzung vorlas, berichtigte sie und sagte, es sei dies die Kohlenglut in der Küche, in welcher die Fische gebraten würden. Das fand nun Frau von Stael äußerst maussade und geschmacklos, sich aus ihrer schönen Begeisterung so auf einmal in die Küche verwiesen zu sehen“ (vgl. auch Goethes Gespräche I, 288 flg.) Wir glauben, daß Goethes hier kundgegebene Anschauung, die ganz seinem gegenständlichen Denken entspricht, eben weil sie ganz an das Alltägliche anknüpft, zugleich weit poetischer ist als die schale und nur dem Stile leerer Schönredner willkommene Auffassung der „Todesglut“ als „Sonnenglut“.

Dresden.

Otto von.

21.

Zu Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

In der sonst vortrefflichen prosaischen Wiedergabe, welche Freytag Bd. II, 1. Abteilung von dem mhd. Meier Helmbrecht giebt, hat sich

ein Übersetzungsfehler eingeschlichen. Es heißt dort S. 63: „Seine Beichte ließen sie den Glenden sprechen, der eine brach einen Broden von der Erde und gab diesen dem ehrenwerten Mann in die Hand als Thorgeld für das Höllenfeuer.“ Die entsprechenden Verse des Gedichts 1901 flg. (Reinz) lauten:

si liezen sine bihte
den müedine dô sprechen.
einer begunde brechen
ein brosemen von der erden.
dem vil gar unwerden
gap er si zeiner stiuwer
für daz helleviuwer.

Freitag hat augenscheinlich stiuwer in der Bedeutung „Beihilfe zu etwas“ gefaßt, und so ist das unverständliche „Thorgeld für das Höllenfeuer“ in den Text gekommen. stiuwer für daz helleviuwer ist aber vielmehr als „Abhilfe gegen das Höllenfeuer“ zu fassen. Die Erdbroden vertreten ja hier bekanntlich die Hostie. Durch die Erteilung dieses Not-Abendmahls sollte also der arme Sünder davor geschützt werden, daß er nicht auf ewig der Hölle anheimfiele.

Northheim.

K. Sprenger.

B. Machute, Bemerkungen über das Studium der deutschen Philologie und die Prüfungsordnung für das höhere Lehramt. Leipzig, Rosberg'sche Buchhandlung 1890. Ladenpreis 60 Pf. 28 S.

Mit regstem Interesse und großer Freude haben wir das vorliegende Schriftchen gelesen und empfehlen es allen Fachgenossen auf das wärmste. Zunächst zeichnet der Verfasser den Kreis, welchen der Germanist bei seinem Studium zu durchschreiten hat. Vollständig stimmen wir ihm darinnen bei, daß zur germanistischen Fachbildung mehr gehört, als die jetzige Prüfungsordnung fordert, vor allem die Kenntnis der Elemente des Altnordischen, des Mittelsächsischen und des Angelsächsischen, und „daß die Verbindung von drei philologischen Fächern für die Oberklassen oder von zweien für die oberen mit zweien für die mittleren Klassen, wie sie die Prüfungsordnung für ein Oberlehrerzeugnis vorschreibt, eine gründliche philologische Bildung verhindert und eine sehr bedauerliche Verflachung befördert“. Auch ist es entschieden ein Zeichen von ungesunden Verhältnissen, wenn, wie der Verfasser an der Hand der Statistik nachweist, nur ein Behntel der Kandidaten ein volles Zeugnis erlangt.

Doch mit dem Heilmittel, welches er vorschlägt, sind wir nicht ganz einverstanden. Nach ihm sollen nur Philosophie und Geschichte mit der Germanistik als Prüfungsfächer verbunden werden. Nach unserer Ansicht fordert er da in der einen Beziehung zu wenig, in der anderen zu viel. Vertrautheit mit Cäsar und Tacitus ist für den Germanisten notwendiger als die mit der orientalischen ja selbst mit der griechischen Geschichte und mit den griechischen Naturphilosophen. Wir meinen daher, daß denselben in der Geschichte nur das Mittelalter und die neue deutsche Geschichte, in der Philosophie nur die neue vorzuschreiben seien, hingegen außerdem noch die römischen Historiker und zwar auch in philologischer Beziehung. Unsere Forderung hat auch einen praktischen Grund; wir wünschen nämlich dringend, daß die Erklärung des Tacitus, des Hauptprosaikers der Prima, nur Germanisten anvertraut werde.

Blauen i. S.

Carl Franke.

Landgraf Friedrich. Bilder aus der Geschichte der Wettiner von Adolf Dietrich. Dresden und Leipzig. C. Pipers Verlag. 1889. 60 S.

Vorliegende Dichtung soll nur „der Anfang einer poetischen Erzählung, welche den Landgrafen Friedrich den Freidigen zum Mittelpunkte hat“, sein. Sie behandelt die Wahl des jungen Friedrichs zum König von Sicilien, die Flucht seiner Mutter, die Kreuzfahrten seiner Ahnen nach Preußen und seine eigene Brautfahrt nach Osterreich. In den letzten Gesang sind metrische Übertragungen dreier dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten zugeschriebenen Minnelieder eingeflochten. Anhangsweise giebt der Dichter sehr dankenswerte geschichtliche Anmerkungen. Die vierfüßigen Trochäen, in denen er erzählt, sind geschickt gebaut; nur die zwei letzten eines jeden der vier Gesänge und die eingeflochtenen Lieder Heinrichs sind durch den Reim gebunden. Die Sprache ist frei von allem Schwulst, manchmal eher zu einfach. Besonders gut ist das Auftreten der ghibellinischen Gesandten, etwas matt dagegen sind die Flucht der Landgräfin und der Wettiner Kreuzfahrten geschildert. An Kürzungen wie „genüber“ = gegenüber, „Napel“ = Neapel nehmen wir keinen Anstoß. Von den metrischen Übertragungen ist die des dritten Liedes (*Saelic si mîn liebîn frouwe*) am besten gelungen, obwohl (oder vielleicht weil?) der Verfasser hier sich nicht streng an das Versmaß des Originals hält und auch von der Geliebten nicht in der dritten wie dieses, sondern in der zweiten Person spricht. Die metrisch genaue Übersetzung des zweiten Liedes (*Waz hât diu werlt ze gebenne mû*) weist inhaltliche Fehler auf, so giebt der Verfasser die offenbar auf die Merker gehenden Worte: „swer disen zwein

gevaeric si — und wone mit valscher huote bi —“ durch: „Dann fahr zur Hölle, wem die Brust — Nicht glüht in echter Liebeslust“ — und zuhtfliehaere durch „Thor“. — Abgesehen von diesem Liede können wir aber die Dichtung allen, die Interesse für die Geschichte des erlauchten Hauses der Wettiner haben, empfehlen.

Plauen i. V.

Carl Franke.

Sammlung Göschen: Prof. Th. Schauffler, Althochdeutsche Litteratur mit Grammatik, Übersetzungen und Erläuterungen. 144 S.

L. Pariser, Seb. Brant, Luther, Hans Sachs, Fischart mit einer Auswahl von Dichtungen des 16. Jahrhunderts. 154 S. Stuttgart, Göschen. 1893. Preis des geb. Bändchens M. 0,80.

Die Arbeit Schaufflers ist eine hoch erfreuliche Gabe; sie beruht überall auf den neuesten Forschungen und giebt im Anschluß an Braune, Sievers, Paul, Müllenhoff und Scherer u. a. überall das Wichtigste und Wissenswerteste in knappster Form. Es ist staunenswert, wie es der Verfasser verstanden hat, eine Fülle von Stoff in übersichtlicher Anordnung auf einen geringen Raum zusammenzudrängen, ohne doch jemals dürftig oder bloß statistisch zu werden. Wohl gelungen ist z. B. der Abriss der althochdeutschen Grammatik (S. 22—41), der vorwiegend auf den Arbeiten Braunes beruht, aber trotz der Kürze kaum etwas Wesentliches vermissen läßt. Der Zurückstellung des Neuhochdeutschen und Mittelhochdeutschen hinter dem Althochdeutschen, die Schauffler sehr scharf zum Ausdruck bringt (vgl. S. 16), vermögen wir jedoch in keiner Weise beizutreten. In der Metrik schließt er sich an den Standpunkt von Sievers und Paul an, die Gerechtigkeit hätte erfordert, daß er die Hauptvertreter der Bierhebungstheorie wenigstens erwähnt hätte, um darzulegen, daß doch verschiedene Anschauungen vorhanden sind. Die Auswahl der gebotenen Proben ist durchaus befriedigend, auch der Heliand ist vertreten. In der Konjugationstabelle wäre es wissenschaftlich genauer gewesen von althochd. wërdan die älteren Präteritalformen ward, wurtum, d. h. also die Formen mit grammatischem Wechsel anzuführen.

Pariser's Darbietungen aus Brant, Hans Sachs, Fischart, Luther und anderen Dichtern des 16. Jahrhunderts sind in Bezug auf Auswahl, wie Textbehandlung tadellos. Die auf den neuesten Forschungen beruhenden Einleitungen sind recht wertvoll. Doch hätte wohl Hans Sachs und Luther je ein besonderes Bändchen gewidmet werden müssen. Was geboten wird, ist hier viel zu wenig.

Dresden.

Otto Lyon.

Friedrich Lange, Der Nächste. Soziales Drama in fünf Aufzügen. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Aktiengesellschaft (vormals J. F. Richter). 105 Seiten.

Das Zeitalter jener starren und kalten Kunst, die lediglich in dem formalen Grundsatz plastischer Rundung wurzelte und sich immer mehr von den tiefsten Fragen des Menschenlebens und damit von jeder sittlichen Wirkung entfernte, beginnt endlich, endlich! zu schwinden, und eine gesündere, lebensvolle Kunstanschauung fängt an, sich Bahn zu brechen und die besseren Geister unseres Volkes zu ergreifen. Schon Eichendorff geißelte mit scharfen Worten jene Dichter, die, während die Mehrzahl des Volkes in Angst und Not versunken war und mit schwerer, banger Sehnsucht nach politischer und sozialer Erlösung rief, tändelnde Liedchen sangen, nach ästhetischen Grundsätzen wohl abgezirkelte Dramen verfertigten und sich überlegten, wie sie ihre glatt dahinrollende Rede mit prangenden Redebäumen schmückten, oder die in ihrer über dem Volke schwebenden Weltabgeschliffenheit jeden beliebigen Stoff zu einem Gedichte modelten, aber sich dabei selbst nicht glaubten, was sie schrieben. Eine solche Kunst, die lächelnd über die Leiden ihrer Mitmenschen hinwegtanzt und ihr Antlitz von der Herzensnot des Volkes kalt abwendet, ist ebenso unsittlich wie das träge Genußleben gewisser Gesellschaftskreise, die an der Not des schaffenden und arbeitenden Volkes mit grausamer Herzlosigkeit scherzend und lachend vorübergehen.

Endlich beginnt der bessere Teil unseres Volkes sich mit Entschiedenheit von einer solchen unsittlichen Kunst abzuwenden und mit immer größerem Nachdruck eine Kunst zu fordern, welche die gewaltigen geistigen und sittlichen Kämpfe, die in der Brust jedes mit seinem Volke fühlenden und denkenden Menschen der Gegenwart oder jedes mitten im Wettstreit der ringenden Mächte stehenden Zeitgenossen wogen und gären, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu vollendetem Ausdruck bringt. Eine solche Kunst, die wir der sogenannten klassizistischen Kunst einfach als die deutsche Kunst gegenüberstellen, kann die Befreierin unseres Volkes aus der geistigen, seelischen und sozialen Not werden, und vielleicht ist sie allein im stande, noch Rettung zu bringen. Wir wollen keine Kunst, die sich von der Welt des wirklichen Lebens entfernt, wir wollen nur eine Kunst, die erbarmend, mitfühlend, mitweinend und mitlachend, mitringend, mitkämpfend, mitliegend und mitunterliegend mitten im lebendigen Volke steht, hoch und niedrig, reich und arm mit allgewaltiger Begeisterung und emporreißender Liebe umfassend.

Einer der entschlossensten Vorkämpfer einer solchen Kunst ist Friedrich Lange, der verdiente Herausgeber der Berliner „Täglichen Rundschau“, der einzigen größeren und vornehmeren Zeitung Berlins,

welche dem platten, nüchternen und herzlosen „Berlinertum“ in Kunst und Wissenschaft mit größter Schärfe und Bestimmtheit entgegentritt. Sein Drama „Der Nächste“ ist ein hohes Lied der Menschenliebe, freilich ein Lied in Prosa, aber in einer echten Menschensprache, warm, gerade, ehrlich, tiefbewegt und natürlich. Die Hauptgestalt des Dramas ist der Pastor Lorenz. Seine werktätige Liebe tritt in scharfen Gegensatz zu der kalten Rechtgläubigkeit seines Freundes, des Kandidaten Schindler, der später die Pfarre des abgesetzten Pastors Lorenz sich erschleicht, und zu dem harmlosen Buchstabeneifer seines Schwiegervaters Berkhan, des freisinnigen Theologen, der über seinen kritischen Erörterungen selbst seinen nächsten Angehörigen gegenüber das thatkräftige Handeln vergißt. Lorenz wird von den Arbeitern der Eisengießereien Behagens und des Barons Clausbruch, dessen Gemahlin Ines früher von dem Pfarrer Lorenz geliebt wurde und diesen noch immer liebt, um seine Vermittelung bei dem ausbrechenden Streik ersucht. Da der junge Behagen den Arbeitern in hochmütiger Weise mit ungehörlichen Forderungen entgegentritt, giebt Lorenz den Arbeitern, die ihm die Entscheidung anheimgeben, den Rat, die Arbeit niederzulegen. „Sie sind ein Fürst im kleinen,“ sagt er zu dem jungen Behagen, „und doch ein armseliger Mann, denn alle Ihre Arbeit, die so fleißig in die Höhe strebt, ist faul in der Wurzel. So ist diese Arbeit beschaffen, daß Hunderte dürstig anbeißen müssen, damit einer reichlich habe. Gott und das sittliche Gewissen der Menschheit sind nicht in solcher Arbeit! Und nun kommt die Zeit, wo dies offenbar werden soll. Der Trotz der Arbeiter kämpft gegen die Blindheit der Herren, hart und unerbittlich, und wenn etwa einer nachgiebig wäre und Einsicht hätte, so kann er allein es doch nicht zum Frieden wenden. Mit schwerem Herzen bekenne ich diese Überzeugung: es giebt keine Besserung, als durch den Kampf, denn auf keine andere Weise wird sich der satte Besitz das Seinige abnötigen lassen. (Zu den Arbeitern.) Und darum ist nun mein Rat an Euch: Wenn es nicht anders sein kann, haltet fest zusammen und legt die Arbeit nieder. Ihr werdet viel Leid und Not auf Euch nehmen, aber zuletzt den Sieg erringen. Seid nur eingedenk, daß Ihr nicht für Euern Bauch kämpft, sondern für Eure Menschenwürde, und vor allem — was Ihr auch thut, vergeßt nicht, daß Ihr in diesem Kampf Euer Herz vor Schuld bewahrt und sorgt, daß Ihr in Eure Brust den Gott zurückbringt, den in tiefster Not zuletzt kein Mensch entbehren kann.“ Die Arbeiter legen die Arbeit nieder, vierzehn Tage lang hungern sie, von Lorenz notdürftig unterstützt. Der Streik führt den Bankrott des ganz in den Händen des Juden Hertel und Behagens befindlichen Barons von Clausbruch herbei, der sich erschießt. Ines nähert sich nun wieder Lorenz und treibt dadurch

dessen Braut Charlotte in den selbstgesuchten Tod, obwohl Lorenz Ines verschmäht, und diese sich, in ihrer phantastischen Liebe zu Lorenz nie die kluge Berechnung vergessend, mit dem jungen Wehagen vermählt. Die Arbeiter fallen von Lorenz ab, als seine Mittel, sie zu unterstützen, zu Ende sind. Das Konsistorium versetzt Lorenz zur Strafe in eine andere Pfarre. Für ihn bedeutet dies den Abschied. Eben hat er sein Entlassungsgesuch an das Konsistorium geschrieben, als der alte Marheinecke, eine sehr glücklich gezeichnete Arbeitergestalt, zu ihm kommt. Dieser ist tiefgebeugt, daß Wehagen den Sozialdemokraten Richter, einen berufsmäßigen Aufwiegler, aber geschickten Arbeiter, der Marheineckes Tochter Anna verführt hat, wieder angestellt hat, während er den alten Marheinecke ins Gefängnis werfen ließ und nicht wieder annahm. Marheinecke ist völlig verzweifelt und hat sich dem Trunke ergeben, um sich zu betäuben. Das Gespräch zwischen Lorenz und Marheinecke (4. Aufzug, 2. Auftritt) ist der Kernpunkt des ganzen Dramas; es ist eine Scene, in welcher der Dichter mit erschütternder Gewalt darstellt, wie der alte Arbeiter durch den Pastor Lorenz vom Verderben gerettet und der Menschheit wiedergewonnen wird. Diese Scene ist in ihrer Einfachheit und Schlichtheit von mächtiger Wirkung und ein Glanzpunkt des Dramas. Ich hebe nur folgende Stelle aus:

Marheinecke. Geben Sie sich mit mir keine Mühe mehr, Herr Pastor. Ich weiß ja, daß Sie es gut meinen, aber darauf kommt es wohl in der Welt gar nicht an. Sie haben es ja auch gut gemeint, als Sie uns den Rat gaben, die Arbeit aufzuwerfen. Und das Unrecht von Wehagen lag ja damals auf der flachen Hand. Na, was ist denn nu geworden? Sprechen Sie mir bloß nich von Recht und Unrecht in der Welt. Gott läßt auch nichts von sich merken. Wer die Macht hat — das is die Hauptsache, und wer unter die Räder fällt, der kann wegen Gott und der Welt ruhig krepieren. Nein, von Ihnen will ich ja gar nichts sagen. Aber Sie sind Pastor und bleiben Pastor, und mich haben sie mit dem Richter, dem Lumpen, ins Loch gesteckt. Nu lassen Sie mich aber auch in Ruhe — ich will es schon allein zu Ende bringen. In meiner Haut stecken Sie doch nich drin, Herr Pastor, das können Sie nich beurteilen.

Lorenz. So meinen Sie es? (Sieht M. gedankenverloren an, springt dann auf und schreitet mehrmals im Zimmer auf und ab.) „Wer unter die Räder fällt, der kann wegen Gott und der Welt ruhig krepieren“. In seiner Haut stecke ich nicht drin. Ja, das ist die Qual der Einsamkeit. Jeder für sich — so ist es wirklich jetzt in dieser Welt, und wer dann auch nicht einmal Gott im Herzen hat und immer bei sich fühlt, der kann wohl in Verzweiflung kommen. Gerade der bessere Mensch muß so enden, denn er kann nicht leichtsinnig und gleichgiltig sein. — Marheinecke! Sie sagen zu mir: ich wäre und bliebe Pastor — (auf den Tisch mit den beiden Schriftstücken tretend) soll ich Ihnen einmal zeigen —? (Wirft die Schriftstücke hin und lehrt zurück.) Nein, das ist ja hierbei ganz nebensächlich. — Marheinecke! Wenn nun ein Mensch, den Sie achten können, Ihnen ganz nahe ans Herz rüdte, so nahe, wie nur ein Mensch dem anderen ans Herz rücken kann, als Freund oder Bruder oder wie Sie es nennen wollen, und lebte ganz

mit Ihnen, arbeitete mit Ihnen, teilte Freud und Leid mit Ihnen — (Marheinecke hat erstaunt aufgeblickt und winkt ungläubig mit der Hand). Wenn ich dieser Mensch wäre, Marheinecke, wenn ich Amt und Stand hinter mir ließe und ginge mit Ihnen in die Welt — würden Sie dann glauben, daß Sie nicht mehr einsam in dieser Welt wären, und all die schlimmen Gedanken von sich werfen können?

Marheinecke (sieht ihn noch eine Weile ganz erstaunt an, ruckt dann in die Höhe, bricht in Thränen aus und streicht mit der einen Hand lieblosend über des Pastors Rücken. Währenddessen ergreift Anna des Pastors andere Hand und drückt schluchzend Küsse darauf). Herr Pastor — wenn ein Mensch in der ganzen Welt — Sie wären im stande zu solchen Geschichten — mein lieber, lieber Herr Pastor!

Lorenz. Was habt — was wollt Ihr denn? Seid doch vernünftig!

Marheinecke. Anna — Mädchen, was sagst Du denn? Er wäre wahrhaftig im stande dazu! So laß doch das Heulen, Anna. — Wer hätte aber auch so was für möglich gehalten! Er wäre wahrhaftig im stande dazu.

Lorenz. Seid doch nicht närrisch, Ihr Weiden! Was ist denn so Großes dabei?

Marheinecke. Hörst Du das, Anna? Es is wahrhaftigen Gott sein Ernst.

Lorenz. Gewiß, es ist mein völliger Ernst.

So wird Marheinecke gerettet durch den Entschluß des Pfarrers, des Arbeiters Genosse und ein Arbeiter wie dieser zu werden. Diesen Entschluß führt auch Lorenz wirklich aus. Der sterbenden Charlotte, mit der Lorenz am liebsten zugleich in den Tod gegangen wäre, gelobt er, leben zu wollen, und mit den Worten des Pfarrers: „Nun können wir unsere Wanderschaft beginnen, alter Marheinecke — worauf warten wir noch?“ und mit dem schmerzlichen Abschiedsworte an die Leiche der geliebten Braut: „Schlaf wohl, du liebe, treue Seele, und sei mein Engel vor dem Thron des Höchsten,“ schließt das erschütternde Drama.

In Langes herrlichem Stück haben wir endlich wieder einmal ein Drama, das zugleich eine Dichtung ist. Vor allem verdient der hohe, reine Sinn des Dichters, der sich in dem Stück offenbart, uneingeschränktes Lob. Ein entschlossener Idealismus und ein tiefer sittlicher Gehalt zeichnen das Werk vor den Modestücken aus, die gegenwärtig unsere in völlige Geschmacksverwirrung gesunkene Bühne beherrschen. Langes Stück steht meilenhoch über Sudermanns „Ehre“, obwohl es hinter diesem Bühnenwerke an eigentlichem Theatereffekt zurückbleibt. Aber gerade darin, daß Langes Werk nicht theatralisch, sondern echt menschlich und wahr und infolgedessen wirklich dramatisch ist, im höchsten Sinne dramatisch, so wie Schiller diesen Begriff in seiner Vorrede zu den Räubern entwickelt hat: gerade darin sehen wir einen besonderen Vorzug des Werkes. Es wird Zeit, daß der schiefe Begriff vom Volke, den Sudermann in seiner „Ehre“ dargeboten hat, indem er das verkommenste Berliner Proletariat als Typus des Volkes auszugeben wagte, endlich von der Bühne aus wieder berichtigt wird. Zum Gaudium gewisser Gesellschaftskreise, die sich mit ihren

hohlen äußerlichen Ehrbegriffen unendlich erhaben über den einfachen und schlichten Mann aus dem Volke dünken, der häufig jene nicht nur an zartem und wahren Gefühl, an klarem, praktischem Denken, sondern an wirklichem Ehrgefühl und ehrenhaftem Sinn weit übertrifft, suchte Sudermann in sophistischer Weise darzulegen, daß dem gemeinen Manne der Begriff der Ehre ganz unverständlich sei. Und wie er durch die Szenen aus dem Hinterhause den bessern Ständen schmeichelte, so suchte er das „Volk“ wiederum durch die Szenen aus dem Vorderhause zu gewinnen, indem er dort in drastischer Weise den Sieg des Geldes über jeden Ehrbegriff zeigte.

Alle derartigen Sophistereien, alle solche Halbheiten, Effekthaschereien und Kulissenreißereien, solche feige Kompromisse mit den verschiedenen Schichten des Publikums hat Friedrich Lange durchaus verschmäht. Er ist durchaus wahr, einfach und natürlich. Infolgedessen giebt er uns die wirklichen Verhältnisse mit einer Treue wieder, daß wir nirgends die schielenden Halbwahrheiten und den schillernden Gedankentand moderner Theatereffekte gewahren. Wir haben freilich heute ein Theaterpublikum, das zum größten Teile die elende Unwahrheit und widerliche Theaterschablone in Stücken wie Dhnets Hüttenbesitzer, Dumas' Francillon u. a. nicht einmal ahnt. Bei einem solchen Publikum wird Langes Drama nur geringen Beifall finden; denn dieses Stück besitzt zwar eine gewaltige innere, aber nur geringe äußere Handlung. Und die meisten können ja heute noch nicht das Dramatische von dem Theatralischen unterscheiden. Auf der freien Volksbühne in Berlin ist Langes Stück mit Beifall gegeben worden, aber die stehenden Theater haben sich bisher ablehnend verhalten. Wir sehen daraus, wie notwendig der „Allgemeine deutsche Bühnenverein“ ist. Ihm seien solche Stücke wie Langes „Der Nächste“ ans Herz gelegt. Vielleicht finden sich auch einzelne vornehmere Bühnen, die ihre Aufgabe höher auffassen als die Durchschnittsbühne der Gegenwart, im Laufe der Zeit bereit, ein Stück von so hohem idealem Schwunge und so einfachem natürlichem Bau unserem Theaterpublikum als gesunde Kost darzubieten.

Allerdings werden sich für eine Aufführung einzelne Streichungen notwendig machen. Zuweilen sind die Reden zu weit ausgesponnen, am schwächsten sind die Liebeszenen mit wirklich lebensvollem Inhalt ausgestattet; diese Szenen werden daher auf das Notwendigste beschränkt werden müssen, damit der eigentliche Kern der Handlung mehr hervortritt. Im übrigen aber haben wir es mit einem Drama zu thun, das auf der rechten Bahn geht und uns dem Ziele näher bringen hilft, welchem eine gesunde Kunstentwicklung zustreben muß. Wir brauchen eine Kunst, aus dem Volk geboren für das Volk. Langes Werk bringt

aus der rechten Quelle hervor: es ist die Arbeit eines ganzen Mannes, der den Herzschlag seines Volkes in sich selbst lebendig klopfen fühlt.

Dresden.

Otto Lyon.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1893.

Nr. 4. April: Osthoff und Brugmann, Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. 5. Teil (Schluß), besprochen von Friedrich Kauffmann. (Durch die Untersuchung Brugmanns über die Bildung der Zehner und der Hunderter in den indogermanischen Sprachen ist die Dekadenbildung jetzt aufgeklärt). — Max Herrmann, Deutsche Schriften des Albrecht von Ebn, besprochen von John Meher.

Nr. 5. Mai: Georg Geß, Geist und Wesen der deutschen Sprache, besprochen von E. Hoffmann-Kraher. — Phil. Reiper, Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund, besprochen von D. Behaghel (sehr dankenswert). — Ferdinand Heitmüller, Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottscheds und ihre Beziehungen zu ihm, besprochen von Albert Leizmann. — Bernhard Seufferts Neudrucke: Alexander von Weilen, Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, besprochen von Franz Munder (verdient Lob). — A. Schullerus, Gellerts Dichtungen; Arnold E. Berger, Bürgers Gedichte; M. Mendheim, Hauffs Werke, besprochen von D. Behaghel (die Ausgaben sind verdienstlich; der Bewunderung von Bürgers Lenore steht D. Behaghel wie B. Hehn mit einiger Steifis gegenüber).

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 37, 1: Meher, Ymir und die Welterschöpfung. — Bremer, Der Name Semnonen, Sugambri — Gambriuii. — Strauch, Neue Bruchstücke der Trierer Margarethen-Legende. — Jellinek, Dana halt und Hildebrandslied B. 31. — Joachimsohn, Aus der Vorgeschichte des Formulare und deutsch rhetorica. — van Helten, Zur Aussprache des got. w.

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte VI, 1: Waldemar Kawerau, Johann Baumgarts Bericht Salomonis. — Heinrich Fund, G. K. Pfeffels erste dramatische Versuche. — Paul Weizsäcker, Das Neueste von Plundersweilern. — Henry Wood, Goethes Elpenor. — Theodor Hampe, Zwei Parabeln von Meisterjüngern. — Christian Kolb, Der Verf. und der Held des Peter Lew. — Oskar F. Walzel, Der Herausgeber des Wagnervollsbuchs von 1712. — Rudolf Schlösser, Der fünffüßige Jambus bei Zacharia. — Carl Schüddelkopf, Ein angeblich Gleimsches Kriegslieb. — Jaro Pawel, Zwei Briefe von J. H. Bof an Gleim. — Bernhard Seuffert, Ein Trauergebidht von C. A. Musäus. — Paul Weizsäcker, Wielands Niobetochter. — Carl Schüddelkopf, Bibliographisches über Goué. — Albert Leizmann, Zu Goethes Briefwechsel mit Georg Forster. — Otto Harnad, Zu Goethes Daaloonaufsatz. — Daniel Jacoby, Zu Schillers Gedicht „Das verschleierte Bild zu Saiz“. — Reinhard Steig, Ein Jugendgebidht von Clemens Brentano. — Th. Distel, Nachtrag.

Neu erschienene Bücher.

- W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. 1. Abteilung: Lautlehre. 3. u. 4. Lieferung. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner 1893. Pr. M. 1,50 u. M. 2,—.
- Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Auflage. 5. Lieferung (S. 217—264). Straßburg, Trübner 1893. Pr. M. 1,—.
- Friedrich Kirchner, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. Heidelberg, Georg Weiß 1893. 1. und 2. Lieferung. Pr. der Lieferung M. 1,—.
- Friedrich Umlauf, 6900 Themen zu deutschen Aufsätzen und Redeübungen an Obergymnasien und Oberrealschulen. Wien, Karl Graeser 1893. 244 S. Pr. M. 3,60.
- Duden, Orthographisches Wörterbuch. 4. Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1893. 344 S. Pr. geb. M. 1,50.
- Paul Strzemcha, Schillers Tell. G. Freytags Schulausgaben. Leipzig, G. Freytag 1893. 141 S. Pr. geb. M. 0,60.
- Böttcher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. IV. Das 17. und 18. Jahrhundert: 2. Die Litteratur des 18. Jahrhunderts vor Klopstock. 122 S. Pr. M. 0,90. III. Die Reformationszeit. 1. Hans Sachs. Zweite verbesserte Auflage. 120 S. Pr. M. 0,90. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1893.
- Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Nr. 4: Blumsehain, Kulturgeschichtliches in unserer Sprache. — Fr. Jehle, Auch ein Fortschritt. — K. Franke, Fremdwörter und Wörter deutschen Stammes in der niederländischen Sprache. — K. Scheffler, Noch einmal zur s-Frage.
- Hermann Gilow, Die Grundgedanken in Heinrich von Kleists Prinz Friedrich von Homburg. Programm des Königsstädtischen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1893. Berlin, H. Gärtner. 25 S.
- H. Lorenz, Das Internat. Ein Beitrag zur Lehrerbildungsfrage. Leipzig, Karl Jacobsen 1893. 32 S.
- J. F. Hüttmann, Methodik des Deutschen. Der Unterricht in der deutschen Sprache. Für Lehrer. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior) 1893. 32 S.
- Hermann Bender, Horaz, Homer und Schiller im Gymnasium. Drei Gymnasialreden. Tübingen, Laupp 1893. 94 S. Pr. M. 1,80.
- P. Hellwig, P. Hirt und H. Bernial, Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. Erster Teil: Lesebuch für Sexta. 272 S. Pr. geb. M. 2,—. Zweiter Teil: Lesebuch für Quinta. 316 S. Pr. geb. M. 2,20. Dresden, V. Ehlermann 1893.
- P. Möller, Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Grammatik. Ausgabe A. (Für die Vorschulklassen höherer Lehranstalten.) Erstes Heft: 64 S. Pr. M. 0,60. Zweites Heft: 112 S. Pr. M. 0,80. Hamburg, Otto Meißner 1893.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzlowstraße 24 II.

Aus unserer französischen Zeit.

Von Rudolf Hildebrand.

Das Capitel aus der neueren Geschichte unseres Geisteslebens, das mit den paar Proben unter dieser Überschrift oben S. 250 flg. gleichsam aufgeschlossen wurde, während es sonst wie verschlossen steht, erweist sich bei näherem Zusehen als so groß und ausgedehnt, daß zu seiner Bewältigung ein Buch gehörte. Ich will wenigstens noch mehr ausgewählte Proben beibringen, damit uns die Sache und die daran hängende Frage und Lehre mehr zum Bewußtsein komme, als es noch der Fall ist. Mir scheint das aber recht nöthig und der rechte Ort dazu die Schule, daß schon in den empfänglichen jungen Jahren den Geistern die neue Art, die Dinge zu sehen, kräftig eingeprägt werde.

4. Französisches Latein und Griechisch.

Der aus Horaz bekannte Maecenas heißt im 18. Jahrhundert anfangs und ziemlich lange *Mecänas*, z. B. bei Gottsched in einem Gedichte, das er seiner Ausg. von Pietsch („Pietschen“ gesammelte Deutsche Schriften Spz. 1725) beifügte:

Ach! Daß Mecänas nun nicht mehr am Leben ist,
Und seinen Gnadnen Strom auf unser Chor ergießt! S. 257.

Man stutzt zuerst über die ärgerliche Verdrehung, die so schülerhaft aussieht und den Namen im Vokal geradezu auf den Kopf stellt, und der Ärger weicht erst oder wird doch weniger beißend, ja zu lehrreichem Nachdenken anregend, wenn man, mit der französischen Geisteslust der Zeit bekannt, in Gedanken nach Frankreich geht. Dort heißt der hohe römische Gönner der Dichter *Mécène*, und dem ist *Mecänas* getreulich nachgemacht, nur mit wiederhergestellter Endung. Ärger ist freilich auch dabei wieder, selbst ein recht großer neuer Ärger: wie verbreitet und bekannt war nicht damals Horaz, daß er von Hunderten citirt wurde, wie vordem die Bibel, und in dem Liederbuch des römischen Dichters ist Maecenas das erste Wort, er beginnt mit feierlicher Anrede an seinen mächtigen Gönner: *Maecenas, atavis edite regibus etc.*! und doch diese Verballhornung, die doch wohl in der Schule unmöglich war? Man kann an der Kleinigkeit mit Händen greifen, welche Gewalt das Französische bei uns in der Welt der Bildung ausübte, selbst gegen das bessere, beste

Wissen. So mußte der Römer Maecenas, der bei uns seit dem 16. Jahrhundert heimisch war, nun im 18. eine französische Perücke aufsetzen, um in der Bildungswelt hoffähig zu sein.

Auch Herder kannte natürlich seinen Horaz aufs beste, schreibt aber doch auch **Mecän** in den Fragmenten zur deutschen Literatur: „Hier und da fand sich ein Mecän, der aber bloß Arbeiten liebte und lobte und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machten“ (Herders Werke 1, 211 Suph.), die Mecäne des Horaz 3, 136 (1, 432 S., vergl. Suphans Anm. 3, 546), allerdings in der verallgemeinerten Bedeutung Kunstgönner überhaupt, die der Name im 17. Jahrhundert in Frankreich entwickelt hatte. Daß wir ihn auch so von dort erhalten haben, zeigt noch die berichtigte Form Mäcen, da das Wegwerfen der lat. Endung -as nicht deutsch ist, im Französischen aber herbeigeführt durch das Verschlucken des -s. Merkwürdig aber auch **Mecoenas** bei dem gelehrten Haller, der seine römischen Dichter wiederholt ganz durchlas: „Horatius starb neun Tage nach seinem gutthätigen Freund, dem Mecoenas“ Hirzels Ausg. S. 377, und nochmals 379. Da ist Horaz, in dem man zugleich das französische Horace hörte, berichtigt, beim Maecenas aber ist die Berichtigung nur versucht und seltsam verfehlt. Das alles ist aber doch ein rechter scharfer Ärger für eine gut geschulte, philologische Nation, wie wir doch wohl sind, oder nicht? Es giebt aber dieses Ärgers noch gar viel, und es gilt nun, daran zu lernen.

5. Weiteres der Art, in der Wissenschaft.

Der Ärger greift auch mitten in die Wissenschaft hinein, gerade an solchen Stellen, wo diese ihren Fortschritt suchte. So wird der Begriff Phänomen aus der Sprache der französischen Wissenschaft entlehnt, sieht aber zuerst so aus: „Der Verfasser giebt von einem berühmten Geistesfeher Nachricht, der wirklich ein Phänomenon sein muß“. Herder 1, 126 S., v. J. 1766; Der Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten (Hamann) . . . ein Phänomenon bleibt er doch 1, 227 (Fragm. 1, 158). Das ist denn das franz. phénomène, doch gelehrt berichtigt, aber wie! In dem franz. é mußte altes œ stecken, so kommt etwas zu Stande, das griechisch sein soll, mit der Endung -όμενον, und doch nur ein häßlicher Zwitter von Griechisch, Lateinisch und Französisch ist.¹⁾

So erscheint Genesis, das nun wissenschaftlich so wichtig wurde, gr. γένεσις, zuerst als Genese, d. h. franz. gènèse, z. B. bei Herder, von

1) Auch das „Mönaden“ in den Fragmenten (1,307 S.) erklärt sich so, aus franz. ménade; der Herausgeber setzte Mänade in den Text, s. dazu S. 531.

deutscher Art und Kunst S. 76 (Genesis 21), authentisch, das nun von der gelehrten französischen Rede her unentbehrlich wurde, als authentik Herder krit. Wälder 2, 128, spezifisch¹⁾ als spécifique Lessing 10, 17 Nachm., wie die Epoche als Époque der junge Goethe 1, 56²⁾. Selbst Charakter und Kritik, obschon in der gelehrten Welt längst heimisch (lateinisch), kamen doch erst aus Frankreich in das gebildete Deutsch, jenes zuerst bei Bodmer (in den Discoursen) als Caractere, d. i. caractère (f. o. 6, 460), dieses zuerst als Critique, wie die Fabrik anfangs Fabrique hieß. Französisch ist auch die Form „die Medices“ Lessing 6, 278, jetzt italienisch berichtigt „die Medici“. Bei alle dem, was da nur in spärlichen Proben vorgebracht ist, kann man wohl einem patriotischen Ärger, selbst mit Scham gemischt, nicht entgehen. Und doch wäre es der Mühe werth, auf ein vollständigeres Sammeln auszugehen.

Seinen rechten Hintergrund erhält das übrigens durch die Überzeugung, die damals obwaltete, daß das Französische für Gelehrsamkeit das Unentbehrlichste wäre. Eben Herder z. B. dachte anfangs entschieden so, z. B. in einer Äußerung v. J. 1768, indem er die Engländer einschließt: „Ich getraue mich zu sagen, daß man in den neuer erfundenen und ausgebildeten Wissenschaften durch die Originalbekaantschaft mit Engländern und Franzosen ungleich weiter komme, als mit Griechen und Lateinern; unter jenen findet man diese wieder und noch weit mehr dazu, unter den Alten ja aber nicht unsere neue Welt ganz. Man suche unsere besten Schriftsteller heim, von wem haben sie ihre besten Kenntniße? nicht durch Neuere?“ Herder 2, 361 S.

Noch entschiedener und schärfer im Reisejournal von 1769. Da wird in seinem neuen Schul- und Unterrichtsplan, der eine neue lebendige Geisteswelt an die Stelle des alten todten Schulkrans setzen soll, nach dem Deutschen, das die Grundlage bildet, gleich das Französische angefügt, als zweite weitere Bildungsstufe. Da steht Seiten lang ein Lob und Preis der französischen Sprache, Literatur und Geistesbildung, wie es kaum je wieder aus deutscher Feder gekommen ist. Französisch ist unter den Modernen das, was Griechisch unter den Antiken war (Werke 4, 398), es hat in der Philosophie den meisten Schwung genommen (S. 395), sogar: „ich will, daß selbst der Gelehrte besser Französisch, als Latein könne“ (S. 393).

1) Beiläufig: spezifisch ist eine recht verfehlte, eigentlich gedankenlose Bildung; es ist nach spécifique, specificus gemacht, wie physisch nach physicus, physique, kritisch nach criticus, critique; aber die Endung ist ja vielmehr -ficus, specificus, eigentlich Species bildend, was denn in spezifisch ganz verwischt und unerkennbar ist.

2) Goethes Vater schrieb sogar „Die Catholiquen“ (Mercks Briefsamml. 3, 312).

Wie seltsam sieht uns das jetzt an, nach wenig mehr als hundert Jahren!') und doch war, wenn man den Gang der Dinge größer und genauer ansieht, dieser Standpunkt schülermäßiger Unterordnung unter das vorgeschrittene Ausland damals vorübergehend wo nicht gerade nothwendig, doch so gut wie unvermeidlich.

Diese Werthschätzung der französischen Sprache als Führerin in der modernen Bildung war aber schon aus dem 17. Jahrhundert überkommen, wie ihr diese Stellung auch Leibniz, bei aller tief deutschen Gesinnung, thatsächlich zugestand. Wagenseil sprach es deutlich aus in seinem Gespräch mit der Mademoiselle de Scudéry bei seinem Aufenthalt in Paris. Die damals schon berühmte Französin hatte ihn nach dem Werth der deutschen Sprache gefragt, den sie nur nach dem zu beurtheilen wußte, was sie von der königlichen Schweizergarde, also reinstes Schwyzerdütsch, hörte. Der deutsche Gelehrte nahm denn da Gelegenheit, sich rein auszusprechen. Das Wesentlichste ist (de civitate Norimbergensi Altdorf 1697 S. 455): „Gleich wie ich nun bißhero den Vorzug, welcher der Französischen vor der Deutschen Sprach, zu Erlernung der Logie, Rhetoric, auch Philosophiae Practicae und Theoreticae zustehet, gutwillig bekennet, also hat die unsere hergegen viel andere Eigenschafften, welche sie sehr erheben und überaus ansehnlich machen. Sie ist kein saurerer Essig eines guten Weins [wie die romanischen Sprachen nämlich], ich meine, daß sie keine abgeleitete, und durch Vermischung anderer erzwungene, sondern eine Hauptsprache sey, in deren nichts geborgtes und die an Alterthum bloß der Hebreischen weicht“, — der Standpunkt, von dem aus sich der deutsche Geist aufraffte aus dem Gefühl schülerhafter Zurücksetzung zu Selbstgefühl und Zukunftsmuth, obwohl dabei Übertreibungen wieder unvermeidlich waren.

6. Besonders an Ton und Endung verräth sich französischer Einfluß. So z. B. in Sophokles, in einem namenlosen langen Gedichte über deutsche Literatur, in dem Taschenbuch für Dichter und Dichtersfreunde Opz. bei Dyt 1776 6, 21 flg., „J. Chr. Gottsched an Herrn J. J. Bodmer zu Zürich aus den elysäischen Feldern im Dec. 1769“; da heißt es S. 29:

Homer erscheint ... durch ihn die ew'ge Iliade ...
 Sophokles folgt und sagt: So stimmt' ich meine Saiten
 Für meines Griechenlands empfindungsvolle Zeiten.

1) Auch Herder lernte ganz anders denken, schon bei seinem Aufenthalt in Frankreich selbst. S. besonders den 111. Humanitätsbrief v. J. 1797, der wider die Gallicomanie oder Franzosensucht kämpft, die uns so geschadet habe, dabei (W. 18, 157): „Eine sogenannte Französische Erziehung in Deutschland muß Deutsche Gemüther nothwendig mißbilden und irreführen“ usw.

Da ist dem griechischen Namen die französische Form Sophocle untergelegt, diese waltete im Bewußtsein des Dichters vor, rechtes französisches Griechisch. Merkwürdig übrigens daneben bald nachher in demselben Gedichte Sophokles in der heutigen lateinischen Betonung:

Dank sey dem Stagyrat! der, wenn er Muster pries,
Dem deutschen Sophokles die Bahn des griechischen wies. S. 33.¹⁾

Das zeigt den im Gang befindlichen Umsatz von der französischen Einkleidung weg.

So bei Herder in einem Jugendgedichte, „An sich, den Pindar-Nachahmer“ Sémèle betont, gewiß nach franz. Sémèle:

Semelens Pochen siegt usw.

Herders Lebensbild I, 1, 170.

So Euripiden (Dativ), nach franz. Euripide, in einer langen Epistel J. J. Sprengs, in seiner Ausgabe von Drollingers Gedichten Basel 1741; es ist vom Weintrinken der Dichter die Rede, die Spreng davor warnt:

Vermeidet stark und toll Getränke,
Daß euer Geist in Freiheit denke . . .
Dem armen Säng' der Atriden
Ist nur ein Wassertrunk beschieden . . .
Kein Euan (Bacchus) tuht dem Euripiden,
Dem Herold frommer Mächternheit,
In seiner strengen Klust (Klause) Bescheid. S. 366.

Der attische Dichter war bei uns längst heimisch in seiner lateinischen Form und Betonung, die wir heute noch brauchen (der französische Ton kommt ja zufällig mit dem griechischen überein, aber nicht diesem zu Gefallen), das zeigt z. B. der alte Studentenvers, den noch wir gern sängen:

Ceciderunt
in profundum
summus Aristoteles,
Plato et Euripides —

und nun mußte er doch auch sich französisch frisiren lassen zur höheren deutschen Rede. Ebenso nach franz. Alcibiade bei Bürger im hohen Lied von der Einzigen:

Schön und werth, Alcibiaden
Zur Umarmung einzuladen.

Gedichte 1789 1, 220.

1) Es kann nur A. Gryphius gemeint sein, der in der Poetik des Aristoteles sein Lehrbuch gesehen habe.

Seltfam nimmt sich aus „Senezens“ als Gen. zu Seneca, bei Leibniz in einem Gedichte v. J. 1667, das vom Stand der deutschen Dichtung handelt (Weim. Jahrb. von Hofm. v. F. und D. Schade 3, 113):

Horaz im Fleming lebet,
Im D'piz Naso schwebet,
Im Greif (Gryphius) Senezens Trauerspiel —

Da liegt franz. Sénèque zu Grunde, wird aber in der Bildung der Endung mit Seneca gemischt, dessen -e nun als -z auftritt, wunderlicher Zwitter! Die Endung -ens, wie vorhin in Semelens, Euripiden dativisch, ist ja weder französisch noch lateinisch, sondern gut deutsch. Ebenso „Aneens“, d. h. nach franz. Enée für Aeneas, bei Schiller in der Übersetzung des 4. Buches der Aeneide Str. 117:

Doch als ihr Blick sich auf Aneens Kleider senket usw.

Auch falsche Betonung antiker Wörter und Namen stammt aus der Bekanntschaft mit der französischen Form, die maßgebend im Vordergrund der Gedanken stand. So z. B. Orgien, lat. orgia, nun nach franz. orgies betont, noch spät bei Goethe im Deutschen Parnaß nach erster Fassung:

Und in wüthenden Orgien
Hält der Faun die Nimphe fest. Schillers Musenalm. 1799 S. 99.

Bei Schiller ebenso, aber mit y, als wär es griechisch, im 4. Buch der Aeneide Str. 56:

So fährt, wenn der Orgyen Ruf erschallt,
Die Mänas auf usw.

Das alles ist doch am Ende äußerst verdrießlich, wie der gute Deutsche sich selbst gleichsam mit unnöthigen Flecken befestet dem Fremden zu Gefallen, das man, ungenügend unterrichtet, unterwürfig über sich sieht. Aber das ärgerliche Capitel, bei dem man immer in Gefahr ist, die geistige Hoheit und Herrlichkeit unserer Dichter aus den Augen zu verlieren, da man sie wie auf der Schulbank sitzen sieht, müßte doch einmal ordentlich geschrieben werden, nur nicht etwa, um vollständig zu werden, sondern um das Wesentliche und Lehrreiche daran ganz deutlich herauszuheben.

Wie eigen es übrigens dabei zuing, zeigt z. B. das Schwanken bei den Erinnyen; so, richtig, hat sie Schiller in den Kranichen des Ibycus (Musenalm. 1798 S. 173):

Besinnungraubend, Herzbethdrend
Schallt der Erinnyen Gesang —

da ist das Griechische wieder berichtigend eingetreten. Daneben aber, im Ring des Polykrates wohl nach franz. Vorgang Erinnen (bequem auch für den Reim), in demselben Almanach 1798 S. 28:

Ihn (den Ring) will ich den Erinnen weihn.

Aber auch Erinnen wie mit dunkeln Erinnern an Erinyen, z. B. bei Boie (S. 320 Weinh.) Die italienische Form ist Erine plur.

Die lateinische Betonung von Prometheus war gewiß aus der Schule längst bekannt, aber die Dichter richteten sich lieber nach dem franz. Prométhée, z. B.:

Ein neuer Prometheus bestiehl den Himmel wieder.

Haller Ged. 1777 S. 62 (Gedanken über Vernunft usw.);

Höret, Kinder Prometheus.

Schiller Venuswagen (1,70 histor. krit. Ausg.).

Auch zu Polyklet bei Schiller mag franz. Polyclète der Anhalt sein:

Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel,

Was du (Genius) mit heiliger Hand bildest usw. 11,70 Gdb.,

vergl. in der Anm. W. v. Humboldts kritische Bemerkung dazu, die doch auch wunderbarlich genug klingt. Dem Prometheus gleich ist Amphion mit Ton auf der ersten Silbe:

O wie traurig singt Alcino,

Amphion der Guadiana.

Herders Volkslieder 2,140.

7. Die Behandlung der Endungen unter französischem Einfluß.

Gegenwärtig werden antike Endungen wie -es und -as geschont, Euripides, Aschines, Mäcenas usw.; in der französischen Zeit wurden aber auch solche Namen und Wörter gestutzt, daher Mäcen, Euripid (s. oben), Aschin Hagedorn 2,15, Ulyß Schiller u. A., Herkul Herder Lebensbild I, 1, 168, Achill. In der Schäferpoesie Menalk, Amynt, Damöt für Menalkas, Amyntas, Damötas. Auch die Endung -us wird jetzt meistens geschont, also Pyramus, Priamus, Aschylus usw., damals aber auch Priams Beste Schiller im Siegesfest u. a., Bucephal mit franz. Tone Dyls Taschenb. f. Dichter 6,10, Aol, selbst Pindar mit französischem Tone:

Der göttliche Pindar erhebet

Voraus des Wassers Trefflichkeit.

Spreng bei Drollinger 366.

Pindarus würde uns zopfig klingen, wie Homerus, unser Pindar mit deutschem Tone wird doch nur aus dem franz. Pindare berichtet sein. Auch Ovid, Virgil, Horaz werden von den französischen Formen herühren, wie sich Herodot, Hesiod mit ihrem Ton sofort als französisch ausweisen. Die rechte Form nach deutscher Art war z. B. Virgili, d. h. mit abgestoßener Endung (s. meine Schrift über den deutschen Unterricht S. 189): Der Virgili ist dem Homero nit gleich. Raumer Gesch. des Deutschen Unterrichtes S. 4 aus dem 15. Jahrh. Auch Tite als Plur. zu Titus ist franz., les Tites:

Roms Auguste und Tite.

Mastaler Ged. 6.

8. Nachwirkung für heute und immer.

Wenn man da eine Rückkehr von der französischen Zurichtung zum Alten, Echten thätig sieht, so hat sich das Französische stellenweise doch so fest gesetzt, daß wir es behalten und gewiß in alle Zukunft werden mit fortführen müssen. Nur zur Andeutung, daß z. B. Wörter wie Ocean, Pyramide, Monolith französischen Ton haben und behalten werden. Und in den eigentlichen Knotenpunkten der höheren Welt z. B. weisen sich sofort als aus Frankreich geholt aus Kritik, Musik, Physik, Mathematik, Arithmetik, Politik, während daneben Ethik, Poetik, Mechanik, Logik, Grammatik, Rhetorik, Musik, Statistik u. a. sich als vom Französischen unabhängig erweisen, theils weil sie schon vorher aus der lateinischen Zeit her fest waren, theils weil sie erst nach der französischen Zeit entstanden sind, wie Statistik, Musik, Aesthetik. Aber auch Philosophie, Theologie, Astronomie sind durchaus nicht frei von französischem Einfluß, ja, wirklich ärgerlich, Poesie ist ganz französisch, der Form nach eigentlich nur eine Entstellung des lat.-griechischen Wortes.

9. Endlich, anhangsweise, etwas über das griechische η in der besprochenen Übergangszeit. Gerade da liegt viel verdrießliche Schülereihaftigkeit vor, die zum Theil bis heute noch nicht überwunden ist. Allerdings kommt das keineswegs auf Rechnung des Französischen, ob schon das auch da nicht ohne Einfluß bleibt. Im voraus ist nur zu bemerken und nachdrücklich festzuhalten, daß die Sache in Wahrheit nicht entfernt so schlimm war oder ist, als sie uns ansieht, darum weil in der Aussprache zwischen η und i durchaus kein Unterschied gemacht wurde, nicht einmal bei den Neugriechen selber, wie denn das der französische Name „griechisches i “ (y grec) deutlich zeigt und die Italiener das y aus ihrer Sprache ganz ausgemerzt haben, sodas z. B. der hymnus im Italienischen inno heißt. Daß man bei uns das η als $ü$ spricht, auch in deutschen Worten, z. B. in Ortsnamen, das ist eine ausschließlich deutsche Gewissenhaftigkeit und ist sehr neu, noch vor 40 oder 50 Jahren war kein Gedanke daran.

Das Ärgerliche dabei in der Übergangszeit besteht darin, daß man es theils setzt, wo es falsch ist, theils als i schreibt, wo es stehen sollte. Hier nur wenige Proben. Beides zusammen z. B. in Lybien Haller Ged. 1777 S. 123, i für η z. B. bei Goethe an Lavater S. 14 u. ö. „Phis.“, d. h. die physiognomischen Fragmente, an denen er mit arbeitete; vergl. noch im Deutschen Parnaß oben S. 518 Nimphe. S. auch Erinne bei Schiller oben S. 518. Mit falschem η z. B. empyrisch Gottsched, Hypocrene Canik 238, Ellipse Herder Plastik 110, Orgyen Schiller oben S. 518, Hygyna Mastalier Ged. 83 (man findet auch Hygine), Megysth W. von Humboldt an Goethe 91, Lyberstrom Schenkendorf Ged. 11, 115.

Abyssinien ist erst seit kurzer Zeit ersetzt worden durch Abessinien (Habesch). Das Polysanderholz ist ganz verkehrt so griechisch gemacht, richtiger ist Palisander. In den Ankündigungen von Kunstreitern ist Hippodrom beliebt.

Es ist kein erfreuliches Bild, das da nicht aufgerollt, nein nur in einigen Stellen genauer besehen ist, als man sonst thut. Und das Unerfreuliche hat seinen Sitz mitten in dem Gebiete, auf das man sonst die Rettung des Geschmacks und der Schönheit verlegt. Aber bei dieser Meinung ist überhaupt ein gut Stück Aberglaube mitwirkend, was freilich deutlicher gemacht werden sollte, aber doch hier schon mit ausleuchten muß. Übrigens, wenn einem bei den Dingen oben der Gedanke an den Begriff Barbarei anwandelt, so ist zu sagen und wäre leicht auszuführen, daß darin die andern Culturvölker, auch die Engländer und Italiener gar nichts voraus haben.¹⁾

Wer ist der eigentliche Verfasser der bisher der Kurfürstin Louise zugeschriebenen Lieder?

Von Karl Wilz in Berlin.

Die Frage, ob die Kurfürstin Louise in der That die vier Kirchenlieder: „Ein Andrex stelle sein Vertrauen Auf die Gewalt und Herrlichkeit“, „Gott, der Reichtum deiner Güte, Dem ich alles schuldig halt“, „Jesus, meine Zuversicht Und mein Heiland ist im Leben“, „Ich will von meiner Missethat Zum Herren mich bekehren“, als deren Verfasserin sie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Dezennien lang galt, gedichtet habe, darf jetzt wissenschaftlich als entschieden angesehen werden. Die immerhin nur mangelhafte Kenntniss des Deutschen, welche sich die in Holland geborene und erzogene Fürstin angeeignet hatte, ebenso wie der Umstand, daß vom Jahre 1653 ab, in welchem jene Lieder zuerst in dem von dem Buchdrucker Runge in Berlin herausgegebenen Gesangbuche erschienen, über ein Jahrhundert lang kein Mensch an die Kurfürstin als ihre Verfasserin gedacht hat, machen ihre Autorschaft gleich unwahrscheinlich. Wenn ich selbst mein bescheiden Teil zur Beantwortung jener Frage beigetragen habe²⁾, so verkenne ich doch nicht, daß dieselbe durch frühere darauf bezügliche Erörterungen, besonders durch den trefflichen Aufsatz

1) Wenn z. B. die Italiener aus dem Phaëthon, griech. Φαέθων, einen Fetonte gemacht haben, so kann ich das nur barbarisch finden.

2) In meinem Aufsatz: „Über die fürstlichen Verfasser von Kirchenliedern“, wieder abgedruckt in meinen „Neuen Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur“ Berlin 1891, bei J. A. Stargardt.

des Professors Preuß in den Beilagen zu Nr. 55 und 67 der „Bosstischen Zeitung“ vom Jahre 1860 und durch den Artikel „Jesus, meine Zuversicht“ in dem Kirchenliederlexikon von Albert Fischer, der Lösung schon sehr nahe gebracht war.

Ganz natürlicherweise erhebt sich nun die Frage, wer denn eigentlich der Verfasser jener Lieder gewesen sei, welche zum Teil zu den schönsten Blüten unserer kirchlichen Poesie gehören. Diese Frage ist keineswegs neu. In dem ganzen Zeitraum von dem ersten Austausch jener Lieder in dem Runge'schen Gesangbuche bis zum Jahre 1770, in welchem der Bibliothekar Raßmann in Wernigerode auf Grund einer mißverstandenen Stelle der Vorrede zu jenem Gesangbuche jene Lieder zum ersten Male der Kurfürstin vindizierte, ist die Frage nach dem Verfasser derselben, namentlich des gefeiertsten darunter, „Jesus, meine Zuversicht“, wiederholt erörtert worden. Bald wurde, wie dies unter anderen von dem P. primarius Schamelius zu Raumburg geschehen ist, als solcher der Appellations- und Konsistorialrat Ziegler zu Wittenberg, bald der Kammeramtsdirektor Hans von Assig bezeichnet. Ziegler hat eine Sammlung von „Jesusliedern“ veröffentlicht, in denen indessen keines von jenen Liedern, namentlich das doch sonst gewiß hierher gehörige „Jesus, meine Zuversicht“ sich findet. Gegen Assigs Autorschaft spricht der sehr triftige Grund, daß er erst im Jahr 1650, drei Jahre vor dem Bekanntwerden jener Lieder, geboren ist. Der Pastor und Superintendent M. Joh. G. Hermann zu Plauen bemerkt in der Vorrede zu dem im Jahre 1714 von ihm herausgegebenen Plauenschen Gesangbuche, „er habe für sich immer den sel. Paul Gerhardt für den Autor des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“ gehalten, weil der Stil dem seinigen ganz ähnlich komme und die Worte der Schrift so wohl und nachdrücklich in Verse gebracht seien, weil er aber nirgends eine sichere Nachricht habe finden können, habe er lieber keinen Namen darüber gesetzt“. Endlich ist der hochverdiente Oberhofmeister der Kurfürstin Otto von Schwerin, der seiner Herrin in religiöser Hinsicht sehr nahe stand und auch eifrige Gebetsübungen mit ihr abhielt, als Dichter jener Lieder genannt worden. So von L. von Orlich in seiner „Geschichte des Preussischen Staates im 17. Jahrhundert. Berlin 1838—1839“. T. I, 545. Andere, wie Koch in seiner „Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der evangelischen Kirche“ gaben der Vermutung Raum, daß Otto von Schwerin jene ursprünglich von der Kurfürstin Louise verfaßten Lieder nur „verbessert“ habe. Allein wie „verbesserte“ Lieder sehen diese wie aus einem Gusse, in frischester Originalität hervorgegangenen Gesänge ganz und gar nicht aus: sie so zu „verbessern“ hätte mindestens eine ebenso große Dichterkraft erfordert als sie ganz neu zu dichten. Was aber die

selbständige Verfasserschaft Schwerins betrifft, so finden sich erstens diese Lieder nicht unter den von ihm später als seine eigenen herausgegebenen und, was die Hauptsache ist, sie sind durch ihre tiefe Innerlichkeit, durch die hinreißende Glaubenskraft, die sich darin ausspricht, durch ihren hohen Schwung überhaupt himmelweit von den ziemlich nüchternen, verstandesmäßig reflektierenden Produkten des Oberhofmeisters verschieden. Das wird allseitig zugestanden. So von Cunz in seiner Geschichte des evangelischen Kirchenliedes I, 638, so von Bachmann in seiner Monographie: „Das Osterlied „Jesus, meine Zuversicht“, Berlin 1874“, S. 21 flg., so von Preuß u. a.

Wer also in aller Welt war der räthelhafte Verfasser jener Gefänge, und namentlich des letztgenannten, schönsten unter ihnen? Sehen wir uns, um dieses in ein dritthalb Jahrhunderte langes Dunkel gehüllte Problem zu lösen, zunächst noch einmal genauer jene berühmte, viel-erörterte Stelle in der Vorrede zu dem Runge'schen Gesangbuche vom Jahre 1653 an! Runge spricht darin zunächst im allgemeinen seine Freude aus über den ihm „durch den Obersten Hoffmeister Otto von Schwerin“ übermittelten Befehl der Kurfürstin, die schönsten Lutherischen Gefänge, vereint mit den Lobwasser'schen Psalmen in ein Gesangbuch zusammen zu bringen und knüpft daran den Ausdruck seiner besonderen Genugthuung, daß die Kurfürstin das „neue Gesangbuch auch mit dero eigenen Liedern“ (jenen mehrbenaunten vier) habe „vermehrten und zieren wollen“. Sie habe in diesen vier Liedern ihre fromme Gesinnung, ihr Vertrauen auf Gott, ihre Hoffnung auf ein ewiges Leben „der ganzen Welt kundgemacht“. Über den Ausdruck „eigene Lieder“ brauche ich hier kein Wort mehr zu verlieren. Es ist mehrfach darauf hingewiesen worden, und ich habe es in meinem oben angeführten Aufsätze ausführlich erörtert, daß damit, der Sprache jener Zeit gemäß, durchaus nichts weiter gesagt sei, als daß die Kurfürstin, wie es bei den protestantischen Fürsten seit der Reformationszeit üblich war, jene Gefänge, in denen sie ihre religiösen Ansichten und Empfindungen besonders prägnant ausgedrückt gefunden, zu ihren Leib- und Lieblingsliedern erhoben habe. Winder beachtet und doch von der höchsten Wichtigkeit für unsere vorliegende Frage ist aber die zweite Hälfte jener Runge'schen Bemerkung, in welcher er sagt: „Ew. Churfürstliche Durchlaucht haben in den ist gemeldten geistreichen, Ihren eigenen Liedern — zugleich in der That und kräftig diejenigen widerleget, ja vielmehr zu Schanden gemacht, die aus bloßer Boshaftigkeit ihres Gemütes und nur der Unterthanen unterthänigste Affection von Ew. Churfürstl. Durchlaucht abzuziehen, hin und wieder spargirt hatten, als ob E. Churfürstl. Durchl. die Evangelische Religion der Lutherischen so sehr hasseten, daß Sie auch weder deren

Bekenner noch ichtwas, so zur selbigen Lehr gehörig, sehen, noch weniger gebrauchen möchten". Also nicht im allgemeinen, nein speziell durch diese vier Lieder, sagt Runge ganz deutlich, hat die Kurfürstin die boshaften über sie verbreiteten Gerüchte widerlegt, als ob sie, die reformierte Fürstin, die Evangelischen, d. h. hier vor allem ihre Geistlichen,¹⁾ oder etwas von ihrem Kultus weder habe „sehen“ noch „gebrauchen“ wollen. Das kann schlechterdings nichts anderes heißen als: Die Kurfürstin hat, nicht etwa nur überhaupt, nein gerade und ganz besonders zu der Abfassung dieser vier Lieder die Hilfe eines oder einiger der evangelischen Geistlichen benutzt, indem sie zu dem Zwecke persönlich mit ihnen verkehrt, sie „gesehen“ und sie „gebraucht“ hat. Wenn dieses Ergebnis aus einer unbefangenen Erwägung der Worte Runges, wie ich meine, ganz unzweideutig und unwiderleglich hervortritt, so ergiebt sich die weitere Frage: wer waren die evangelischen Geistlichen oder wer war der evangelische Geistliche in der Mark oder in Berlin selbst, wer war überhaupt der Mann, welcher der Kurfürstin bei jener Abfassung der betreffenden Lieder Hilfe leisten konnte? Es können nur zwei Männer dabei in Betracht kommen, beides Berliner Geistliche, welche, da die Kurfürstin sie zu dem Zwecke „gesehen“, d. h. persönlich mit ihnen verkehrt hat, zunächst hier gemeint sein werden: einmal Michael Schirmer, früher Rektor in Freiberg, dann Prediger in Striegnitz bei Lommatsch, zuletzt zwar nicht aktiver Geistlicher, sondern Subrektor am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, welcher durch seine beiden klassischen Lieder: „Nun jauchzet all, ihr Frommen“ (zuerst erschienen im „Neuen vollkömlichen Gesangbuch Augspurgischer Confession. Berlin 1640“) und „O heil'ger Geist, fehr' bei uns ein“ (ebenda zum ersten Male veröffentlicht) in der That seine Befähigung dokumentiert hat, auch Gesänge wie „Jesus, meine Zuversicht“ zu verfassen. Allein Schirmer war vom Jahre 1644 bis 1649 von einem schweren Nervenleiden befallen, und als er notdürftig davon genesen war, ein für den Rest seines Lebens gebrochener Mann. An ihn konnte sich die Kurfürstin also, wenn sie Hilfe bei Abfassung jener Lieder brauchte, schwerlich wenden. Es bleibt also nur ein Mann übrig, welcher der jungen Fürstin jenen Dienst leisten konnte, der einzige, welcher die allseitig anerkannte unzweifelhafte Befähigung dazu besaß und auf den auch alle sonstigen Umstände hinweisen: Paul Gerhardt. Er hatte sich zunächst durch die achtzehn von ihm in der zweiten Ausgabe des Joh. Crügerschen Gesangbuches: „Praxis pietatis melica, d. i. Übung der Gottseligkeit in Christ-

1) Den Anblick evangelischer Unterthanen überhaupt konnte doch eine Kurfürstin von Brandenburg an sich nicht vermeiden wollen!

sichen und trostreichen Gefängen" vom Jahre 1647 enthaltenen Gesänge schon einen Namen als ausgezeichneten geistlicher Liederdichter weit über die Grenzen von Berlin und der Mark hinaus gemacht. Wenn die junge Kurfürstin ihrerseits, gleich von ihrem Eintritte in die kurbrandenburgischen Lande und in die Residenz Berlin selbst (am 10. April 1650) an, wie ihr Hofprediger und Beichtvater, als reformierter Geistlicher gewiß ein unanfechtbarer Zeuge, später in der auf sie gehaltenen Gedächtnispredigt befandete, „eine sonderliche geistliche Unmutigkeit an den hochdeutschen Liedern hatte“, so waren damit gewiß in erster Reihe die Gerhardt'schen Gesänge gemeint. Es ist auch sonst mehrfach bezeugt, wie sehr die Kurfürstin Paul Gerhardt schätzte. Koch a. a. O. IV, 162 erzählt, freilich ohne seine Quelle anzugeben, daß sie „mit Gerhardt in dichterischem Verkehr“ stand. Daß sie sich später seiner warm annahm, als er in den bekannten Konflikt mit den Verordnungen des Kurfürsten geriet, wird mehrfach berichtet. Man vergleiche das Geschichtchen (bei Bachmann a. a. O. S. 45) über ein angebliches Begegnen der Kurfürstin mit Paul Gerhardt im Borsale des Kurfürsten, wo indessen sicher das Meiste legendarisch ist. Jedenfalls war nichts natürlicher, als daß die fromme gemüthvolle Fürstin zu dem von ihr hochgeschätzten Liederdichter, der ihr nun auch örtlich so nahe stand (er lebte 1650 noch als Hauslehrer in Berlin und wurde erst im November 1651 als Propst für Mittenwalde ordiniert), in persönliche Beziehungen trat, ihm ihre Wünsche zu erkennen gab.

Welches waren aber diese Wünsche? Dieselben, welche von den frommen Fürsten und Fürstinnen der Reformationszeit und auch der späteren Epoche so oft gehegt und die auch so oft von geistlichen Liederdichtern erfüllt worden sind, nämlich ihre besonderen religiösen Anschauungen, ihre recht eigentlichen Herzensmeinungen in geistliche Lieder verfaßt zu sehen, die dann gewissermaßen als ihre „Symbola“ galten.¹⁾ Die Kurfürstin Louise hatte nun solche religiöse Herzensmeinungen, wenn irgend eine andere Fürstin. Sie war von Jugend an gewöhnt, sie auch schriftlich niederzulegen, in einem, unseren Anschauungen nach, manchmal etwas finster-asketischen Stil. In der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich handschriftlich, wenn auch nicht von der Hand der Kurfürstin,

1) In der Widmung der 12. Ausgabe der „Praxis pietatis melica“ vom Jahre 1666 an den Großen Kurfürsten sagt der Buchdrucker Runge: „Zu unsern Zeiten mangelt es nicht an Leuten, so nicht schöne Andachten auch sollten in geistreichen Liedern herfürblicken lassen, und dann auch derjenigen, welche gute und schöne Melodien dazu nicht hätten setzen sollen.“ Es liegt sehr nahe, bei den ersten Worten an P. Gerhardt, bei den letzteren an Johann Erlliger, den Schöpfer der unsterblichen Melodie von „Jesus meine Zuversicht“, zu denken.

ein langes Bußgebet dieser Fürstin, worin Gedanken enthalten sind, welche zu dem Liede: „Ich will von meiner Missethat“ die Grundlage gebildet haben könnten. „Ich wende“, heißt es darin, „mein busfertiges undt von thränen quillendes Herz zu Dier, o allergütigster Vater, undt bekenne offenherzig, das ich nicht wehrt bin aller gnade undt Barmherzigkeit, die du mir erzeiget hast. — O allerliebster Vater, was großen mangel fühle ich allhie undt wie wenig mitleidens habe ich bishero verspüren lassen oder doch nicht in der That erwiesen undt wie konnte ich Dier erzählen alle meine fehler undt große gebrechen, deren zahl unendlich ist. — Ich bin verdorben von dem Hauptscheitel bis zur Fußsohle undt der sündliche Schlangenstich hat meine Seele so abscheulich gemacht, daß auch meine beste Gedanken, mein Heiligstes vorhaben vor Dier, o Gerechter Gott, unrein undt beslecket ist; solte ich aber darum zurücktreten undt mich vor Deiner Herrlichkeit entsetzen? O nein, allerliebster Vater, wie mehr ich den stachel der verdambten sünde in mir fühle, wie mehr mein verzagtes gewissen mir meine Begangene sünde vorstelllet undt ich noch die innerliche neigungen meines sündlichen Herzens empfinde, je mehr will ich mich zu Deiner unendlichen gnade nahen undt zu Dier als dem einzigen helfer undt erretter schreien“ u. s. w. Das Gebet ist natürlich von jemandem aus der Umgebung der Fürstin aus deren unbeholfenem holländischem Deutsch in das damalige Hochdeutsch übertragen worden, vielleicht von ihrem Oberhofmeister Otto von Schwerin, welcher bezeugt, daß er auch selbst Gebete für sie abgefaßt habe. Der Tod ihres Erstgeborenen, wenige Monate vor ihrem Eintritte in die Residenz, mag sie wohl auch zu Todesbetrachtungen veranlaßt haben, wie sie in dem Liede „Jesus, meine Zuversicht“ enthalten sind.

Wenn nun auch unsere fromme Fürstin solche ihre religiösen Betrachtungen und Gebete, dem Beispiele anderer Fürsten und Fürstinnen jener Zeit hierin folgend, in eine poetische Form übertragen zu sehen wünschte, bei wem konnte ein solcher Wunsch auf einen fruchtbareren Boden fallen, eine solche Bitte eine willfährigere Aufnahme finden, als bei P. Gerhardt, der, wie ihn später noch das Lübbener Sterberegister nennt, stets ein „liederfleißiger“ Mann war und der damals auf der Höhe seines dichterischen Schaffens stand! Enthält doch auch die „Praxis pietatis melica“ von 1653 ebenso wie das Rungesche Gesangbuch aus diesem Jahre, neben jenen vier „Liedern der Kurfürstin“ noch eine ganze Anzahl zum Teil seiner schönsten Gesänge! Er, der ferner, wie seine sechs aus den Betrachtungen und Gebeten in Joh. Arnolds „Paradiesgärtlein“ entstandenen Lieder („Herr, aller Weisheit Quelle“, „Jesu, allerliebster Bruder“, „Ich danke Dir demütiglich“, „O Jesu Christ, mein schönstes Licht“, „Ach treuer Gott, barmherzigs Herz“, „Barmherzger Vater, höchster Gott“)

beweisen, eine solche Umsezung geistlicher Betrachtungen und Gebete in Verse auch später noch geliebt und geübt hat! Wenn Bachmann (das Osterlied S. 37) bemerkt, Lieder wie „Jesus, meine Zuversicht“ ließen sich nicht „auf Bestellung machen“, so war von einer solchen „Bestellung“ im gewöhnlichen Sinne hier auch nicht die Rede. Sicherlich aber konnte nichts einen Dichter mehr begeistern, nichts seine Schaffenskraft höher anspannen, als wenn eine so junge lebenswürdige fromme Fürstin (Louise war damals 23 Jahre alt) ihn darum ersuchte, ihren innigsten Gefühlen das dichterische Gewand zu geben. Läßt sich, um bei „Jesus, meine Zuversicht“ stehen zu bleiben, eine schönere Aufgabe für einen edlen Dichter denken, als dem tief empfundenen, aber wohl nur stammelnd aufgezeichneten gläubigen Ausschauen einer trauernden jungen Mutter in die Ewigkeit die poetische Weihe zu geben! So also, das ist mir gewiß, auf Grund von Betrachtungen und Gebeten, welche die Kurfürstin Louise selbst schriftlich aufgezeichnet hatte, sind jene Lieder, wenigstens die drei derselben: „Gott, der Reichtum deiner Güte“, „Jesus, meine Zuversicht“, „Ich will von meiner Missethat“ entstanden, sie sind von Gerhardt auf ihren Wunsch verfaßt, ihr dann eingereicht und später von der Kurfürstin an Kunge behufs Aufnahme in sein Gesangbuch von 1653 gesandt worden. Daß Kunge die so entstandenen Lieder der Sitte der Zeit gemäß, als „die eigenen Lieder“ der Kurfürstin bezeichnete, daß er es aussprach, sie habe darin ihr Vertrauen auf Gott, ihre zuversichtliche Hoffnung auf ein ewiges Leben aller Welt kundgethan, ist aus einer solchen Entstehung derselben gewiß erklärlich.

Wenn die hier geschilderten äußeren Umstände für die Abfassung jener Lieder durch P. Gerhardt sprechen, so ist dies indessen immerhin nur die eine Hälfte des Beweises dafür. Kräftiger fast, ja ich möchte sagen, zwingender zeugt dafür ihre innere Verwandtschaft, ihre genaue sprachliche Übereinstimmung. Schon vor 170 Jahren hat, wie wir oben sahen, Pastor Hermann aus Plauen darauf hingewiesen, daß „der Stil jener Lieder, besonders des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“, dem Gerhardtischen ganz ähnlich komme“. Diese Thatsache wird sich, glaube ich, jedem, der sich mit diesen Liedern vertraut gemacht hat, schon aufgedrängt haben. Ottel, dessen Traktat: „Aufrichtige Nachrichten von dem erbaulichen Osterliede „Jesus, meine Zuversicht“, Schneeberg 1728“ ich jene Notiz über den Pastor Hermann entnommen habe, setzt hinzu (S. 6): „Und diese Muthmaßung hat nicht nur S. T., der Herr Superintendens in Plauen allein vor sich, sondern es haben auch öfter unterschiedene Gelehrte und Priester des Herrn, derer ich viel nennen könnte, behaupten wollen, wie es wegen des Geists und (der) Kraft, so es mit denen Gerhardtischen Liedern gemein hat, fast keinen andern Autorem

als Gerharden haben könne“. Alle sprachlichen Eigenschaften, welche man den Gerhardt'schen Liedern nachrühmt, ihr Schwung bei großer Klarheit und Herzlichkeit des Ausdrucks, ihr unmittelbarer Anschluß an das Bibelwort, eine gewisse Fülle, ja Redseligkeit finden sich in jenen Liedern wieder. Man vergleiche nur beispielsweise Verse wie die aus: „Gott, der Reichtum deiner Güte“:

„Wo sich hin mein Augen wenden,
Was mein Herz bedenden kann,
Da erkenn ich aller Enden,
Was der Herr bey mir gethan.
Leut und Länder ehren mich,
Berg und Thäler neigen sich.
Wilt und Wald sammt tausend Flüssen
Siegen da zu meinen Füßen.“

„Alles muß mein Wunsch gewinnen,
Alles krönt mich umb und an,
Was ein Mensch vergnügter Sinnen
In der Welt begehren kann,
Ja du hebest mich empor
Über meiner Feinde Thor,
Ihre Zunge muß sich schweigen
Und ihr Stolz sich für mir neigen.“

„Solche Gnade will ich singen,
Meine Zunge soll allein,
Gott, von deinem Lob erklingen,
Du solt stets mein Dandlied seyn,
Deines großen Namens Ruhm
Ist mein bestes Eigenthum,
Hat mein Herz mir angefüllet,
Daß mein Mund auch davon quillet.“

Außer jenen allgemeinen Eigenschaften der Dichtungen Gerhardt's trägt dieses als „Dandlied für fürstliche Personen“ bezeichnete und offenbar die persönlichsten Verhältnisse und Empfindungen der jungen Fürstin widerspiegelnde Lied noch ganz spezielle Züge der Poesie und der Sprache unseres Dichters an sich. So die phantasievolle Personifikation der Natur, der Berge und Thäler, des Wildes und Waldes, wie sie sich schon in den Anfangsworten seines, wenige Jahre vorher entstandenen Liedes: „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Stadt und Felber, Es schläft die ganze Welt“ vorfand. Mit der Wendung „aller Enden“ („Da erkenn ich aller Enden, was du, Herr, bey mir gethan“) beginnt auch das, ebenfalls zum ersten Male im Runge'schen Gesangbuche von 1653 veröffentlichte Gerhardt'sche: „Der Herr, der aller Enden regiert mit seinen Händen“. „Der Reichtum deiner Güte“ in unserem obigen Liede,

ebenso wie „Der Reichtum deiner Gnaden“ in dem Liede: „Ich will von meiner Missethat“ entsprechen dem „Der Reichtum seiner Fülle giebt mir die Füll und Hülle“ in der zweiten Strophe des eben angeführten Gerhardt'schen: „Der Herr, der aller Enden“. Jene gering-schätzbare Bezeichnung aller Güter der Welt, womit das Lied: „Gott, der Reichtum deiner Güte“ schließt:

„Ihre (nämlich der Welt) Bier und falsche Lust
Seh mir lauter Stand und Wust“

kehrt genau wieder in dem Gerhardt'schen: „Ich bin ein Gast auf Erden“ B. 10:

„Je länger ich hier walle,
Je wenger find ich Lust,
Die meinem Geist gefalle,
Das Meist ist Stand und Wust.“

Noch bei weitem zahlreicher sind die sprachlichen Anklänge in dem berühmtesten der, früher der Kurfürstin zugeschriebenen Lieder, „Jesus, meine Zuversicht“, an die anerkannt Gerhardt'schen Dichtungen. Die Übereinstimmung ist geradezu überraschend. Zwar daß an sich gewisse Wendungen dieses Liedes in anderen Liedern Gerhardts wiederkehren, wird kein Mensch als beweisgebend im obigen Sinne ansehen. So das „sich zufrieden geben“, welches den Refrain jedes einzelnen Verses in dem Gerhardt'schen Liede: „Gieb dich zufrieden und sei stille“ bildet, so die Apposition „meine Zuversicht“ („Du bist mein Licht, meine Hoffnung, meine Zuversicht“, B. 1 des Gerhardt'schen: „Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt“). Auch daß die bei Gerhardt so beliebten Kompositionen mit dem Worte Tod („Todesnacht“, „Ich lag in tiefster Todesnacht“, B. 4 des Liedes: „Ich steh' an deiner Rippen hier“; „Todesstoß“, B. 6 in „O Haupt voll Blut und Wunden“; „Todesangst“, B. 5 in „O Mensch, beweine dein Sünd“; „Todesjoch“, B. 3 in „Das ist mir lieb, daß Gott mein Hort“) zweimal in „Jesus meine Zuversicht“ vorkommen (Todesnacht und Todesbann) kann kaum als bemerkenswert für jene Beweisführung gelten. Auffallender ist schon, daß das Kompositum „hoherfreut“ wie in dem Liede „Jesus, meine Zuversicht“, so auch in einem anderen Liede Gerhardts gebraucht wird, auffällig freilich nicht für uns, denen dieses Wort ein ganz geläufiges, alle Tage angewandtes ist, wohl aber, wenn man in Erwägung zieht, daß dasselbe zu Gerhardts Zeiten zuerst in unserer Sprache aufgetaucht, vielleicht von ihm gebildet ist. Wenigstens hat das „Deutsche Wörterbuch“ nur den einen Beleg dafür aus dem Gerhardt'schen Liede: „Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun“ B. 18: „aus hoherfreuter“ Seelen“. Noch Stieler, der in seinem „Teutschen Sprachschatz“ vom Jahre 1691 eine sehr reichhaltige Aufzählung aller damals üblichen Komposita giebt, kennt dieses nicht,

ebenso wenig wie jene anderen, von P. Gerhardt mit solcher Vorliebe angewandten Zusammensetzungen mit dem Adverbium hoch, wie „hochbetrübt“ („den hochbetrübten Seelen“), hochgeliebt, hochheilig; nur „hochedel“ verzeichnet auch schon Stieler. Noch überraschender ist es, daß das Kompositum „Erdenluft“, ein damals, wie es scheint, recht seltenes Wort, wie in „Jesus, meine Zuversicht“ („Nacht der finstern Erdenluft“) so in einem anerkannt Gerhardtschen Liede aus derselben Zeit sich findet:

„Du erneuest meine Glieder,
Holst sie aus der Erden Luft“.

(B. 12 des Liedes: „Herr, dir traue ich all mein Tage“.)

Das „deutsche Wörterbuch“ belegt das Wort nur mit jener einzigen Stelle aus: „Jesus, meine Zuversicht“. Stieler und andere gleichzeitige Lexikographen kennen es noch gar nicht. Bei Gerhardt erscheint es im Jahre 1655, zwei Jahre nach der Veröffentlichung des Rungeschen Gesangbuches; daß Gerhardt es erst aus diesem gelernt haben sollte, also, wenn man den früheren Annahmen folgen wollte, der klassische deutsche Liederdichter von einer das Deutsche nur erst radebrechenden Holländerin, erscheint ausgeschlossen.

Nimmt man andere, namentlich in dem P. Gerhardtschen Liede „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ wiederkehrende Wendungen hinzu: „Mein Heiland lebt, ob ich nun werd' ins Todes Staub mich strecken“ (B. 3 dieses Liedes); „da werd' ich eben diese Haut und eben diese Glieder — ganz richtig wieder haben“ (B. 4); „ich werde den, der ewig lebt, in meinem Fleische schauen“ (B. 7); „ich werd ihm dienen ohne Zeit, ich selber und kein Fremder“ (B. 8), so wird sich schwerlich noch jemand des Eindrucks nächster Verwandtschaft der Diktion des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“ mit der der Gerhardtschen Lieder erwehren können. Man hat freilich, wie Ludwig Frege in dem Aufsatz: „Zur Autorgegeschichte des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“ gerade in der Ähnlichkeit des Liedes: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ mit „Jesus, meine Zuversicht“ einen Beweis finden wollen, daß letzteres nicht von Gerhardt sein könne, weil er nicht dasselbe Thema noch einmal wieder behandelt haben würde. Umgekehrt finde ich in der Übereinstimmung beider Lieder eher einen Beweis für die Autorschaft Gerhardts auch von „Jesus, meine Zuversicht“. Oder ist es wahrscheinlicher, daß ein so reicher dichterischer Geist wie Gerhardt einem anderen Verfasser oder einer anderen Verfasserin so zu sagen Worte und Wendungen würde nachgeschrieben, als daß er kein Bedenken getragen habe, sich gelegentlich selbst einmal zu wiederholen. Er scheute sich eben nicht, was Chamisso einmal in Bezug auf seinen Schlemihl vermeiden zu wollen erklärt, seinem früheren Produkte „einen schwächeren Bruder nachzusenden.“

Nimmt man nun dies Lied: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ hinzu, so ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, fast sämtliche Worte und Wendungen des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“ seien auch in den sonstigen Gerhardt'schen Liedern enthalten, derartig, daß sich das letztere aus dem Wortschatze und der Phraseologie der übrigen Gerhardt'schen Lieder geradezu noch einmal zusammensetzen lasse. Machen wir einmal die Probe!

Ich will zu dem Zwecke einfach die ersten beiden Verse von „Jesus, meine Zuversicht“ hier wiedergeben, so zwar, daß ich die darin enthaltenen notorisch Gerhardt'schen Worte und Wendungen äußerlich hervorhebe:

„Jesus, meine Zuversicht
 Und mein Heyland, ist im Leben:
 Dieses weiß ich, sol ich nicht
 Darum mich zufrieden geben?
 Was die lange Todesnacht
 Mir auch für Gedanken macht.
 Jesus, er mein Heyland, lebt,
 Ich werd auch das Leben schauen,
 Seyn wo mein Erlöser schwebt,
 Warum sollte mir denn grauen?
 Lasset auch ein Haupt sein Glied,
 Welches es nicht nach sich zieht?“

Die in den letzten Zeilen ausgesprochene, übrigens echt biblische Anschauung, daß Christus unser Haupt, wir seine Glieder seien, die er nicht im Stich lassen werde, war unserm Gerhardt besonders lieb und vertraut. So sagt er in seinem Liede: „Sei fröhlich alles weit und breit“ B. 5: „Darzu so bin ich euer Haupt, drum werdet ihr, wann ihr mir glaubt, als Glieder mit mir leben“ und in dem Liede: „Die Zeit ist nunmehr nah“ B. 4: „Wann dein Herz wird ausbrechen zu mir und meinen Brüdern als deinen Leibesgliedern“. Die Übereinstimmung des Liedes: „Jesus, meine Zuversicht“ mit B. Gerhardt in der mißverständlichen Auffassung der Stelle Hiob 19, 25—27 brauche ich, da sie beide auf Luthers Übersetzung beruhen, nicht erst hervorzuheben.

Wohl, wird man sagen, wenn man sich der Beweiskraft dieser sachlichen und sprachlichen Argumente nicht entziehen kann, der Annahme, daß B. Gerhardt jene vier Lieder verfaßt habe, steht dennoch ein großes, ein unübersteigliches Hindernis entgegen: das völlige Stillschweigen, welches man darüber auf allen Seiten beobachtet hat. Nirgends, wie schon Pastor Hermann in Plauen erwähnte, „ist die geringste Kunde darüber zu erlangen“. Nicht die Kurfürstin Louise, nicht B. Gerhardt selbst haben irgendwelche Andeutung darüber gemacht, wie es sich mit der Abfassung jener Lieder verhalten habe. Man hatte es als einen wesentlichen Grund

gegen die Abfassung jener Lieder durch die Kurfürstin angeführt, daß niemand ein Jahrhundert lang davon etwas erwähnt habe. Bei P. Gerhardt selbst will man diesen Grund nicht gelten lassen? Man hatte die Hypothese, daß ein Biegler, ein Otto von Schwerin jene Lieder gedichtet haben könne, mit der Thatsache zurückgewiesen, daß sie sich in deren speziellen Sammlungen nicht befinden. Gegen die Autorschaft P. Gerhardts soll es nicht als ein entscheidendes Zeugnis angeführt werden, daß weder sein Freund Ebeling, der Nachfolger Crügers im Musikdirektorat zu St. Nicolai, der unter Gerhardts Mitwirkung in den Jahren 1666 und 1667 die erste Gesamtausgabe seiner Lieder veranstaltete, noch der Superintendent Feustking, welcher im Jahre 1708 eine neue Ausgabe derselben veröffentlichte und dazu von Gerhardts Sohne des Autors „Manual und eigenhändig revidiertes Exemplar“ erhalten hatte, jene vier Lieder in diese ihre Sammlungen aufgenommen haben? Eine Thatsache, welche schon der obenerwähnte Dettel in seiner Abhandlung über das Lied „Jesus, meine Zuversicht“ als „gründlichen Beweis ansah, daß Paul Gerhardt des quästorirten Liedes Autor nicht sey.“

Ich will auf diese Einwendungen nur noch mit wenigen, wie ich aber hoffe, beachtenswerten Worten erwidern. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß im allgemeinen die alten Liederdichter, sowohl die der Reformationszeit als des folgenden Jahrhunderts, in sehr entschiedenem Gegensatz zu manchen modernen, ein tiefes Stillschweigen, ich möchte sagen, eine keusche Zurückhaltung in betreff der Entstehung ihrer Lieder beobachten. Luther hat sich in seinen Tischreden, in seinen so überaus zahlreichen Briefen auf das Ausführlichste, ich möchte sagen, Redseligste über die einzelnen Vorkommnisse seines Lebens, über seine Schriften und Publikationen, ja über die Stimmungen des einzelnen Tages ausgesprochen: über seine Lieder, ihre Abfassungszeit, die äußeren oder inneren Anlässe dazu bewahrt er überall das tiefste Schweigen. Und doch, wie interessant und belehrend müßte es für uns sein, beispielsweise über die Entstehung des Liedes: „Ein feste Burg ist unser Gott“ Mittheilungen von Luther selbst zu besitzen, welche wir uns jetzt durch mühsame Kombinationen ergänzen müssen! Dasselbe gilt von P. Gerhardt. Selbst über die Genesis seiner wichtigsten Lieder, eines „Befiehl du deine Wege“, „Nun ruhen alle Wälder“ und so viele andere erfahren wir von ihm selbst nichts. Ist dies schon im allgemeinen bei seinen Liedern der Fall, so hatte er doppelte Gründe über seine Autorschaft gerade jener vier Lieder zu schweigen. Zunächst gilt es als hergebrachte, fast feststehende Sitte des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts, daß bei denjenigen Liedern, welche ein Dichter auf Wunsch hoher Personen, auf deren Symbola oder zum Ausdruck ihrer speziellen Glaubensansichten verfertigt hat,

der eigentliche Autor mit seinem Namen hinter den zurücktritt, für welchen sie gedichtet sind. Darum sind solche Lieder fast durchweg anonym geblieben. Wer weiß etwas von dem Verfasser der Lieder: „Mag ich Unglück nicht widerstan?“ welches für die Königin Maria von Ungarn, oder von „Capitan, Herr Gott Vater meyn,“ welches für Casimir, Markgraf von Brandenburg gedichtet ist, oder von „Was mein Gott will, gescheh allzeit“, welches der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg zu seinem Lieblingslied erhoben hat, oder von dem, auf den Namen der durchlauchtigen Fürstin Katharina, Markgräfin und Kurfürstin von Brandenburg gedichteten sogenannten Katharinenliede: „Keinen hat Gott verlassen“ oder von so manchem gleichzeitigen anderen. P. Gerhardt hinderte aber der ganz spezielle, ausgeprägt subjektive Charakter jener vier Lieder, den z. B. außer anderen Daniel (im Biographischen Register zum Evangelischen Kirchengesangbuch. Halle 1842) so entschieden hervorhebt, noch ganz besonders, voll mit seiner Persönlichkeit für jene Lieder einzutreten. Es hat nie einen Menschen von zarterer, ja ängstlicherer Gewissenhaftigkeit gegeben als unseren Dichter; das hat er später in dem Konflikt mit den Erlassen des Kurfürsten bewiesen. An und für sich würde es ihm Bedenken gemacht haben, sich den Verfasser von Liedern zu nennen, zu denen die Gedanken und Empfindungen eines anderen, wenigstens eines Lebenden, ihm den Stoff gegeben. Wie konnte er dies aber thun, wie konnte er sein P. Gerhardt unter solche Lieder setzen, wenn deren Inhalt subjektive Betrachtungen bildeten, wie:

„Leut und Länder ehren mich“

oder:

„Warlich meiner gelben Haare
Oder Würd und Unschuld wegen
Schweb ich nicht in diesem Segen!“

Oder hätte er es gethan, hätte er solche Lieder also auch mit in die Sammlungen seiner Gefänge aufnehmen lassen, wie hätte dann das Verhältnis ihrer Entstehung verborgen bleiben können! Dazu aber, daß dies geschah, hatten die Kurfürstin ebenso wie P. Gerhardt noch einen ganz besonderen schwerwiegenden Grund. Die Kurfürstin war reformierten Bekenntnisses, P. Gerhardt ein eifriger Lutheraner. Bei der großen Spannung, der Gereiztheit, welche schon seit dem Anfange des Jahrhunderts zwischen den Reformierten und Lutheranern herrschte und die später zu dem Konflikte führte, welcher unsern Dichter aus Berlin vertrieb, war es sicher für die Kurfürstin ebensowenig wünschenswert, ihrer reformierten Hofgeistlichkeit gegenüber es offen kund zu geben, daß sie sich ihre innersten religiösen Empfindungen von einem evangelischen Geistlichen hatte in „eigene Lieder“ bringen lassen, wie es dies für P. Ger-

hardt seinen übrigen Berliner Konfessionsgenossen gegenüber sein mochte, so wenig sich auch beide an sich zu scheuen brauchten, sich zu jenen herrlichen Zeugnissen ihres demütigen, gottergebenen Sinnes, ihrer gläubigen Aussicht in die Ewigkeit zu bekennen. Alle diese Gründe erklären es, wie mir scheint, hinreichend, daß sich jene Lieder nicht unter den übrigen Poesien Gerhardts befanden. Daß daraus kein Argument gegen seine Autorschaft in derselben Weise hergenommen werden kann, wie gegen die eines Biegler oder Otto von Schwerin, deren Lieder noch dazu in einem himmelweiten Gegensatz zu dem Ton und Charakter dieser vier Lieder stehen, scheint mir klar. Ebenso wie es, wenn man die geschilderten Umstände erwägt, einen ganz anderen Sinn hat, daß die Freunde P. Gerhardts von dieser seiner Autorschaft jener Lieder im allgemeinen (Kunze deutet, wie wir oben sahen, ziemlich klar darauf hin) schwiegen, als daß die ganze Umgebung der Kurfürstin Louise dasselbe Stillschweigen beobachtet hätte, wenn sie, wie späterhin der Bibliothekar Raßmann aus der betreffenden Stelle der Kunzeschen Vorrede glaubte herausgefunden zu haben, die Verfasserin gewesen wäre. Erst meine Darstellung wird, wie ich denke, volles Licht in jene Stelle bringen. Wenn es mir durch dieselbe zugleich gelingen sollte, den zum Teil schroffen Gegensätzen, welche in dieser Kontroverse hervorgetreten sind, einen versöhnenden Abschluß zu geben, so würde mich dies ganz besonders freuen.

Zur Methodik einer besonderen Art des nacherzählenden Aufsatzes.

Von R. Faust in Dresden.

Ein neuerer Ministerialerlaß an die sächsischen Gymnasien ordnet u. a. hinsichtlich des deutschen Unterrichtes an, es solle der Lehrer nicht zu früh zur Abhandlung schreiten lassen. Die Gründe für diese Anordnung werden dieselben sein, wie sie in dem Aufsatz des Geh. Schulrates Dr. Vogel: „Wie erzielen wir bessere deutsche Aufsätze in den Oberklassen?“ entwickelt worden sind. (Vgl. Ztschr. f. d. d. Unterricht VI, 5.)

Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen werden demzufolge nicht mehr ausschließlich in den Unter-, sondern auch in den Mittelklassen vorzugsweise zu berücksichtigen sein. „Die Beschreibung einer Gegend, die Schilderung eines einigermaßen verwickelten Vorgangs ist eine ganz gehörige Zumutung auch an ältere Schüler, wenn man nur an die Beschaffenheit der Leistung die entsprechenden Anforderungen stellt.“

Besonders möchten wir die Inhaltsangabe epischer Gedichte gelegentlich empfehlen. Schärfe der Auffassung und des Ausdruckes läßt sich gleichermaßen durch sie bilden. Während die Analyse von Dramen naturgemäß Aufgabe der oberen Klassen bleiben muß, stellen sich die Angaben des Inhalts erzählender Gedichte als eine geeignete Übung für die Unter- und Mittelklassen dar.

Nun ist klar, daß, was ein Untersekundaner zu leisten vermag, gewaltig absteht von dem, was man einem Sextaner zumuten darf. Daraus ergeben sich zwei Forderungen: einmal müssen die Gedichte, deren Inhalt man wiedererzählen lassen will, mit Unterscheidung ausgewählt werden, und zweitens muß das Thema selbst die Art der Behandlung ausdrücklich und unzweideutig angeben. — Hinsichtlich der ersten Forderung ist wenig zu bemerken. Es werden die Aufgaben sich in der Regel an die besprochenen und wohl auch memorierten Gedichte anschließen, wie dieselben durch den für jede Klasse aufgestellten Kanon vorgeschrieben sind. In den untersten Klassen bieten sich leichtere und kleinere Gedichte u. a. von Uhland dar, in Sekunda wird man zu Bossens „Luise“ und Goethes „Hermann und Dorothea“ greifen dürfen. So wächst denn mit der höheren Klasse die Schwierigkeit der Bearbeitung und im allgemeinen auch die Länge der zu bewältigenden Aufgabe. Häufig verkannt wird die Wichtigkeit der zweiten Forderung, und hauptsächlich dieser Umstand hat uns veranlaßt, hier das Wort zu ergreifen. Die Art der Behandlung eines solchen Themas muß für Unterklassen und Mittelklassen verschieden sein. In den Unterklassen genügt es, wenn der Schüler bei seiner Wiedergabe des Inhalts dem Gange der Handlung folgt, wie der Dichter sie uns vorführt; für die Mittelklassen wäre dies Verfahren zu einfach. Hier ist das Thema so zu stellen, daß, ehe der Jüngling an die Ausarbeitung zu schreiten vermag, erst eine Vorarbeit geleistet sein muß. Der Lehrer wird also auf dieser Stufe den Gang der Handlung nach der Zeitfolge darstellen lassen.

Im allgemeinen nämlich befolgt der epische Dichter, was Horaz an Homer rühmt:

Semper ad eventum festinat et in medias res,

und das Gleiche gilt ja auch mutatis mutandis vom dramatischen. Es hebt der Dichter also nicht mit den Eiern der Leda an, sondern er wählt ein hervorragendes, packendes Ereignis und beginnt mit diesem. Daraus folgt, daß er das, was früher war und was zur Erläuterung, zum Verständnis der Situation erforderlich ist — was also beim Drama seinem wesentlichen Gehalte nach einen Teil der Exposition bildet — nachträglich erwähnen muß. Er streut es in die Erzählung ein. Werden nun umgekehrt von uns diejenigen Teile der Fabel — ich gebrauche hier dieses

Wort in seinem weitesten Sinne¹⁾ —, welche vom Dichter eingestreut sind, obwohl sie der eigentlichen Handlung Vorausgehendes bezeichnen, gesammelt, zusammengestellt und mit einander verknüpft, so erhalten wir die Vorfabel oder Vorgeschichte. In manchen der kleineren, einfacheren Gedichte wird alles an seinem gehörigen Orte erzählt, alles steht in der Aufeinanderfolge da, wie es geschehen ist oder hätte geschehen können. Die Vorfabel dieser Gedichte, wofern wir auch hier von einer solchen sprechen wollen, befindet sich an der natürlichen Stelle, nämlich am Anfange; sie ist nicht in einzelne Teile zerlegt und in die Erzählung der eigentlichen Handlung eingestreut worden. Gedichte solcher Art eignen sich zur Behandlung in Unterklassen; solche aber, bei denen die Vorfabel erst zu finden ist, sind in den Mittelklassen zu behandeln. In folgendem führen wir einige Beispiele aus beiden Arten an.

I. Gruppe (Balladen, Romanzen, Erzählungen, in denen der Dichter die natürliche Zeitfolge beobachtet). Uhland: Die Einkehr. Der weiße Hirsch. Siegfrieds Schwert. Die Rache. Schwäbische Kunde. Graf Richard ohne Furcht. Goethe: Die wandelnde Glocke. Bürger: Das Lied vom braven Mann. Körner: Harras, der kühne Springer. Heine: Belsazar. Wilh. Müller: Der kleine Hydriont.

II. Gruppe (Epiische Gedichte mit eingestreuter Vorfabel). Uhland: Der blinde König. Klein Roland. Das Glück von Edenhall. Bertran de Born. Schiller: Der Graf von Habsburg. Der Ring des Polykrates. Der Kampf mit dem Drachen.

Will man Nacherzählungen von Gedichten der ersten Gruppe auch für die Mittelklassen fruchtbar machen, so mag man umgekehrt die Vorfabel, die dort voransteht (wenn sie überhaupt vorhanden ist), in den Inhalt einstreuen lassen.

Wir wählen zwei einfache Beispiele, um zu zeigen, wie die Vorfabel getrennt, und eins, an dem ersichtlich ist, wie sie in den Inhalt eingestreut werden kann.

„Der blinde König“ und „Das Glück von Edenhall“, beide von Uhland, versetzen uns mitten in die Handlungen hinein. Wollen wir die Handlungen der Zeitfolge nach erzählen, so haben wir demnach zuvörderst alles das aus dem Gedichte zu sammeln, was dem darin zu Anfang Erzählten zeitlich vorangegangen sein muß. Dies ergibt die Vorgeschichte oder Vorfabel. Im übrigen haben wir dann, mit Ausnahme des für die Vorfabel bereits Herausgehobenen, uns an die Darstellung zu halten, wie der Dichter sie giebt.

1) Wonach es eben die einem epischen oder dramatischen Gedichte zu Grunde liegende Erzählung bedeutet.

Heißt also das Thema: Die Handlung in dem Gedichte „Der blinde König“, nach der Zeitfolge erzählt, so muß es die erste Sorge des Schülers sein, das Gedicht wiederholt aufmerksam durchzulesen und sich diejenigen Stellen, in denen etwas zur Vorfabel Gehöriges gesagt ist, nach den Nummern der Strophen und Verse anzumerken. Dann gilt es, den so gefundenen Stoff zu ordnen, und zwar nach den Gesichtspunkten Ort, Zeit, Personen; dabei wird man inne werden, daß die Vorfabel nicht durchweg Erzählung, sondern auch die Schilderung von Zuständen umfaßt.

Streng ist darauf zu achten, daß der Schüler nichts sagt, was er nicht aus dem Gedichte belegen kann, sei es direkt oder auf dem Wege zwingenden Schlusses, oder was nicht wenigstens auf begründeter Vermutung beruht. Bei Anfertigung des Konzeptes hat er stets in Parenthese die Nachweise für das Angeführte zu bemerken, und so würde denn die Vorfabel des genannten Gedichtes folgende Gestalt erhalten:

Über ein germanisches¹⁾, im Norden am Meeresstrande (I, 1. 2) gelegenes Reich herrschte in der Vorzeit²⁾ ein König, der schon ergraut und erblindet (I, 3. 4) und von der Last der Jahre gebeugt (I, 6) war, der aber in den Zeiten seiner Kraft mit seinem guten Schwerte, das gar hell erklang (VII, 3), manche herrliche That verrichtet³⁾ und den Sängern seines Volkes, den Stalden, Anlaß zu manchem Heldenliede gegeben hatte (V, 5. 6). Mancher Kämpfer diente ihm und mancher Burgmann (III, 5—8). Ihm waren zwei treffliche Kinder erbliht, die er zärtlich liebte (IV, 5—8; V, 4. 5. 7. 8; II, 2—4), ein Sohn und eine Tochter, beide noch jung an Jahren (IV, 6; VIII, 8): jener voller Pflicht- und Ehrgefühl und voller Mut (IV, 5. 6), dabei auch schon heldenhast erstarkt (V, 3. 4; VII), diese, Gunilde geheißten (VIII, 8; IX, 7), ein blondes (VIII, 7) Mägdlein, deren Harfenspiel und süßer Gesang des alten Vaters Wonne war (II, 3. 4), und die auch dem Vergnügen der Jugend, dem Tanze, huldigte (II, 5). Dieses Kleinod ließ der alte Vater von Wächtern bewachen, damit dem Liebling kein Leid widerfahre (III, 5. 6). Und wohl war solche Vorsicht begründet. Denn drüben auf einem Eilande lebte ein ungefüger, wilder (III, 2) und außerordentlich starker (V, 1) Riese, welchem noch kein Feind standgehalten hatte (V, 2). Der war der Widersacher des Königs, und wenn dieser gleich viele Kämpfer sein nannte, mußte er doch in steter Sorge schweben. Als nun einst in der schönen Jahreszeit die Jungfrau am Strande tanzte, erschien plötzlich der Riese, ergriff sie

1) Darauf weist der Name Gunilde und die Erwähnung der Stalden.

2) Aus welchen Umständen ergiebt sich das?

3) Begründete Vermutung.

und entführte sie nach seinem Eilande; und er that es ungestraft, denn keiner der Wächter wagte es, ihn daran zu hindern (II, 5. 6; III, 5. 6). Seitdem mußte die Königstochter einsam im Felsverließ schmachten (II, 2). (Ende der Vorfabel. Beginn der Haupthandlung: Da machte der alte König mit seinen Mannen sich auf nach dem Meeresufer u. s. f.)

In der Reinschrift sind selbstverständlich die hier in Parenthese stehenden Nachweise wegzulassen; sie sollen eben nur dem Schüler zur Selbstkontrolle dienen, ihn zur geistigen Selbstzucht anhalten. — Wir geben noch in folgendem die Vorfabel zur Ballade: „Das Glück von Edenhall“, aber ohne jenes Gerüst.

Die Familie des Lords von Edenhall befand sich im Besitze eines hohen Trinkglases aus Krystall, welches, so ging die Sage, mit dem Schicksale des Hauses auf eigene Weise verknüpft war. Der Ahnherr derer von Edenhall, erzählte man, hatte das prachtvoll leuchtende Glas einst an einem Quell von einer Fee zum Geschenk erhalten. Es hatte aber die Spenderin in das Glas die Worte geschrieben: „Kommt dies Glas zum Fall, fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!“ Nun waren die Herren von Edenhall ein gar kühnes, ja übermütiges Geschlecht; aber ihrer keiner hätte sich vermessen, leichtfertig mit dem Glase umzugehen, denn sie glaubten den Worten der Fee und meinten, ihres Stammes Glück werde bestehen, solange das kostbare Gefäß unverlezt sei; deshalb nannte man den Pokal auch das Glück von Edenhall. So hatte das Geschenk der Fee sich vom Vater auf den Sohn, vom Sohne auf den Enkel vererbt, und noch immer war es an sicherem Orte in einem seidenen Tuche vom Schenken wohl verwahrt worden. (Ende der Vorfabel. Beginn der Haupterzählung: Da geschah es, daß ein junger Lord von Edenhall ein üppiges Festmahl gab, und als nun Wirt und Gäste vom Weine schon trunken waren, da u. s. f.)

Als Beispiel dafür, wie umgekehrt die Vorgeschichte, wenn der Dichter sie bereits an die gehörige Stelle gesetzt, vom Schüler in den Inhalt eingestreut werden könne, diene die folgende Inhaltsangabe des Gedichtes: „Graf Richard ohne Furcht“. Die eingestreuten Stellen sind gesperrt gedruckt.

Richard, ein Graf von der Normandie, traf einmal des Nachts in einem öden Thale auf ein Münster. Nun war es seine Gewohnheit, wenn er auf seinen Streifzügen im Lande irgendwo eine Kirche fand, einzutreten und sein Gebet zu verrichten; war sie aber verschlossen, so betete er draußen. Das Münster war offen; so ließ er denn seine Leute vorausreiten, band sein Pferd an die Pforte und trat ein. Da fand er drinnen einen Leichnam auf der Bahre liegen. Graf Richard aber war ein Held, dem nichts

Schrecken einzuflößen vermochte. Wie bei Tage, war er auch nachts schon oft umhergeschweift und war manchem Gespenste begegnet, aber noch nie hatte Grauen ihn angewandelt. So ging er denn hart an der Bahre vorbei, warf eilig die Handschuhe auf einen Stuhl, kniete am Altare nieder, küßte den heiligen Boden und betete. Sehr bald indessen hörte er, daß der Leichnam hinter ihm auf der Bahre sich rühre. Sich umschauend, rief der Graf ihm zu, er solle sich aufs Ohr legen und nicht mehr bewegen. Als Richard nun gebetet und zum Schlusse seine Seele den Händen des Herrn empfohlen hatte, faßte er sein Schwert und wollte sich entfernen. Da sah er — denn sein Gesicht war in der Nacht so scharf wie das mancher Leute kaum am Tage —, daß das Gespenst sich erhob, sich ihm drohend entgegenreckte und die Arme ausbreitete, als wolle es ihn packen und nie wieder aus der Kirche lassen. Aber kurz entschlossen spaltete der Graf ihm das Haupt. Am Kirchhofsthore fand der Uerschrockene sein Pferd und wollte von dannen; da gedachte er plötzlich seiner Handschuhe, die er in der Kirche gelassen hatte. Er war nicht gewillt, sie einzubüßen, sondern er schritt noch einmal in das unheimliche Münster und nahm sie vom Stuhle weg. Wie manche hätte das Grauen davon zurückgehalten! —

Viele dürften hier wohl ausrufen: Das ist ja entsetzlich einfach! Aber wir haben mit Absicht die einfachsten Beispiele gewählt, um die Methode desto klarer zeigen zu können. Man lasse größere epische Gedichte nach dieser Methode bearbeiten, und man wird sehen, wie mit dem Umfange die Schwierigkeit wächst.

Auch in den Oberklassen hat der nacherzählende Aufsatz seine Berechtigung, namentlich soweit er in der Inhaltsangabe von Dramen besteht. Bernh. Schmitz hebt in seiner Encyclopädie des Studiums der neueren Sprachen (S. 297 flg.) die Wichtigkeit solcher Analysen insbesondere für die Studierenden der Philologie treffend hervor, aber er bemerkt zugleich, daß die wenigsten daran denken, sie zu machen, „ja manche zeigen, wenn man sie dafür gewinnen will, merkwürdig wenig Geschick dazu.“ Das ist offenbar ein Vorwurf gegen die Schule, die es an der nötigen Anweisung und Übung fehlen ließ.

Freilich ist auch hier wieder ein Unterschied zu machen in der Art, wie solche Aufgaben behandelt werden. Eine Inhaltsangabe in der Weise, daß man das Wesentliche einer jeden Scene zusammenfaßt — und daran scheint Schmitz zunächst zu denken —, erfordert gewiß schon eine bemerkenswerte Bethätigung des Verstandes; aber fruchtbarer wird die Übung dadurch, daß man auch hier zuvörderst die Vorgeschichte ausscheidet und

dann erst dem Gange der Handlung Schritt vor Schritt folgt. Im übrigen können wir uns umsomehr auf diese Bemerkung beschränken, als die Behandlung der dramatischen Vorfabel von anderen bereits ausführlich dargelegt worden ist.

Wir können nicht schließen, ohne wiederholt auf einen sehr plumpen Fehler hingewiesen zu haben, der in Reproduktionen von Dichtungen häufig — und, müssen wir leider hinzufügen, oft ungestraft — sich einzuschleichen vermag. Das Thema ist, wie es ja auch im Namen liegt, etwas Festgesetztes, etwas Gegebenes; es hat seinen bestimmten, begrenzten Inhalt, über den hinaus man nicht schweifen darf, wenn die Bearbeitung nicht verfehlt sein soll. Auch dasjenige Thema, welches die Nacherzählung des Inhaltes eines Gedichtes verlangt, hat eine feste Sphäre: nur was der Dichter sagt, gehört ihr an, alles andere muß ihr fremd bleiben. Wie wenig wird das beachtet! Glauben doch viele Schüler, die Arbeit könne nur gewinnen, wenn sie Erinnerungen aus allen möglichen Gebieten des Wissens einflechten und Dinge vorbringen, die vielleicht in sachlichem und logischem Zusammenhange mit dem Erzählten stehen, von denen aber der Dichter, welchem sie nacherzählen, kein Wort sagt! Besonders nahe liegen solche ungehörige Abschweifungen bei Aufsätzen, die sich an Gedichte geschichtlichen Inhaltes anschließen. Man vergißt dabei ganz, daß der Dichter sich nicht genau an die Geschichte zu halten braucht und häufig genug sich mit voller Absicht, aus höheren, poetischen Rücksichten, nicht an sie hält. Geradezu widerwärtig aber berührt es, wenn Schüler sich herausnehmen, den Dichter an der Hand der Geschichte meistern zu wollen. Solche Anmaßungen seitens des Unverstandes und der Selbstüberhebung müssen entschieden zurückgewiesen werden! Anders natürlich verhält sich die Sache, wenn das Thema eine Vergleichen der Handlung des Gedichtes mit der Geschichte vorschreibt; aber dann wird eben eine Abhandlung, nicht eine Nacherzählung, verlangt.

Grillparzers Beamtenlaufbahn.

Von Rudolf Scheich in Mähr.-Weißkirchen.

Schon 1874 hat G. Wolf in seinem Schriftchen „Grillparzer als Archivdirektor“ eine Schilderung der amtlichen Thätigkeit Grillparzers entworfen und eine Reihe von Akten, die auf dieselbe Bezug haben, teils vollständig, teils auszugsweise veröffentlicht.

Der zweite Band des Jahrbuches der Grillparzergesellschaft bringt nun in chronologischer Reihenfolge sämtliche wichtigere Akten aus Grillparzers amtlicher Laufbahn, von dem Herausgeber Dr. C. Glossy mit

einer gut orientierenden Einleitung und mit Anmerkungen versehen, die neuerdings die bewährte Sorgfalt des genannten Forschers beweisen.¹⁾

Neue Aufschlüsse über den äußeren Verlauf von Grillparzers amtlicher Carrière wird man wohl von der neuesten Publikation der Grillparzergesellschaft nicht erwarten. Das meiste ist längst bekannt, und das Gesamtbild eines zum Teil freilich selbstverschuldeten Martyriums wird neuerdings bestätigt: Nach jahrelangem Petitionieren erhält Grillparzer die angesuchte Stelle eines Praktikanten der Hofbibliothek — freilich mit dem ausdrücklichen Zusatze: „daß diese Anstellung nicht als eine Expectanz auf eine wirkliche Hofbibliotheksbedienstung zu betrachten sey, noch demselben einigen Anspruch auf einen Gehalt, ein Adjutum oder auf Emolumente geben könne“ — tritt später zur Bancal-Administration, dann zur allgemeinen Hofkammer über, um schließlich nach mannigfachen Zurücksetzungen auf eigenes Ansuchen endgiltig die Stelle eines Archivdirektors zu erhalten. Weitere Versuche, eine ihm mehr zusagende amtliche Stellung zu erreichen, blieben erfolglos.

Die Gesuche, Berichte und Tagebuchblätter, die das Jahrbuch veröffentlicht, sind die aktenmäßigen Belege für diese Beamtenlaufbahn, in deren erster Periode Grillparzer, um Sauer's treffende Worte zu gebrauchen, über einen Widerspruch nicht hinauskam: „Er begehrte von seinen Vorgesetzten die weitgehendste Berücksichtigung und Dienstbefreiung zum Zwecke seiner litterarischen Arbeiten, ließ sich Urlaubsüberschreitungen ohne genügende Motivierung zu schulden kommen und verlangte dann umgekehrt für eben diese litterarischen Verdienste wieder eine Belohnung durch eine Beförderung als Beamter.“

In den Jahren der stärksten poetischen Schöpferkraft waren die Amtsgeschäfte für den Dichter ein schweres und schwer empfundenes Hemmnis, dem er sich nach Möglichkeit zu entziehen suchte; in den Jahren, da Grillparzer als Archivdirektor, wenn nicht mit Lust, so doch mit Eifer und Gewissenhaftigkeit seines Amtes waltete, war seine dichterische Kraft im Sinken.

Doch neben der Freude, die man darüber empfindet, für im allgemeinen bereits Bekanntes die quelleumäßigen Belege zur bequemen Benutzung vor sich zu haben, hat die Kenntnis der veröffentlichten

1) Außerdem enthält der zweite Band des Jahrbuches (Wien, Konegen, 1892), der sich nach Inhalt und Form seinem Vorgänger würdig anschließt, nebst einem Bericht über die zweite Jahresversammlung der Grillparzergesellschaft einige Briefe von Grillparzer, die nach der reichen Ernte des vergangenen Jahres freilich nur eine bescheidene Nachlese bilden können. Eine kleine Enttäuschung wird aber wohl vielen Empfängern des Jahrbuches durch das Fehlen der Bibliographie bereitet worden sein. Hoffentlich erfüllt der nächste Band auch diesen Wunsch.

Dokumente noch einen besonderen Wert für die Erkenntnis Grillparzers. Die Gesuche Grillparzers sind zum Teil wenigstens höchst originelle Dokumente, und es ist von besonderem Reize, unter den herkömmlichen, durch den Amtsstil gebotenen Phrasen die Spuren der eigenartigen Persönlichkeit des Dichters zu verfolgen.

Die Gesuche Grillparzers zeigen eine eigentümliche Mischung von Bescheidenheit und stolzem Selbstbewußtsein. Mit den Worten: „halb hochmütig, halb demütig, halb stilisiert, halb Altengewäsch“ hat er selbst eines derselben charakterisiert. Er führt nicht leicht einen Umstand an, der zu seinen Gunsten in die Waagschale fällt, ohne ein bescheiden einschränkendes „vielleicht“ oder „einigermaßen“ hinzuzufügen. Schon in dem ersten Gesuche — er bittet um die Erlaubnis zum Fortbezuge seines Stipendiums — begegnen wir der Wendung: „Der Unterzeichnete glaubt auf die Gewährung dieser seiner Bitte um so gewisser hoffen zu dürfen, da er sich durch seine bisherige Verwendung in den Studien vielleicht einer solchen Begünstigung einigermaßen würdig gemacht hat.“ An anderer Stelle weist er auf die „vielleicht nicht ganz unbedeutenden“ Kenntnisse hin, die er sich erworben, auf die „vielleicht nicht ganz unbedeutenden“ Fortschritte, die er gemacht, darauf, daß sein Dienst „nicht ganz ohne Erfolg“ gewesen sei.

Andererseits freilich beantwortet er die Aufforderung, sich wegen der eigenmächtigen Überschreitung seines Urlaubs zu rechtfertigen, mit den stolzen Worten: „Ich bin weder ein Müßiggänger noch ein leerer Grübler, der ohne Ende feilt und am Ende doch nichts zu stande bringt. Was ich geleistet habe, kennt ganz Deutschland“.¹⁾ Oder an anderer Stelle: „Ganz Deutschland weiß, daß und wie ich mich beschäftige“. Mit berechtigtem Stolz verlangt Grillparzer eine Ausnahmstellung und weist geradezu darauf hin, daß die Nachwelt einst Rechenschaft dafür fordern werde, wie man ihn behandelt. „Ich habe auch ein Recht auf eine Berücksichtigung!“ sagt er in seinem Gesuche um die Stelle des Archivdirektors. „Ruhmredigkeit war nie der größte meiner Fehler. Aber den eigenen Wert verkennen, ist die Sache des Schwachherzigen und des Thoren. Ich habe durch litterarische Arbeit meinem Vaterlande Ehre gemacht und darf daher wohl, wenn jedermann in der Schuld seines Vaterlandes ist, dieses letztere auch als ein wenig in der meinigen betrachten.“

Daher erklärt er auch in einem Gesuche, halberlogene ärztliche Zeugnisse, das Herumlaufen nach „Vorsprache und Protektion“, ja ein

1) Ob die Rechtfertigungsschrift, die diese Worte enthält, der Behörde vorgelegt wurde, was allerdings nicht sicher ist, kommt natürlich hier nicht in Betracht.

Gesuch „unter Stempel und Kanzleiform“ zu verschmähen, und wendet sich mit Hintansetzung aller üblichen Form, der Mensch zum Menschen, persönlich an seinen Vorgesetzten mit den Worten: „Für Sie sey es, Graf von Chorinsky, der Sie den Menschen zu schätzen wissen und den Litterator“.

Einer gewissen Verühmtheit erfreuen sich bereits die durch ihr berechtigtes und wohlthuendes Pathos ausgezeichneten Worte in Grillparzers Gesuch um die erste Kustosstelle an der Hofbibliothek: „Es befällt den Unterzeichneten manchmal eine Ahnung, daß in seinen Werken mehr liegt, als man ihm gewöhnlich zuzugeben geneigt ist. Sehr oft ist der Fall dagewesen, daß die nachkommende Zeit von der vorausgegangenen Rechenschaft begehrt hat über die Art, wie sie Talente höherer Art behandelt hat. Es möchte nicht zum Ruhme der Gegenwart gereichen, wenn sie einen Mann hinter den Akten versauern ließ, der in anderen Verhältnissen Höheres zu leisten im stande wäre“. Und der ganze Grillparzer tritt uns in den Worten des zweiten Gesuches um dieselbe Stelle entgegen: „Die Vorzüge und wohl auch die Mängel des Unterzeichneten sind jedem Gebildeten bekannt, so daß er Eure Majestät zu beleidigen glaubte, wenn er erstere hier weitläufig auseinandersetzen wollte“.

Überhaupt weichen die Gesuche Grillparzers dadurch gar sehr von der Schablone ab, daß sich schon früh ein sehr starkes persönliches Moment in ihnen zeigt. Grillparzer macht ungeschweht die Behörde aufmerksam, wenn er sich zurückgesetzt fühlt, und unter den äußerlich unterwürfigen Phrasen birgt sich oft herbe Ironie. So fügt er seiner Bitte um Erteilung eines längeren Urlaubs zur Reise nach Italien die Worte hinzu: „Den er um so mehr zu erhalten hofft, als seine gegenwärtigen Geschäfte als Konzeptspraktikant, obschon für ihn schätzbar und ehrenvoll, doch nicht von der Art sind, daß wegen Supplierung irgend eine Verlegenheit entstehen könnte“. Und in einer Eingabe, die er macht, um eine unbefugte Überschreitung seines Urlaubs vor der allgemeinen Hofkammer zu rechtfertigen, heißt es: „Man kann aber nicht zwei Herren dienen, sagt schon die Bibel, und die allgemeine Hofkammer hat mir durch oftmalige Verwerfung bei Dienstverleihungen nur zu deutlich gezeigt, daß sie sich nicht für den Herrn halte, dem ich mit Glück zu dienen im stande wäre“.

Die Gründe, die er in seinen Gesuchen anführt, sind oft zugleich Belehrungen der vorgesetzten Behörde, so wenn er bei dem Ansuchen um Urlaubsverlängerung darauf hinweist, daß es besser sei, auf einen Verhinderten einige Zeit gar nicht zu zählen als dadurch, daß man auf ihn zähle, sein Teil der Arbeit zu verzögern, oder wenn er der allgemeinen

Hofkammer gegenüber das Verlangen, seine litterarischen Verdienste zu würdigen, mit den Worten rechtfertigt: „Es giebt Staaten, die Akademien und Pensionen für Litteratoren haben. Oesterreich hat sie, vielleicht aus guten Gründen, nicht. Wo die Beschützung der Wissenschaften nicht Pflicht einer besonderen Behörde ist, muß sie gemeinsame Obliegenheit aller übrigen werden u. s. w.“

Gerne spinnt Grillparzer einzelne Gedanken in seinen Gesuchen zu selbständigen Exkursen aus, und dann scheint nicht der Beamte zu der vorgesetzten Behörde, sondern der Schriftsteller zu dem Publikum zu sprechen. Bei der Besetzung der Stelle des Vorstehers der Wiener Universitätsbibliothek wurde auch die Kenntnis wenigstens einer der slawischen Sprachen verlangt. Der Dichter beantwortet diese Forderung mit Auseinandersetzungen, die über die Grenze des durch das Gesuch Gebotenen entschieden hinausgehen. Nachdem er erklärt, daß die halbvergessenen Reste des Böhmischen, das er sich seinerzeit zu eigen gemacht, nicht als eigentliche Kenntnis gelten könnten, fährt er fort: „Da übrigens, wie ich weiß, die Universitätsbibliothek nicht im Besitze irgend bedeutender slawischer Werke, der Zustand der slawischen Litteratur aber zugleich vor der Hand und wohl auch noch für das nächste Menschenalter, von der Art ist, daß eine Bibliothek von beschränkter Dotation in einer deutschen Provinz und zunächst für den Lehrzweck berechnet auf den Ankauf ihrer Hervorbringungen kaum wird denken können, so dürfte dieser Mangel teils von geringer Bedeutung sein, teils durch einen Überschuß anderer Eigenschaften überwogen werden. Wodurch nicht abgeleugnet sei, daß unter unseren Kindern und Enkeln das Verhältnis sich anders stellen werde“.

Seine Vorgesetzten stellen Grillparzer ausnahmslos das beste Zeugnis aus: Geschicklichkeit, Fleiß, Bescheidenheit werden ihm nachgerühmt. Die Berichte, die Grillparzer als Archibdirektor macht, zeigen durchaus das ernstliche Bestreben, den Anforderungen seines Amtes, das damals wahrlich keine Sinecture mehr war und umfassende Kenntnisse forderte, gerecht zu werden, Übelstände auszumerzen, den Dienst praktischer und fruchtbringender zu gestalten, die Interessen des seiner Leitung anvertrauten Institutes zu vertreten. Aber rechte Arbeitsfreudigkeit war, wie die Tagebuchstellen zeigen, nicht vorhanden, der starke Gegensatz, in dem die trockenen Amtsgeschäfte zu seiner poetischen Thätigkeit standen, lastete vielmehr schwer auf dem Dichter. „Nur in der ersten Jugend“, sagt er selbst in einem Gesuche, „vermehrten Hindernisse die Energie des Talentos, bei herannahenden späteren Jahren will es gehegt sein.“

Die Urteile über seine Untergebenen zeigen Grillparzer als wohlwollenden Vorgesetzten.

In den grämlichen Bemerkungen über die „geschäftstörende Wirkung“ allzu häufiger Bewilligungen zur Benutzung des Archivs verrät sich doch einigermaßen der Archivdirektor alten Schlages, ebenso in den wiederholten Versicherungen, daß das Augenmerk der Direktion darauf gerichtet sei, daß aus den Schätzen des Archivs nichts zur öffentlichen Kenntniss gebracht werde, was nur irgend einem Bedenken unterliegen könnte.

Für die reichen Aufschlüsse, die auch der zweite Band des Jahrbuches der Grillparzergesellschaft bietet, gebührt allen Beteiligten aufrichtiger Dank. Mögen die Bestrebungen, die Quellen zu Grillparzers Leben und Dichten in möglichster Vollständigkeit zugänglich zu machen, auch weiterhin vom besten Erfolge begleitet sein!

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1892—1893.

Von Hermann Unbescheid in Dresden.

Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung, von Karl Gneise. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1893. Preis 4 M. 236 S.

Der Umstand, daß in Schillers philosophischen Aufsätzen die Behandlung ethischer Fragen durchaus nur Nebensache und die Erkenntnis ästhetischer Verhältnisse der einzige Richtpunkt seines Forschens ist, verdient für die Würdigung derselben als wissenschaftliche Leistungen mehr Beachtung, als er bisher gefunden hat. Aus dieser Fülle von Untersuchungen ist bisher am wenigsten der Teil gewürdigt worden, welcher sich auf die ästhetische Wahrnehmung bezieht, auf die Bestimmung der seelischen Vorgänge, die sich in uns abspielen, wenn ein Ding als schön oder erhaben unserem Bewußtsein gegenständlich wird. Die Würdigung von Schillers ästhetischen Leistungen ist zwar wiederholt durch einen Vergleich zwischen ihnen und Kant versucht worden; eine befriedigende Lösung dieser Aufgabe jedoch bieten weder Tomasek noch Ueberweg noch Cohen noch Kühnemann, vor allem deshalb, weil sie nicht die Lehre von der Wahrnehmung zum Angelpunkt der darauf bezüglichen Untersuchungen gemacht haben. — Der Verfasser unternimmt es nun zunächst, in seiner Schrift auf den ersten 65 Seiten unter steter Berücksichtigung der Terminologie in den philosophischen Aufsätzen Schillers die psychologische Grundlage, auf welcher des letzteren Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung sich aufbaut, eingehend darzustellen. Wir können uns nicht versagen, obwohl wir uns bewußt sind, daß es immer eine mißliche

Sache ist, in den strengen Gedankenzusammenhang solcher Werke mit einem Auszuge einzugreifen, einiges aus diesen einleitenden Erörterungen hier folgen zu lassen. Wir thun dies in der Absicht, um dem Lehrer des Deutschen zu zeigen, wie ihm in der planvoll angelegten und trotz der Schwierigkeit des Gegenstandes mit herzerfrischender Klarheit abgefaßten Schrift Gneißes thatsächlich der Schlüssel zu Schillers Ästhetik gegeben ist, mittels dessen künftig sich jeder, also auch derjenige, der dem Gebiete der Kunstphilosophie bisher kein Fachinteresse zugewendet hat, den Kern des Systems unseres Dichterphilosophen ohne allzugroße Hindernisse wird erschließen können. — Die ursprünglichste Form, in welcher ein Gegenstand in unserem Bewußtsein erscheint, ist die Empfindung, z. B. das ist ein Haus. Der Inhalt der Empfindung ist mir ein vollständig klares Bild, das ich mir noch nicht ausgedeutet habe. Die Empfindung muß zum Schein werden. Wenn von jenem Empfindungsbilde in meinem Bewußtsein nur diejenigen Züge noch festgehalten werden, welche notwendiger Weise dazu gehören, um in dem Gegenstande, durch den es hervorgerufen ist, ein Haus zu erkennen (Wand, Dach, Fenster und zwar in gewissen Formen und in gewisser Ordnung), so haben wir in uns den Schein des Hauses, und diese Bewußtseinsform des Gegenstandes ist es, welche wir bei der Bildung des Urteils, das ist ein Haus, zu Grunde legen. Sicherlich haben wir es bei dem Schein noch mit dem Dinge selbst zu thun, das wahrzunehmen wir im Begriff sind; nur es ist in unserem Bewußtsein, aber freilich nicht in der ganzen Fülle, mit der es uns in der ursprünglichen Empfindung gegeben war, andererseits aber auch in einer gewissen Ordnung, nach bestimmten Verhältnissen seiner Teile zu einander. Der Schein eines Hauses enthält alle Empfindungselemente, aber auch nur sie, welche in jedem der Häuser meiner Erfahrung vorhanden gewesen sind. Das Ergebnis des Zusammenfassens ist der Gedanke. Im Gedanken erhält der Geist das Bewußtsein der Übereinstimmung des durch den Schein repräsentierten neu wahrgenommenen Gegenstandes mit dem durch den Begriff repräsentierten Gegenständen unserer früheren Erfahrung. Diese Bestimmung müssen wir aber noch um etwas erweitern. So werden in mir auf dem Wege der Erfahrung die Vorstellungen der verschiedensten Stoffe hervorgerufen; ich empfinde und stelle nur das Eisen vor, das Holz u. s. w. Dagegen kann ich den Stoff überhaupt nie empfinden, sondern nur denken: die Idee des Stoffes ist also eine aus dem Geiste stammende Erweiterung meiner Erfahrung, unter die doch wieder jede einzelne Erfahrung fallen muß. Der Gedanke ist nicht bloß das Bewußtsein der Übereinstimmung des Gegenstandes in der Form des Scheins mit der entsprechenden früheren Erfahrung, sondern auch das Bewußtsein der Übereinstimmung des Scheins

mit der Idee. Daraus aber ergibt sich auch für das Bewußtseinsgebilde des Scheins eine erweiterte Bestimmung. Wir müssen nämlich nunmehr sagen, daß der Schein diejenige Bewußtseinsform eines Gegenstandes ist, in welcher derselbe irgend welcher früheren Erfahrung oder einer Idee entspricht. — Wenn wir nun die drei Bewußtseinsgebilde, die bei der Wahrnehmung eines Gegenstandes hervortreten (Empfindung, Schein, Gedanke), unter die allgemeinsten Begriffe einordnen wollen, unter die sie mit anderen Erscheinungen unseres Bewußtseins zusammenzufassen sind, so gehört die Empfindung unter diejenige Bewußtseinsgruppe, welche wir Stoff nennen; der Gedanke unter diejenige, welche wir als Form bezeichnen. Stoff sind uns alle Bewußtseinsbilder, welche bei der ersten Berührung unseres Geistes mit einem außer uns Befindlichen entstehen. Außer der Empfindung gehören dazu das Gefühl (Lust und Unlust), Affekt und sinnliches Begehren. Mit Form bezeichnen wir diejenigen Bewußtseinsgebilde, welche durch die bewußte Beziehung eines Bewußtseinsgebildes auf das andere entstehen: neben dem Gedanken gehört dazu das vernunftbestimmte Begehren. Der Begriff Schein im allgemeinsten Sinne aber, welcher selbst wieder ein Kollektivbegriff ist, der wieder in den Schein der Wahrnehmung (von dem hier allein gehandelt wird) und in den Schein des Affekts und Begehrens zerfällt, vereint alle Bewußtseinsgebilde in sich, welche Stoff und Form zugleich sind. — Wie verhält sich nun unser Geist auf diesen verschiedenen Stufen der Auffassung (Empfindung, Schein, Gedanke)? Zunächst befindet er sich gleichmäßig in einer Unabhängigkeit vom Objekt, wosern er ohne eine Anregung von außen weder eine Empfindung haben noch einen Schein wahrnehmen noch einen Gedanken bilden kann. Der Zustand des Empfindens läßt sich als der physische Zustand der Wahrnehmung, der des denkenden Geistes als der moralische bezeichnen und zwischen beiden fügt sich als dritte Stufe des Wahrnehmungsvorganges der ästhetische Zustand. In letzterem empfindet der Geist den Gegenstand nicht und denkt ihn nicht, sondern er betrachtet ihn. Im Zustand des Betrachtens ist die Seele frei, insofern sie nicht unter den Gesetzen steht, welche für das Empfinden und Denken gelten. — War im Vorhergehenden dargethan worden, welche Bewußtseinsgebilde auf den drei Stufen der Wahrnehmung erzeugt werden (Empfindung, Schein, Gedanke), und welche Unterschiede sich hinsichtlich des Verhaltens des wahrnehmenden Geistes ergeben (der physische, ästhetische und moralische Zustand), so wird nun weiter gezeigt, welche Voraussetzungen objektiver und subjektiver Art zur Erklärung des Wahrnehmungsvorganges notwendig sind. — In betreff der Einrichtung des Geistes, zunächst des wahrnehmenden, ist die Thatsache gegeben, daß derselbe als ein durchaus einheitlicher wirkt. Der

ästhetische Zustand zeigt uns die Möglichkeit, daß die verschiedenen Bewußtseinsvorgänge auf ein und dasselbe Organ zurückgehen. Der betrachtende Mensch empfindet und denkt zugleich. Eine Scheidung gewisser Seelenvermögen kann nur den Zweck haben, die Erörterung seelischer Vorgänge dadurch zu erleichtern, daß man dieselben, indem man sie verschiedenen Seelenvermögen zuschreibt, in mehrere bequem zu scheidende Gruppen bringt. Als Träger der Empfindung nun wird die Seele entweder als Sinn oder als Einbildungskraft bezeichnet, und zwar unterscheiden wir, je nachdem der Inhalt der Empfindung sich auf etwas außer uns Seiendes oder auf etwas, das in uns selbst ist, bezieht, einen inneren und äußeren Sinn (eine innere und äußere Einbildungskraft). Dem Sinn oder der Einbildungskraft steht gegenüber die Vernunft. Die Vernunft im weiteren Sinne ist die Anlage unsres Geistes, vermöge deren wir jedes neue uns sich darbietende Besondere zu einem Allgemeinen unsrer Erfahrung oder zu einer Idee in Beziehung setzen. Fassen wir das Wort im engeren Sinne, so schreiben wir der Vernunft nur letztere Aufgabe zu, das Endliche oder Bedingte der unbedingten Idee gegenüberzustellen. Dann scheidet man von ihr den Verstand, der im Denken Endliches mit dem Endlichen unsrer Erfahrung verknüpft. Im physischen Zustande wirkt der wahrnehmende Geist als Einbildungskraft oder Sinn, weshalb dieser Zustand auch der sinnliche heißt. Im moralischen Zustande wirkt er als Verstand oder Vernunft (nur insofern die Denkopoperation das Bewußtsein der beiden mit einander zu verknüpfenden Vorstellungen zur Voraussetzung hat, muß die Einbildungskraft mitwirken). Im ästhetischen wirkt er als Sinn und Vernunft zugleich, indem er in dem Besonderen nur das Allgemeine schöpferisch empfindet: so können wir diesen Zustand als den sinnlich vernünftigen bezeichnen. — Nun trägt aber die Seele mit der Fähigkeit zum Empfinden, Betrachten und Denken auch die (nicht ursprünglich in ihr befindlichen, vielmehr sich erst allmählich entwickelnden) Triebe in sich, die Anlagen zu bethätigen. Der Mensch empfindet zuerst lediglich. Mit dem Beginne der Empfindung aber entsteht ein Trieb zu empfinden, der Stofftrieb, das Streben, sich möglichst vieles Stoffes, den ihm die Berührung mit der Außenwelt bietet, bewußt zu werden. Dann geht sein Geist dazu über, in den Empfindungen das wieder wahrzunehmen, was er in seinen früheren Erfahrungen gefunden hat, ohne daß ihm dabei ein bestimmtes Bild, nach dem er diese Umwandlung vornähme, bewußt wäre. Er erhebt sich also zur Stufe des Scheins, zur Stufe sinnlich-vernünftiger Thätigkeit, und auch auf dieser entwickelt sich ein Trieb, der Trieb nach Schein oder der Spieltrieb. Hierauf kommt endlich die dritte Stufe, auf welcher der Mensch, was er bereits wahr-

genommen hat, in Gruppen zusammenfaßt und jedes neue Bewußtseinsgebilde in diese Gruppen einordnet. Das ist die Stufe vernünftiger Thätigkeit, es entwickelt sich der Formtrieb. Die Seele, soweit sie Lust oder Unlust empfindet, ist als Sinn (Einbildungskraft) zu bezeichnen (natürlich, weil die Wahrnehmung, daß uns Lust oder Unlust beherrscht, sich auf etwas bezieht, was durchaus der Gegenwart angehört: wenn unser Gemüt in angenehmer oder unangenehmer Weise erregt wird, so nehmen wir nur gerade dies wahr und werden uns dabei durchaus keiner Beziehung auf ein anderes Bewußtseinsgebilde bewußt). — Ästhetische Wahrnehmung ist die mit Lust oder Unlust verbundene Auffassung des Ästhetischen. Diejenigen Gegenstände, welche ästhetische Lust erregen, seien als schön im weitesten Sinne bezeichnet. Auf welcher Stufe der Wahrnehmung wird nun das Schöne wahrgenommen? Es ist unmöglich, daß wir das Schöne als solches wahrnehmen im Zustande des Empfindens. Denn in diesem fassen wir den Gegenstand immer nur auf, wie er sich uns darbietet: als etwas nur natürlich oder zeitlich Zusammenhängendes, das keinem Gesetze unterworfen ist, und als ein Beschränktes, mit besonderen Zügen, weil wir es noch nicht in Beziehung zu anderen Erscheinungen bringen. So ist es auch unmöglich, daß wir das Schöne als solches wahrnehmen im Zustande des Denkens. Denn in diesem fassen wir nie den Gegenstand auf, sondern sein Verhältnis zu einem Begriff oder einer Idee, indem wir seine Übereinstimmung mit dem Begriff oder mit der Idee fortsetzen. Wir nehmen das Schöne wahr im Zustande des Betrachtens: es ist schöner Schein. Mit dem Schein eines schönen Hauses ist bereits in meinem Bewußtsein die Wahrnehmung eines bestimmten Verhältnisses zwischen der Breite und Höhe des Hauses, zwischen der Höhe der Stockwerke und der Gesamthöhe des Hauses, der Größe der Flur und der Fenster zur Größe der Wand, der Farbe der Wand zu der Farbe der Thür, der Fensterrahmen, des Daches. Aber wir haben nicht das gethan, was wir, wenn wir über die ästhetische Wahrnehmung hinausgehen wollten, thun; daß wir nämlich die Einzelurteile fällen, welche wir zusammenfassend in dem Satze ausdrücken können: das Verhältnis der Bäume und Farbe ist ein solches, wie es uns schon früher entgegengetreten ist und uns mit Lust erfüllt hat. Jedesmal, wenn ihm (dem auf gewisser Höhe der Kultur stehenden Menschen) in einem Kunstwerk oder in der Natur das Schöne entgegentritt, ist die Auffassung desselben nicht ein Denkfakt, sondern ein Betrachten, eine der denkenden Erfassung des Gegenstandes vorausgehende feelische Thätigkeit; jedesmal muß er in den ästhetischen Zustand eingetreten sein, welchen er dann wieder verläßt, um entweder zunächst von neuem rein sinnlich thätig zu sein, oder vielleicht auch, um das Schöne, das er im Betrachten

empfundener hat, seinem Wesen nach deutend zu erkennen. — Im Leben des einzelnen Menschen kann eine ästhetische Periode nachgewiesen werden, welche auf eine sinnliche folgt und von einer moralischen abgelöst wird, aber es kann auch gezeigt werden, daß bei vielen Menschen eine solche ästhetische Periode überhaupt nicht eintritt, sondern daß dieselben im allgemeinen im physischen Zustande Zeit ihres Lebens verharren (Überwiegen des Stofftriebes). Vielfach tritt aber auch bei dem Menschen, welcher längst sich gewöhnt hat, die Erscheinungen nach den höchsten Forderungen zu ordnen (moralischer Zustand), eine Neigung ein, über die Stufe der Betrachtung schnell hinwegzueilen, um die neuen Erscheinungen sofort in bewußte Beziehung zu seiner Erfahrung zu setzen (Überwiegen des Formtriebes). Der Mann der Wissenschaft und der Künstler können beispielsweise eine schöne Eiche mit ganz verschiedenen Augen ansehen, nämlich so, daß jener von ihrer Schönheit vielleicht nichts wahrnimmt. Und wie in dieser Weise bei dem einzelnen die ästhetische Wirkung vereitelt wird, so geschieht es auch bei ganzen Perioden in der Entwicklung der Menschheit, welche wenig fähig erscheinen das Schöne zu empfinden und es zu erzeugen. Offenbar fehlt es in derselben an der Neigung, im ästhetischen Zustande zu verharren, weil der Zeitgeist zu sehr von materiellen Bedürfnissen beherrscht oder zu sehr auf die abstrakte Erfassung des Unendlichen gerichtet ist.

S. 59—62 werden hierauf die Arten des Schönen und der Wechsel des Geschmacks erörtert, für welche Kapitel wir eine Erweiterung, namentlich hinsichtlich der Begriffsbestimmung der schmelzenden Schönheit oder des Schönen im engeren Sinne und der energischen Schönheit oder des Erhabenen nicht für unangemessen halten würden. Auf S. 62—65 wird das Verhältnis der ästhetischen Wahrnehmung zu den übrigen Ausführungsformen des Spieltriebes behandelt, worauf die Lehre Schillers von der ästhetischen Wahrnehmung (S. 66—135) folgt und zwar a) nach den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, b) nach den dieser Hauptschrift vorausgehenden Abhandlungen, in denen sich eine zusammenhängende Erörterung über diesen Gegenstand noch nicht findet, c) nach den den ästhetischen Briefen folgenden Aufsätzen, welche vielfach auf das genannte Hauptwerk zurückweisen. S. 139—199 wird das Verhältnis von Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung zu den Ansichten von Fichte und Kant, die ihm wichtige Anregungen gegeben haben, dargelegt, während der Schluß (201—236) die Fragen zu beantworten sucht: Was von dieser Lehre hat Anspruch als unverwüßlicher Bestandteil der Wissenschaft zu gelten? Was von ihr ist als irrtümlich auszuscheiden? Wo zeigt sie Lücken? Auf diese für die Kenntnis von Schillers Art zu philosophieren äußerst wertvollen Untersuchungen hier auch nur

andeutungsweise einzugehen, müssen wir uns des Raumes wegen versagen — wir können nur noch dem lebhaften Wunsch Ausdruck verleihen, daß das Studium dieses vortrefflichen Buches allgemeinste Verbreitung in den beteiligten Kreisen finden möge.

Schillers Leben. Der reiferen Jugend erzählt von S. Peter. Mit elf Holzschnitten in Vollbildern. Halle a. S. Verlag von Max Niemayer 1892. 161 S., brosch. M. 1.80, geb. M. 2.40.

Die Art der Darstellung ist recht wohl geeignet, jugendliche Gemüther für Schiller nach seinen rein menschlichen Vorzügen zu erwärmen; seine Kämpfe und Leiden, sein Glück und Schaffen werden zweckentsprechend geschildert. Sollte eine neue Auflage des Büchleins notwendig werden, so empfehlen wir eine eingehendere Behandlung der epischen Dichtungen Schillers, sowie eine gründliche Durchsicht des Textes, der in Bezug auf Orthographie und Interpunktion viel zu wünschen übrig läßt. Die Verlagsbehandlung hat das Werkchen der Geschenklitteratur angemessen ausgestattet.

Die griechischen Elemente in Schillers Braut von Messina. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte von Dr. J. B. Gerlinger. Vierte unveränderte Auflage, durchgesehen von Joh. E. Einhauser, Königl. Gymnasialrektor. Neuburg a. D. Verlag von August Prechter 1893. 108 S.

Der Neudruck des gehaltvollen Schriftchens (die dritte Auflage erschien 1857 mit einem Vorworte von Franz von Dingelstedt) muß als ein dankenswertes Unternehmen bezeichnet werden. Gerlingers Untersuchungen, später vielfach benutzt, ergänzt und berichtigt, geben ein vortreffliches Bild, in wie hohem Grade an den Meisterwerken unserer nationalen Klassiker der Geist des Altertums mitgeschaffen hat; sie suchen das Verhältnis der Braut von Messina zur antiken Tragödie etwa nach folgenden Gesichtspunkten festzustellen: 1) Der Chor (S. 17—30) in der Braut von Messina ist keine kongruente Wiederschöpfung des antiken Vorbildes. In den Äußerlichkeiten ist er tadellos, in seinem inneren Wesen zum größten Teile mißglückt. Er ist nicht frei, hat keine Würde, ist bald indolent, bald parteileidenschaftlich, hat keinen sittlichen Halt, wechselt öfter die Farbe, ist mit zu viel physischer Macht ausgestattet, greift zu sehr in die Handlung ein, ist in gesinnungs- und altersverschiedene Parteien getrennt und besteht zur Hälfte aus chorunfähigen Jünglingen. — In den lyrischen Partien und Zwischenakten ist seine Haltung akademisch, seine Sprache edel und erhaben, seine Würde antik, der Ton schwungvoll und ideal. — Die Hauptklippe, an welcher der Dichter und sein Chor

scheiterte, war der Umstand, daß jener sich genötigt glaubte, das Erscheinen von diesem auf der modernen Bühne zu begründen, weshalb er ihn als handelnde Person einführte und ihm eine thätige Rolle im Stück zuteilte. Aber durch dieses allzuvielfache und manchmal ungeeignete Handeln während des Aktes macht er sich für die Chorrolle im Zwischenakte unfähig und unmöglich. — Was die Einführung des Chores in der neuen Tragödie betrifft, so scheint dieselbe unzulässig und unnötig.

2) Antike Elemente in der äußeren Ökonomie der Braut von Messina (S. 34—35) sind die Einfachheit und der äußerlich ruhige Charakter des Stückes, der seltene Scenenwechsel, der Mangel eigentlicher Zwischenakte als gänzlicher Pausen, die beschränkte Anzahl der Schauspieler, der euripideische Prolog und die äußerliche Gliederung des Stückes, wobei Schiller vielleicht an Schema und Einteilung des antiken Dramas gedacht hat, endlich die Ankündigung und Art der Einführung neu auftretender Personen, die im Altertume ihren bekannten eigentümlichen Zweck hatte.

3) Die Sprache in der Braut von Messina (S. 38—45) ist reich an antiken Elementen, welche nicht bloß den Philologen, sondern jedem Gebildeten interessant und leicht zugänglich sind.

4) Die Schicksalsidee (S. 45—58). Es herrschte und herrscht vielverbreitet die irrige Ansicht, daß durch die alte Tragödie der Geist eines blinden Fatalismus wehe, als einer prädestinierenden Schicksalsmacht, die alle Freiheit des Handelns aufhebe und mit schonungslosem Tritte Schuldige wie Schuldlose zermalme. Dies falsche Verständnis wird durch eine philosophische Betrachtung des antiken Sujets dahin berichtigt, daß das Schicksalsprinzip fern von der Fatumswillkür sich als geläuterte Nemesis darstellt, die niemanden straft, der nicht verschuldet hat, dagegen den Frevler am Sittengebote nicht ungesühnt läßt. Nur diese lautere Idee ist poetischer Behandlung fähig und würdig, und damit sind die bekannten modernen Nachwerke der sogenannten Schicksalstragödien als unergründliche Verzerrungen verurteilt, die Schillersche Darstellung der Schicksalsidee in der Braut von Messina fällt unbedenklich (?) in diese verurteilte Klasse; denn dem Helden des Stückes fehlt die Freiheit des Handelns; sie sind blinde Puppen (?) in der regierenden Hand der dämonischen Fatumsmacht. Mit Ausnahme Césars trifft sie Bestrafung ohne Verschuldung, so daß das Stück nicht den Sieg des gerecht und erhaben waltenden Schicksals, sondern vielmehr den Triumph verherrlicht eines niederdrückenden Dämonismus, der das Gemüt zu indolenter Resignation oder zu rasender Verzweiflung zu treiben geeignet wäre. — 5) Idealität (S. 58—64). Das griechische Drama ist ideal in seinem Schaffen und in den Repräsentanten der Handlung. In der Braut von Messina gebot Schiller, seinem Gange zur Idealität zu folgen a) der Chor, der sich nur in idealer

Umgebung und idealer Haltung bewegen kann; b) die schon oben erwähnte Praktik, den idealen Chor mit idealen Elementen der griechischen Ideenwelt und des griechischen Theaters zu umgeben. Da aber Schiller neben denselben zugleich ebenso viele moderne und romantische Momente in diese Drama einführte und so ein Gemengsel der verschiedenartigsten Potenzen entstehen ließ, so fürchtete er nicht umsonst gegnerische Einwürfe gegen dieses sonderbare Verfahren, und wenn es ihm auch gelungen sein sollte, an Messina einen plausiblen Schauplatz für seine eigene Handlung zu finden (obschon Hoffmeister Utopien als den geeignetsten für dieses Sujet verlangt), so dürfen und können doch (wie zuerst Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst bemerkte) die nämlichen Personen nicht Repräsentanten entgegengesetzter Anschauungen, nicht psychologische Proteuse sein. 6) Mythologische Bestandteile (S. 64—65) finden sich in dem Orakelwesen, in den Verfluchungen und in mehrfacher Weise in den Aussprüchen des Chors. 7) Schillers Vertiefung in die antiken Muster, insbesondere zur Zeit der Abfassung seines Stückes, bewirkten vielfach Anklänge an Ideen und Situationen aus griechischen Tragikern, Euripides, Aeschylus und zumal aus Sophokles (868—99).

Schillers Iphigenie in Aulis und ihr Verhältnis zum gleichnamigen Drama des Euripides. Von P. Rudolf Schmidtmayer. Programme des k. k. deutschen Staatsgymnasiums in Budweis. I. T. 1890, 1.—27. S.; II. T. 1891, 28.—56. S.; III. T. 57.—63. S.

Die etwas breit angelegte, aber gründliche philologische Untersuchung führt den Nachweis, daß eine tatsächliche Einsicht und Berücksichtigung des griechischen Originaltextes sich nur an sechs Stellen mit ziemlicher Gewißheit behaupten läßt, und daß der deutsche Dichter, hätte er die Übersetzungen des Brümoy, Barnes und Steinbrüchel nicht zur Hand gehabt, bei seiner mangelnden Kenntnis des Griechischen niemals eine Iphigenie hätte schreiben können. Obgleich daher Schillers Werk als Übersetzung von dem Verfasser in vielfacher Hinsicht abfällig beurteilt werden muß, läßt er demselben doch als Nachdichtung Gerechtigkeit widerfahren, indem er sich Hoffmeisters Meinung anschließt: „Schiller mußte eine große Verwandtschaft zu den Griechen haben, daß er ihren Geist auch in einer schlechten Version vernahm. Wieviel Lust und Kraft gehörte dazu, sich durch alle diese Hindernisse nicht ermüden zu lassen, wieviel Geist und poetisches Talent wurde erfordert, um bei so mangelhaften Kenntnissen ein solch tüchtiges Werk zu stande zu bringen“.

Schiller als Übersetzer Vergils. Vom wissenschaftlichen Hilfslehrer Rudolf Neuhöffer. Königl. Gymnasium Laurentianum zu Warendorf. 1894. 41 S.

Fast auf demselben Standpunkte wie Schmidtmayer zur Schillerschen Übertragung der Iphigenie von Aulis von Euripides (s. o.) steht Neuhöffer zur Übersetzung Vergils durch den deutschen Dichter. Es sind ja im allgemeinen darüber seitens der philologischen Kritik die Urten geschlossen: die unbedingten Lobpreisungen sind längst verstummt. — Während nun Neuhöffer ebenfalls recht wohl anerkennt, daß Schiller den ganzen Wohlklang seiner Sprache bei der Übersetzung entfaltet hat und in dieser Hinsicht meist ebenbürtig dem lateinischen Dichter zur Seite tritt, kann er doch nicht verschweigen, welche geringe Sorgfalt der metrischen Seite zugewendet worden ist, ganz abgesehen davon, daß die Stanze als völlig ungeeignet für eine getreue Wiedergabe des altklassischen Epos angesehen werden muß. Entgegen der Behauptung Hoffmeisters findet ferner Neuhöffer nirgends Belege für eine Veredlung des Inhalts durch den Übersetzer. Die Vergleichung von Original und Übertragung — der Hauptteil der Abhandlung — weist dies nach mit philologischer Gründlichkeit und in dieser Richtung liegt das Verdienstliche von Neuhöffers fleißiger Arbeit.

Gesichtspunkte und Materialien zur Behandlung von Schillers Demetrius (Schluß). Vom Direktor Dr. Rudolf Franz. Jahresbericht über das Realgymnasium zu Halberstadt. 1892—93. 24 Seiten.

Im zweiten Teile seiner Abhandlung (über den 1. Teil s. Lyons Zeitschrift, 6. Jahrg. Seite 507 flg.) bespricht der Verfasser Hauptcharaktere, Bolkertypen und Bearbeitungen. Insbesondere über die Frauengestalten, Marina, Marfa, Arginia, findet sich manche feinsinnige Bemerkung. Bezüglich des Demetrius sind wir zwar auch der Meinung, daß es dem Dichter gewiß noch gelungen wäre, trotz Blutschuld und Trug seinen Helden die sittliche Größe bis zur Katastrophe zu erhalten, doch läßt sich der Umschwung im Charakter desselben durch eine Parallele mit Fiesko und Wallenstein kaum erläutern, weil diesen letzteren Gestalten die ursprüngliche Reinheit bis zum Höhepunkte, wie sie jenem eigen ist, mehrfach abgeht. Das Material, das Franz in diesem Teile bietet, ist aber im übrigen geschickt ausgewählt und läßt sich, wenn man nun einmal das Fragment in der Schule eingehend behandeln will, unmittelbar im Unterricht verwerten.

Herder und Schillers Wallenstein. Von Prof. Dr. J. Imelmann.
 Vorgetragen in der Gesellschaft für deutsche Literatur, abgedruckt im Jahresberichte über das Königl. Joachimsthalsche Gymnasium für das Schuljahr 1892—1893. Berlin. 16 S.

Von der Annahme ausgehend, daß einem so langsam gewordenen Werke wie Schillers Wallenstein mancherlei zugeslossen sein und stärkere oder leisere Spuren darin gelassen haben wird, was etwa der Zufall der Lektüre bot und der Künstler planvoll „zum Zwecke sich gestaltete“ oder unwillkürlich im Sinnen und Schaffen aufnahm, unternimmt es der Verfasser eine solche Einwirkung aus Herders Aufsatz: „Das eigne Schicksal“ (Auf. 1795 entstanden und im dritten Stück des ersten Jahrgangs der Horen erschienen), der von Schiller nicht ungünstig beurteilt wurde, auf des Dichters großes Drama bezüglich einer gewissen Übereinstimmung der Schicksalsbegriffe nachzuweisen und kommt (Seite 10) zu dem Ergebnis, daß in diesen Begriffen, so vag und schwer faßbar sie bei beiden sind, doch dreierlei zu erkennen ist: die Notwendigkeit, die unerbittliche Folgerichtigkeit des Geschehens, die Nemesis; dann den strengeren Begriff zwanglos unspielend, der Lauf der Dinge, die Tyche; drittens eine Ate, eine geheimnisvolle Aktivität, ein willkürlich verfolgendes Dämonisches, eine verderbende Gottheit. — Im Anhang seiner anregenden Untersuchung giebt Imelmann die Erwähnungen Wallensteins und seiner Zeit bei Herder, die demselben Jahre (1795) wie der besprochene Aufsatz angehören.

Schillerstudien II. Von Dr. phil. Lothar Böhme. Programm des Gymnasiums Albertinum zu Freiberg. 1892. 32 Seiten.

In der Fortsetzung seiner „Studien“ (Teil I s. Lyons Ztschr. 6. Jahrgang. Seite 502) behandelt Böhme zunächst Don Carlos und die Schrift: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“, welche Werke sich zu einander verhalten wie die Vollenbung einer That zur Verheißung! Wir teilen den Wunsch, daß Schillers Abhandlung, die würdigste Vorschule für das Verständnis des Don Carlos, mehr als bisher das Eigentum der deutschen Jugend auf unseren Gymnasien und Realgymnasien werden möge. In dem Satze: „daß, wenn es der Kunst auch nur um die Schönheit des Kunstwerkes selbst zu thun ist, in der Seele des Betrachters der Sinn für das Wahre und Gute gefördert werden muß“, möchten wir lieber „kann“ lesen; denn eine solche Wirkung ist immer nur zufällig, kann auch ganz ausbleiben und hängt eben ab von den geistigen und seelischen Zuständen des Genießenden. Zur Besprechung gelangen ferner: Der Geisterseher, Die Götter Griechenlands, Über naive und sentimentale Dichtung, Die Künstler, wobei der Verfasser

nicht nur fortwährend die unterrichtliche Behandlung im Auge behält, sondern auch den inneren Zusammenhang der genannten Werke nachzuweisen sucht. Besonders sympathisch berührt aber die Wärme, mit der Böhme für den pädagogischen Wert von Schillers Geschichtswerken eintritt. Er zeigt, wie gewisse Abschnitte vom „Abfall der Niederlande“ zur Vorbereitung von Goethes Egmont zu verwenden sind. In Bezug auf den dreißigjährigen Krieg heißt es: „Die starke Hervorhebung der Persönlichkeiten machen diese Schrift bis zum vierten Buche des zweiten Teils, d. i. bis zu Wallensteins Tode, in hohem Grade für die Behandlung im Unterricht geeignet, und wenn im Unterrichte für die Lektüre des ganzen Werkes sich die Zeit nicht finden sollte, so ist zweifellos als Vorbereitung für die Wallensteintrilogie die Charakteristik dieses Feldherrn im 2. Buche des Teils I. im Unterrichte zu behandeln“.

Über das Wesen der Schicksalstragödie, von dem ordentlichen Lehrer August Rosikat. I. Teil 1891. 26 S., II. Teil 1892. 31 S. Jahresbericht des städtischen Realgymnasiums zu Königsberg i. Pr.

Rosikat geht mit den Schicksalstheoretikern der griechischen Tragödie scharf ins Gericht, indem er den Mangel eines unbedingt zwingenden Merkmals für die Unterscheidung einer Art der Tragödie nachweist, die als Schicksalstragödie zu bezeichnen wäre, so lange es sich in dem tragischen Kunstwerke um Schicksal als ein Gegebenes und um Schicksal als die Notwendigkeit des Geschehens in dem Sinne der entschiedenen Natur des Menschen handelt. Nur wenn das Schicksal als die Notwendigkeit in der Tragödie mit dem Schicksal als Aktivum, der Ungewalt, identisch ist, ist die Möglichkeit einer Schicksalstragödie, als einer besonderen Art gegeben. So haben wir in der Braut von Messina eine Unabwendbarkeit, eine Unentrinnbarkeit des Leidens, aber keine andere als in jeder Charaktertragödie; so haben wir in diesem Drama eine Vorausverkündigung, aber eine Vorausverkündigung, die zum Handeln verpflichtend geworden ist nicht durch objektive Merkmale ihrer Natur, sondern durch die subjektive Stellung, welche die Handelnden ihr gegenüber einnehmen. — Leider können wir nicht auf R's. umfangreiche und gediegene Arbeit an dieser Stelle näher eingehen, sondern nur ihre Vorzüge noch hervorheben. Sie verrät durchweg gründlichste Kenntnis der dramaturgischen Litteratur, geschultes philosophisches Denken und hält nicht zum mindesten durch die formvollendete lebendige Sprache das Interesse des Lesers bis zum Schlusse wach. Es ist zu wünschen, daß sich des Verfassers Arbeit nicht in Programmen verliere, sondern auf anderem Wege Verbreitung finde.

Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit D. Jacobi, Karl Justi, Max Koch, K. Müller-Fraureuth, Franz Munter, Karl Christian Neblich, Aug. Sauer, Bernh. Suphan, Karl Vorländer u. a. fortgeführt von Edmund Goetze. Zwölftes Heft (V. Band, Bogen 1—15), Dresden, Verlag von L. Ehlermann. MDCCCXCII. 240 S., Pr. M. 5.35.

Das zwölfte Heft enthält die Neubearbeitung Schillers, und zwar § 248 S. 15—96 den biographischen Teil (s. K. Landmanns Besprechung. 7. Jahrg. S. 93 flg. von Lyons Zeitschrift) und die Bibliographie § 249—255 S. 97—238. Eine Durchsicht der letzteren allein zeigt, welch monumentales Werk der „Grundriß“ unter der Leitung eines Herausgebers, der das Große wie das Kleine beherrscht und mit größter Sorgfalt überwacht, zu werden verspricht. Je eingehender wir Gelegenheit hatten, dieses neue Gewand zu mustern, desto mehr drängte sich die Überzeugung auf, daß mit Worten nicht erschöpfend die Vorzüge desselben anzugeben sind. Ein solches Werk darf nicht nur in Bibliotheken zu finden sein, sondern muß Eigentum werden aller derjenigen, die sich wissenschaftlich mit der Geschichte der deutschen Litteratur beschäftigen, erstens um seiner selbst willen, zweitens aber auch deshalb, weil Derartiges nur mit größten Opfern seitens des Verlegers geschaffen werden kann und darum allseitiger Unterstützung bedarf.

Schiller-Erinnerungen aus Marbach am Neckar (Württemberg). Zwanzig Kartons in photographischem Lichtdruck. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Pr. M. 4.50.

Eine überaus sinnige Gabe der Geschenklitteratur, die besser als manche breitausgeführte Lebensbeschreibung uns mit Schiller und den Seinen bekannt und vertraut macht! Nicht jedem Freunde unseres großen Dichters ist eine Wanderung vergönnt nach der freundlichen Neckarstadt, und durch die dem Gedächtnis des deutschen Volkes allezeit teuren Räume seines Geburtshauses daselbst. Wer aber den durchweg wohl gelungenen Lichtdrucken, die nach dem im Schillerhause befindlichen Gemälde hergestellt worden sind, eine aufmerksame Betrachtung widmet, der kann vor seinem inneren Auge jene dort verwahrten Reliquien mit derselben hellen Freude und innigen Rührung vorüberziehen lassen, die er empfinden müßte, wenn er selbst die geweihten Räume durchpilgern würde. Wie alle Veröffentlichungen der deutschen Verlagsanstalt, so ist auch diese neue trotz des sehr mäßigen Preises gediegen und prächtig ausgestattet

und wird um ihrer inneren und äußeren Vorzüge willen voraussichtlich reichen Absatz finden.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. 1.—11. Lieferung (à 25 Pf.). Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1892.

Die Herausgabe des schönen im Erscheinen begriffenen Werkes ist einer so ausgezeichneten Kraft anvertraut, daß die Schillerlitteratur hiermit zweifellos eines ihrer würdigsten Denkmäler empfangen wird. Schon der vorliegende erste Band beweist peinlichste Sorgfalt und emsigsten Gelehrtenfleiß sowohl in Bezug auf die Wiedergabe des Textes, als auch in der Zusammenstellung des kritischen Apparates, der Lesarten und erläuternden Bemerkungen. Auch die Verlagsbehandlung hat alles aufgeboten, eine wertvolle Ergänzung zu Schillers Werken zu schaffen, z. B. durch die Beigabe der tadellos ausgeführten Bildnisse (I. Herzog Karl, II. Fr. Schiller als Karlschüler, VI. Wolfg. Heribert Reichsfreiherrn v. Dalberg, X—XI. Henriette v. Wolzogen). — Die Sturm- und Wanderjahre des Dichters einmal an der Hand dieser Briefe zu durchwandern, wird nicht nur dem Forscher, sondern jedem Schillerfreund große Freude bereiten.

Schillers Kalender. Nach dem im Jahre 1865 erschienenen Text ergänzt und bearbeitet von Dr. Ernst Müller. Stuttgart 1893, Verlag der J. S. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 309 S., Preis M. 5.

Aus dem Vorworte von M.'s Schrift erfahren wir, daß Schiller das Bedürfnis, seinen brieflichen Verkehr aufzuzeichnen, zuerst empfand, als er die Horen herausgab. Am 18. Juli 1795 begann er diese Aufzeichnungen, die er bis zum 29. April 1805, also fast bis zu seinem Tode fortführte. Die ersten davon stehen in einem Heft in Großfolio, das Schiller zu diesem Zwecke angelegt hat. Es besteht aus 57 Blättern und reicht bis Ende 1798. Vom Jahre 1799 ab gebraucht er die gedruckten Kalender und zwar zunächst einen eigentlichen Notizkalender mit Lederumschlag zum Schließen: „Tägliches Taschenbuch für alle Stände“, Gotha bei Karl Wilhelm Ettinger. Für die drei folgenden Jahre bediente er sich des „Gothaischen verbesserten Schreibkalenders“, Gotha bei J. Chr. Keyhers Witwe und Erben. Diese Kalender umfassen 432 Seiten, in dem von 1802 fehlen 2 Blätter. Für die folgenden Jahre benutzte der Dichter regelmäßig den „Neuen Schreib-Almanach für das Fürstentum Weimar“, Jena, Göpfert. Lotte gebrauchte im Jahre 1805 denselben Almanach wie Schiller selbst und zwar zu Einträgen, Haus-

haltungsgegenstände betreffend. Schillers Kalender wurden, wie es scheint, zuerst von seiner Schwägerin litterarisch verwertet und zwar in ihrem Leben Schillers vom Jahre 1830. In umfassender Weise that dies aber erst Karl Hoffmeister in seinem Leben Schillers, und etwa gleichzeitig auch Hennes in seinem Andenken an B. Fischbach, letzterer allerdings zum Teil ungenau. Erst im Jahre 1865 gab Schillers Tochter Emilie die Kalender im Cottaschen Verlage heraus. Im Jahre 1877 lieferte L. Urlichs in den „Briefen an Schiller“ S. 233 flg. Nachträge zum Kalender. Darauf hat der Verfasser des vorliegenden Werkes, ohne von Urlichs Nachträgen Kenntnis zu haben, in B. Seufferts Vierteljahrschrift für Litt.-Gesch. IV, 440 flg. eine Nachlese zum Kalender veröffentlicht. Müller hat dann auch im Schillerarchiv die Kalender 1891 und 1892 genau kollationiert, und das Ergebnis dieser Kollation enthält nunmehr seine Schrift als „Ergänzungen und Berichtigungen.“ Mit Dank gedenkt dabei der Verfasser der hauptsächlich von Minor, Jonas und hervorragenden Beamten am Schillerarchiv gewährten Unterstützung. Ihm selbst aber wird die Schillerforschung allezeit zu besonderem Danke verpflichtet bleiben für den Hauptbestandteil seines Buches, den gründlichen Kommentar, bei dessen Abfassung sich der Verfasser auf keine Vorarbeit stützen konnte.

Schillers sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedecke.
I. Band. Inhalt: Gedichte, 365 S. Stuttgart 1893. Verlag
der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Reinheit des Textes, deutlicher Druck auf bestem Papier, eine auch anspruchsvollem Schönheitsforn genügende Ausstattung des Einbandes sind die Vorzüge dieser Ausgabe (Groß-Oktav). Sie erscheint in 16 Bänden (à M. 1,50) und dürfte sich namentlich auch zu Schülerprämien vorzüglich eignen.

R. Sommer. Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und
Ästhetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller. Würzburg,
Stahel. Pr. 10 M. (von der Verlagsbandlung nicht verabfolgt.)

Neue Auflagen.

1. Heinrich Dünker, Erläuterungen zu den deutschen Rassistern. 48., 49. Bändchen: Schillers Maria Stuart, vierte durchgesehene und erweiterte Auflage. 40. Bändchen: Schillers lyrische Gedichte IV. Dritte, neu durchgesehene Auflage. Leipzig. Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) 1892. Preis eines jeden Bändchens M. 1. Subskriptionspreis M. 0,75.
2. Braut von Messina oder die feindlichen Brüder, von Friedrich Schiller (XX. Heft von Gräfers Schulausgaben klassischer Werke) 25 fr. = M. 0,50.

Wien. Verlag von Karl Gräser. 99 S. — J. Trötscher, k. k. Professor am Staatsgymnasium in Eger, hat die Einleitung und Anmerkungen verfaßt; wir wünschten die letzteren als Fußnoten und nicht als Anhang zum Text.

Aus Zeitschriften.

1. Alemannia, 19. Jahrg. A. Birlinger: Zu Schillers Wallenstein und Tell. Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge V, Robert Vogberger: Über Schillers Demetrius (aus Vogbergers Nachlaß).
2. Blätter für litterarische Unterhaltung Nr. 46, H. Dünzer: zu Schillers Jungfrau von Orleans.
3. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht: 6. Jahrg. R. Reichel: zu Schillers Tell I, 1. „Und mit der Art hab' ich ihm's Bad gesegnet;“ a) R. Sprenger: Zu Schillers Lied von der Glocke; b) Zu Jemandem das Bad segnen“; R. Föß: Bemerkungen zu Schillers Maria Stuart; L. Geiger: Zum Schiller-Körnerschen Briefwechsel; R. Hildebrand: Einem das Bad segnen, und wie Gott dabei zu ergänzen ist. 7. Jahrg; H. Draheim: Über Schillers antike und romantische Gedichte; R. Landmann: Die Neubearbeitung Schillers in Goethes Grundriß; H. Dünzer: Zu Schillers Dramen.
4. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. 2. Heft 1893. M. Rubensohn: Zu Schillers Übersetzung der Aeneide.
5. Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins. VIII. Jahrg. H. Riegel, Einige Äußerungen Goethes und Schillers über die deutsche Sprache.

Einzelausgaben.

1. Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchter Schulen: 13. Bd. Schillers Maria Stuart, von Dr. Baumann, 14. Bd. Wilhelm Tell, von Dr. Baumann, 15. und 16. Bd. Wallenstein, von Dr. Baumann.
2. Meisterwerke der deutschen Litteratur in neuer Auswahl und Bearbeitung für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Karl Holbermann. Ludwig Sevin, B. Ullner. 15. Bd. Schillers Gedichte. Berlin. Neuther und Reichard. Pr. M. 0,60.
3. Schiller's Maid of Orleans, translated, with an introduction, appendix and notes by Major-General Maxwell. London 1892. W. Scott (199, IX S. 8).
4. Karl Breul, 1. Wilhelm Tell, 1890; 2. Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Buch III, 1891; 3. Maria Stuart, 1893 (jeder Band mit Einleitung und Anmerkungen in englischer Sprache): Cambridge.

Sprechzimmer.

1.

Zu Uhlands „Pilger“.

In der Ballade von 1806: „Es wallt ein Pilger hohen Dranges“ heißt es B. 3:

Wie ferne Glocken hör ich's klingen;
Das Abendrot durchblüht den Hain.

Einige Ausgaben haben durchglüht. Die ältere Lesart ist aber nicht zu beanstanden. Ich habe mir dazu eine Parallelstelle aus Longfellow's Memoir II, 31 notiert: throughout the grove blossoms seem to burst forth under the magic rays of the setting sun.

Northeim.

H. Sprenger.

2.

U. Edel führt auf S. 724 des vorigen Jahrganges aus Kleists „Zerbrochenem Krug“ die Verse an:

„Ein rüstig Mädel ist's; ich hab's beim Ernten
Gesehn, wo alles von der Faust ihr ging
Und ihr das Heu man flog als wie gemaust;“

und spricht die Vermutung aus, daß der Ausdruck „gemaust“ auf „mausern“ zurückzuführen sei.

In meinem Heimatdorfe (Höflein, Südmähren) findet sich dieses Wort, und zwar auch nur als prädikatives Partizip, ganz in der gleichen Gebrauchsweise; z. B. dos is eam nea (oder wia) gmaust (das ist ihm nur (wie) gemaust). Der Sinn ist: „Das bietet ihm nicht die geringste Schwierigkeit“. Da auch Schmeller in seinem Wörterbuche (2. Aufl. I, Sp. 1665) dieselbe Redensart anführt, so ist anzunehmen, daß diese Ausdrucksweise in der bayerisch-österreichischen Mundart allgemein üblich ist.

Wenn nun auch „mausn“ in unserem Dialekt sowohl „mausern“ als „Mäuse fangen“ und im übertragenen Sinne „heimlich wegnehmen, stehlen“ bedeutet, so ist doch schon aus der Wortverbindung „dos is eam nea gmaust“ zu erkennen, daß dabei nicht an „mausern“ zu denken ist. Eher läßt sich mit der andern Bedeutung vereinbaren: „das ist ihm so leicht wie gemaust“ d. h. wie das „Mausen = Stehlen, Entwenden“, mit Rücksicht auf die Behendigkeit im Handeln. Man kann sogar auf die ursprüngliche Bedeutung zurückgehen: „das ist ihm so leicht wie der Katze das Mäusen“. Ganz gleichgeformt ist die bei uns übliche synonyme Redensart: „dos is ma (mir) nea (oder wia) gspielt = das ist mir nur (wie) ein Spiel“.

Gaya, Mähren.

J. Spandl.

3.

Die Feme und Wismars Beziehungen zum Femgericht.

Das interessante Thema der Beziehungen Wismars zum Femgericht wurde neulich von Dr. Tschen im Wismarschen Gewerbeverein behandelt. Ich gebe den Fachgenossen nach dem Bericht des Mecklenburger Tageblattes vom 16. März einen kurzen Inhalt. Die Zusammensetzung eines solchen Femgerichtes ist den Fachgenossen bekannt, ebenso die termini Freigraf, Freischöffe, Stuhlherr, die Wissenden. Sie ist aus der altgermanischen Rechtsverfassung hervorgegangen, hat bekanntlich besonders in Westfalen ihren Boden gehabt. Der Erzbischof Engelbert von Köln gestaltete sie im Anfang des 13. Jahrhunderts um. Dortmund ist ein Hauptsitz der Feme. Die süddeutschen Städte und die Hansestädte mit ihrem geordneten Gerichtswesen waren offene Gegner des geheimen Gerichts. Sie verboten es sogar ihren Bürgern, dort Recht zu suchen, wenn sie es auch nicht immer verhindern konnten; in Augsburg wurden sogar mehrere Bürger deswegen mit dem Tode bestraft. In Wismar galt seit altersher das lübische Recht, ein fürstlicher Vogt hielt hier Gericht. 1308 erwarb die Stadt die Vogtei, verlor sie 1311 im Kampfe gegen den Fürsten Heinrich und erwarb sie erst 1373 dauernd wieder. Die ursprünglichen Beisitzer des Vogts, die Richtherren, waren Vorfiker und Leiter des Gerichts. Das geistliche Gericht erstrebte die Stadt vergebens. Kein Bürger durfte bei einem anderen Gericht Recht suchen, und doch verklagte ein jüngerer Sohn des 1427 hingerichteten Wismarschen Bürgermeisters Johann Bankow mit Namen Lübide Bankow die Stadt bei der Feme, obwohl sich die Söhne eidlich verpflichtet hatten, die Sache rechtlich nicht weiter zu verfolgen. Bei Kurd Kube, dem Freigrafen zu Sachsenhausen in der Grafschaft Waldeck, erhob er Klage gegen eine Anzahl Ratmänner und Bürger der Stadt Wismar, nachdem er zuvor in den Dienst des Grafen Heinrich von Waldeck getreten war. Im Frühling 1428 wollte die Feme Wismar zu Leibe gehn und nur durch das Eingreifen der Landesherrschaft wurde das Eingreifen des Freigrafen verhindert, man hatte sich an den Grafen Heinrich von Waldeck als Stuhlherren gewandt. 1430 kam es zur Sühne. Wenn sich später noch andere Bürger, die sich in ihren Rechten verletzt glaubten, an die Feme wandten, so trat stets die Landesherrschaft vermittelnd ein. Wie die Bedeutung der Feme bei der allgemeinen Befestigung der Ruhe und Sicherheit in Deutschland dann allmählich abnahm, die Femengerichte sich aber noch bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein in Westfalen gehalten haben sollen, ist wieder bekannt. Eine gute, wissenschaftlich gehaltene Darstellung

findet sich bei A. Böe, Kulturbilder aus Deutschlands Vergangenheit, Leipzig (Gräbner) 1890.

Wismar i. M.

O. Glöde.

4.

Wo edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

(Schiller, Jungfrau I, 2.)

In dieser Zeitschrift VI, 61 hat von Sanden sich für die Schreibart 'alles feine' ausgesprochen, die J. W. Schäfer in seine Ausgabe der Jungfrau von Orleans eingeführt hat, und meint, wenn so „feine“ als Adverbium gefaßt werde, so besage die Stelle um vieles bezeichnender, daß die Frauen mit zartem Sinne alles in feiner anmutiger Weise schlichteten. Diese Auffassung ist nicht nur unnötig, sondern sicher auch unrichtig, ja ungerecht. Eine solche Härte, wie der Gebrauch der Adverbialform „feine“ darf Schiller nicht ohne Not aufgebürdet werden. Nicht nur wäre die Anhängung des e ein kläglicher rhythmischer Notbehelf, sondern diese Änderung verderbt auch den wahren Sinn des Satzes und bringt eine matte Tautologie herein. Denn was ist 'fein' viel anders als „mit zartem Sinn“? Und ist denn der Sinn des Satzes bei der Auffassung von „alles Feine“ als Substantiv richtig gefaßt, wenn man sagt, das könnte nur heißen: nur alles Feine? Selbst wenn „der Umfang des Objektbegriffs 'alles' durch den Zusatz 'Feine' beträchtlich verengert“ wird, so kann man darum doch nicht sagen, daß durch diese Verengerung das Lob der Frauen ein geringes werde. Der Dichter wollte doch gewiß nicht sagen, daß in den alten Zeiten, wo zarte Minne herrschte, edle Frauen alles schlichteten! Die großen Streitigkeiten der Welt schlichteten sie doch nicht. Und ist es denn nicht eine größere Kunst Feines zu schlichten, als Grobes? Es kann also von keiner Schmälerung des Lobes der Frauen die Rede sein, wenn der Dichter sie das Feine schlichten läßt, im Gegenteil, gerade in zarten Fragen, wo das Urteil des Mannes leicht zu plump ist, weist der Dichter die Entscheidung den Frauen zu, und so berührt sich dieser Gedanke sehr nahe mit dem in Goethes Tasso:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.

Calw.

Paul Weisjäder.

5.

Zu Schillers Bürgschaft.

o Doch wachsend erneut sich des Stromes Mut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Leimbach in seinen „Ausgewählten Deutschen Dichtungen“, Cassel 1880 IV, 1 S. 63 bemerkt: „Ein Gott = Welcher? Zeus oder ein anderer; der Dichter läßt die Sache unentschieden“. Da Damon das Gebet um Rettung an Zeus richtet und auch nach Str. 12

„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land“.

diese als von jenem bewirkt ansieht, so kann meines Erachtens auch in Str. 9 nur Zeus gemeint sein. Ich glaube daher, daß Schiller hier ein im Sinne eines der in hervorhebendem Sinne gebraucht hat. Vergl. darüber Paul und Braune, Beiträge 11, 518 flg., M. Heynes Deutsches Wörterbuch I, 677a, Z. 10 v. u. (vergl. auch D. W. II, 133). Vielleicht ist Schiller durch die Bibelsprache, wo (s. Heyne) diese Erscheinung sich noch mehrfach findet, wahrscheinlicher aber durch Ausdrücke, wie ein hohes Ministerium, ein wohlthöblicher Magistrat, eine christliche Gemeinde beeinflusst worden. Das ein mochte dem Dichter respektvoller erscheinen, ebenso wie dem ergebenen Bittsteller, welcher sich an „ein hohes Ministerium“ wendet.

Northheim.

R. Sprenger.

6.

Einem die Stangen halten.

Die äußerst übliche Formel „einem die Stange halten“, für: Jemanden verteidigen, für ihn Partei nehmen wird jetzt gewöhnlich durch die Stange des griozwarten erklärt, die dieser gebrauchte, um den Zweikampf zu scheiden (vergl. Wilmar, Hessisch. Idiotikon S. 395; Schmellers Bayer. Wörterb. 2 II, 770). Neben Stange begegnet in dieser Formel auch Stangen (so z. B. bei Schmeller), was Accus. Singul. des schwachen Subst., aber auch Accus. Plur. sein kann. Sicher Accus. Plur. ist es in Uhlands Gedicht Junker Reckberger Str. 20 (Uhlands gesammelte Werke in Cottas Weltliteratur Bd. 1, S. 218):

Um Mitternacht an Junkers Grab,
Da stieg ein schwarzer Reithnecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen;
Reithandschuh' am Sattel hangen.

Mit den Stangen kann hier nur der bekannte Teil des Baumzeuges gemeint sein. Auch von dieser Stelle aus scheint mir eine Erklärung der Formel „einem die Stange(n) halten“ im Sinne von „für einen Partei ergreifen“ möglich. Es wäre dann damit ursprünglich die Thätigkeit des Dieners bezeichnet, der seinem zu Pferde sitzenden Herrn die Stangen des Rosses hält und so verhindert, daß es sich bäumt und den Reiter abwirft.

Northheim.

R. Sprenger.

7.

Zu „Lurjan“.

In Glödes anregendem Aufsatz: „Über Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung“ (Ztschr. 7) finden wir S. 121 den Namen des Dachses: Lurjan als „lauernden Fahn = Johann“ erklärt. Ich glaube, daß wir in diesem Lur- eine ältere Bedeutung suchen müssen, als die sekundäre „lauern“: nämlich „schlummern, träge sein“; zumal da dem Dachs anderwärts auch der Name Schlafkunz beigelegt wird, was also deutlich auf die Faulheit dieses Tieres hinweist. Zunächst fiel mir das altnordische lura „schlummern“ ein, das sich im Schwedischen lura und im Dänischen lure in derselben Bedeutung fortgesetzt hat. Schon in meinem „Vokalismus von Basel-Stadt“ habe ich bei dem Worte glüre = „mit halb zugebrückten Augen blicken“ auf die Verwandtschaft mit dem Altnordischen hingewiesen. Die ursprüngliche Bedeutung hat sich aber auch noch in vielen deutschen Mundarten bis auf den heutigen Tag erhalten. Ich führe folgendes an:

lauern „langsam, träge sein“ (Woeste, westfäl. Wb. S. 158).

läuen „träge, schläfrig sein“ (Schmeller, bayer. Wb. I, 1400).

lausern „lauernd zögern, langsam arbeiten“ (Frischbier, preuß. Wb. II, 14).

läu „faul“ läuere „langsam sein“ lauen „schlummern“ (in der Ma. von Jever s. Frommanns Ztschr. III, 424; andere Formen ib. 308. 313).

lëiverla, ostfriesisch „allgemach“ (Frommann I, 277).

Hiezu gehören unstreitig auch die Bildungen mit präfigiertem s (über welches Noreen, urgermansk judlära S. 124 und Kluge in Pauls Grundr. I, 329) z. B.:

schlauren „ausruhen“ (Schmeller, bayer. Wb. II, 532).

slören „langsam sein, schlendern“ (Woeste, westfäl. Wb. 241).

slüren „müßig gehen“ (Wilmar, Idiot. von Kurhessen s. v. schlaudern).

slüren „schlendern, langsam gehen“ (Schambach, Wb. der niederdeutschen Mundart S. 196).

Mhd. slür stm. „das Faulenzen“ und sluraffe „Schlaraffe“. —

Dies möge genügen, um die ursprüngliche Bedeutung des „Trägseins“ zu erweisen; ich sehe daher von weiteren Verwandten dieser Sippe, wie bern. löüe, basel. laitse < löütse u. s. w. ab.

8.

Nochmals zu mitteldeutsch „bis“.

Zu R. Sprengers überaus anregender Umfrage VI, 437, die zu so manchen anziehenden und belehrenden Mitteilungen Anlaß bot, habe ich Zeitschrift für den deutschen Unterricht, VII, 139 meine Beobachtungen aus dem sächsisch-thüringischen Grenzgebiete kurz zusammengefaßt. Auch ich huldigte bisher der Ansicht, es handele sich hier um eine rein mitteldeutsche Erscheinung, die sogar augenblicklich auf einen verhältnismäßig engen Bezirk eingeschränkt sei, und durch mancherlei Erkundigungen in verschiedenen Strichen Norddeutschlands fand sich diese Annahme bestätigt. Ob ein alemannisch-schwäbisches „bis“ heute wirklich als übliche Befehls- oder Aufforderungsform anzusehen ist, vermochte ich bisher nicht festzustellen. Außerdem trat mir bei einer auf mannigfachen Strecken oberdeutschen Bodens gehaltenen Umschau nirgends ein greifbares Analogon entgegen. Ganz zufällig stieß ich da auf folgenden netten Bierzeiler in dem reizenden Duodezbandchen „Hausprüche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig von Hörmann“ (Leipzig 1892)¹⁾, S. 120:

Nu bis mir Gott willkommen
 Du edler Nebenfaft,
 Ich hab gar wohl vernommen,
 Du bringst mir süße Krafft.

Das „bis“ der ersten Zeile kann nur die Ausrufesform darstellen, und Hörmann erklärt es auch in beigefogter Klammer durch „sei“. Aber eben der Umstand, daß er, der Tiroler²⁾, es zu erklären für nötig erachtet, scheint mir anzudeuten, daß diese Form im Sprachumfange der Alpenländer wenigstens nicht im gewöhnlichen Gebrauche ist. Nun giebt Hörmann als Quelle des Spruchs „Schloß Trautmannsdorf bei Meran“ an. Nachdem ferner in diesen Versen keinerlei mundartlicher Anklang Tirols auffällt, darf man vielleicht vermuten, daß der Hauspruch und mit ihm das mitteldeutsche „bis“ aus der mährischen Heimat der gräflichen Schloßherren versetzt worden ist, wo mitteldeutscher Einfluß sofort auf der Hand liegt. Oder sollte volkstümliche Redeweise hier wieder einmal Sprachgut alter Zeit fortgeführt haben? Dann wäre uns hier ein vereinsamer Beleg des einstmals weit verbreiteter gewesenem Parallelimperativs herübergerettet, dessen allgemeinere Verwendung im älteren Oberdeutsch beispielsweise Kaiser Ludwigs des Baiern letzte Worte: „Süße Königin, unser Fraue, bis bei meiner Schidung!“ vertreten mögen. Auch könnte schließlich jemand an die verschiedentlichen Hinabwanderungen

1) Vergl. Zeitschrift für den deutschen Unterricht V.

2) Er ist in Feldkirch geboren und lebt in Innsbruck.

mitteldeutscher Trupps nach den sonuigeren Gefilden der südöstlichen Alpenabhänge denken. Doch begnügen wir uns mit dem obigen Hinweise und wollen uns nicht infolge etwaiger Ausführung der letzten Andeutung Phantasten schelten lassen. Außerst fruchtbar in anderer Hinsicht noch als in rein sprachgeschichtlicher bleibt solche Annagelung versprengter Wortgebilde aber stets.

Stuttgart.

Ludwig Fränkel.

9.

a)

R. L. Schmidt vermutet S. 691 des Jahrgangs 1892, daß „mojen Wind“ im Rummelpottliede ungünstigen, widrigen, flauen Wind bedeute. „Moje“ ist holländisch und bedeutet „schön“.

b)

Schulfuchs wird S. 696 von R. Becker mit Recht von Fuchsen = Einfuchsen abgeleitet. Ebenso erkläre ich den Fuchs der Hochschule, der S. 693 noch als Tiername aufgefaßt wird.

c)

Die Erklärung der Redensart „aus dem Häuschen sein“ S. 698 flg. ist durchaus zu billigen. Zu den Wendungen „nicht zu Hause“, „nicht bei sich“, „außer sich“, „außer Fassung sein“ füge ich noch die ähnlichen „außer Rand und Band sein“ und „sich entrüsten“.

Wesel.

10.

H. Gloël.

Im Jahrgang 1892 dieser Zeitschrift S. 565 findet sich in dem Aufsatz „Flensburger Deutsch“ die Bemerkung: „Wir wollen Schan haben = wir wollen Spaß oder Vergnügen haben, uns einen lustigen Tag machen. Was hatten wir für Schan!“ Dazu wird im selben Jahrgang S. 843 bemerkt: „Schan bedeutet ursprünglich nicht Spaß oder Vergnügen, sondern Unfug, Lärm, wie es noch hier [in Northheim] in den Redensarten Schanne driwen, Schanne mâken (s. auch Schambach S. 180) gebraucht wird. Die Bedeutung „lärmende Lustbarkeit“ ist daraus offenbar erst abgeleitet.“

Als ich die erste Bemerkung las, hielt ich das Wort Schan¹⁾ für einen Druckfehler anstatt Schau, weil letzterer Ausdruck sowohl hier als auch in Flensburg, wie ich von dortigen Einwohnern habe bestätigen hören, namentlich unter Kindern und jungen Leuten in der Bedeutung Spaß oder Vergnügen allgemein gebräuchlich ist. Als ich aber die Erklärung auf S. 843 fand, wurde meine Vermutung eines Druckfehlers hinfällig, und ich halte mich daher für verpflichtet, die Frage aufzuwerfen,

1) Was in der That nur ein Druckfehler. D. L.

ob nicht doch dies Wort Schau in der angegebenen Verbindung das richtigere ist. Wie aber das Wort entstanden ist, weiß ich nicht zu sagen, und es wäre sehr erfreulich, wenn ein anderer Leser dieser Zeitschrift dies aufklären könnte.

Hadersleben.

N. A. Schröder.

11.

„Stein und Bein schwören“.

O. Glöde in Wismar glaubt (VI, 8, S. 577 dieser Zeitschrift), bezugnehmend auf meine Erklärung (V, 10, S. 697), daß diese Redensart übertragen sei aus der anderen „Stein und Bein klagen“. Zur Aufrechterhaltung der von mir a. a. O. gegebenen Erklärung erlaube ich mir folgendes zu erwidern: Fast alle Geschäfte wurden bei unseren Vorfahren symbolisch eingegangen. Das Symbol sollte nicht bloß die Besonnenheit des Handelnden wecken, sondern vorzüglich bewirken, daß die Handlung recht sinnlich in die Ohren und Augen der Zeugen fiel. Daher war beim Eidschwur auch die Hand wesentlich; der Schwörende mußte nämlich, indem er die Eidesformel hersagte, einen Gegenstand berühren, der sich auf die angerufenen Götter oder Heiligen oder auf die dem Meineid folgende Strafe bezog. In Skandinavien faßte man in vorchristlichen Zeiten einen im Tempel bewahrten mit Opferblut geröteten Ring, der dem Gotte Ullr geweiht war; im höchsten Altertum schwuren die freien Männer auf ihr Schwert, und in einigen Gegenden dauerte der Gebrauch unter den Christen noch lange fort. Das Christentum setzte an die Stelle der im Heidentum üblichen Symbole christliche. Die Langobarden legten geringere Eide auf geweihte Waffen, wichtigere auf das heilige Evangelium ab. Lex Roth. 364. Umgekehrt die Alemannen auf geweihte Waffen. Die Priester schwuren geringere Eide beim Gewand oder Rockschöß, wichtigere auf die Reliquien. Lex Frisionum. III, § 16, XII, 2. Vergl. auch Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 892 flg. Während in Zivilsachen Zeuge und Urkunden bewiesen, pflegte bei peinlichen der feierliche Eid, meistens auf Reliquien, verlangt worden zu sein.

Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich noch sehr wohl, daß innerhalb des Geltungsbereiches des Code Napoléon die Juden den gerichtlichen Eid in der Synagoge auf die Thorarollen leisten mußten. Weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit. Wenn heute, abgesehen von dem kirchlichen Eid, den die zu den höheren Rangstufen kirchlicher Hierarchie Erwählten zu leisten haben, meines Wissens ein Eid wohl nicht mehr auf das Evangelienbuch abgelegt wird, so haben wir doch in Erinnerung daran in der Eidesformel die Worte: so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium, beibehalten.

Was nun „Stein und Bein klagen“ anbelangt, so scheint mir der Ausdruck nach Analogie von „Stein und Bein schwören“ zu einer Zeit gebildet zu sein, als man letzteren nicht mehr verstand. Als nämlich mit den Wirren und langdauernden Kriegen des siebzehnten Jahrhunderts eine Zeit der tiefsten Erniedrigung über unser Vaterland hereinbrach und infolgedessen fast alle unsere nationalen Erinnerungen verloren gingen, da schwand auch das Verständniß für die unendliche Fülle biblischer Zeichen, welche als Sinnbilder alle Verhältnisse und Handlungen unseres Volkslebens zu vergeistigen suchten. Da die ihnen zu Grunde liegenden Anschauungen geschwunden sind, so muten sie uns fremd an, wir sind genötigt, mühsam und nicht immer mit Erfolg gelohnt, die Erforschung und Erläuterung aus der Litteratur früherer Jahrhunderte zu versuchen. Kein Wunder, daß die als Rest der symbolischen Handlungen mit zäher Festigkeit haften gebliebenen Formeln bald zu verständnislosen Schemen herabgesunken sind. Allein bei „Stein und Bein schwören“ scheint mir ein letzter Schimmer seiner früheren Anwendung, ein dunkles Gefühl übriggeblieben zu sein, daß der Ausdruck nur bei ungewöhnlich bedeutungsvollen Anlässen angewendet, bei nichts Alltäglichem gebraucht werden dürfe. Nach Analogie von „Stein und Bein schwören“ gebrauchte man nun auch „Stein und Bein klagen“, bei tiefstem Herzeleid, wo kein irdischer Trostgrund versieg, Beruhigung nur im Ausblick zu Gott gefunden werden konnte. *Nemini praescribo, dum sententias meas exprimo.*

Montabaur.

Schmitz.

12.

Kittchen = Gefängniß.

Dieses Wort der „Kundensprache“ (vergl. Zeitschr. 6,787) ist nicht auf die Kreise der Wanderburschen beschränkt geblieben, wenigstens pflegten wir als Kinder in Quedlinburg (vor 30 Jahren) das in dem Unterstoc des Rathhauses befindliche Gefängniß so zu bezeichnen. Es wurde auch den beim „Fechten“ vom „Bettelvogt“ erwischten Handwerksburschen zum vorübergehenden Aufenthalt angewiesen. Über den Ursprung des Wortes habe ich bisher nichts aufgezeichnet gefunden; auch Söhnis in seinen „Parias“ hat es nicht. Es sei mir deshalb gestattet zu bemerken, daß ich, da auch „Küttchen“ gesprochen wurde, zuerst an eine Verkleinerungsform von mhd. *küte* „Loch“ (Lexer I,1803) dachte; vergl. auch Wilmarz Idiotikon von Kurhessen S. 195, wo *Mordkuten* und *roup-slosse* aus Mon. hess. 2,433 verzeichnet wird. Doch neige ich jetzt der Meinung zu, daß Kittchen dasselbe ist, was das alte niederdeutsche *kitzen*, *ketzen* (s. Mnd. Wb. 2,467): „ein kleines, an ein anderes Haus oder Zimmer angebautes Gemach.“ Die Herausgeber bemerken, daß das Wort noch jetzt z. B. in Jever in dieser Bedeutung gebräuchlich ist und

verweisen auch auf hd. Kötze und Gildebrands Artikel darüber im Deutschen Wörterbuch.

Northheim.

R. Sprenger.

13.

Einem die Feige zeigen.

Eine eigentümliche Anwendung dieser aus dem Italienischen *far la fica* = die Gebärde machen, daß man die zwischen den Zeige- und Mittelfinger vorgestreckte Spitze des Daumens sehen läßt" übernommenen Redensart findet sich in Friedrich Spees poetischer Beschreibung des Sommers, abgedruckt bei Georg Ellinger, Kirchenlied und Volkslied (Samml. Göschen Nr. 25) S. 53 flg. V. 19:

Die Tier auf grünen Felden breit
Sich frisch und freudig zeigen,
Das Wild in dunkel Wäldern weit
Dem Jäger zeigt die Feigen.

Ellinger erklärt: „zeigt dem Jäger die Feigen flieht vor dem Jäger.“ Dies trifft jedoch den Sinn nicht genau. Es soll vielmehr heißen, daß das Wild in den großen dunkeln Wäldern sich sicher fühlt und den Jäger verachtet. Denn man zeigt einem die Feige sowohl zur Abwehr von Zauberei, als auch, um ihm Spott und Verachtung zu bezeigen (s. Weigands D. Wb. I³, 511).

Northheim.

R. Sprenger.

14.

Zu Uhlands Döffinger Schlacht.

F. Bender hat Btschr. 5, 58 in seiner Entgegnung auf die von Sprenger Btschr. 4, 377 flg. gegebene Erklärung der Worte des alten Greiners „Der Fink hat wieder Samen“ die sprichwörtliche Redensart „Er sitzt wie der Fink im Hanffamen“ zur Vergleichung herangezogen. Einen weiteren Beleg für die Richtigkeit der durch Bender aufrecht gehaltenen Deutung bietet das folgende Sprichwort, welches Chr. Lehmann in seinem „Florilegium politicum oder politischer Blumen-garten“ (1630) unter dem Schlagwort „Zehrung“ S. 922 verzeichnet:

Wenn der Finck Saamen hat, begert er was dem Maul wol,
vnd dem Seckel wehe thut.

München.

A. Englert.

15.

Zu Nägeln. VI, S. 358 flg.

Die Mitteilungen über die Bedeutung des Wortes Nägeln als Pflanzennamen zeigen eine nicht geringe Verwirrung der botanischen Bezeichnungen. Dieselbe zu beseitigen ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Sowohl im hiesigen nordwestlichen wie im südlichen und östlichen Deutschland ist der Name Nægelchen gebräuchlich für den Flieder (*Syringa vulgaris*), dessen Lilablüten einem kleinen Nagel nicht unähnlich sind. Für denselben fand ich in Süddeutschland auch den Namen Holler. Hollunder dagegen ist eine andere Pflanzenart, *Sambucus nigra*. Sein Holz enthält eine äußerst starke Markwalze, nach deren Entfernung es sich zu Spritzbüchsen und Pfeifenrohren eignet. — Die Gewürznelken, von denen auch in einigen der angeführten Mittheilungen die Rede ist, die im Handel und von den Hausfrauen Nægelchen genannt werden, stammen weder vom Flieder noch von irgend einer Gartennelke. Es sind die getrockneten Blütenknospen des Gewürznelkenbaumes (*Caryophyllus aromatica*). Derselbe ist auf den Molukken heimisch, wird aber in den meisten Tropenländern seiner Blütenknospen wegen gezogen. Diese enthalten ein ätherisches Öl und verdanken diesem ihre Verwendung als Gewürz. Bei uns gedeiht der Baum mit seinen rotbraunen Kelchröhren und prächtig roten Kronenblättern im Freien nicht.

Warendorf.

Bernhard Stein.

16.

Von Karl Gustaf Andresens Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen ist bei Reizland in Leipzig die 7. Auflage erschienen, die der verewigte Verfasser noch selber für den Druck vorbereitet hat; herausgegeben hat sie aber sein Sohn, Hugo Andresen in Münster. Sie erscheint innerlich und äußerlich verändert: Nachträge mannigfacher Art bereichern das Buch; Kolummentitel erleichtern die Übersicht: das Format ist größer, die Ausstattung vornehmer. Wegen aller dieser neuen Vorzüge, die das Werk zu seinen alten hinzubekommen hat, möge es hier noch einmal ins Gedächtnis gerufen werden; die fleißige, echt wissenschaftliche Art des Verfassers ist zu bekannt, als daß sie hervorgehoben zu werden brauchte.

Flensburg.

Wasserzieher.

17.

Todesglut in Goethes Fischer.

Die Verhandlung Goethes mit Frau von Stael über l'air brûlant war auch mir bekannt. Als bekannt setzte ich sie bei den Lesern der Zeitschrift voraus. In den Streit darüber, was richtig ist, habe ich eigentlich nicht eintreten wollen. Ich nahm aber an, daß wohl niemand mehr Todesglut für die Glut des Küchenofens hält, weil hoch gepriesene Erklärer und anerkannt gute Hilfsbücher jene Erklärung verwerfen (Dünker) oder gar nicht erwähnen (Leimbach, Polack in „Aus dtsch. Lesebüch.“). Dünker zu Goethes lyrischen Gedichten 2², 331 schreibt sogar über die

Erzählung Böttigers: „Die Wahrheit des Berichtes angenommen, könnte man zweifeln, ob Frau von Stael ihn richtig verstanden, ja ob Goethe nicht absichtlich, wie er der ihm unbequemen Französin gegenüber oft that, eine paradoxe Ansicht aufstellte.“ Also nicht ich habe die Erklärung verworfen: andere, Bessere vor mir haben es gethan. Ich wollte durch die Parallele nur zeigen, was immer der Wert solcher Stellen ist, daß wirkliche Dichter, keine „schalen“ Geister, Ähnliches auch ähnlich schildern, eine geistige Übereinstimmung in Anschauung und Darstellung unter ihnen herrscht, die noch tiefer liegende Gründe haben mag, worauf aber hier nicht weiter einzugehen ist. Somit läßt sich unsere „schale, nur dem Stile leerer Schönredner willkommene Auffassung“ jedenfalls durch das S. 502 angezogene Dichtervort schützen. Die Herren, welche unsere Auffassung nicht teilen, möchte ich aber fragen, wie sie das „hinauf“ in „hinauf in Todesglut“ erklären.

Warum endlich der Herr Herausgeber so herbe Kritik geübt hat an einem Artikel, den er ebensogut wie frühere unterdrücken konnte, ist mir unerfindlich.

Kassel.

W. Kohlshmidt.

Es thut mir aufrichtig leid, daß meine kurze Bemerkung zu einem Mißverständnis geführt hat. Die Bezeichnung Schönredner sollte natürlich nur einen Dichter treffen, der etwa diese Auffassung gehabt hätte, nicht den Erklärer. Ich bitte also den geehrten Herrn Einsender der dankenswerten Bemerkung zu Goethes Fischer, mir die betreffende harmlose Anmerkung, die keineswegs eine Kritik sein sollte, nicht allzustreng anzurechnen. Der allgemeinen Verwerfung der Todesglut als Kohlenglut, die wohl von Dünker ihren Ausgang nimmt, glaubte ich aber doch einmal entgegenzutreten zu müssen.

Dresden.

Otto Lyon.

18.

Zu dem Worte „Nüßler Btschr. 4,274 und 276 sind noch die Artikel nüschem (nuscheln), nüschen (nuschen), nus(s)eln (nüßeln), nusten (nüsten), nustern im D.W.B. zu vergleichen. Ferner vergleiche man das dänische nøle zögern, zaudern, Nølepeter, Nølepeer, Bøgerer, nølevoorn saumselig, sowie das holländische Nøhlpeter, Nusselaar Bøgerer, weibl. Nøhlsuse, Nusselaarster, ferner nusselarij Getrödel, nusselen trödeln, zögern. Das holländisch-deutsche Wörterbuch von J. Cramer (3. Aufl. Viclesf. 1844) giebt bei nusselarij als Grundbedeutung an „kleine Arbeit, kleine Spielsachen“, bei nusselen „kleine Spielsachen verfertigen.“

München.

A. Englert.

19.

Der Wolf als günstiges Vorzeichen.

Der Glaube an die gute Vorbedeutung des Wolfes (vergl. Btschr. 5,55, 58, 286, 697) kommt auch im deutschen Sprichworte vor.

Frid. Petri führt in seiner Sprichwörterammlung „Der Teutschen Weißheit, Hamburg 1605,“ an: „Wenn einem ein Wolff vber den Weg leufft, das ist ein glück, denn es ist besser, als wen er jhm zulieff, vnd würet jhn.“ Der Zusatz, welcher dem eigentlichen Spruche eine humoristische Wendung giebt, ist zweifellos ein späteres Anhängsel, ebenso wie in dem a. a. O. unmittelbar vorhergehenden Sprichworte: „Wenn einem ein Hase vber den Weg leufft, das ist unglück, es were besser, er lieff jhm in die Küche an den Spiess.“

Scheible teilt im Schaltjahr 4,177 unter anderen Sprichwörtern mit: „Wenn einem ein Wolf, Hirsch und Eber begegnet, das ist ein glückliches Zeichen.“ — Vergl. Wander, Sprichwörterlexikon, 5,870.

München.

A. Englert.

20.

Zu der Fauststelle:

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die bess're Seele weckt.

ist wohl nicht „die“ das weggelassene und zu ergänzende Wort, sondern „und“. Es ist ein als Nebensatz schlechthin fortgesetzter Relativsatz, wie sie Goethe mehrfach hat; z. B. Wahrheit und Dichtung 11. Buch „die Gesellschaft bestand aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete und noch wunderlicheres Zeug angab, als sie ausübten.“ Auch hier würde man einen Relativsatz oder einen erklärenden Nebensatz mit „indem“ als das Richtige erwarten, wofür dann die einfache Anknüpfung mit „und“ eintritt. Als solche freie Fortsetzung eines Relativsatzes möchte ich auch die besprochene Fauststelle ansehen; die Auslassung des „und“ dabei ist allerdings nicht ohne Härte, aber doch nicht so hart, wie die Weglassung eines „die“ sein würde.

Freiberg.

M. Rachel.

21.

Zu Btschr. VI, 495.

Die mehrfach besprochene Redensart: „in die Pilze gehen“ hat Paul Hoffmann neulich siegreich gegen alle Unfechtungen geschützt. Sie ist auch kaum befremdlicher als die in Niederdeutschland übliche gleichbedeutende: in die Wicken gehen, die doch wohl eher auf ein geflügeltes Wort als auf etymologische Umdeutung oder Verstümmelung eines anderen Ausdrucks zurückzuführen ist. Zu erwägen wäre auch, ob das bekannte:

in die Brüche gehen hierher gehört, worüber sich in Gr. Wb. II, 409 nichts Bestimmtes findet, obwohl ich eher glauben möchte, daß diese Redensart in ähnlicher Weise entstanden ist, wie in zwei (entzwei) gehen, so daß es eigentlich bedeuten würde: zerbrechen.

Karlsruhe.

F. Kunze.

Dr. Schoepke, Oberlehrer: „Der französische und englische Unterricht im Dienste des Deutschen.“ Programm der städtischen Realschule zu Dresden-Johannstadt. Ostern 1893.

Obwohl in dieser Arbeit viele Dinge berührt werden, die ganz selbstverständlich sind und von keinem neu Sprachlichen Lehrer außer Acht gelassen werden dürften, so ist die Zusammenstellung doch nützlich, und gar manche Punkte werden für jeden anregend sein. Mich hat namentlich das Kapitel „Wortbedeutung und Wortbildung“ interessiert, und hierzu möchte ich ein paar Bemerkungen machen: Bei Hildebrand = Kampfschwert mit Hinweis auf engl. brand hätte ich von den flammenförmigen Schwertern gesprochen und vielleicht auf „Driflamme“ (vgl. Schillers Jungfrau von Orleans Prolog 4) hingewiesen, die ihren Namen von der roten, flammenartig gezackten Fahne hat. Bei knight = Knecht lag ein Hinweis auf knave nahe mit Heranziehung von Knabe, Knappe, Page (παυδlov), sodasß der Bedeutungswandel klar wird, also ein kleiner Exkurs im Hildebrandschen Sinne! Daran schlosse sich vielleicht unter like = gleich nicht unpassend die Anführung des allitterierenden engl. Sprichwortes: like master like man (Gleich und Gleich gesellt sich gern). Unter mobile konnte an engl. mob (= bewegliche Volksmenge) erinnert werden; bei cent = Zentner an hundredweight; bei garder: wahren an engl. to guard: to warn. Unter der Tarnkappe hat man einen Mantel zu verstehen, was Gelegenheit giebt, auf das dialektische Käppchen = Röckchen hinzuweisen. Hinsichtlich der Etymologien muß der Verfasser vorsichtiger sein: Ob in Holunder wirklich hohler Baum steckt, ist nicht ausgemacht (vgl. Grimms Wörterb.). Bear, tragen, hat mit Bart nichts zu thun. Ache mit ach zusammenzustellen ist nicht unbedenklich, da die Ableitung des engl. Wortes von *áχος* abzuweisen ist. Zu Coil kann das deutsche Verb keilen, in studentischem Sinne, nicht gehören. Bei Grimm wird es unter 7 = kaufen erwähnt; ich glaube, es gehört zu 2 (den Pflug keilen) c, = einem zusetzen, ihm auf den Leib rücken. Vgl. engl. to press. Ich benutze die Gelegenheit, um eine falsche Etymologie in meinem Artikel „Ein Seitenblick aufs Englische beim deutschen Unterricht“ zu berichtigen: Schafott gehört nicht zu capere, sondern zu Katafalk, von katar = schauen und palk (= Schaugerüst).

Gut ist das unter der Überschrift „Tempora“ Bemerkte; ich vermissen nur die Hinweisung auf das franz. Futur = sollen (z. B. tu lui diras) und das engl. I forget (= Ich habe vergessen); diese Punkte sind in meinen „Eisernen Beständen“ hervorgehoben.

Beim Übersetzen aus dem Französischen (S. 18) ist der Umstand vergessen, daß der Franzose das Substantiv erst im nachfolgenden Hauptsatz bringt, im vorausgehenden Nebensatz bloß das Pronomen setzt, während wir es im Deutschen umgekehrt machen. — An Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 15, Z. 12 v. o.: no doubt; S. 19, Z. 14 v. u.: drive (st. thrive), S. 21, Z. 18 v. o.: Colporteur. — Zum Schluß bemerke ich, daß mir immer solche Stellen unserer Klassiker interessant erscheinen, die auf französischen und englischen Einfluß zurückzuführen sind, wie z. B. wenn in Goethes Hermann und Dorothea II, 1 wohlgebildet = bien fait steht. Hinsichtlich des Englischen weist Lessings „Komm an, komm an!“ (Emilia Galotti V, 4) deutlich auf „Come on!“ hin; ebenso Goethes „Wie ein Vogel, der den Faden bricht“ („An ein goldenes Herz, das er am Halse trug“) auf „to break a thread“. Die Zigeuner nennt Goethe in „Ismenau“ 51 Ägyptier (= Gipsies), während Schiller in der „Jungfrau“ von einem Bohemerweib (= bohémienne) spricht. Solche Stellen beweisen, daß unsere großen Klassiker oft unbewußt im Banne des fremden Idioms stehen.

In anderen Fällen muß man vorsichtiger sein: z. B. ist „türmend“ = sich auftürmend bei den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts öfters belegt, sollte das nicht durch das engl. „towering“ beeinflusst sein? Vgl. „türmende Ferne“ Goethe, Auf dem See, „auftürmende Paläste“ Schiller, Melancholie an Laura. — Die Negation bei verhindern liebt namentlich Lessing (vgl. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit [IV] 143), z. B. Emilia Galotti III, 5; Einwirkung von empêcher liegt hier sehr nahe. Auf ähnliche Einwirkung französischen Sprachgefühls hat Redt hingewiesen in seiner Ausgabe von Hermann und Dorothea zu V, 235 und IX, 83.

Halle a. S.

Ernst Regel.

H. Seeger, Direktor des Realgymnasiums zu Güstrow. Deutsche Schulgrammatik. Für die Klassen Sexta bis Tertia. Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung. 1891. 116 S.

Vorliegendes Buch ist mit viel pädagogischem Geschick und in klarer, leicht faßlicher Sprache geschrieben. Der Verfasser geht vom einfachen Satz aus und reiht daran die 10 Wortklassen (S. 5—55), die Partizipialien und den Interrogativsatz (S. 55—60), den mehrfachen Satz (S. 60—70), die Lautlehre (S. 70—79), die Wortbildung (S. 79—98),

die Rechtschreibung (S. 98—110) und die Zeichensetzung. — In der Satzlehre macht er von den neueren Ansichten Kerns sehr besonnen und gemäßigt Gebrauch; so läßt er das Geschlechtswort als besondere Wortklasse gelten und „sein“ bei nominalem Prädikate als Satzband; auch gliedert er die Nebensätze nach logischen Gesichtspunkten. Recht sehr mutet mich seine Lehre von „Sätzen mit mehrfachen Satzgliedern“ an, die ich daher als Beispiel seiner Behandlungsweise herauschreibe: „Sehr häufig läßt sich ein Satz mit einem mehrfachen Satzgliede in zwei vollständige Sätze zerlegen, und man kann dann jenen ersten Satz als einen aus diesen beiden letzteren zusammengezogenen Satz ansehen. Adolf und Wilhelm arbeiten = Adolf arbeitet und Wilhelm arbeitet. — In vielen Fällen aber hat man es mit ursprünglich mehrfachen Satzgliedern zu thun, und eine Zerlegung des Satzes in zwei Sätze ist vollständig unmöglich; Sind wir nicht Vater und Sohn? — — und in demselben Sinn, wie man von der Zusammenziehung beigeordneter Sätze spricht, kann man auch von der Zusammenziehung beigeordneter Satzglieder sprechen“.

Für sehr praktisch halte ich es, daß bei der Lautverschiebung der Verfasser hauptsächlich das Niederdeutsche und Englische dem Hochdeutschen entgegenstellt; ebenso läßt sich aus praktischen Gründen rechtfertigen, daß er an Stelle des Indogermanischen das Lateinische dem Germanischen gegenübersetzt, wiewohl jenes durchaus nicht auf der indogermanischen Stufe stehen blieb, sondern die indogermanischen Medialaspiraten bh, dh und gh zu f und h umwandelte. — Hinsichtlich der ablautenden Verben nimmt er leider noch den veralteten Standpunkt ein, daß er das e in Verben wie neman, helfan, kepan infolge der Brechung aus i entstanden sein läßt, während doch umgekehrt in Formen wie nimu, nimis, nimit und nim altes gemeingermanisches e zu i geworden ist. Nach Beseitigung dieser veralteten Ansicht ist die Einführung des besprochenen Buches in den vom Verfasser selbst bezeichneten Klassen entschieden zu empfehlen.

Plauen i. V.

Carl Franke.

Der Logik des Sprachgeistes.¹⁾

Von Rudolf Hildebrand.

7. Gegensätze in Einem Wort bezeichnet.

Unter den Erscheinungen, die uns in der Denk- und Redeweise des Sprachgeistes, der seine eignen Wege neben der gewöhnlichen oder Schullogik geht, am meisten überraschen, ist wohl keine überraschender, als wenn sie Dinge, die sich in der Wirklichkeit als zwei verschiedene, ja entgegengesetzte darstellen, unter einem Worte und Begriffe zusammenfaßt. Das sieht zuerst fast aus wie ein übermüthiges Spielen mit dem Möglichen und Unmöglichen, um dem gesetzmäßigen, nothwendigen Begriffe beider ein Schnippchen zu schlagen. Und doch ist die Erscheinung nicht eine seltene, sondern eine alltägliche. Ich stelle einige Beispiele zusammen.

1) Pathe z. B. zeigt diese zwei entgegengesetzten Seiten des Begriffes, mit denen es wechselnd doch jedermann arglos braucht. „Mein Pathe“ heißt sowohl der stellvertretende Vater beim Pathenkinde, als auch dieses bei jenem. Allerdings stellt sich eine Unterscheidung ein, indem das Kind meistens sagt „mein Herr Pathe“, „meine Frau Pathe“, diese aber von jenem „mein Pathchen“. Aber diese äußeren Thaten ändern nichts an der ursprünglichen Einheit des Wortes, und wenn das Pathchen aus der Kinderzeit heraus ist und das Verhältniß wird doch fortgeführt, dann heißt es eben „mein Pathe, meine Pathe“ in beiderlei Sinne. Niemand nimmt daran den mindesten Anstoß und man denke sich doch Vater und Sohn, Mutter und Tochter, deren Verhältniß ja in Pathe sich widerspiegelt, mit nur einem Worte versehen im Sprachvorrathe — wie unmöglich! warum ist es aber dort möglich? Es ist nicht anders mit der im Süden und Westen dafür gebrauchten Bezeichnung, z. B. bair. der Gött Pathe, die Gott Pathin, vom Kinde im 18. Jahrh. Gothl, im 14. Jahrh. göte, s. Schmeller 2, 85 (1, 962), auch das ist doch nur ein Wort in ganz wenig abweichender Richtung.²⁾ Ebenso ist es bei bair. Tot, Pathe, Pathin, nebst Töthel u. ä., s. Schmeller 1, 465, der aus Berthold im 13. Jh. tote beibringt, in einem Satze zugleich von dem Pathen, wie vom Kinde gebraucht.

1) S. Nr. 1—3 Bd. 6 S. 198 flg., Nr. 4—6 S. 309 flg.

2) Der Name Göthe, der nicht so selten ist (auch Göbel), mag hier seinen Ursprung haben.

2) Lehren und Lernen.

In meiner Vaterstadt Leipzig und dem Sprachgebiet, dem sie angehört, ist Lehren eigentlich gar nicht heimisch, es tritt dafür ohne Ausnahme Lernen mit ein neben der Bedeutung, die es für sich hat. „Wo hast du das gelernt?“ und „wer hat dir das gelernt?“ gehen und stehen gemüthlich neben einander im Gebrauch und im Sprachbewußtsein. Ebenso „ich habe von dir schon manches gelernt, nun lerne mir auch das“ — wir hatten von Haus aus durchaus nichts Anderes zur Verfügung und empfanden auch nicht das mindeste Bedenken oder Vermiffen dabei, der Vater und die Schule aber hatten ihre liebe Noth, uns Lehren wenigstens für die Schrift gleichsam auf- oder einzuzwingen, obwohl es durch Lehrer, Lehre, Lehrling, Lehrgeld usw. hätte gestützt sein können. Wenn aber Lehren endlich folgsam angenommen war, wollte uns doch der Acc. gar nicht ein statt des Dativs.

Dieses Lernen für Lehren ist aber nicht etwa eine neuere zuchtlose Entartung der Mundart, sondern um mehr als ein halbes Jahrtausend zurück als geltend erkennbar besonders im mitteldeutschen Sprachgebiete (s. in Grimms Wörterbuch). Bei Luther z. B.: „Damals lernete mich die Noth erst recht beten“ Schriften 7, 20^a Jena. Im 14. Jahrhundert z. B.: ouch sal niman einen jungen lernen under zweien jären. Freiburger Messerschmiedinnung bei Schott 3, 294. und der schulmaister sol sie ümbsust lernen. Anz. des Germ. Mus. 1879 Sp. 9. Weiteres und noch Älteres in den mhd. Wbb.

Wenn das aber von der gebildeten Sprache wieder ausgestoßen und mit dem Bann der Niedrigkeit belegt ist, hat es doch auch da an einer Stelle sich behauptet in „einen anlernen“ (für oder zu etwas) das unentbehrlich ist.

Merkwürdig aber ist in andern Sprachgebieten der Stand der Dinge umgekehrt. Im Niederdeutschen hat lēren den Platz, vertritt aber unter allen Umständen zugleich lernen. In Braunschweig z. B. heißt es „Herr Kantor, willst sei (wollen Sie) den Jungen wat lehren?“ „Dei Junge is klauk, hei mot in der Schaule de anderen Kinder lehren.“ Aber auch: „Dat Mäken lehrt gut (lernt gut), dei Junge kan gut lehren, hei is gut lehrig“. Ebenso ist lernen mit vertreten im niederl. leeren, dän. lære, schwed. lära.

Auch oberdeutsch, z. B. bairisch gilt lernen mit für Lehren, dazu selbst der Lerner für Lehrer (neben Lehrling), s. Schmellers bayr. Wörterb. 2, 190 (1, 1502). Und auch umgekehrt Lehren einzeln für Lernen, daher z. B. an der Pegnitz der Lehrer für Lehrling, s. das. 2, 488 (1, 1499).

Überhaupt greift dieß lēren für lernen auch über das nd. Gebiet herunter. Ganz gemäß ist es der limburgischen Mundart Heinrichs von Beldefe:

Dò man der rechten minne pflac,
 dò pflac man ouch der èren.
 nu mac man naht unde tac
 die bæsen site lèren.

Minn. Früh. 61, 21.

Aber auch mitteldeutsch im 15. Jahrh. z. B. in einer Leipz. Hs. larte lernte, gelart gelernt: also larte dy jungfrowe so wol unde studierte in den fryen kunsten also redelich, das sy dornoch larte zu mal fyszig dy natürlichen künste, philosophiam usw. Mhd. W. 1, 144; die das hantwerk gelart haben, wonende in dem wichbilde (Fleischer nämlich). Urkundenb. der Stadt Leipzig 1, 301, v. J. 1464. Auch im 16. Jahrh. noch bei niemand anders als Luther, in einem Briefe an seine Gattin vom 10. Febr. 1546, wo er sie zurecht weist wegen banger Ahnungen, die sie hatte: „ich forge, wo du nicht aufhörest zu forgen, es möchte uns zulezt die Erde verschlingen . . . lehrest du also den Katechizimum und den Glauben?“ Daß aber so das Gebiet, wo lernen mit für lehren galt und das, wo lehren mit für lernen steht, wie da bei Luther (der ja auch lernen für lehren hat), daß also beide wie schillernd durch einander gingen, das ist überaus merkwürdig und müßte genauer geprüft werden. Und auch damit entstand doch keine Verwirrung.

Im Mhd. sind beide genau unterschieden, lèrian, lèran und lirnên, lernên, wie heute wieder im Hd. Aber das lernen für lehren und umgekehrt ist mehr als eine gedankenlose Verwechslung, wie es denn in den ersten Spuren weit zurückreicht (s. in Grimms Wb.), es ist vielmehr das Ergebnis eines Dranges, mit dem der Sprachgeist von nicht nothwendiger Manigfaltigkeit zu bequemer Einfachheit und Einheit fortzuschreiten bestrebt war; dies ist besonders deutlich an der Behandlung der ursprünglichen Fülle der Casusformen, die immer mehr zu bequemer Einheit zusammengedrängt wird; hier aber offenbart sich jener Drang auf dem Gebiete des Sinnes, der Bedeutung, des Innern und wirkt von da zurück auf die Form, was doch auch bei jener Vereinfachung der Casusformen keineswegs fehlt.

Der immerhin merkwürdige Vorgang wird hübsch in diesem Sinne beleuchtet und gegen den Vorwurf der Gedankenlosigkeit im Gebrauch ähnlich klingender Formen geschützt durch das franz. apprendre, das außer lernen zugleich lehren bezeichnet, und zwar ist hier deutlich, daß die Vereinerung vom lernen ausgegangen ist, lat. apprehendero erfassen. Wie springt aber da der Sprachgeist mit der gewöhnlichen Logik um, die doch den Anspruch macht, die einzige zu sein und das Sicherste und Festeste was es giebt.

3) Schuldner und Gläubiger.

Auch dabei werden, und zwar im vollsten Ernst des Lebens, die beiden Begriffe, die die denkbar schärfsten Gegensätze darstellen, in einem Wort zusammengeworfen. Lange nämlich bezeichnete, besonders oberdeutsch, gelt eine Schuld (zu gelten, eigentlich bezahlen), dazu aber gelter, mhd. geltære so gut den Schuldner wie den Gläubiger. Ist das nicht, als ob man schwarz und weiß unbegreiflich sorglos in eins zusammenwerfen wollte? Als würde mit der nöthigsten begrifflichen Unterscheidung kindisch gespielt, und zwar wie gesagt so mitten im Ernst des Lebens?

4) Huld und hold.

Auch da liegt eine Doppelheit vor, die eigentlich den schärfsten Gegensatz darstellt, und doch wird sich gerade hier der Knoten des Räthsels leicht lösen. Noch in unserm Jahrhundert mußte einem neuen Fürsten und Herrn von seinen angeerbten Unterthanen gehuldigt, die Erbhuldigung geleistet werden, altdeutsch zu reden, sie mußten ihm hulden, hulde tuon, d. h. ihm ihre Huld geloben und beschwören. Dagegen gönnte und versicherte der Herr seinen Unterthanen seine hulde, womit eigentlich das ganze Verhältniß zwischen beiden am einfachsten ausgesprochen war, und es war eigentlich die gefürchtetste Form der Strafe, wenn er ihnen seine hulde entzog.

5) Zur Erklärung der Erscheinung.

a) Gerade für hold ist wie gesagt der Anlaß und das Recht der zuerst so auffallenden Erscheinung am leichtesten zu erkennen. Auffallend ist sie aber nur äußerlich, nicht innerlich gesehen. Das holt und hulde bezeichnet das Verhältniß zwischen Herrn und Mannen, das gleichsam zwischen beiden wie innerlich schwebt als ein und derselbe Begriff, daß nämlich jeder der beiden Theile dem anderen in Gesinnung und That seine Zuneigung und Angehörigkeit zeigt, ihm gleichsam mit seinem Willen und Können zur Verfügung steht, oder kräftiger zu reden sich ihm hingiebt, was für die älteste Zeit gar nicht zu viel gesagt ist. Und dieß Verhältniß, das eigentlich für jeden der beiden Theile dasselbe ist, stellte sich auch äußerlich sichtbar ebenso dar. Denn der Mann neigte sich vor dem Herrn, um diesen damit als höher anzuerkennen, der Herr aber, der höher stand, oder wie im Lehrecht, saß, während der Mann vor ihm kniete, neigte sich „huldboll“ herab zu jenem und versicherte ihn damit seiner gewogenen und hülfreichen Gesinnung, wie auch Gunst und Beistand im bestimmten Falle so gewährt wurden. Also ein Thun auf beiden Seiten, äußerlich und doch auch innerlich eins. Zu holt aber liegt eben der Begriff der Herabbewegung als stammhaft vor, wie noch deutlich erkennbar ist in Halde, Abhang. Also der Sprachgeist hat mit

seiner Logik recht, sie faßt in größter Schärfe den Gegenstand zugleich äußerlich und innerlich.

b) Auch bei gelter als Schuldner und Gläubiger zeigt sich, näher zusehen, derselbe Grund der Erscheinung. Es handelt sich dabei um das gelt, seien es 2000 Gulden, die in Frage sind. Diese stehen wie zwischen beiden Theilen als Punkt, der ihr Verhältniß bestimmt, und dieß Verhältniß ist in dem zweiseitigen gelter ausgesprochen. Das gelt, die 2000 Gulden, ist ja ein Ding, nur mit zwei Seiten, für die sich das in den Gedanken dahinter klingende gelten doppelt darbietet: gelter einmal, der das gelt gezahlt hat, das andre Mal, der es zahlen soll. Ich denke, damit sind wir genau auf dem Pfade, den dabei der Sprachgeist gieng. Auch da ist das Verhältniß innerlich gefaßt, das sich nur äußerlich verschieden darstellt.

Im Grunde gleich, nur noch deutlicher erscheint das bei Kaufmann, das außer dem Verkäufer eigentlich auch den Käufer bezeichnet (also die Gegensätze), dieß z. B. in dem Sprichworte, das man auf Jahrmärkten hört, wenn die Verkäufer über schlechte Geschäfte klagen: „ja viel Kaufleute, aber wenig Käufer“. Kauf als Kaufgeschäft bildet da die Vermittelung, das einmal besonders zu behandeln ist.

c) Und mit Lehren und Lernen ist es nicht anders. Auch dieß beides läuft genau besehen in einem Punkte zusammen und ist von dem aus betrachtet. In der Schule, wo man doch den Ursprung suchen muß, ist es ein Wort, ein Satz, ein Lesestück, das Lehrer und Schüler beschäftigt und ihr Thun in sich vereinigt; der Lehrer sagt es vor, der Schüler sagt es nach. Oder in der Rechenstunde, da ist eine Aufgabe das eine Bestimmende, der Lehrer legt sie vor, der Schüler sucht sie zu lösen, der Lehrer hilft dazu; alles dreht sich um den einen Punkt, in dem das Thun des Lehrers und Schülers wie eins erscheint oder eins zu werden strebt: das muß auch hier der Weg sein, den der unbewußte und doch so ins Innere und Tiefe greifende Sprachgeist gieng.

Aber beim Pathen? Ich gestehe, daß ich damit nicht aufs Reine kommen kann. Nur das läßt sich wohl einstweilen behaupten, daß es auch hier das tiefere innere Verhältniß sein muß, das den Sprachgeist so allgemein bestimmt hat, Pathe und Pathchen mit einem Worte oder Stamme zu bezeichnen. Die Übereinstimmung bei Pathe, Gott und Tot, zum Theil in alter Zeit bezeugt, verbürgt allein, daß das Verfahren der Sprache auf gutem, festem Grunde ruht, den es zu finden gilt. Es giebt überhaupt noch sehr viel Arbeit für die Aufgabe, die labyrinthischen Gänge aufzufinden, die der Geist der Sprache bei seinem Schaffen geht.

d) Ähnlich ist es auch, und doch auch wieder anders, wenn feig früher auch in der zur heutigen gerade entgegengesetzten Bedeutung er-

scheint, z. B. im Liede vom Hörnen Seifried; der Held geht in den Kampf mit dem feuerspeienden Drachen, den gefährlichsten Kampf, den er je bestanden, er braucht dazu das Zusammenraffen des höchsten Muthes:

Do ward der Held Seifride
So grimmig und so feig,
Sein Schwert das gund er fassen
Und zu dem Steine (Drachenstein) steig usw.

Hörn. Seifr. 143, 2.

Die so auffallende Doppelheit der Bedeutung im grellsten Gegensatz erklärt sich aus der Bedeutung, die im mhd. Gebrauche noch voran stand: veige waren die, welche im beginnenden Kampfe durchs Schicksal zu sterben bestimmt waren, daher der vielgebrauchte Spruch: ez sterbent wan die veigen. Wer sich nun, wenns in den Kampf gieng, zu den veigen rechnete, der war dann je nach Gemüthsart entweder feig, wie mans heute nimmt, oder gerade recht tapfer, todesmuthig, waghalsig.

7) Ähnlich ist es auch mit einer merkwürdigen Doppelheit des Sinnes beim mhd. muoz, muß, das neben der heutigen Bedeutung auch die des Dürfens hatte, auch z. B. in der Rechtsprache, wobei man meinen möchte, daß es eben damit zu genauem, scharfem Ausdruck, wie ihn das Recht verlangt, geradezu unbrauchbar werden und schädliche Verwirrung schaffen mußte. Und doch ist dem nicht so, so wenig wie bei lehren und lernen.

So im Sachsenspiegel, z. B.: ein vervestet man (eine Art Bann) müz sich wol ûz ziehen in allen steten binnen deme gerichte (Gerichtsbezirk), da her vervestet ist: zu glicher wîs, als man die klage erheben müz in allen steten, alsô müz sich ein man wol ûz ziehen in allen steten. Sp. III, 17, alle drei müz meinen darf, kann, von Rechtswegen, es ist die in dem Rechtsbuch gewöhnliche Bedeutung. Dagegen wie jetzt, z. B. von einer Tochter, die noch im Hause und einer, die verheirathet ist: waz si erbes an erstirbet (ihr als Erbe zufällt), daz müz si mit der (verheiratheten) swester teilen. I, 5, 2; wem man icht gelten sal (eine Zahlung leisten), der müz es (darauf) warten, wen (bis) die sunne undergêt. III, 40, 1. Häufig steht aber sol (sal), wo wir muß sagen.

Die Erklärung der Doppelheit liegt in der Vorzeit, wo muoz vom Willen der Götter galt, den der Priester, der Hausvater ermittelte: muoz galt sowol von dem, was die Götter verlangten, als von dem, was sie erlaubten. In den Rechtsstellen vorhin ist an die Stelle des göttlichen Willens der des Rechtes getreten, das ja unsern Vorfahren etwas Göttliches hatte. Ähnlich oder entsprechend war in Rom fas est sowol von dem, was die Götter geboten, als was sie zuließen.

Wie ist die preußische Bestimmung über die mittelhochdeutsche Lektüre in Obersekunda zu verstehen und auszuführen?

Von Gotthold Böttcher in Berlin.

Unter den vielen Bestimmungen der neuesten preußischen Lehrpläne, welche zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben, ist die über die Lektüre des Nibelungenliedes in Obersekunda vielleicht die unklarste. Viele Bitten um Aufklärung sind bis jetzt vergeblich an die Behörde gerichtet worden; ebensowenig geben Fachzeitschriften Auskunft, weil man offenbar gar nichts damit anzufangen weiß. Aber einmal muß doch diesem unerträglichen Zustande ein Ende gemacht werden, und das ist nur möglich, wenn sich die Fachgenossen öffentlich darüber aussprechen, wie sie diese Bestimmung ausführen. Dazu möchte ich hier den Anfang machen, indem ich die Ansicht einer Anzahl von Berliner Kollegen, die sich in der Gesellschaft für deutsche Philologie zusammensinden, darüber mitteile. Wir haben dem wichtigen Gegenstande zwei Sitzungen gewidmet und auf Grund eines Vortrages Rudolf Lehmanns einige Thesen vereinbart, die ich mir erlaube hier mit der nötigen Begründung bekannt zu machen. Wir halten uns nicht nur für berechtigt, nach diesen Grundsätzen zu verfahren, sondern glauben auch wirklich den eigentlichen Sinn des Gesetzgebers getroffen zu haben, wenn wir nicht amtlich eines Besseren belehrt werden. Um so einen festen Boden zu gewinnen und auch andern dadurch einen Anhalt zu geben, wählen wir diesen Weg der öffentlichen Erklärung, die zugleich für die Herren Fachgenossen Veranlassung werden soll, sich ebenfalls zur Sache zu äußern.

Die Bestimmung der neuen Lehrpläne, auf die es hier ankommt, heißt: „Einführung in das Nibelungenlied unter Veranschaulichung durch Proben, welche vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind.“

Diese Worte werden vielfach so verstanden, daß die Schüler eine Übersetzung des Nibelungenliedes in der Hand haben sollen, nach welcher das ganze Gedicht behandelt wird, und daß der Lehrer nur verpflichtet ist, irgend einmal ein paar Strophen des mittelhochdeutschen Originals als „Proben“ vorzulesen und zu erklären. Wir leugnen nicht, daß der Wortlaut diese Auffassung zuläßt, aber wir können zur Ehre des Gesetzgebers nicht glauben, daß eine solche Oberflächlichkeit wirklich in seinem Sinne gelegen habe. Der Lehrer soll Teile eines Gedichts in fremdartiger Sprache erklären, die er nur vorliest, ohne daß die Schüler dieses Gedicht selbst vor Augen haben! Es ist ja klar, daß kein Schüler, auch der begabteste nicht, davon mehr gewinnt, als auf

dem Wege vom einen zum andern Ohr, vom hinein zum hinaus hängen bleiben kann, d. h. eben absolut nichts. Ist das aber das Ergebnis, so ist die Zeit, die darauf verwandt wird, verschwendet, und ein härterer, vernichtenderer Vorwurf könnte diese Bestimmung nicht treffen, als der, daß sie nötigt, die ohnehin so knappe, so kostbare Zeit, die dem deutschen Unterrichte zugemessen ist, für völlig unnütze Dinge zu vergeuden. Wäre das der Sinn, so wäre es wahrlich besser beim Alten geblieben, wo die Beschäftigung mit dem Originaltexte mit klaren Worten verboten war. Wenn nun aber im Gegensatz dazu die neuen Lehrpläne bestimmen, daß die Schüler mittelhochdeutsche Texte kennen lernen sollen, so muß auch gemeint sein, daß sie wirklich etwas davon haben, nämlich einen Eindruck von der Eigenart des Originals, den eine Übersetzung nicht geben kann. Das ist aber nur möglich, wenn die Schüler den mittelhochdeutschen Text der Stücke, die der Lehrer vorliest und erklärt, vor Augen haben.

Wir hoffen mit dieser Andeutung des Zieles, das diesem Zweige des deutschen Unterrichts in der Obersekunda offenbar vorschweben muß, keinen Widerspruch zu finden, und es fragt sich nun weiter, wieviel dann zu dessen Erreichung auf diese Weise mittelhochdeutsch gelesen werden soll. Hierüber ist gar nichts bestimmt, es ist in das Ermessen des Lehrers gelegt, er kann wählen, soviel er für nötig hält. Keinesfalls kann er — aus praktischen Gründen — das ganze Nibelungenlied, noch weniger alles andere, was er aus der mittelhochdeutschen Literatur bieten will, im Original lesen, aber es darf auch nicht zu wenig sein; der Text, den die Schüler in der Hand haben, muß mindestens die Möglichkeit bieten, die großen Hauptabschnitte des Nibelungenliedes im Zusammenhange zu lesen. Wer es nur einmal damit versucht hat, der wird wissen, welches Interesse die Schüler dem Original entgegenbringen, und mit welchem Eifer sie dann selbst weiterlesen, so daß nach gar nicht langer Zeit die Übersetzung sich als ganz überflüssig erweist, vorausgesetzt, daß die Schulausgabe die nötigsten Erläuterungen enthält, wie etwa die Ausgabe in unsern „Denkmälern“. Da nun auch thatsächlich in jener Bestimmung von einer Lektüre des Nibelungenliedes in der Übersetzung gar nicht die Rede ist, so stellen wir auf Grund aller dieser Erwägungen und Erfahrungen als erste These auf:

1. Mit dem Wortlaut der Lehrpläne und Lehraufgaben vom Jahre 1891 ist es vereinbar und zur Erreichung der Ziele, welche dem deutschen Unterrichte der D. II. vorschweben müssen, ist es erforderlich, daß die Schüler bei der Lektüre des Nibelungenliedes den Originaltext in Händen haben.

Eine Übersetzung daneben zu gebrauchen ist natürlich nicht ausgeschlossen. Sie ist unseres Erachtens beim Nibelungenliede unnötig, bei dem viel schwierigeren Walthar dagegen sogar erforderlich. (Vgl. dazu unten These 5.) Das folgt aus den weiteren Erwägungen über die Methode, die bei dem gedachten Betriebe zur Anwendung kommen muß.

Es versteht sich von selbst, daß wir uns bei der mittelhochdeutschen Lektüre des Nibelungenliedes durchaus auf den Boden stellen, den seinerzeit Müllenhoff in der Zeitschrift für Gymnasialwesen¹⁾ und Hildebrand in seinem Buche vom deutschen Unterricht²⁾, auch Münch, Paulsen u. a. bereitet haben. Diese Ansichten sind zu bekannt, als daß sie hier wiederholt zu werden brauchen. Wir können daher ohne weiteres unsere zweite These anfügen, die diesem Standpunkte genau entspricht. Sie lautet:

2. Das Ziel der mittelhochdeutschen Lektüre ist nicht eine Aneignung der Sprache auf Grund grammatikalischer Kenntnisse, wie sie der fremdsprachliche Unterricht erstrebt, sondern ein Verständnis der poetischen Eigenart und der sprachlichen Form der gelesenen Werke. Damit zugleich soll ein Verständnis für die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache angebahnt werden.

Wie aber soll nun der Schüler entsprechend dem allgemein anerkannten pädagogischen Grundsatz gemeinsamer Arbeit des Lehrers und Schülers zur Mitarbeit herangezogen werden? Es würde allen pädagogischen Errungenschaften der Neuzeit Hohn sprechen, wenn der Lehrer die ganze Stunde hindurch allein sprechen und eben nur „vorlesen und erklären“ wollte. Er muß sich überzeugen, daß seine Mitteilungen auch verstanden werden und muß dadurch die Schüler zur Selbstthätigkeit führen, so daß sie mit Hilfe geeigneter Erläuterungen des Textes endlich auch selbständig lesen können. Die Erfahrung bestätigt, daß das sehr bald erreicht wird, ohne irgend welche Arbeitsüberlastung. Es ist ja eine Lust, sich einmal so frei in einer dem Schüler noch ganz unbekanntem Region mit ihnen tummeln zu können, ohne Rücksicht auf den Regel- und Formenkram, ohne die leidige Angst vor der roten Tinte, den Strichen und Kreuzen, den Fehlern und Böden. Der Stoff ist ihnen zumeist schon bekannt und muß ihnen erst nochmals völlig vertraut gemacht werden, und dann treten sie an die eigenartige, ihnen ganz neue Form des Originals heran und gewinnen an ihm ein ganz neues Interesse und bringen damit erst in die Tiefe.

1) VIII (1854) S. 177—199.

2) 4. Aufl. S. 223—268.

Wir bezeichnen also die von dem Schüler zu erwartende Leistung in der dritten These so:

3. Die Leistung des Schülers, welche der Unterricht anstrebt, ist nicht eine präparierte oder extemporierte Übersetzung, sondern ein verständnisvolles Vorlesen in richtiger Aussprache und sinngemäßer Betonung. Hierzu hat der Lehrer durch eigenes Vorlesen und durch sprachliche wie sachliche Erklärungen anzuleiten.

Ohne eine gewisse grammatische Unterlage kann natürlich auch von keinem verständnisvollen Vorlesen die Rede sein. Die Schüler müssen also auch mit den wichtigsten grammatischen Eigentümlichkeiten des Mittelhochdeutschen vertraut gemacht werden. Nach allem aber, was bisher gesagt ist, darf dies nicht in systematischen Vorübungen geschehen, durch Deklinieren und Konjugieren, sondern in ausschließlich heuristischem Verfahren. Gerade hier wird sich die Kunst des Lehrers zu zeigen haben. Es gilt typische Stellen geschickt auszuwählen, zu gruppieren und das Gefundene an geeigneter Stelle klar zusammenzufassen und dabei doch diese grammatischen Beobachtungen stets nur als Mittel zum Zweck erscheinen zu lassen. Unsere vierte These lautet daher:

4. Das Verfahren bei der Erklärung der grammatischen Formen ist durchaus induktiv. Eine systematische Belehrung über mittelhochdeutsche Grammatik ist der Lektüre nicht voranzuschicken (vergl. den Schluß des Artikels).

Und in welchem Umfange sollen mittelhochdeutsche Dichtungen zur Lektüre herangezogen werden? Das Nibelungenlied steht obenan, darüber ist kein Streit. Wie steht es aber mit den anderen? Offenbar ist es für das Verständnis des Mittelalters unbedingt notwendig, daß die Schüler auch mit der höfischen Dichtung in ihren hervorragendsten Erscheinungen vertraut gemacht werden und nicht nur sogenannte „Ausblicke“ erhalten. In Betracht kommen Hartmanns Armer Heinrich, Wolframs Parzival und Walther. Der Arme Heinrich kann, besonders wenn das Nibelungenlied vorausgegangen ist, ohne Schwierigkeit mittelhochdeutsch gelesen werden, bei Wolfram dagegen ist es unmöglich und bei Walther sehr schwierig. Der Arme Heinrich kann nebst manchem andern, sei es in Übersetzung oder im Text (vgl. unsere „Denkmäler“ II, 2) völlig der Privatlektüre überlassen werden, der Parzival aber gehört seinem Inhalte nach in die Prima und sollte dort, wo es irgend möglich ist, in der Übersetzung gelesen werden. Es giebt keine wirksamere und vertiefendere Ergänzung zum Geschichts- und Religionsunterrichte dieser Klasse als den Parzival, und nach den Erfahrungen, die man bei Auf-

stellung der Lehrpläne in den einzelnen Anstalten macht, hat die Genehmigung der Verlegung des Parzival nach Prima gar keine Schwierigkeit.¹⁾ Aber auch in der Obersekunda würde sich Zeit dafür erübrigen lassen, wenn man streng bei den Lehrplänen bleiben zu müssen glaubt. Da nun aber hier von der Heranziehung des Originals in keinem Falle die Rede sein kann, so bleibt für die Lektüre höfischer Dichtungen im Urtext nur noch Walther übrig. Auch Walthers Gedichte bieten erheblich mehr Schwierigkeiten als das Nibelungenlied, aber hier macht es der geringe Umfang der Gedichte möglich, daß man eine völlig ausreichende Auswahl in kleiner und billiger Ausgabe zugleich mit neuhochdeutscher Übersetzung den Schülern in die Hand geben kann. Eine solche Ausgabe liegt in unsern „Denkmälern“ II, 1. (3. Aufl.) vor. Die Schüler lernen dann zuerst in der Übersetzung den Inhalt genau kennen und werden vom Lehrer in der oben bezeichneten Weise auch mit der poetischen Eigenart des Urtextes vertraut gemacht, so daß sie ihr Verständnis in derselben Weise durch richtiges Vorlesen bezeugen können, wie beim Nibelungenliede. Diese Lektüre gewährt insofern noch mehr Genuß, als man hier bei den kleinen Gedichten in jeder Stunde etwas Abgeschlossenes und Abgerundetes gewinnen kann. Wir stellen daher als letzte These für die Lektüre mittelhochdeutscher Dichtungen im Original auf:

5. Neben dem Nibelungenlied (erstes Vierteljahr) ist als Vertreter der höfischen Dichtung Walther (zweites Vierteljahr) in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen.

Wir stellen diese Thesen hiermit zur Diskussion und bitten die verehrten Fachgenossen, die derselben Meinung sind, ev. einfach ihre Zustimmung in dieser Zeitschrift erklären zu wollen. Auf andere Weise kann dem Zustande fortwährenden unsicheren Tappens kein Ende gemacht werden. Ich darf endlich hinzufügen, daß unsere Auffassung auch an leitender Stelle, insbesondere vom Herrn Geh. Rat Höpfner, geteilt wird, und ferner, daß vorstehende Thesen auf der Philologenversammlung in Wien die einstimmige Zustimmung der sehr stark besuchten germanistischen Sektion gefunden haben.

Da es vielleicht auch interessiert, wie wir uns die hier in großen Strichen gezeichnete Methode im einzelnen ausgeführt denken, so äußert sich Herr Professor Dr. Kinzel darüber folgendermaßen:

1) Ich erlaube mir darauf hinzuweisen, daß mit der zweiten Auflage meiner Parzivalausgabe noch eine besondere gekürzte Schulausgabe (Friedberg & Mode 1,25 M.) erschienen ist.

„Da uns durch die neuen Lehrpläne für die Behandlung des deutschen Mittelalters nur ein halbes Jahr gewährt ist, so ist es wünschenswert, das längere Winterhalbjahr dafür zu verwenden.

Die Verteilung des Stoffes ist so vorzunehmen, daß im ersten Vierteljahr das Nibelungenlied, im zweiten Walthar von der Vogelweide im Mittelpunkt des Unterrichtes steht.

Zur Vorbereitung auf jenes belehrt man die Schüler über die Entwicklung der Volksdichtung und zeigt ihnen einmal, worin der Wert und die Bedeutung dieser nationalen Poesie liegt, dann wie diese Entwicklung im 9. Jahrhundert durch die Einführung des Christentums durchbrochen wird. Man gewährt ihnen zu dem Zwecke gründliche Einblicke in das Hildebrands- und Waltharilied und oberflächliche Ausblicke (hierzu mag das schöne Wort Verwendung finden) auf die christliche Dichtung. Nachdem man dann von der Entstehung des Nibelungenliedes kurz erzählt und den schon bekannten Stoff in großen Zügen ins Gedächtnis zurückgerufen hat, beginnt man frisch und ohne Umschweife das Lesen, und zwar mit dem Traum der Kriemhild; auf die Einleitung wird erst später einmal gelegentlich Rücksicht genommen. Der Lehrer liest vor, erklärt das Nötigste, fragt, was noch Schwierigkeiten macht, und überzeugt sich, daß der Sinn verstanden ist. Nach den ersten vier Strophen folgt eine Zusammenfassung; dann werden mehrere Schüler veranlaßt, das Durchgenommene noch einmal mit Verständnis vorzulesen. In vier bis fünf Stunden treuer Arbeit sind die Schwierigkeiten überwunden, die Begeisterung ist geweckt, und das Vergnügen fördert den Genuß. Jetzt müssen die Schüler allein vorlesen, durch Inhaltsangabe beweisen, daß sie verstanden haben, und durch Fragen zeigen, daß sie mit Aufmerksamkeit gelesen haben.

Am Schluß einer jeden Stunde oder als Abschluß mehrerer Lesestunden faßt der Lehrer einige sprachliche Erscheinungen, welche beobachtet worden sind, kurz zusammen. Am Schlusse des Vierteljahrs fügt er die vorgeschriebene Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache an. In den Weihnachtsferien ist ein Auszug aus der Gudrun in Übersetzung zu lesen und durch einen Aufsatz oder Vorträge die Erledigung dieser Aufgabe zu prüfen.

Im zweiten Vierteljahr ist nun ganz entsprechend zu zeigen, wie die natürliche Entwicklung unserer vaterländischen Dichtung zum anderen Mal durch die höfische Poesie durchbrochen worden, welche ihre Anregungen und Stoffe wesentlich aus der Fremde bezog, wie trotzdem durch die Entfaltung des Rittertums in einer bewegten Zeit die Kunst zu hoher Blüte gekommen, so lange der deutsche Geist und das deutsche Gemüt der fremden Einflüsse Herr wurde, wie diese sich aber eigentlich nur in

der Lyrik rein und groß entfalten konnten. Darum müssen die Schüler gründlich in Walthers von der Vogelweide eingeführt werden, nachdem ihnen an einer kleinen Zahl vorwaltherscher Lieder die Entfaltung der deutschen Lyrik gezeigt ist, was von unschätzbarem Wert und nirgend sonstwie möglich ist.

Aber Walthers kann nicht ohne Übersetzung gelesen werden. Ein lyrisches Gedicht zum Verständnis zu bringen, ist auf dieser Stufe überhaupt schon schwer; Walthers hat aber seine ganz absonderlichen Schwierigkeiten, wie jeder Kenner weiß. Also nehme man zuvörderst ein jedes Gedicht in der Übersetzung vor und mache die Schüler mit dem Inhalt ganz vertraut. Dann erst lese man ihnen dasselbe im Urtext vor. Von den Nibelungen her haben sie nun soviel Mittelhochdeutsch gelernt, daß sie nicht bloß folgen, sondern auch (die Besseren wenigstens) genießen können.

Alle andere höfische Dichtung, Hartmanns Armen Heinrich und Parzival, kann man dann im „Ausblick“ erledigen, der Privatlektüre überlassen, für Vorträge verwenden oder auf gelegene Zeit verschieben.

Zu Schillers Ring des Polykrates.

Von Th. Beder in Neustrelitz.

Draheim stellt VII, 7 flg. die wichtige Frage: Was sind Schillers antike Dichtungen uns? Wirken sie weiter nichts, als daß sie uns rein gegenständlich den längst verlassenen Standpunkt einer alten Zeit schildern, so sind sie vielleicht noch als Veranschaulichungen eben jener Auffassungsweise zu gebrauchen; uns aber, unserm Herzen sind sie nichts. Ich will in Bezug auf Schillers Ring des Polykrates zeigen, wie er auch uns in gewissem Sinne noch etwas sein kann.

Dazu sind zunächst einige Worte über den sogenannten Grundgedanken des Gedichtes nötig. J. Brock, II, 247 flg. bringt dasselbe in Verbindung mit Schillers philosophischen Gedanken über das Verhältnis des Menschen zu der ihn umgebenden Wirklichkeit, zur Realität: der Mensch kann keine sichere Herrschaft über die Außenwelt ausüben, er kann sie sich nicht bis zu dem Grade dienstbar machen, daß sie sich seiner Macht zu entziehen nicht im Stande wäre. Nun mag ja Schiller als Philosoph durch einen solchen allgemeinen Gedanken in ein Verhältnis zu dem überlieferten Sagenstoffe getreten sein; als Dichter muß er seine Freude auch an der lebensvollen Anschaulichkeit gehabt haben, in der die Sage erscheint. Jedenfalls können wir, können unsere Schüler nicht bei

jener blassen Abstraktion stehen bleiben. — Bestimmen wir den Gedanken genauer, so ist die Frage nach dem Glück des Menschen gestellt. „Bestehe, daß ich glücklich bin,“ sagt Polykrates. Aber nach dem Glück nicht in dem Sinne, daß erwogen würde, ob das Glück in äußeren Dingen, in Sieg und Reichthum bestehe oder im Herzen seinen Sitz habe (Draheim, Seite 9, bringt das nicht ganz richtig mit hinein), sondern ob ein irgendwie erworbenes äußeres Glück beständig sei. Wenn wir nun aber sagen, daß seine Unbeständigkeit gelehrt wird, ist auch das noch zu unbestimmt, als daß dadurch die eigentümliche Lebensanschauung des Gedichtes bezeichnet würde. Daß den Menschen oft Unglück trifft, das wissen wir freilich! Daß einen Menschen von großem Besitze leichter Unglück trifft, als einen andern, können wir uns wohl natürlich daraus erklären, daß er dem Unglück gleichsam mehr Angriffsunkte bietet. In Schillers Gedicht aber kommt es darauf an: wie ist der Grund dieses Unglückes aufgefaßt? Und da als solcher der Meid der Götter gilt, so ist dieser der Grundgedanke des Gedichtes! Was soll es uns helfen das, worauf es eigentlich ankommt, zu verflüchtigen? Mit demselben Rechte, wie hier, könnte jemand sagen, daß auch im Hiob die Unbeständigkeit alles äußeren Glückes der Grundgedanke sei, während doch gerade, wie hier, der Grundgedanke des Hiob erst hervortritt, wenn wir nach Grund oder Zweck des Unglückes fragen: leidet er es als Strafe oder als Prüfung? Es ist also auch beim Ring des Polykrates nicht der Fall, daß der allgemeine Gedanke von der Unbeständigkeit des äußeren Besizes das Wesentliche wäre und die mythologische Form, in der er erscheint, etwas Gleichgiltiges. Vielmehr kommt gerade auf diese Erscheinungsform alles an.

Soll also der Ring des Polykrates uns noch etwas sein, soll er dem Schüler vertraut werden, so muß dieser griechische, heidnische, fremdartige Gedanke als noch jetzt im Deutschen, im Schüler, in uns allen lebendig aufgezeigt werden. Viel weniger wichtig ist die Geschichte mit dem Ringe, sie kann eher als bloß äußerliche Einkleidung gelten. Doch mögen auch für sie Anknüpfungspunkte in unserm deutschen Gedanken-vorrat dankenswert sein. Ich beginne damit.

Die Ringsage ist offenbar eine von denjenigen, welche zu vielen Völkern gewandert ist. Sie liegt, dem Schüler sehr zugänglich, zunächst vor in Adolf Böttgers Gedicht Stavoren (Paulslets Lesebuch für Quinta). Sie spielt dort am Ruidersee in christlicher Zeit. Auch dort wird der Ring ins Meer geworfen in der Überzeugung, daß er nie wieder herauskommen könne; aber er findet sich, wie in der griechischen Sage, im Magen eines Fisches. Jedoch zu ganz verschiedenen Zwecken wirft man den Ring in die Tiefe: Polykrates betrachtet ihn als ein Opfer, durch welches er feindliche Mächte versöhnen will; das Fräulein pocht auf ihr

Glück, das sie für unzerstörbar hält, sie will anschaulich machen, daß auch Gott ihr nicht schaden kann, sie troht wie Ijobe und könnte mit ihr ausrufen: maior sum, quam cui possit fortuna nocere. So ist denn auch der Grund, welcher das Fräulein ins Verderben stürzt, nicht der Neid mißgünstiger göttlicher Mächte, sondern der Zorn des Christengottes über ihren frevelhaften Sinn.

In anderer Form tritt die Geschichte von dem ins Meer geschleuderten und in einem Fische unvermutet wiedergefundenen Gegenstande, der nun aber kein Ring, sondern ein Schlüssel ist, uns entgegen in dem Gregorius Hartmanns von Aue (früher abgedruckt in Paulsies Lesebuch für Sekunda und Prima, 1. Auflage, Seite 211). Gregorius wird auf eine Insel am Strande Aquitaniens ausgesetzt, weil man ihn für einen Betrüger hält. Der Fischer wirft den Schlüssel, mit dem er seine Eisenbande geschlossen, ins Wasser mit den Worten: daz weiz ich âne wân, swenn ich den slüzzel funden hân ûz dirre tiefen ûnde, so bist dû âne sünde unde bist ein heilic man. Als Gregorius später in Rom zum Papst gewählt ist und Abgesandte ihn suchen, hat der Fischer gerade einen schönen Fisch gefangen, mit dem er die Boten bewirten will, aus seinem Magen kommt der Schlüssel zu Tage. So ist das Wunder hier ein Beweis, durch den Gott seine Unschuld klarlegt.

Es giebt noch andere entsprechende Sagen, die alle das gemeinschaftlich haben, daß scheinbar unmögliche Dinge unerwartet wirklich werden. So Macbeth und der wandernde Wald von Dunsinam, so Gustav Adolf, der nur von einer silbernen Kugel getötet werden kann und fällt, weil sein Mörder in Ermangelung einer Kugel einen abgeschnittenen silbernen Jackenknopf geladen hat. Eine Vergleichung solcher aus den verschiedensten Zeiten und Völkern stammenden Sagen ist sehr anregend für die Schüler. Sie erweckt zunächst Staunen, daß überall dieselbe Grundform in wechselnder Gestalt wiederkehrt; sie lockt auch wohl die Frage hervor, woher diese Ähnlichkeit stamme, und wenn man darauf auch keine rechte Antwort zu geben weiß, so ist es doch für den Schüler wichtig genug zu sehen, daß eine solche Frage überhaupt besteht.

Nun aber zum Neide der Götter! Da wird es sich zunächst empfehlen das Gedicht des Grafen A. F. von Schack, der Triumphator, heranzuziehen. Wir bleiben damit zwar im Altertum, aber wir erreichen doch das eine, daß wenigstens dort der Neid der Götter für die Schüler nicht so isoliert ist, als er zu sein pflegt. Amilius Paullus triumphiert über König Persens von Macedonien, mitten in der Festesfreude trifft ihn die Nachricht, daß seine Söhne gestorben seien. Er aber, statt traurig zu sein, dankt den Göttern: schon immer habe ihn die Angst gequält, daß Rom wegen seines unerhörten Glückes von den Göttern

verfolgt werden könnte; nun hoffe er, der neidische Born habe sich entladen in dem zerschmetternden Strahl, der ihn getroffen habe, und willig wolle er zum Besten des Vaterlandes das persönliche Unglück auf sich nehmen. Da ist also der Götterneid in reinsten Form, aber in Verbindung gebracht mit der opferfreudigen Vaterlandsliebe des echten alten Römers.

Wenden wir uns jetzt nach Deutschland, so können wir den Götterneid natürlich nicht im Christentum finden, wohl aber in dem noch immer verborgen weiter wuchernden Heidentum. In G. Mees sieben Büchern deutscher Volksagen findet sich I, 284 (Nr. 213) abgedruckt eine Sage von der Ahnfrau des großen Freiherrn von Stein aus der Gegend von Nassau. Die alte Burgfrau hat zwei Söhne und vier Schwiegersöhne, sie sieht diese einst alle zu Tisch um sich und fühlt sich beunruhigt durch ihr überreiches Glück. Voll von diesen Gedanken spricht sie mehrmals vor sich hin: O Gott, dieser Ehren ist zu viel! In der Nacht verschwindet sie, und alles Suchen der Ihrigen ist umsonst. Sie hat freiwillig alle Ehren und Freuden aufgeopfert, um sich „vor sündigem Stolz zu bewahren“, aber auch um „dem Schicksal Sühne für ihr all zu großes Glück zu bieten, damit nicht eins ihrer Kinder oder Enkel dafür büßen müßte.“ Das Geschick hat sich verjähren lassen, Jahrhunderte lang hat das Geschlecht in Glück und großen Ehren geblüht. — An die Stelle der neidischen Götter ist hier das neidische Schicksal getreten. Der Unterschied vom Ringe des Polykrates ist nur, daß in der deutschen Sage das Opfer angenommen wird, in der griechischen nicht.

Aber nicht nur in alten Sagen aus der Urväter Zeiten, nein, auch in lebendigen Sprichwörtern und Gebräuchen haben wir noch heute den Neid der Götter oder, wie es nun richtiger heißen muß, böser Mächte. Als im 1. Akte von Goethes Götz Weisklingen den kleinen Karl begrüßt hat, sagt er zu dem Vater: „Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Verlichingen!“ worauf Götz antwortet: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten, — doch mir wär's willkommen.“ Was meint er damit? Schwerlich, daß innerhalb der Persönlichkeit seines Sohnes Karl neben glänzenden Vorzügen dunkle Flecken sich finden! Vielmehr, daß er, Götz, sonst vom Glücke in den meisten Beziehungen begünstigt, in dieser einen Unglück habe, da der Sohn ihm unähnlich sei und aus der Art schlage. Gehen wir nun auf die sinnliche Anschauung und Erfahrung zurück, welche dem von Götz gebrauchten Sprichwort zu Grunde liegt, so ist das Licht die Ursache des Schattens; erst wenn in einem Raume helles Licht entzündet ist, entsteht infolge des Lichtes starker Schatten. So ist auch in Götzens Gedanken ein ursäch-

licher Zusammenhang zwischen dem Glück auf der einen Seite, dem Unglück auf der andern. Wie kann nun aber Glück die Ursache von Unglück anders sein, als durch das Eingreifen neidischer Mächte? Und in diesem Sinne wird auch im Leben das Sprichwort wirklich angewendet. Damit soll, wie ich nebenbei bemerken muß, natürlich nicht gesagt sein, daß es immer diesen Sinn hat. Oft kann auch ein natürlicher Zusammenhang zwischen Licht- und Schattenseiten da sein, wie wenn z. B. große Begabung eines Schülers die Ursache ist, sei es von Hochmut und Einbildung, sei es von bequemer Trägheit, oder wenn hohe Stellung den Menschen zur Eitelkeit und Unmaßung verführt, u. s. f. Aber ursprünglich, möchte ich glauben, sind immer die neidischen Mächte im Spiel.

Ein verwandtes Wort ist: Glück im Spiel, Unglück in der Liebe. Die Vorstellung, welche jenes Glück als die Quelle dieses Unglücks erscheinen läßt, ist doch auch hier offenbar, daß der Mensch nicht hoffen dürfe, auf beiden Gebieten Erfolge zu erringen; begünstigt das Geschick seine Liebe, so giebt es ihm zum Ausgleich, d. i. aus Neid Verluste im Spiel.

Und noch ein Sprichwort! „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben“. Warum nicht? Man wird zunächst antworten: weil man nicht sicher ist, ob nicht doch noch ein Unglück komme, also wie Ovid sagt, *dicique beatus ante obitum nemo supremaque funera debet*. Aber es ist vielleicht noch tiefer zu fassen, das Loben selbst ist gefährlich. Schweigt man still, so bemerken jene tückischen Mächte es vielleicht nicht, daß es uns gut geht, und so entschlüpfen wir ihrer Bosheit; loben wir aber den Tag, so hören sie's, werden aufmerksam und können nun ihr hämisches Werk beginnen. — Darauf gründet sich dann ja auch ein weit verbreiteter Gebrauch: wer von seinem Glücke spricht, den warnen wir wohl: Berrufe es nicht! Oder wenn ich den Leichtsinn begangen habe, mein eigenes Wohlbehagen befriedigt zu äußern, so setze ich wohl ängstlich hinzu: Unverrufen! und klopfe zu höherer Sicherheit dabei dreimal auf den Tisch.

Und dieser heidnische Aberglaube, den wir uns so fern glaubten, und der nun zu unserer Überraschung unsere nächste Umgebung, ja uns selbst beherrscht, er muß wohl allgemein menschlich sein, ich finde ihn auch in Italien. Salvatore Farina, in seinem trefflichen Werk „Mein Sohn“ I, 135 (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek), sagt: „Ein Feind war in unser Haus gedrungen: die Furcht. Unser eigenes Glück eben war es, das einen schweren Schatten um sich her warf; all unsere Ruhe ging unter in dem abergläubischen Gedanken: Wir sind bisher allzu glücklich gewesen“. S. 137: „Unsere Stürme haben wir auch gehabt, sagte ich, wir haben auch unser Teil durchgemacht. Und ich stöberte in

der Vergangenheit herum und suchte mühsam all die vergessenen Leiden unseres Lebens zusammen, um damit den Meid der Götter zu beschwören". Hier ist freilich der Ausdruck „Meid der Götter“ verdächtig, er sieht gelehrt aus und angelernt. Aber wer Farina gelesen hat (und er ist es wert), der wird ohne weiteres der Überzeugung sein, daß es selbst empfunden ist.

Ich bin am Ziel: wir haben die heidnische Vorstellung wieder gefunden auf deutschem Boden, im Volksaberglauben einer christlichen Zeit. Und weil dieser Aberglaube über fast alle noch mehr oder weniger Macht hat, so knüpft Schillers Ring des Polykrates an lebendige Vorstellungen der Gegenwart an, er ist etwas für uns. Die Schüler aber erhalten dadurch gleichzeitig an einem anschaulichen Beispiel den Beweis für die wichtige Thatsache der Geistesgeschichte, daß das Heidentum als versteckte Grundströmung noch fortgeht unter dem Hauptstrom des Christentums, sie lernen sich selbst erkennen.

Bedeutungswandel einiger Worte seit dem vorigen Jahrhundert, insbesondere des Wortes Schrecken.

Von Eugen Lammer in Horn (Niederösterreich).

In dieser Zeitschrift (II. 118) wurde schon einmal (von A. Mühlhausen) darauf hingewiesen, welche schwierige Aufgabe das Übersetzen aus fremden Sprachen stellt. Hält man sich nur einmal all die Dinge vor Augen, die bei einem solchen Umgießen eines gegebenen Materials in eine ganz andere und doch wesensgleiche Form mit Recht gefordert werden, so erkennt man bald die Unmöglichkeit einer wirklich vollkommenen Übersetzung: Aus dem grob Logischen läßt sich freilich bald eine Stelle hauen, und damit begnügt sich zumeist die rein verstandesmäßige Arbeit der Schulübersetzung. Aber wie leicht auch hier schon arg gesündigt werden kann, zeigte Lothar Bucher an der berühmten Hamletstelle:

Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio,

heißt es bei Schlegel; philosophy bedeutet aber in der älteren Sprache Naturforschung oder allgemeiner: alle Wissenschaft, die der Offenbarung nicht bedarf.

Noch schlimmer wird es, wenn man tiefer bohrt: Auch in den besten Übersetzungen giebt es kaum einen Ausdruck, der sich völlig mit dem übersetzten deckt, so daß sein Umfang nicht weiter oder enger, sein Sinn

nicht unbestimmter oder schärfer zugeschnitten wäre. Wenn wir nun erst die charakteristische Satzfügung und Wortstellung, den Gefühlswert der Worte und Redewendungen oder gar die eigenartige Musik einer Sprache, ihren ganz ursprünglichen Rhythmus, den Geist ihres Bezuges auf uns wirken lassen, — welcher Genius wäre gewaltig genug, all dies in einer fremden Sprache so wiederzugeben, wie sich der Schöpfer des Urtextes in dieser Sprache gefaßt hätte?

Wer hat z. B. den Geist, Gefühlswert, Sprachrhythmus der folgenden Iliasstelle getreu abgespiegelt, der fast mustergiltig gewordene Voss oder Hermann Grimms kein geistvoller Wurf?

„Unmuthsvoll begann der Herrscher im Donnergewölk Zeus:
Heillos traun ist solches, daß du mit Here zu hadern
Mich empörst, wann sie künftig mich reizt durch schmähende Worte.
Ranket sie doch schon so im Kreis der unsterblichen Götter
Stets mit mir und saget, ich helf im Streite den Troern.
Eile denn du jetzt wieder hinweg, daß nicht dich bemerke
Here“

„Schwer bedrängt begann der Wolkensammler:
Böse Geschichten: Wie du mich da mit meiner Frau
Wieder verfeindest, daß sie zu ranken anhebt: sie behauptet,
Daß ich den Troern hülfle. Mach dich davon!
Daß sie nichts merkt.“

Von beiden kann doch höchstens einer Recht haben, da hier sogar ein grundverschiedener Gottesbegriff des Dichters herausklingt.

Daß eine wahre Übersetzung aus dem älteren Deutsch vielleicht noch weniger geleistet werden kann, ist auch eine oft gesagte Wahrheit: Wie plump archaisch oder wie geschmacklos modern klingen gewöhnlich die Versuche, das Nibelungenlied zu übertragen. Seit in Österreich das Mittelhochdeutsche wieder dem Lehrplan des Deutschen eingefügt wurde, haben wir Lehrer der Muttersprache von neuem den alten Kampf mit dieser Schwierigkeit aufgenommen; die Feinfühlersten helfen sich so, daß sie gar nicht übertragen, sondern nur über die Stelle sprechen, sich ihr von verschiedenen Seiten plaudernd nähern. Aber man hat stets alle Hände voll von dem Unkraut von Mißverständnissen, das durch die Lautverwandtschaft alter und neuer Worte in dem Schülerhirn aufschießt und nun wieder mühsam zu jäten ist.

Noch schlimmer wird dies bei der Sprache des 18. Jahrhunderts. Die Sprache der Deutschen von Klopstock bis Goethe ist die gleiche wie unsere heutige; und doch klingt schon vieles unserem Ohr fremd. Daher glauben wir ihre Reden ohne weiteres verstehen zu können, während sich der Sinn oft ganz verschoben hat. Manches Hierhergehörige ist den

Fachgenossen bekannt, aber dem großen Publikum nicht, anderes harret noch der Entdeckung, zusammenfassende Werke mangeln völlig.¹⁾

Welcher Theaterbesucher, der nicht Germanist ist, versteht Fausts Worte „der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an“, anders als: „Das Leid aller Menschen“? Und doch heißt es: „Das tiefste Leid, das die menschliche Natur empfinden kann“; ebenso Ideal und Leben 12: „Wenn der Menschheit Leiden euch umfassen“, also Menschheit ist nicht ein Umfang (*omnes homines*), sondern eine Eigenschaft (*natura humana*) im Gegensatz zur Tierheit. Erst jetzt versteht man „die Grenzen der Menschheit“, es sind die Grenzen des menschlichen Vermögens. Max Piccolomini (W. T. II, 2) meint ebenfalls damit die menschliche Schwäche: „Es mag die Menschheit solche Augenblicke haben, doch siegen muß das glückliche Gefühl“. Ähnlich Ideal und Leben 10: „Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße steht vor des Gesetzes Größe“. Oft wird das Wort im Jahrhundert der Humanität mit dem gleichen Pathos ausgesprochen wie „Mensch“: „Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch aufs Pferd mit tiefem Atemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! Ins Feld, . . . wo wir, dem erdgeborenen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen.“ (Egmont V.) Man muß also dieses Wort in jeder Schrift des 18. Jahrhunderts zuerst in dem hier umschriebenen Sinne fassen, was so oft vergessen wird.

Hildebrand, der auf den Bedeutungsunterschied dieses Wortes aufmerksam gemacht hat²⁾, verweist noch auf den Wandel der Bedeutung von „rühren“ und „gemein“. Besonders überzeugend schien es mir, als ich bei Goethe im zehnten Buche von Dichtung und Wahrheit las (Seite 170, Voepel): „Der Erlöser sollte der Held (von Klopstocks Messias) sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den größten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte“. Gemeinheit steht also hier statt Erniedrigung. Ebenda findet sich der alte Gebrauch von rühren (Seite 181, V.): Goethe hatte für Herder eine Geldsumme geborgt, sie jedoch nicht zurückerhalten und war so in Verlegenheit gekommen. Endlich sandte Herder das Geld, statt des Dankes aber „lauter spöttliche Dinge in Knittelversen, die einen anderen irre oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von seinem Wert einen so großen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können.“

1) Einiges hat Erich Schmidt in dem kürzlich erschienenen Schlußbande seiner trefflichen Lessingbiographie zusammengestellt, Seite 696 ff.

2) Vom deutschen Sprachunterricht, Seite 229.

Sich zieren muß viel beleidigender für Mann und Frau geklungen haben als heute; sonst könnte es in Lessings Minna von Barnhelm nicht so ungemein schwer empfunden werden: Das Fräulein. (IV, 6.) Sie haben sich doch wohl nicht bloß geziert? B. Tellheim. Gott, so kann Minna sprechen! (Und dies Wort veranlaßt ihn, gegen seinen Willen den Ring zurückzunehmen.) B. Tellheim. (V, 5.) Sie zieren sich, mein Fräulein. Vergeben Sie, daß ich Ihnen dieses Wort nachbrauche. Das Fräulein (in ihrem wahren Ton). Hat Sie dieses Wort beleidigt, Herr Major? B. Tellheim. Es hat mir weh gethan. Das Fräulein (gerührt). Das sollte es nicht, Tellheim. — Verzeihen Sie mir, Tellheim. Das Wort wird also etwa gleichwertig geklungen haben mit unserem Fremdworte affektiert thun.

Mancher hat sich wohl schon verwundert, daß das vorige Jahrhundert seit Rob. Woods Essay on the original genius and writings of Homer, seit Lowth und Herder dem Klima einen so mächtigen Einfluß auf die Kultur, auf die Kunst der Völker zuschrieb, und hat vielleicht eine solche naive Schrulle belächelt. Er wird aber sein Unrecht einsehen, wenn er in Herders Ideen liest: „Endlich nährte auch das Klima der Griechen die Künste des Schönen, nicht hauptsächlich durch die Gestalt des Menschen, die mehr vom Stamme als vom Himmelsstrich abhängt, sondern durch seine bequeme Lage für die Materialien der Kunst und die Aufstellung ihrer Kunstwerke“. Das Klima hat eine Lage! Weiter: „Der schöne parische und andere Gattungen Marmors standen in ihrem Lande ihnen zu Gebot; das Elfenbein, das Erz, und was sie sonst zur Kunst bedurften, gab ihnen ein Handel, dem sie wie in der Mitte lagen Der Keim ihrer Kunstgaben ward also frühe hervorgeleckt, vorzüglich auch, weil ihre Nähe mit Kleinasien, ihre Kolonien in Großgriechenland u. s. f. einen Geschmack an Üppigkeit und Wohlleben bei ihnen erweckten, der der Kunst nicht anders als aufhelfen konnte“. Klima bedeutete demnach die natürliche Beschaffenheit eines Landes überhaupt, die Gesamtheit seiner Naturprodukte, seine Entfernung von anderen Ländern, die leichte Zugänglichkeit, z. B. die Eignung seiner Küsten für den Handel und mehr dergl.!

Das Wort Nachahmung wurde ebenfalls viel weiter gefaßt als heute. Nach Gottsched ist das Heldengedicht die Nachahmung einer berühmten Handlung, d. h. die Abbildung, Darstellung, Wiedergabe im Bilde. Klopstock betet im Prooemium des Messias: „Weihe sie (meine Dichtkunst), Geist Schöpfer, . . . führe sie mir als deine Nachahmerin voller Entzückung, voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen!“ Der Sinn ist nicht etwa: Die Dichtkunst solle Gottes Schöpferthätigkeit nachahmen, sondern sie solle Gott abbilden, im poetischen Ge-

mälde darstellen. Vor Alopstocks Geiste schwebt offenbar der damalige Gemeinplatz, die Dichtkunst müsse die Natur „nachahmen“, und im bewußten Gegensatz zu dieser von Gottsched und Breitinger übernommenen aristotelischen Formel setzt er hier seiner heiligen Poesie ein höheres Ziel, nicht die Dinge der Natur, sondern Gott selbst soll sie darstellen; daher das Gebet um Weihe seiner Dichtkunst.

Der Bedeutungswandel vollzieht sich, wie man sieht, gerne in der Weise, daß der Umfang des Begriffes kleiner, der Inhalt reicher und schärfer wird, also der Ausdruck wird differenziert und verfeinert. Einen interessanten Fund dieser Art glaube ich gemacht zu haben, der uns vielleicht manche dunkle Stelle klären mag. Nachdem Goethe den vollendeten Wallenstein gelesen hat, schreibt er an Schiller (17. März 1799): „... Der Schluß des Ganzen durch die Adresse des Briefes erschreckt eigentlich, besonders in der weichen Stimmung, in der man sich befindet. Der Fall ist auch wohl einzig, daß man, nachdem alles, was Furcht und Mitleiden zu erregen fähig ist, erschöpft war, mit Schrecken schließen konnte.“ Ist es wahr, daß wir erschrecken, weil Oktavio zum Fürsten ernannt wird? Sehen wir den Schluß des Dramas genauer an: Gordon übergibt Oktavio den kaiserlichen Brief, wobei er mit einem Blicke des Vorwurfs die Aufschrift liest: „Dem Fürsten Piccolomini. Oktavio erschrickt und blickt schmerzvoll zum Himmel.“ Worüber erschrickt Oktavio, worüber soll der Leser (Zuschauer) erschrecken? Alles wirklich Erschreckende, den Tod seines Sohnes, dessen Ursache, Wallensteins Ermordung kennt Oktavio bereits; die Ehrung durch den Kaiser sollte ihn eher erfreuen. Seine Freude vernichtet wohl der Gedanke: Diese kleinliche Ehre habe ich mir erkaufte mit dem Tode meines herrlichen, einzigen Sohnes! Aber kann ihn und uns dieser Gedanke erschrecken? Die richtige Bezeichnung der gleichen Empfindung spricht der Chor am Schlusse der Braut von Messina aus: Erschüttert steh' ich.

Also Schrecken kann im vorigen Jahrhundert auch bedeuten Erschütterung, d. h. eine Bewegung, welche ebenso mächtig unser Innerstes ergreift wie der Schrecken, die auch meist plötzlich eintritt, jedoch ohne daß dies zu ihrem Wesen gehörte, bei der aber das persönliche Angstgefühl ganz in den Hintergrund tritt, das einen notwendigen Bestandteil des heutigen Schreckbegriffes ausmacht.

In unserem Adjektiv schrecklich hat sich teilweise die alte Bedeutung des Wortes Schrecken noch erhalten, wenn es auch nicht völlig gleichwertig mit ergreifend ist. Man darf sagen: Ich habe die Berichte über die Grubenkatastrophe von Pribram gelesen; das ist ein schreckliches Unglück; aber nicht mehr: Ich empfinde Schrecken über dieses Unglück, sondern nur: Ich bin erschüttert, tief ergriffen. Wenn Lessing im 17. Litteratur-

brief dem Zärtlichen, Artigen, Verliebten der französischen Tragödie das Schreckliche (Große, Melancholische) als das Wesen der germanischen gegenüberstellt, so versteht er darunter wohl nur das Erschütternde, nicht den krasen Schauer; in dem beigefügten Beispiele sollen wir nicht über das Erscheinen der sieben Geister in Entsetzen geraten, sondern durch die Seelenqualen Fausts erschüttert werden.

Noch einige andere Stellen seien zum Beweise der behaupteten Bedeutungsänderung angeführt. Chr. E. Schenk sagt in der Vorrede zu seinem „Römischen Theater“ (1759), S. 35: „Das Schrecken entspringt ohnstreitig aus dem Gefühl der Menschlichkeit¹⁾, denn jeder Mensch ist ihm unterworfen und jeder Mensch erschüttert sich vermöge dieses Gefühls bei dem widrigen Zufalle eines anderen Menschen.²⁾... Wenn nun auch einer lasterhaften Person, auf die wir eben unsere Aufmerksamkeit wenden, unvermutet ein widriger Zufall zustößt, so verlieren wir den Lasterhaften aus dem Gesichte und sehen bloß den Menschen. Der Anblick des menschlichen Elends macht uns traurig, und die plötzliche traurige Empfindung, die wir sodann haben, ist das Schrecken.“ Dies nennen wir heute nicht mehr Schrecken. Lessing aber bemerkt dazu in der Hamburger Dramaturgie 74: „Ganz recht!“ Nur sucht er nachzuweisen, daß Aristoteles an eine andere Empfindung dachte bei dem Ausdrucke φόβος: „Dieses Schrecken, welches uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem anderen bevorsteht, ist ein mitleidiges Schrecken und also schon unter dem Mitleide begriffen. Aristoteles würde nicht sagen Mitleiden und Furcht, wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modifikation des Mitleids verstünde.“ Also Schrecken konnte auch eine Empfindung heißen, die nichts als eine Unterart des Mitleids war; dies nennen wir aber heute nicht mehr Schrecken, sondern Erschütterung.

Noch einmal giebt Lessing ausdrücklich diese doppelte Bedeutung des Wortes zu (Stück 79): „Richard erweckt ebensowenig Schrecken als Mitleid, weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verstande für die plötzliche Überraschung des Mitleids noch in dem eigentlichen Verstande des Aristoteles für die heilsame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne.“ Also auch diese letztere Empfindung konnte das Wort ausdrücken; wenn Lessing doch lieber das aristotelische φόβος mit Furcht übersetzt, so will er eben die Nebenbedeutung der mitleidigen Trauer, der Erschütterung beseitigt wissen.

1) d. h. aus einem in unserer menschlichen Natur gelegenen Gefühl.

2) d. h. wird von diesem Gefühle bei dem Unfalle eines anderen Menschen erfaßt.

Unter φόβος versteht Aristoteles nach Lessing nur die Furcht des Zuschauers, ihn selbst könnte ein ähnliches Schicksal treffen wie den Helden.

Noch mehr Schattierungen lagen in dem Worte Schrecken: „Wohl erweckt er (Richard III.) Schrecken, wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der Schauer zu verstehen ist, der uns bei Erblickung vorsätzlicher Greuel, die mit Lust begangen werden, erfüllt. Von diesem Schrecken hat mich Richard III. mein gutes Teil empfinden lassen.“ (Lessing ebenda.)

Der Ausdruck umfaßte also eine ganze Familie verwandter Begriffe. Vielleicht war mancher Leser der Dramaturgie darüber erstaunt, daß es erst eines Lessing bedurfte, um einen so groben Schulschnitzer zu verbessern wie die Wiedergabe von Aristoteles' φόβος durch Schrecken. Aber Curtius und die andern Übersetzer der Poetik hatten, wie man jetzt erkennt, nur einen weiteren Ausdruck, der φόβος auch in sich faßte, gebraucht, während Lessing seiner Theorie vom Drama zuliebe den viel engeren terminus Furcht wählte; ob nicht das Wort terreur seit dem 18. Jahrhundert einen ähnlichen Bedeutungswandel erlitten hat wie unser Schrecken, vermag ich nicht zu entscheiden.

Es ist fraglich, ob Lessings Deutung des φόβος als Furcht des Zuschauers, ihn könne ein ähnliches Unglück treffen, den Gedanken Aristoteles' genau wiedergiebt.¹⁾ Sicher ist aber, daß die Vieldeutigkeit des Wortes Schrecken (terreur) in der landläufigen Definition des Dramas vor Lessing großes Unheil anrichtete: Nun war sowohl dem Blutrünstigen wie der rohen Effekthascherei Thür und Thor geöffnet. Denn Schrecken konnte auch schon die heutige Bedeutung der plötzlichen Furcht haben.

Weil das Wort so vielerlei umfaßt, müssen wir jede Stelle genau prüfen, um zu entscheiden, welche Bedeutung jedesmal das Übergewicht hat; denn sicher haben die anderen gleichzeitig im Sprachgefühl unserer Vorfahren mitgeklingen. Nur eine wichtige Frage sei hier angeregt. Wenn Franz Moor seinen Vater nicht durch Zorn, Sorge, Gram, Furcht, sondern durch Schreck umbringen will — sollte er nicht auch hier neben dem plötzlichen Erschrecken über den Tod Karls zugleich an die gewaltige Erschütterung des Vaterherzens denken? Nicht die Schreckensbotschaft selbst wirft den alten Moor später nieder, sondern die erschütternde Kunde, daß sein Fluch den Sohn gejagt hätte in Kampf und Tod. Doch spreche ich dies nur als Vermutung aus, ein mathematischer Beweis läßt sich in solchen Dingen nicht führen.

1) G. Günther hat in seinem Buch „Grundzüge der tragischen Kunst“, Berlin 1885, das Wort vielleicht am treffendsten übersetzt mit „Erschütterung“. Er ist damit wieder zurückgekehrt zur vorlessingischen Auffassung.

Kleine Irrungen in der Litteratur zum Nibelungenliede, bis zu ihren Quellen verfolgt.

Von G. Kamp in Linden-Hannover.

Bei der Bearbeitung der 4. Auflage meiner Nibelungenübersetzung, die demnächst in völlig umgearbeiteter Gestalt erscheinen wird [hinfort in zwei Hefte geteilt; Heft I: Metrische Übersetzung mit Proben aus dem Urtext¹⁾; Heft II: Erläuternde Mitteilungen] reizte es mich, der Quelle einiger Irrungen nachzuspüren, die ihren Weg in die Litteratur zum Nibelungenliede gefunden haben.

I.

583 oder 538 (534)?

Henke schreibt in der Einleitung zu seiner Übersetzung von „Der Nibelungen Not“ (1884) S. 21—22: „In Deutschland dagegen wird der Schluß der Sage noch bedeutsam umgewandelt... dadurch, daß der Untergang des zweiten Burgundenreiches durch Chrodhild 583 das Motiv der Rache ändert, Krimhild die Brüder, nicht mehr den Atli, dem Verderben preisgiebt, um ihren ersten Gemahl, Sigfried, nicht mehr ihre Brüder, zu rächen.“

In meiner Übersetzung der Nibelungennot habe ich nach Zahn, Geschichte der Burgunden und Burgundionen (1874), den Untergang des Burgundenreiches vorgetragen und 534 als Jahr desselben gesetzt.

Professor A. Muth in Speyer hat in einer dankenswerten Besprechung meiner Übersetzung (Blätter für d. bayer. Gymn.-Wesen 1890) die beiläufige Bemerkung gemacht, Henke habe die Zahl 583 kritiklos von v. Muth, Einleitung in das Nibelungenlied (1877), abgeschrieben, bei v. Muth sei 583 „sicher“ nur Druckfehler statt 533.

Die letztere Behauptung ist falsch. Die falsche Zahl 583 ist bei v. Muth nicht Druckfehler, sondern sogar die Stütze eines rechnerischen

1) Heft I ist nunmehr erschienen (Berlin, Mayer & Müller): 156 Seiten; broschiert 1,50 M. Die Übersetzung ist nochmals von Grund aus verbessert. Die Lachmannschen Strophen sind jetzt behandelt wie die Müllenhoffischen Strophen der Gudrun in meiner Übersetzung derselben (Berlin, Mayer & Müller, 1890. 47 Seiten; 0,65 M.) d. h. aus den Lachmannschen Strophen ist jetzt hier und da Verschiedenes, was sich auch in ihnen bei genauer Prüfung noch als Ballast erwies, ausgeschieden, aber so, daß die Fugen nicht zu merken sind. Dieses konzentrierende Verfahren hat bei der Textgestaltung der Gudrun von sachmännischer Seite nur Billigung gefunden; es dürfte demnach auch bei dem Nibelungenliede auf allgemeine Anerkennung rechnen können. Aber auch abgesehen von dieser Textkonzentration an Stellen von zu großer Breite und Mattigkeit ist die Übersetzung in der vorliegenden Auflage durchgehends verbessert.

Ansatzes für die geschichtliche Entwicklung der Sage. v. Muth sagt S. 52—54: „Dieser zweite Untergang des burgundischen Reiches und zwar jetzt durch die Franken im Jahre 583 (!) rief die alte Sage von dem Falle Gundahars durch Attila wieder in das Gedächtnis, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, richtiger wäre es zu sagen, lenkte das allgemeine Interesse wieder auf diesen Stoff; aber unter dem Eindrucke der eben erlebten Begebenheiten drang die neue Auffassung durch, wonach das Weib nicht gegen den Gatten, sondern gegen das eigene Geschlecht ihre Rache wendet. . . . Wir haben aber damit zugleich die Epoche gewonnen für die Wanderung der Sage nach dem Norden: sie muß den Nordländern vermittelt sein nach den Niederlagen der Ostgoten im 6. und vor der Umgestaltung der Motive im 9. (!) Dezzennium des VI. Jahrhunderts, denn bereits beklagt Dietrich den Verlust seiner Mannen, aber noch ist Atli der Motor der Begebenheiten.“

Fassen wir kurz zusammen, was sich uns als Resultat ergibt: vorausgesetzt ward ein alter Mythos von einem gütigen göttlichen Wesen, das dämonische Mächte besiegt, aber von diesen getötet wird; mit diesem Mythos ward die Vernichtung des burgundischen Reiches, die man dem Attila zuschrieb zwischen 437 und 453, dann später die Sage von der Ermordung Attilas durch sein Weib verknüpft; in dieser Gestalt gelangte, nachdem bereits Attila und Theodorich nebeneinander gestellt waren, die Sage zwischen 555 und 583 nach dem Norden, wo der zweite Teil derselben nach der Analogie älterer Sagen im einzelnen ausgebildet wurde, während in Deutschland eine völlige Veränderung der alten Motive durchgriff.“

Wie ist v. Muth zu der falschen Zahl gekommen?

Der erste, welcher aus dem Untergange des burgundischen Reiches und seines Königshauses eine Änderung der Motive in der Nibelungensage hergeleitet hat, ist A. Giesebrecht. Er hat den Hergang besprochen in der „Germania“ von Friedrich Heinrich v. d. Hagen Bd. II (1837), S. 210. Giesebrecht giebt das Jahr des Ereignisses nicht an.

Dies thut W. Müller, der ihm folgt, auf S. 30 seines „Versuches einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage“ (1841). Er verlegt den Untergang des burgundischen Königshauses ins Jahr 538.

Mit Verweisung auf diese beiden Vorgänger sagt Müllenhoff in seinem Aufsätze „Zur Geschichte der Nibelungensage“ in Haupts „Zeitschrift für deutsches Altertum“ Band X (1856), S. 179: „Schon L. (!) Giesebrecht und W. Müller (Versuch einer mythologischen Erklärung u. s. w. S. 30 flg.) haben auf die Zerstörung des burgundischen Reiches durch die Franken im Jahre 583 (!) hingewiesen, und gewiß mit Recht.“

Daß hier 583 ein Druckfehler ist statt 538 (nach W. Müller), entstanden durch Umspringung von 8 und 3, liegt auf der Hand, um so klarer, als ein zweiter Druckfehler in demselben Satze, nämlich U. Giesebrecht statt A. Giesebrecht, beweist, daß Müllenhoff die Korrektur von dieser Partie, nämlich von dem Schlusse seines Aufsatzes, flüchtig gelesen hat.

Das ist für v. Muth verhängnisvoll geworden.

II.

Kirchberg oder Kirchheim?

L. Freytag, Das Nibelungenlied übersetzt (1879), giebt zu Str. 806 die Anmerkung: „Troneje (Tronia) ist der alte Name des elsässischen Dorfs Kirchberg, wo sich eine königliche Pfalz befand.“

Lübben, Wörterbuch zu der Nibelungen Not, sagt zu Troneje: „Burg Hagens im elsässischen Nordgau (Tronia oder Kirchberg), südwestlich oberhalb Straßburg.“

G. Stier, Material für den mittelhochdeutschen Unterricht u. s. w., S. 78 (4. Aufl., 1876) nennt zwar nicht den Ort, sagt nur, daß Tron(e)je vermutlich im pagus Troningorum gelegen habe, fügt aber hinzu „südwestlich oberhalb Straßburgs.“

Nun aber heißt der Ort, wohin der mittelhochdeutsche Dichter vielleicht Troneje verlegt hat, gar nicht Kirchberg, sondern Kirchheim. Vergl. Mone, Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage (1836) S. 42: „Ein anderes Tronie lag im Unterelsaß. Hier war ein Gau, der pagus Troningorum hieß und schon 728 vorkommt (Schöpsf. Als. dipl. I, p. 9). Es war der Untergau Kirchheim, der den größten Teil des Nordgaves begriff und von dem Orte genannt wurde, wie folgende Stelle beweist: actum Thronie seu Kilikheim. von 817. (Schöpsf. ib. I, 68. 106 und Als. ill. I, 641). ... Jenes Kirchheim war ein königlicher Hof.“ Diese letzte Bemerkung Mones ist offenbar geschöpft aus Schöpsf. Als. ill. I, caput IX (pg. 689 sqq), das von Palatia Regia et villae Fiscales handelt und auch Kirchhemium als regalis habitatio aufführt.

Dieses Kirchheim liegt westlich, sogar etwas westnordwestlich von Straßburg, Kirchberg aber „südwestlich“ von Straßburg, und zwar weit „oberhalb“ desselben, nämlich im Dollerthale oberhalb Masmünsters, westnordwestlich von Mühlhausen. Kirchheim liegt im elsässischen Nordgau, Kirchberg aber im elsässischen Südgau; in Kirchberg war nie eine villa regalis.

Woher stammt die Verwechslung beider Orte?

Zweifellos aus Lachmann, Anmerkungen zu den Nibelungen (1836) S. 8: „Die ältere und echttere Sage meinte wohl Troja, der Franken fabelhaftes

Stammland: Unsere Dichter verstanden Tronia oder Kirchberg im elsässischen Nordgau." Nachmann bestimmt die geographische Lage nicht genauer; da er es aber in den elsässischen Nordgau verlegt, so scheint er die geographische Vorstellung von Kirchheim gehabt zu haben und sein Kirchberg statt Kirchheim nur ein Versehen im Namen, keine Irrung in der geographischen Vorstellung zu sein.

Diejenigen, welche von ihm Kirchberg entlehnten und ihrerseits hinzusetzten „südwestlich oberhalb Straßburgs“, haben sein Versehen zu einem Irrtum gesteigert.

III.

Wo hat Lochheim gelegen?

Barnde, Das Nibelungenlied, 6. Aufl. (1887) S. 417: „Lôche wohl Lochheim im Rheingau.“

Bartsch, Das Nibelungenlied (Deutsche Klassiker des M.-A. Bd. III) 4. Aufl. (1875) S. 418: „Lôche, Lochheim im Rheingau“.

Lübben, Wörterbuch zu der Nibelungen Not: „Lôche, n. pr. Lochheim im Rheingau.“

In unserem Rheingau jedoch, d. h. auf dem rechten Rheinufer von Niederwalluf bis Ksmannshausen hat niemals ein Ort Lochheim gelegen. Es wäre zudem auch eine recht auffällige Vorstellung des mittelhochdeutschen Sängers, daß Hagen eine so weite Reise mit dem Horte gemacht haben sollte, um ihn zu versenken. Das hätte er in größerer Nähe ebenso erfolgreich thun können. So schwer es mir auch wird, anzunehmen, daß Barnde, Bartsch, Lübben irrigerweise Lochheim auf das rechte Rheinufer zwischen Niederwalluf und Ksmannshausen verlegen, so zwingt mich doch zu dieser Annahme der nackte Wortlaut ihrer Aussage, denn in unserer Geographie führt ausschließlich die genannte Gegend die Bezeichnung „Rheingau“; vergl. Büschings Erdbeschreibung, 6. Teil (7. Ausgabe 1790) S. 527—528: „Den Namen Rheingau führt ein Strich Landes, der sich von Nieder-Walf an der Nassau-Usingschen Gränze bis an die Krümme des Rheins bei Ksmannshausen, ungefähr 4 Stunden, in die Länge erstreckt und nicht viel über zwei starke Stunden breit ist.“ Bei Bartsch insbesondere scheint mir die Sache um so zweifelloser, als er in seiner für weitere Kreise berechneten Ausgabe nimmermehr schlechtweg Rheingau hätte sagen können, wenn er darunter nicht unsern, sondern den mittelalterlichen Rheingau hätte verstanden wissen wollen.

Eine Bestätigung für die Richtigkeit dieser meiner Behauptung finde ich an G. Stier, der in dem Wörterbuch, das er 1876 seinem „Material für den mittelhochdeutschen Unterricht“ beigelegt hat, zu Lôch(e) bemerkt: „vermutlich das heutige (!) Lochheim, oder Lorch am Eingang des Wisper-

thales“, eine Bemerkung, zu der er nur geführt sein kann durch die traditionelle Erklärung „Lochheim im Rheingau“. Freilich reicht unser Rheingau nicht bis Lorch, aber der mittelalterliche Rinahgowo reichte nach v. Spruner-Meute, Histor. Handatlas, noch etwas über Lorch hinaus; und diese Vorstellung hat G. Stier wohl vorgeschwebt, wie es denn auch in Pierers Universal-Lexikon heißt: „Rheingau erstreckt sich von Walluf bis Lorch.“

Die Quelle nun dieser falschen Ortsbestimmung „Lochheim im Rheingau“ sprudelt in Lachmanns Anmerkungen zu den Nibelungen S. 142: „Einzig richtig hat J. Grimm (Mtd. Wälder 3,13), als noch das große L und der Zirkumflex in B verschwiegen ward, die Stelle auf Lochheim im Rheingau gedeutet.“ Lachmann aber hat mit diesen Worten nicht die unrichtige Vorstellung verbunden, daß Lochheim unterhalb Niederwallufs gelegen habe. J. Grimm bespricht nämlich an der von Lachmann angezogenen Stelle an der Hand einer Karte auf S. 109 in Dahl, Historisch-topographisch-statistische Beschreibung des Fürstentums Lorsch oder Kirchengeschichte des Oberrheingaus u. s. w., die Lage von Odenheim (Odenheim), indem er sich gegen die Annahme erklärt, daß dieses dasselbe sei wie das auf Dahls Karte am alten Rheinbette etwa 3 Stunden oberhalb von Worms verzeichnete Ottingheim (das heutige Dorf Edigheim). Dann fährt er fort: „Dafür wird sich die Stelle, wo Hagen den Hort in den Rhein senkte, geographisch ergeben, es war Lochheim, unterhalb Gernsheim.“

Zeile 4563

„er sancht in da ce Loche allen in den rin“

ist bisher falsch ce loche gelesen worden, als wenn das ein Adverbium (hinunter, wie ce tale) wäre.“ J. Grimm fand dieses Lochheim auf Dahls Karte etwas unterhalb Gernsheims, als eine Doppelortschaft: Lochheim sup. und Lochheim inf., also nicht in unserm Rheingau. Die Ortschaft ist im Laufe der Zeit eingegangen.

Lachmann hat zur weiteren Ortsangabe seinerseits zu Lochheim hinzugesetzt „im Rheingau“ statt des Grimmschen „unterhalb Gernsheim“. Diesen Zusatz „im Rheingau“ hat Lachmann ebenfalls von der Karte Dahls entlehnt. Auf Dahls „Pagi Rhenensis ex medio aevo Tabula e Chartis antiquis desumta“ finden sich nämlich die mittelalterlichen, aus der Zeit der Karolingischen Verwaltung stammenden Benennungen:

1. LOBODEN GOWE, auf der rechten Rheinseite, südlich von Worms-Weinheim.

2. WORMAZ GOWE, auf der linken Rheinseite, von Worms bis Mainz. Diesem Gau gegenüber

3. RINE GOWE, auf der rechten Rheinseite, von Worms-Weinheim im Süden bis an den Main (von Mainz bis Frankfurt) im Norden.

Nach dieser Karte reichte also der Rheingau im Norden nicht über den Main hinaus, berührte also gar nicht das Gebiet unseres heutigen Rheingaus, wie denn auch H. Osterley, Historisch-geographisches Wörterbuch, im Unterschiede von v. Spruner-Mente, sagt: „Rheingau (am Rhein, südlich von der Mainmündung), . . .“ Diesen, also den mittelalterlichen, und zwar nach der ihm vorliegenden Karte nördlich nur bis an den Main reichenden Rheingau hat Lachmann gemeint.

Wenn diejenigen, die aus ihm schöpften, sich durch seinen Ausdruck haben in ihrer Vorstellung irreleiten lassen, so ist er insofern daran Schuld, als er den Namen „Rheingau“ für eine andere Gegend gebrauchte als die, welche heute diesen Namen führt.

Tautologien.

Von Ernst Wasserzicher in Flensburg.

Die folgende kleine Sammlung habe ich mir während jahrelanger Beschäftigung mit dem Deutschen angelegt. Sie ist vermutlich nicht vollständig; Ergänzungen und Berichtigungen nehme ich gerne entgegen. Immerhin mag es sich lohnen, auch einmal im deutschen Unterricht der obersten Klassen auf dergleichen Dinge hinzuweisen; nicht alle Schüler dürften über dergleichen bereits nachgedacht haben; vielen wird das meiste neu sein. Manches kann man von den Schülern selber finden lassen (Goldgülden, Tragbahre), während anderes, auf das sie nicht kommen können, ihnen gesagt werden muß. Die Anordnung ist alphabetisch.

Bibelbuch. Griech. βιβλιον Buch, Brief, von βιβλος; deutsch Bibel = Buch κατ' ἐξοχίην, Buch der Bücher.

Chinarinde. Hat mit dem Laute China nichts zu thun. China heißt in der Jukasprache Rinde; von welchem Baume?

Dachziegel. Ziegel ist entlehnt aus lat. tegula; das Zeitwort tegere ist mit dem gleichbedeutenden decken urverwandt, gerade wie auch toga = Bedeckung (des Körpers, also Kleid) mit Dach, Decke, Verdeck u. s. w. Im Französischen wurde tegula zu taile, wovon Tuileries Ziegelei.

Damhirsch. Ahd. damo. Vgl. Elentier, Maultier.

Diebstahl. In der Zusammensetzung Wilddeube = kleiner Wilddiebstahl erscheint der zweite Teil noch allein.

Elentier. Lit. elnis = Hirsch.

Goldgulden. Das Geldstück wurde ursprünglich aus Gold hergestellt, daher die Bezeichnung Gulden, schwäbisch Gilden = der Gildene, der Goldene. Später nahm man auch Silber und unterschied zwischen Goldgulden und Silbergulden, die ursprüngliche Bedeutung ganz vergessend.

Grenzmark. Grenze ist entlehnt aus slavisch granica; die deutschen Ordensritter brachten das Wort im 13. Jahrhundert mit, Luther verlieh ihm jedoch erst Bürgerrecht. Das alte, echt-deutsche Mark wurde dadurch verdrängt; got. marka Grenze, altnord. mork Wald; Wälder bildeten häufig die Grenzen zwischen den Ländern. Mark ist urverwandt mit lat. margo Rand. Die Grenzländer erhielten den Namen Mark, wie Nordmark, Mark Brandenburg.

Kneifzange, Weißzange. Zange stammt aus einer Wurzel, die beißen, kneifen bedeutet.

Lebkuchen. Erster Teil wahrscheinlich aus lat. libum Kuchen.

Lindwurm. Der erste Bestandteil hat mit dem Lindenbaum nichts zu thun, sondern heißt Wurm, Schlange; ahd. lint, altnord. linur. Auch der Name Siegelint zeigt das Wort in der zweiten Hälfte.

Maulbeere, mhd. mülber, ahd. mür-beri, aus lat. morum Maulbeere entlehnt.

Maultier, Maulesel, mhd. mültier, doch gewöhnlich bloß mül aus lat. mulus. Wie Maulbeere und Maulesel mit dem deutschen Maul (Mund) nichts zu thun hat, so sind sie auch fernzuhalten von Maulwurf, in dem der erste Teil = Staub, Erde, Mull (engl. mould) ist.

Nietnagel. Niet (jetzt nicht mehr üblich) = Nagel.

Oberarzt. Griech. ἀρχιτροός, von dem Arzt entlehnt ist, heißt schon Oberheilkünstler, besonders Leibarzt des Königs. Der erste Bestandteil des griechischen Wortes erscheint im Deutschen als Erz, z. B. Erzengel, Erzbischof, Erzschelm u. s. w., im engl. als arch.

Pachtkontrakt, Pachtvertrag. Der erste Teil der Zusammensetzung ist aus lat. pactus = Vertrag, Pakt entlehnt.

Pontonbrücke, Schiffsbrücke. Der erste Teil enthält lat. pons Brücke.

Salweide. Ahd. salaha (urverwandt mit lat. salix) = Weide. Dann franz. saule. Seligenstadt verdorben aus Salalastadt.

Tragbahre. Der zweite Teil hängt mit got. bairen tragen, engl. to bear tragen, plattdeutsch bören zusammen.

Windhund. Der erste Teil bedeutet an sich schon eine Hundart, mhd. wint, ist aber von Wind fernzuhalten.

Nicht schriftgemäße Tautologien sind:

Waschlavór, in dem lavoir = Waschbecken den zweiten Teil der Zusammensetzung bildet; ferner vis-à-vis = gegenüber, was man bisweilen

hört, und neu-renoviert, was man sogar, namentlich bei Ankündigungen von Gasthöfen u. dergl., auch liest.

Aus fremden Sprachen sei erwähnt (ital.) Lagomaggioresee (lago heißt See), (arab.) Straße von Babelmandeb (der erste Teil bedeutet Straße, Thor), der Alkoven, Almanach u. a., das Eldorado (der erste Teil ist der arabische bezw. der spanische Artikel, während in dem norwegischen der Glommen der Artikel die zweite Hälfte des Wortes bildet).

Vom Englischen sei erwähnt saltecellar, wobei cellar (aus franz. salière) schon Salzfäß heißt; cellar = Keller ist natürlich fernzuhalten.

Wir haben sonach, wenn wir von den zuletzt angeführten (Waschlavor bis zum Schluß) absehen, 7 Wörter, bei denen beide Bestandteile deutsch sind, von denen aber der eine verdunkelt ist: Goldgulden, Kneifzange, Lindwurm, Nietnagel, Salweide, Tragbahre, Windhund; 1 Wort, in dem beide Bestandteile deutsch und beide noch heute jedem verständlich sind: Diebstahl; 10 Wörter, in denen der erste Bestandteil undeutsch ist: Bibelbuch, Chinarinde, Damhirsch, Elentier, Grenzmarkt, Lebkuchen, Maulbeere, Maultier, Pachtvertrag, Pontonbrücke; 2 Wörter, in denen der zweite Bestandteil undeutsch ist: Dachziegel, Oberarzt; 2 Wörter, in denen beide Bestandteile undeutsch sind: Maulesel, Pachtvertrag; 1 Wort endlich, in welchem beide Bestandteile urverwandt sind, in ihren Wurzeln sich also völlig decken: Dachziegel.

Dies sind Tautologien, bei denen wir das Tautologische noch erkennen können; wie viele aber mag es geben, bei denen es selbst mit den Hilfsmitteln der Linguistik nicht mehr möglich ist, dasselbe nachzuweisen?

Zur neuesten elsässischen Dialektforschung.

Von Bruno Stehle in Colmar i. Els.

Zur ersten Bande der Erwinia, herausgegeben von August Stöber, Straßburg 1838, findet sich ein Aufsatz mit dem Titel: Wir reden deutsch, und dem Motto: Das Wort sie sollen lassen stahn, in dem Stöber mit aller Kraft für die Erhaltung der deutschen Sprache im Elsaß eintritt. Dabei hatte der Verfasser, um es gleich zu sagen, vor ungefähr 50 Jahren nicht im mindesten den Wunsch, das Elsaß mit dem Mutterlande wieder vereinigt zu sehen. „Politisch gesprochen“, führt er aus, „sind wir Franzosen und wollen es bleiben. Wir wissen nirgends Formen außerhalb, die uns mehr anstehen könnten, als die wir zu Hause haben; das deutsche Staatsleben würde uns jetzt nicht mehr zusagen: dahin

können also unsere Wünsche, unsere Rückblicke nicht gehen, wenn wir diese Zeilen schreiben, um darzuthun, daß man im Elsaß noch deutsche Lieder dichten dürfe“.

In den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts begann im Elsaß jenes gewaltige Ringen zwischen Germanentum und Romanismus, und bald neigte sich der Sieg auf Seite des letzteren. Der Kreis von Männern, die einen engen Anschluß an deutsches Geistesleben suchten, wurde immer kleiner; der Strom französischer Bildung floß immer mächtiger in das Elsaß und schien in kurzem die letzten Reste deutscher Kultur hinwegzuspülen. „Pariser Mode in Rede, Kleid und Geschmack sei der einzige Laufpaß für jeden, der etwas werden wolle; die französische Sprache schreite unaufhaltsam von Eroberung zu Eroberung in unserer Mitte; die Bauernkinder lernen sie in Dorfschulen, ihre Brüder und Väter in den Kasernen und vor dem Gerichte. George Sand und Paul de Kock haben Schiller und Goethe vom Throne gestoßen“. Solche Klagen ertönten schon im Jahre 1838.

Trotz alledem hat Stöber nur ein Wort: „Vom deutschen Sinn und deutscher Art lassen wir nicht. Deutsch müssen wir predigen und singen, schreiben und reden, beten und dichten. Nur unter dieser Bedingung sind wir treu und fromm, tapfer und freiheitsliebend“.

Wie verhielt sich aber vor ungefähr 20 Jahren die rauhe Wirklichkeit zu diesen heißen Wünschen unseres elsässischen Dichters, als die deutschen Heere siegreich über den Rhein zogen? Es war höchste Zeit, daß sie kamen. Die Gebildeten, auch der Mittelstand, waren nahe daran, ganz französisch zu werden, Stöbers eindringliche Worte waren erfolglos verhallt. Nur die niederen Schichten der Bevölkerung, vor allem der Bauernstand, der von jeher am Alten geblieben, hatten sich die biedere deutsche Art und die deutsche Sprache in Gestalt des alemannisch-elsässischen Dialektes erhalten.

Ihn machten in jüngster Zeit zwei junge elsässische Schulmänner zum Gegenstand eingehender Studien und legten ihre Ergebnisse in besonderen Schriften nieder. Sie scheinen mir von solcher Bedeutung zu sein, daß sie auch die Beachtung der Sprachfreunde jenseits des Rheines verdienen; und diese darauf aufmerksam zu machen, ist der Zweck meiner Zeilen. Die Titel lauten:

Mundart und Schriftsprache im Elsaß. Von Dr. Wilhelm Kahl, komm. Kreis Schulinspektor. Zabern, Druck und Verlag von A. Fuchs 1893. 62 S. 1 M. 50 Pf.

Volksmundart und Volksschule im Elsaß. Von Heinrich Menges, Lehrer an der Landwirtschaftsschule zu Rufach. Gebweiler, Verlag der J. Bolkeschen Buchhandlung 1893. 120 S. 2 M.

Es ist selbstverständlich, daß zwei Arbeiten, die so ähnlich klingende Titel führen, auch verwandten Inhaltes sind. Nach einer Einleitung, in der uns die Entstehung der Schriftsprache, der Kampf der Schriftsprache mit den Mundarten, deren Verachtung im 17. und 18. Jahrhundert geschildert wird, wenden sich beide Verfasser einer Darstellung der elsässischen Lautlehre zu und führen ihre Gedanken über Vokale und Konsonanten vor. Menges ist in diesem Kapitel umsichtig und zurückhaltend, Kahl hat dagegen die Lautlehre auf breiterer Grundlage angelegt; mit Unrecht, wie mir scheint, da Fehler zu leicht unterlaufen, ehe wir durch unser im Werden begriffenes Idiotikon aus den verschiedensten Teilen unseres Landes genauen Aufschluß erhalten. Wenn ich im folgenden eine Reihe von Ausstellungen mache und Irrtümer ihm nachweise, so geschieht es nur — dies möchte ich ausdrücklich betonen — aus Interesse, das ich der Arbeit entgegenbringe. Ich glaube nicht, daß sie ein Leser ohne Befriedigung weglegen wird und ohne Anregung, auf dem Gebiete des eigenen Dialektes selbstforschend weiterzugehen.

Von dem Diphthong *ei*, der schon im Mittelhochdeutschen *ei* lautete, behauptet Kahl S. 8, daß man ihn auch im Ober- und Unterelsaß durchweg *ai* sprechen höre: *haim* = heim, *klain* = klein. Dieser Satz ist meines Wissens sehr zu beschränken. Für das mittlere Borthal und den Westen des Kreises Zabern giebt Kahl selbst die Ausnahmen. Das vom Borthal Gesagte gilt im allgemeinen auch von manchen Gebieten des Kreises Weissenburg und vom sogenannten Ried des Kreises Hagenau. Auch in der Umgegend von Barr spricht man *äi* für neuhochdeutsch *ei*. Zwischen Sulz und Weissenburg und Lauterburg lautet mittelhochdeutsches *ei* vielfach *a*: *ham* = heim, *Stan* = Stein, *na* = nein. Aber auch im Oberelsaß sagt man für das mittelhochdeutsche *ei* nicht durchweg *ai*. Bei Münster klingt es wie *äi*, gerade so bei Kaisersberg, Ammerschweier, Raquenthal, Sigolsheim. In Reichenweier, wo man *ai* sagt, verspottet man die Bewohner der eben genannten Ortschaften durch folgenden Satz: *ty mäinäitike Küip, ge häim und fier t' Gäis uf t' Wäit, tr Schlissel lejt im Nüitsäinel* (Du meineidiger Raib, geh heim und führ die Geiß auf die Weide, der Schlüssel liegt im Nähzeinel oder Nähkörbchen).

Auch was Kahl über die Quantität der Vokale vorbringt, trifft nicht immer zu; er hat nach eigener Angabe das Verzeichnis aus den Schriften von Lienhart¹⁾ und Sütterlin²⁾ zusammengestellt, woraus von selbst hervorgeht, daß das Gesagte auf ein Gutteil der Wörter fürs

1) Lienhart, Die Mundart des mittleren Borthales, und: Laut- und Flexionslehre der Mundart des mittleren Borthales, 1891.

2) Sütterlin, Laut- und Flexionslehre der Straßburger Mundart in Arnolds Pfingstmontag, 1891.

Oberelsaß nicht paßt. Wir sagen im Oberelsaß nicht Bodde, sondern Bode (Boden); nicht Fridde, sondern Friede; nicht Keffi, sondern Kūfi (Käfig); nicht Gawwel, sondern Gāwel (Gabel).

Auch die Angabe, daß im Elsässischen auslautendes e durchweg abgestoßen werde — es heiße Stub = Stabe, Sunn = Sonne — ist falsch, weil zu allgemein. Südlich von Colmar sagt man beispielsweise: T' Arte is fol Wassr, si kat nimm schlacke. (Die Erde ist voll Wasser, sie kann nicht mehr schlucken; wenn es nämlich eine lange Zeit geregnet hat.)

Es ist eine bekannte Sache, daß wir Schwaben-Alemannen ganz selten den Accusativ, dafür den Nominativ setzen. Aber so ausschließlich ist es doch nicht der Fall, wie Kahl S. 16 darthut: „Zunächst ist der Accusativ überall dem Nominativ gleich.“ Im Kreis Weißenburg hört man z. B. rik te Tisch riwer (nicht tr), ist also Accusativ. Menges giebt eine Anzahl erstarrter Formen S. 39, in denen sich der Accusativ erhalten hat, wie in: de Narre mache, de Narre an ebbs gfrasse han, eim de Büwe butze = einem tüchtig die Meinung sagen, de Büwe aus eim mache = einen hänseln; de Grosse mache = prahlen; de Herre spiele = den Herrn spielen. So im Elsaß. In meiner Heimat (Hohenzollern) sagt man dagegen: dr Narre mache, dr Herre spiele.

Auch was Kahl über die Pluralbildung sagt, ist teilweise zu allgemein; er meint, in ganz Süddeutschland, von Mainz bis Basel habe die Woche 7 Täg. Ist nicht richtig. In Kindweiler und Zinsweiler, Kreis Hagenau, hat sie 7 „Tā“.

Bei Besprechung des Fürwortes ist darauf aufmerksam gemacht, daß die Anrede mit „Sie“ der Mundart fremd sei. Verwandte, Freunde, Dorfgenossen reden einander noch mit dem traulichen Du an, während ältere und unbekanntere Personen, besonders höheren Standes — so auch der Lehrer — mit Ihr angeredet werden. Es hätte hinzugefügt werden müssen, daß die Anrede mit Sie wohl in der Mundart bekannt ist. Im Unter- wie im Oberelsaß redet man die Frauen so an: nimm Sie e pissel Platz! Aber dieses Sie ist nicht, wie in der Schriftsprache der Plural, sondern der Singular, das Femininum des in diesem Fall auch jetzt noch im Elsaß gebrauchten „Er“.

Ob der Lehrer auf die der Mundart fehlenden schwerfälligen Demonstrativpronomina derjenige und derselbe sein Augenmerk richten muß, um sie in den Sprachschatz der Schüler einzuführen und ihre Anwendung einzuüben, möchte ich bezweifeln. Für das Pronomen „derjenige“ reicht doch meist das andere „der“ aus, das auch die Mundart besitzt; ebenso für derselbe das Demonstrativum dieser. Das hat wohl Wustmann treffend nachgewiesen. Für der nämliche = derselbe ist nach meiner

Meinung auch keine besondere Einübung nötig; lasse man doch die Schüler „der nämliche“ sagen, wie Menges S. 60 recht schön gezeigt hat.

Zum Kapitel Bindewort möchte ich zu der Anmerkung 2 S. 37 hinzufügen, daß die temporale Bedeutung von weil im Oberelsaß noch gang und gäbe ist: Ar isch spaziera ganga, wil mr z' Mittā gasse ha = Er ging spazieren, während wir zu Mittag aßen.

Nicht überall im Elsaß ist für die Vorsilbe ent- er eingetreten: erzway = entzwei, ergeje = entgegen (Kahl S. 40); im Kreise Weißenburg sagt man engeje, enzwei; allerdings wird entzweigeheu selten gebraucht, dafür sagt man verboche.

Wenn S. 41 gesagt ist, daß Abstrakta die Mundart nur in beschränktem Maße kenne und Bildungen auf nis, heit, keit und tam ziemlich selten seien, so scheint mir das doch nicht ganz richtig zu sein. Die lebendige Volksrede macht von Wörtern wie: Frechheit, Dummheit, Geschicklichkeit, Freiheit, Faulheit, Falschheit, Grobheit ausgiebigen Gebrauch.

S. 44 ist von Wörtern gesprochen, welche das Elsaß nicht kennt, und dabei das Wort Biege angeführt, das durch Geiß ersetzt werde. Ich erinnere daran, daß in einzelnen Teilen des Unterelsaß Zick, besonders als Scheltwort für eine Frau gebraucht wird, das doch sicherlich unserem „Biege“ entspricht. Auch ist das Wort Herbst in der Bedeutung der 3. Jahreszeit unserer Volks nicht ganz verloren gegangen, wie man nach Kahl S. 45 annehmen könnte; wir haben noch einen Herbstmonat = September.

Daß das Wort Zein = größerer Korb mit zwei Handhaben (Kahl S. 54 Anm. 1) fast nur noch im Sundgau bekannt sei, ist ein Irrtum Stöbers wie unseres Verfassers. Vom Weilerthal aufwärts am Gebirge entlang ist das Wort ganz gebräuchlich. Auch im Unterelsaß ist Zein noch vorhanden, z. B. bei Sulz und Weißenburg; nur bedeutet es hier keinen Korb, sondern eine aus dicken Weiden geflochtene Borrichtung, welche auf den hinteren Teil eines Wagens gesetzt wird, um kleine Feldfrüchte oder Obst heimzufahren.

Daß die elsässische Mundart Klamm noch als Bezeichnung für einen engen Hohlweg kenne, ist zu allgemein gesagt; ich habe es nie gehört. Von meinen 70 elsässischen Seminaristen kennen nur zwei das Wort; es sind Unterelsässer.

Kahls Arbeit leidet vielfach daran, daß sie das einzelnen Gegenden Eigentümliche verallgemeinert, auf das Ganze überträgt und auf diese Weise ein falsches Bild entwirft. Ehe das von Martin und Vienhart in Angriff genommene Idiotikon nicht erschienen ist, kann über die elsässische Gesamtmundart noch nicht im ganzen geschrieben werden, weil bei der

Schwierigkeit des Gegenstandes und dem Umfang des Stoffes einer Reihe von Fehlern gar nicht zu entgehen ist.

Leichter hatte Menges zu arbeiten. Er ist im Unterelsaß geboren und seit Jahren im Oberelsaß als Lehrer thätig und hat als solcher auch Schüler aus allen Teilen unseres Heimatlandes, bei denen er sich leicht Rat erholen kann. Dabei hat er nicht in erster Linie eine Vergleichung von Mundart und Schriftsprache im Auge, sondern er wollte vor allem die Frage lösen, wie kann die Mundart in der Schule herangezogen werden, um mit ihrer Hilfe das Verständnis für das Hochdeutsche zu erschließen. Ein glücklicher Gedanke in elsässischen Schulen! Denn das Hochdeutsche kennt das Volk wenig; wenn der Lehrer an Bekanntes anknüpfen will, steht ihm nur der Dialekt zur Verfügung. Wenden wir uns seiner Arbeit zu!

Anläßlich der Besprechung der Lautlehre giebt uns Menges eine Anzahl von Beispielen aus der Mundart, die der Unterricht verwerten kann. Dazu zählt er dröie oder droie für drohen. Hat der Lehrer z. B. aus Geibels Hoffnung zu erklären: Und dräut der Winter noch so sehr, wird ein einfacher Hinweis auf die Mundart diese Form den Schülern näher bringen, als die bloße Bemerkung: dräuen ist ein altes Wort für drohen. Ähnlich ist es mit der Form jetzo z. B. in Schillers Alpenjäger. Die Schüler mancher Gegenden des Oberelsaß brauchen nur auf das mundartliche jetze und auf die Abschwächung des o in e aufmerksam gemacht zu werden, um die Form jetzo als alten Bekannten zu begrüßen. Daß Heu zu hauen gehört und das abgehauene Gras bedeutet, ersieht z. B. in Reichenweier die Kinder besser aus den mundartlichen Formen Hoi, hoie. Bei dem Worte Getreide kann eine Volksform den Kindern zum Verständnis verhelfen: Er treit = trägt (er seit = sagt); wenn treit von traje oder tragen herkommt, so kann auch Ge-treide von tragen kommen.

Das hochdeutsche f ist in manchen Wörtern der Büchersprache durch niederdeutschen Einfluß in ch übergegangen, besonders vor t: rufen — Gerücht, Neffe — Nichte, sanft — sacht, lüften — lichten. Auch in Ausdrücken der Mundart finden wir diesen Wechsel. Wenn man einen, der herausfordernd auftritt, abweisen will, so sagt man zu ihm im Unterelsaß: Du kommst mir geschlichen, im Oberelsaß: Du kommst mir geschliffen. Im mittleren Hornthal heißt der Laich der Frösche und Fische Laichlet oder Laiflet. Das Schnarchen im Schläfe wird im Münsterthale mit den Ausdrücken schnarchle oder schnarfle bezeichnet.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie Menges den Dialekt verwendet, um mit dessen Hilfe das Kind in das Wesen unserer Sprache einzuführen, die sprachlichen Erscheinungen und Veränderungen

dem Schüler in der That klar zu machen. Und darin gerade sehe ich die Bedeutung der Arbeit.

Ähnlich geht er in dem Abschnitt „Formenlehre“ vor. Die Mundart besitzt z. B. noch veraltete Deklinationseendungen aus früherer Zeit in den Redensarten: e Larne machen — einen Lärm machen, de Laste biesse — die Lust büßen. Zum Hirschen, zum Schwanen, zum Storch, zum weißen Hahnen, zum Sternen: solche Gasthausbenennungen hört und sieht man noch allenthalben. Sie können den Schülern den Beweis dafür bringen, daß diese Wörter früher schwach gebeugt wurden.

Am Schluß des Abschnittes über Formenlehre spricht Verfasser auch über die Ablautsreihen der starken Konjugation, wobei die Schüler nicht nur Gesetzmäßiges erkennen, sondern auch das musikalische Element der Sprache fühlen sollen. Die Schüler sollen eine Ahnung davon erhalten, daß die Sprache die Vokale i a u nicht zufällig, sondern vorsätzlich so häufig zusammenstellt. Sie hat eine Vorliebe für das Klingende und Singende dieser Reihe. Beweise bietet außer der Schriftsprache die Mundart in vielen Beispielen. Die Schüler werden sie mit Lust und Liebe auffuchen. Neben den schallnachahmenden Verbindungen bim, bam, bum, piss, pass, puff steht die oberelsässische Formel schnibb, schnabb, schnurr, die bei einem gewissen Kartenspiele gebraucht wird. Außerdem findet sich die Ablautsreihe in einer Menge Rose-, Wiegen- und Scherzlieder, z. B. Ri, ra, rütsch, wir fahre in der Gütsch.

Durch Heranziehen der Mundart sollen eben auch die Dinge wie Geschlecht, Fall-, Grad- und Zeitbildung, die den Schülern sonst so trocken und tot erscheinen, Leben und Anziehungskraft erhalten.

Der nächste Abschnitt trägt die Überschrift: Stilistisches. Hier handelt Menges von der Reinheit und Einfachheit der Mundart (Wortbildung, Wortwahl, Satzbau und Satzfügung), von ihrer Anschaulichkeit und ihrem Bilderreichtum, von Wohlklang und Angemessenheit derselben.

Aus dem letzten Abschnitte: vom Sprachinhalt, wo über folgende Punkte gehandelt ist: Übersetzen und Umschreiben mundartlicher Ausdrücke, Betrachtung des sinnlichen Hintergrundes abstrakter Wörter durch die Mundart, Erschließung altertümlicher Ausdrücke, Erschließung ungewöhnlicher Ausdrücke durch dieselbe, Verwendung der Mundart im Geschichts-, Geographie- und naturkundlichen Unterricht — möchte ich nur ein Beispiel anführen.

In dem Gedichte Frühlingsglaube verdient außer dem Worte lind auch das Wort weben die Beachtung des Lehrers. Es kommt auch sonstwo in diesem Sinne vor, z. B. in dem Bibelspruch Apostelgeschichte 17, 38 (Denn in ihm leben, weben und sind wir) oder in dem Gedichte von Enslin: Es regnet (Gott segnet, was lebt und webt

in der weiten Welt.) Hierbei denkt niemand an die Thätigkeit am Webstuhle, auch die Kinder nicht. Sie erfassen wohl ohne Hilfe den richtigen Sinn: sich bewegen, thätig sein, sich regen. Und doch thut der Lehrer gut, nach der Behandlung auf das Wort zurückzukommen und dabei von unserem gewöhnlichen Begriff weben auszugehen. Die Kinder, welche schon einen Weber bei der Arbeit gesehen haben, wie er mit Händen und Füßen thätig ist, wie das Weberschiffchen hin- und herfliegt, wie die Fäden sich auf und ab bewegen, werden wohl verstehen, warum weben einen übertragenen Begriff angenommen hat. Hier ist nicht nur an den Feldweibel zu erinnern, der wie eine Mutter für die Compagnie sorgt und fortwährend für sie thätig ist, sondern auch an einige mundartliche Ausdrücke. Im Oberelsaß sagt man von einem unruhigen, zappelnden Menschen: Schau, wie er webt! Damit verwandt ist der Ausdruck Weibel = Gemeindediener, dessen Thätigkeit (Botengänge, Verkündigungen, Umgänge zur Überwachung der Ruhe u. s. w.) ja ganz ein Weben, sich Bewegen ist. Im Münsterthale giebt es noch die Zusammensetzungen uffweiwle = aufreizen und furt- oder mitweiwle = zu etwas verlocken, gewöhnlich zur Teilnahme an einem Gelage bewegen.

Damit soll es der Beispiele genug sein. Die Arbeit von Menges zeigt nicht nur, daß Verfasser seinen heimatlichen Dialekt in Laut- wie Formenlehre gründlich versteht, sondern daß er auch ein praktischer Schulmann ist, für den seine Lieblingsstudien kein totes Kapital sind, der sie vielmehr zum Nutzen und Frommen der Schule auszubeuten versteht. Direkten Nutzen ziehen aus dem Buche die Lehrer des alemannisch-schwäbischen Sprachgebietes, während die übrigen allseitige Anregung erhalten, vergleichend über ihren Dialekt nachzudenken. Die Schüler aber werden, um die Worte von Menges selbst zu gebrauchen, angehalten, selbst zu finden, Schlüsse zu ziehen und den Unterschied nach Inhalt und Form zu erkennen. Dadurch bildet sich ihr Verstand und kräftigt sich ihr Urtheil. Eine Förderung des Geschmacks erzeugt die Besprechung sprachlicher Schönheiten und Eigenheiten. Die Schüler werden gewöhnt, die Wörter und Formen mehr zu beachten und ihren Sinn besser zu ergründen; dadurch setzt die Schule der verderblichen Hast des Lesens unserer Tage einen festen Damm entgegen. Die Ehrung der verachteten Mundart weckt Achtung vor Sprache und Sitte, namentlich vor der volkstümlichen, und pflegt den Sinn und die Liebe für das Kleine, Unscheinbare, Geringe. Die Mundart greift hinein in das innere Leben des Kindes und ruft dadurch Selbsterkenntnis und Selbstbewußtsein hervor. Das alles hat Hildebrand in seinem herrlichen Buche „Vom deutschen Sprachunterricht“ schön und treffend ausgeführt — und Menges auf unsere elsässische Verhältnisse mit viel Geschick übertragen.

Nur eines gefällt mir an dem Buche nicht; das ist der Titel: Volksmundart und Volksschule. Letzterer Begriff ist nach dem allseitigen Inhalt zu eng; er sollte heißen: Volksmundart und Schule. Auch die Lehrer der höheren Schulen werden das Buch mit Nutzen einem eingehenden Studium unterziehen.

Vornamenstudien.

Von **Georg Steinhausen** in Jena.

Auf die Bedeutung der Geschichte der Vornamen für die allgemeine Kulturgeschichte eines Volkes ist neuerdings häufiger die Aufmerksamkeit gelenkt worden. So hat Thudichum in der „Allgemeinen Zeitung“ 1886, Beilage 10, eine Erforschung der Entstehung und Verbreitung der neutestamentlichen und Heiligennamen angeregt. Dieselbe Zeitung brachte dann für Schlesien eine solche Arbeit von Bernice (Beilage 41). Sehr hübsch ist die Arbeit von v. Zahn: „Über steiermärkische Taufnamen“ (Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark. 29. Heft.), die auch für die allgemeine Entwicklung vielfach interessant ist. Ich selbst habe kürzlich auf Grund von Urkundenregistern Steuerbüchern, Matrikeln diese allgemeine Entwicklung nach dem Gesichtspunkt, wie sich Zeitgeist und Mode in der Namengebung verfolgen lassen, in einer Beilage der Täglichen Rundschau gegeben, doch unter Fortlassung des Apparates und wesentlich abgekürzt. Es kann ja kein Zweifel sein, daß sich in der Namengebung der verschiedenen Zeiten ihre Anschauungen und die Strömungen, die sie beherrschen, deutlich spiegeln müssen. Andererseits wirkt die Geschichte der Namengebung wieder ihrerseits beachtenswerte Streiflichter auf die betreffende Zeit. Die örtliche Verschiedenheit, die konfessionellen Unterschiede ferner sind nicht minder interessant. In allen diesen und auch noch anderen Beziehungen muß jeder Beitrag zur Geschichte der Taufnamen willkommen sein. Auch die bescheidenen Notizen, die ich im folgenden biete, mögen vielleicht hier und da Beachtung finden.

1. Die Namenarmut im ausgehenden Mittelalter.

Den germanischen Personennamen hat sich die Forschung von jeher mit besonderer Vorliebe zugewandt; größere und kleinere Arbeiten über diesen Gegenstand sind sehr zahlreich. Ein Moment nun, daß in diesen Betrachtungen mit Recht häufig hervorgehoben wird, ist der Reichtum, die Mannigfaltigkeit dieser germanischen Namen. „Vor tausend und mehr Jahren war,“ meint v. Zahn¹⁾, „jeder Name — und man kannte

1) a. a. O. S. 5.

damals nur Personennamen — war das Namenwesen eine Art von Dichtung, und jeder neue ein neuer Vers derselben.“ Die poetische Fülle und die wechselnde Färbung dieser Namen ist unbestritten. Sie dauerte die Hauptzeit des Mittelalters hindurch an. Allmählich macht sich aber ein Schwinden dieses Reichthums bemerkbar.

Ich greife das Beispiel von Kiel heraus. Nach Reuter¹⁾ finden sich im ältesten Stadtbuch bei 950 Nummern 272 verschiedene Namen. Nach dem Rentebuch weisen dann von 1300—1350 837 Nummern 187 Namen, von 1351—1404 732 Nummern 101 Namen, und von 1411—1487 756 Nummern nur 93 verschiedene Namen. Also ein stetiger rapider Rückgang. In Prozenten ausgedrückt, kommt 1264—1289 1 Name auf 3,7 Eintragungen, 1300—1350 auf 4,5, 1351—1404 auf 7,3 und 1411—1487 auf 8,1 Eintragungen.

Diese Schwächung des Namenreichthums beginnt stärker im dreizehnten Jahrhundert, d. h. sie tritt auffällig hervor. Die Kraft der Namenproduktion ist schon vorher gesunken, und vom alten Bestand ist manches abgebröckelt. Häufiger werden einzelne bestimmte Namen. In Köln waren schon 1141—1159 unter den Ministerialen nicht weniger als 12 verschiedene Leute, die alle Hermann hießen.²⁾ Bei den Normannen waren nach Robertus de Monte so viele Wilhelme, daß bei einem Fest 1171 mindestens 117 Ritter da waren, die diesen Namen führten.³⁾ Ich will noch einige Beispiele herausgreifen, um den Gegensatz des früheren Reichthums zu der späteren Dürftigkeit zu illustrieren. 29 Bürger Goslars von 1144—1200, die in einem Urkundenregister zusammen aufgeführt werden, führen fast sämtlich verschiedene (und zwar rein deutsche) Namen, nämlich 25. 14 Bürger derselben Stadt hingegen aus der Zeit von 1290—1380 tragen nur 6 verschiedene Namen. Es sind unter ihnen allein 7 Johannes (Hans).⁴⁾ Dasselbe Urkundenregister⁵⁾ — ich benutze gerade dieses wegen seiner außerordentlich übersichtlichen und genauen Anordnung — verzeichnet 20 canonici von St. Peter und Nikolaus zu Magdeburg aus den Jahren 1144—1200. Diese 20 tragen 17 verschiedene (und zwar wieder rein deutsche) Namen. 24 canonici aber aus den Jahren 1208—1329 tragen nur 10 verschiedene Namen. Sechs heißen Johannes. Es ist dies übrigens, ebenso wie bei dem Goslarer Beispiel, der einzige fremde, kirchliche Name, der vorkommt. Ich komme auf die Geschichte dieses Namens in der zweiten Studie zurück.

1) Das älteste Kieler Rentebuch, herausgegeben von Reuter, S. LXXXII flg.

2) Heintze, Die deutschen Familiennamen, S. 27.

3) Abel, Die deutschen Personennamen, Seite 44.

4) Codex diplomaticus Anhaltinus. Register, Seite 102.

5) Seite 158.

So wird die Abwechslung, der Reichtum, die Färbung immer geringer.¹⁾ Man bleibt bei wenigen bestimmten Namen stehen. Immer mehr Leute tragen denselben Namen. Wieder mögen Beispiele aus ganz verschiedenen Gegenden angeführt werden. In dem oben erwähnten Register des Codex diplomaticus Anhaltinus sind auf Seite 199 73 Bürger von Quedlinburg nach 1200 verzeichnet. Darunter sind 16 Heinrich (mit allen Variationen), 15 Johannes (ebenso), 10 Konrad. Für Görlich hat Zecht sehr interessante Zusammenstellungen im Neuen Laufizischen Magazin, Band 68, gegeben und zwar nach den Görlicher Steuerbüchern. Darnach hießen 1415 von 101 Bürgern: 33 Nikolaus, 13 Johannes, 10 Peter, 7 Heinrich; 1430 von 93 Bürgern: 15 Nikolaus, 15 Johannes, 10 Peter, 5 Heinrich, 5 Georg, 5 Matthias, 4 Jakob; 1450 von 311 Bürgern: 61 Nikolaus, 42 Johannes, 24 Peter, 17 Martin, 15 Michel, 14 Matthias, 11 Franz, 11 Lorenz, 10 Paul, 10 Georg; 1472 von 600: 103 Johannes, 69 Nikolaus, 31 Peter, 28 Martin, 26 Matthias, 25 Georg, 23 Paul, 22 Michel, 20 Lorenz; 1500 von 598 Personen: 115 Johannes, 54 Nikolaus, 49 Matthias, 45 Georg, 30 Peter, 30 Andreas, 27 Martin, 25 Paul, 23 Michel u. s. f. Also hieß jeder fünfte Johannes oder Hans. Denn ich habe die von Zecht getrennten Namen Johannes und Hans u. s. w. hier zusammengenommen. Ein drittes Beispiel biete Frankfurt a. M.²⁾ Unter 50 Hauptleuten von 1335 bis 1500 sind 10 Heinrich, 8 Johann; unter 46 Stadtadvokaten von 1361 bis 1500 sind 13 Johann, 3 Heinrich; unter 20 Oberstrichtern von 1314 bis 1496 4 Johann, 2 Heinrich; also auch hier der fünfte ein Johann. Endlich sei Lüneburg herangezogen.³⁾

1) Wie sich diese Schwächung des Namenreichtums auch im vierzehnten Jahrhundert im Gegensatz wieder zum dreizehnten vollzog, kann das Verzeichnis aller in Wismar vorkommenden Namen lehren. (Quartalbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte. Oktober 1891. Seite 8.) Im dreizehnten Jahrhundert kommen 145, im 14. nur 80 verschiedene Vornamen vor.

2) Vgl. Euler, Verzeichnis u. s. w. in Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge. IV. Seite 218 flg.

3) 7.—9. Jahresbericht des Museumsvereins für Lüneburg. Seite 96 flg. Einige andere Beispiele füge ich noch hinzu. Das Register des „Urkundenbuches zur Geschichte der Herzöge zu Braunschweig-Lüneburg“ zeigt für den Namen Johannes fast 28 Spalten, für Heinrich 16 $\frac{1}{2}$, für Hermann 8 $\frac{3}{4}$, für Dietrich 6 $\frac{1}{2}$, für Konrad 6, für Nikolaus 3 $\frac{1}{2}$ Spalten. Unter 115 Bürgern von Ascherleben mit Vornamen (1275—1378) sind 20 Johannes, 20 Heinrich, 13 Konrad, 11 Dietrich, 4 Hermann, 2 Nikolaus; unter 55 Bernburgern mit Vornamen aus dem vierzehnten Jahrhundert 15 Johannes, 9 Konrad, 8 Heinrich, 3 Hermann, 2 Nikolaus, 2 Dietrich; unter 205 Berbstern (1285 bis 1400): 48 Johann, 36 Nikolaus, 27 Heinrich, 12 Dietrich, 11 Peter, 1 Hermann, 1 Conrad. (Register zum Cod. dipl. Anhalt.) Die Variationen der Namen sind immer von mir einbegriffen. Vgl. auch die Register der Hanserecessen u. s. w.

Um 1470 heißen von 10 Mitgliedern der Theodori-Gilde: 4 Dietrich, 3 Heinrich, 1 Hans, 1 Konrad; 1475 von dreien 1 Dietrich; 1477 von zweien 1 Johann; 1481 von 5: 2 Johann, 1 Heinrich; 1483 von 5: 2 Heinrich, 1 Johann, 1 Nikolaus; 1485 von 6: 1 Dietrich, 1 Hans; 1486 von zweien 1 Nikolaus, 1 Johann; 1488 von dreien 2 Johann. Ein längeres Verzeichnis enthielt 39 Namen; davon 9 Heinrich, 7 Johann, 6 Dietrich. Also immer dieselben Namen: vorzüglich Johann, Heinrich, Hermann, Peter, Nikolaus, Dietrich, Konrad.

Es fragt sich nun, welches sind die Ursachen dieser Abschwächung früheren Namenreichtums, dieser sich immer stärker herausbildenden Namenmonotonie. Die mit dem 13. Jahrhundert deutlicher anwachsende Verdrängung des alten Namenbestandes durch die neuen kirchlichen Namen ist darauf anfangs von gar keinem oder doch nur sehr geringem Einfluß. Zunächst ist es überhaupt nur der Name Johannes, der stärker an Terrain gewinnt. Die angeführten Beispiele zeigen aber, daß nicht nur dieser Name, sondern auch alte deutsche Namen allgemeiner angewendet wurden. Seit 1200 immer stärker wahrnehmbar vollzieht sich diese Wandlung zu Gunsten weniger Hauptnamen. Zweifellos trugen später, namentlich im 14. und 15. Jahrhundert, die neuen Namen, die Peter, Nikolaus, Georg, Matthias u. s. w. wesentlich zum Verschwinden des alten Bestandes bei; aber schon vorher ist eine Abbröckelung, wie nachgewiesen, Thatsache. Man muß also nach anderen Gründen suchen. v. Zahn, der die ganze Erscheinung richtig hervorgehoben hat, bringt zunächst „das Abkühlen des Namenlebens“ mit „jener Veränderung, die an der Sprache im ganzen sich vollzieht, an ihrem Geiste und ihren Formen“, in Zusammenhang¹⁾ und betont völlig richtig, daß an dieser Veränderung naturgemäß auch die Jahrhunderte vor dem dreizehnten gearbeitet haben. Daß sich im Laufe der Zeit sowohl die Formen der Namen abschwächen, als auch einzelne Namen überhaupt verschwinden werden, ist ja auch an sich völlig klar. Daß aber um die erwähnte Zeit diese Abbröckelung schärfer hervortritt und immer auffälliger wird, das liegt meines Erachtens vor allem doch in dem Wandel des Zeitgeistes, in den Kultureigentümlichkeiten des ausgehenden Mittelalters begründet. Macht sich denn nicht im dreizehnten Jahrhundert überhaupt ein Verfall bemerkbar? Ein Verfall wenigstens alles dessen, was vorher den Menschen schön und wert gegolten hatte? Denn von einem absoluten Verfall in dieser Zeit, wo sich in den Städten die Anfänge neuer zukunftsreicher Kultur bildeten, zu reden, wäre thöricht. Die Poesie aber der Vergangenheit schwindet. Die Kreise, die bisher

1) N. a. D. S. 39 flg. Ich mache auf diese Abhandlung, die gründlich gearbeitet ist und mannigfache richtige Gesichtspunkte aufstellt, wiederholt aufmerksam.

die Träger der Kultur gewesen waren, versumpfen. Auf litterarischem Gebiet tritt bedeutungsvoll die Prosa hervor. Wesentlich praktischen Zwecken diente sie, und wesentlich praktisch wurde überhaupt der Grundzug der Zeit. Der Handel, der Gründer der Städte, wird mehr und mehr zum Mittelpunkt deutschen Lebens. Ich zitiere gern Gustav Freytag — von allen, die sich mit dem deutschen Leben der Vergangenheit beschäftigt haben, gilt er mir immer als der erste Kenner; jeder Satz, wenn er auch scheinbar leicht hingeworfen ist, beruht auf wirklich wissenschaftlicher Forschung, trotzdem er mit einem großen Apparat und unverständlicher, angeblicher Tiefe nicht renommiert —, und so möchte ich auch hier sein Urteil über diese Zeit anführen. Es lautet: „Die Menschen sind uns einförmiger und ärmer an Gemüt, der Sinn der großen Mehrzahl ist nach außen gefehrt; hart und rücksichtslos suchen sie ihren Vorteil, überall geht der Streit um Geld und Gut, Habe und Hufen, sehr nüchtern und realistisch ist der Grundzug der Zeit“.

Für diese Zeit paßten die alten Namen nicht, weder ihrer Fülle noch ihrer Bedeutung nach, weder ihrer Poesie noch ihrem Inhalt nach. Und neue erfand diese Zeit nicht; denn ihr mangelt die Fähigkeit poetischer Produktion. Nur in Spottnamen vermag sie etwas zu leisten. So beschränkte sie sich auf wenige Namen, die bald traditionell wurden. Sie setzte auch den neuen kirchlichen Namen keinen Widerstand entgegen; denn sie verstand sie ebensowenig, wie die schon abgeschliffenen, einst bedeutungsreichen alten germanischen Namen. Übrigens ist gerade dies Festklammern an wenigen Namen auch noch in anderer Beziehung charakteristisch. Es bestätigt diese Erscheinung wieder den konventionellen Zug, der in dieser Zeit besonders ausgeprägt ist. Alles denkt konventionell, alles spricht konventionell, alles schreibt konventionell, alles verkehrt konventionell. In meiner „Geschichte des deutschen Briefes“ habe ich das vielfach betonen können. Das Individuum, die Originalität, die Eigenart tritt völlig zurück. Diese Zeit, die das Genossenschaftswesen so stark entwickelt hat, uniformiert überall, ist vielfach monoton. Sie uniformiert auch die Namen: auch ihre Namen sind monoton.

Mit Recht setzt man in die Mitte des zwölften Jahrhunderts einen Wendepunkt deutschen Lebens — kürzlich hat das noch Lamprecht¹⁾ ausgeführt. Dieser Wendepunkt zeigt sich, wie wir gesehen haben, auch in der Namengebung.

Betonen möchte ich schließlich noch, daß die vielfache Anwendung derselben Namen zum Gebrauch von Beinamen besonderen Anlaß gab und so mit der Entstehung der Familiennamen eng verknüpft ist.

1) Deutsche Geschichte Band III.

Mit den vorstehenden, wesentlich statistischen Angaben, ist die Untersuchung über den Namenschwund naturgemäß nicht erschöpft. Es käme noch darauf an, auch in früherer Zeit das allmähliche Absterben der alten germanischen Namen nachzuweisen. Aber das oben angeführte Beispiel von Goslar zeigt, daß bis 1200 ein verhältnismäßiger Reichtum noch bestand, daß erst nachher derselbe schwand, daß also Gründe für den Namenschwund wesentlich aus dieser Zeit genommen werden müssen, wie ich es versucht habe. Für die frühere Zeit wird der Grund, den ich nur nebenher angeführt habe, nämlich das Schwinden des Verständnisses für Bedeutung und Sinn der Namen, ziemlich der einzige sein.

Ein zweites Moment, das untersucht werden müßte, wäre dies, wie sich der Namenschwund in den verschiedenen Landschaften vollzieht. Ich glaube freilich, daß ein erhebliches Resultat dabei nicht herauskommen wird. Die angeführten Beispiele zeigen jedenfalls, daß sich der Namenschwund in der späteren Zeit in den verschiedensten Gegenden gleichmäßig vollzieht. Mehr Wert könnte eine Untersuchung haben, die die einzelnen Stände berücksichtigt. Hier würde, glaube ich, der Adel als der Stand erscheinen, der die alten Namen besser konserviert, als der Bürgerstand. Die Namen der Geistlichen und der Bauern, soweit für die letzteren Quellen fließen, könnten ebenfalls zu interessanten Ergebnissen führen. Bei allen solchen Untersuchungen liegt aber die Gefahr unberechtigter Verallgemeinerung sehr nahe.

2. Der Vorname Johannes.

In dem „Onomasticon ecclesiae Die Taufnamen der Christen deutsch und Christlich ausgelegt durch Georgium Wicelium“ heißt es beim Namen Johannes: „Es ist von Christi geburt an kein Manzname so gemein gewesen, als dieser, vnd das noch heutigs tags“. Von Christi Geburt an freilich nicht, wenigstens nicht in Deutschland, aber doch etwa seit dem 13. Jahrhundert, hat der Name allerdings eine ganz außerordentliche Verbreitung besessen, und zwar weit über Wicels Zeit, das sechzehnte Jahrhundert, hinaus bis in unsere Zeit. Für das ausgehende Mittelalter hat man diese Verbreitung schon aus den Beispielen der ersten Studie ersehen können. Und die im folgenden versuchte Geschichte dieses Vornamens in Deutschland wird die außerordentliche Verbreitung und Bedeutung desselben auch sonst beweisen.

Über die frühere Geschichte dieses Namens, der aus Italien herübergenommen wurde, in Deutschland findet man einiges im Grimmschen Wörterbuch bemerkt. Frühe Träger dieses Namens sind nur Geistliche, so im 6. Jahrhundert ein Abt von Remagen, im 10. ein Benediktiner von Gorze. Häufiger wird der Name dann im 13. Jahrhundert auch

hier zunächst bei Geistlichen. Doch finde ich schon für das 12. Jahrhundert diesen Namen nicht selten auch bei Nichtgeistlichen. Aus dem Register des Codex diplomaticus Anhaltinus führe ich dafür folgende Beispiele an: Unter den Ministerialen von Straßburg ein Johannes 1129 (S. 15), unter denen von Gandersheim ein solcher 1148 (S. 91), unter denen von Magdeburg ein solcher 1182 (S. 99), ein solcher von 1170 (S. 190), und ein solcher 1194 (S. 40). Im 13. Jahrhundert steigt dann die Beliebtheit des Namens. Unter den „magistri civium et scabini“ von Aken finden sich 1288 unter 11 bereits 4 Johannes.¹⁾

Für das 13., 14. und 15. Jahrhundert möchte ich nun in Kürze einige Beispiele aus den verschiedensten Gegenden auführen. Wie oben erwähnt befinden sich unter 24 Magdeburger Kanonikern von 1208 bis 1329 6 Johannes, also $\frac{1}{4}$; unter 205 Zerbster Bürgern von 1285 bis 1400: 48, also fast $\frac{1}{4}$; unter 14 Bürgern Goslars von 1290 bis 1380: 7, also $\frac{1}{2}$. Für Holstein bestätigt uns Weinhold die Verbreitung des Namens: „Er war im 13. und 14. Jahrhundert in Holstein und anderen sächsischen Ländern der beliebteste Name“²⁾; für Lübeck Mantels³⁾. Unter 242 Greifswalder Immatrikulierten hießen 1456 56 Johannes⁴⁾. Ich wende mich zum Südwesten Deutschlands. Unter 24 Mitgliedern des Rates zu Straßburg im Elsaß (1313 bis 1314) sind 7 Johannes, also über $\frac{1}{4}$, unter 24 von 1315: 10 Johannes, also über $\frac{1}{3}$;⁵⁾ unter 81 Fratres des Straßburger Klosters St. Urbogast von 1269 bis 1331 sind 20 Johannes, also über $\frac{1}{4}$.⁶⁾ Den Südosten mag Görlich repräsentieren. Nach den oben angeführten Zusammenstellungen für das 15. Jahrhundert überwiegt anfangs freilich Nikolaus, tritt aber dann vor Johannes zurück. 1415 waren unter 101 Bürgern 13 Johannes, 1430 unter 93: 15, 1450 unter 311: 42, 1472 unter 600: 103, 1500 unter 598: 115. Für Steiermark endlich bestätigt v. Zahn die Beliebtheit des Namens im 14. und 15. Jahrhundert.⁷⁾ Endlich möchte ich noch das Urteil des erfahrenen Archivars G. L. Krieger anführen⁸⁾: „Der im

1) Cod. dipl. Anh. VI, S. 3.

2) Jahrbücher für die Landeskunde des Herzogtums Schleswig u. s. w. IX. S. 41. Vgl. auch das älteste Kieler Rentebuch, herausgegeben von Reuter, S. LXXXIII.

3) Über die beiden ältesten Lübecker Bürgermatrikeln S. 19: „bei weitem am häufigsten Johannes“.

4) Publikationen aus den Preussischen Staatsarchiven Bb. 52, S. 1 flg.

5) Urkundenbuch der Stadt Straßburg III, S. 427 flg.

6) Ebenda S. 445 flg.

7) Für Bittau und Zwidau vergl. noch Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung 1891, Nr. 72 (Steedon). Auch hier überwog allerdings Nikolaus.

8) N. a. D. S. 43.

deutschen Mittelalter bei Leuten aller Stände am häufigsten vorkommende Vornamen war Johann".¹⁾

Auf das Mittelalter ist die Verbreitung nun keineswegs beschränkt. Im sechzehnten Jahrhundert nimmt dieselbe hin und wieder noch zu. In Görlitz z. B. heißen 1533 von 720 Personen 107 Johannes und Hans; 1570 von 683: 105; 1585 von 699: 120. Nach v. Bahn führten in Steiermark in dieser Zeit 30—40 Prozent der männlichen Bewohner denselben Namen. Unter 121 Bürgern Bochums vom Jahre 1533, deren Vorname bekannt ist, heißen 32 Johannes, unter 47 von 1534 bis 1560 neuaufgenommenen Bürgern derselben Stadt heißen 13 so; unter 40 von 1560 bis 1563 aufgenommenen heißen 11 so; unter 80 von 1588 bis 1609 aufgenommenen heißen 24 so.²⁾ In dem mecklenburgischen Amt Grevesmühlen hießen 1581 nach dem Amtsbuch unter 396 Personen 106 Johannes.³⁾ Nach der Greifswalder Matrikel hießen 1547 von 80 Studenten 13 so.⁴⁾ — Unter den Studenten der Universität Frankfurt a. D. hießen 1558 unter 126 Studenten 26 Johannes⁵⁾, an derselben Universität 1592 unter 264: 48.⁶⁾ Auch hier zeigen also ganz verschiedene Gegenden dieselbe Erscheinung. Selbstverständlich tragen diesen Namen nicht zu allen Zeiten ein Viertel oder ein Drittel oder gar die Hälfte der Bewohner; aber überall steht er doch in erster Linie.

Auch im siebzehnten Jahrhundert dauert die Beliebtheit an. In Gießen⁷⁾ führten ihn entweder allein oder mit einem zweiten zusammengesetzt — denn damals herrschte die Mode der Doppelnamen, der Johann Georg u. s. w. — 1650 von 152 Studenten: 55, also über ein Drittel; 1651 von 128 Studenten: 38, also nahezu ein Drittel; 1652 von 55: 24, also weit über ein Drittel; 1656 von 88: 35; 1659 von 109: 48; 1661 von 87: 41. In Greifswald⁸⁾ hießen so von 64 Studenten 1640: 11. Hier macht übrigens, wie schon im 16. Jahrhundert der Name Joachim — man denke an den vulgären beliebten Namen Jochen — große Konkurrenz. In Frankfurt a. D.⁹⁾ heißen 1623 unter 172 Studenten 30 Johannes, 1665 unter 131: 33,

1) Deutsches Bürgertum N. F. S. 202.

2) Darpe, Geschichte der Stadt Bochum II, A. S. 198 flg.

3) Quartalbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte vom Oktober 1890, S. 13.

4) a. a. D. S. 217 flg.

5) Publikationen aus den Preussischen Staatsarchiven, Bd. 32 S. 150 flg.

6) Ebenda S. 366 flg.

7) Nach der Matrikel in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins II, S. 1 flg.

8) a. a. D. S. 585 flg.

9) a. a. D. S. 667 flg., Bd. 36 S. 106 flg., 232 flg.

1695 unter 73: 17. Auch hier berücksichtige ich allerdings die Doppelnamen. In Görlitz¹⁾ hießen 1615 von 581: 80 Hans, resp. Johann, 1642 von 506: 63; 1675 von 434: 54.

Von weiteren statistischen Angaben sehe ich zunächst ab. Für diese und namentlich die Folgezeit liegen auch Namenregister, Matrikeln u. s. w. nicht mehr in der Menge vor, wie für die früheren Jahrhunderte. Doch läßt sich immerhin behaupten, daß der Name auch im achtzehnten Jahrhundert seine Beliebtheit behält; freilich vorwiegend in Verbindung mit einem anderen Namen. 1765 führen z. B. unter 93 Frankfurter Studenten 30 den Namen Johannes, 1766 unter 62: 20, aber jedesmal nur einer den Namen allein: die übrigen heißen Johann Samuel, Johann Wilhelm, Johann Heinrich u. s. f.²⁾

Unzweifelhaft aber ist, daß der Name Johannes vom dreizehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert der beliebteste Name in Deutschland war. Das haben die angeführten Zahlen ohne weiteres dargethan.

Das mag schließlich auch noch eine Zusammenstellung zeigen, die Crull über die Vornamen in Bismar³⁾ während des 13., 14., 15., 16. und 17. Jahrhunderts gemacht hat. Durch diese 5 Jahrhunderte hindurch steht der Name Johannes weit oben.⁴⁾

Erst in unserer Zeit hat der Name an Verbreitung eingebüßt oder wenigstens an Beliebtheit bei den sogenannten besseren Ständen. Freilich giebt es auch da noch genug Johannes und namentlich Hans: aber der Name prävaliert nicht mehr. Schon 1810 führen unter 102 Frankfurter Studenten zwar noch 18 (1 Hans darunter) diesen Namen,⁵⁾ aber immer mit einem oder mehreren anderen zusammen. Und unter denselben Studenten heißen bereits 29 Karl, darunter 5 allein so; und 31 Friedrich, darunter 4 allein so. Mehr und mehr flüchtet sich der Name, namentlich in seiner vollen Form Johann, zu dem konservativen Landvolk, das auch sonst so vielfach noch die Vergangenheit pflegt. Dort ist er immer noch der beliebteste Name.

Kurz will ich noch darauf hinweisen, daß in der dargelegten Vorliebe für ihn Deutschland keineswegs allein steht. Das ganze christliche Europa teilt dieselbe. Der russische Iwan, der spanische Juan, der französische Jean (wienerisch) zum Schani geworden), der englische John, der

1) a. a. D. S. 33 flg.

2) a. a. D. Bd. 36 S. 416 flg.

3) S. oben.

4) Hier will ich noch anführen, was Straderjan, Die jeveländischen Personennamen, S. 33 in Bezug auf diesen Teil Deutschlands bemerkt: „Am verbreitetsten ist der Name des Apostels Johannes“.

5) a. a. D. Bd. 36 S. 679 flg.

holländische Jan u. s. w.: sie alle sind besonders beliebte Namen, aber sie teilen auch das Geschick des deutschen Johann; sie sind so vulgär geworden, daß man sie mit Vorliebe auf dem Lande pflegt und Knechte, Diener, Kellner u. s. w. also benennt. Jwan ist in Rußland immer der Hausknecht; der Name wird also fast ein Gattungsname.

Das bringt mich wieder auf Deutschland, wo der Name diese Bedeutung eines Gattungsnamens in noch viel ausgedehnterem Maße gewonnen hat, was bei der geschilderten Verbreitung freilich kein Wunder ist. Ich will hier aber nicht wiederholen, was schon sonst darüber gesagt ist. Namentlich im Grimmschen Wörterbuch ist dargelegt, wie namentlich der Name Hans als Bezeichnung für männliche Personen überhaupt gilt, dann auch geradezu für Mensch gebraucht wird. Man braucht nur an die „großen Hansen“ zu erinnern, an Zusammensetzungen wie Prahlhans, Schmalhans, Faselhans, Fabelhans, Gaffhans oder an solche mit Jan (Johann), wie Dummrian, Grobian u. s. w. Freilich kann in den letzteren auch die scherzhaft angewandte lateinische Endung -ianus stecken. Außer auf Grimm ist noch auf eine Abhandlung von P. J. Münz, Taufnamen als Gattungsnamen in sprichwörtlichen Redensarten Nassaus¹⁾ zu verweisen.

Zedenfalls ist der Name tief in das Leben des deutschen Volkes gedrungen und eng mit ihm verbunden. Der Name „Hans“ klingt uns echt deutsch, auch der Name Johann; selbst der Name Johannes heimelt uns an, als wäre er auf deutschem Boden entsprossen. Hans ist dem Volke ein Name, den es überall anwendet, von Hans im Glück und Hans in allen Gassen bis zu Hans Taps, Hans Uff u. s. w. Der Teufel heißt auch Hans Urian, und der Scharfrichter Meister Hans. Der Narr, die komische Person, heißt ebenfalls oft Hans. Tiere nennt das Volk häufig Hans.²⁾ Und so fort.

Aber auch der Name „Johannes“ ist dem Volke lieb und vertraut. Namentlich in Zusammensetzungen ist er bekanntlich sehr häufig.

Diese ganze Erscheinung findet eben durch die Häufigkeit des Johannes als männlicher Vorname, wie ich sie durch die Jahrhunderte verfolgt habe, erst ihre volle Erklärung.

Zu erklären bleibt aber noch, warum nun dieser Name überhaupt so beliebt werden konnte. Ich kann da nicht viel anderes anführen, als was andere schon gesagt haben. Abzuweisen ist zunächst, daß der Name

1) Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde X, S. 89 ff. Diese Abhandlung liegt auch dem betreffenden Kapitel von Karl Brauns Skizzen „Etwas über deutsche Vornamen“ zu Grunde.

2) Hier erinnere ich an die Benennung der Dohlen „Klas“, entsprechend dem häufigen Gebrauch von Nikolaus als Vornamen.

wegen eines Anklanges an einen deutschen Stamm (z. B. in Hanja) beliebter als die anderen geworden sei. Das würde für Rußland, Spanien und Frankreich gar nichts beweisen. Es bleibt bei dem, was schon Wiarda (über deutsche Vornamen S. 80) gemeint hat, daß, weil Johannes der Täufer als Vorläufer Jesu besonders in Achtung stand, z. B. in der katholischen Litanei gewöhnlich obenan stehe, und weil denselben Namen auch der Liebling des Heilands, Johannes der Evangelist, führte, dieser Name gerade am meisten wert gehalten wurde. Johannes war der häufigste kirchliche Name, weil er eben innerhalb der Kirche besonders hochgehalten wurde, und er wurde aus demselben Grunde auch der häufigste Vorname der Nichtgeistlichen. Später wirkte vorwiegend Tradition und Herkommen auf die Verbreitung ein.

Sprechzimmer.

1.

Zu den Ausdrücken „in die Binsen gehen“,
„in die Pilze gehen“.

Ztschr. 5, 630 Anm. 1 ist eine Bemerkung von Cosack angeführt, worin die Vermutung ausgesprochen ist, daß die Ausdrücke „in die Wäden gehen“ und „in die Rüben gehen“ im Sinne von „verloren gehen, verschwinden“ zunächst von den Hasen u. s. w. gebraucht sein dürften, welche sich in dem Kraute vor dem Jäger zu verstecken suchen und ihm „verloren gehen“. Ganz entsprechend dürfte die a. a. O. besprochene Redensart „in die Binsen gehen“ anstatt auf das Sichverlaufen von Bächen, Quellen u. s. w. in binsenbewachsenen Sümpfen auf das Sichverstecken der Wildenten in den Binsen zurückzuführen sein.

Was den Ausdruck „in die Pilze gehen“ betrifft, so braucht man wohl nicht mit P. Hoffmann (Ztschr. 6, 496) an eine etymologische Verstümmelung zu denken. Die bei Weigand 2, 351 gegebene Erklärung „In die Pilze gehen = verloren gehen, gleichsam wie Pilze Suchende, die sich verirren“ scheint mir, ebenso wie die am gleichen Orte S. 247 und in Übereinstimmung damit im Grimmschen Wörterbuch 7, 1013 gegebene ganz analoge Erklärung des Ausdruckes „in die Nüsse¹⁾ gehen“ (vergl. Ztschr. 5, 630 Anm. 1), durchaus nicht so ferne zu liegen.

München.

H. Englert.

1) = Haselnüsse.

2.

Zu Luthers Schrift „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei“ (1525).

Dr. Rudolf Lehmann hat in Reclams Universalbibliothek (Nr. 2373) Luthers Sendbrief vom Dolmetschen und drei andere Schriften weltlichen Inhalts mit Einleitungen und Anmerkungen zum Schulgebrauch¹⁾ herausgegeben. Ich vermissе hier zu S. 68, Z. 31 flg. eine Erklärung. Die Stelle lautet: „Und hab ich ihren Götzen, den Papsst nicht gefürcht, der mir die Seelen und den Himmel dräuet zu nehmen, muß ich mich auch sehen lassen, daß ich seine Schuppen und Wasserblasen nicht fürchte . . .“ Was bedeutet Schuppen? Der Ausdruck kehrt wieder in der Schrift „Wider Hans Worst“ 1541 (vergl. Luthers Werke für das christliche Haus. Braunschweig. 1890. 4. Bd. S. 257): „und ich dieweil unter des Glaubens und Vater=Unfers Schatten siße und lache des Teufels und seiner Schuppen . . .“ Hier ist seiner Schuppen wohl nicht ganz richtig durch ‚seiner Scharen‘ wiedergegeben, im übrigen aber richtig bemerkt, daß hier wohl eine Anspielung auf Hiob 41, 6 flg. vorliegt. Hier heißt es vom Leviathan, mit dem also der Papsst verglichen wird: „Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde, fest und enge in einander. — Eine rühret an die andere, daß nicht ein Lüftlein dazwischen gehet. — Es hängen eine an der anderen, und halten sich zusammen, daß sie sich nicht von einander trennen.“ Die Wasserblasen spielen auf B. 22 an: „Er macht, daß das tiefe Meer siedet wie ein Topf“. Zugleich liegt aber darin auch ein Wortspiel mit lat. Bulla, welches 1) Wasserblase, 2) päpstliche Bulle (nach der angehängten Siegelkapsel) bedeutet.

Northheim.

R. Sprenger.

3.

Zu Uhlands „Einkehr“. (Lyon, Die Lektüre I, S. 112.)

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;

Es war der gute Apfelbaum
Bei dem ich eingelehret.

Zu dem Vergleiche des Schatten und Speise gewährenden Baumes mit einem gastlichen Wirte bietet sich eine Parallele aus älterer Zeit. Wie das apokryphe Evangelium Infantias erzählt, gewährt den Eltern Jesu auf der Flucht nach Ägypten eine Dattelpalme einen Ruheplatz unter ihrem Laubdache und spendet ihnen Früchte zur Labung. Als sie wieder aufbrechen, gebietet der Jesusknabe einem Engel, den Baum zur Be-

1) Vergl. Lehmanns vortreffliches Buch über den deutschen Unterricht.

lohnung ins Paradies zu versehen. In Konrads von Fußesbrunnen „Kindheit Jesu“ (herausg. v. Kochendörffer, Straßburg 1881), die auf dem Evangelium Infantiae beruht, B. 1474 flg. heißt es:

des tages, ð daz gesinde
 die herberge rümte,
 daz kint si ein wēnec sümte:
 ez stuont als ein gewizzen man,
 der wol bedenken kan,
 wie man dem wirte danken sol,
 der gemachliche unde wol
 herbergete sinen gast.
 er sprach, min engel, nemt einn ast
 des boumes der hie stāt
 und uns sō wol beraten hāt
 gemaches unde spise u. s. w.

Es ist nicht unmöglich, daß Uhland das Gedicht, welches allerdings zuerst 1840 gedruckt wurde, schon früher in der Handschrift des ihm befreundeten Freiherrn von Laßberg kennen gelernt hat.

Northheim.

H. Sprenger.

4.

Es sei mir gestattet, auf einige nicht allgemein bekannte in meiner Heimat, der Eislebener Gegend, noch gebräuchliche Ausdrücke hinzuweisen, da sie wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Besonders von den Knaben wird häufig das Wort „hubeln“ gebraucht, welches bedeutet jemanden beim Klettern von unten stützen. Das Wort, das weder bei Adelung, noch bei Grimm zu finden ist, hängt offenbar mit heben zusammen (vgl. Heft, Hebel, hub, κώπη, cupa [Rufe], Kurbel, alle verwandt mit capio, κάπτω, Stamm καπ).

Ein nur noch selten gebrauchtes, ebenfalls bei Adelung nicht angegebenes Wort ist „zannen“. Wie „zähnen“ ist auch dies Wort wahrscheinlich von Zahn abzuleiten. Der Hund, welcher drohend seine Zähne bleckt, „zannst“. Diese Grundbedeutung des Zähnezeigens hat sich dann erweitert zu der Bedeutung von drohend, wütend ansehen. „Was zannst Du mich so an?“

Ein seltenes im Volksmunde gebräuchliches Wort ist „sich zauen“. Es bedeutet: sich bei einer Arbeit beeilen, die Vollenbung durch Anstrengung beschleunigen. Mit ziehen kann das Wort doch kaum zusammengestellt werden, wie Adelung vorschlägt. Ich wage, auf die mögliche Verwandtschaft mit dem Sanskritstamme tak hinzuweisen (takas = eilend, ταχύνω); der K-Laut tritt beim Imperativ hervor („zau dich doch“!). In diesem Falle würde dem Worte die Bedeutung des Eilens zu Grunde liegen.

Andererseits könnte man vielleicht als Grundbedeutung den nahe verwandten Begriff des Anstrensens annehmen und das Wort vom Stamme *τεν*, *ταν* ableiten (*τείνω*, *τανύω*, *tendo*). — Es sei hier noch darauf hingewiesen, daß bei den Wörtern dieser und verwandter Bedeutung die Bildung der Reflexiva besonders reichlich gewesen ist (vgl. sich [be]eilen, sich sputen, sich ab-bemühen, sich üben, sich rühren, sich anstrengen, sich anspannen, sich daranhalten, sich bestreben, sich besleißigen, sich beeifern, sich abarbeiten, sich plagen, sich schinden, sich abrauern, sich abragen, sich abeschern, sich abdraschen [vulgär thüringisch]).

Der Maikäfer heißt in der Volkssprache „Krieketräber“; durch das Streben nach Alitteration ist aus „Käber“: „Kräber“ geworden. Man braucht hierbei gar nicht an Krebs zu denken, wie bei Grimm, Krebs II, 2.

Glückstadt.

Roh.

5.

Zu Zeitschrift VI, 841 (52).

Daß die von Rosenberg angeführte Stelle aus Lenaus „Werbung“:

Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend
Wie mit einem Blick der Weihe.

eine doppelte Deutung zulasse, ist mir unwahrscheinlich. Ich glaube nicht, daß „Blick der Weihe“ hier Raubvogelblick bedeuten kann. Meinem Gefühle nach müßte es dann auch „mit dem Blick der Weihe“ heißen. Aber hiervon ganz abgesehen paßt eine solche Deutung gar nicht in den Zusammenhang. Wenn der Jüngling auch dem Werber nachgibt, ist er denn damit schon dem Verderben verfallen? Muß er im Kriege notwendig sein Leben einsehen, kann es ihm nicht auch gewonnen werden? Der Blick des Kriegsdämons ist keineswegs zu vergleichen mit dem Blicke des Raubvogels, der auf seine Beute stößt, nein, der Dämon läßt vielmehr mit Wohlgefallen und Begehren seinen Weihenden Blick auf der Heldengestalt des Jünglings verweilen. Nur feinetwegen hat er die Musikanten und den Werber zu den stärksten Äußerungen ihrer Berufungskünste veranlaßt. Durch den Blick des Wohlgefallens, den der Dämon auf dem Jünglinge ruhen läßt, weiht er ihn gleichsam zu seinem Gefolgsmanne. Weshalb wir notwendig annehmen sollen, daß der Jüngling damit dem Verderben geweiht werde, kann ich durchaus nicht einsehen. Könnte das „edle Streben“ in der Brust des Jünglings, „wie der Ahn ein Held zu sein“, denn nur im Tode erfüllt werden? Ich sehe keinen zwingenden Grund zu dieser Annahme. Sie würde meines Erachtens in Widerspruch treten zu dem Schluß des Gedichtes:

Also von der Ungarn Wange
 Flüchtet in den Bart herab
 Still die scheue Männerzähre.
 Ahnen sie des Jünglings Ehre?
 Ahnen sie sein frühes Grab?

Ich kann mich nämlich nicht mit Kochs Annahme befreunden (VI, 52), daß hier „Ehre und Grab identische Begriffe“ sind. Wenn Koch sagt, daß der Dichter hier nichts anderes könne sagen wollen, so ist er leider den Beweis für seine Behauptung schuldig geblieben. Ich glaube entschieden, daß Lenau etwas anderes hat sagen wollen, daß er nämlich „Ehre“ und „Grab“ sich gegenübergestellt hat. Bergegenwärtigen wir uns doch einmal die Situation: Als der Jüngling, auf dessen Heldengestalt die Blicke der Umstehenden mit Wohlgefallen und Stolz ruhen — ist er doch einer der ihrigen, — sich das Schwert umgürtet, um in den Krieg zu ziehen, da rinnen den Männern die Thränen in den Bart. Warum? Sind es Thränen der Freude oder der Trauer? Schauen sie ihn im Geiste als Helden zurückkehren und sehen sich in ihm geehrt, oder — ahnen sie, daß er nimmer wiederkehrt? Der Dichter läßt den Grund ihrer Thränen eben unentschieden, und gerade in dieser Ungevißheit liegt meines Erachtens das Reizvolle des Schlusses. Unser Hoffen begleitet den Jüngling in den Kampf, der Wunsch, er möchte den Seinen zurückgegeben werden, möchte reich an Ehren heimkehren, ist auf unserer Lippe. Warum sollte er denn nicht mit Ehren heimkehren können? Warum sollte es durchaus notwendig sein, daß er nur im Grabe Ehre finden kann, wie Koch behauptet?

Im Gegenteil, wenn wir die Begriffe „Grab“ und „Ehre“ gleichsetzen, so wird der Schluß lahm und matt. Wozu dieser tautologische Ausdruck, der — das mußte der Dichter sich doch sagen — so große Gefahr laufen mußte, anders verstanden zu werden? Hätte Lenau das im Sinne gehabt, was Koch und Rosenberg wollen, er hätte sicher die Gefahr vermieden, falsch verstanden werden zu können.

Die beiden oben angeführten Besprechungen von Rosenberg und Koch geben mir noch zu einer Bitte Veranlassung, zu der Bitte nämlich, doch ja recht genau zu zitieren.

So schreibt Koch (a. a. D.):

„Ahnen sie des Jünglings Grab?
 Ahnen sie des Jünglings Ehre?“

statt:

„Ahnen sie des Jünglings Ehre?
 Ahnen sie sein frühes Grab?“

und Rosenberg schreibt:

„Und der Dämon schwebt enteilend“,
 statt des Richtigen:
 „Und der Finstre schwebt enteilend“.

Auch in anderen Besprechungen der Zeitschrift habe ich dergleichen Ungenauigkeiten gefunden. So findet sich z. B. V, 56 die erste Strophe von Pfeffels „Tabakspfeife“ mit folgender Interpunktion:

„Gott grüß euch Alter! Schmeckt das Pfeifchen.
 Weist her! — Ein Blumentopf
 Von rotem Thon, mit goldnem Reifchen! —
 Was wollt ihr für den Kopf?“

statt, wie es im Original heißt:

„Gott grüß euch Alter! — schmeckt das Pfeifchen?
 Weist her! — Ein Blumentopf
 Von rotem Thon, mit goldnen Reifchen? —
 Was wollt ihr für den Kopf?“

(Poetische Versuche. Tübingen 1802, 4, S. 101.)

und V, 57 heißt es: Döffinger Schlacht, Vers 11:

„Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtot voll Blut und Qualm“,

statt: Schlacht bei Reutlingen, Vers 43:

„Herr Ulrich sinkt vom Sattel halbtot, voll Blut und Qualm“.

(Uhlands Gedichte und Dramen. Stuttgart 1877. II, 198.)

Derartige Ungenauigkeiten ließen sich noch mehr aufzählen. Sie sind jedenfalls ein Zeichen von mangelnder Genauigkeit in der Zitierung unserer Dichter. So etwas dürfte aber uns Lehrern des Deutschen am allerwenigsten nachgesagt werden. Möchten daher alle Fachgenossen bei ihren Besprechungen doch möglichst genau zitieren; der einzelne nehme die Mühe auf sich, das Original zu vergleichen, um seinen Lesern diese Mühe zu ersparen.

Altona.

H. Puls.

6.

Noch einmal zu Frik Triddelfik.

Wie mir von Dr. Hofmeister-Rostock aus Anlaß meines Artikels (Ztschr. VI, 649) mitgeteilt wird, leitet derselbe „Triddelfik“ von dem Dorfe und Rittergut Trittelwik bei Demmin ab. Von Reuter wäre es vielleicht an ein mundartliches trid(d)eln = tründeln (vergl. Lübben-Walther, Handwörterbuch tridele und trindele) angelehnt mit der patronymischen Endung — wik, ähnlich wie Stinkewitz = Stänker, unsauberer Mensch. Im übrigen ist er mit meinem Artikel einverstanden. Ich glaube immer noch, daß Reuter den Familiennamen Triddelvisse gekannt und ihn gewählt hat, weil „triddelig“ und ähnliche Bildungen einen

leichtfertigen Menschen bezeichnen, der sich in seinen Handlungen übereilt und allerlei Dummheiten begeht. Der Name Triddelvisse findet sich nicht bloß in den von mir angeführten Wismarschen Urkunden aus dem 15. Jahrhundert, sondern auch sonst im Lande Mecklenburg, auch in Pommern. Ob er heute noch existiert, weiß ich nicht. Über die Namensbildung bei Reuter stehen noch viele Fragen offen, mir liegt auch schon eine Menge Material vor. Manches hat schon Gustav Naab in seinen Artikeln „Dichtung und Wahrheit in Friß Reuters Gestalten“ in der Deutschen Lesehalle (Sonntagsbeilage zum Berliner Tageblatt) behandelt. Andere Züge aus Reuters Leben, Ereignisse, die ihm Stoff zum Dichten gaben, kann ich jetzt noch nicht veröffentlichen, weil die beteiligten Personen zum Teil noch in Mecklenburg, besonders in Wismar, leben. So sind z. B. zwei gute Bekannte von Reuter meine Nachbarn links und rechts, ein intimer Freund des Dichters hat seinen Garten meinem Hause gegenüber. In einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift will ich ein Gespräch zwischen Reuter und einem allerdings auch noch lebenden mecklenburgischen Landgeistlichen veröffentlichen, der ihn in Eisenach besuchte. Diese Unterhaltung scheint mir für die Erkenntnis der Reuterschen Personen außerordentlich wichtig.

Wismar i. M.

D. Glöde.

7.

Lebendig, lewendig, lewig.

Rudolf Hildebrand hat in dieser Zeitschrift mit Recht darauf hingewiesen, daß der alten Form lebendig Gewalt geschehen ist, als man den Ton auf die zweite Silbe legte, um das gefährdete e durch Betonung zu retten. Wem die durch die Schrift bezeugte Form lemdig, die bis ins frühe Mittelalter reicht, nicht genügt, der muß die Mundarten heranziehen. Noch gilt bei allen germanischen Stämmen das uralte Sprachgesetz, daß die Stammsilbe den Ton hat. Hildebrand hat schon auf die niederdeutsche Form lewendig hingewiesen. Man hört sie in Mecklenburg heute noch. „Ik hew em lewendig vör mi sên.“ Daneben erscheint die sehr gebräuchliche Form lewig, das Gegenteil heißt dodig. Dor liggt 'n dodigen hund = Da liegt ein toter Hund. Lewig wird oft bei solchen Wesen angewendet, die man gewöhnlich in leblosem Zustande antrifft oder bekommt, z. B.: Hê hett'n lewigen Kattôker ut'n Holln mitbrücht = Er hat ein lebendiges Eichkätzchen aus dem Walde mitgebracht. Hê hett'n lewigen Adebör (Storch), De Adebör frett lewige poggen, quaduxen (Frösche). Hê ritt de eksewers de flüchten af un frett se lewig up = Er reißt den Maikäfern die Flügel ab und frißt sie lebendig auf. Wî braden hier in de sünne bî lewigen lîw = Wir braten hier in der Sonne bei lebendigem Leibe.

Diese Form lewig, die sicher aus der daneben vorkommenden l wendig zusammengezogen ist, beweist am besten, daß die niederdeutsche Mundart sich das Gefühl für das germanische Betonungsgesetz bewahrt hat.

Hilbebrand fügt bei dieser Gelegenheit hinzu, daß lebendig nicht der einzige Fall sei, der von dieser alten Weiterbildung des part. praes. mit Abjektivendung übrig geblieben ist; in den Mundarten leben noch andere, z. B. in Rudolstadt stehunig, sihunig bleiben (mit ausgestoenem d). Genau so sagt man niederdeutsch: He hett ne slagendige Stunn redt = Er hat eine schlagendige (volle) Stunde geredet. Statt dessen hört man auch „ne kloekenige Stun'n“ oder „ne kloekendige Stun'n“.

Wismar i. M.

D. Gl de.

8.

Mit der Wurst nach dem Schinken werfen.

(Zu Btschr. VII, 2. S. 143.)

Die Redensart in der Bedeutung „durch eine kleine Gabe eine größere Gegengabe zu bekommen suchen“ ist in Mecklenburg noch allgemein gebräuchlich: „H  smitt mit de Wust na'n Schinken“. Die Redensart kommt bei Reuter, und wenn ich nicht irre, auch bei John Brindmann vor.

Wismar i. M.

D. Gl de.

9.

Bieten und anbieten.

Ich möchte mir erlauben, zwei Beispiele — die sich wohl noch vermehren ließen — zu bringen, die zeigen, wie sich Ausdrücke im Laufe der Zeit abgeschliffen und an Kraft und Anschaulichkeit verloren haben.

Beim Durchlesen des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe (Kollektion Spemann) fiel mir folgende Stelle auf: Goethe schreibt (Nürnberg, den 10. November 1797): „Die Stadt bietet mancherlei Interessantes an“, und auch Schillern ist diese Ausdrucksweise geläufig, denn er schreibt in einem Briefe an Goethe (24. November 1797): „Bei meinen gegenwärtigen Arbeiten hat sich mir eine Bemerkung angeboten“.

Unterlosa bei Plauen i. B.

Th. Hofmann.

10.

Weiteres über „das Besprechen der Krankheiten.“

(cf. Btschr. VII, 278).

Im badischen Unterlande lautet der Heilspruch:

Heile, heile, Segen,
 K hchen uf der Stegen (= auf der Stiege)
 M uschen uf'm Dach
 Hat sich schier zu budlig g'lacht.

Der zu Grunde liegende Gedanke ist wohl der, daß das mit dem „Wehfinger“ behaftete Kind in die gleiche heitere Stimmung versetzt werden soll wie das Mäuschen, das, der drohenden Gefahr glücklich entronnen, sicher auf dem Dache sitzt und der unten an der Stiege noch lauernnden Raze lacht.

Lahr.

Fr. Widder.

11.

Zu Uhlands Kastellan von Couch.

Nachdem die Dame von Fayel das Herz ihres Sängers gegessen, befällt sie eine unbezwingliche Wehmut:

Wie die Dame kaum genossen,
Hat sie also weinen müssen,
Daß sie zu vergehen schien
In den heißen Thränengüssen.

Der Dichter hat diesen Zug wohl seiner französischen Quelle (f. v. d. Hagens Gesamtabenteuer I, CXVII) entlehnt. In dem den gleichen Stoff behandelnden Herzmäre Konrads von Würzburg Vers 432 flg. wird dagegen bemerkt, daß der Dame das Herz überaus köstlich schmeckt:

sus nam diu vrouwe vil geslaht
unde az ir vriundes herze gar,
alsô daz si niht wart gewar,
welher slahte ez möhte sin,
daz jæmerliche trehtelin
süeze dûht' ez werdem munt,
daz si dâ vor ze keinre stunt
nie deheiner spise gaz,
der gesmac ir ie gevieler baz.

Damit ist zu vergleichen, wenn im Märchen von dem Nachandelbom (Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm, große Ausg. Nr. 47) die wehmütige Stimmung des Vaters, indem er vom Fleische des ermordeten Sohnes ißt, in Fröhlichkeit verwandelt wird: „'Ach Fru', säd he do, 'wat smekt my dat Aeten schön? gif my mehr! Un je mehr he eet, je mehr wull he hebben, un säd 'geeft my mehr, gy schöhl niks door of hebben, dat is as wenn dat all myn wör.“ Dagegen läßt Goethe in der Iphigenie I, 3,383 flg. den Ihyest, nachdem er vom Fleische seiner Kinder gegessen, von Wehmut ergriffen werden:

Und da Ihyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmut ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt u. s. w.

In den Ausgaben findet sich keine Andeutung, woher Goethe diesen Zug entlehnt hat.

Northheim.

R. Sprenger.

Franz Linnig. Deutsche Sprachlehre. Zusammenstellung der wichtigsten Lehrstoffe. Baderborn. Ferd. Schönningh 1892. 1,36 M. 113 S.

Vorliegendes Lehrbuch ist leider in der jetzigen Form nicht zu empfehlen. Wohl zeichnet es sich aus durch leicht faßliche und doch knappe Ausdrucksweise sowie durch ziemlich gleichmäßige Berücksichtigung der Laut-, Wort- und Satzlehre, aber es birgt zwei eigentümliche Widersprüche in sich: Während der Verfasser in der Satzlehre Kerns Neuerungen huldigt, um die doch noch der Kampf wogt, trägt er in der Lautlehre Ansichten vor, die schon in der Mitte der siebziger Jahre stark bezweifelt wurden und heute wohl allgemein in germanistischen Kreisen für veraltet gelten. So soll S. 5 got. b, d, g aus indogerm. ph, th und h verschoben worden sein und nicht, wie jetzt doch jeder Fachmann glaubt, aus bh, dh, gh. Das Bemühen des Verfassers, in der hochdeutschen Lautverschiebung auch got. f zu hd. b und got. ch oder h zu g werden zu lassen, führt zu Absonderlichkeiten. So schreibt er: „Die gotische Labial-Spirans f sollte hochdeutsch zu b werden; statt dessen tritt oft v ein, das seinerseits wieder zu f hinüberschwankt“. Ja wenn die Schüler von solchen Schwankungen hören, kann man es ihnen nicht verdenken, wenn sie überhaupt nichts von der Lautverschiebung wissen wollen. Nach dem Schema soll indogerm. k zu got. ch oder h und dieses zu ahd. g werden, als Beispiel dafür aber dient *δάρυ*, tagr, zachar und speziell für die hochdeutsche Verschiebung got. *faiha*, mhd. *viech*, nhd. *Vieh*. — In den Formen *helfames*, *helfat*, *helfant* soll das e aus früherem i infolge der Brechung entstanden sein, während doch nach der jetzt herrschenden Ansicht diese althochdeutschen Formen mit e älter als die gotischen mit i sind und in letzteren wie auch in althochdeutschen Formen wie *hilfu*, *hilfis*, *hilfit* sich das i erst aus altem gemeingermanischem e entwickelt hat.¹⁾

Aus der Satzlehre ist hervorzuheben, daß der Verfasser das nominale Prädikat als Prädikatsbestimmung auffaßt, sodaß in dem Satze: Die Sonne ist ein Fixstern — „ist“ das Prädikat sein soll. Meine Bedenken gegen diese Auffassung habe ich schon früher ausgesprochen.²⁾ Der Verfasser verwirft den sogenannten zusammengezogenen Satz als Mittelglied zwischen dem einfachen und zusammengesetzten gänzlich, also auch unter anderem Namen und erklärt: „Jeder Satz, der nur ein Verbum finitum enthält, ist ein einfacher Satz, — — jeder Satz, der mehr als ein finites Verb enthält“, ein zusammengesetzter, „auch wenn die Verben logisch nur

1) Vgl. meine Besprechungen von R. Günthers und von A. Günthers Deutscher Sprachlehre.

2) Vgl. meine Besprechung von A. Günthers Deutscher Sprachlehre.

eine Aussage enthalten“. Hierdurch räumt er dem Formalismus zu viel Geltung ein. Zweifellos enthalten Sätze wie: „Mann und Weib sind ein Leib“ — nur einen Gedanken und sind demnach einfache Sätze. Aber auch bei dem Satze: „Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle“ — verhält es sich genau so, was auch der Verfasser zuzugeben scheint, da er schreibt: „= rinnt rauschend“. Dagegen sind dem Satze: „Der Mann starb im kräftigsten Alter, die Frau erst als Greisin“ — zwei Gedanken mindestens mit demselben Rechte zuzusprechen wie dem: „Cäsar kam und siegte“. Bei seiner Scheidung reißt also der Verfasser logisch eng Zusammengehöriges dem finiten Verb zu liebe auseinander. Den zusammengesetzten Satz gruppiert er verständigerweise nach logischen Gesichtspunkten.

Plauen i. B.

Carl Franke.

Quartalbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. LVIII, 2: Hans Wilmsen Laurembergs Abgangszeugnis von der Universität und ein satirisches Gedicht von Friedrich Schlegel.

Der neue Quartalbericht enthält geschäftliche und wissenschaftliche Mitteilungen. Crull beschreibt die Altartafel im Heiligen Geiste zu Wismar und ihre interessante Geschichte, v. Schulz teilt zwei Projekte zur Stiftung mecklenburgischer Orden mit. Von allgemeinerem Interesse ist Hans Wilmsen Laurembergs Abgangszeugnis von der Universität, das A. Hofmeister abdruckt. Es findet sich in einem Kopiebuch des Universitätsarchivs zu Rostock (A. 60, Fol. 120 b) und ist vom Prof. Dr. theol. Johannes Quistorp als Rektor ausgestellt. Das lateinische Urtest schließt mit den Worten:

„Haec habuimus quae M. Johanni Laurenbergio pro testimonio dicere voluimus, debuimus. Tu qui haec leges, tenta hominem et cum nos nihil praeter verum dixisse intelliges, iuva et promove ejus studia, idque te bono reipublicae literariae facere certissime tibi promitte.

Scriptum et academiae nostrae sigillo insignitum Rostochii a. d. XIV. Calend. Februarii anno MDCXVI.“

Eine interessante Mitteilung macht F. v. Meyenn. Es ist ein politisch-satirisches Gedicht von Friedrich Schlegel und führt den Titel:

Deutsche Constitution
in vierzehn Paragraphen.

Als Probe gebe ich § 8 und § 11.

§ 8.

Nachdem wir nun auch weit und breit
 Die Vaterländer all' besrent
 Und schwimmen in dem Geist der Zeit,
 So sollen fortan die Gedanken
 Frey sein von allem Joch und Schranken,
 Gedruckt in alle Welt hinfliegen
 Und keinem Zwang mehr unterliegen.

§ 11.

Ein jeder soll im Teutschen Bund
 Gott preisen, wie ihm steht der Mund;
 Wenn uns die Gelder nur verbleiben,
 Mag frey die Religion man treiben.

Der mecklenburgische Minister Leopold Hartwig v. Pleßsen, der zum Wiener Kongresse bevollmächtigt war, hat das Gedicht unterm 29. Mai 1815 aus Wien dem Herzog Friedrich Franz I. mit folgender Bemerkung zugesandt:

„Ew. Durchl. schließe ich hier zur Unterhaltung noch eine sehr witzige Parodie bei, die auf einen Constitutions-Entwurf des Ministers Humboldt, der in 14 Artikeln abgefaßt und von mir schon vor einiger Zeit eingeschickt ist, von dem bekannten Schriftsteller Friedrich Schlegel verfertigt ist, und, bis auf einen etwas obscenen Ausdruck, sehr viel heißende Satire enthält.“

v. Mehenn teilt dann aus einem Kodex des Klosters Dobbertin in der Schrift von etwa 1500 mit: „Eyne kostel arstodie“ = „Eine köstliche Arznei“, ferner eine Anfrage über den Dorfnamen „Gehren“.

Wismar i. M.

D. Glöde.

 Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 6. Juni: Adolf Noreen, Utkast till föreläsningar i urgermansk judlära, besprochen von G. Chrismann. (In Kluges Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte und Noreens Judlära besitzen wir nunmehr zwei Hilfsmittel, die in trefflicher Weise die Ergebnisse der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der germanischen Lautlehre zusammenfassen.) — Hermann Wunderlich, Der deutsche Saybau, besprochen von D. Behaghel. (Mit Wunderlichs allgemeiner Auffassung des sprachlichen Lebens und der syntaktischen Entwicklung stimmt Behaghel durchaus überein, ebenso mit den Burechtweisungen, die er Wustmann zukommen läßt, der „für das Handwerk den Befähigungsnachweis verlangt“, aber glaubt, „unserer Sprache gegenüber den Meister spielen zu dürfen, ohne nach dem Handwerkszeug auch nur sich umzusehen“. Weniger vollkommen ist Behaghel mit den einzelnen Erklärungsversuchen Wunderlichs einverstanden.)

- Philipp Lenz, Der Handschuhheimer Dialekt, besprochen von G. Christmann. — J. Minor, Schiller, sein Leben und seine Werke, 1. und 2. Bd., besprochen von Richard Weiffenfels. (Zu große Breite, Belastung der Darstellung mit Einzelheiten, die ohne Bedeutung speziell für Schiller sind, schädigt Minors Werk in vielen Partien, obwohl sich in dieser Fülle der Details eine wahrhaft großartige Beherrschung und Benützung der umfangreichen Litteratur über Schiller und die peinlichste Gewissenhaftigkeit der Einzelforschung verrät. Durch die vollkommen künstlerische Gestaltung des Stoffes im ganzen und im einzelnen zeichnet sich Minor vor den meisten der heutigen Litterarhistoriker aus.) — L. F. A. Wimmer, Sönderjyllands historiske runemindesmaerker; Sophus Bugge, Norges Indskrifter med de aeldre Runer, besprochen von D. Brenner. (Zwei höchst willkommene Arbeiten.)
- Nr. 7. Juli: Wilh. Streitberg, Zur germanischen Sprachgeschichte, besprochen von G. Christmann. — Karl Bangemeister, Die Wappen, Helmszierden und Standarten der großen Heidelberger Liederhandschrift (Manesse-Codex), besprochen von Fr. Grimme. (Das prächtige Werk stellt sich, was Inhalt und Ausstattung angeht, der Handschrift würdig zur Seite; es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle, welche auf dem Gebiete des Minnesangs arbeiten wollen.) — Wilh. Walther, Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters; Karl Wilk, Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, besprochen von Hermann Haupt.
- Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte VI, 2: A. Hauffen, Zur Litteratur der ironischen Entomien. — W. Scheel, Klopstocks Kenntniss des germanischen Altertums. — K. Heinemann und B. Seuffert, Briefe Heines an Wieland. — W. Lang, Graf Reinhard als deutscher Dichter. — Ph. Strauch, Zur Lebensgeschichte Steinhöwels. — R. M. Werner, Zur Volkslitteratur. — R. Schlösser, Zur Gotter-Bibliographie. — S. Fischer, Sprachliche Einzelheiten zu Schillers Dramen. — S. Dünker, Uhlands Übersetzung des Thyestes von Seneca. — R. M. Werner, Murner in Krakau. — A. Leihmann, Zu Goethes Briefen 2, 46 — A. E. Schönbach, Zu Lessings Faust-Vorspiel.
- Zeitschrift für deutsche Philologie 26, 2: S. Gering, Der zweite Merseburger Spruch. — R. M. Meyer, Allitterierende Doppelconsonanz im Heland. — R. Sprenger, Textkritisches zu mittelniederdeutschen Gedichten. — A. Zeittels, Das neuhochdeutsche Pronomen II. — M. Spanier, Tanz und Lied bei Thomas Murner. — R. Hofmann, Neues zum Leben und Dichten J. Chr. Günthers. — A. Schöne, Zu Lessings Emilia Galotti. — A. Birlinger, Lexikalisches.
- Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 37, 2: Zwierzina, Überlieferung und Kritik von Hartmanns Gregorius I. II. — Kögel, Die altgermanische fara; Die Stellung des Burgundischen innerhalb der germanischen Sprachen. — Volte, Ein Breslauer historisches Volkslied vom Jahre 1490. — Steinmeyer, Wigaloisbruchstück. — Seemüller, Engelhard 2731f. — Priebisch, Ein angebliches friesisches Marienlied.
- Neue Jahrbücher für Phil. und Pädagog. 147. 148, 4. 5: L. Wellermann, Zur Reiberechnung in Schillers Dramen. — F. Bronner, Goethes römische Elegien und ihre Quellen.
- Preussische Jahrbücher 72, 2: Stahl, Über Umfang und Bedeutung des Sprachstudiums. — Tille, Die Bilder zu Goethes Faust.

- Die Gegenwart 24: E. Wasserzieher, Erbgut und Lehngut in unserer Sprache. Der Kunstwart, 1. und 2. Juliheft: Karl Erdmann, Anschauliche Sprache. Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins 8. Nr. 8 und 9. (1. August 1893): Hermann Dunger, Was heißt Sprachdummheiten? (Wir empfehlen diese ganz vorzüglichen Ausführungen Dungers, die wohl das Beste sind, was in den letzten Jahren über die Bedeutung des Sprachgebrauchs gesagt worden ist, allgemeinsten Beachtung.)
- Bayerns Mundarten, II, 1: Aug. Hartmann, Regensburger Fastnachtspiele. — D. Brenner, Altbayerische Sprachproben: Der Prinz von Arkadien. (Fortsetzung.) — E. Franke, Ostfränkisch und Oberfränkisch. (Fortsetzung.) — H. Grabl, Die Mundarten Westböhmens. (Fortsetzung.) — M. Himmelstoss, Aus dem Bayerischen Wald. (Fortsetzung.) — J. Neubauer, Benennung der Pflanzen im Egerlande. — Aug. Hartmann, Zu den Regensburger Fastnachtspielen. — D. Brenner, Von der Rotenburger Mundart. — F. Rothbart, Aus Mittelfranken. — A. Hartmann, Bemerkungen hierzu. — D. Brenner, Kleinere Mitteilungen. — Bücherchau.
- Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. — Sechsten Bandes drittes Heft: Spanische Quellen der dramatischen Litteratur, besonders Englands zu Shakespeares Zeit. Von Leo Bahlsen. — Tragödie, wissenschaftliche Kritik und Unfehlbarkeit. Ein Schlußwort. Von Veit Valentin. — Die Charaktere in Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen“. Von Hubert Koettelen. — Der Verfasser der Galli cuiusdam anonymi in Franciscum Petrarcam Invectiva. Von Max Lehnerdt. — Rüdertiana. Von Edmund Bayer. — Theodor Eide, Zur neueren Litteraturgeschichte der Rolandsage in Deutschland und Frankreich, besprochen von Max Koch. — August Rippenberg, Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg (1731—1743), besprochen von Hermann Ulrich.
- Neue Bahnen IV, 6. 7 und 8: Rud. Hochegger, Die Bedeutung der Philosophie der Gegenwart für die Pädagogik. — Von der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Leipzig. — H. Scherer, Der Handfertigkeitsunterricht in der Volks- und Fortbildungsschule.

Neu erschienene Bücher.

- W. Scherer, Kleine Schriften, 2 Bd. Berlin, Weidmann 1893. Erster Band: Kleine Schriften zur altdeutschen Philologie, herausgegeben von Konrad Burdach. XXIV, 782 S. Pr. M. 15. — Zweiter Band: Kleine Schriften zur neueren Litteratur, Kunst und Zeitgeschichte, herausgegeben von Erich Schmidt. 415 S. Pr. M. 8.
- Otto Bremer, Deutsche Phonetik (Grammatik deutscher Mundarten. Bd. I). Leipzig, Breitkopf und Härtel. 208 S.
- Ferdinand Merg, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung (Grammatik deutscher Mundarten. Bd. II). Leipzig, Breitkopf und Härtel. 181 S.
- P. Paßler, Zur Geschichte der Heimesage. Programm des niederösterreichischen Landes-Real- und Oberghymnasiums Horn. 1893.
- Heinrich Stidelberger, Parallelstellen bei Schiller. Programm des Gymnasiums zu Burgdorf. 1893. 125 S.
- Anselm Salzer, Die Sinnbilbe und Beiworte Mariens in der deutschen Litteratur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters (Schluß). Programm des Oberghymnasiums zu Seitenstetten. 1893. S. 447—617.

- Wilhelm Vietor, *Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren?* Marburg, Elwert 1893. 26 S. Pr. M. 0,50.
- Deutsche Lauttafel (System Vietor). Größe 70 : 87 cm. Dreifarbiges Druck (rot, schwarz, grün). Marburg, G. Elwert 1893. Preis der Tafel M. 1,50, auf Leinwand gezogen mit lackierten Stäben M. 2,50.
- Joseph Kassewitz, *Darlegung der dichterischen Technik und litterarhistorischen Stellung von Goethes Elegie Mexis und Dora.* Leipzig, Gustav Fock 1893. 27 S. Pr. M. 1.
- Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* 5. Aufl., 6. u. 7. Lieferung. Straßburg, Trübner 1893.
- D. Glöde, *Die deutsche Interpunktionslehre. Die wichtigsten Regeln über die Satz- oder Lesenzeichen und die Nebestriche dargestellt und durch Beispiele erläutert.* Leipzig, B. G. Teubner 1893. 33 S. Pr. M. 0,30.
- Friedrich Kirchner, *Die deutsche National-Litteratur des 19. Jahrhunderts.* 3. u. 4. Lief. Heidelberg, Georg Weiß 1893. S. 177—352. Pr. M. 2.
- D. Hellinghaus, *Homers Odyssee übersetzt von Joh. Heinrich Voss.* Münster, Schöndorff 1893. Ladenpreis.
- J. Buschmann, *Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Erste Abteilung (Für die unteren Klassen). Zehnte Aufl. 416 S. Pr. M. 2,20. — Zweite Abteilung (Für die mittleren Klassen). Achte Aufl. Trier, Ling 1893. 637 S. Pr. M. 3,20.*
- J. Buschmann, *Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Erste Abteilung: Deutsche Dichtung im Mittelalter. 4. Aufl. Pr. M. 1,20. — Zweite Abteilung: Deutsche Dichtung in der Neuzeit. 4. Aufl. Pr. M. 3. Trier, Ling 1893.*
- J. Buschmann, *Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre.* 10. Aufl. Preis kart. M. 1. 110 S.
- Heinrich v. Stein, *Goethe und Schiller. Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker. Nach seinen an der Universität Berlin gehaltenen Vorträgen.* Leipzig, Reclamsche Universalbibliothek. Pr. M. 0,20.
- Adolf Dietrich, *Friedrich der Freidige. Ruhmesblätter und Sagenklänge aus Thüringen.* Dresden u. Leipzig, Pierson. 1892. 141 S.
- Rudolf Eckart, *Niedersächsische Sprachdenkmäler in übersichtlicher Darstellung mit genauen Quellenangaben. Ein bibliographisches Repertorium.* Osterwieck, Zickfeldt 1893. Pr. M. 3. 68 S.
- Ernst Henschke, *Über das Leben und die Schriften Kaspar Poggels.* München, Programm der Kgl. Ludwigs-Kreisrealschule 1893. 48 S.
- Max Miller, *Wallenstein von Schiller. Schulausgaben deutscher Klassiker X.* Trier, Heinrich Stephanus. 292 S. Pr. M. 1,20.
- Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin.* 14. Jahrg. 1892. 1. Abteilung. Leipzig, Carl Reißner 1892. 128 S.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Guplowstraße 24 II.

Rhythmische Bewegung in der Prosa.

Von Rudolf Gildebrand.

Die Betonung, diese Trägerin des Seelenlebens einer Sprache, ist bei uns so kunstvoll und eigenartig entwickelt, daß in der deutschen Sprachlehre recht viel davon die Rede sein müßte, was doch nicht der Fall ist, weil sie den Kindern, gleich wo sie zuerst unter die Hand des Lehrers kommen, schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, sodaß sich eine grundlegende Behandlung gar nicht, nur gelegentliche Nachbesserungen nöthig machen. Ja die meisten Deutschen werden sich der Eigenart ihrer Sprachbetonung gar nie wirklich bewußt und üben sie doch richtig aus. Es ist freilich ein Irrthum, der sich leicht von selbst einstellt, daß zur richtigen Handhabung einer Sprache ein volles Bewußtsein ihrer Lebensgesetze gehöre.

Das Bewußtsein stellt sich aber ein im Verkehr mit Fremden, die mit den Schwierigkeiten der deutschen Sprache, welche bei ihnen bekanntlich für besonders groß gelten, im Kampfe liegen. Wer z. B. mit Engländern zu thun hat, die sich um das Deutsche bemühen, dem wird bald auffallen, wie schwer und spät ihnen im Satzbau die Umkehrung von Subject und Verbum, die sog. Inversion zugänglich wird. Engländer, die schon weit sind im Gebrauch des Deutschen, sagen z. B. noch lange: „Als ich nach Hause kam, ich fand meinen Freund vor.“

Dem Franzosen ist besonders unsere Betonung schwer zugänglich, da sie gründlich abweicht von der, in welcher er sich von Kind auf bewegt, die ihm gleichsam angeboren ist (der übertriebene Ausdruck sagt doch gerade mit seiner Übertreibung das Wesen der Sache treffend aus). Es handelt sich dabei besonders um die Behandlung des Hochtones und Tieftones, des Haupt- und Nebentones, die der Franzose in der scharf ausgeprägten Unterscheidung, wie wir, eigentlich nicht hat. Beide bestimmen bei uns nicht nur äußerlich den rhythmischen Gang und damit den eigenen Wohlklang unserer Worte und Sätze, sondern stehen auch innerlich im Dienste des Gedankens und der Empfindung.

Besonders daß Hochton und Tiefton in einem Worte unmittelbar neben einander treten können, wie bei uns in unzähligen Fällen geschieht, das geht dem Franzosen ganz schwer ein. Man muß es als Lehrer erlebt haben, wie auch ein schon recht geübter Franzose, der fortwährend Vorlesung u. dergl. hört und vom Lehrer so und so viel mal nachdrücklich

darauf hingewiesen und berichtigt worden ist, doch immer wieder in die Betonung vorlesung verfällt, das muß man erlebt haben, um die Schwierigkeit dieses Betonens zu begreifen, die wir ja spielend ausüben.

Diese und ähnliche Fälle im Unterricht gelegentlich vorgebracht sind von eiguem Werthe, weil sie mit einem Schlage den Schülern die Augen öffnen über Dinge, die sonst durch die abstumpfende Gewalt der Gewöhnung ungesehen vor ihnen liegen; was ihnen bis dahin gleichgültig, weil alltäglich war, wird ihnen vom Standpunkt des Franzosen, des Engländers aus auf einmal merkwürdig und beschäftigt sie in Gedanken auch über die Schulstunden hinaus, das rechte Kennzeichen, daß der Unterricht einmal in ihr Inneres eingegriffen, nicht bloß äußerlich etwas zum sogenannten Lernen gegeben hat, was so leicht wieder abfällt.

Um aber auf unsere Aufgabe zurückzukommen, jene nahe Verbindung von Hauptton und Nebenton ist überhaupt in unserer Sprache eine Erscheinung, die ebenso merkwürdig als an Lehre fruchtbar ist. Sie zeigt sich hauptsächlich in Zusammensetzung, wenn einer Stammsilbe mit ihrem Ton ein näher bestimmendes einsilbiges Wort vorgefügt wird, das nun, um die bestimmende Kraft zu bezeichnen, einen Ton erhält, der noch über den der Stammsilbe an Kraft und Höhe hinausgeht. Das fällt nicht weiter auf, wenn das Hauptwort bloß einsilbig ist, z. B. únschön, vórwört, áusbünd, ánzahl, bérgepfad usw., aber das Merkwürdige tritt ein und wird dem Nichtdeutschen zum Anstoß, wenn das Hauptwort zwei- oder mehrsilbig ist, also z. B. spréchen, aber áusspréchen, ságen, aber hér-ságen, sinnig, aber únsinnig, witzig, aber wáhnwitzig, wágen, aber dámpf-wágen, vógelein, aber wáldvógelein usw., die Wörter dieser Art stellen sich ja in ungezählten Schaaren dar und täglich können neue hinzukommen.

Kommt die Sache einmal im Unterricht zur Sprache, nicht systematisch, was zu leicht langweilend wird und damit den Hauptzweck des Unterrichts verfehlt, sondern gelegentlich — dabei werden auch die Gleichgültigen aufwachen, wenn der Lehrer die Frage einigermaßen scharf zu stellen weiß — so müßten auch andere werthvolle und fragliche Erscheinungen, die dabei auftauchen, mit vorgenommen werden. Es wäre z. B. eine werthvolle Frage, zu deren Lösung die besten Geister in der Classe zum Wettkampfe aufgerufen werden müßten und sich selbst dazu stellen würden: warum denn z. B. in vórbáuen, áblésen, úntólg-sam, úrwáhler usw. der einsilbige Zusatz den höhern Ton erhält und wie er also die Stammsilbe ihres Hauptrechtes, den Sinnton zu tragen, berauben kann. Das wäre eine schöne Übung im Denken, nicht im fahlen logischen, das doch dabei nicht zu kurz kommt, sondern in dem Sachdenken, von dem ich so oft dringlich empfehlend gesprochen habe. Und wenn das Rechte in der Stunde nicht herauskommt, so wäre dies eine schöne Gelegenheit, den Schülern

den Knoten zur Lösung nach Hause mitzugeben, ein Mittel zur Anregung, das überhaupt öfter anzuwenden wäre. Mit welcher Spannung würden dann alle, außer den rettungslos Stumpfen, der nächsten deutschen Stunde entgegensehen und zumal der Frage des Lehrers: Nun, was habt ihr herausgebracht? Ich kann aber hier auf die Frage nicht näher eingehen.¹⁾

Zur rechten Beleuchtung der Erscheinung gehört aber die Ausführung, wie es eigentlich nicht genau oder richtig ist, daß da zwei Töne dicht bei einander ständen. Das ist vielmehr unmöglich, so unmöglich, wie, daß zwei Bergspitzen dicht neben einander stehen könnten, ohne daß ein Thal sie schiebe und so eben zwei aus ihnen mache. Die Bewegung des Rhythmus ist aber genau wie die Bewegung eines Gebirgsprofils, ein Auf und Ab, ein Wechsel von Höhen und Tiefen.

So stehen denn auch z. B. in vorlesen die beiden Töne keineswegs dicht neben einander. Ich machte das meinem Franzosen klar, indem ich vorlesen und vorgelesen, vorzulesen neben einander aussprach: die zwei letzteren sind durch das hinzukommende ge und zu keineswegs länger als das erste, vorlesen nimmt gerade so viel Zeit weg, wie vorgeläsen (man überzeuge sich mit taktirendem Sprechen); es ist wie im 13. Jahrhundert mit Vrīdanc und Vrīgedanc, welche beide Formen bekanntlich in den Handschriften wechseln, wie im 15. und 16. Jahrhundert mit hōiltum und hōiligtum, in der Gegenwart z. B. mit grōszmütter und grōszemütter, der Leipziger Form; zwischen den beiden Tönen bleibt immer ein Räumchen, das, ob ausgefüllt oder nicht, für die Dauer des Wortes, also für die Größe des kleinen rhythmischen Ganzen völlig gleichgültig ist. Auch das im Unterricht einmal vorzubringen ist sehr anregend für das eigne Nachdenken und Beobachten der Schüler, sie probiren das vom Lehrer Behauptete zuerst zweifelnd mit dem eignen Mund und Ohr (der Zweifel ist ihr Recht und nöthiger Durchgang zur eignen Überzeugung), die Wörter werden ihnen wieder einmal Gegenstand freier Theilnahme und Freude statt Gegenstand eines strengen Gebotes, das sich ihnen auferlegt und die freie Bewegung hemmt. Übrigens ist die Sache näher besehen nicht so gar einfach, das zeigt sich, wenn man sie musikalisch, also mit Noten ausdrücken will; alles rhythmische und metrische Wesen ist aber zuletzt musikalisch. Die Erscheinung ist übrigens ganz dieselbe in Prosa wie in unserer alten Poesie das Auslassen oder Aussperren der

1) Erwähnenswerth wäre dabei aus dem Latein, wo das in der Classe vorhanden ist, wie da unser Betonungsgesetz in der Zusammensetzung durchaus nicht gilt, denn es heißt z. B. *impellere*, *compellere*, *appellere*, *concurrere*, *incurrere*, *succurrere* usw., und nur indem man diese Wörter so nebeneinander aufzählt, fällt auf die Präposition unabsichtlich von selbst ein höherer Ton wie bei uns (*impellere* usw.), der Ton der Unterscheidung.

Senkungen, das nun hier recht deutlich wird, in der Natur unserer Sprache tief begründet ist.

Ich hatte es aber auf eine andere Erscheinung abgesehen, die in diesem Gebiet unseres Tonwesens, bei Zusammensetzung, eintritt, daß nämlich die Betonung da schwankt und ins Unsichere geräth. So z. B., wenn sowohl nöthwendig als nöthwendig betont wird, *ánséhlich*, aber *únanséhlich*, *ánfänglich*, aber *úranfänglich*.

Der Grund der Erscheinung wird klar, wenn man näher, genauer zusieht, es ist in der Schule eine auserlesene Denkübung für Hören und Beobachten. Es gibt z. B. die Betonung *únabséhbar*, das ist die gewöhnliche, aber daneben auch *unábsehbar*. Ebenso *únausfüllbar* und *unáusfüllbar* (z. B. eine Lücke). Wie geht das zu?

Zu Grunde liegt *ábséhen*, *áusfüllen*, die nahe im Hintergrund des Bewußtseins bestimmend stehen (aus eigenstem Gefühl, nicht aus Schulung), d. h. sehen hat an ab einen höhern Ton über seinen eignen hinaus abtreten müssen, zur Unterscheidung von *ánséhen*, *áusséhen*, *éinséhen* usw.¹⁾ Zu bemerken ist dabei und leicht zu Gehör zu bringen, daß die Stammsilbe mit ihrem Tonrechte darüber keineswegs verkürzt wird, darum, weil die *ab*, *an*, *auf* usw. eben zur Hervorhebung der Unterscheidung noch über die mittlere Tonhöhe hinausgehoben werden, auf der sich die Stammsilben bewegen und die eigentliche Tonlinie bestimmen.

Tritt aber noch eine Silbe hinzu, die einen solchen Unterscheidungsston mit sich bringt, so gewinnt das Ganze ein anderes Gesicht. Zu *ánséhlich* heißt es z. B. *únanséhlich*, nicht *únánséhlich*, denn *án* muß einen noch höhern Ton an *ún* abtreten, der nun über den ganzen Begriff gleichsam der Herr wird, *an* aber müßte sich eigentlich mit dem Tiefston begnügen, den *-séh-* hat, das doch selber noch unter *an-* um eine Stufe herunterzutreten hätte — aber hier ist's eben mit dem künstlichen Tonwesen am Ende, hier wird — erlaube man mir einmal einen derben Ausdruck aus dem Hausdeutsch, ich finde ihn nicht besser, um es sicher zu sagen — hier wird eben das Pferd alle, die künstliche Abstufung des Tones wird gar zu künstlich, die Regel muß sich durchbrechen lassen, damit man beim Natürlichen, ja beim Möglichen bleibe.

Noch deutlicher stellt sich das heraus, wenn in einem Worte vier Silben, jede mit Tonrecht, zusammenkommen, die doch ein Tonganzes werden müssen mit einem Hauptton, denn nur dadurch kommt fürs Gehör und Verständniß ein Wort zu Stande. Das ist z. B. der Fall bei *unabsehbar*, da auch *-bar* von seinem Ursprung her (mhd. *-bære*)

1) Aber *erséhen*, *verséhen*, *überséhen*, warum? Die Schüler müßten das selber finden.

ein Unrecht auf eignen Ton behalten hat. Zu úbsèhen tritt zunächst absehbar, in dem sich ein Schwanken zeigt (in absehbarer Zeit ist jetzt beliebt), ob seh- noch seinen vollen Tiefston behauptet, unter dem -bar mit noch tieferem Ton erklingen müßte — ich glaube, bei diesem absehbar wird das strenge Einhalten des Gesetzes, also mit regelrechtem Absteigen des Tones in drei Stufen wirklich unwillkürlich versucht — aber es ist schon so schwer und auf Schrauben gestellt, daß man doch unwillkürlich in absehbar verfällt. Vollends aber bei unabsehbar hat das strenge Betonen ein Ende, die Schwierigkeit geht da in Unmöglichkeit über. Es ist aber der Mühe werth, in der Classe den Versuch dazu zu machen oder einen Begabten machen zu lassen; was etwa daran gelingt, das kostet so viel Zeit und Mühe, daß dazu im wirklichen Sprechen eben gar nicht Zeit wäre. Im Verse aber wäre ein solches rhythmisches Uding erst unmöglich. Kurz, was dem Gesetze nach sein sollte und müßte, das wird durch die Umstände unmöglich, das ist das Lehrreiche an dem Falle.

Lehrreich ist aber auch, wie sich die Sprache in dieser Nothlage hilft (es kommt öfter vor, daß sie durch die strenge Grammatik in eine Nothlage geräth und zu einem Nothbehelf greifen muß); sie läßt über den wirren Silbenhaufen den allgemeinen Rhythmus, der in einem regelrechten Wechsel von auf und ab, Hebung und Senkung besteht, und überhaupt allem Rhythmus zu Grunde liegt, wie glättend dahinstreichen, wobei nach dem Recht der einzelnen Silben nicht mehr groß gefragt wird, da nun doch etwas Sprechbares zu Stande kommt. Die Doppelheit unabsèhbar (lieber als das genaue unabsèhbar) und unabsehbar erklärt sich daher, daß eben alle vier Silben ein Tonrecht für sich haben, während es doch nur zweien wirklich zugesprochen werden kann und der oberste Ton auch nur einer davon.¹⁾ So wird ein einzelnes Gesetz, das sich im gegebenen Falle selbst unmöglich macht, von einem allgemeinen, höhern zwar gebrochen, aber doch zugleich überhöht und mit dem Ganzen ins Gleiche gebracht, und auch darin ist die Sprache zugleich ein Abbild des großen Weltlebens überhaupt im Kleinen.

Der Fall ist aber so häufig, daß sich darauf eine Regel gebildet hat, wenn auch nicht entschieden durchgeführt. Es heißt z. B. anfänglich (nach anfang), aber úranfänglich; es heißt vorsichtig, aber únvorsichtig, also wider das Gesetz in regelrecht fließenden Rhythmus umgesetzt. Dabei gibt un-, das allerdings schon im Mhd. schwankenden Ton zeigt, sein Tonrecht doch gern an die Stammsilbe ab, z. B. in unmöglich, undénkbar, unsterblich, unverkénntbar, unverzèhlich, undurchdringlich, ungehéuer (aber das ungeheúer), neben úngewiss,

1) Dagegen haben unabwéndbar, unausdénkbar nur diese eine Betonung.

unsicher, unüberlegt, unbillig, unstatthaft usw., eine wahre Schwierigkeit für die Fremden, für die Schüler aber höchst anregend, daß sie sich selber suchend umsehen in ihrem schon erworbenen Sprachvorrathe, dessen sie sich dabei bewußter werden; der Lehrer dürfte keine Gelegenheit versäumen, die jungen Geister zu solcher Eigenthätigkeit anzuspornen.

Bemerkenswerth sind besonders auch Fälle, wo der Ton in demselben Worte schwankend erscheint. So bei un-, wo es nach Vorigem doch nicht Wunder nehmen kann, z. B. in unbändig und unbändig. Dann in wahrscheinlich und wahrscheinlich, glückselig und glückselig, nöthwendig und nöthwendig. Das Rechte und Ältere ist da die zweite Form, die bei nöthwendig auch noch den Vorrang hat. Die andere Form ist wahrscheinlich erst aus dem abstracten Substantiv rückwärts entnommen, indem man mit wahrscheinlichkeit, nothwendigkeit dem mühsamen Abstufen des Tones nach strenger Regel auswich; bei wahrscheinlich wird noch mehr unwahrscheinlich maßgebend gewesen sein. Dabei mag auch der Vers mitgewirkt haben, dem ja nöthwendig und nöthwendigkeit, auch glückselig sich geradezu versagen, es hilft eben der allgemeine Rhythmus, der ja ohnehin im Verse maßgebend waltet, über die Lücke hinweg.¹⁾

Die Erscheinung greift übrigens in die alte Zeit weit zurück und erweist sich damit als unserm Sprachleben natürlich gleich in ihren Lebensbedingungen mit begründet. Für das Ahd. gibt das Mhd. Zeugniß z. B. in der Doppelform einem und eime, wie sinem und sime u. ä. Denn hinter einem steht ahd. *einemo* und erklärt es, hinter eime *einemo*. Hätte in *einemo* das e seinen Nebenton der Grammatik gemäß fest gehalten, so hätte es nicht schwinden können, aber indem es ihn an das o abgab, erhielt sich dieß, natürlich als e, also einme, woraus weiter, im rascheren Sprechen, das ja diesen Formwandel bedingt, mhd. eime, das in alemannischer Mundart noch jetzt als eme gehört wird.²⁾ Es giengen also in ahd. Zeit zwei Formen nebeneinander: *einemo* und *einemo*, die erste, kann man sagen, die grammatische Form, das andere die rhythmische, die sich wohl einstellte, wenn auf einemo ein Wort

1) Diese Ausführung zugleich als Antwort auf die Frage oben S. 495 „warum begnügt man sich nicht“ usw., die doch wohl an mich gerichtet war. Die schätzenswerthen Ausführungen in Pauls Grundriß, 1, 555, auf die dort verwiesen ist, können doch für lebendig nicht gelten, weil da nicht zwei schwere Silben mit ursprünglich gleichem Ton dicht beisammen stehen (es heißt ja eigentlich lebendig, nicht lebendig.) Meine Erklärung der dem alten lebendig angethanen Gewalt habe ich übrigens schon vor 20 Jahren im Colleg vorgetragen, als an Pauls Grundriß noch nicht zu denken war.

2) Z. B. Scheffel z. B. sprach aneme sonntag, an einem Sonntag. In der Mundart meiner Heimat dagegen ist das auf's Kleinste zusammengeschrumpft, zu e (wie englisch a), z. B. es war (s' war) ane sonntage.

folgte, daß mit kurzer unbetonter Silbe begann, sodaß mit *sinemò* das Zusammenstoßen von zwei kurzen Silben vermieden wurde, während das grammatisch genaue *sinemo* vor einer schweren langen Silbe gut war.¹⁾

Noch Müllenhoff plagte sich mit einem Falle, in dem er die grammatische Betonung erzwingen wollte, die sich doch versagte, im Ludwigsliede in den *Denkm.* 2. Ausg. S. 299:

thaz gideilter thanne
sâr mit Karlemanne,
bruoder sinemo,
thia czala wunnidno —

bei der wunderlichen Auskunft, womit er *sinemo* zu retten sich anstrebte, dachte er gar nicht an *sinemò* oder wies es von vornherein ab, daß doch allein möglich und durch mhd. *sîme* bezeugt ist. Ebenso bei Otfried z. B. *wázzarès gihólôti* II, 14, 12, rhythmisch statt des grammatischen *wázzàres*, das da unmöglich wird, und so oft.

Endlich ist zu erinnern, wie sich auch im mhd. Verse diese Aushülfe in gewissen rhythmischen Schwierigkeiten geltend machte mit einer Tonverrückung, die dem Grammatischen grell widersprach. So im *Erec* 2198 nach Lachmanns Lesung *manec wol sprechender spilman*; ich denke mir, man schlug im Vortrag einen Mittelweg ein, der zwischen der Forderung der Grammatik und des Versrhythmus eine Vermittelung fand, wie bei der sog. schwebenden Betonung im Auftakt und wie es Chr. Weise in seiner *Metrik* (curiose Gedanken von deutschen Versen) für den Vortrag der Verse mit der sog. Silbenzählung als das Richtige angibt. Diese Silbenzählung, die merkwürdigste Erscheinung in der Geschichte unserer *Metrik*, ist selbst auf diesem Wege entstanden. Man sehe Pfeiffers Zusammenstellung von der Betonung viersilbiger Wörter im *Mhd. Germ.* 11, 445 flg. (gleich jenem *wol sprechender*), wo man sich schon völlig wie in der silbenzählenden Zeit fühlt. Das sog. Silbenzählen ist eben nicht die treffende Bezeichnung der Erscheinung, es ist der rhythmische Rahmen, der wie gewaltsam ausgleichend über den widerstrebenden grammatischen Sprachstoff glättend dahinstrich, wie in unserm *úreinwöhner* statt *úréinwöhner* usw.

Der treueste Hüter der deutschen Sprache im Elsaß.

Von Ludwig Bräutigam in Bremen.

Mit diesem Ehrentamen kann man ihn wohl bezeichnen den Theologen und Dichter Adolf Stöber, der am 11. November v. J. auf dem Friedhofe zu Mühlhausen zur Ruhe bestattet wurde. Alle elsässischen

1) Also z. B. *sinemò gimahale*, aber *sinemo bruoder* im Sprechen.

Zeitungen haben ihm Nachrufe gewidmet, in der gesamten deutschen Presse ist sein Hinscheiden erwähnt worden, verschiedene Dichter sind mit poetischen Klängen an die Öffentlichkeit getreten, um dem heimgegangenen Sänger die Ehren zu geben, die ihm die Mitwelt nur zögernd zuerkannte. Adolf Stöber war als evangelischer Prediger und Dichter die berühmteste Persönlichkeit des Elsaß. Welch' vielfachen Wechsel hat er in seiner Heimat erlebt! Geboren 1810 zu Straßburg, erlebte er als französischer Bürger drei Staatsumwälzungen, drei Kaiserreiche, drei Königtümer und zweimal eine Republik, untermischt mit bürgerlichem und auswärtigem Krieg. „Welch' ein Wechsel in der Landesverfassung,“ sagt er selbst, „bald rückwärtlich, bald freisinnig! Welch' ein Wechsel im herrschenden und treibenden Zeitgeist — bald leichtfertig im Sinne Voltaires, bald fanatisch im Sinne der Jesuiten, selten auf rechter Mittelstraße einer mit Zucht gepaarten weisen Freiheit!“ Ja, wahrlich, in keinem europäischen Lande hat ein achtzigjähriger Greis von heutzutage so viele politische Veränderungen miterlebt, wie Stöber im Elsaß geschaut. Aber er selbst, der milde, liebevolle Prediger, der sinnige, weichherzige, durch Innigkeit des Gemüths wirkende Dichter, ist in diesem Auf und Ab, in diesem politischen Hin- und Herschwanken derselbe geblieben, der Sichselbsttreue. (Sein Wirken als Pfarrer soll uns hier nicht weiter beschäftigen; wie er fünfzig Jahre in Mülhausen amtierte, davon dreißig Jahre als Konsistorialpräsident, das gehört der Lokalgeschichte seiner zweiten Vaterstadt an.) Was ihn als Dichter auszeichnete, als Schriftsteller, ist sein zähes Festhalten am Deutschtum inmitten der Verwelschung seiner heimatlichen Gaue. Diese Eigenschaft war von seinem Vater, des um die Erhaltung deutscher Sprache und deutschen Wesens im Elsaß so hochverdienten Daniel Ehrenfried Stöber in Straßburg, auf ihn vererbt worden, und gleich seinem Bruder August, der mit ihm die heimatliche Geschichte durchforschte, und mit dem er das „Elsässische Sagenbuch“, die „Asiatica“ und das „Elsässische Samstagblatt“ herausgab, hat er sich in der deutschen Litteratur eine ehrenvolle Stellung errungen. Wie er auch unter der französischen Herrschaft, unter der er sechzig Jahre lebte, der Hauptsache nach deutsch predigte, so hat er immer auch deutsch geschrieben. Eine seltene Erscheinung! In der Umgangssprache mit Seinesgleichen, im Verkehr mit den höheren Ständen bediente er sich des Französischen, und dabei hing er mit rührender Treue am Deutschen als seiner Dichtersprache fest. Neben dem bekannten Gedicht von Schenkendorff „Muttersprache, Mutterlaut“ giebt es in unserer Litteratur kaum eine zweite Poesie, die so wie sein Lied: „Preis der deutschen Sprache“ die Schönheiten unserer Sprache besänge. Als das Elsaß noch lange Jahre französisch war, sang er:

„Muttersprache deutschen Kluges,
 O wie hängt mein Sinn an dir!
 Des Gebetes und Gesanges
 Heil'ge Laute gabst du mir.
 Sollt ich deine Fülle missen,
 O wie kränkt mich der Verlust
 Wie ein Kind, das man gerissen
 Von der warmen Mutterbrust.“

Das, was berühmte deutsche Dichter und Schriftsteller wie Hebel, Uhland, Tieck, Gustav Schwab, die Gebrüder Grimm u. a., die das elterliche Haus Stöbers in Straßburg besuchten, in ihm angeregt hatten, hielt vor für sein ganzes Leben. Er als französischer Bürger, als eine fremde Sprache sprechender „Ausländer“, war seit 1845, wo er seine „Gedichte“ herausgab, die in der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu Hannover erschienen, mit seinen Poesien vertreten in deutschen Gedichtsammlungen, in den „Blüten und Perlen deutscher Dichtung“, in deutschen Lesebüchern. Die Tausende und Abertausende von deutschen Schülern, die in den Schulen lasen: „Das Lügenfeld“, „Der Läufer von Glarus“, „Luthers letztes Ja“, hatten wohl in den seltensten Fällen eine Ahnung davon, daß der Verfasser dieser bekannten Poesien diese als französischer Unterthan geschrieben, als noch kein Mensch ahnte, daß die Heimat des Dichters wieder deutsch werden sollte. Am bekanntesten von den sämtlichen Dichtungen Stöbers wurde in Deutschland kurz nach der Herausgabe seiner Lieder 1845 die Mahnung: „An Dichter und Leser“.

„Willst Du dichten — sammle Dich,
 Sammle Dich wie zum Gebete,
 Daß Dein Geist andächtiglich
 Vor das Bild der Schönheit trete,
 Daß Du seine Hügel klar,
 Seine Fülle tief erschauest
 Und es dann getreu und wahr
 Wie in reinen Marmor hauest.

Willst Du lesen ein Gedicht —
 Sammle Dich wie zum Gebete,
 Daß vor Deine Seele licht
 Das Gebild des Dichters trete,
 Daß durch seine Form hinan
 Du den Blick Dir auswärts bahnest,
 Und, wie's Dichteraugen sahn,
 Selbst der Schönheit Urbild ahnest.“

Was Stöber in seinem Deutschtum als Dichter bestärkte, was ihn begeisterte, durch seine Weisen einer der treuesten Hüter deutschen Wesens inmitten einer immer mehr vorschreitenden Franzöfierung seiner heimatlichen Bevölkerung zu werden, war mit darin begründet, daß er auch in seinem Berufe als reformierter Pfarrer wie auch seine Amtsbrüder in deutscher Bildung und deutscher Wissenschaft „die Wurzeln seiner Kraft“ fand. Woher sollte sie anders ihre geistigen Waffen holen, die von dem Katholizismus hartbedrängte protestantische Minorität französischer Bevölkerung, als aus den Schriften deutscher Philosophen, deutscher Forscher! Auch mit der deutschen Schweiz hielt Adolf Stöber enge Fühlung, und so traute Laute er fand, das berühmte Münster seiner

Baterstadt und die Schönheiten seiner Heimat zu besingen, noch zahlreicher sind seine Lieder, die die Schweiz verherrlichen. Im Jahre 1850 veröffentlichte er „Reisebilder aus der Schweiz“, und sieben Jahre später: „Neue Reisebilder aus der Schweiz“, zwei Bände Gedichte, die die zahlreichen Naturherrlichkeiten der Alpenwelt poetisch verklären, und von denen für die weitesten Kreise am bekanntesten geworden ist die bereits genannte Erzählung: „Der Läufer von Glarus“. Adolf Stöber hatte längst die Lebenshöhe in seinem Wirken überschritten, er war bereits sechzig Jahre alt geworden, als das Kriegswetter über das Elsaß 1870 hereinbrach und dann seine Heimat mit dem deutschen Reiche vereinigt wurde. Offen bekannte er sich zur deutschen Sache, und er veröffentlichte 1872 seine Ansichten in der kleinen Volkschrift: „Einfache Fragen eines elsässischen Volksfreundes“. Aber man würde sich täuschen, wenn man glaubte, er hätte nun als politischer Heißsporn und Wortführer sich in den Kampf gemischt, der seit der Annexion Elsaß-Lothringens in diesen Ländern die Gemüter bis zum heutigen Tage erfüllt, dazu war seine ganze Denk- und Sinnesart zu vornehm, zu mild, zu weich und versöhnlich, und wenn manche seiner Gesinnungsgeossen, die gleich ihm vor 1870 für deutsches Wesen gekämpft hatten, nun unter der Herrschaft der Sieger, enttäuscht durch das Gebaren der das Land überflutenden Deutschen, dem Deutschtum den Rücken wandten, oder gar zu seinen schlimmsten Feinden wurden, — er blieb der Ruhige, Stille, Vornehme, die weiche Johannesnatur, der sinnige Dichter mit seinem innigen Empfinden, seiner herzlichen Hingabe. Und da er Liebe gab, waren es nur wenige, die ihm wehe thaten, wie er selbst rühmend in seiner Abschiedsrede an seine Gemeinde vor drei Jahren hervorheben durfte. Noch einen Band Gedichte hat er, schon hochbetagt, unter deutscher Herrschaft herausgegeben. „Ephenkranz auf das Grabmal einer Heimgegangenen“ nennt er die Lieder, die er seiner hingeschiedenen Gattin widmete, Gefänge, die eigentlich eine Merkwürdigkeit in der deutschen Litteratur bilden, eine Merkwürdigkeit deswegen, weil es einzig dasteht, daß ein Siebzigjähriger, ein hochbetagter Greis, so volltönende Dichterklänge so warmherzig und innig und umfassend seiner Harfe zu entlocken weiß, wie es Stöber hier in seinen vierundvierzig Liedern thut, die das schönste und ergreifendste Denkmal bilden, das nur je ein Greis seiner langjährigen Lebensgefährtin errichtet. Bei den jüngeren Generationen in Deutschland ist Adolf Stöber in Vergessenheit geraten, verklungen, verraucht sind die meisten seiner Lieder, aber Altdeutschland wird des Sängers nimmer vergessen, der in unserem bewegten Jahrhundert im elsässischen Grenzlande war: der treueste Hüter der deutschen Sprache.

Das Bild im deutschen Unterricht.

Von Julius Sahr in Dresden.

Seit einer Reihe von Jahren ist der Gedanke, eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen ausgewählte Reihe von Bildern als Anschauungsmittel im Unterricht zu verwenden, mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Von verschiedenen Seiten und Gesichtspunkten aus hat man versucht, diesen Gedanken zu verwirklichen. Diese Versuche gehen sämtlich von dem leitenden und gewiß richtigen Grundsatz aus, daß nicht bloß der Unterricht in den Naturwissenschaften, sondern in gewissem Sinne jeder Unterricht der Förderung, der Unterstützung, der Belebung durch sinnlich Wahrnehmbares oder sein Abbild bedarf. Man sieht nachgerade ein, daß der Unterricht sich vielfach zu sehr ins Abstrakte verliert, daß er sich zu seinem eigenen Schaden einseitig an die geistigen Fähigkeiten des Menschen wendet, so daß er schließlich in Gefahr kommt, den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren. Da nun aber Form, Farbe, Licht und Schatten u. s. w., kurz alles Sinnfällige ein für allemal der Boden bleibt, aus dem das Geistige emporschießt — dies lehrt die Geschichte der Völker und ihrer Gesittung so gut wie die Entwicklung des Kindes —, so müssen wir in der maßvollen und zweckmäßigen Verwendung des Bildes im Unterricht eine gesunde Umkehr vom Abstrakten zum Natürlichen erblicken. In dem Heranziehen des Bildes zum Unterricht liegt ein lebensfähiger Keim; die Schule hat sein Wachstum sorgsam zu überwachen und dafür zu sorgen, daß er weder vernachlässigt wird und verkommt, noch durch Treibhauswärme gewaltsam emporstößt.

Es sei gestattet, im folgenden auf zwei Bilderwerke aufmerksam zu machen, die in mehreren Fächern, vor allem auch im deutschen Unterrichte von großem Nutzen sein können.

Als im Jahre 1887 der königliche Archivrat Dr. Gustav Rönneke, jedenfalls nach langen Vorarbeiten, seinen Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, Marburg, Elwert gr. Folio, XXVII, 316 S. erscheinen ließ, wurde es wohl allen, die den oben ausgesprochenen Gedanken nicht von vornherein verwerfen, klar, daß mit diesem Werke etwas Neues und zwar höchst Bedeutsames angebahnt und geschaffen sei. Der Rönnekesche Bilderatlas, der sich „eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte“ nennt, enthält 1675 Abbildungen zur deutschen Litteratur aus den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Der wissenschaftliche Wert dieses Werkes beruht nun darin, daß es nach den Quellen gearbeitet und der unermesslich reiche Stoff aus

allen Teilen Deutschlands, ja aus französischen, englischen, italienischen und anderen Bibliotheken und Sammlungen zusammengetragen, durchgearbeitet, gesichtet, ausgewählt und bequem geordnet ist, daß man sich in allen Teilen des Werkes leicht zurechtfindet. Somit ist für jeden Studenten und Freund der deutschen Litteratur, für jeden Lehrer der deutschen Sprache, für jeden Germanisten ein wissenschaftliches Hilfsmittel ersten Ranges geschaffen, ein Werk, welches geeignet erscheint, das Studium der deutschen Sprache und Litteratur in eigenartiger und anregender Weise zu fördern und zu beleben.¹⁾

Könnecks Bilderatlas enthält, abgesehen von den Bildern, in seinem Texte gar manche wichtige Einzelheit, die einen Fortschritt über den bisherigen Stand unserer Kenntnis der Daten, Ausgaben u. s. w. darstellt. Diese Einzelheiten sind Ergebnisse von Vergleichen und Forschungen, zu denen der Verfasser durch seine eigenartige Zusammenstellung von Wort und Bild geführt wurde. Vor allem aber ist das von hohem Werte, was Könnecke als Bild bietet, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Wo anders findet der Student, der Lehrer, der Germanist eine so bequeme, reichhaltige und zuverlässige Unterlage, beziehentlich Anleitung zu textkritischen Studien? Wichtige Manuskripte von den ältesten Zeiten an, Schriftformen, Schriftproben aller Gattungen, erste Drücke und Titelblätter, Handschriftproben deutscher Dichter und Schriftsteller bis in unsere Zeit sind zusammengetragen, nebeneinandergestellt; sie erleichtern Vergleiche und textkritische Versuche jeder Art. Dieser Teil des Bilderatlases ist um so wertvoller, als gerade auf die treue Nachbildung der Handschriften und Drücke die größte Sorgfalt verwendet ist. Weiter bietet das Werk eine sehr stattliche Reihe von Bildnissen. Die rechte Auswahl unter den Bildnissen zu treffen, wird stets eine sehr schwierige Aufgabe bleiben. Die Frage: Welches ist das beste Bild eines Dichters? ist oft sehr verwickelt und in vielen Fällen bisher noch wenig befriedigend gelöst. Hier war also ein ungeheures Stück Arbeit zu bewältigen, ein

1) In seinem Aufsage „Grenzen der Veranschaulichung beim deutschen Unterricht“ (in dieser Ztschr. Band I, S. 341—346) erwähnt H. Wäschke den Könnecke nur nebenbei, nennt aber S. 342 Könnecks Bilderatlas in einem Atem mit Königs Litteraturgeschichte. Das muß ich aufrichtig bedauern; es liegt in dieser Zusammenstellung eine von Wäschke vielleicht gar nicht beabsichtigte Herabsetzung des Könnecke, der ein ernstes wissenschaftliches Werk ist. Wäschke schwärmt nicht für die Verwendung von Bildern im Unterricht und tritt dem Mißbrauch, der damit hie und da vielleicht getrieben wird, mit Recht scharf entgegen. Betrachte ich indes Wäschkes Ergebnisse am Schluß seines Aufsages, S. 346, so kann ich einen eigentlichen Widerspruch seiner Ansicht mit der meinen nicht entdecken; über das Maß und das Wie der Verwendung stimmen wir allerdings nicht überein; er zieht mir die Grenzen zu eng.

Stück Arbeit, das nur der annähernd zu würdigen vermag, der selbst einmal in der Lage war, jene Frage beantworten zu müssen. Ferner enthält der Bilderatlas getreue Nachbildungen von Miniaturen, Initialen, Illustrationen (z. B. Chodowieckische Kupfer zu Lessings Minna von Barnhelm) und anderen Zierat von Büchern und Ausgaben aus früherer Zeit, Abbildungen der Wohnstätten, Geburtshäuser und Grabstätten der Dichter, und anderes mehr. Alle diese Dinge, sowie die Bildnisse in ihrer jeweiligen Auffassung und Art, mit ihrer Umrahmung und Unterschrift bieten dem reisenden und gereiften Verstande — ich rede also hier nicht im allgemeinen von Schülern — ein bisher zu wenig gekanntes und benutztes Mittel, „sich in den Geist der Zeiten zu versetzen“, einen Einblick in den Kulturzustand, die Sitten, Trachten — kurz in das eigenartige Gepräge der Zeit des Dichters zu gewinnen, aus dem sich wiederum manche sonst dunkle Stelle, manche Auspielung einer Dichtung, eines Schriftwerkes erklärt. Ich behaupte, daß all jene Dinge, so äußerlich sie oft scheinen möchten, zum wahren inneren Verständnis eines Dichter- oder Schriftstellerwerkes unter Umständen nicht minder wichtig sind, als eine gute Textausgabe, deren Notwendigkeit doch wohl kein Gebildeter leugnet. In vorsichtiger Auswahl und an passender Stelle soll, meiner Ansicht nach, auch der reifere Schüler in diese Dinge eingeführt werden und sie beachten und benutzen lernen. Hier werde ich bei vielen auf lebhaften Widerspruch stoßen. Dennoch ist es meine Überzeugung, daß die Zukunft von dem Werte jener „Außerlichkeiten“ gerechter denken wird als die Vergangenheit. Vor allem bin ich durchdrungen von dem hohen Werte des Bildnisses, auch für die Schule. Freilich giebt es sogar Leute, welche behaupten, daß das Bildnis eines Dichters z. B. zur Erkenntnis seiner inneren Persönlichkeit überhaupt nichts beitrage, daß dafür das Bild gar keine Bedeutung habe. Wer das thut, der leugnet überhaupt den Wert des Bildnisses — aber weshalb lassen sich denn da die Menschen porträtieren, weshalb sammeln wir in unseren Gemälde- und Nationalgalerien die Bildnisse unserer großen Männer, weshalb suchen wir die besten zu erlangen?

Seien wir offen und bekennen wir, daß die Kenntnis der oben angedeuteten und vieler anderer Realien bisher recht im argen gelegen hat. Der Aberglaube an die Allmacht des gedruckten, geschriebenen und gesprochenen Wortes, die ungerechtfertigte, einseitig geistige, abstrakte Art des Studiums unserer und der anderen Sprachen und Litteraturen hat uns zu diesen Realien einfach nicht kommen lassen; die Buchgelehrsamkeit glaubte des Bildes, der Anschauung entraten zu können. Diese Vernachlässigung des Sinnlichen, diese Überschätzung des rein Geistigen ist ein großer Schade. Ein volles und frisches Erfassen unserer Ver-

gangenheit und ihrer Schätze ist doch nur denkbar, wenn beides, Geistiges und Sinnliches, zu seinem Rechte kommt; sollen wir uns die früheren Dichter nicht als Schemen, sondern als Menschen mit Fleisch und Blut vorstellen, so ist es auch nötig zu wissen, wie, wo, wann sie gelebt haben, wie sie aussahen, wohnten, schrieben u. s. w. Die Lebhaftigkeit dieser Vorstellungen kann nur dazu beitragen, daß uns auch ihre geistige Persönlichkeit menschlich näher tritt und sich uns fester einprägt. Könnede sagt Seite IV seines Vorwortes: „So bietet der „Bilderatlas“ mit seinen 1675 quellenmäßigen Abbildungen allen, welche Freude an der Geschichte unserer Litteratur haben, reiches Material. Die Züge der einzelnen Dichter und Schriftsteller treten lebendig vor die Augen der Betrachtenden, ihre Werke werden erst dadurch verständlich, daß man auch ein treues Bild ihrer äußeren Erscheinung bekommt. Die Litteraturgeschichte erhält ferner auch dadurch Leben, daß man Gelegenheit hat, zu erfahren, wie die berühmten, so oft genannten alten Handschriften aussahen, welche uns die Meisterwerke der alten Zeit überliefern, wenn man die Originaldrucke der epochemachenden Hauptwerke unserer Litteratur in ihrer Titelnachbildung vor sich sieht. Die lebendige Anschauung dessen, was hier geboten ist, wird namentlich für pädagogische Zwecke, für alle, welche Litteraturgeschichte lehren und lernen, von großer Bedeutung sein.“ Ich kann nicht finden, daß Könnede sich hier irgendwelcher Übertreibung schuldig macht, oder zu weitgehende Erwartungen ausspricht. Dem vorzüglichen Werke, das noch nicht allgemein nach Verdienst bekannt scheint, ist aufs wärmste weite Verbreitung zu wünschen!

Für den deutschen Unterricht, also für die Schüler, ist, wie schon wiederholt angedeutet, das Werk nur in den oberen Klassen heranzuziehen, und auch da natürlich nur mit sorgfamer Auswahl und am passenden Orte. Diese Beschränkung liegt schon in der ganzen Wissenschaftlichkeit des Buches begründet. Eine weitere Schranke wird der häufigen Verwendung in der Klasse durch das Äußere des Werkes gesetzt. Der Bilderatlas ist leider ein unbequemes, schwer bewegliches Buch. Man kann es nur aus der Ferne zeigen, in einem Glaskasten auslegen, oder man muß einen Teil der Klasse um dasselbe versammeln. Dies alles hat seine ernstesten Nachteile. Zur Benutzung in der Klasse braucht man entschieden große deutliche Bilder auf einzelnen Blättern, Bilder, die nicht nur von den vordersten Bänken klar zu erkennen sind und die nach der Erklärung ohne Schwierigkeit herumgegeben werden können.¹⁾

1) Gut haben sich, wie ich berichten kann, die einzelnen auf Pappe aufgezogenen Tafeln des Allgemeinen historischen Porträtwerkes, das ich dann be-

Man darf wohl zu Nutz und Frommen weiterer Verwendbarkeit des Werkes die Frage aufwerfen, ob es nicht praktisch wäre, den Bilderatlas bei einer Neuauflage in einzelnen Blättern oder wenigstens in kleineren losen Hefen oder Lieferungen herauszugeben, so etwa, daß z. B. Klopstock und Lessing zusammen ein Heft, Wieland, Herder mit dem Hainbund zusammen eins, Goethe, Schiller je eins bilden²⁾ Ein solches Heft kann immer viel leichter hin- und hergeschafft und schnell zur Hand genommen werden, während man es sich doch sehr überlegt, ob man einer Nibelungenhandschrift, einer Miniature oder eines Klopstockbildnisses wegen das schwere Buch mit in die Schule oder in die Klasse schleppt. Eine der Hauptbedingungen bei Verwendung von Bildern in der Schule ist entschieden, daß man sie möglichst leicht und einzeln bei der Hand hat. Unbequemlichkeit wird gerade hier zu einer schweren Fessel. Es ist nicht meine Absicht, den Inhalt des Bilderatlases hier zu prüfen; mir kommt es vor allem darauf an, darzulegen, inwiefern ein solches Werk für den deutschen Unterricht von Bedeutung ist, vor allem darauf, die ganze Frage, ob und wie Bilder im Unterricht zu verwenden sind, grundsätzlich zu behandeln und wieder anzuregen. In Hinsicht auf den kritischen Wert dessen, was Könnecke bringt, stimmen wohl alle Besprechungen darüber ein, daß Könneckes Bilderatlas trotz mancher einzelner Irrtümer und Versehen³⁾ im ganzen und großen mit wohlthuender und echt wissenschaftlicher Gründlichkeit und Sorgfalt gearbeitet ist und von einer erstaunlichen Vielseitigkeit des Wissens zeugt. Für eine zweite Auflage würden dem Verfasser sicher von vielen Seiten Berichtigungen zufließen — aber die Hauptmasse des Werkes wird ganz entschieden unanfechtbar und unangestastet bleiben.

Anderwärts denke ich freilich über die Art, wie manche Bilder wiedergegeben sind. Es sei vorausgeschickt, daß die Reproduktion der Bilder

sprechen werde, bewährt; praktisch ist es auch, einzelne Blätter in festen Papierfäden, aus denen die Bilder selbst wie aus Rahmen hervorschauen, herumzugeben. In beiden Fällen leiden die Blätter fast gar nicht und sind lange zu verwenden. Abgesehen vom Klassenunterricht, können Bilder auch sonst in der Schule vielfach gut benutzt werden, z. B. kann man sie einzelnen, dafür besonders empfänglichen Schülern zur Benutzung bei einem Vortrage, Briefe, Aufsätze u. s. w. aushändigen.

2) In der sehr lobenden Anzeige des Bilderatlases von Max Koch, Behaghel und Neumann, Literaturbl. f. germanische und romanische Philologie, 1887, Sp. 427, wird erwähnt, daß eine Einzelausgabe des Goethe betreffenden Teiles gemacht wurde — aber leider nicht für den Buchhandel!

3) Gern möchte ich z. B. wissen, ob das auf Seite 234 befindliche Familienbild, angeblich Schiller mit den Seinen, wirklich, wie neuerdings behauptet wird, den Dichter Franz von Kleist darstellt?

von sehr verschiedener Güte ist. An der Wiedergabe der Bildnisse Hans Sachsens von Herneysen, Seite 97, Herders von Kugelgen, Seite 180, und vieler anderer läßt sich schwerlich etwas aussetzen. Andere indessen, und auch nicht wenige, dürften wohl einer wesentlichen Verbesserung fähig sein. Der Billigkeit wegen war ja ein mechanisches Verfahren bei der Vervielfältigung der Bilder dringend geboten; auch Papier und Druck mögen das Ihrige zur Güte und Schärfe des Bildes beitragen — aber man hatte doch in neuerer Zeit, auch schon damals, als der Könnecke erschien, weit vollkommene Arten mechanischer Reproduktion. Für die Schule zumal ist möglichste Vollkommenheit der Wiedergabe ein unbedingtes Bedürfnis. Ein solches weit besseres mechanisches Verfahren ist schon seit 1884 bei dem Allgemeinen historischen Porträtwerk, von dem dann noch weiter die Rede sein soll, angewendet worden. Vergleicht man z. B. die Bildnisse Opitzens, Matthias Claudius', Hölberlins und anderer bei Könnecke mit dem mustergiltigen Phototypien in dem historischen Porträtwerk — und diese sind die Wiedergabe der nämlichen Originale! — so steht Könnecke freilich gewaltig zurück. Teuer sind aber die Bilder aus dem Porträtwerke trotzdem nicht. — Alles in allem genommen, muß man aber entschieden wünschen: Möchte sich keine Schule und kein Litteraturfreund Könneckes Bilderatlas entgehen lassen!

Ehe ich näher auf das Allgemeine historische Porträtwerk eingehe, sei noch kurz die Ausstellung von Bildern und Bildwerken erwähnt, die bei Gelegenheit des dritten allgemeinen deutschen Neuphilologentages am 29. und 30. September und 1. Oktober 1888 zu Dresden stattfand. Die französische und englische Abteilung davon war nämlich geradezu im Hinblick auf die Verwendbarkeit des Bildes im Unterricht veranstaltet. Die Zusammenstellung, die nur ein erster und ganz bescheidener Versuch sein sollte, fand damals bei den aus allen Teilen Deutschlands versammelten Fachgenossen wohlwollende und nachsichtige Aufnahme. Dem gedruckten Verzeichnis der Ausstellung war als Leitspruch ein Wort Lockes vorangestellt, welches zugleich sehr hübsch die Grenze der Verwendung von Bildern angiebt und welches hier Platz finden mag, zum weiteren Beweise, daß in diesem Aufsatze nicht der Bilderwut im Unterrichte das Wort geredet werden soll. Locke sagt: „Ist doch das anschauliche Wissen unwiderstehlich und läßt keinen Raum für Zaudern, Zweifel und Untersuchen. Die Seele ist sofort von klarem Lichte erfüllt. Diesem Gesichtspunkte wird bei den Naturwissenschaften . . . seit langer Zeit Rechnung getragen. Er kann, wenngleich in bescheidenem Maße, auch bei den Sprachen seine Anwendung finden, soweit hier die äußere Erscheinungswelt in Betracht kommt.“ Was Locke hier von den Sprachen im allgemeinen sagt, gilt

natürlich auch für das Deutsche. Die Ausstellung, die anzuregen ein Verdienst des Professors Dr. Wilhelm Scheffler von der technischen Hochschule zu Dresden war, führte eine große Anzahl von Bildnissen, und zwar meist nicht in Buchform, sondern auf einzelnen Blättern vor; ferner waren Land und Leute und sonst wichtige Realien, vor allem solche berücksichtigt, die ohne Bild oder ohne umständliche Beschreibung nicht genügend klar gemacht werden können. In dieser Richtung ist weiterzugehen; auch im deutschen Unterrichte. Es hängt dies alles mit der allgemeinen Strömung unserer Zeit zusammen und es ist wohl kein Zufall, daß Schulausgaben alter und neuer, deutscher und fremder Dichter und Schriftwerke jetzt weit häufiger als früher mit Kärtchen, Bildnissen (wie z. B. einzelne Bändchen der Wyhgram'schen Ausgaben der deutschen Litteratur bei Bellhagen & Klasing) u. s. w. versehen werden, ja daß Bilderatlanten zu Homer, Vergil, Cäsar und sonstige neue Hilfsmittel, den Unterricht lebendiger und anschaulicher zu machen, ans Licht treten.

Das meines Wissens großartigste, vorzüglichste und auch der Zeit nach erste Bilderwerk unserer Tage, das diese Bahn ernstlich einschlägt, ist das Allgemeine historische Porträtwerk von Dr. Woldemar von Seidlitz. Allerdings enthält es, wie schon der Name besagt, nur Bildnisse. In seiner Eigenart ist es ebenso umfassend, vielseitig und gründlich angelegt und durchgeführt wie Könnekes Bilderatlas auf seinem engeren Gebiete; jedes ist auf seinem Gebiete einzig. Ob wohl die fremden Kulturvölker, besonders die Engländer und Franzosen, die uns zunächst angehen, ein ähnliches Werk, welches alle Kulturvölker in der Zeit von etwa 1300—1840 umfaßt, aufzuweisen haben? Ich kenne nichts dergleichen, wäre aber für Mitteilungen sehr dankbar. Jedes der beiden Werke, das Porträtwerk wie der Bilderatlas, beherrscht sein Gebiet im wahren Wortsinne, ohne daß das eine mit dem andern ernstlich in Wettbewerb treten kann; keines stört die Kreise des andern. Nur eins muß man auf das Lebhafteste bedauern: daß das historische Porträtwerk sich selbst mit dem Jahre 1840 eine Grenze gesetzt hat. Man vermißt die neueste Zeit schmerzlich. Sicher sprachen viele Gründe für den Abschluß um 1840, gewiß nicht zum mindesten geschäftliche. Sollte die neueste Zeit nicht zu dürftig wegkommen, so mußte sie eine größere Anzahl Blätter beanspruchen, die das ohnehin schon 600 Tafeln umfassende Werk auf 7—800 gebracht und den Vertrieb ungeheuer erschwert hätten. Aber auch sachliche und durchaus innere Gründe sprachen für einen zeitigen Abschluß.

Sehen wir uns das Werk genauer an, zunächst äußerlich. Der vollständige Titel lautet:

Allgemeines historisches Porträtwerk. Eine Sammlung von über 600 Porträts der berühmtesten Personen aller Nationen von ca. 1300 bis ca. 1840¹⁾, Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen, nach Auswahl von Dr. Woldemar von Seidlich, mit biographischen Daten von Dr. H. A. Lier und Dr. H. Tillmann.

Das Werk ist ein Unternehmen der rühmlichst bekannten Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Friedrich Bruckmann) in München, die es in 6 Foliobänden in den Jahren 1884 bis 1890 erscheinen ließ und zwar Band I 1884: 100 Blatt Fürsten und Päpste (in gediegenem Einband mit Kalbleder-Rücken und -Ecken 50 Mark); Band II 1885: 100 Blatt Staatsmänner und Feldherrn (desgl. 50 Mark); Band III 1887: 151 Blatt Dichter und Schriftsteller (desgl. 70 Mark); Band IV 1888: 101 Blatt Künstler und Musiker (desgl. 50 Mark); Band V 1889: 100 Blatt Gelehrte und Männer der Kirche (desgl. 50 Mark); Band VI 1890: 50 Blatt berühmte Frauen — Verschiedene (desgl. 30 Mark). Zu erwähnen ist, daß das Werk nicht in Bänden, sondern in Lieferungen ausgegeben wurde, die 12 größere Gruppen, Serien, bildeten. Eine Serie enthielt 50 Blatt und wurde auch einzeln abgegeben; einzelne Lieferungen und Blätter nicht. Da der Preis einer Serie (= 50 Stück) 20 Mark betrug, so ergibt sich für jede Tafel der Preis von 40 Pfennigen, eine in der That unerhörte Billigkeit, da die Tafeln (Papiergröße 27 : 36 cm) und Bilder (etwa 18 : 27) von stattlicher Größe und sehr gutem starkem Kartonpapier, und die Phototypien geradezu mustergiltig sind. Dies alles ist von großer Wichtigkeit. Nachdem die erste Auflage schnell vergriffen war, hat die Verlagshandlung eine neue jetzt im Erscheinen begriffene Ausgabe, und zwar in veränderter, nämlich chronologischer Anordnung vorbereitet. Dadurch wird das Werk schon an und für sich übersichtlicher; diese Anordnung reiht das, was zeitlich und daher geschichtlich und kulturgeschichtlich zusammengehört, nicht auseinander, wie die frühere Anordnung nach Ständen. Viel vorteilhafter aber ist die zeitliche Anordnung für die, welche nur einen Teil des Werkes anzuschaffen wünschen. Sie erhalten auch mit einem Teil, also etwa mit einem Bande ein abgeschlossenes Kulturbild. Zum Beispiel mußte man in der ersten Auflage die Bildnisse vom Kaiser Maximilian, Luther, Gutten und Dürer, die doch sämtlich einer Zeit und einem Volke angehören, in vier verschiedenen Bänden suchen; jetzt sind sie insgesamt in einem Bande, und wer sie besitzen möchte, braucht nur den fünften Teil des ganzen anzuschaffen.

1) Neue Auflage: „von etwa 1300 bis etwa 1840“.

Die neue Auflage, von der seit Februar 1893 die I. und II. Lieferung ausgegeben ist, wird in 5 Abteilungen vollständig sein, deren jede aus 12 Lieferungen besteht. Die Lieferungen erscheinen etwa aller drei Wochen. Jede Lieferung enthält 10 Blatt, jede Abteilung demnach 120 Blatt, das ganze Werk also wiederum 600 Blatt. Der Abonnementspreis beträgt für jede Lieferung 4 Mark. Die 5 Abteilungen, die bis Weihnachten 1895 vollständig vorliegen sollen, umfassen: 1) Das Zeitalter des Humanismus und der Reformation (1300—1600), 2) Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges (1600—1670), 3) Das Zeitalter der Vorherrschaft Frankreichs (1670—1760), 4) Das Zeitalter der französischen Revolution (1760—1810), 5) Das Zeitalter der Befreiungskriege (1810—1845). Jede dieser fünf Abteilungen wird auch gesondert abgegeben, einzelne Lieferungen und Blätter nicht. Die 1. Abteilung, Zeitalter des Humanismus und der Reformation, soll bis Juli 1893 vollständig sein, in 120 Blatt, d. h. in 12 Lieferungen zu je 4 Mark.

Für die vorzügliche Auswahl der Bildnisse bürgt der Name des Herausgebers Dr. Woldemar von Seidlitz, der für das Unternehmen gewonnen wurde, als die Veröffentlichung eben begonnen hatte, und der seine mühselige Arbeit in sechs Jahren glücklich beendete. Nur in vereinzelten Fällen kann man sich mit der Auswahl eines Bildnisses nicht zufrieden erklären. In dem Inhaltsverzeichnis ist Herkunft, Art und Quelle jedes Bildes gewissenhaft angegeben. Die Notwendigkeit, Bildnisse von Personen der modernen Kulturvölker aus der Zeit von 1300 an auszuwählen, führte den Herausgeber tief in die Kultur, Litteratur und Weltgeschichte der Deutschen, Engländer, Holländer, Dänen, Schweden und Norweger, der Franzosen, Spanier und Portugiesen, der Italiener, Russen, Polen, Amerikaner u. s. w. hinein und setzte vor allem eine genaue Kenntnis der verschiedensten Zweige und Zeiten der Kunstgeschichte voraus.

Hierin beruht der ganz besondere Wert der Bildnisse. Sie sind keineswegs einseitig Wiedergaben von Kupferstichen, ein Gebiet, wo ja gewiß in Museen und Sammlungen Kataloge die Arbeit erleichtert haben mögen. Nein, das Werk zeigt auch in diesem Punkte eine erfreuliche und weislich überlegte Vielseitigkeit: Kunstwerke aller Art treten uns in den Phototypien in vollendeter Wiedergabe entgegen. So wird die Einförmigkeit, eine bedenkliche Klippe des Interesses weiterer Kreise für derartige Werke, glücklich vermieden und der Ermüdung vorgebeugt. In reichem Wechsel sind die Originale aus Ölgemälden, Kupferstichen, Radierungen, Holzschnitten, Lithographien ausgewählt, auch Handzeichnungen in Blei, Kohle, Kreide u. s. w., Miniaturen, Freskobilder,

Statuen, Büsten, Reliefs, Bronzen, Münzen fehlen nicht. Herausgeber und Verleger haben keine Mühe und Opfer gescheut, um unter den zahllosen Kunstwerken dieser Art authentische, das heißt, möglichst gleichzeitige und echte Bilder der dargestellten Persönlichkeit ausfindig zu machen und wiederzugeben. Wir haben es also nicht mit Phantasiegebilden zu thun, sondern, gerade wie im Könnecke, mit wirklichen Bildnissen, die zugleich aus einem anderen Grunde höchst lehrreich sind. Sie tragen meist in ihrem Außern, der Stellung und Tracht des Dargestellten, in Umgebung, Rahmen, Art des Stiches, in Unterschrift und Widmung das deutliche Gepräge ihrer Entstehungszeit und führen uns so die merkwürdige Aufeinanderfolge der Zeiten und Geschmacksrichtungen vor. Wenden wir das Gesagte auf die Schule an, so finden wir, daß bei dem Allgemeinen historischen Porträtwerk alle Bedingungen erfüllt sind, um es zu einem für die Schule brauchbaren Werke ersten Ranges zu machen. Die Bilder selbst sind in ganz überwiegender Mehrzahl groß und geben mit aller wünschenswerten Schärfe, Klarheit und Deutlichkeit die Art des Originals wieder. Sie sind sämtlich Kunstwerke, oft, wie wir noch sehen werden, Meisterwerke der Kunst; endlich: jedes Bild ist, mit wenigen Ausnahmen, auf einem Blatte, einer Tafel für sich¹⁾. Noch eine Annehmlichkeit bleibt zu erwähnen, daß jedem Bild auf einem besonderen Blatte eine Lebensbeschreibung beigegeben ist, welche die wichtigsten Daten kurz anführt. Obwohl diese Biographien keine wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen können und wollen, so stellen sie doch eine beträchtliche und höchst achtungswerte Summe von Arbeit dar, und es war für die beiden Verfasser, Dr. Vier und Dr. Tillmann, die sich in die 600 Biographien teilten (die überwiegende Mehrzahl stammt von Dr. Vier her), weder eine besonders leichte noch besonders dankbare Aufgabe, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Sie haben es mit Geschick und Geschmaç gethan. Diese Daten sind für die Benutzer des Werkes eine sehr willkommene Zugabe. Da diese Blätter aus dünnerem Papier hergestellt und nur auf einer Seite bedruckt sind, können sie zugleich für das Bild als Deck- und Schutzblatt dienen, wodurch die Bilder länger unversehrt erhalten bleiben.

Betrachten wir nun das Porträtwerk seinem Inhalte nach. Es ist recht und billig, daß die Deutschen in dem Werke überwiegen, zunächst, weil das deutsche Werk doch in erster Linie uns Deutschen dienen soll und erst in zweiter Linie den Ausländern, und weil infolgedessen uns manche Persönlichkeit von Wert sein muß, die dem Auslande gleichgiltig ist.

1) Werden die Blätter in Bände gebunden, so verlieren sie natürlich viel von ihrer Verwendbarkeit, zumal für die Schule. Vergl. S. 664 und die Anmerkung dazu.

Dann aber läßt sich nicht bestreiten, daß Deutschland auf manchen Gebieten gerade viel bedeutende Männer aufzuweisen und zu Zeiten die Führung übernommen hat. Von Deutschland ging im 16. Jahrhundert die Bewegung der kirchlichen Reformation aus, die in andere Länder mächtig hinübergriff, Deutschland war wiederholt die Wiege mancher weltbedeutenden wissenschaftlichen That, Deutschland stellt die meisten großen Musiker. So bilden denn die Deutschen etwa die Hälfte des ganzen Werkes (etwa 300 Bilder), also soviel als alle anderen vertretenen Völker zusammen. Das Werk enthält: Deutsche Dichter und Schriftsteller über 80 auf 84 Tafeln, Gelehrte und Männer der Kirche etwa 60, Fürsten etwa 45, Staatsmänner und Feldherrn ungefähr 40, Künstler und Musiker desgleichen, Verschiedene und Frauen etwa 25. Die Dichter und Schriftsteller, mit Geiler von Kaisersberg beginnend und mit Grillparzer endend, stellen demnach die größte Zahl: Schiller und Goethe sind mit je zwei Bildern vertreten, ein Vorrecht, das außer ihnen nur noch zwei Geisteshelden zu teil wurde: Friedrich dem Großen und Raphael. Zu diesen Dichtern und Schriftstellern kommt eine Bilderreihe von Fürsten, Künstlern, Gelehrten, Männern der Kirche, Frauen, Schauspielern u. a., die zur Abrundung der rein litterarischen Kreise durchaus nötig sind, oder die sonst im Unterricht in mehr oder minder innigem Zusammenhang mit der Litteratur, die ja der benachbarten wissenschaftlichen Gebiete, zumal der Geschichte, der Kirche, der Kunst nicht entbehren kann, behandelt werden. Persönlichkeiten wie Karl August von Weimar und seine Gemahlin, Goethes Mutter, Frau von Stein, Angelika Kauffmann, Bettina von Arnim, Charlotte von Schiller, Wilhelm von Humboldt, Bester und andere gehören unbedingt zum Goethe-Schillerschen Kreise und können kaum von ihm losgerissen werden. Ebenso gehört zu Luther aufs innigste Melancthon, Zwingli, Sickingen, Erasmus und die ganze Gruppe der gelehrten humanistischen Freunde und Feinde; ebenso sind Männer wie Leibnitz, Echhof, Windelmann, Kant, Fichte, Niebuhr, die Gebrüder Grimm und andere nicht von der Litteratur zu trennen. Nehmen wir das alles zusammen, so erhalten wir bereits eine Zahl von über 150 Bildnissen, die in erster Linie den Litteraturfreund und mithin ganz besonders den deutschen Unterricht angehen. Aber der Kreis der heranzuziehenden Bilder erweitert sich noch ganz bedeutend, er greift in noch andere Abteilungen hinein. Liegt es nicht außerordentlich nahe, bei der Behandlung der Dichter der Freiheitskriege, beim Besprechen und Lernen der Gedichte von Arndt, Körner u. a. m. die Helden und Fürsten, die eine wichtige Rolle spielen, oder die verherrlicht sind, den Schülern im Bilde vorzuführen: Friedrich Wilhelm III., Königin Luise, Blücher, Gneisenau, York, einen Vater Jahn? — ebenso bei den auf Friedrich

den Großen bezüglichen Gedichten und Lesestücken neben dem großen König seine Helden und Generäle? Wer wollte nicht in den oberen Klassen, wo die große Zeit Luthers und der Reformation besprochen wird, außer den schon angedeuteten Männern auch die der Sache freundlichen und feindlichen Fürsten zuziehen, wer nicht bei dem Bilde damaliger Kultur eines Dürer, Holbein, Peter Vischer, Lukas Kranach gedenken? Gerade die Bilder dieser Männer sind im Porträtwerk die Wiedergabe von Meisterwerken der Kunst — welche schöne Gelegenheit, durch sie jene Männer dem Schüler näher zu bringen, sodaß ihre Namen ihm nicht leerer Schall bleiben. Wie leicht knüpft sich in der Erinnerung an das Bild eine ganze Reihe von Vorstellungen! Es leuchtet ein, daß man unter Umständen auch in fremde Länder hinüberzugreifen hat. Die Besprechung Lessings und seiner Dramaturgie führt naturgemäß auf Shakespere, Corneille, Molière, Voltaire; der Kampf Gottscheds mit den Schweizern führt von selbst auf Milton, die Freiheitskriege auf Napoleon. Elisabeth von England¹⁾ und Maria Stuart, Ludwig XIV. und seine Marschälle, die sich in den Raubkriegen ein Denkmal unauflöslicher Schande gesetzt haben, und auf die der deutsche Unterricht sicher einmal genauer führt, sind doch Persönlichkeiten, die Geist und Phantasie der Schüler zu Zeiten lebhaft beschäftigen. Sollten diese da nicht für Vorführung eines guten Bildes von ihnen dankbar sein? Kurzum, ein Bilderwerk von wissenschaftlichem und zugleich künstlerischem Werte als Quelle der Anregung und des Lebens in der Schule scheint mir ein köstlicher Gedanke; ein Gedanke, bei dem es mir warm ums Herz wird, in dessen Verfolg sich mir lebensvolle Züge von allen Seiten und in vieler Hinsicht aufdrängen. Nicht immer wird die gute Verwendung von Bildern im Unterricht eine leichte Sache sein. Die rechte Stimmung, den rechten Ort, den rechten Ton muß man treffen, damit auch wirklich die Bilder in dem Sinne betrachtet, in dem sie gezeigt werden. Abgesehen von der ästhetischen Befriedigung soll auch ein wirklich sachlicher, ich möchte sagen, fachlicher Nutzen für die Schüler dabei herauspringen; indem sie sehen und genießen, sollen sie zugleich daraus lernen. Über dem Zeigen und Besprechen von Bildern im Unterricht muß eine gewisse Weihe liegen; es darf nichts Alltägliches, insbesondere keine Befriedigung bloßer Neugier sein. „Das sind Träume!“ ruft vielleicht mancher Leser, der das für undurchführbar hält. „Das sind Zukunftsbilder!“ denken wohl viele, die der Angelegenheit nicht

1) Hier sei bemerkt, daß allerdings das Bild, wodurch Elisabeth im Porträtwerk vertreten ist, mit seiner steifen spanischen Tracht und dem Mangel jeglichen malerischen Reizes sich nicht eignet, einen guten Eindruck auf Schüler zu machen. Dieser Punkt ist auch zu bedenken!

so fern stehen, wie jene. In gewissem Sinne pflichte ich den letzteren bei: Die wirklich nutzbringende Bewertung solcher Bilder im Unterrichte ist, wie schon erwähnt, unter Umständen nicht leicht. Wir wollen uns nicht darüber täuschen, daß die rechte Benutzung der Bilder auch von seiten des Lehrers vielfach erst gelernt werden muß. Gar mancher Lehrer muß selbst zunächst lernen, solche Bilder zu würdigen, zu verstehen, in ihnen zu lesen. Bilder sprechen eine stumme und doch so beredete Sprache, aber nur für den, der an ihren Umgang gewöhnt ist. Bei der bisherigen, einseitig philologischen und abstrakten Ausbildung der Lehrer konnte man sich solche Künste nur so nebenbei aneignen. Das gedruckte und geschriebene Wort nahm den Menschen so sehr gefangen, daß er für Kunst, für Bilder oft kein offenes Auge, keinen empfänglichen Sinn hatte. Das alles muß erst geweckt und geübt werden. Wem Bilder überhaupt nichts sind, den überläuft es vielleicht kalt bei dem Gedanken, im Unterricht Bildnisse oder Illustrationen zeigen und besprechen zu sollen, oder er zuckt gleichgiltig die Achseln, oder ein verächtliches und überlegenes Lächeln spielt um seinen Mund und mit einem der beliebten Schlagwörter, wie „Dilettantismus“, „Entwürdigung“, „Spielerei“ setzt er sich über die Frage hinweg. Das ist freilich ein sehr leichtes Verfahren, vor allem ein Verfahren, das ihn der unbequemen Mühe, der Frage mit ernstem Nachdenken näher zu treten, überhebt, wenigstens für eine gewisse Zeit. Aber ich glaube bestimmt, auf die Dauer wird sich die Lehrerschaft der Bilderfrage nicht entziehen können, sie wird immer wieder an sie herantreten und am Ende, wie so manches andere, gebieterisch Einlaß fordern in den festen Bestand der Schulmethode. Auf keinen Fall dürfen Bilder verständnislos gezeigt werden: dann lieber gar nicht; aber einzelne schlechte Erfahrungen, die etwa dabei gemacht werden, beweisen noch nicht, daß die ganze Sache schlecht ist.

Noch ein Umstand bestärkt mich in dem Glauben, daß diese Zukunftsträume in Erfüllung gehen werden, der Umstand, daß neuerdings eine ganze Menge tüchtig wissenschaftlicher Werke, die für die Schule im weiteren Sinne und für größere Kreise von Gebildeten bestimmt sind, den Weg authentischer und zugleich künstlerischer Illustrationen beschreiten. Die heutige Bervollkommnung des reproduzierenden Verfahrens begünstigt und erleichtert das sehr. An Werke wie Stacks Deutsche Geschichte, Jägers Weltgeschichte in vier Bänden, Dückens umfangreiches Unternehmen, Henne am Rhyns Kulturgeschichte, Schulz' sittengeschichtliche Werke, A. von Heydens Kostümbücher u. s. w., die sämtlich in diesem Sinne gut illustriert und zugleich billig sind, hätte früher kein Mensch zu denken gewagt. Alle solche Werke aber, auch die besten, schlägt, was Bildnisse anbetrifft, das allgemeine historische Porträtwerk weit aus dem

Felde. Die Beliebtheit und weite Verbreitung jener Werke bürgt indessen dafür, daß das Gebiet der für Unterrichtszwecke bestimmten Illustration weiter ausgebaut, durchgearbeitet, gesäubert und geklärt wird, bis eines Tages hoffentlich die Verwendung von Bildern im Unterricht, auch im Deutschen, eine so unbestrittene und allgemeine Tatsache bilden wird, wie jetzt der sogenannte Anschauungsunterricht. Auf der Bahn dieser Entwicklung ist das Seidlitzsche Porträtwerk ein denkwürdiger Markstein.

Kehren wir nun zu dem Werke selbst zurück und betrachten wir noch zum Schluß, was von der neuen Ausgabe bereits vorliegt. Es ist Lieferung I und II. Die zwanzig Bilder der ersten beiden Lieferungen gehören alle dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation an. Die erste Lieferung enthält folgende Kupferstiche: Maximilian I. von Lukas von Leyden, Friedrich der Weise und Wilibald Pirckheimer von Albrecht Dürer, Franz von Sickingen von Hieronymus Hopfer; ferner Hans Burgkmair, Handzeichnung von ihm selbst, Ulrich von Hutten und Nikolaus Kopernikus anonyme Holzschnitte des 16. Jahrhunderts; Jakob Fugger, Farbenholzschnitt von Hans Burgkmair; Erasmus von Rotterdam nach dem Ölgemälde von Hans Holbein dem Jüngeren, Peter Vischer nach der von ihm herührenden Bronzestatuetten am Sebaldusgrab zu Nürnberg. Was die Größenverhältnisse anlangt, so hat nur ein Bild (Kopernikus) eine Länge von etwa 14 und eine Breite von etwa 11 cm. Dann folgen drei Bilder mit der Länge von 17—19, Breite 11—12 cm; endlich haben 6 Bilder die stattlichen Größenverhältnisse von 21—27 cm Länge und etwa 16—20 cm Breite aufzuweisen. Zum größten Teile sind diese Tafeln prächtige Blätter; und wie in ihrer Größe und äußeren Erscheinung, so geben sie auch ihrer künstlerischen Art und Auffassung nach ein gutes Bild von der Mannigfaltigkeit des Porträtwerkes. Wir sehen bereits hier vertreten: sowohl den damals so beliebten markigen schwarzen Holzschnitt (Kopernikus und Hutten), dessen klassischer Vertreter z. B. das Bildnis Huttens ist, als auch den Farbenholzschnitt, d. h. in diesem Falle den Holzschnitt auf grauem Grunde (Fugger). Diese Art der Kunstübung war damals ebenfalls sehr beliebt; in ihr wanderten zu jener Zeit Tausende von Blättern ins Volk, welches sich so um einen sehr wohlfeilen Preis die Büge seiner liebsten Männer, z. B. Luthers vorführte. Die Formen und Schatten bezeichnet der Farbenholzschnitt mit Schwarz, auf den beleuchteten Stellen legt er als hellstes Licht weiß auf. So wirken diese Blätter vermöge ihres farbigen, z. B. oft gelben Grundes, bunt. — Zwei der schönsten und größten Blätter sind Erasmus und Peter Vischer. Der Erasmus von Holbein wie die Bronze-

statuette Peter Vischers, sein Selbstbildnis, sind bekannte und berühmte Meisterwerke der Kunst überhaupt. Die künstlerische Natur beider kann schwerlich anschaulicher wiedergegeben werden, als es auf diesen Blättern geschieht, die beide unmittelbar vom Original abgenommen scheinen. Das berühmte Ölgemälde von Holbein stellt den großen Gelehrten im Profil, an seinem Pulte und schreibend dar. Die ganze liebevolle Sorgfalt und Feinheit Holbeinscher Kunst, die vornehme Haltung des Bildes in Zeichnung und Farbe, die Gründlichkeit der Einzelheiten kommt in der Phototypie sprechend zum Ausdruck. Es fällt auf, daß wenn man dann das Brustbild Peter Vischers betrachtet, dieses neben jenem ohne weiteres besteht, obwohl man geneigt ist, ein fein ausgeführtes Ölgemälde für ausdrucksvoller zu halten, als eine kleine in derbem Bronzeguß hergestellte Statuette. Dieser Unterschied wird durch die Kunsthöhe von Peter Vischers Werk aufgewogen. Die ernsten männlichen und zugleich milden Gesichtszüge des Erzgießers, sein feiner Mund und die fast weichen ausdrucksvollen Augen verfehlen ihre Wirkung nicht; es ist eben auch dies eine Perle deutscher Kunst und wohl wert der Jugend gezeigt und verständlich gemacht zu werden. Der Kopf des Malers Burgkmair, 1517 von ihm selbst mit Kohle gezeichnet, ist mehr eine Skizze; sie zeigt die echt damalige Herbigkeit der deutschen Kunst, doch ist der seelische Ausdruck, zumal des Auges, lebendig erfaßt. Der Hinterkopf erscheint seltsam gedrückt. In vier vortrefflichen Beispielen ist der Kupferstich vertreten. Er erlebte im 16. Jahrhundert unter den Händen Dürers und anderer eine Höhe der Vollendung, die in der Kunst überhaupt selten ist. Mit Recht ist Dürer selbst mit zwei meisterhaften Stichen vertreten: Pirckheimer und Friedrich dem Weisen. Sie stammen aus Dürers bester Zeit 1523 und 1524. Obwohl in beiden Bildern der seelische Ausdruck das Ganze beherrscht, sind doch die Gesichtsformen bis zur vollen Plastik herausgearbeitet und auch die Nebendinge wie Haar, Bart und Gewand, sind bis in die Einzelheit mit liebevollster Sorgfalt durchgeführt. Im Vergleich dazu erscheint das berühmte Bild Maximilians I. von Lucas von Leyden fast flach, doch fällt auch dieses Blatt, wie der weit unbeholfenere Stich Hopfers, der Sickingen darstellt, durch kraftvolle und sprechende Charakteristik der Gesichtszüge auf. Sickingens Kopf steht gegen die drei anderen weit zurück, nichtsdestoweniger macht aber auch er den Eindruck: der dargestellte Mann war an Charakter und Energie kein gewöhnlicher Mensch.

Eine weniger reiche Ausbeute für die deutsche Litteratur und Geschichte liefert das zweite Heft; es enthält in Kupferstich Kaiser Karl V. von Bartel Beham, Johann von Leyden von Heinrich Aldegreber, Lorenzo di Medici von Raphael Morghen (nach Vasaris Bild),

Ignatius Loyola von Lukas Vorstermann (nach Rubens Bild), Sir Francis Drake anonymer Stich; nach Gemälden ungenannter Künstler sind wiedergegeben Georg von Frundsberg und Christoph Columbus; nach einer anonymen Büste Machiavelli; nach Freskobil dern Dante (Lithographie nach Giotto) und Boccaccio (nach Andrea del Castagno). Außerdem sind Columbus und Machiavell noch durch kleinere Holzschnitte vertreten. Man sieht, auch hier werden mehrere Kunstgattungen herangezogen. Zum Lobe der Phototypien läßt sich dasselbe sagen, wie bei der ersten Lieferung; die Größenverhältnisse sind ähnlich. Die Länge der Bildfläche selbst beträgt, mit zwei Ausnahmen, 20—28 cm, die Breite, mit einer Ausnahme 13—19 cm. Nicht alle Bildnisse stammen von gleichzeitigen Künstlern; Boccaccio, Lorenzo di Medici und Ignatius Loyola starben, ehe ihre Maler geboren wurden, indessen ist Lorenzos Bild nach einem älteren Vorbild gemalt und stimmt mit der bekannten Maske überein. Bei Columbus ist die Entstehungszeit nicht angegeben, oder steht sie nicht fest. Für uns Deutsche kommen zunächst in Betracht: Karl V., Frundsberg, Johann von Leyden. Den Kaiser Karl V. sehen wir in dem bekannten und vorzüglichen Kupferstich Bartel Behams vor uns, als Brustbild. Der Ausdruck des bärtigen Gesichts ist für einen 31 jährigen Mann matt, besonders wirken die Augen leblos, der Mund steht leicht geöffnet — alles Züge, die uns ja von Zeitgenossen überliefert werden und zu dem Bild seiner Persönlichkeit gehören; unter dem offenen weiten Mantel tritt das Band mit dem goldenen Kriech hervor. Überaus sympathisch berührt das Bildnis Georg von Frundsbergs. In voller Rüstung, fast Kniestück, mit der breiten Feldherrnbinde über der Brust, die Hände in gepanzerten Handschuhen, den Kopf mit dem Helm bedeckt, in der Rechten die Hellebarde — so erblicken wir den bewährten deutschen Söldnerführer. Die Gestalt tritt anschaulich aus dem Bilde hervor, das ernste, männliche, von starkem Vollbart umrahmte Gesicht mit den großen ruhig blickenden Augen ist dem Beschauer zugewendet. Wir treten dem Mann, der uns schon durch sein zu Worms an Luther gerichtetes Wort lieb und wert ist, rasch näher. Wer hat dies vortreffliche Bild, welches sich in der Berliner Galerie befindet, gemalt? Amberger? Er wurde erst 1530, das ist zwei Jahre nach Frundsbergs Tode, in die Kunst aufgenommen. Ein eigentümliches Interesse bietet Aldegrovers künstlerisch ebenfalls wohlgelungener Stich vom Jahre 1536, der uns Johann von Leyden, den König der Wiedertäufer zu Münster, im reichen königlichen Schmucke darstellt. Das Gesicht des etwa 27 jährigen Mannes läßt auf ein höheres Alter schließen und spricht eigentlich nicht sehr dafür, daß Johann eine „gewinnende Persönlichkeit“ und besonders „der Liebling der Frauen“

war. In diesem Punkte ist wohl der Maler dem Charakter des Dargestellten nicht ganz gerecht geworden.

Auch der sieben übrigen Männer, deren Bilder diese Lieferung enthält, wird in den deutschen Schulen gedacht; nicht aller gleich häufig, nicht aller in demselben Sinne. Gestalten wie Dante, Columbus beschäftigen den Geist des deutschen Jünglings oft und viel. Aber auch der Dichter des vielgenannten Dekamerone, Boccaccio, ferner der berühmte italienische Kunstfreund Lorenzo di Medici und Machiavell, der Verfasser des vielgenannten Buches von Fürsten, dem noch Friedrich der Große für nützlich fand, entgegenzutreten, bleiben ihm nicht unbekannt Namen; ebenso Loyola und Drake. Die Freske Giottos, die uns Dantes Züge überliefert, ist von großer, man möchte sagen, epischer Schlichtheit; leider ist sie gerade am Auge verkehrt und nichts vermag in der einfachen Linienführung und Schattierung der großen uns vorliegenden Lithographie diesen Schaden aufzuwiegen. Hier wäre vielleicht ein anderes Dantebildnis vorzuziehen gewesen. Boccaccios Bild nach Andrea del Castagnos Freske eignet sich ebensowenig wie sein Buch dazu, den Schülern vorgelegt zu werden. Bei diesem Bilde wird die Treue der Phototypie, die alle Risse, Schäden und nachgedunkelten Stellen der Wandfläche wiedergibt, geradezu ein Hindernis; nur ein kunstgeübtes Auge sieht über dergleichen äußerlichkeiten hinweg. Auch die Büste Machiavells ist nur für reife Menschen. Sie wirkt grell realistisch und abstoßend, aber es mag ja sein, daß sie den Dargestellten gut wiedergibt; sicher betrachtet man sie mit Interesse und vergißt den Eindruck, den sie macht, nicht so leicht. Ein überaus lebendig sprechendes Bild ist der Kopf des Columbus. Wie steht es mit seiner Glaubwürdigkeit? Das eine ist klar: er eignet sich in hohem Grade dazu, die Vorstellung, auch die, die ein jugendlicher Geist sich von dem kühnen Seefahrer macht, zu unterstützen. Von den übrigen Bildnissen ist nur das des englischen Seehelden Drake gleichzeitig, aber als Kupferstich steht es mit seiner seltsamen Technik wohl nicht hoch. Die beiden anderen, Loyola und der Medicäer sind weit spätere Arbeiten, in ihrer Behandlung als Stiche verschieden und lehrreich; der Stich Raphael Morghens (1820) ist ein Vertreter der strengsten Linienmanier.

Aber, wird man sagen, was hat alles das mit dem deutschen Unterricht oder meinetwegen mit dem Unterricht in deutschen Schulen zu thun? Das ist es ja, wofür ich eintrete: ich habe Wert darauf gelegt, die Bilder nicht nur aufzuzählen, sondern sie in der Fülle des Anregenden, das sie zu bieten vermögen, vorzuführen. Deshalb bin ich hie und da ein wenig in die Einzelheiten eingegangen. Ich wollte andeuten, auf welche Weise wir alle aus ihnen lernen können und meine, ein mehr oder minder

schwacher Abglanz von alledem kann und muß auch auf die Schule, auf den Unterricht fallen. Aus allem, auch aus dem Kostüm des Dargestellten, der Umrahmung, der In- oder Unterschrift, sei sie nun deutsch oder nicht, ist etwas zu lernen. Zweckmäßig verwendet und ausgebeutet können so Bilder gar vieles dazu beitragen, um das Kulturbild vergangener Zeiten lebensvoller vor dem Sekundaner oder Primaner zu entrollen, als dies durch bloßes Beschreiben, bloßes Hörensagen möglich ist. Auch in den unteren und mittleren Klassen sollen die Bilder keineswegs vom Unterricht ausgeschlossen bleiben. Das wiederholte und genaue Betrachten solcher Bilder erweckt auch den Sinn für Kunst und hilft das Verständnis für ihre Werke, zumal die der Vergangenheit fördern. Es lehrt den Jüngling sehen und gewöhnt ihn daran, sich nicht nur die heutigen Lebens- und Erscheinungsformen als berechtigt vorzustellen, nicht über alles Ungewohnte und vielleicht auf den ersten Augenblick Seltsame zu lächeln, sondern in der Erscheinungen Flucht und Fülle nach dem Dauernden zu suchen. Der Sinn für Kunst ist in Deutschland durchaus noch nicht weit genug verbreitet, auch in gebildeten Kreisen nicht. Zumal jener älteren deutschen, so großen und köstlichen Kunst steht der heutige Deutsche vielfach noch verständnislos gegenüber. Und so bleibt eine Wissensquelle völlig unbenuzt, aus der viel Anregung, Belehrung und Befriedigung zu schöpfen wäre. Mit dem Allgemeinen historischen Porträtwerk ist ein herrliches, bisher in weiteren Kreisen ziemlich unbekanntes Gebiet, wo Wissen und Kunst sich vereinen, erschlossen, und allen, die lehren und lernen, ein vorzügliches Bildungsmittel in die Hand gegeben. Das Werk ist keineswegs unerreichlich, nach der neuen Ausgabe ist nichts leichter und kann nichts wärmer empfohlen werden, als die eine oder andere Abteilung anzuschaffen; schafft sie Nutzen und Freude, so läßt sich das Werk später leicht ergänzen. Mit diesem Werke kann man den Schüler jeder auch noch so kleinen Provinzialstadt an das rechte Betrachten von Kunstwerken gewöhnen und kann ihm so bis zu einem gewissen Grade die fehlenden Kunstmuseen und Galerien ersetzen. Denn es gilt, ihm auch für das Auge und Sinn zu öffnen, was — geistig und beruflich gesprochen — nicht gerade zu des Lebens Nahrung und Notdurft gehört, was aber das Leben verschönt und veredelt und manchen Genuß, ja Trost zu gewähren vermag: die Kunst. Dabei geht sein schulmäßiges Wissen nicht leer aus. Wird die Kunst, zumal die deutsche, auf diese Weise in der Schule bescheiden getrieben, so lernt auch aus ihr der Jüngling erkennen, welcher Art seine Vorväter waren, und daß er Ursache hat, sich ihrer zu freuen. Beileibe keinen zusammenhängenden Unterricht in Kunstgeschichte auf unseren Schulen! Davon bin ich weit entfernt! Aber wenn im deutschen,

im geschichtlichen, im Religionsunterrichte oder sonst wo sich zwanglos die Gelegenheit bietet, ein passendes Bild, eine Illustration zu zeigen, zu erklären und so Verständnis und Urtheil des Schülers zu fördern, seine Sinne zu schärfen, seinen Geschmack zu läutern und leise sein Kunstverständnis anzubahnen — bei alledem den Unterricht zu beleben und aus der Welt des Abstrakten in die Welt der Sinne zurückzuführen — warum sollte das nicht geschehen? Natürlich gehört dazu, wie ja zu jeder guten Lehrthätigkeit, feiner Takt und Sinn des Lehrers: er wird sich seine Leute erst ansehen, ehe er mit Bildern kommt. Aber sicher wird so manch Samenkorn nebenbei mit ausgestreut, das einst aufgehen und Frucht tragen kann. Gar manches wird freilich unter die Dornen oder auf steinigem Boden fallen, aber ist es denn sonst beim Lehren anders? Wer das nicht mit hinnehmen wollte, wem das die Berufsfreudigkeit stören könnte, der taugt überhaupt nicht dazu, die Jugend zu unterweisen.

Ich kenne kein Werk, das zu dieser sparsamen und vorsichtigen aber gewiß wirksamen und segensreichen Verwendung von Bildern im Unterricht so freundlich einladet, wie das Allgemeine historische Porträtwerk von Woldemar von Seidlitz. Allerdings enthält es nur Bildnisse. Aber nehmen wir das Gebotene dankbar hin: andere Werke werden folgen und der Schule auf anderen illustrativen Gebieten nützen. Zum Troste derer, die das Werk und seine Verwendung gar nicht kennen und an seiner Verwendbarkeit zu zweifeln geneigt sind, mag endlich noch bemerkt werden, daß die Gedankengänge des vorliegenden Aufsatzes keineswegs nur auf grauer Theorie beruhen. Das Allgemeine historische Porträtwerk ist, in kleineren oder größeren Abtheilungen, von einer ganzen Reihe höherer Schulen Dresdens angeschafft worden und wird seit Jahren in verschiedener Weise und natürlich in verschiedenem Maße, aber mit Erfolg im Unterricht verwendet. Sollten diese Ausführungen dazu beitragen, daß es weiteren und allgemeineren Eingang in deutschen Schulen fände, so würde ich mich von Herzen freuen und meine Arbeit wäre auch in dieser Hinsicht reich belohnt.

Uhlands Ballade „der schwarze Ritter“.

Von Alb. Heinke in Stolp.

In Heinrich Dünkers sonst so dankenswerthem Commentar zu Uhlands Balladen und Romanzen hat die Ballade „der schwarze Ritter“ eine Behandlung und Deutung erfahren, welche mir das Rechte keineswegs zu treffen scheint.

Zunächst kann ich in das Lob der Form nicht einstimmen. Dünker sagt: „Am 1. und 2. Dezember 1806 in einer besonders wirksamen Reimform gedichtet, da zwischen das letzte von zwei gleichen trochäischen Reimpaaren sich ein jambisches einschleibt, dessen erster Vers um zwei, der zweite um einen Fuß kürzer ist als die trochäischen Verse. Schon die beiden kürzeren steigenden Verse geben einen bewegten Wechsel, wie z. B. in Goethes Braut von Korinth, noch mehr der Übergang aus dem Trochäus in den Jambus.“

Wir erscheint gerade dieser zweimalige schroffe Wechsel von Trochäen und Jamben, der in dem Inhalt keine Rechtfertigung findet, als eine Härte. Unangenehm fällt auch die häufige Umschreibung mit thät (zweimal), thäten (zweimal) auf.

Demnach kann man diese Ballade, welche übrigens eine Jugendarbeit des Dichters ist, wohl nicht zu den formvollendeten rechnen.

Mein Hauptwiderspruch aber richtet sich gegen die Auffassung der Idee des Gedichtes. Dünker sagt in dieser Hinsicht: „Wenn nicht selten beim Turnier ein unbekannter Ritter einreitet, so hier der Tod, welcher zur Bestrafung des Frevelmutes des Königs kommt, der seine Freude daran hat, beim blühenden Frühling im Turnier viele Ritter durch seinen überstarken Sohn töten zu lassen. Der Rächer besiegt den Sohn, mordet Sohn und Tochter durch den von ihm gereichten Becher und höhnt den verzweifelnden Vater — durch das bittere Wort: auch er breche Rosen im Frühling.“ Und weiter: „Daß das Turnier gerade zu Pfingsten stattfindet, entspricht der anderswo von Umland hervorgehobenen Sitte, solche gerade im Mai anzustellen, wozu man die Ritter von allen Landen entbot; hier aber fällt es dem Könige ein, gerade zur Zeit, wo alles blüht, seine Ritter mit seinem unüberwindlichen Sohne auf den Tod kämpfen zu lassen. Daß „aus allen Hallen ein reicher Frühling breche“, soll freilich nur den Ausritt so vieler in jugendlicher Kraft prangender Ritter bezeichnen; aber dem König liegt doch die Lust im Sinne, die er beim schönen, sein Herz nicht erfüllenden Frühling sich dadurch verschaffen will, daß sein Sohn so viele tötet. Darauf deutet dann das bittere Schlußwort des Todes.“

Hier drängt sich, selbst wenn man die Schuld des Königs und seines Sohnes anerkennen wollte, sofort die Frage auf, was denn die Königstochter verbrochen hat, daß auch sie sterben muß. Die Antwort hierauf bleibt fehlen.

Aber auch nach dem „Frevelmut des Königs, der seine Freude daran hat, viele Ritter durch seinen überstarken Sohn töten zu lassen“, dem „die Lust im Sinne liegt, die er bei dem sein Herz nicht erfüllenden Frühling sich dadurch verschaffen will, daß sein Sohn

so viele tötet“ — nach alledem wird man vergebens suchen, in dem ganzen Gedicht ist davon nicht die geringste Andeutung.

Von dem Sohne freilich heißt es:

„In Lanzenspielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne.“

Auf dem einen Worte „fielen“ beruht offenbar diese ganze Auffassung Düntzers, indem er es in dem Sinne von „getötet werden“ versteht. Hier aber nötigt nichts dazu, diese doch erst abgeleitete Bedeutung anzunehmen statt der ersten und einfachsten „niederstürzen“, wie das Stehende, Hängende, Getragene fällt d. i. stürzt, sinkt, niederfällt (Grimm, Deutsches Wb.), im Turnier: vom Rosse stürzen, in den Sand fallen. Vergl. Parzival 596, 16 flg.:

„Sin pris was sô hêhe erkant,
Swer gein im tjustierens pflac,
Daz er hinderm orse lac
Von siner tjuste valle“ —

d. h. durch den Fall, den er im Zusammenrennen mit ihm erlitten. So werden auch in unserer Ballade die Ritter von dem Königssohne alle aus dem Sattel gehoben, worauf es eben bei dem Turnier ankam (s. auch das Spätere: „Der Jüngling sank vom Rosse“).

Wenn der Dichter gemeint hätte, daß der Königssohn (gegen den Turnierbrauch) alle Gegner tötete, so hätte er dies ausdrücklich und unzweideutig sagen müssen. Welche Störung des ganzen heiteren Frühlingsfestes wäre aber ein solcher Massenmord gewesen! Hätte dann wohl noch ein fröhlicher Tanz und ein Festmahl darauf folgen können? Ein Festmahl, von welchem es zudem heißt Str. 7:

„Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.“

Wenn die Ritter nach Str. 2 alle getötet sind, so waren sie dann wohl, wie die Einherier der Walhalla, sogleich wieder aufgelebt, so daß sie sich gesund und munter zu Tische setzen konnten!

Diesen Widerspruch beachtet Düntzer nicht, der Vers scheint für ihn nicht vorhanden zu sein; dagegen ändert er, um seine Auffassung zu stützen, willkürlich allerhand. So steigert er das Beiwort des Königssohnes („stark“) zu „überstark“ und „unüberwindlich“, so schiebt er in die letzten Worte des schwarzen Ritters ein bedeutungsvolles auch ein: „auch er breche Rosen im Frühling.“

Geschildert wird in der Ballade meines Erachtens einfach die furchtbare Macht des Todes, vor welchem weder Jugendstärke (vertreten durch des Königs Sohn) noch Jugendschönheit (vertreten durch des Königs Tochter) zu schützen vermag.

Auch Schäfer (in der Schulausgabe von Uhlands ausgewählten Gedichten) teilt diese Auffassung, vergl. die kurze Erklärung S. 89: „Der schwarze Ritter: Allegorie des Todes, verwandt mit den in der Poesie und Kunst des Mittelalters häufigen Totentänzen, wo der Tod kein Alter und Geschlecht, keinen Stand verschont und seine Beute im Tanze fortführt.“

Zur internationalen Sprache der Mathematik.

Von D. Schlömilch in Dresden.

Im 7. Jahrg. dieser Zeitschr., S. 384 flg. behauptet Herr Simon, daß die Planimetrie eigentlich nur zwölf internationale Kunstausdrücke enthalte. Wie unrichtig diese Behauptung ist, mag die folgende nicht entfernt vollständige Liste internationaler Bezeichnungen aus der Geometrie darthun:

Kongruenz, Affinität, Kollineation, Reciprocität, harmonische Pole und Polaren, Involution, Koordinaten (u. a. polare), Ellipse, Parabel, Hyperbel, Parameter, Asymptote, Cissoide, Conchoide, Quadratrix, Traktorie, Trajektorie, Evolute, Evolvente, Ellipsoid, Paraboloid, Hyperboloid, Polygon, Polyeder¹⁾ u. s. w.

In der Arithmetik, die Herr Simon ganz vergessen hat, kommen u. a. folgende termini technici vor:

Algebra, rational und irrational, Potenz, Exponent, Logarithmus, Binom, Polynom, kongruente Zahlen und deren Modulus, komplexe Zahlen und deren Modulus, goniometrische, cyklo-metrische und transcendente Funktionen, Permutation, Kombination, Determinante, Diskriminante, Kovariante, Invariante, Differential, Integral u. s. w.

Womöglich noch weit zahlreicher sind die internationalen Kunstausdrücke in der angewandten Mathematik, z. B. der mathematischen Geographie, Astronomie, Mechanik u. s. w., deren Elemente zum Pensum des Gymnasiums gehören.

Übrigens kann sich auch der Laie von der Existenz und dem großen Reichtum der mathematischen Weltsprache überzeugen, wenn er in einer Bibliothek die bloßen Inhaltsverzeichnisse einiger deutschen und ausländischen Zeitschriften für Mathematik, Physik u. s. w. durchblättert.

1) Es fällt den Franzosen nicht ein, dafür *multiangle* und *multicoïn* zu setzen. Sind etwa die französischen Jungen bessere Kenner des Griechischen als die unsrigen?

Aus seinen höchst mangelhaften Prämissen schließt nun Herr Simon, daß die mathematische Sprache keine internationale sei. — *Risum teneatis amici mathematici!*

Wie ich über den Purismus in den exakten Wissenschaften denke, mag der nachstehende Aufsatz zeigen.

Wer „unnütze“ Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke ersetzen will, muß sich vor allem fragen, was heißt denn eigentlich „unnützlich“; diese Frage kann aber ein Spezialist nicht erschöpfend beantworten, weil es häufig vorkommt, daß ein und derselbe Kunstausdruck in verschiedenen Teilen einer und derselben Wissenschaft ganz verschiedene Bedeutungen hat. Ferner muß sich der Purist überlegen, ob das deutsche Wort ebenso gut wie das fremde die Bildung von Adjektiven, Zeitworten und Zusammensetzungen gestattet. Drittens ist der Fehler zu vermeiden, daß die Übersetzung einen größeren Begriffsumfang besitzt, mithin unbestimmter ist als das Kunstwort. Wie unglücklich gewählt nach diesen Gesichtspunkten hin viele Verdeutschungen sind, mögen folgende Beispiele zeigen.

„Mittelpunkt“ statt „Centrum“ ist an sich sehr gut und wird von uns Mathematikern viel gebraucht; wie übersetzt man aber „centrisch“ und „excentrisch“, „centrieren“ (z. B. ein Fernrohr) und „centralisieren“¹⁾? Mittelpunktsbewegung bedeutet grammatisch eine Bewegung des Mittelpunktes, Centralbewegung heißt: um einen festen Mittelpunkt bewegt sich ein zweiter Punkt im Kreise. Das Schwierigste wäre jedenfalls die Übersetzung von „Excentrik“, das jeder Maschinenschlosser der zivilisierten Welt kennt; wer wird wohl sagen: „Außermittelpunktsbewegungserzeugungsvorrichtung“!

Statt „Kubus“ sagen wir meistens „Würfel“, wir sagen aber nicht „würflige“ sondern „kubische“ Gleichungen.

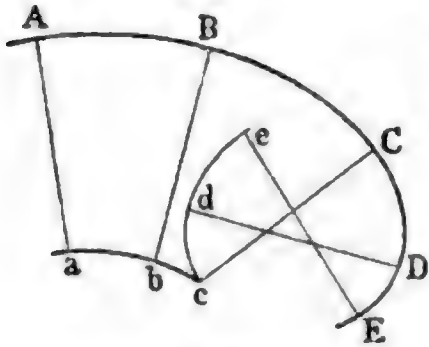
In der Geometrie giebt es konvergierende und divergierende gerade Linien; die algebraische Analysis kennt auch konvergierende und divergierende Zahlenreihen, und für diese hat die vorgeschlagene Übersetzung keinen Sinn.

„Kongruent“ kann allerdings durch das längere „gleich und ähnlich“ vertreten werden, aber nur in der Geometrie; auf die kongruenten Zahlen der höheren Arithmetik paßt der deutsche Ausdruck nicht entfernt.

Wer „parallel“ mit „gleichlaufend“ übersetzt, begeht den Fehler, einen bestimmten Begriff gegen einen unbestimmten Ausdruck zu vertauschen. Gleichlaufend ist alles, was gleich läuft, wie z. B. zwei Regelräder, die gleichviel Zähne besitzen. Und wie steht nun die Sache bei anderen als geraden Linien? Gibt es z. B. gleichlaufende Ellipsen? Die

1) doch nicht etwa: In Frankreich ist die Verwaltung streng vermittelpunktet.

Wissenschaft ist hier wie überall äußerst präzise, sie definiert den Parallelismus mittels des Begriffs der Äquidistanz und sagt: werden durch die Punkte A, B, C, \dots einer geraden oder krummen Linie die zugehörigen Normalen gelegt und auf diesen gleiche Strecken $Aa = Bb = Cc \dots$



abgeschnitten, so heißt die entstandene Linie $abc \dots$ eine Parallele zu $ABC \dots$. Hiernach ist die Parallele zu einer Geraden wieder eine Gerade; die Parallele zu einem Kreise ist ein konzentrischer Kreis; aus diesen Sätzen darf man aber nicht schließen, daß die Parallele zu einer Linie eine Linie derselben Art sein müsse; die nebenstehende Figur zeigt dies

unmittelbar, denn die Parallele $abcde$ hat einen sogenannten Rückkehrpunkt bei e , während $ABCDE$ keine solche Spitze besitzt.

Das Wort „Distanz“ wird von Mathematikern sehr selten für sich allein, sondern nur bei Zusammensetzungen gebraucht, z. B. bei „Distanzpunkt“ in der Perspektive; das ist aber ein scharf definierter Begriff, wogegen „Abstandspunkt“ ziemlich unbestimmt bleibt.

Die Geometrie versteht unter „Diagonale“ eine Gerade, die zwei nicht benachbarte Ecken eines Polygons oder Polyheders verbindet; die Übersetzung „Eckgerade“ dagegen enthält keine Hindeutung auf die Haupteigenschaft der „Diagonale“, vielmehr bezeichnet sie nur irgend eine Gerade, welche durch eine irgendwo sitzende Ecke hindurchgeht. So kann man z. B. durch jeden Eckpunkt eines Dreiecks beliebig viel Eckgerade, aber keine einzige Diagonale ziehen.

„Wagerecht“ statt „horizontal“ wäre recht hübsch, wenn nur dieses Adjektiv, aber nicht das zugehörige Substantiv gebraucht würde. Wer wird wohl sagen: Die gehörte Rede ging über meine wagerechte Ebene!

Der Purismus ist bekanntlich nichts Neues; schon der alte Campe u. Gen. erfanden Verdeutschungen wie Gitarre = Kimperholz, Trompete = Schmetterblech, Fagott = Brummpfahl, Elektrifiziermaschine = Bernsteinkrafterregungswerkzeug. Obschon diese Erfindungen bereits dem Spotte und der Vergessenheit anheimgefallen sind, giebt es immer noch Träumer (freilich nicht unter den Männern der exakten Wissenschaften), die auf diesem Gebiete weiter düsteln; hat doch ein Dilettant u. a. vorgeschlagen, „Potenz“ mit „Gradzahl“ (also Anzahl der Grade!), „Exponent“ mit „Kopfszahl“ (also Volkszahl!), „Funktion“ durch „Abhängige“ u. s. w. zu verdeutschen, wobei nur noch fehlte, Salicylsäure mit Weidensäure und Morphinum mit Schlafgeist zu übersetzen. Alle derartigen Bemühungen entspringen aus einer völligen Unkenntnis der fremdländischen Litteratur. Eine Weltsprache, wie sie ein wunderlicher Heiliger einführen wollte, ist

für die exakten Wissenschaften völlig unnütz, weil sie seit 300 Jahren in bester Ausgestaltung existiert. Die Kunstausdrücke der Mathematiker, Physiker, Chemiker (meistenteils auch der Architekten) stimmen in allen Kultursprachen überein, und das hat den gewaltigen Vorteil, daß der Fachmann die Artikel einer ausländischen Fachzeitschrift versteht, auch wenn ihm z. B. eine Novelle in der betreffenden Fremdsprache unverständlich bleibt. Diesen Vorteil des wissenschaftlichen Bolapük werden wir uns durch die Herren Puristen nicht verkümmern lassen.

Man könnte noch fragen, wie sich die Schule den puristischen Bemühungen gegenüber zu verhalten habe. Die einfache Antwort darauf ist: man soll das Eine thun und das Andere nicht lassen, d. h. wo ein guter, im Deutschen längst eingebürgerter Ausdruck (nicht etwa ein Puristenfabrikat) vorhanden ist, benutze man diesen zunächst, aber man versäume auch nicht, bald nachher das internationale Fremdwort einzuführen und dann promiscue beide Bezeichnungen anzuwenden, also abwechselnd „Halbmesser“ und „Radius“ u. s. w. Hat man z. B. den Begriff des Dreiecks festgestellt, so erwähne man auch den synonymen Ausdruck „Triangel“, obschon dieser selten gebraucht wird; der Schüler versteht dann leichter, was eine „Laudestriangulation“ bedeuten soll, auch begreift er beim Anblick eines bekannten Klingelinstruments sofort, warum dasselbe gerade Triangel heißt.¹⁾

Aus der Praxis des deutschen Unterrichts.

Von E. Krumbach in Würzen.

3. Der Kronprinz von Preußen als Arzt.²⁾

Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht!
Das Publikum wird es euch doch zerpfänden.

Faust I, Direktor.

Ihr kennt den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den nachmaligen Kaiser Friedrich III. als Feldherrn und Menschen. (Die Schüler erzählen mehreres.) Heute sollt ihr ihn als Arzt kennen lernen. Als Arzt? — Ihr thut verwundert. Nun, die Pflichten des ärztlichen Berufes sind ja euch nicht ganz fremd. Worin besteht denn die Hauptaufgabe eines Arztes? — Kranke gesund zu machen. Ihr seid wohl auch schon krank gewesen? Was fehlte dir? — Wonach fragte euch der

1) Aus d. Zeitschr. d. Ver. deutscher Zeichenl. Jahrg. XX, Nr. 21 v. J. 1893.

2) Es wird hier nur der Lehrgang im großen und ganzen angegeben. Den Zeitschriften für die Schulpraxis muß es überlassen bleiben, ausführlichere Proben in Frage und Antwort zu bringen.

Arzt? Was ordnete er an? Was sagte er der Mutter beim Weggange? Schließlich mag festgestellt werden:

1. daß sich der Arzt selbst zum Kranken begiebt,
2. daß er den Zustand des Kranken untersucht,
3. daß er dabei der Ursache der Krankheit nachspürt,
4. daß er Arzneien verordnet und mancherlei Verhaltensmaßregeln erteilt und
5. daß er den Kranken so lange besucht, bis er seiner Hilfe nicht mehr bedarf.

Diese Ergebnisse werden von einem Schüler, ebenfalls hübsch numeriert, an die Wandtafel geschrieben.

Wenn nun der preussische Kronprinz ein Arzt in unserem Sinne ist, so muß er diesen Anforderungen gerecht werden. Wir wollen's sehen. Schlagt in eurem Lesebuche auf S.... Nr....¹⁾, und hört aufmerksam zu! Der Lehrer liest (oder trägt) die Geschichte vor und slicht dabei etwas über den Schauplatz der Handlung mit ein, wie auch etwas über die Lebensweise in einem Bade, was den meisten Schülern unbekannt sein dürfte. Natürlich läßt er sie trotzdem selbst finden, soviel immerhin möglich ist. Die Schüler lesen sie darauf abschnittsweise nach.

1. Nachdem sich der Kronprinz durch einige Fragen an das bleichwangige, schüchterne Mädchen über dessen Familienverhältnisse unterrichtet hat, will er ihm ein Geldstück geben, wie er das jedenfalls schon oft gethan hat. Er steckt aber die Börse wieder ein, es ist ihm ein besserer Gedanke beigekommen. Was sagt er dabei? — Führe mich zu deiner Mutter, Kleine! Within wollte er ihr kein Rezept verschreiben, ohne die Kranke gesehen zu haben. Er handelte somit wie ein rechter Arzt. — Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. (Math. 8, 7.) Und Jesus stand auf und folgte ihm nach. (Math. 9, 19.)

2. Wie hat er den Zustand der Kranken untersucht? Er hat ihr das Unglück in den Augen abgelesen. In den Augen lesen?²⁾ Ja, die Augen sind der Spiegel der Seele, des Gemüths, des ganzen inneren Menschen. Matter Blick, tiefe Höhlen, schwarz umringelt. Das genügt dem großen Menschenkenner vollauf. Er ist ein Seelenarzt. Die rechtschaffene, bescheidene Frau wagt gar nicht einmal, von ihren Leiden zu sprechen, sie ist mehr besorgt um die ärztlichen Gebühren. (Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert, daß du unter

1) Döbelnsches Lesebuch VI; S. 126, Nr. 52.

2) Wer Zeit hat, hierüber eine sprachliche Denkübung anzustellen, mag das ja thun. Die Ergebnisse lassen sich fein in das Ganze einfügen. In einem der nächsten Artikel werden mehrere solcher (Hilbebrandscher) Sprachbilder lehrprobenartig behandelt.

mein Dach gehest. Math. 8, 8.) — Der Diener erhält einen Auftrag, leise, unvermerkt. Dann noch die einzige Frage an die erschreckte Frau: Haben Sie niemand, der für Sie sorgt? — (Wer viel fragt, giebt nicht gerne. Wer gerne giebt, fragt nicht lange.) Sie berichtet kurz und schlicht.

3. Hat unser Arzt die richtige Ursache der Krankheit erkannt? — Nur zu bald. Schaute doch Elend, Entbehrung, bittere Not aus allen Ecken und Enden heraus. Gebt an, indem ihr dem 3. Abschnitte unserer Erzählung entlang geht, wodurch es ihm leicht gemacht wurde, die wahre Ursache zu erkennen! — Blasses Mädchenangesicht — bettelnd — kranke Mutter — uns hungert sehr — Gäßchen in einem kleinen, baufälligen Hause — schmale, alte, knarrende Treppen — halbfinstere, unheimliche Dachkammer — feucht und kalt — ärmliches Lager — matte Augen — keinen Kreuzer — keine Verwandte — arme Wirtleute — Mann gestorben — Tag und Nacht gearbeitet. Wahrlich, ein Bild höchsten Jammers, unverschuldeten Elends. Hier konnte nur durch gründliche und schnelle Hilfe der Not ein Ende gemacht werden. — Wer bald giebt, giebt doppelt.

4. Was that der Kronprinz deshalb zunächst? a) Er gab dem Mädchen Geld. Mit welchen Worten? Geh, hole Brot und Wein¹). Woran war zu erkennen, daß er damit das richtige Mittel gefunden hatte? — An dem freudestrahlenden Gesichte des Mädchens und an den Worten der Frau: Das lohn' Ihnen Gott! — b) Er ließ sodann einen wirklichen Arzt kommen, der die Frau in Behandlung nahm; denn er wollte die Verantwortung nicht allein übernehmen. Zwei Ärzte am Krankenbette! Der Kronprinz ein Arzt! — So geht auch unser König in die Hütten der Armen, ans Bett der Kranken und die Königin als teilnehmende Freundin zu den Witwen und Waisen. c) Endlich legte er, ohne daß es jemand merkte, eine Kassenanweisung auf den Tisch. — Kann man auch Geld auf Wunden legen? Wie ist das hier zu verstehen? — Für das Geld sollten sich die vom Schicksal so schwer Heimgesuchten Nahrungsmittel kaufen, ihren Hunger stillen und Kräfte sammeln, um ihre Glieder für die Arbeit wieder fähig zu machen; auch sollte es wohl ein Bechpfennig für die Zeit der Genesung sein. Seht, das ist ein rechter Arzt! (Vergl. 2. Moses 15,26.)

5. Ist er aber selbst zu seiner Kranken zurückgekehrt, und hat er damit die letzte Forderung erfüllt, die wir an einen guten Arzt gestellt haben? — Das war ihm leider nicht möglich; aber er hat auf andere Weise dafür Sorge getragen, daß die Kranke längere Zeit in ärztlicher

1) Befremdet das Kind in Böhmen nicht; den Genuß des Weines versagen sich dort auch die unteren Schichten des Volkes nicht. Deshalb können einige kurze Bemerkungen über die dortige Lebensweise eingefügt werden. Unsere (mittel-deutschen) Schüler denken hier wohl nur an Kranken- und sog. Apothekerweine.

Behandlung blieb. Lies, was in unserer Erzählung darüber steht! — Und der Samariter sprach: Pflege sein, und so du was mehr wirst darthun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme. (Lukas 10,35.) — Woran erkennen wir, daß der Kronprinz seine Liebe einer dankbaren und würdigen Person geschenkt hat? — „Da faltete sie still die Hände...“ Sieh blind, nimm sehend. — Sirach 38,1.

O wenn doch alle Menschen, wie diese arme Frau, die Liebe in so reichem Maße empfangen, Gott dafür die Ehre geben wollten, und wenn doch alle Kranken, Elenden und Notleidenden ebenfalls einen so treuen Leibes- und Seelenarzt fänden, wie diesen edlen Prinzen! — Er ist nicht mehr unter uns. Nach unsagbaren Leiden ist er von uns gegangen, als ein edler Dulder auf kaiserlichem Throne. „Mein Sohn, lerne leiden, ohne zu klagen!“¹⁾

Die Schüler sprechen sich nun im Zusammenhange über das Gewonnene aus, erhalten unter Umständen auch die Aufgabe, etwas darüber aufzuschreiben, in der Form eines Gespräches, Briefes oder Berichtes; es kann auch an die Weiterführung der Erzählung gedacht werden, an den Dank durch die That u. ä. Hübschpassende Seitenstücke sind: Kaiser Joseph I. als Doktor von Hebel und Gustav III. von Schweden von Welser.

Reizend ist das kindliche Wesen des Bübleins, der dem Kaiser erklärt, daß er einen Gulden haben müsse... Die Schüler mögen für die nächste Stunde einige andere Vergleichspunkte auffuchen.²⁾

Ist's genug damit? Ja, wenn nicht schon zu viel. — Es herrschte eine feierlich ernste Stimmung, es war eine von echt christlichen Gedanken edler Menschenliebe geweihte Stunde im deutschen Sprachunterrichte. Soll sie in den Herzen nachtönen, soll der Samen aufgehen, so heißt es, stille sein, stille mit dem Munde und stille im Herzen.

„O rühret, rühret nicht daran!“ (Geibel.)

Aber soll denn nicht wenigstens ein bißchen aus der Stil- oder Interpunktionslehre, etwas Orthographisches oder Grammatisches angeschlossen werden? — Hören wir Herbart selbst. Er sagt: „Der Unterricht

1) Vergl. hierzu, was die edle Königin Louise, seine Großmutter, einige Tage vor ihrem Tode schrieb: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel und harrete aus im Dulden“. (F. Arndt, Die deutschen Frauen in den Befreiungskriegen, Halle 1867, S. 70.)

2) Das setzt freilich voraus, daß die Schüler im Besitze dieser Erzählungen sind, was wiederum nur möglich ist, wenn die Schule endlich alles Ernstes anordnet, Vesebücher dürfen nicht verlaufen werden.

soll die Person vielseitig bilden, also nicht zerstreuen und wirken.“ „Es leuchtet sogleich ein, daß eine vielseitige Bildung nicht schnell kann geschafft werden. Schon das Viele kann nur nacheinander gewonnen sein . . .“¹⁾ Ganz besonders geht aus diesen Worten nicht hervor, daß die Vielseitigkeit an einem Stücke gewonnen werden soll. Darum alles zu seiner Zeit und am rechten Orte.

Oder haben wir gegen die Formalstufen verstoßen? — Wir glauben es nicht. Wer mit Amos Comenius und Pestalozzi geht, geht auch mit Herbart, vom Bekannten zum Unbekannten, vom Sinnlichen zum Über-sinnlichen, vom Konkreten zum Abstrakten, vom Besonderen zum All-gemeinen. Gerade der natürliche Weg gestattet Freiheit allerwärts; nur die Konzentrationsfanatiker mahnen ängstlich: „Sicher ist der schmale Weg der Pflicht“, aber es ist uns, als ob Faust dazwischen rief:

„Du hast wohl recht, ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.“

„Mir wird schon ganz übel zu Mute, sagt Mager, wenn ich jemand von dem Prinzip, dem Mittelpunkte reden höre, den eine Schule haben müsse. — Welch eine Quacksalberei liegt nicht darin, für alles nur ein Rezept zu haben, heiße es nun Latein oder Deutsch, Mathematik oder Naturwissenschaften.“²⁾ Das ist auch deutlich genug.

Herbart selbst kennt die Schablone nicht. Er stellt wohl allgemeine Grundsätze auf, hindert aber dadurch die freie Entwicklung der Methode im einzelnen nicht. „Überhaupt soll Vertiefung der Besinnung vorangehen. — Aber wie weit voran? Das bleibt im allgemeinen unbestimmt.“³⁾

Noch deutlicher spricht er sich an einer anderen Stelle aus: „Es wird sich zeigen, daß die Bemühung, alles auf eine Spitze zu stellen, dem Erzieher ebenso schädlich werden muß, als auf der anderen Seite das Zerstückeln und Zerreißen desjenigen, was wirklich zusammenhängt.“⁴⁾

Nach der Vorbereitung (Analyse) folge gewöhnlich die ruhende und fortschreitende Vertiefung (Synthese und Assoziation), darauf die ruhende und fortschreitende Besinnung (Zusammenfassung und Anwendung), aber man binde sich nicht für alle Fälle daran. So verstehen auch von Sallwürk, Stoy, Dittes u. a. den genialen Herbart, der uns in seinen Werken „ein herrliches Denkmal idealer Gesinnung, deutschen Scharf- und Tieffinns und deutscher Gründlichkeit“ hinterlassen hat. (Vergl. auch Fröhlich, Die wissensch. Päd. Herbart-Biller-Stoys, Preisschrift, 1892.)

1) Umriss pädagogischer Vorlesungen. §§ 65, 66. S. 42 u. 43.

2) Mager, Pädagogische Revue, 1845, S. 429.

3) Allgemeine Pädagogik, 2. Buch, 4. Kap. S. 170 flg.

4) Herbart, X, 382.

Wohl wissen wir, daß sich aus unserem Sprachstücke noch mancherlei gewinnen läßt, nicht nur was Grammatik und Stil betrifft, sondern weit darüber hinaus, bis in die Geographie und Geschichte, die Familie und das Haus, ja bis in die soziale Frage hinein. „Sammlung des Interesses, das ist die Lösung des Tages. Unterrichtsmeister geseierten Namens haben in Musterlektionen gezeigt, wie viele Fäden sich von einem deutschen Lesestücke aus ziehen lassen. Gewiß ist dies möglich. Aber die menschliche Seele ist doch kein Hautschukbeutel.“¹⁾

Und der Schüler? „Er sieht fortan in einem Gedichte nur Wörter und Sätze, wie jener Realschüler am Meere, als alles in Andacht versunken war, nur wußte, daß das Wasser hauptsächlich aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehe.“ (Otto Schulz in Rehr, Geschichte der Methodik, Gotha, 1879, S. 480.)

Wenn wir uns deshalb mit aller Entschiedenheit gegen die Konzentrations-schablonen erklären, so soll nicht damit gesagt sein, daß das schöne inhaltvolle Stück für uns ein für allemal abgethan sei. Erstens sind die darin enthaltenen Gedanken mit vielen anderen so eng verwandt, daß wir es bei passenden Gelegenheiten, auch in der Geschichts- oder Religionsstunde, als Seiten- und Belegstück heranziehen werden;²⁾ zum anderen dürfen wir es aber auch, sobald es erst geistiges Eigentum der Schüler geworden ist, in der Grammatikstunde verwenden, wenn wir auf darin vorkommende Sprachercheinungen hinweisen wollen. Im ersten und zweiten Abschnitte finden sich z. B. eine auffallend große Anzahl von attributiven Nebensätzen und weiter unten Zwischensätze, auf die und folgt, die bekanntlich wegen der Interpunktion eine besondere Beachtung erfordern. Auf Bekanntes zurückgehen, aus dem lebendigen Born der Litteratur schöpfen, Beispiele suchen zu denen, die die grammatische Regel vorbereiten sollen, dort suchen, wo man das Gesuchte wirklich findet: das ist kein Zerlegen, Zerstückeln und Zerfagen, das ist ein Teil der richtigen Gedankenverknüpfung. Freilich wird hierbei vorausgesetzt, daß der Lehrer sein Lesebuch kennt,

1) Th. Vogel, Neue Jahrbücher II, 148. Bd., S. 1—11: Das Lesebuch im deutschen Unterrichte u. Man höre auch, was Steinemann (Wolfsenbüttel) in seinem von scharfem Urteile und Gerechtigkeitsinn zeugenden Vortrage über Die Bedeutung Herbart's für die Volksschule in der letzten These sagt: „Die Beachtung der formalen Stufen bei der Behandlung der einzelnen Lehrstoffe ist psychologisch begründet. Der Lehrer hat sich aber vor dem schablonenhaften Gebrauche derselben, vor allem didaktischen Mechanismus zu hüten, er muß vielmehr je nach der Eigenart eines jeden Unterrichtsstoffes völlig freie Anwendung von den einzelnen formalen Stufen machen.“

2) So sind z. B. die Hinweise auf die herangezogenen Bibelstellen zuvörderst Winke für den Religionslehrer, der durch passende Erzählungen aus dem deutschen Lesebuche seinen Unterricht befruchten soll.

daß er genau weiß, in dem oder jenem Stücke sind Beispiele für das oder jenes zu suchen. Wenn das nicht der Fall ist, so lasse er die schönen Prosastücke und Gedichte in der Grammatikstunde lieber in Ruhe und begnüge sich mit einer einfachen ästhetischen Besprechung, denn sie sind uns gegeben, um vor allen Dingen Charakter, Gemüth und Herz daran zu bilden. Und das kann in unserer Zeit nicht oft genug betont werden! Für die Grammatik, die wir — es sei auch hier wiederholt — vom 4. spätestens 5. Schuljahre ab wöchentlich mit einem besonderen halben Stündchen bedacht wissen wollen, bieten sich in nüchternen Lese-
stücken, die sich mehr an den Verstand wenden, Beispiele genug.

„An buntwechselnden Sätzen der Lesestücke die verschiedenen Arten der einfachen und zusammengesetzten Sätze erkennen und deren Bestandteile durch Erfragen unterscheiden zu lassen, an den einzelnen Worten derselben die verschiedenen Wortgattungen und deren Eigenschaften und Formen erkennen und von einander unterscheiden und die möglichen Veränderungen mit ihnen üben zu lassen, ist unbequem und mühsam.“ (Stern, Progr. des ev. Schullehrerseminars, Karlsruhe 1835.)

Der alte Cato schloß seine Reden mit den Worten: „Übrigens bin ich der Meinung, daß Karthago zerstört werden muß.“ Wir schließen für heute mit Scholz, der in Nades pädagogischem Jahresberichte vom Jahre 1847 sagt: „Nur um eins wollen wir bitten. Laßt uns Lehr-
d. h. Methodenfreiheit! Methodenzwang ist so drückend und verderblich wie Glaubenszwang“.

Sprechzimmer.

1.

Das vierte Heft (7. Jahrg.) der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ enthält im „Sprechzimmer“ S. 275 flg. einen kurzen Aufsatz von Herrn R. Sprenger in Northeim, worin dieser zu beweisen sucht, daß Justinus Kerners „Vogelweid“ das Original zu Longfellows „Walter von der Vogelweid“ sei. Dies ist nun ein entschiedener Mißgriff; vielmehr ist das letztere Gedicht eigenste Arbeit des Amerikaners. Schon die inneren Gründe, welche Sprenger für seine Ansicht anführt, sind unhaltbar, wie leicht nachzuweisen wäre. Nicht bloß fließt das Longfellow'sche Gedicht ohne die geringste Unebenheit, ohne auch nur eines jener Fliedwörter, die ein Zeichen selbst der besten Übersetzung sind (siehe Strophe 11 bei Kerner; auch die vielen „all“), frisch und frei dahin; nicht nur spricht die „Zusammenziehung der Strophen 4—6 in eine“ nicht für die Geschicklichkeit des Übersetzers, sondern das Auseinanderziehen in drei Strophen

spricht eher für die Unfähigkeit Kerners, das knappe Englisch in einer Strophe wiederzugeben; nicht nur findet sich bei Longfellow nirgends die geringste Andeutung davon, daß J. Kerner gerade „zu seinen Lieblingsdichtern gehörte“; nicht nur war das Gedicht nicht für die „Translations“ bestimmt, so daß es nur „zufällig unter die „Songs“ gekommen“ wäre: wo Longfellow übersetzt, giebt er in der gewissenhaftesten Weise immer die Quelle an; nein, die Hauptsache ist, daß jene Annahme Sprengers schon aus rein äußeren Gründen und nach dem eigenen Geständnis Kerners gar nicht möglich ist.

Die Sammlung Longfellow'scher Gedichte, welche „Walter von der Vogelweid“ enthält, erschien unter dem Titel „The Belfry of Bruges, and other poems“ in Boston im Jahre 1846. Kerners „Vogelweid“ erschien 1852 in „Der letzte Blütenstrauß“. Sollte man auch annehmen, daß Kerner das Gedicht schon vor 1845 — in dieses Jahr versetzt das „Life of H. W. Longfellow“, herausgegeben von seinem Bruder Samuel Longfellow, die Abfassung von H. W. Longfellow's Dichtung — verfaßt hätte, so wird doch die ganze Beweisführung Sprengers einfach dadurch hinfällig, daß Kerner selbst in dem „Letzten Blütenstrauß“ in einer Fußnote zu seinem „Vogelweid“ bemerkt „Zum Teil nach dem englischen Longfords“ (sic!), ganz in der Weise Longfellow's selbst, der immer schreibt „From the German of Uhland“ u. s. f. Entweder hat Kerner den Namen des Amerikaners von Anfang an unrichtig geschrieben, oder — was wohl wahrscheinlicher ist, denn er litt 1852 schon an abnehmendem Augenlicht — hat er den Irrtum in der Korrektur übersehen.

Ich hätte noch weiter zu bemerken, daß in der oben angeführten holprigen 11. Strophe bei Kerner es nicht „geehrter“, sondern „geehret“ heißen muß; endlich daß es in Longfellow's letzter Strophe cathedral heißen muß, nicht „cathredal“ und daß gerade diese Strophe vor der entsprechenden Kernerschen entschieden den Vorzug verdient.

Vielleicht hören die geehrten Leser gern folgendes aus den Tagebüchern und Briefen des amerikanischen Dichters. Am 4. Januar 1856 besuchte ein Dr. G. unseren Longfellow und erzählte ihm viel Anziehendes von dem Dichter Justinus Kerner in seinem Hause in Weinheim (sic!) mit seinen Späßen, seinem gastfreien Wesen und seiner Geisterseherei.“ Am 14. November 1874 erhielt der Dichter von Professor Ignaz Bingerle (L. schreibt „Bingarle“) eine Aufforderung, „er möchte zur Errichtung eines Denkmals für Walthar von der Vogelweide in Bogen eine Subskription eröffnen.“ Noch an demselben Tag klagt er in seinem Tagebuch über ein solches Ansinnen, und am folgenden Tag schrieb er an seinen Freund G. W. Greene: „Ich muß oft an die französische Lebensart denken „Il n'y a rien de certain que l'imprévu,“ und bin deshalb be-

gierig, welche unangenehme Sache mir zunächst zustoßen wird; denn Unangenehmes kommt so sicher als sich die Erde dreht. Gestern abend erschien das Unangenehme in Form eines Briefs von einem deutschen Professor in Innsbruck, der mich bat, zur Errichtung einer Bronzestatue für Walther von der Vogelweide in Bogen zu sammeln. Guter Gott! Haben wir nicht genug zu thun mit den Reiterstandbildern, die wir General Jackson errichten und bei denen wir das Pferd senkrecht auf die Schwanzspitze stellen? Haben wir nicht genug zu thun mit den hölzernen Indianern, die wir an die Thüren unserer Tabaksläden aufstellen, um unsere Straßen zu schmücken, und mit den Köpfen von Hebe und Pokahontas, die wir am Gallion unserer Schiffe anbringen? Ich glaube nicht, daß es in den Vereinigten Staaten — abgesehen von Deutschen — hundert Leute giebt, die je von Vogelweide dem Minnesänger gehört haben; keine zehn davon würden 10 Cents geben für die Errichtung seines Standbilds in Bogen."

Stuttgart.

Otto Schanzenbach.

2.

Zu Btchr. 7, 60.

Vergl. auch Shakespeares The Merchant of Venice V, 1.

In such a night
 Stood Dido with a willow in her hand
 Upon the wild sea banks and waft her love
 To come again to Carthage.

Dazu macht L. Niechelmann in seiner Ausgabe Leipzig, Teubner 1876 die Bemerkung: Ein Weidenzweig oder ein Weidenkranz ist bei den älteren englischen Dichtern das Abzeichen einer verlassenen Geliebten oder eines schmachtenden Liebhabers.

Northheim.

H. Sprenger.

3.

Zu Kleists Zerbrochenem Krug 9. Auftritt
 bemerkte ich zu den Worten Adams:

Warum soll's Ruprecht just gewesen sein?
 Hat sie das Licht dabei gehalten, was?

als Parallelstelle die Worte Jessicas im Merchant II, 6, 41

What, must I hold a candle to my shames?

nach den Bemerkungen der Herausgeber eine sprichwörtliche Redensart.

Northheim.

H. Sprenger.

4.

„Das Wort sie sollen lassen stan,
 Und kein Dank dazu haben;“

Bei der Erklärung der Anfangsverse der vierten Strophe in Luthers Schutz- und Truttliebe (vgl. zuletzt Karl Scheffler in der Btchr. des

deutschen Sprachvereins VIII, Sp. 33 flg.) hat man, wo es sich um die Auffassung des Wortes „Dank“ handelt, bisher eine Bedeutung dieses Wortes übersehen, welche mir in diesem Kampfliede recht wohl am Platze scheint. Ich meine die von „Siegespreis“. Lexer im Handwörterbuch I, 408 hat diese Bedeutung für das Mittelhochdeutsche durch mehrere Stellen belegt. Eine besonders charakteristische aber, die in den Wörterbüchern bisher nicht verzeichnet ist, findet sich in der Erzählung „Der Jungherr und der treue Heinrich“ B. 671 flg. (in v. d. Hagens Gesamt- abenteuer III. Bd. S. 215).

Dort spricht eine Jungfrau den Wunsch aus:

„Got, durch dine guete
den hêren mir behüete,
daz ime werde der dank,
so wirt mîn herze niemer krank.“

„daz ime werde der dank“, das heißt hier nichts anderes als „daß ihm der Siegespreis, der Sieg zu teil werde.“ Ich glaube demnach, daß auch in unserem Liede „sie sollen kein Dank dazu haben“ nichts anderes heißt: „Sie sollen (in dem Kampfe gegen das Bibelwort) keinen Siegespreis, Sieg davontragen.“ Die Begründung, weshalb das nicht geschehen soll, wird dann gleich im nächsten Verse hinzugefügt: „denn Gott ist mit uns auf dem Plan“ (d. h. auf dem Turnier- oder Schlachtfelde, vgl. Mhd. Wb. II, 1, 521 flg.).

Ich bemerke noch, daß ich für die Bedeutung von Dank als „Siegespreis“ zwar keine Stelle aus Luthers Schriften anzuführen weiß, daß aber die Volkstümlichkeit und das Fortleben dieser Bedeutung bis in die Neuzeit¹⁾ durch das reiche Stellenverzeichnis im Deutschen Wörterbuch II, 731, 9 zur Genüge erwiesen wird. Auch Schmeller-Fronmann I, 522 verzeichnet vom Jahre 1571: „Die Dönk ausgeben bei einem Rennen.“

Northeim.

R. Sprenger.

5.

Im Anschluß an die Erwähnung des Longfellow'schen Gedichtes Walter von der Vogelweide (Ztschr. VII, Heft 1), das sich im wesentlichen als eine Übertragung von Justinus Kerner's „Vogelweid“ darstellt, sei hier noch bemerkt, daß die Einteilung und die Bezeichnung der Herkunft der Gedichte Longfellow's, wie sie im 1. Bande der Tauchnitz-Ausgabe eingeführt ist, überhaupt manches zu wünschen übrig läßt. Wir zweifeln nicht, daß jene Anordnung und Bezeichnung der in der amerikanischen

1) Man denke nur an Schillers Handschuh: „Den Dank, Dame, begehr ich nicht!“

Originalausgabe eingeführt entspricht: aber die deutsche Verlags-handlung hätte sich ein Verdienst erworben, wenn sie insbesondere der Übersichtlichkeit etwas mehr Rechnung getragen hätte. Wir haben zu rügen, daß die ausdrücklich als Translations bezeichneten Gedichte an drei ganz verschiedenen Stellen stehen, ohne daß irgend ein innerer Grund dafür spräche, denn diese Einteilung ist nicht etwa mit Rücksicht auf die verschiedenen Dichtungsgattungen getroffen, da vielmehr epische und lyrische Gedichte, Balladen und Lieder in jeder dieser Abteilungen auftreten. Es sind eben diese Abteilungen nichts anderes, als die früher einzeln erschienenen Sammlungen *Voices of the Night* (1839), *Ballads and other Poems* (1841) und *The Seaside and the Fireside* (1845). Diese und andere Sammlungen hätten in ihre Teile aufgelöst und letztere nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet werden sollen. Jetzt steht einem solchen Verfahren erst recht nichts mehr entgegen, denn der Dichter ist seit mehr als zehn Jahren tot, und man hat nun einen Überblick über sein gesamtes Schaffen. — Ferner haben wir zu tadeln, daß, auch abgesehen von jener unzuweckmäßigen Anordnung, Übersetzungen unter andere Überschriften, nicht unter die Rubrik Translations, gebracht sind, so *The Luck of Edenhall*; aber während hier Uhlands Name ausdrücklich angeführt ist, fehlt, wie gesagt, derjenige J. Kerners bei *Walter von der Vogelweide*, so daß man allerdings Gefahr laufen kann, das Gedicht für original zu halten. Weiterhin will uns bei manchen tatsächlich als Translations aufgeführten Gedichten die allgemeine Bezeichnung *From the German* nicht genügen, und wir sähen gern eine nähere Angabe der Quelle. Endlich fehlt es auch an offenbarem Irrtum nicht: das Lied *The Dead* ist nicht, wie angegeben wird, nach Klopstock, sondern nach Stockmann gedichtet — es ist eine höchst vortreffliche Wiedergabe von dessen herrlichen Versen: Wie sie so sanft ruh'n, alle die Seligen, Zu deren Ruhstatt jetzt meine Seele schleicht. Man lese nur die erste Strophe:

How they so softly rest,
 All, all the holy dead,
 Unto whose dwelling-place
 Now doth my soul draw near!
 How they so softly rest
 All in their silent graves,
 Deep to corruption
 Slowly down-sinking!

— — — — —

Nun noch eine Bemerkung. Das kleine Gedicht *The Arrow and the Song*, das auch in manche Schulbücher übergegangen ist, hat in uns immer den Eindruck gemacht, als ob es gleichfalls auf Verse eines deutschen Dichters zurückzuführen sei, nur wußten wir lange nicht, auf welche.

Jetzt glauben wir die — allerdings sehr frei benutzte — Vorlage in einem von Goethes Reimsprüchen zu erkennen, der da lautet:

„Hat man das Gute dir erwidert?“
 Mein Pfeil flog ab, sehr schön besiedert.
 Der ganze Himmel stand ihm offen;
 Er hat wohl irgendwo getroffen.

Dresden.

R. Faust.

6.

Volksethymologische Bildungen.

In John Brindmanns „Kasper-Ohm un ik“ (3. Aufl. W. Berther, Rostock 1877) heißt es S. 3.: „Genoog dat was na den Rostocker Botterkrieg un vör de Franzosentiden un as de Fastgelljassen un Mufferdeischoners noch in de Mod wiren.“ Eine Fastgelljasse ist ein zweimastiges Schiff mit einem aus einem Stück bestehenden großen Mast und einem Besanmast. „Mufferdeischoner“ ist eine Brigantine, das Wort muß aus „Hermaphrodit“ verstümmelt sein. Aus Helsingör macht der Rostocker „Elsinür“ (a. a. D. S. 242). Bruenz, Befehlshaber der französischen Flotte bei Abufir, wird zu „Brüheiß“. „Defan“ erscheint in der Form „Dickhan“. So a. a. D. S. 177: „All wat ik weet is, dat Professor Doctor Aschenpüster na em Dickhan von de Eloquentsch up dat Witte Collegium würd.“

Wismar i. M.

D. Glöde.

7.

Eulen nach Athen tragen — Thran nach Tromsøe bringen.

Die Redensart „Eulen nach Athen tragen“, findet ihr Analogon in allen Sprachen und allen Ständen. Ich erinnere an das engl. „to carry coals to Newcastle“ und das andere hochdeutsche: „Bäckerkindern Stuten geben“. Eine höchst bezeichnende Redensart hat die niederdeutsche Seemannsbevölkerung der Ostseeküste.

Ich finde sie litterarisch verwertet bei John Brindmann, Kasper-Ohm un ik (3. Aufl. Rostock, W. Berther 1877) S. 97: „Silentium! Lat er doch so wat den Slaeks dor nich hüren, Bradhiring! Dat heet jo Tran na Tromsøe bringen! Der Jonge geit sünst noch ganz aewer Stag.“ Vielleicht hat auch die Alliteration zur Bildung dieser Redensart beigetragen.

Tromsøe war am Ende des vorigen und Anfang unseres Jahrhunderts besonders der Ort, woher die alten Rostocker Kapitäne Thran zum Verkaufe mitbrachten.

Wismar i. M.

D. Glöde.

8.

Zu Schwabs Gedicht Kaiser Heinrichs Waffenweihe.

Als ein Beitrag zur Erklärung des auch in manche Lesebücher (z. B. Baldamus-Scholderer 4. Teil S. 242 flg.) aufgenommenen Gedichtes und zugleich zur Charakteristik der germanistischen Kenntnisse im Jahre 1830 möge folgender falsche Vergleich bemerkt werden:

Mir dünkt, ich hörte doch dein Lied,
Ich hörte hämmern dich, o Schmied!
Sah deine Loh das Leder gerben,
Sah deine Blut das Eisen färben.

Es ist offenbar, daß Schwab, der hier von der feurigen Lohe des Blitzstrahls den Vergleich genommen hat, zwei der Abstammung und Bedeutung nach völlig verschiedene Wörter vermengt, nämlich mhd. lobe, zusammenges. lö, flammendes Leuchten, und lö, löwes, wovon unsere Gerber-lohe.

Northheim.

R. Sprenger.

9.

Zu Uhlands Des Sängers Fluch.

Zu B. 11, Doch vor dem hohen Thore da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis.

bemerke ich aus Schwab (S. 523):

Walther, so hieß der Knabe, der blühte wie ein Reiz,
Das einst, zur Eiche gewachsen, wird aller Bäume Preis.

und S. 529:

Das war die süße Hilgunt, der selgen Jungfrau Preis.

Northheim.

R. Sprenger.

10.

Zu Zeitschr. 8, 529.

Beim Lesen von Richters Aufsatz über Deutsch und Griechisch erinnere ich mich, daß uns unser Lehrer in Sekunda gelegentlich des imperativischen Infinitivs im Homer zu bemerken pflegte, daß der preussische König Friedrich Wilhelm III. in seiner kurzen soldatischen Weise bei den Befehlen an seine Umgebung sich des Infinitivs zu bedienen pflegte (Nicht stören! allein lassen!).

Northheim.

R. Sprenger.

11.

Zu Goethes Iphigenie I, 3, 226.

Professor Erich Schmidt bemerkt in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte I, S. 16, daß ich bei meiner Besprechung von

Iphig. I, 3, 226 Zeitschr. 4, S. 85, 86 die ältere Lesart nicht berücksichtigt habe. Die Vergleichung nach H. Dünker, Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethes Iphigenie, Stuttgart und Tübingen 1854, S. 8. ist geschehen, ergab aber für die Beurteilung der neueren Lesart nichts Sicheres. Auch in Reds Ausgabe, auf dessen Erklärung ich ja Rücksicht nahm, war die ältere Lesart schon herangezogen.

Northheim.

R. Sprenger.

12.

Niederdeutsche Rätsel, besonders das Storch-, Floh- und Entenrätsel.

1.

In'n Wittenburger Dom
Liggt ne gäle Blom,
Un wer die gäle Blom will spräken,
De möt den'n ganzen Dom terbräken.

(Eibotter.)

2.

Kümmt ên Mann ut Aegypten
Mit hunnert dusend Flicken,
Hei wull de ganze Welt bidecken
Un künn doch nich äwer't Water recken.

(Schnee.)

Eben wie ich die Korrektur dieser beiden kleinen Rätsel lese, geht mir das Buch von Johannes Gillhoff zu: Das mecklenburgische Volksrätsel. Gesammelt, eingeleitet und mit den Varianten herausgegeben, Parchim, Wehdemann, 1892. Zur selben Zeit übersendet Wossidlo aus Waren mir einige besonders interessante, die er in der Rostocker Zeitung veröffentlicht hat.¹⁾ Von dem folgenden Storchrätsel hat er 86 Fassungen zusammengebracht. Es ist sehr alt und eigenartig, Gillhoff bringt nur 8 Abarten.

„Uns oll grot jöljatt up sin
paradies satt,
tosach, wo de giervagel den
lütten gräsbicker unner de
sickfack upfratt.“

Wossidlo sagt ausdrücklich, daß alles, was er hier veröffentlicht, ausnahmslos von ihm selbst aus dem Volksmunde gesammelt ist. Jöljatt = Storch kommt in 4 Variationen vor, paradies, das den Standpunkt des Storches bezeichnet, in sieben. Gräsbicker (das Göffel, junge Gans) hat noch 4 andere Namen, die Egge (sickfack) noch 10 andere, so viel

1) Mir liegt durch Wossidlos persönliche Güte ein Sonderabdruck aus der Rostocker Zeitung Nr. 579 vom 11. Dezember 1892 vor.

nennt Wossidlo wenigstens an dieser Stelle. Der Raubvogel (giervagel) hat sogar 13 verschiedene Namen erhalten. In einigen Fassungen muß das Göffel dem Rebhuhn (tilsitt) und der Raubvogel dem Fuchs (gierworm) weichen. Der Beobachtungsort ist auch die Wiese (up rebin) und der Baum (uppe quint). Ein 80jähriger Fischer in Fischlaten bei Wismar erzählte das Rätsel in folgender Form:

„oll grot jöljatt (Storch) uppe questin (Baum) satt, sach na'n essvagel (Krähe), wo de satt, de satt up kletthack (Egge), un fratt van de grisgräs (Pferd) so lang dat he dick wass.“

Eine Holzwärterfrau in der Doberaner Gegend, die von ihrer aus Bargesshagen stammenden, etwa 1770 geborenen Großmutter her zahlreiche alte schöne Rätsel wußte, kannte folgende Form:

oll grot jöljatt up kabün satt, tosach wo de irdvagel (Krähe) den gräser (Pferd) vor de quaditt (Pflug) upfratt.

Aber selbst der Storch muß anderen Tieren weichen, z. B.:

Uns oll gälgap (Hahn) up't hoch rebün satt, hoch öwer kack, wo rewi (Raße) küken upfratt.

Nicht ganz so reich ausgebildet ist das Flohrätsel, das bis jetzt in 74 verschiedenen Fassungen vorliegt:

es kamen zwei weisse gegangen,
die nahmen den schwarzen gefangen,
sie brachten ihn nach wriwwelwripps,
von wriwwelwripps nach nagelspitz,
nagelspitz gab ihm den tod.

Audere Fassungen sind:

fünf weissgärbergesellen griffen einen rothgärbergesellen,
sie brachten ihn die wirbel und von da ins gericht,

oder:

fiw witt gäbel grepen na'n swarten gäbel
von buklow bet to wriwwlow,
von wriwwlow bet to knarkow,
von knarkow bet to't gericht.

oder:

dor gungen veir exeir,
de gungen all veir to beir,
se gungen hen na bukow,
dor kregen se enen gefangen,
se brüchten em hen vör't kikerest,
to nagelsdörp dor kreg he sinen rest.

oder:

ik güng mal ens hen harken,
dor fynn ik'n oll lütt farken,
dor güng ik mit von hickeritz na kikeritz,
von hakenborg na snakenborg,
dor würden em de knaken terbraken.

Ganz ähnliche Form hat das Rätsel vom Brotbissen:

da kamen zwei gegangen
die nahmen einen gefangen,
von Lipper nach Knaeker,
von Knaeker nach Haller,
von Haller nach Buker.

Ähnliche Variationen zeigen die Rätsel vom Menschen, von der Kuh, von Baum und Bach, Siebengestirn, Spinnrad, Wetterhahn, vom Schnee, wovon ich oben ein Beispiel angeführt habe. Die Klage der Ente oder des Kuhhahns über zugefügte Unbill liegt in 22 Fassungen vor, z. B.

ik set vör min schändör un plust mi min plussplus,
dor kem de hushuss,
un störr mi an min plussplus!
he düwel to, kann ik min egen plussplus nich plusen!

oder:

ik satt vör minen herrn obersten sin dör,
un flickflackflust mi dorvör,
dor kem de herr un störr mi an min flederflack,
ich sprach, o herr, kann ik
min flederflack nich einmal
flickflackflusen hier!

An Stelle der Ente tritt der Kuhhahn:

achter unsern hus steiht Peter Plus un plust sik;
dor kem de olle schürschliap un schlög em up de plürpliep:
du dunnerwetter — plus, willst din plusen laten!

Statt Ente und Kuhhahn findet sich auch die Gule:

ik satt wol up de öwordör,
un flikklakkflust mi dorvör;
dor kem de plirrenplarrenplinten
släger un slög mi up min
plirrenplarrenplattföt;
dor säd ik: kann ik hier nich
sitten un pulen un platten mine plitten?
wat kümst du plirrenplarrenplintensläger un sleihst mi up
min plirrenplarrenplattfot.

Ich habe oben ein Rätsel angeführt, welches die Ohnmacht des Schnees ins rechte Licht stellt. In diese Kategorie gehören alle Rätsel, die Schnee und Sonne behandeln, wie z. B.:

kem'n vagel federlos,
flög up'n bom blederlos,
kem de jungfer wundergroß,
hülp den vagel federlos
von den bom blederlos.

Die Fachgenossen sehen, wie reich und erfinderisch die Phantasie des Volkes ist, wenn es gilt, die einfachsten Dinge in humorvoller Weise zu umschreiben. Vielleicht tragen diese Reilen dazu bei, daß der eine oder der andere uns aus einer anderen Gegend Deutschlands neues Material beibringt. Auch Rätselmärchen finden sich hier in Mecklenburg in großer Zahl.

Interessant sind auch die biblischen Rätsel, die sich bei allen germanischen Völkern finden; auf sie haben schon Frischbier und andere aufmerksam gemacht. Aus Wostidlos reicher Ausbeute teile ich einige mit, von denen ich die meisten ebenfalls in wenig veränderter Form von Leuten aus dem Volke gehört habe.

1. wasser war das schloß,
und holz war der schlüssel,
der jäger jagt das wild,
das wild ist entgangen,
und der jäger ward gefangen.

Das Rätsel will den Durchzug der Kinder Israel durch das rote Meer schildern.

2. es lag ein mensch begraben tief,
sein grab mit ihm herum lief,
er war nicht im himmel,
er war nicht auf erden,
wo mag dieser mensch gefunden werden.

Auflösung: Jonas im Wallfisch.

3. auf der welt war's nich,
kein mensch hatt's nich,
der knecht gab's dem herrn,
der knecht hatt es selber nich,
und der herr gab's dem knecht wieder.

(Die Taufe.)

4. ein dorn ohne blum,
ein brot ohne krum,
ein spiegel ohne glas,
raht meine herren, was ist das?

(Christi Dornenkrone — die Abendmahls-
oblate — Christi Augen.)

5. mann ohne mutter,
pferd ohne futter,
feuer ohne hitz,
turm ohne spitz.

(Gott — Rosse des Elias — Die Männer
im feurigen Ofen — Der Turm von Babel.)

Diese wenigen Proben werden zeigen, wie groß der Reichtum unseres Volkes an alten und gehaltvollen Rätseln ist.

Wismar i. M.

O. Glöde.

13.

Gigerl.

R. Sprenger bringt diesen Ausdruck mit dem Namen Gigl = Igidius zusammen. In Österreich leiten viele das Wort von Gack ab, welche Deutung er auch anführt. Man könnte allenfalls noch an das englische gig denken, weil abenteuerlich gepukte Modegecken sich gern in leichten, einspannigen, zweirädrigen offenen Gabelwagen sehen lassen. Der vielbesprochene Ausdruck ist, so weit sich das nachweisen läßt, zuerst von dem Zeichner des „Figaro“ Hans Schließmann angewendet und dann von Ed. Böhl und Vinzenz Chiavacci in Wiener Skizzen gebraucht worden.

Das Wort „Gigerl“ kommt in früheren Dialektschriften nicht vor. Es dürfte von Gockel (= Hahn), Diminutivum: Gockel, beziehungsweise von der bisweilen gehörten Nebenform Gickel, Diminutivum: Gickerl gebildet sein. Wie der Hahn einherstolziert, so hatten sich die Laffen, die man „Gigerln“ nannte, herausgepukt. Der Vergleich lag nahe.

Mein Gewährsman, den ich für einen der gründlichsten Kenner Wienerischer Spezialitäten halte, will indessen nicht behaupten, daß diese Erklärung die richtige ist. Man wird eben in dieser Frage überhaupt schwerlich einen festen Boden gewinnen.

Bemerkenswert scheint mir die Wandlung des Genus. Gigerl war vor Jahren noch ein Maskulinum; jetzt kennt man ausschließlich nur die Form „das Gigerl“.

Brünn.

Raimund Dandatscher.

14.

Wo ist die Btschr. VI, 497 u. 784; VII, 141 u. 501 mitgeteilte Kinderpredigt entstanden?

Hoffentlich wird es mir nicht als Kleinigkeitskrämerei ausgelegt, wenn ich zwei mir bekannte Fassungen der Kinderpredigt zu den vier hier bereits mitgeteilten füge. Ich thue es, um etwas zur Lösung der Entstehungsfrage dieses Kindergedichtes beizutragen. Ich gebe zunächst den Text so, wie ich ihn selbst als Junge in meiner die nordwestmeißnische (Döbeln-Borna) Mundart sprechenden Vaterstadt Geithain hergesagt habe. Eingeklammert habe ich die geringen Abweichungen, welche die Predigt in der südostmeißnischen Stadt Rossen (Dresden-Freiberg) nach mir zugegangenem Berichte zeigt. Durch ' sind die drei Vershebungen markiert, lange Vokale sind durch Doppellaut, kurze betonte entgegen dem wissenschaftlichen Prinzip durch Verdoppelung des darauffolgenden Konsonanten bezeichnet:

I.

1. Iir diiner meine Härrn!
Keene Äbbel sinn kéene Bäärn,
2. Keene Bäärn sinn kéene Äbbel.
De Wórrschd hadd dswée Dsíbbel (Dsäbbel),
3. Dswée Dsíbbel hádd de Wórrschd.
Dr Báuer leid gróosen Dórrschd (Hunnger unn Dórrschd),
4. Groosen Dórrschd (Hunnger unn Dórschd) leid der Báuer.
Das Lüäwen wárrd iim sáuer,
5. Sáuer wárrd iim das Lüäwen.
Dr Wéinschdukk drüächd fiil Rääwen,
6. Fiil Rääwen drüächd der Wéinschdukk.
Kee Kállb iss kee Dsüichnbukk,
7. Kee Dsüichnbukk iss kee Kállb.
Meine Härrn (Häärn Se meine Härrn), meine Bréedchd iss hállb.

II.

1. Hállb iss de Bréedichd.
Dr Bróodschránnk iss léedich,
2. Léedich iss der Bróodschránnk.
Kee Dísch iss kéene Óofnbánnk,
3. Keene Óofnbánnk iss kee Dísch.
Inn dr Sée láám (sinn) fiil Físch,
4. Fiil Físch láám (sinn) inn der Sée.
Dr Húnnd hadd fiile Flée,
5. Fiil Flée hadd der Húnnd.
Kee Fúrrdel wüchd kee Fúnnd (Bfunnd),
6. Kee Fúnnd (Bfunnd) wüchd kee Fúrrdel.
De Báuermäädchn draachn schéene roode Gárrdel.
7. Scheene róode Gárrdl dráachn de Báuermäädchn.
Keene Máus iss kee Róodkállchn,
8. Kee Róodkállchn iss keene Máus.
Meine Härrn (Häärn Se meine Härrn), meine Bréedchd iss áus.

Man beachte, wie dem Versbau entsprechend bald die mundartliche, bald die schuldeutsche Form genommen ist, so Breedchd und Breedichd! Als Stadtjunge habe ich das Gedicht natürlich im Stadtdialekt gehört; flüssiger würde es im meißnischen Dorfdialekt lauten, so II 6: Dä Bäuermäächtn (määdln) droin schiine ruode Gárrdel. Kennt jemand das Gedicht im meißnischen Dorfdialekt?

Offenbar ist dasselbe da entstanden, wo die Bauernmädchen rote Gürtel tragen oder doch trugen. Im Meißnischen thaten dies früher thatsächlich die Guttsbesitzerstöchter (Bauernmädchen) beim Melken u. dergl. zum Unterschied von den Mägden, die nur einen Strick umbinden. Wie ist es in Thüringen?

Der erste Teil der beiden meißnischen Fassungen weicht nur ganz unwesentlich von der VII, 501 von Fränkel mitgeteilten Leipziger ab,

um so mehr der zweite, in dem ist nur das erste und letzte Reimpaar ähnlich, und die meißnischen Fassungen sind um vier Reimpaare reicher. Infolge davon zerfällt die Predigt den Worten meine Bréedehd iss halb entsprechend in zwei fast gleich große Hälften. Ich vermute daher, daß die meißnische Gestalt dem Urtexte am nächsten kommt; vielleicht war dieser um ein Reimpaar im ersten Teile reicher; dann wären die beiden Hälften vollständig gleich, also Hälften im engeren Sinne des Wortes. — Dsäbbel = Zipsel ist den meisten meißnischen Mundarten fremd; diese Form weist nach der thüringischen Grenze oder nach Thüringen selbst. Ehe aber von dort oder anderswoher eine größere und symmetrische Fassung der Kinderpredigt erbracht wird, vermute ich, daß diese im Meißnischen wahrscheinlich westlich von Borna gegen die Altenburger Grenze hin entstanden ist.

Plauen i. B.

Carl Franke.

R. Günther, 1. Seminarlehrer in Ebernförde, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen, Präparandenanstalten und Schullehrerseminare unter Benützung der Deutschen Sprachlehre von Otto Schulz. Berlin 1889. Nicolaische Verlagsbuchhandlung. 116 S.

Der Verfasser gliedert seine Sprachlehre in 2 Hauptteile: Satz- und Wortlehre. Die Laute behandelt er mit innerhalb dieser auf 9 Seiten (S. 84—92). Wiewohl er, was ich vollständig billige, von der Satzlehre ausgeht, räumt er doch der Wortlehre den größten Platz ein, nämlich 67 S. (43—83 und 93—116). Da sein Buch eine „für den Gebrauch an den Seminaren nach den Kernschen Grundsätzen“ bearbeitete Sprachlehre sein soll, so erregt wohl die Satzlehre das meiste Interesse. In derselben erweist er sich als einen strammen Schüler Kerns. Er stellt erst den Begriff von Satzaussage und dann den von Satzgegenstand fest. Daß sprachgeschichtlich das Prädikat wichtiger als das Subjekt ist, weiß ich; in der Schule sollen jedoch die Schüler vor allem zu logischem Denken angehalten werden. Wenn aber der Schüler denken soll, so muß ihm doch zunächst der Gegenstand, über den er denken soll, zu Bewußtsein gebracht werden. (Von wem wird in diesen Worten etwas erzählt?) Sicherlich ist es doch natürlicher, sich einen Gegenstand, womöglich einen konkreten, ohne Prädikat vorzustellen, als, wie der Verfasser will, einen „Zustand“ ohne einen Gegenstand, der sich in diesem befindet. Schade, daß der Verfasser uns nicht sagt,

wie er in der Schule die Besprechung des einfachen Satzbaues mit der Satzaussage beginnen will. Etwa: In welchem Zustande befindet sich hier etwas? — oder: Welcher „Zustand haftet“ hier an etwas? — Wir fürchten, daß dann an der Klasse der Zustand des Schweigens haften werde. — Wenn der Verfasser S. 18 definiert: „Einfache Sätze sind solche, in denen kein Satzglied durch einen ganzen Satz ausgedrückt ist“ — und: „Zusammengesetzte Sätze oder Satzgefüge sind solche Sätze, in denen ein oder mehrere Glieder aus ganzen Sätzen bestehen“; — so reißt er offenbar nicht bloß die sogenannten zusammengezogenen Sätze (was ich billige), sondern auch die Satzverbindung aus der Gruppe der zusammengesetzten Sätze heraus, ja scheint die Satzverbindung sogar zu den einfachen zu rechnen; denn er führt als Beispiel eines einfachen Satzes S. 18 an: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Übel größtes aber ist die Schuld“. Nun lehrt er aber vorher S. 16: „Nicht bloß Satzglieder, sondern auch ganze Sätze werden so mit einander verbunden, daß beide ein Ganzes, eine Satzverbindung bilden“. Folgerichtig ist nach ihm die Satzverbindung ein einfacher Satz, der aus der Verbindung von mehreren ganzen Sätzen besteht. Üblicherweise gruppiert er die Haupt- und Nebensätze nach logischen Gesichtspunkten, in Behauptungsätze u. s. w., sowie in Subjektsätze u. s. w.

Die Wortlehre behagt mir im allgemeinen viel besser als die Satzlehre. Warum gebraucht der Verfasser „Vorwort“ für den längst üblichen und passenderen Ausdruck „Verhältniszwort“? „Halber“ kann doch kein Vorwort sein. — Es freut mich, daß der Verfasser hinsichtlich der ablautenden Verben den neueren Standpunkt vertritt, indem er S. 74 in Verben wie nehmen, sehen den Vokal e als den älteren, der sich in den Formen nimmst, nimmt, nimm, siehst, sieht und sieh in i wandelte, erklärt; gleichwohl begeht er in der Lautlehre (S. 87) den Fehler, daß er ahd. lesan aus got. lisan durch Brechung entstehen läßt, während doch auch hier, ganz wie bei sehen und nehmen, die Form mit e, also die althochdeutsche, die ältere ist. — wandeln und wandern und schütteln und schüttern (S. 90) sind keine Beispiele für den lautlichen Wechsel von r und l, sondern für Ableitungen mit dem r-Suffix und l-Suffix von ein- und demselben Stamme, und zwar gehen wandeln und wandern zunächst auf die mittelhochdeutschen Substantive wandel und wander zurück, die ihrerseits von dem Stamme wand (in winde, wand, gewunden), das eine mit dem l-Suffix, das andere mit dem r-Suffix, gebildet wurden.

Ob das vorliegende Buch praktisch verwendbar ist, muß es noch sehr gründlich durchgearbeitet werden.

Gotthold Ludwig Alee. Tieck's Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig-Wien. Bibliographisches Institut. 6 Mark.

Der erste Band dieser neuen, ausgewählten Tieck-Ausgabe, die der Gräfin Baudissin gewidmet ist, enthält außer dem Vorwort des Herausgebers eine ausführliche Beschreibung von Tieck's Leben und seinen Schriften. Ein schönes Autogramm und ein treffliches, bis dahin nicht veröffentlichtes Bild Tieck's aus dem Jahre 1838, von Stieler in Dresden gemalt, sind dem Bande beigelegt, beides wertvolle Gaben aus dem Besiz der Landrätin Klara von Treutler, einer Enkelin Tieck's. Dann folgt eine Auswahl der Gedichte: das Trauerspiel „der Abschied“, der gestiefelte Kater, Genoveva, Aufzug der Romanze aus dem „Ottavianus“.

Im zweiten Bande stehen die Novellen: der blonde Edbert, die Freunde, der Runenberg, die Elfen, der Pokal, die Gemälde, der Geheimnisvolle, Musikalische Leiden, der 15. November.

Im dritten Bande sind weitere Novellen vertreten: der Gelehrte, des Lebens Überfluß, der Aufruhr in den Ebenen. — Was im allgemeinen den Wert der Aleeschen Ausgabe ausmacht, bezieht sich zunächst auf deren ästhetische Seite. Mit großem Geschmac hat der Herausgeber aus den 20 Bänden der Tieckschen Werke das Wesentlichste herausgehoben, das für unsere realistische Zeit selbst schmachhaft zu sein schien. Das trifft vor allem die mehr als 400 Gedichte Tieck's, zum Teil in seine Werke verstreut, die in dieser Anzahl entschieden nur erschlaffend auf den Leser gewirkt hätten. Hier, unter diesen 42 Stück sind wirkliche Perlen der Poesie, so die „Nacht“, so der bekannte „Arion“, so das schäfernde Lied „der Morgen“ und der hübsche, noch nicht gedruckte Spruch „an die Verständigen“ (im Besiz der Frau von Treutler). Schade, daß man, um Doppeldruck und Wiederholungen zu vermeiden, das berühmte Lied „Waldeinsamkeit“ nicht unter die Gedichte eingereiht hat, sodas man nun dies Gedicht in mehreren Stücken sich aus dem blonden Edbert zusammensuchen muß.¹⁾

Diese geschmackvolle Blütenlese erstreckt sich nun auch auf die anderen Werke Tieck's. Wenn ich hier einen Wunsch äußern dürfte, so wäre es der, die ausgedehnte blasse „Genoveva“ hätte ausgeschieden werden können. Und in der That hat der Herausgeber auch lange geschwankt, (I, 178), ob er sie den Lesern darbieten solle oder nicht, und nur der Gedanke, daß Tieck sie selbst als eine Epoche in seinem Leben bezeichnet,

1) Wurde II, 5 die Ouvertüre zum blonden Edbert von Ernst Rudorff erwähnt, so verdiente auch der Nennung die äußerst zart sinnige, vierstimmige Komposition der „Waldeinsamkeit“ von Moriz Hauptmann.

hat den Ausschlag gegeben. Wenn aber an derselben Stelle von Klee der „Blaubart“ so hoch gestellt wird, so hätte ich dafür gern eine der Novellen verschmerzt und diesen hineingezogen gesehen. Schließlich würde ich gern noch die kritische Seite Tiecks in einem Abschnitte vertreten wünschen, in den vielleicht Musterstücke deutscher Prosa, wie derjenige über Shakespeare in dem ersten Briefe, oder die Einleitung zu den Minnesängern oder zu Kleists Werken oder einige Briefe, wie der über die Aufführung des Prinzen von Homburg zu verweisen waren. Denn daß auf Tieck als Kritiker ein starkes Schlaglicht fallen muß, hebt Klee selbst mit Recht in der Biographie hervor.

Am verdienstlichsten aber ist bei dieser Herausgabe die philologische Seite, insofern nämlich auch dieser Romantiker in ähnlich kritischer Weise bearbeitet werden kann, wie wir es von den Altmeistern unserer Germanistik, wie wir es von einem Sachmann für Lessing in mustergiltiger Ausgabe vorgemacht bekommen haben.

Das trifft insonderheit die Herstellung des Textes. Es erscheint mir gerade bei Tieck ungemein wertvoll, daß zu einer richtigen Rekonstruktion desselben zu gelangen versucht worden ist, bei Tieck, wo die Schnelligkeit der Entstehung und des Druckens gewiß manchen Irrtum mit unterlaufen ließ. Was hat ein solches Zurückgehen auf die ersten Ausgaben, z. B. bei G. v. Kleist durch Reinhold Köhler für Segen gebracht. Ob hier sogar ein Einblick in die Tieckschen Manuskripte (in Berlin) zweifelhafte Fragen entscheiden könnte, wage ich nicht zu bestimmen. — Es sind jedem Bande „Lesarten“ von Klee beigegeben, nicht unbedeutend oft in ihrer Unscheinbarkeit. Wo nun offenbare Versehen in den Personen- oder Ortsnamen verbessert sind (Chaila für Chably), halte ich das Verfahren für richtig. Man weiß, wie die früheren Jahrzehnte mit Namen umsprangen. Anders wird es, wenn an fraglichen Stellen bloß die „Schriften“ in Betracht kommen und von ihnen abgewichen ist. Aber auch da noch sind einige Druckversehen mit schlagender Richtigkeit als solche erkannt und verbessert, z. B. I, 336 erschüchtert statt erschüttert; I, 354 Nachgedanken statt Nachgedanken. Doch scheint mir hier schon große Vorsicht und sorgsamste Erwägung geboten; denn das, was uns heute als das Naheliegendste erscheint, beabsichtigten die Romantiker oft nicht und zogen das Entferntere, Dunklere vor. Dazu kommt, daß Tiecks Berlinertum ab und an für eine kleine Sprachsünde im dritten und vierten Fall verantwortlich gemacht werden muß, wie dies ja auch jüngst Weiffenfels für den Frankfurter Kleist gethan hat. So müssen ganz richtig — wie Klee auch befolgt hat — I, 326 „Was“ und II, 84 „an den kleinen Hund vorüber“ stehen bleiben. Am zartesten jedoch sind die Fälle zu behandeln, wo alle Ausgaben für die seltenere Lesart eintreten und

Klee abweichen zu müssen glaubt. Öfters geschieht dies auch hier selbst mit Recht, z. B. II, 403: wilden statt milden; oder die sehr gute Verbesserung II, 150: sie statt sich. Doch scheint mir unverändert mehr nach Tieds zu schmecken II, 153 §. 14—16 (was sich grammatisch auch erklären läßt); II, 171, 6¹⁾); II, 233, 7; III, 30²⁾); III, 189, III, 20: „sezt“ zu „setze“ zu ändern sehe ich keine Notwendigkeit ein; der Ausruf „Werner“ bezieht sich mehr auf das Hereinkommenlassen; das „sezt“ entspricht dem „macht“ und klingt ungekünstelter. An anderer Stelle hätte sogar die vorgeschlagene Lesart gleich in den Text aufgenommen werden sollen, da sie unzweifelhaft das Richtige bietet: z. B. III, 363: Gebärden; II, 358: Kapellmeister (damit fiel die Anmerkung 2 auf S. 358 weg). Der „feine“ II, 355 §. 30 scheint bei Klee Druckfehler statt „seine“. — An einer Stelle ist das Verzeichnis der Lesarten nicht ergiebig genug: das ist für die sehr dunkle Satzkonstruktion im „Arion“:

Des Fisches Sinn zum Dienst gezwungen,
 Naht er mit ihm der Felsenbank,
 Er landet, hat den Fels errungen u. s. w.

Die Anmerkung I, 22 giebt zur 1. Zeile an, es sei eine freie, absolute Partizipialkonstruktion. Nun ist mir aber nicht eine einzige ähnliche Stelle in so vielen Schriften Tieds aufgefallen, der meist solche Härten, wie sie Kleist lieben würde, dringend vermeidet.³⁾ Die „Lesarten“ besagen, die „Schriften“ hätten: „naht schon“, das versehentlich aus der früheren Gestalt des Gedichtes stehen geblieben sei. Ja gewiß, denn dann wird die Konstruktion erst recht falsch und geht auf „Sinn“. Der erste Druck in den „Phantasien über die Kunst“ von 1799 enthält das Gedicht zum ersten Male und da lautet der Vers: „Er naht sich schon der Felsenwand“. Die Romanze wurde später in den umgearbeiteten „Sternbald“ (1843, Schriften Bd. 16) in veränderter Gestalt aufgenommen und danach hat Klee den obigen Text acceptiert, der mir aber in der sonst so leicht gehaltenen Bauart des Gedichtes gar nicht zusagt. Passender hätte man doch wohl bei diesem schönen Gedicht, welches mit Recht das lehrhafte Schlegelsche über denselben Gegenstand übertrifft, die Lesarten aufgenommen, die schon 1821 in der Hilscherschen Dresdener Ausgabe

1) Von Klee gelassen. („einer“ statt „seiner“.)

2) Vergl. den umgekehrten Fall bei Schiller: Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo er.

3) Ich kann aus Goethe nur ein Beispiel anführen: „Kurz vor der Revolution geschrieben, ruht das Interesse seiner Verwicklung auf schmerzlichen Mißverhältnissen.“ — Bei Kleist sehr oft:

„Und eben von dem Rand ins Becken steigend,
 Erblickt mein Aug . . . (Räthchen).“

der Tiedckschen Gedichte begegnet und von da (ich weiß nicht ob früher) in die meisten neueren Lesebücher übergegangen ist und folgendermaßen lautet:

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
 Naht schon mit ihm der Felsenbank,
 Arion hat den Fels errungen u. s. w.

Nicht minder reichhaltig sind die Einleitungen zu den gegebenen Dichtwerken ausgestattet. Bei einer solchen Anordnung, die vielleicht die Verlagshandlung wünschte, entstand die große Schwierigkeit für den Herausgeber, nicht alles, was die biographische Einleitung schon enthielt, hier wieder durchzukramen und mit demselben Wissen an zwei Orten zu glänzen. Klee hat diese Klippe äußerst glücklich zu umschiffen verstanden. Mit größter Sachkenntnis werden zuvor immer die chronologischen Angaben über Entstehung, ersten Druck u. s. w. erledigt, sodann Urteile der Zeitgenossen und endlich die Meinung des Herausgebers mitgeteilt. Dabei sind die unendlichen Quellschriften getreulich benützt, unter denen insbesondere Hayms grundlegendes Werk „die romantische Schule“ und Köpfes „Erinnerungen aus dem Leben des Dichters“, wie auch Minors Auswahl in Kürschners Nationallitteratur manches beigetragen haben. Daneben erleichtern ergiebige Fußnoten das Verständnis in Tiedcks satirischen Stücken, wie in dem gestiefelten Kater¹⁾, der ja so von Anspielungen auf damalige Theaterverhältnisse und Litteraturereignisse wimmelt, daß eine Verweisung am Platze erscheint. Wie schwer aber eine solche oft zu gewähren ist, weiß der Kenner am besten zu schätzen. Hierbei sei allerdings nicht verschwiegen, daß in diesen Anmerkungen oft des guten zu viel gethan wurde, so I, 42 flg., wo der Ort Siena als im Toskanischen liegend erklärt wird, oder I, 21, Arion habe um 625 v. Chr. auf Lesbos „geblüht“ (ἀξυρ). Die Tiedck wirklich lesen, werden auch soviel verstehen. Doch trifft dies zuviel gar nicht Klee, sondern die Leiter der Verlagsanstalt, die solche Notbrücken zum Verständnis zu schlagen für nötig glaubten. In den philologisch-kritischen Teil der Ausgabe gehört auch die fleißige Chronologie der Werke Tiedcks, die bei einer Auswahl um so erwünschter kommt, als sie eine Übersicht über Tiedcks großartige Gesamttätigkeit ermöglicht. Tiedck hat selbst in der Ausgabe von 1821 einen ähnlichen Versuch für seine Gedichte gemacht, der hier benutzt werden konnte. Aber auf alle Werke durchgeführt ist der Plan meines Wissens noch nicht und verdient rechte Beachtung, da eine Gesamtausgabe des Tiedck bislang immer noch fehlt.

1) Abweichend wurde hier die 1. Ausgabe von 1797, nicht die gesamten Schriften zu Grunde gelegt.

Den anziehendsten Teil bildet die biographische Einleitung, in der Klees Erzählertalent wiederum sich von der angenehmsten Seite zeigt und die Liebe für den Dichter überall wohlthuend hindurchleuchtet. Dabei wird jedesmal in knappen Zügen der Inhalt der einzelnen Dichtungen umrissen und dem Leser ein gedrängtes Bild der wunderbaren Dichtwerkstatt entworfen, wie es ja auch Gaym so schön gethan hat. Hier auf diesen 75 Seiten gewinnen wir einen staunenerregenden Einblick in die Vielseitigkeit jenes kleinen Mannes im Lehnstessel, jenes schmerzgeplagten Menschenkindes, dem kein Gebiet der Litteratur sich verschloß: eigene Dichtung in Vers und Prosa, lyrische und dramatische Schöpfungen, Übersetzungen aus fremden Sprachen, Kunstmärchen, Beschäftigung mit den alten deutschen, sowie mit den neueren deutschen Dichtern, praktische Vorlesungen eigener oder fremder Werke, dramaturgische Thätigkeit an verschiedenen Theatern — wenn man ein Leben wägen darf nach der Vielseitigkeit seiner Anregungen, so wiegt das Tiedsche gewiß schwer genug, wiegt viele Zeitgenossen reichlich auf. Es betont Klee mit Recht die Übersetzer- und Herausgeberthätigkeit. Was hätten wir von Shakespeare in mustergiltigen Übertragungen, wenn Tied nicht damit voranging, wenn er nicht für seine Tochter Dorothea und für Wolf Baudissin der ewig treibende Stachel war, Schlegel Ebenbürtiges zu leisten? Was hätten wir von Cervantes, was von Lenz, was von H. v. Kleist, wenn er nicht unermülich ihnen die Wege bereiten half, wenn er nicht Kleists herrliche, langverkannte Dramen vorlas und herausgab mit einer Wärme der Überzeugung, mit einer Vorempfindung des Bedeutenden, daß er uns hier sogar etwas Prophetisches gewinnt? Bleibt er doch bis 1848 der einzige Biograph Kleists, regte er doch selbst E. v. Bülow zu dem verdienstlichen Buche „Kleists Leben und Briefe“ an! Wir können daher gern in die Worte Klees mit einstimmen: „Tieds Name aber ist mit unauslöschlichen Lettern auf die Tafeln der deutschen Geistesgeschichte geschrieben. Die Beugen seiner hinreißenden Vorlesekunst, seiner kindlichen Gutmütigkeit, seiner geistprühenden Unterhaltung, seiner ganzen vornehmen, durch edelste Bildung des Geistes und Herzens unwiderstehlichen Persönlichkeit werden bald dahingeschwunden sein. Aber sein begeistertes Wirken für die Einbürgerung des Cervantes und namentlich Shakespeares, für die Würdigung der Volksbücher, Kleists und so manch anderer verkannter Dichter und Dichtungen, für die Hebung des deutschen Theaters und die Läuterung des litterarischen Geschmacks — dies vielseitige und unermüdlche Wirken würde allein hinreichen, ihm bei der Nation ein dankbares Gedächtnis zu sichern.“

Was will dagegen sagen, wie unsere Zeit über ihn denkt? Denn sie denkt, wie über Jean Paul, sehr gering über ihn und ist auf dem besten

Wege, ihn ganz zu vergessen. Dazu hat sie von ihrem Standpunkte wohl recht, der auf das Reale drängt, der alles Metaphysische verabscheut oder es nach den Gesetzen der Wirklichkeit sich klar macht und zerkleinert. Da ist denn Tied's unmöglich. Und ich selbst will mir es nicht verhehlen, daß ich nach einigen der beliebtesten Novellen von ihm, wie dem blonden Eckbert oder dem Runenberg, in eine Art Stimmung von seelischer Seeskrankheit geraten bin und erst wieder bei dem Heiler aller Sentimentalitäten, bei Lessing, Luft schöpfen mußte. Aber das kann die historische Würdigung des Mannes nicht beeinflussen und darf es nicht. Und von dieser Seite begrüße ich die fleißige neue Ausgabe als ein Zeichen historischer Vertiefung in eine längstvergessene Bauberzeit. Zum Schluß kann ich mir nicht versagen, das Urteil Wilhelm Schlegels aus dem Jahre 1800 über Tied hinzuzufügen, das dieser scherzend in Jena zum besten gab. „So oft hört man, wie dieser und jener wünschte, wegen Geschäfte und Zeitmangel nur das beste, allerbeste eines Dichters zu lesen und ihn in kürzester Zeit ganz kennen zu lernen; er wünscht gleichsam die Quintessenz seines ganzen Wesens wie den Saft einer Citrone schnell und für immer sättigend zu genießen. „Genoveva“ und noch mehr der „Lovell“ sind zu weitläufig, nicht weniger der „Berbino“, „Kater“ und „Verkehrte Welt“ mystisch und unverständlich, und selbst „der blonde Eckbert“ füllt mehr als einen Bogen; aber die wahre Quintessenz deiner Dichtung, Freund, die man jedem Verehrer als den Inhalt deines Wesens zum Genuß und Verständnis reichen kann, sind diese Verse:

Walbeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut',
In ew'ger Zeit:
O wie mich freut
Walbeinsamkeit.

Wem das noch zu weitläufig ist, diesem Freunde der Litteratur möchte nicht zu helfen sein.“ — Er hätte noch jenes wunderbare Stimmungsbild in vier Zeilen anreihen können, nicht nur ein geflügeltes Wort, sondern auch ein Schlagwort für die ganze Romantik:

Mondbeglänzte Baubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt
Steig' auf in der alten Pracht! —

Die Ausstattung der drei Bände ist musterhaft. Der Tied reiht sich der übrigen Bibliothek des bibliographischen Instituts stillvoll ein und sei jedem Liebhaber aufs angelegentlichste empfohlen.

Geschrieben an Tied's Geburtstag, 31. Mai 1893.

H. Rade.

Paul Schumann, Sprachliche Betrachtungen. Dresden und Leipzig. C. Pipers Verlag 1893. 80 S. Preis 1,50 M.

Der Verfasser hat eine Reihe von Aufsätzen, die früher in Zeitschriften und Zeitungen erschienen sind, in dem vorliegenden Bändchen unter dem Titel „Sprachliche Betrachtungen“ vereinigt. Es sind folgende: 1. Zur Verdeutschung der grammatischen Kunstausdrücke durch den deutschen Sprachverein. 2. Umstandswörter bei Hauptwörtern (teilweise Erneuerung u. s. w.). 3. Die zehn Wortklassen. 4. Schlechtes Deutsch (Hauptwörter auf ung und stattfinden; stattgehabtes Manöver; seitens, von seitens; der Andrang ist ein kolossaler). 5. Leideform und Zukunftsform. 6. Name und Begriff der deutschen Zeitformen. 7. Die logischen Kategorien in der Sprachlehre. 8. Von der neuen Rechtschreibung. — Wenn auch der Verfasser mehr vom logischen als vom geschichtlichen Standpunkte aus die Sprache betrachtet, so sind doch seine Darlegungen auf sorgfältige Beobachtung gestützt und mit feinem Sinne für das Richtige und Schöne ausgeführt. Auch sehen wir ihn nirgends in engherziger Kleinlichkeit befangen, einen gesunden Fortschritt in unserer Sprachentwicklung erkennt er lebhaft an, und nirgends will er das Leben der Sprache durch zu eng gefaßte Regeln gehemmt wissen (vergl. z. B. die Ausführungen S. 19 flg. über adjektivisch gebrauchte Adverbien auf — weise). Wir empfehlen die Schrift, die aus warmer Liebe zu unserer Muttersprache hervorgegangen ist, aufs beste allen, die es für eine Ehrenpflicht halten, die Muttersprache denkend zu gebrauchen.

Dresden.

Otto Ihon.

Litteratur.

Schernbergs Spiel von Frau Jutta und der Theophilus.

(Nachtrag zu Germania XXV, 235.)¹⁾

In Haages Dissertation²⁾ handelt das zweite Kapitel über den Dichter und die Tradition des geistlichen Schauspiels. Hier werden uns die Zusammenhänge der Jutta mit vielen anderen Spielen, namentlich aber mit dem Theophilus gezeigt. Was hier im Rahmen einer umfassenderen Darstellung erwiesen wird, ist der Gegenstand einer besonderen Abhandlung von Anton Reichl über „die Beziehungen zwischen Schernbergs Spiel von Frau Jutta und dem Theophilus“, die in einem Programm des Gymnasiums zu Arnau in Böhmen vom Jahre 1890 erschienen ist. Dieses Programm ist nun auch bibliographisch eingereicht im vorletzten (13)

1) Diese Notiz war für die Germania bestimmt, konnte aber, da die Germania nicht weiter erscheint, dort nicht Aufnahme finden.

2) Bei dieser Gelegenheit eine Berichtigung. Im Titel der besprochenen Dissertation muß es natürlich Dietrich Schernberg, nicht Scherenberg heißen.

Jahrgang des Jahresberichtes über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie (1892), und zwar sogar zweimal: XIV, 67 und XV, 129.

Haage hat dieses Programm nicht gekannt, das zeitlich seiner Dissertation vorausgeht; er hat es aber auch schwerlich vor Abfassung seiner Arbeit kennen lernen können. Jedenfalls ist seine Bemerkung nun nicht mehr zutreffend, daß die wissenschaftliche Speziallitteratur über das Spiel von Frau Jutta sich bis heute, d. h. bis zur Abfassung der Dissertation, thatsächlich auf meinen einstigen Aufsatz im Deutschen Museum vom Jahre 1862 beschränke.

Reichl hat seinerseits meinen Aufsatz nicht gekannt. Für sein Thema hätte ihm die Kenntnis auch wenig genützt. Nur für die Beurteilung einzelner Reime in der Jutta hätte ihm meine Auseinandersetzung vielleicht brauchbare Fingerzeige bieten können.

Daß Reichl seiner beschränkteren Aufgabe eine ausführlichere Behandlung und eine breitere Fassung gegeben haben werde, dürfte jeder von vornherein annehmen, der das splendid gedruckte Programm zur Hand nimmt. Inhaltlich stimmen beide Arbeiten, die von Haage und die von Reichl, im wesentlichen zusammen. Reichl aber nimmt mehr Rücksicht auf die verschiedenen Versionen des Theophilus. Am Schlusse seiner Abhandlung kommt er auch auf die Möglichkeit selbst auf die Wahrscheinlichkeit zu sprechen, daß dem Spiel von Frau Jutta zumal in seinen vorderen Partien und hier wieder vor allem in den Teufelszenen noch andere Stücke zur Grundlage gedient haben und dafür wörtlich benützt worden sind; doch bekennt er, es sei ihm nicht gelungen, solche Stücke aufzufinden; vielleicht seien diese verloren gegangen. Reichl mag nun in Haages Dissertation Belehrung suchen. Hier findet er eine ganze Reihe Stücke nachgewiesen, die von Schernberg benützt worden sind, oder aus denen sich wenigstens Reminiscenzen bei ihm finden.

Mosk. d.

Reinhold Beschlein.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 8.

August: Winteler, Naturlaute und Sprache, besprochen von Gustav Ehrismann. — B. Symons, De Ontwikkelingsgang der Germaansche Mythologie, besprochen von F. Kossmann in Haag. — W. Kahle, Die Sprache der Skalen auf Grund der Binnen- und Endreime verbunden mit einem Namarium, besprochen von E. Mogk. — Adolf Sütterlin, Laut- und Flexionslehre der Straßburger Mundart in Arnolds Pfingstmontag, besprochen von Adolf Socin. — Arnold Schröder, Über Titus Andronicus. Zur Kritik der neuesten Shakespearforschung, besprochen von L. Proescholdt. — Theodor Eide, Zur neueren Litteraturgeschichte der Rolandsage in Deutschland und Frankreich, besprochen von Ludwig Fränkel.

Zeitschrift für deutsches Altertum 37,3: Schröder, Über das spell. — Bögel, Beowulf. — Golther, Altdeutsche Funde aus der Münchener Bibliothek. 1. Bruchstücke aus Notkers Psalmen; 2. Bruchstücke aus Wolframs Parzival und Titurel. — Wrede, Hochfränkisch und oberdeutsch. — Henning, Zur Überlieferung von fara und -faro. — Derselbe, Angelsächsisch birel. — Fellinel, Gotica minima. — Bögel, Longob. fara. — Steinmeyer, Notkers Computus. — Ribbeck, Weiteres Urkundliche zu den Bruchstücken mittelrheinischer Hofdichtung.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 18,1: M. Spanier, Über Murners Narrenbeschöpfung und Schelmzunft. —

J. Detter, Der Siegfriedmythos. — H. Fischer, Theotiscus. Deutsch. — J. Meier, Zum Reinhart Fuchs. — E. Sievers, Zur Lokajenna.

Neu erschienene Bücher.

- Peter Lohmann, Geschichtsdramen. 3. Aufl. Leipzig, J. J. Weber 1890. 496 S.
- Gustav Kettner, Über Lessings Emilia Galotti. Festschrift des Lehrerkollegiums zu Schulpforta zur Beglückwünschung der Landesschule zu St. Afra in Meissen zum 350jährigen Jubiläum. Naumburg 1893. 32 S.
- Duden, Orthographisches Wörterbuch. 4. Aufl. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1893. 344 S.
- Viktor Rin, Hans Sachs. Sein Leben und Wirken, dem deutschen Volke geschildert. Leipzig, Karl Scholze 1893. 85 S. Pr. M. 0,60.
- J. Henwes, Ausgewählte Balladen Goethes und Schillers. Mit ausführlichen Erläuterungen. 128 S. Pr. M. 1.
- Smetana, Der schriftliche Gedankenausdruck und seine Förderung in der Volksschule. Znaim, Fournier und Haberler. 1893. 29 S. Pr. M. 0,40.
- Leopold Rotter, Lehrproben für die sachlich-sprachliche Behandlung deutscher Lesestücke. Znaim, Fournier und Haberler. 1893. 29 S. Pr. M. 0,40.
- Franz Böhm, Die Pflege des mündlichen Gedankenausdrucks in der Volksschule. Znaim, Fournier und Haberler. 1893. 33 S. Pr. M. 0,40.
- Hugo Landwehr, Dichterische Gestalten in geschichtlicher Treue. Elf Essays. Ein Beitrag zum Verständnis der klassischen Dramen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1893. 190 S. Pr. M. 2,40.
- Friedrich Lange, Keines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Berlin, Hans Lützenöber. 1893. 228 S. Pr. M. 2.
- Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. 2. Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. 8. Aufl. Paderborn, F. Schöningh. 1893. 581 S. Pr. M. 3,50.
- Ernst Stier, Stoffe für den Sprachunterricht in den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. 1. Abteilung: Sexta und Quinta, 75 S. — 2. Abteilung: Quarta und Tertia. 2. Auflage. 112 S. Braunschweig, Appelhans und Pfennigstorff. 1893.
- Martin May, Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache, nebst einer Einleitung über die Keltogermanischen Sprachen und ihr Verhältnis zu allen anderen Sprachen. Erklärung der perusinischen (tuskanischen) Inschriften und Erläuterung der eugubinischen (umbrischen) Tafeln. Leipzig, v. Biedermann. 1893. 299 S. Pr. M. 8, geb. M. 10.
- Heinrich Kraeger, Joh. Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Bremen, M. Heinsius. 1893. 165 S. Pr. M. 2,80.
- Eduard Büttner, Orthographisches Übungsheft für Schüler. 3. Auflage. Berlin, Weidmann. 1893. 76 S. Pr. M. 0,60.
- Joh. Christ. Aug. Heyses Deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache. 25. Auflage der Schulgrammatik Heyses. Vollständig umgearbeitet von Dr. Otto Lyon. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung. 1893. XIV, 617 S. Pr. M. 4,50.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gupfrowstraße 24 II.

Der deutsche Unterricht auf dem Realgymnasium.¹⁾

Von Otto Lyon in Dresden.

Feinde ringsum! Dies Wort des begeisterten Sängers, das im Anfang unseres Jahrhunderts für Deutschland galt, bezeichnet auch im Ausgange des Jahrhunderts wieder die Lage unseres Volkes aufs schlagendste. Von Osten und Westen, von außen und innen drohen Feinde, die mit hämischem Neid auf die herrliche Entfaltung deutscher Kraft und deutscher Art blicken und das in jungem Glanze erstandene deutsche Reich so gern in Trümmer schlagen oder in hinterlistiger Weise unterwühlen und vernichten möchten. Wir sind uns klar bewußt, daß diese Feindschaft unserem Volke aus seinen politischen und kriegerischen, aus seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Erfolgen erwächst, und darum dürfen wir mit berechtigtem Stolze mit Luther ausrufen: „Viel Feind, viel Ehr“. Der Unbedeutende hat keine Feinde, aber dem Erfolge heftet sich der Neid an die Sohlen und mit ihm die niedrigste und herbste Form der Feindschaft. Und wie der einzelne, der auf irgend einem Gebiete mit Erfolg thätig ist, bald von einer Schar von Neidern verfolgt wird, die jeden seiner Schritte mit widerwärtig schillerndem Blicke begleiten und ihm überall in heimtückischer Weise aufslauern, so ist auch ein Volk, das sich seines Wertes bewußt geworden ist und sich mit stolzer Kraft den Weg zur Höhe gebahnt hat, sofort der Feindschaft gleichstrebender Völker ausgesetzt. Auf den blutgetränkten Schlachtfeldern von Leipzig und Waterloo, von St. Privat und Sedan haben wir uns endlich den Platz erstritten, der uns schon lange in dem Reigen der Völker gebührte.

Je glänzender aber diese deutschen Waffenthaten, je herrlicher ihre Erfolge waren, um so dringlicher ergeht an uns heute die Mahnung des Altmeisters Goethe: „Behaupte, wo du stehst!“ Und wie jeder einzelne in seinem Kreise, wie jeder Stand und jeder Beruf mitwirken muß, das Errungene zu erhalten und zu fördern, so ist es vor allem die Aufgabe der Schule, der die Jugend und damit in gewissem Sinne die Zukunft unseres Volkes anvertraut ist, Herz und Verstand des heran-

1) Infolge meiner Besprechung des neuen Lehrplanes für die sächsischen Gymnasien ist mir eine überaus große Zahl beistimmender Zuschriften zugegangen, die zum größten Teile zugleich den Wunsch aussprachen, daß ich mich nun auch über den deutschen Unterricht auf dem Realgymnasium in unserer Zeitschrift äußern sollte. Ich komme diesem Wunsche durch den vorliegenden Aufsatz nach, dem ein Vortrag zu Grunde liegt, welchen ich in der Hauptversammlung des sächsischen Realschulmännervereines am 30. September 1893 zu Dresden gehalten habe und welcher nun hier in vielfach erweiterter Gestalt erscheint.

wachsenden Geschlechts in nationalem Sinne zu bilden und zu erziehen und dadurch mit darauf hinzuwirken, daß jene tiefe Erniedrigung, in die wir im Anfange unseres Jahrhunderts durch ein vaterlandsloses Weltbürgertum geraten waren, niemals wiederkehre. Freilich haben sich gerade dem Wirken der Schule in den letzten Jahrzehnten zahlreiche widrige Einflüsse entgegengestellt. Feinde ringsum! konnte auch die Schule vor wenig Jahren noch sagen. Und konnte es Wunder nehmen, daß gerade der Lehrerstand, der sich seines inneren Wertes und seiner hohen Weltstellung bewußt geworden war und sich in den letzten Jahrzehnten so kraftvoll entwickelt hatte, in seinem freudigen Aufstreben den Neid anderer erregte, die ihn nun, statt die staatszerhaltende Autorität der Schule zu fördern, mit aller Kraft niederzuhalten suchten? Konnte es Wunder nehmen, daß zahlreichen Vertretern jener Weltanschauung, die nach dem Ausspruche des Dichters für „Sänger und Cirkusmädchen“ rasch mit dem Vorbeer bei der Hand ist, für den Wert der ernstesten Arbeit aber und vor allem der Erziehung auch nicht eine Spur von Verständnis oder Anerkennung hat, es höchst unbequem war, wenn die Schule die übeln Gewohnheiten rügte, welche von schlecht erzogenen Vätern oder Müttern auf die Kinder übergegangen waren? Dazu kam ein oberflächlicher, staatszersehnender Dilettantismus, der von den Fragen der Schule, um einen Ausdruck Luthers zu gebrauchen, soviel verstand wie der Esel vom Harfen, aber gerade deshalb mit um so größerer Dreistigkeit und Zungenfertigkeit unser Schulwesen in den Staub zu ziehen versuchte. Freilich war dabei die Schule nicht ganz ohne Schuld. Der Streit zwischen Gymnasium und Realgymnasium, der, soweit er sachlich und innerhalb der Fachkreise geführt wurde, manches Gute und Förderliche im Gefolge gehabt hat, war doch zuletzt so leidenschaftlich geführt worden, daß dabei einzelne Kämpfer die rechte Grenze überschritten und so weit gingen, das Gymnasium oder das Realgymnasium, je nach der Richtung, der sie angehörten, zu schmähen und dadurch dessen Ansehen zu schmälern. Nun bemächtigte sich eine stürmische Preßagitation der Frage, und damit war dem Dilettantismus Thür und Thor geöffnet. Die Zeit der preussischen Dezeremberkonferenz zeigte den Streit und damit zugleich die Feindseligkeiten gegen die Schule auf dem Höhepunkte. Seitdem haben sich die Wogen geglättet, und das Erfreulichste dabei ist, daß die Schule ohne Schaden aus diesen Kämpfen hervorgegangen ist. Die weise Vorsicht und Besonnenheit unserer Behörden, die sich z. B. in glänzender Weise in dem bekannten Dezeremberartikel Sr. Exc. des Staatsministers von Gerber (Dresdner Journal 11. Dezbr. 1889) aussprach, ihre Fürsorge und ihr Wohlwollen haben die Schule sicher durch alle drohenden Gefahren hindurchgeführt, und die Pflichttreue und besonnene Haltung des höheren Lehrerstandes hat das Wappenschild der Ehre aus

all den stürmischen Kämpfen jener Tage rein und unverfehrt hervorgetragen. Des ist Zeuge die Thatsache, daß sämtliche Mitglieder der diesjährigen Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen in Wien von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich und der gesamten kaiserlichen Familie in einem glänzenden Empfangsabende willkommen geheißten wurden, eine Ehre, die noch keiner Wanderversammlung widerfahren ist, aus welchen Berufskreisen sie sich auch zusammensetzte. Des ist Zeuge das Urteil aus dem spruchsfähigsten Munde in Deutschland, den wir heute haben, aus dem Munde des greisen Fürsten Bismarck, der vor wenig Wochen in einer seiner gewaltigen Rissingener Reden es als ein besonderes Glück Deutschlands pries, daß wir ein Offizierkorps und Lehrerkollegien besitzen, die uns so leicht kein Staat der Erde nachmache.

So kann denn die Schule mit um so größerer Hoffnung auf Erfolg an das Werk nationaler Erziehung und Bildung gehen. Mitten in den Kämpfen unseres Zeitalters stehend wird sie trotz der zahlreichen Erscheinungen eines weichlichen Genußlebens und sittlichen Niederganges doch den gesunden Kern unseres Volkes, der noch keinen Schaden gelitten hat, und die eigenartige Größe unseres Jahrhunderts mit unbefangenen und ungetrübtem Blicke wahrnehmen. Keinem Jahrhundert ist das unsere so ähnlich als dem sechzehnten, das Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ mit Recht das große Jahrhundert genannt hat. Wie sich damals eine Wiedergeburt unseres Volkes vollzog, die zunächst von dem gewaltigen Kampfe auf kirchlichem Gebiete ausging, so hat sich in diesem Jahrhundert eine Wiedergeburt ereignet, die zunächst auf politischem Gebiete stattfand und von da aus alle Lebenskreise des Volkes ergriff. Wie sich damals an die kirchliche Bewegung unzählige Streitschriften angeschlossen, die unser gesamtes Volksleben umzugestalten versuchten, so ist in unserem Zeitalter von der politischen Erhebung eine Bewegung ausgegangen, die unser ganzes Volk in eine gewaltige Gärung versetzt hat und dringend nach einer sittlichen und nationalen Wiedergeburt verlangt. Jeden Tag erscheinen neue Broschüren, Zeitungsaufsätze und Flugblätter, die alle nur möglichen und unmöglichen Vorschläge zur Erneuerung unseres innersten Lebens und zur Wiederherstellung unserer Art und Sitte enthalten. Kluges und Thörichtes, fein Durchdachtes und roh Hingeworfenes, Beachtenswertes und Abgeschmacktes, alles flutet wirr durcheinander, und niemand weiß, wohin die Bewegung treiben wird. Dennoch fühlt jeder, daß in diesem gewaltigen Hin- und Herwogen der Gefühle und Gedanken eine gesunde, alles mit sich fortreißende Kraft liegt, die einst, wenn die gärende Masse sich abgeklärt haben wird, doch etwas Gutes und Großes zu Tage fördern dürfte. Eine Bewegung von solcher Tiefe und Ausdehnung ist nur ein-

mal erst in unserm Volke dagewesen: im Zeitalter der Reformation, im sechzehnten Jahrhundert. Und wie damals eine neue Weltanschauung, der Humanismus, heraufstieg, der ein neues Menschheitsideal in sich barg, der eine Erneuerung der Wissenschaft und Kunst mit sich brachte und unsere Sprache und Dichtung im Laufe der Entwicklung in der Kunst Lessings, Schillers und Goethes zu hohen, herrlichen Zielen führte, so pocht auch in unserem Jahrhundert eine neue Weltanschauung an die Pforten der Welt, der Germanismus, der zum ersten Male in den Befreiungskriegen von 1813 wie ein wunderbares Meteor aufleuchtete und dann stetig und langsam mit siegreichem Schritte vorwärtsdrang, bis er 1870 mit gewaltigem Schläge seine lange genährte Kraft offenbarte und unser gesamtes politisches Leben auf eine neue Grundlage stellte. Und wie der Humanismus aus dem Wiedererwachen des griechisch-römischen Altertums hervorging, so erwuchs der Germanismus aus der Wiedererweckung des deutschen Altertums. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Bodmer die ersten Proben altdeutscher Minnelieder und der Nibelungen herausgab, da ahnte niemand, daß damit der Anfang einer ganz neuen Geistesrichtung gegeben war. Wie einst an der ersten Herausgabe griechisch-römischer Handschriften, so ging man auch an diesem weltgeschichtlichen Ereignis gleichgiltig vorüber. Und noch über ein halbes Jahrhundert hindurch blieb die Kenntnis des deutschen Altertums eine so unvollkommene, daß außer Herder, der bahnbrechend für die neue Weltanschauung des Germanismus geworden ist und das „dichterische Zeitalter der Minnesinger ein Phänomenon in der deutschen Geschichte“ nannte, unsere klassischen Dichter nicht zu einer gerechten Würdigung unserer altdeutschen Dichtung durchzudringen vermochten. Selbst Herder erkannte den Wert der mittelhochdeutschen epischen Dichtung nicht, bekannte aber dabei freilich ganz offen, daß er die wenigsten der mittelhochdeutschen epischen Gedichte gelesen habe, es habe ihm dazu Lust und Muße gefehlt. Ganz ablehnend verhielt sich Schiller. Als im Jahre 1803 Ludwig Tieck's „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ erschienen waren, eine allerdings ganz mangelhafte Bearbeitung von 220 zum Teil recht unbedeutenden Minneliedern aus der Manessischen Handschrift, schrieb Schiller darüber: „Wenn die Sperlinge auf dem Dache je auf den Einfall kommen sollten, zu schreiben oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so läßt sich zehn gegen eins wetten, er würde ungefähr eben so beschaffen sein. Welch' eine Armut an Ideen, die diesen Minneliedern zum Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen; ganz Recht! das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben. Und die Blumen, die duften, und die Früchte die reifen, und

ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling, der kommt, und der Winter, der geht, und nichts, was da bleibt, — als die lange Weile.“¹⁾ Und doch beginnt schon um dieselbe Zeit eine Wandlung in Schillers ganzer Kunstanschauung. Wie er in seinem Tell einen Stoff aus dem deutschen Altertum ergriff, wie er darin die Sprache einer alten Schweizerchronik vielfach anklingen ließ, und wie er in den reizenden tiefinnigen kleinen Liedern in diesem Drama fast den Ton des Volksliedes traf, dessen Zauber ihm doch sonst ziemlich fremd geblieben war, so rief er noch auf dem Sterbebette die denkwürdigen Worte aus: „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten, da liegt doch der Stoff zu allem Großen und Schönen.“ Wir sehen daraus, wie zuletzt die vordringende deutsche Bildung auch ihn ergriff, und wie er wohl noch ihr berufenster Bannerträger geworden wäre, wenn ihn nicht der Tod viel zu früh aus seiner Dichterlaufbahn gerissen hätte.

Auch Goethe verhielt sich ursprünglich ganz ablehnend gegen das deutsche Altertum. Noch im Jahre 1806 schreibt er in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ über „Des Knaben Wunderhorn“: „Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden, aus dem reichen Vorrat ihrer Sammlungen, sowie aus allen vorliegenden schon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu lassen; wobei wir dann freilich wünschten, daß sie sich vor dem Singsang der Minnesänger . . . hüten mögen.“

Diese Geringschätzung, die unsere Klassiker dem deutschen Altertum und seiner Poesie entgegenbrachten, erklärt sich zum guten Teile daraus, daß die damaligen Ausgaben altdeutscher Dichtungen diese in ganz mangelhafter, roher und entstellter Form und noch dazu meist in schlechten Übersetzungen enthielten und daß man überhaupt die mittelhochdeutsche Sprache in jener Zeit nicht einmal richtig auszusprechen, geschweige denn zu lesen verstand. Schon Herder machte darauf aufmerksam, daß bei der rechten Beurteilung jener Dichtungen vor allem die Aussprache des Mittelhochdeutschen von ausschlaggebender Bedeutung sei. „Lesen Sie“, schreibt er, „die Gedichte selbst und gewöhnen sich an die Mundart dieses Zeitalters, oder vielmehr lassen Sie sich solche von einem zarten Munde, der sich in den Resten des Dialekts jugendlich gebildet hat, vorlesen, und Sie werden über die fließende Anmut und Süßigkeit der alten deutschen Sprache erstaunen.“ Noch heute kann man die Probe darauf machen, was die rechte, von Jugend auf geschulte Erfassung und Aussprache einer Dichtung für deren Wirkung zu bedeuten hat, wenn man sich beispielsweise ein Münchener Volksschauspiel ansieht, das von Berlinern darge stellt

1) Vgl. hierzu Karl Wilh., Zur deutschen Sprache und Literatur. Potsdam 1888, S. 109 ff.

wird. Wie erscheint da das ganze Kunstwerk so platt und nüchtern, aber wie tritt seine ganze tiefe Innigkeit und gesunde Kraft in ergreifender Weise zu Tage, wenn man dasselbe Stück von den Mitgliedern des Münchener Gärtnerplatztheaters dargestellt sieht, allerdings dabei vorausgesetzt, daß man sich in die Anschauungsweise und Sprache des bayrischen Volkes hinreichend eingelebt hat, um alle Feinheiten nicht nur zu verstehen, sondern unmittelbar und lebendig zu empfinden.

Erst die Brüder Grimm und Karl Lachmann haben das Studium des deutschen Altertums auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt und unserer Volks damit das deutsche Altertum erschlossen. Schiller hat das geahnt, aber leider nicht mehr erlebt. Aber Goethe nahm teil an der allmählichen Wiedererweckung unserer Vorzeit durch die genannten Gelehrten und erwärmte sich immer mehr und mehr für die altdeutsche Dichtung, insbesondere für das Nibelungenlied. Während der dänische Dichter Adam Oehlenschläger noch aus dem Mai und Juni 1806 berichtet, wie Goethe in seinem Frankfurter Dialekt Stellen aus Friedrich Heinrich von der Hagens Übersetzung des Nibelungenliedes mit deutlichem Spotte vorlas, fing Goethe im Jahre 1807 an, sich mit dem Nibelungenliede eingehender zu beschäftigen, und sofort änderte sich sein Urteil bedeutend¹⁾: „Ein anderes Interesse“, berichtet er in den Tag- und Jahreshäften von 1807, „that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wohl manches zu sagen wäre. Ich kannte längst das Dasein dieses Gedichts aus Bodmers Bemühungen. Christian Heinrich Müller (Myller)²⁾ sendete mir seine Ausgabe leider ungeheftet, das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen, und ich, in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumpf dagegen wie die übrige deutsche Welt; nur las ich zufällig eine Seite, die nach außen gefehrt war, und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helben weissagen. Dies traf mich, ohne daß ich wäre gereizt worden ins Ganze tiefer einzugehen; ich phantasierte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte, sie abzuschließen und zu vollenden. Nun aber ward, wie alles seine Reife

1) Karl Bily hat in seinem dankenswerten Aufsatz „Die Urteile unserer neuhochdeutschen Klassiker über ihre mittelhochdeutschen Kollegen“, a. a. O. S. 99 flg. vorwiegend abfällige Urteile zusammengestellt; vielleicht dienen diese Ausführungen dazu, seine Angaben zu ergänzen und nach der entgegengesetzten Seite hin abzurunden.

2) Prof. Chr. Heinr. Myller am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin hatte 1782 — 1784 auf Bodmers Anregung hin eine „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh.“ veranstaltet, die auch das Nibelungenlied enthielt.

haben will, durch patriotische Thätigkeit die Teilnahme an diesem wichtigen Altertum allgemeiner und der Zugang bequemer.“¹⁾ Nun machte Goethe in seinen Mittwochsvorträgen die Damen mit der Dichtung bekannt, er ging unmittelbar an das Original heran, nahm es Zeile für Zeile durch und gab unmittelbar aus dem Urtexte eine verständliche Übersetzung jeder Zeile; er verfertigte sich ein Verzeichnis der Personen und Charaktere, Aufsätze über Lokalität und Geschichtliches, Sitten und Leidenschaften u. s. w. und entwarf sogar zu dem ersten Teile eine Karte.²⁾ „Hierdurch,“ fährt Goethe in seinem Berichte fort, „gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernstesten anhaltenden Bemühungen deutscher Sprach- und Altertumsfreunde besser zu beurteilen, zu genießen und zu benutzen wußte.“ Schon in den Tag- und Jahreshäften 1806 hatte Goethe von seiner „Vorliebe“ für die Nibelungen gesprochen, die „einen eigentlichen Nationalanteil gewonnen hätten“, und in den Tag- und Jahreshäften 1809 kommt er wieder darauf zu sprechen in den Worten: „In geselliger Unterhaltung wandte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und romantische Vorzeit. Die nach dem Original aus dem Stegreif vorgetragene und immer besser gelingende Übersetzung der Nibelungen hielt durchaus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung versammelte. Fierabras und andere ähnliche Heldensagen und Gedichte, König Rother, Tristan und Isolde folgten und begünstigten einander; . . . zugleich war nichts natürlicher, als daß man deutsche Sprachaltertümer hervorhob und immer mehr schätzen lernte, wozu Grimms Aufenthalt (Wilh. Grimm) unter uns mitwirkte, indes ein gründlich grammatischer Ernst durch des Anaben Wunderhorn lieblich aufgefrischt wurde.“ Den fortgesetzten lebhaften Anteil Goethes an den altdutschen Studien bekunden besonders auch die Briefe Wilhelm Grimms an Goethe (Goethe-Jahrb. IX, 20 flg.), und als im Jahre 1827 Simrocks Nibelungenübersetzung erschienen war, plante er einen Aufsatz über diese, zu dem er ein uns glücklicherweise erhaltenes Schema entwarf, aus dem hier nur folgende Stichworte

1) Durch v. d. Hagens Übersetzung, die der Übersetzer an Goethe gesandt hatte. Goethe dankte dafür am 18. Oktober 1807; in einem anderen Briefe an F. v. d. Hagen vom 11. September 1811 giebt er der Hagenschen Behandlungsweise seinen Beifall, indem durch diese die Gedichte uns näher gebracht würden „um so mehr als das Rohe und Ungeschlachte, was sich an ihnen finde, zwar dem Charakter jener Zeit angemessen, auch bey der historischen Würdigung wohl nothwendig zu beachten, keineswegs aber zur wahren Schätzung nöthig und dem Genuß durchaus hinderlich sei.“ (Goethe-Jahrbuch III, 380.)

2) Vgl. hierzu auch den Brief Goethes an Knebel vom 25. November 1808.

ausgehoben seien: „Niesenmäßig. . . Die Motive durchaus sind grundheidnisch. Keine Spur von einer waltenden Gottheit. Alles dem Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen. Der christliche Kultus ohne den mindesten Einfluß. Helben und Helbinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen. Alles ist derb und tüchtig von Hause aus. Dabei von der größten Roheit und Härte. Die anmuthigste Menschlichkeit wahrscheinlich dem deutschen Dichter angehörig. . . Der erste Teil hat mehr Prunk, der zweite mehr Kraft. Doch sind sie beide in Gehalt und Form einander völlig werth. Die Kenntniß dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Und zwar deswegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt und, um sie zu befriedigen, uns zu einem Urtheil auffordert. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfangen. . . Dies Werk ist nicht da, ein- für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines jeden Anspruch zu machen und deshalb an Einbildungskraft, die der Reproduktion fähig ist, aus Gefühl fürs Erhabene, Übergroße, sowie für das Barte, Feine, für ein weitumfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben.“ (Hempel 29, 426—431.) Er rät dann zu einer Übersetzung in Prosa, damit die vielen Flick- und Füllverse wegfielen; ein Vorschlag, den er auch in den Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan machte: „Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden, und der feltjame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jetzt noch rätlich und thunlich sei, werden diejenigen am besten beurtheilen, die sich diesen altertümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben.“

Mit der griechischen Dichtung wollte aber Goethe die Nibelungen nicht auf gleiche Höhe gestellt wissen. So schreibt er an Knebel am 9. November 1814: „Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.“ Und in den Noten und Abhandlungen zum Divan sagt er: „Was wir aber inständig bitten, ist, daß man Firdusi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß. . . Haben wir Deutsche nicht unseren herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und alles vertraulich und dankbar aufnimmt,

so wunderbarlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte.“ Ähnlich äußerte sich Goethe in einem Briefe an Fr. Creuzer vom 1. Oktober 1817, sowie in einem Briefe an Boissierée (4. November 1827): „Hier (bei Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes) wird uns nun zu Mute, wie immer, wenn wir aufs neue vor ein schon bekanntes kolossales Bild hintreten: es wird immer aufs neue überschwenglich und ungeheuer, und wir fühlen uns gewissermaßen unbehaglich, indem wir uns mit unseren individuellen Kräften weder dasselbe völlig zueignen, noch uns demselben völlig gleichstellen können. Das ist dagegen das Eigene der griechischen Dichtkunst, daß sie sich einer löblichen menschlichen Fassungskraft hingiebt und gleichstellt; das Erhabene verkörpert sich im Schönen.“ Und mit unmittelbarer Beziehung auf die Ilias sagt Goethe in seinem Aufsätze: „Urteilsthümer französischer Kritiker“ (1817): „Die Franzosen haben durch Einführung mißverständlicher alter Lehren und durch nette Konvenienz ihre Poesie dergestalt beschränkt, daß sie zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wiederfinden, sobald er das schädliche Bestreben aufgibt, die Nibelungen der Ilias gleichzustellen.“ In diesem Urteile folgten Goethe die Philosophen Hegel (Ästhetik III, 408) und Schopenhauer, die freilich beide nicht einmal eine oberflächliche Kenntnis des deutschen Altertums und der mittelalterlichen Poesie besaßen. Schopenhauer ging sogar noch weit über Goethe hinaus, der doch die Kenntnis dieses Gedichts von jedem Gebildeten forderte; in den „Parerga und Paralipomena“ sagt dieser Philosoph in dem Aufsätze „Über Sprache und Worte“: „Auf Gymnasien sollte keine altdeutsche Litteratur, Nibelungen und sonstige Poeten des Mittelalters gelehrt werden: diese Dinge sind zwar höchst merkwürdig, auch lesenswert, tragen aber nicht zur Bildung des Geschmacks bei und rauben die Zeit, welche der alten, wirklich klassischen Litteratur angehört. Wenn ihr, edle Germanen und deutsche Patrioten, an die Stelle der griechischen und römischen Klassiker altdeutsche Reimereien setzt, so werdet ihr nichts anderes als Bärenhäuter erziehen. Nun aber gar diese Nibelungen mit der Ilias zu vergleichen, ist eine rechte Blasphemie, mit welcher die Ohren der Jugend vor allem verschont bleiben sollen.“ Wir führen diese Worte Schopenhauers nur an, um an diesem Beispiel zu zeigen, wie sich das besonnene, aus lebendigstem, innerstem Anteil hervorgegangene Urteil Goethes im Laufe der Zeit im Munde eines vollständigen Nichtkenners, der hier nur auf das Nachsprechen angewiesen war, zu einem dreisten Absprechen verdichtete.¹⁾

1) Vgl. meine „Erläuterungen zu Goethes Gesprächen.“ Goethes Gespräche IX, 2. Abt. S. 109—114.

Um das Urteil Schopenhauers recht zu würdigen, darf man nur an die Thatsache erinnern, daß sich alle großen weltgeschichtlichen Fortschritte stets unter dem Widerspruche der bei dem Auftreten eines solchen Fortschrittes herrschenden Geistesrichtung vollzogen haben. Genau so erging es dem Humanismus bei seinem Erscheinen in den deutschen Landen. Damals hatten die Führung in allen Lebenskreisen die Theologen; sie waren nicht nur die Prediger, sondern auch Minister, Richter, Ärzte und Lehrer. In diesen Kreisen erwuchs aber dem Humanismus ein Widerstand ohnegleichen, indem man durch das Eindringen der altklassischen heidnischen Bildung die gesamte christliche Kultur gefährdet glaubte. Und wie sich heute noch manche gegen das Eindringen des deutschen Altertums in unsere Schulen sträuben, so stellten sich damals viele einflußreiche Geister dem Eindringen des Humanismus in die Schulen als einer Quelle heidnischer Sittenlosigkeit und greulicher Verderbnis aufs heftigste entgegen. Aber wie damals der große neue Gedanke des Humanismus unbeirrt mit wuchtigem Schritte vorwärts drang und alle Gegner wie zeternde Jammergestalten beiseite schob, zum Segen unseres Volkes und zum Segen der ganzen Menschheit, so wird heute die neue gewaltige Idee des Germanismus alle Gegner siegreich überwinden und mit fliegenden Fahnen und schmetternden Fanfaren ihren Einzug in die Welt halten. Und ihre Stätte wird diese neue Weltanschauung vor allem in der Bildungsanstalt finden, die in diesem Jahrhundert neben dem alt ehrwürdigen humanistischen Gymnasium entstanden und bereits fest mit dem Leben unseres Volkes verwachsen ist: in dem realistischen Gymnasium, oder wie man vielleicht besser und schlagender sagen könnte, in dem deutschen Gymnasium.

Aber nicht als Feind des altklassischen Kunst- und Wissenschaftsideals, wie leider so viele gemeint haben und noch meinen, will die neue deutsche Bildung kommen, sondern als Freund und Förderer, ja zugleich als Schützer und Hüter wahrer humanistischer Bildung. Wie es einst der große Irrtum des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts war, daß der Humanismus der altchristlichen Kultur feindlich gegenüber stehe und sie vernichten werde, während doch in Wirklichkeit der Humanismus eine außerordentliche Klärung und Vertiefung der christlichen Weltanschauung herbeiführte und sie zum Siege über die vorwärtsschreitenden materialistischen Ideen befähigte: so ist es der große Irrtum unseres Jahrhunderts, daß die neue deutsche Bildung dem Humanismus feindlich gesinnt sei und zu dessen Vernichtung führen werde, während sie gerade im Gegenteil durch eine innige Verschmelzung der antiken und modernen Kultur, wie sie Goethe im zweiten Teil seines Faust vorahnend gezeichnet hat, eine großartige Erweiterung und Vertiefung der humanistischen Bildung herbei-

führen wird. Dies ist das neue Ideal, das uns Goethe als Vermächtnis hinterlassen hat und das die kommenden Jahrhunderte in die Wirklichkeit hereinarbeiten müssen. Diese Entwicklung ist uns durch unsere ganze Vergangenheit so klar vorgezeichnet, daß niemand, bei näherer Erwägung, sich der Überzeugung verschließen kann, daß die deutsche Bildung als Ergänzung, ja als Folge der altklassischen kommen mußte und trotz alles Widerstandes ihren Siegeslauf durch die Welt halten wird. Fern sei es von mir, die altklassische Bildung herabzusetzen, ich will vielmehr ausdrücklich vorausschicken, daß ich sie für ein köstliches Juwel halte, von dem ich wünsche, daß es uns immer erhalten bleiben möge. Aber sie würde in das Gegenteil von dem umschlagen, was sie sein soll, wenn sie in einseitiger Weise unser Volk beherrschte und durch einen einseitigen Betrieb zu einer Verkücherung und Erstarrung unseres Volkslebens nicht nur, sondern auch unseres wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens führte. Alle Einseitigkeit ist von jeher der größte Feind wahrer humanistischer Bildung gewesen, und ein einseitiger Betrieb der griechisch-römischen Sprache und Litteratur ist genau so schädlich wie jede andere Einseitigkeit. Das Wort Goethes „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage“ gilt auch hier wie überall, wo hohe und große Güter unseres Volkes durch starre Einseitigkeit in ihr Gegenteil umgewandelt werden. Schon Goethe erkannte, trotz der innigen Verehrung, die er dem klassischen Altertum entgegenbrachte, die Gefahren einer solchen Einseitigkeit. „Schon seit einem Jahrhundert,“ äußert er einmal im Hinblick auf Friedrich August Wolff, „wirken Humaniora nicht auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat. Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse, historisch, antiquarisch, belletristisch und artistisch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind schon so divulgirt, daß sie nicht unmittelbar an den Alten abstrahirt zu werden brauchen, es müßte denn einer sein Leben hineinstecken wollen. Dann aber wird diese Kultur doch nur wieder eine einseitige, die vor jeder anderen einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann.“ Und auch bei dem viel zitierten und erst neuerdings wieder von dem österreichischen Kultusminister bei der Begrüßung der Philologenversammlung in Wien angeführten Worte Goethes: „Möge das Studium der griechischen und römischen Litteratur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben“ (Sprüche in Prosa Nr. 510), hat der Dichter nicht an eine mühsame Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache in der Schule gedacht, sondern es war einer seiner Lieblings-

gedanken, daß die Jugend die alten Klassiker lieber in guten deutschen Übersetzungen lesen sollte. Um nur einen der Aussprüche Goethes anzuführen, die dem angezogenen Spruche die rechte Auslegung geben, sei hier erwähnt, was er am 10. Januar 1825 gegen einen englischen Ingenieuroffizier äußerte: „Ihre jungen Landsleute,“ sagte der Dichter, „thun wohl, daß sie jetzt zu uns kommen und auch unsere Sprache lernen; denn nicht allein daß unsere eigene Litteratur es an sich verdient, sondern es ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umganges und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr statt eines guten Dolmetschers aushelfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen.“

Die Erkenntnis des großen Dichters hat nun schon längst weite Kreise unseres Volkes durchdrungen und zur Gründung einer neuen Bildungsanstalt neben dem Gymnasium: der Realschule geführt, auf der sich dann in immer klarerer Erkenntnis dessen, was uns not thut, das Realgymnasium aufbaute. Man kann die Bildung, die das Realgymnasium geben will, kurz als die deutsche bezeichnen (wie ich es schon oben gethan habe), wenn man dabei berücksichtigt, daß das Realgymnasium seinen Bildungstoff vor allem denjenigen Wissenschaften entnimmt, die von dem Augenblicke an aufzublühen begannen, als man in der wissenschaftlichen Welt an Stelle der lateinischen Gelehrtensprache die deutsche setzte und die Blicke von den lateinischen und italienischen Schriften, aus welchen man allein hatte Natur und Leben kennen lernen wollen, erhob und dafür die lebendige Natur und Umgebung selbst ins Auge faßte, um von da aus den Weg zur Humanität zu suchen. So bezeichnet die deutsche Bildung den Übergang vom Verbalismus zum Realismus, sie wollte nicht mehr den Umweg über Rom und Italien gehen, sondern sie schlug den geraden Weg zum Ziele ein. Es war dabei ganz natürlich, daß zunächst beide Richtungen, die altklassische und die deutschmoderne, feindlich aufeinanderprallten. Aber allmählich zwang eine Richtung die andere zu größerer Annäherung. Das Gymnasium nahm mehr und mehr moderne Bildungstoffe auf, vor allem auch den Unterricht in

der Muttersprache, und die Realschule zog antike Bildungselemente, vor allem das Lateinische, in ihren Bereich und stieg so allmählich zu einem realistischen Gymnasium empor. Weiter, als die Annäherung bisher geschehen ist, darf sie aber wohl kaum gehen, wenn nicht die alte verwerfliche Einseitigkeit durch eine Verschmelzung zu einer Einheitschule, die das größte Unglück für unser Volk und unsere Zukunft wäre, wiedererstehen und damit nicht nur eine völlige Verflachung unserer Bildung, sondern auch eine Abkehr von der wahren humanistischen Bildung herbeigeführt werden soll. So haben wir in der lebendigen Zweifalt Gymnasium und Realgymnasium die einzige den thatsächlichen Verhältnissen genau entsprechende Gestalt unseres höheren Bildungswesens, welche die sichere Gewähr giebt, daß weder die altklassische Bildung des Gymnasiums, noch die deutschmoderne Bildung des Realgymnasiums zu thörichter Einseitigkeit, der größten Feindin aller wahren Humanität und humanistischen Bildung, ausarten kann. So wird die Gesamtheit der Gebildeten, von denen nun immer ein Teil auf gymnasialem, ein anderer auf realgymnasialer Grundlage erzogen sein wird, das rechte Verhältnis der altklassischen und der deutschmodernen Bildungstoffe aufweisen, und dadurch allein wird eine wahre Wiedergeburt unseres Volkes und eine neue Blüte unseres geistigen Lebens herbeigeführt werden. Und wie das Realgymnasium ein Schutzwall geworden ist für das humanistische Gymnasium, indem jenes durch Pflege der deutschmodernen Bildung die gewaltigen Strömungen unseres Jahrhunderts von den Mauern des humanistischen Gymnasiums abgelenkt und in das rechte Bett geleitet hat, so ist das Gymnasium eine Schutzmauer geworden für das Realgymnasium, indem es durch einen gesunden Ausbau des altklassischen Unterrichts das Realgymnasium gegen den Ansturm philhellenischer Geister sicherte und so dessen Lehrplan vor einem Überwuchern der antiken Bildungstoffe bewahrte. So ergänzen sich beide Bildungsanstalten in der schönsten Weise, und sie sind berufen, nicht als Todfeinde einander gegenüberzustehen, sondern in treuem Verein die wahre humanistische Bildung unseres Volkes zu hüten und zu fördern.

So sind also beide, das klassische und das deutsche Gymnasium, humanistische Bildungsanstalten, und die Namen humanistisches und realistisches Gymnasium bezeichnen das Verhältnis zwischen beiden Anstalten ungenau und sind heute noch der Grund, daß Fernstehende oft eine ganz verkehrte Anschauung von dem Verhältnis beider Anstalten zu einander haben. Wir haben hier nicht die Aufgabe, zu erweisen, wie insbesondere der deutsche Unterricht humanistische Bildung geben kann, dieser Beweis ist bereits von Friedrich Paulsen in seiner trefflichen Schrift: „Das Realgymnasium und die humanistische Bildung (1889)“

erbracht worden, sondern wir haben hier nur die Frage zu beantworten: Hat der deutsche Unterricht des Realgymnasiums besondere von dem des Gymnasiums verschiedene Aufgaben? und welche sind es?

Die Beantwortung der ersten Frage ist in dem bisher Gesagten enthalten. Es ergibt sich daraus, daß der deutsche Unterricht des Realgymnasiums doch seine besonderen Aufgaben hat. Denn wenn das Gymnasium das Hauptgewicht auf die altklassischen Bildungstoffe legt und die deutschmodernen diesen unterordnet, während das Realgymnasium umgekehrt in den deutschmodernen Bildungstoffen die Hauptsache sieht und die altklassischen in zweite Linie stellt, so muß sich trotz der zahlreichen gemeinsamen Aufgaben, die gerade der deutsche Unterricht für beide Anstalten hat, doch in Bezug auf den Umfang und die Art des Betriebes in gewissen Punkten ein Unterschied ergeben. Dem deutschen Unterricht auf dem Realgymnasium wird also nicht nur eine größere Stundenzahl zugewiesen werden müssen als auf dem Gymnasium, sondern es werden sich auch ganz bestimmte Aufgaben für das Realgymnasium ergeben, die das Gymnasium teils durch den Betrieb der altklassischen Sprachen löst und daher nicht noch einmal durch den deutschen Unterricht zu lösen braucht, teils überhaupt seiner ganzen Umlage nach nicht eingehender berücksichtigen kann. Wir sehen diese Aufgaben in folgendem:

1. Wie auf dem Gymnasium der Schüler ganz in den Geist des klassischen Altertums eingeführt wird, so soll er auf dem Realgymnasium ganz mit dem Geiste des deutschen Altertums vertraut gemacht werden. Märchen und Rittergeschichten, in denen nach Schillers letzten Worten der Grund zu allem Großen und Schönen liegt, sollen schon auf den untersten Stufen den Schüler umgeben. Das Lesebuch für Sexta und Quinta muß daher eine Auswahl aus Grimms Märchen und kleinere Prosaerzählungen aus der deutschen Heldenjage enthalten, z. B. Abschnitte aus der Karls- und Rolandsjage nebst den entsprechenden Gedichten Uhlands, einzelnes aus der Dietrichjage, die Sage von Lohengrin, vom Wartburgkrieg u. a. Der Quarta wird neben anderen Sagen eine Prosaerzählung der Nibelungen, der Untertertia eine solche der Gudrun, der Obertertia eine des Parzival zuzuweisen sein. Auf diese Klassen sind zugleich die schönsten aus Grimms deutschen Sagen zu verteilen. In Unter- und Obersekunda ist dann der Schüler in die mittelhochdeutsche Sprache einzuführen, das Nibelungenlied und die Gudrun werden im Urtext gelesen, ebenso eine Auswahl der Lieder und Sprüche Walthers von der Vogelweide sowie einiger anderer Minnesinger. Der Prima würden ausgewählte Abschnitte aus dem Parzival zufallen. — Hand in Hand mit der Darstellung des deutschen Altertums geht die der Sprach-

geschichte. In den unteren Klassen ist an ausgewählten Beispielen aus dem Wortschatze die Entwicklung verschiedener sprachlichen Erscheinungen zu zeigen. Der Bedeutungswechsel der Wörter ist auf diese Weise gelegentlich darzulegen, das Wesen der Analogiebildung an dem Übertritt gewisser Wörter aus der schwachen in die starke Form (preisen, weisen u. a.) oder umgekehrt (winken, bellen u. a.) aufzuheilen, die Bedeutung der Kontaminationen und Mischbildungen an Wörtern wie: zu guter Leht (statt Lehe, d. i. Labung), einstmals (statt eines Males, wie Umland wieder zu schreiben pflegte) u. a. zu zeigen, oder an Formen wie: salzen, salzte, gesalzen, mahlen, mahlte, gemahlen, frage, frug, gefragt u. ähnl., wo sich schwache und starke Form vermischt haben. Überall ist darauf hinzuwirken, daß der kleinliche Standpunkt, dem die Sprache als etwas willkürlich Gemachtes und daher nach unserem Gutdünken zu Regelndes erscheint, niemals in den jungen Geistern zur Herrschaft gelange, sondern daß sie die Sprache als etwas natürlich Erwachsenes und allmählich Gewordenes betrachten lernen, das zwar durch den denkenden Geist unter Berücksichtigung des Sprachgeistes und des Sprachgebrauches in zarter und vorsichtiger Weise veredelt und weiter entwickelt werden kann, das aber durch jeden gewaltsamen Eingriff und namentlich durch künstliche Regelung nur Schaden erleidet. Der Umstand, daß bei dem Betriebe toter Sprachen der Sprachgebrauch bestimmter hervorragender Schriftsteller als Regel und Richtschnur zu Grunde gelegt werden muß, weil hier kein lebendes Volk mehr entscheiden kann, hat vielfach dazu geführt, dieses Verfahren auch auf die Behandlung der deutschen Sprache zu übertragen. Dadurch haben sich zum Teil ganz unrichtige Anschauungen über Leben und Wesen der Sprache unter den Gebildeten festgesetzt, und es ist die Pflicht des Realgymnasiums vor allem, das sich doch eingehend mit den lebenden Sprachen beschäftigt, die angeführten falschen Sprachanschauungen schon bei der Jugend zu berichtigen und so allmählich auch unter den Erwachsenen zu verbreiten. Hierzu wird vor allem die Sprachgeschichte dienen, und es wird daher gut sein, wenn in den oberen Klassen eine zusammenhängende, natürlich ganz einfache und durch klare Beispiele verdeutlichte Darstellung der Sprachgeschichte gegeben wird.

Bei der Lektüre der alten Sprachdenkmäler und der Darstellung der Sprachgeschichte wird man von selbst auf die Kulturverhältnisse unserer Vorzeit geführt. Ohne deren Berücksichtigung ist das Verständnis unserer altdeutschen Litteratur unmöglich. Bei der Lektüre soll daher der Schüler zugleich in die deutschen Altertümer eingeführt werden. Möglichst an der Hand von Abbildungen soll er die Erzeugnisse altdeutscher Kunstfertigkeit kennen lernen. Wie unsere Vorfahren ihre Häuser bauten, ihre Wohnungen schmückten, wie sie sich kleideten und in welchen Formen sich ihr

geselliges Leben vollzog u. a. soll ihm lebendig geschildert werden, immer an der Hand der Quellen. Mit dem Bau der Ritterburg soll der Schüler des Realgymnasiums so vertraut sein wie der Bögling des Gymnasiums mit dem Bau des griechischen Theaters. Aus späterer Zeit soll er die Anfänge der deutschen Malerei, soll er die Kerngestalten eines Dürer, Holbein, Cranach u. a. und ebenso die ersten Erzgießer und Bildhauer kennen lernen. Der Bau der alten Mysterienbühne, die Einrichtungen bei den Weihnachts-, Oster- und Fastnachtsspielen u. a. sollen ihm nicht verborgen bleiben. Die Betrachtung der politischen, wirtschaftlichen und Rechtsaltertümer wird man dem Geschichtsunterricht überlassen können, doch darf der deutsche Unterricht an dem Sachsen- und Schwabenspiegel nicht ganz vorübergehen. Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit und ähnliche Werke müssen dem Schüler völlig vertraut sein, sodaß er über ihren Inhalt Rechenschaft geben kann.

Auch die Götterlehre unserer Vorfahren ist ein wichtiger Gegenstand des deutschen Unterrichts, der am besten im Anschluß an die Lektüre zu behandeln ist. Die trefflichen Arbeiten eines Rogg und Meyer, eines Rauffmann u. ähnl. sollen ihrem Hauptinhalte nach den Schülern bekannt werden. Und nicht bloß die großen Götter unserer Vorfahren sollen in die Schule ihren Einzug halten, nein, auch die kleinen Geister, die in den Sagen und Bräuchen unseres Volkes bis auf den heutigen Tag fortleben, die Nixen und Elfen, die Kobolde und Wichtelmänner, die Gnomen und Alraunen, die Berg-, Wald-, Luft- und Wassergeister u. a. sollen ihren lustigen Reigen vor dem geistigen Auge unserer Jugend tanzen. Balladen aus Herders Volksliedern, Gedichte wie Goethes Fischer und Erlkönig, die Heinzelmännlein und des kleinen Volkes Überfahrt von Ropisch u. a. geben hinreichenden Anhalt zur Einführung in diese geheimnisvolle Welt. Vor allem sind hier die Bräuche und Sagen der Stadt und der Landschaft, der eine Anstalt angehört, in lebendiger Weise zu behandeln. Hier ist der deutsche Unterricht aufs innigste mit der Heimatskunde zu verknüpfen. Wenn der Knabe draußen durch die Fluren streift, so sollen ihm die Steine, die Berge, die Flüsse, die Bäume reden, bei jedem Schritte sollen ihm die Erinnerungen an die Vergangenheit und an die phantasiereiche Welt unserer Vorfahren lebendig werden. Er wird dann ein schlichtes Bauernhaus, einen alten Hain, ein verfallenes Gemäuer, einen einsamen Teich mit ganz anderen Blicken anschauen, als bisher, und er wird sich mit immer neuen, unzerreißbaren Fäden an seine Heimat gefesselt fühlen. Hierin sehen wir geradezu ein Hauptmittel humanistischer Bildung. Dasselbe Gefühl, das der klassische Philolog und der klassisch Gebildete überhaupt empfindet, wenn er in Italien oder Griechenland auf dem Heimboden der von

ihm gepflegten klassischen Erinnerungen steht, wird mit seinem überwältigenden Zauber die junge Seele gefangen nehmen, wenn sie, ausgerüstet mit allen Mitteln einer deutschen Bildung, überall den Beugen einer großen Vergangenheit in der deutschen Heimat begegnet. Das ist humanistische Bildung im höchsten und besten Sinne des Wortes.

2. Weiter hat aber der deutsche Unterricht auf dem Realgymnasium insbesondere einen Teil der Aufgaben mit zu lösen, die auf dem Gymnasium dem griechischen Unterrichte zugewiesen sind. Die Hauptwerke des griechischen Altertums sind dem Realgymnasiasten in deutscher Übersetzung zu übermitteln. Schon in Sexta und Quinta sind Prosaerzählungen aus der Odyssee und der Ilias, auf späteren Stufen die hauptsächlichsten griechischen Sagen, die von den größten griechischen Tragikern ihren Dramen zu Grunde gelegt sind, in guten Prosadarstellungen zu geben. In Obertertia sind dann die Hauptteile der Odyssee in einer metrischen Übersetzung (etwa in der von Hubatsch, Belhagens und Klafings Sammlung deutscher Schulausgaben) oder in einer guten Nachdichtung zu lesen, in Untersekunda die der Ilias (etwa in der Ausgabe der Bosphischen Übersetzung von Franz Kern, ebenda). In den oberen Klassen müssen Dramen von Aeschylus, Sophokles, einige Reden des Demosthenes, sowie verschiedene Dialoge Platons in den besten neueren Übersetzungen durchgenommen oder zum Teil der Privatlektüre zugewiesen werden. Dabei ist vorwiegend darauf zu achten, daß diese Schriften nicht durch Einzelerklärung zerplückt, sondern in großem Zuge gelesen und behandelt werden, sodaß die Schüler einen lebhaften Eindruck bekommen und vor allem den wertvollen Gehalt dieser Werke in sich aufnehmen. Diese Art zu lesen ist auch bei den deutschen Geisteswerken einzuhalten, nur wird hier die Betrachtung der Kunstform eingehender zu gestalten sein. Gerade in einer sorgfältigen Behandlung der deutschen Metrik und Poetik sehen wir einen Hauptsatz für die formale Bildung, welche die Beschäftigung mit dem Griechischen gewährt. Die großartige Verstechnik der mittelhochdeutschen Epik und Lyrik muß dem Schüler zum Verständnis gebracht werden, sodaß er die Schönheit der mittelhochdeutschen Kunstform, die in vollkommenster Weise der Natur der deutschen Sprache gerecht wird, und deren wunderbaren Reichtum ebenso zu erkennen vermag, wie der Gymnasiast die Schönheit der griechischen Kunstformen. Von da aus wird er dann mit Leichtigkeit die Entwicklung und den Bau des neuhochdeutschen Verses, sowie die Gestaltung der verschiedenen Dichtungsgattungen verstehen und mit ihrem Wesen vollkommen vertraut werden. Durch die rechte Behandlung des mittel- und neuhochdeutschen Verses, zu der noch ein kurzes Eingehen auf den Alliterationsvers tritt, wird eine formale Bildung übermittelt, die man

recht wohl der durch die Betrachtung der griechischen Kunstformen gewonnenen an die Seite stellen kann. Außerdem wird die Beschäftigung mit der neuhochdeutschen Kunstform, die ja zahlreiche antike Einflüsse aufweist, ganz von selbst auch zu einem Eingehen auf griechische Kunstformen führen, das natürlich nur soweit gehen darf, als es zur Erklärung der genannten Einflüsse nötig ist.

Von größter Wichtigkeit ist beim griechischen Unterrichte der Umstand, daß von vornherein der Betonung große Aufmerksamkeit gewidmet wird. Dadurch, daß die Wörter in Oxytone, Paroxytona und Proparoxytona, in Perispomena und Properispomena u. s. w. eingeteilt, daß bestimmte Regeln aufgestellt werden, nach denen auf einer Silbe der Acut oder der Circumflex ruht, oder nach denen ein Wort als Enklitica oder Proklitica steht u. ähnl., wird die Aufmerksamkeit des Schülers auf feinere sprachliche Verhältnisse und Zustände außerordentlich geschärft und zugleich dem Ohre wie der Zunge eine besondere Schulung zuteil. Gerade die deutsche Sprache bietet aber in ihren Tonverhältnissen so Mannigfaltiges und Wichtiges, daß eine eingehendere Behandlung der deutschen Betonungslehre im Realgymnasium einen Ersatz für die entsprechenden Übungen am Griechischen zu bieten vermag. Man darf sich fernerhin nicht mehr mit der nichts sagenden und noch dazu ungenauen Bestimmung begnügen, daß im Deutschen der Ton auf der Stammsilbe ruhe. Man muß vielmehr von der indogermanischen Betonung ausgehen, wie diese völlig frei war und auf jede Silbe treten konnte und wie sie ferner innerhalb desselben Wortes von einer Silbe auf die andere überzugehen vermochte. Von dieser völlig freien Beweglichkeit des Tones geht man dann zu dessen Einschränkung auf die drei letzten Silben im Griechischen und Lateinischen, auf das sogenannte Dreisilbengesetz über, das sich für den Schüler des Realgymnasiums bequem am Lateinischen verdeutlichen läßt. Dann zeigt man den durchgreifenden Unterschied zwischen den germanischen und den älteren indogermanischen Sprachen, der darin besteht, daß sich im Germanischen der Ton fest mit einer Silbe verbunden hat und daß er, im schroffen Gegensatz zum Griechisch-Lateinischen, auf dem ersten Teile eines Wortes ruht, der im einfachen Worte gewöhnlich die Stammsilbe (z. B. Väter), im zusammengesetzten das Bestimmungswort ist (z. B. Hausvater). Daran schließt sich dann eine Darlegung, wie diese allgemeine Regel allmählich durchbrochen wurde, indem die bedeutungslosen Vorsilben, mit denen die Verben zusammengesetzt wurden, die Verbalpartikeln ge, be, er, ver, zer und ent den Ton an die Stammsilbe abgaben (gelangen, bewundern, erhalten u. s. w.), und wie dieser Vorgang von der Verbalcomposition auf die entsprechenden Gebilde der Nominalcomposition überging (Gebürt, Beweis, Zerfall u. s. w.), während

die inhaltsreichen Adverbien auch in der Verbalzusammensetzung ihren Ton festhielten (z. B. abgehen, aufstehen, Abgang, Aufstand u. s. w.), mit Ausnahme der Adverbien wider, wieder, durch, hinter, unter, über, um und voll, die in untrennbarer Zusammensetzung ihren Ton wie bedeutungslose Partikeln an die Stammsilbe abgaben (unterhalten, übersetzen u. s. w.). Zu köstlichen Betrachtungen der verschiedensten Art bietet dann die Eigentümlichkeit unserer Sprache Anlaß, daß wir nicht schlechtweg betonte oder unbetonte Wörter unterscheiden, sondern die betonten wieder in haupt- und nebetonige scheiden. Die Bachmannschen Ausdrücke Hoch- und Tieftone wird man, da sie von der neueren Wissenschaft zur Benennung des musikalischen Accentes gebraucht werden, für den dynamischen Accent nicht mehr verwenden und nach dem Vorgange von Sievers besser durch die Bezeichnungen Haupt- und Nebenton ersetzen. Man kann hier von der Schwierigkeit ausgehen, die es dem Ausländer macht, deutsche Wörter wie Ausstellung, Mittheilung, Vorlesung u. a. nicht fälschlich als Ausstellúng, Mitteilúng, Vorlesúng u. s. w. auszusprechen, und dann an solchen Beispielen das Gesetz entwickeln, daß die deutsche Sprache in zusammengesetzten Wörtern dem Bestimmungsworte zwar den Hauptton, aber der Stammsilbe des Grundwortes einen Nebenton giebt. An Wörtern wie únglaublich und ungláublich, únmöglich und unmöglich u. a. läßt sich der wichtige Unterschied zwischen dem logischen und dem bloß rhetorischen¹⁾ Tone erörtern. Als logischen Ton können wir den auf der Stammsilbe und dem ersten Gliede der Zusammensetzung ruhenden bezeichnen. So ruht der Ton in Adjektiven auf der Vorsilbe un, wenn lediglich die Verneinung ausgedrückt werden soll, z. B. die Nachricht ist únglaublich; dieser Fall ist únmöglich u. s. w. Rein rhetorisch wirkt jedoch die Tonverlegung auf die zweite Silbe, indem die Wörter ungláublich, unmöglich u. a. dadurch lediglich zu steigern- den Ausdrücken werden, z. B. Es ist ungláublich (d. h. außerordentlich), was er leistet; er ist ungláublich glücklich; das kann er unmöglich gesagt haben u. s. w. Diese rhetorische Accentverlegung, die wohl vorwiegend dem Streben nach einer besonderen Wucht des Tones im zweiten Teile des einfachen Wortes oder der Zusammensetzung entspringt (vielleicht unter Einwirkung fremder Vorbilder, man vergleiche rednerische Lieblingsworte wie: monumentál, fundamentál u. a.), findet sich in allen Steigerungen durch vorgesetztes all, z. B. allwissend, allgütig, allmächtig u. a., dann aber auch in Wörtern, wie: vollkómmen, willkómmen, wahrháftig, teilháftig, eigentümlich, barmhérzig, wahrscheinlich, leibháftig, Jahr-

1) Oder zwischen dem grammatischen und rhythmischen Tone. Vergl. R. Hildebrand, S. 641 b. Ztschr.

hundert u. a., auch in einfachen Wörtern wie, lebendig, Forélie, Holunder u. s. w., und namentlich in Ortsnamen: Wörishöfen, Nordhausen, Mühlhausen, Blankenese, Blankenberge, Bremerhafen, Cuxhafen u. s. w. In vielen Gegenden Norddeutschlands hört man auch regelmäßig: notwendig, Prinzessinnen, Königinnen u. s. w.

Ebenso lassen sich bei der Betrachtung des Satztones bestimmte Gesetze finden. Das Hauptgesetz, daß das bestimmende Wort einen stärkeren Ton erhält als das bestimmte, z. B. das Haus des Vaters; er eilt héim; die Rose blüht schön u. s. w., werden die Schüler leicht erkennen. Man kann diesen Ton wiederum den logischen nennen und davon den rhetorischen scheiden, der bestrebt ist, das letzte Glied einer Satzteilgruppe oder eines Satzes hervorzuheben. So sagt man mit richtigem logischem Tone: der Faust Goethes, dieses Werk Schillers, der Sturm heult, der Wind braust u. s. w., aber mit rhetorischer Tonverlegung: Goethes Faust; Schillers Werke; es heult der Sturm, es braust der Wind u. s. w. Zeigt man dann noch, wie sich häufig logischer und rhetorischer Ton durchkreuzen, und nimmt man endlich noch den künstlichen Beziehungston hinzu, nach welchem jede Silbe und jedes Wort im Satze den Hauptton erhalten kann (z. B. es kann nicht sein, kann nicht sein, kann nicht sein), so erhält der Schüler eine Ahnung von dem wunderbaren Reichtum und der großartigen Mannigfaltigkeit der Tonverhältnisse unserer Sprache. Und diese Anregung wird umsomehr in ihm weiter arbeiten und ihn zu eigenen Beobachtungen vorwärts treiben, als ihn überall im Leben diese Tonverhältnisse wirklich umgeben, während sie bei der Betrachtung der griechischen Sprache immer erst künstlich aus dem jahrhundertlangen Schlafe wieder erweckt werden müssen. So wird der Schüler des Realgymnasiums in dem deutschen Unterrichte manchen Ersatz für den griechischen finden, und er wird dann um so leichter zu der Erkenntnis gelangen, daß auch von manchem deutschen Meister gilt, was Homer an dem greisen Nestor rühmte:

τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέειν αὐδῆ.

3. Aber es ist keineswegs die Hauptaufgabe der Lektüre und Litteraturgeschichte auf dem Realgymnasium, den antiken Elementen in unserer Dichtung nachzugehen, sondern der deutsche Unterricht auf dem Realgymnasium hat vor allem die Pflicht, die deutschen Grundlagen und Stoffe unserer Litteratur aufzusuchen und dem Schüler zum klaren Bewußtsein zu bringen. Neben der auf altklassischer Grundlage ruhenden deutschen Kunst, die von Martin Opitz an bis zu Schiller und Goethe sich zu immer edleren Gestaltungen und Wirkungen entfaltet, geht von Anfang an eine rein deutsche Kunst,

die sich von fremden Einflüssen entweder ganz fern gehalten oder diese vollständig der deutschen Eigenart unterworfen hat. Diese deutsche Kunst nimmt ihren Ausgang von der altheimischen Heldendichtung, dem Hildebrandslied, den Nibelungen, der Gudrun, von der Lyrik des Rürenbergers und Dietmars von Aist, von den Sprüchen Spervogels und Freidanks, von den unsterblichen Liedern Walthers, Reidharts und Wolframs, verschwindet zeitweilig ganz von der Oberfläche der Erscheinung, lebt aber doch allezeit in ungeschwächter Kraft, wenn auch oft ganz versteckt und verborgen, in breiten Schichten unseres Volkes weiter. Oft erstarrt die herrschende, offizielle Kunst, welche die Litteraturgeschichte aufgezeichnet hat, zu einer toten Eisdecke, auf der die Dichter des Tages ihre zierlichen Kunststückchen ausführen, während darunter heimlich und verborgen der Quell der heimischen Dichtung rinnt, bis das fließende, pochende Leben mit unwiderstehlicher Gewalt die starre Decke sprengt und bald wildaufschäumend, bald majestätisch dahinwogend vor die erstaunten Augen der gebildeten Kreise des Volkes tritt. Nachdem im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert das, was im dreizehnten so herrlich bei uns erblüht war, die selbawachsende deutsche Dichtung, fast gänzlich wieder zu Boden getreten und verschüttet worden war, trat im sechzehnten Jahrhundert deutsche Art und Kunst namentlich in den Werken eines Luther und Hans Sachs mit ungestümmter, alles mit sich fortreisender Kraft wieder zu Tage. War diese deutsche Kunst auch häufig noch derb und roh, so war sie doch wahr, frisch und natürlich, dazu von einer herrlichen Geradheit und köstlichen Unberührtheit, und in ihr leuchtete vor allem mit wunderbarem Glanze das deutsche Gemüt in seiner unergründlichen Tiefe und Innigkeit. In diese Sprache des sechzehnten Jahrhunderts muß vor allem das Realgymnasium den Schüler einführen; hier muß sich gleichsam sein Geist gesund baden von moderner Nuempfinderei und Gedankenblässe, von der kraftlosen Geziertheit und dem widerwärtigen Phrasenschwulst, die ihm in dem Schrifttum unserer Tage auf Schritt und Tritt entgegentreten. Und während nun die Schulgelehrsamkeit in Martin Opitz und seinen Nachfolgern Wege wandelte, die weitab von denen Martin Luthers und Hans Sachsens lagen, lebte die altheimische Kunst im Volksliede weiter, das zuerst wieder von Herder und Goethe aus Tageslicht gezogen wurde und von diesem Augenblicke an eine unvergleichliche Wirkung auf unsere Kunstichtung übte, eine Wirkung, welche man als eine Wiedergeburt deutscher Art und Kunst bezeichnen kann. In das Volkslied, mit seinem frischen Wiesenduft und heimlichen Waldesrauschen, mit seinem ungeschminkten Empfinden und frischklaren Schauen, mit seinem tiefen Weh und innigen Klagen, mit seinem derben Humor und herzhaften Lachen, muß sich der Schüler ver-

senken und aus ihm einen glühenden Haß saugen gegen alle Unnatur und Unwahrheit, gegen Gefühlsverfälschung und weibisch weichliche Überschwenglichkeit, gegen wißlose Geistreichelei und gemütlose Witzerei, gegen leere Formenspielerei und inhaltlose Sprachkunststücken, gegen die marklose Bierlichkeit und glatte Süßlichkeit gewisser moderner Poeten. Auch das ist humanistische Bildung im besten Sinne des Wortes; denn hier wird der moderne Mensch zu den frischen, reinen Quellen des wahren Menschentums zurückgeführt. Die Wirkung ist eine ganz ähnliche, wie sie das Studium der griechischen Sprache und Kunst mit sich bringt, aber sie ist vielleicht noch tiefer gehend, weil sie am Heimischen und daher dem Geiste unmittelbar Verständlichen gewonnen wird. Dem entsprechend muß natürlich auch auf dem Realgymnasium die Persönlichkeit Herders, der ein schönes Gegengewicht gegen die übermächtige Herrschaft des altklassischen Kunstideals bildete, der zuerst wieder auf die Bedeutung deutscher Art und Kunst nachdrücklich hinwies, der den Namen „Volkslied“ prägte und den fast versunkenen Schatz zuerst wieder hob, eingehend behandelt und ihrer ganzen Geistesrichtung nach dargelegt werden. Freilich darf man dabei Herders Leben und Schaffen nicht durch die Parteilbrille des Goethephilologen sehen, der Herder deshalb geringer achtet, weil dieser der Weimarer Kunstrichtung Goethes und Schillers feindlich gegenüberstand und gegen die „Philinenwirtschaft“ in Goethes Wilhelm Meister mit allzuspitzen Worten auftrat. Hierdurch dürfen wir uns Herders Bedeutung nicht verkleinern lassen. Es war sein deutsches Empfinden und der innige Zusammenhang seines Denkens mit dem des Volkes, der ihn gegen die Herrschaft der altklassischen Kunst mit einer gewissen Voreingenommenheit erfüllte. Es war der alte Gegensatz zwischen dem deutschen Hain und dem griechischen Parnass, den schon Klopstock scharf zum Ausdruck gebracht hatte, wie es ja von Klopstock bekannt ist, daß er Goethes Iphigenie als eine „steife Nachahmung der Griechen“ bezeichnete. Wir werden in der Schule uns natürlich weder auf den einseitigen Standpunkt des Goethephilologen, noch lediglich auf den Herders und Klopstocks stellen, sondern wir werden Goethes Tasso und Iphigenie, sowie Abschnitte aus Wilhelm Meister mit gleicher Liebe lesen, wie wir uns in die Gedankenwelt Herders und Klopstocks versenken, aber wir werden nicht nur Goethe, sondern auch Herder und Klopstock volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem wir sie nicht als Hemmschuhe der Weimarer Kunstrichtung betrachten, sondern als gewaltige Befreier und Vorkämpfer des deutschen Denkens und Empfindens. Hat doch Herders Einfluß auf Goethe in Straßburg diesen zum Volksliede und zu den besten Quellen deutschen Sinnes und Fühlens hingeführt, und hat doch Goethe aus den Tönen des Volksliedes, aus der Sprache Luthers und Hans Sachsens

so reiche Nahrung gesogen, daß sein gewaltigstes Werk, der Faust, auf dieser Grundlage erwuchs, daß sein Götz, sein Werther, seine schönsten Lieder u. a. aus diesen Quellen hervorsprudelten. Und so werden wir auf dem Realgymnasium nicht nur die italienische Reise Goethes, durch die er vor allem auf das altklassische Kunstideal hingewiesen wurde, betrachten und würdigen, sondern wir werden seine Reise am Main und Rhein in den Jahren 1814 und 1815, durch die er zur altdeutschen Kunst hin und zu dem rein deutschen Denken und Empfinden seiner Jugend zurückgeführt wurde, gleichberechtigt neben die italienische Reise treten lassen. Wie Goethe auf jener denkwürdigen Reise im Jahre 1814 und 1815 dahin wandelt, umgeben von dem Zauber der Rhein- und Mainlandschaft, schwelgend in der Erinnerung an die deutsche Vergangenheit, forschend und genießend in den altdeutschen Kunstsammlungen der Brüder Boisserée, getragen und gehegt von sorgenden Freunden, durchglüht von der Liebe zu Marianne Jung-Willemer, wie sich da gleichsam eine Eiszrinde von seinem Herzen löst, wie er eine Verjüngung, eine wahre Wiedergeburt seines deutschen Fühlens und Schauens erlebt: das ist von rührender Gewalt und geisteserfrischender Macht für jedes empfängliche Gemüt und sollte in die Seelen unserer Jugend sorglich eingepflanzt werden. Daher soll das Realgymnasium auch an den Werken des alten Goethe, deren ganze Größe und Tiefe uns freilich heute noch nicht erschlossen ist, ja vielleicht erst durch die Arbeit von Jahrhunderten klar dargelegt werden wird, nicht stillschweigend vorübergehen. Die schönsten Lieder aus Goethes West-östlichem Divan, der jene Wandlung im Geistesleben des großen Dichters am unmittelbarsten zur Anschauung bringt, viele seiner zahmen Xenien und Sprüche in Prosa, ausgewählte Stellen aus dem zweiten Teile seines Faust, aus Dichtung und Wahrheit, einzelne seiner späteren Lieder u. a. sollten nach und nach in die Schule hereingearbeitet und dadurch ein unvergängliches Besitztum unserer Jugend und damit unseres Volkes werden.

Ganz eng berührt sich damit die Thätigkeit unserer romantischen Dichter. Von hier aus kann die Stellung derselben am besten begriffen werden. Natürlich müssen die krankhaften Verirrungen der älteren Romantiker der Jugend durchaus ferngehalten werden, aber das allmähliche Wiedererwachen des deutschen Altertums in der Dichtung, das in Ludwig Uhland am reichsten und entschiedensten hervortritt, die damit innig verbundene Erstarkung des deutschen Nationalgefühls, wie sie in den Befreiungskriegen und in den Werken eines Arnndt und Nückert, eines Schenkendorf und Theodor Körner empordringt, die immer mächtiger um sich greifende Wirkung des Volksliedes, wie sie in der Dichtung Heinrich Heines, Eichendorffs, Emanuel Geibels sich offenbart: das alles soll dem jungen Geiste des Lernenden nahe gerückt und womöglich zum

unverlierbaren Eigentum gemacht werden. Will man dann noch den Niederschlag der altdutschen Sage und Dichtung in unserer neuesten Kunst und Litteratur kurz berühren, so wird man damit nichts Überflüssiges oder Unnötiges thun, sondern einem in unbilliger Weise vernachlässigten Standpunkte unserer Kunst zu der gebührenden Beachtung verhelfen. Noch heute gilt, was Simrock vor mehr als dreißig Jahren schrieb: „Unsere heutige Kunst liegt zu sehr in den Fesseln der Antike, und zu tief schläft der deutsche Sinn noch in dem Berge, um den die Raben fliegen, als daß die schönste Aufgabe unserer Kunst, deutsche Mythologie und Sage, ihr bewußt würde.“ Gerade deshalb aber haben wir die Pflicht, die Jugend auf die Kunstwerke, die ihre Stoffe der germanischen Götter- und Heldensage entnehmen, hinzuweisen. In Leipzig wird man die Schüler ins Museum führen, um ihnen den grimmen Hagen des Bildhauers Behrens zu zeigen, in Hannover in die Durchgangshalle der technischen Hochschule, um den Eddafries Wilhelm Engelhards zu erläutern, in Berlin in das neue Museum, wo die germanischen Götterbilder der Maler Heidenreich, Müller und Richter ihren Eindruck nicht verfehlen werden, in München in die Residenz, um dort die Nibelungengemälde eines Schnorr von Carolsfeld zu zeigen u. s. w. Für den Unterricht in der Klasse wird man sich mit Abbildungen begnügen müssen. Hier muß ein kunsthistorischer Atlas geschaffen werden, der Abbildungen der ebengenannten Werke enthält und außerdem Bilder des Ragnarökfrises¹⁾ von dem Bildhauer Hermann Freund, der Statuen Odhinn's, Thors und Baldrs von dem schwedischen Bildhauer Fogelberg (Museum zu Stockholm), der Walküre Bifens, der Göttergestalten der Bildhauer Andresen, Härtel, Kruse, Rusche, Ratter, Geiger, Stein, Sjöstrand, der Maler Ehrenberg, Frölich, Ekersberg, Hansen, Arbo, Gebhard, Dahl, Handrich, Gräf, Köppler, Heyden und Gehrts, des großen Bilderzyklus „das Schicksal der Götter“, den der Maler Julius Naue geschaffen hat und der sich in dem Hause des Herrn Arnold Otto Meyer zu Hamburg befindet, der Nibelungengemälde eines Cornelius, Ewald Kolbe, Frank Kirchbach, auch die Mustertypen Döplers für die kostümliche Ausstattung der Wagnerschen Nibelungen-Tetralogie dürften reiche Ausbeute geben. Hierher gehören auch die Märchenillustrationen und die entsprechenden Bilder Schwinds, Illes und für sächsische Schüler (aber nicht bloß für diese) ganz besonders die Ludwig Richters sollen der Jugend wirklich vertraut werden. Aber auch das Hereindringen des deutschen Alttextums in die Dichtung unserer Zeit soll hinreichend gewürdigt werden. Gustav Frehtags Ahnen und von Felix Dahn mindestens

1) Ragnarök = Göttergeschick, Götterdämmerung.

„Odhins Trost“ und „Ein Kampf um Rom“, Hebbels und Wilhelm Jordans Nibelungen, Victor Scheffels Ekkehard und ähnliche sollen der Privatlektüre zugewiesen und in großen Zügen in der Schule überblickt werden. Vor allem darf der Unterricht auch nicht schweigend an Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ vorübergehen, der bisher unter allen ähnlichen Werken die ausgedehnteste Wirkung gehabt hat. — Selbstverständlich müssen auch Bilder aus dem Leben hervorragender geschichtlicher Persönlichkeiten in einem Lesebuche für Realgymnasien enthalten sein, z. B. aus dem Leben des großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, Blüchers, Steins, Gneisenaus, Friedrich Wilhelms III., Kaiser Wilhelms I., Kaiser Friedrichs III., Bismarcks, Moltkes u. s. w. Von Moltke müssen die Schüler auch einige seiner Briefe, von Bismarck einzelne seiner Reden lesen.

So soll das Realgymnasium vor allem die deutschen Grundlagen unserer Dichtung in den Gemütern unserer Jugend zu klarem Bewußtsein und womöglich zu lebendiger Wirkung bringen, ohne natürlich das altklassische Kunstideal zu vernachlässigen (s. Punkt 2) oder gar zu verkleinern. Auch in Lessings und Schillers Dichtung wird sich im einzelnen manches spezifisch Deutsche nachweisen lassen, doch deckt sich hier bei diesen beiden Dichtern im allgemeinen die Aufgabe der Lektüre vollständig mit der des Gymnasiums, sodaß besondere Vorschläge für die Behandlung nicht nötig sind. Wenn wir Punkt 2 und 3 unserer Ausführungen zusammenhalten, so ergibt sich daraus von selbst, daß alle Einseitigkeit vermieden werden soll, wie denn eine einseitige Beschränkung auf das deutsche Altertum genau so bedenklich und von wahrer humanistischer Bildung abführend wäre wie einseitige Versenkung in das klassische Altertum.

4. Ferner soll der deutsche Unterricht auf dem Realgymnasium stets in inniger Beziehung zum Leben stehen. Das fordern schon Wesen und Aufgabe des Realgymnasiums. Hierher gehört vor allem, daß der Schüler seine Muttersprache schriftlich und mündlich sicher und gewandt gebrauchen lerne. Doch deckt sich dieses Ziel vollständig mit dem des Gymnasiums, sodaß sich hier nur geringe Unterschiede in dem Betriebe des Unterrichts zeigen. Namentlich bietet der neue sächsische Gymnasiallehrplan¹⁾ hier so vorzügliche Vorschriften in Bezug auf die anzustellenden grammatischen und stilistischen Übungen, die abzufassenden Aufsätze, Protokolle und Referate, sowie betreffs der mündlichen Übungen, der freien Vorträge und Deklamationen, daß wir dem Realgymnasium nur empfehlen können, diesen wohlbedachten und in seinen Wirkungen genau abgewogenen Lehrgang in seinen Grundzügen

1) S. über denselben unsere Btschr. S. 398.

vom Gymnasium zu übernehmen. Besonders ist der wichtige Gedanke, den Herr Geh. Schulrat Prof. Dr. Vogel vor kurzem in einem Aufsatze in den Neuen Jahrbüchern für Philologie ausführte¹⁾, daß die grammatischen Erörterungen und Übungen im allgemeinen nicht an die Lektüre, sondern an einzelne, nach den jeweiligen Gesichtspunkten auszuwählende Beispiele anzuknüpfen seien, auch dem Realgymnasium dringend zur Beachtung zu empfehlen. Die vom Volksschulunterrichte übernommene grammatische Zergliederung der Lesestücke, die namentlich Otto und Rehr zu einer Art Virtuosität ausgebildet haben, hat der sprachlichen Ausbildung der Jugend eher geschadet, als genützt; ihr ist es namentlich zuzuschreiben, daß in dem Schrifttum der Gegenwart eine so große Unsicherheit in der Handhabung der grammatischen Gesetze zu Tage tritt. Wenn daher auch hie und da einmal ein inhaltlich weniger wertvolles Lesestück zergliedert werden mag, namentlich wenn es darauf ankommt, die Probe auf das Gelernte zu machen, so muß doch im allgemeinen die grammatische Zergliederung von unsern Lesestücken ferngehalten werden. Eine Beispielgrammatik, die den Stoff nach methodischen Gesichtspunkten ordnet und die Regeln durch fortgesetzte Übung und Wiederholung sicher befestigt, sollte an Stelle der grammatisch zu analysierenden Lesestücke treten und in keinem Realgymnasium fehlen. Dadurch wird es auch ermöglicht, ohne leeren und geisttötenden Formalismus einen strengeren grammatisch-stilistischen Lehrgang durchzuführen, als ihn der neue Gymnasiallehrplan bietet. Hier ist der Punkt, wo das Realgymnasium seine eigenen Wege einschlagen muß. Während im Gymnasium die große Zahl der lateinischen Stunden hinreichend Gelegenheit bietet, auch die Grundlinien des deutschgrammatischen Unterrichts mit zu ziehen, ist für das Realgymnasium, wo die geringere Zahl der lateinischen Stunden eine nachdrückliche Ausnutzung derselben lediglich für das Lateinische nötig macht, ein genau gegliederter Stufengang des deutschgrammatischen Unterrichts, und zwar der Formenlehre so gut wie der Satzlehre, zu fordern. Einen solchen hat Prof. Dr. Hentschel in Döbeln in seinem „Lehrplane für den deutschen Unterricht eines sächsischen Realgymnasiums“ gegeben, und ich kann hier, da sich meine Anschauungen in den Hauptpunkten mit denen Hentschels decken, der Kürze wegen einfach auf die Ausführungen dieses verdienten sächsischen Schulmannes verweisen.

Von Wichtigkeit dürfte es ferner sein, daß eine genau geordnete Belehrung über die Schwankungen des Sprachgebrauchs in den grammatischen Lehrgang des Realgymnasiums aufgenommen würde. Wir haben ja nun seit einem Jahre endlich einen auf der Höhe der Wissen-

1) S. über denselben unsere Btschr. S. 131.

schaft stehenden Antibarbarus, der mit feinem Sinne, wie kein anderer, den Regungen des Sprachgeistes nachgeht, ich meine das treffliche Buch von Theodor Matthias: Sprachleben und Sprachschäden¹⁾, das nicht nur hoch über Wustmanns Sprachdummheiten steht, sondern selbst ernste wissenschaftliche Werke, wie Andresens Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, durch die Lebendigkeit und Genauigkeit seiner historischen Sprachanschauung überragt. Das Werk, das ersichtlich aus der Schule Rudolf Hildebrands hervorgegangen ist, sollte in den Klassen Untertertia bis Untersekunda herangezogen und den Hauptpunkten nach besprochen, auch den Schülern zur Anschaffung empfohlen werden.

Zu diesem Punkte gehört auch ein gelegentlicher Hinweis auf die deutschen Dialekte. Mit den Hauptunterschieden des Hoch-, Mittel- und Niederdeutschen, des Alemannischen und Bayrischen soll der Schüler an der Hand geeigneter Proben bekannt gemacht werden. Oder sollte es dem Schüler zuviel zugemutet sein, wenn er gelegentlich erfährt, daß die Ortsnamen auf *ingen* dem alemannischen, die auf *ing* dem bayrischen Dialekte angehören, daß sich die alten Dualformen *ös, enk* noch heute im bayrischen (als 2. Person Plur.), nicht aber im alemannischen Dialekte erhalten haben, daß die Verkleinerungssilbe im Alemannischen — *li* oder — *le*, im Bayrischen — *el* oder — *erl* lautet? Daß wir hochdeutsch überall da haben, wo die Verschiebung des *p, t, k* zu *f, z, ch* durchgeführt ist, dürfte sich gleichfalls ohne Schwierigkeit dem Schüler einprägen. Und wie lauscht er, wenn er erfährt, daß die mitteldeutsche Aussprache der Zahlen *eens, zwee, drei*, der Wörter *Kleed, weenen* und *Leib, Wein, Boom, Gloobe* und *Haus, Haut* u. s. w. darauf beruht, daß im Mittel- und Niederdeutschen die alten Diphthonge *ai* und *ou* stets zu *ee* und *oo* geworden sind, die aus altem *i* und *ü* dagegen entstandenen neuen Diphthonge *ei* und *au* niemals zu *ee* und *oo* wurden, sondern als Diphthonge erhalten blieben. Vereinzelte Proben aus Friß Reuters Werken, aus den alemannischen Gedichten Hebels, aus den bayrischen Karl Stiellers, aus Holteis schlesischen Gedichten, aus Sommers Rudolstädter Klängen, aus Wagners Allerlee aus der Oberlausitz, aus Edwin Vormanns Liedern eines alten Leipzigers u. a. können getrost einmal zu diesem Zwecke den Schülern dargeboten werden. Er soll wenigstens eine Ahnung von dem unerschöpflichen Reichtum der deutschen Sprache auf dem Gebiete der Mundarten erhalten, er soll auch zur Achtung vor der Mundart erzogen werden und erkennen lernen, daß wir in den Mundarten nicht etwa ein verschlechtertes Schriftdeutsch vor uns haben, sondern lediglich die geschichtlich gewordenen Formen unserer

1) Leipzig, Richard Richter. 1892.

Sprache, im Gegensatz zu der mehr oder minder künstlich zugestuzten Sprache der Schrift.

5. Endlich ist es eine Ehrenpflicht des deutschen Unterrichts auf dem Realgymnasium, allen Verbalismus durchaus zu vermeiden. „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.“ Dieser Satz Lessings sollte mit Flammenlettern in die Seele jedes Realgymnasiasten eingebrannt werden. Rücksichtslos müssen bei der Korrektur der Aufsätze alle zusammengeplünderten Phrasen und zusammengesuchten Schönheitsfloskeln getilgt werden, nur der Ausdruck, der sich von selbst aus der Seele des Jünglings ringt, der sein ursprüngliches oder wohlterworbenes geistiges Eigentum ist, der nach allen Seiten hin klar durchdacht ist und auf scharfer Auffassung der Dinge beruht, darf geduldet und muß vorsichtig zu wirklicher Gestaltung weiter geführt werden. Nur dann, wenn er Stoff und Sprache vollkommen geistig beherrscht, darf sich der Schüler vom einfachen und schlichten Ausdruck zu farbenprächtiger und phantasiereicher Darstellung erheben. Ebenso sind alle ästhetischen Schlagworte dem Schüler sorglich fernzuhalten. In der Literaturgeschichte vor allem hüte man sich vor allgemeinen Urteilen, die man nicht aus Beispielen zu entwickeln oder durch solche zu belegen vermag. Es würde viel zu weit führen, dies im einzelnen hier darzulegen. Ein einziges Beispiel mag daher das Gesagte beleuchten. Bei Luther begnüge man sich nicht damit zu sagen, daß seine Bibelübersetzung alle ihre Vorgänger übertreffe, sondern man gehe aus von einigen Proben etwa aus der Bibelübersetzung, die vier Jahre vor der lutherischen zu Augsburg 1518 gedruckt wurde. Da heißt es in Psalm 23: „Der Herr regieret mich und mir geprüft nichts, und an der stat der wäyde da saht er mich. Er hatt mich gefüret auff dem wasser der widerpringung, er beheret mein sel. Er fürt mich auß auf die steng der gerechtigkeit umb seinen namen. Wann ob ich gee in mitte des schatten des todes, ich fürcht nit die üblen ding, wann du bist bey mir u. s. w.“ Welch eine ganz andere Sprachbehandlung dagegen bei Luther: „Der HERR ist meyn Hirte, myr wird nichts mangeln. Er leßt mich weyden da viel gras steht, und füret mich zum Wasser das mich erkulet. Er erquickt meyne seele, er füret mich auf rechter strasse umb seynes namens willen. Und ob ich schon wandert ym finstern tal, fürcht ich teyn ungluck. Denn du bist bey mir u. s. w.“ (nach der ersten Originalausgabe von 1524). Und damit vergleiche man dann wieder den Fortschritt in der letzten von Luther durchgesehenen Originalausgabe aus dem Jahre 1545: „DER HERR ist mein Hirte, Mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auff einer grünen Alwen, Und füret mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele, er füret mich auff rechter Straffe, Umb seines Namens

willen. Und ob ich schon wandert im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bey mir u. s. w.“ Und wie tritt die ganz andere Auffassung des Übersetzeramtes, die Luther hatte, deutlich hervor, wenn man aus demselben Psalm nach der vorlutherischen Übersetzung die Stelle vorliest: „Du hast erfahstet mein Haupt in dem öl, und mein felich machet trunden wie lauter er ist“ und dieselbe dann nach der letzten Originalausgabe der Lutherbibel giebt: „Du salbest mein Heubt mit öle, Und schendest mir vol ein.“ An solche und ähnliche Proben schliesse man dann die Lektüre von Luthers Sendbrief von Dolmetschen an, aus dem die Schüler die Übersetzungsgrundsätze Luthers am besten und unmittelbarsten kennen lernen. So wie ich es an diesem Falle gezeigt habe, soll überall verfahren werden; nie lasse man irgendwelche allgemeine Behauptung oder Beurteilung durch, die der Schüler nicht durch ein deutliches und schlagendes Beispiel belegen kann. Alles Nachsprechen fertiger Urteile weise man mit Entschiedenheit aus der Schule hinaus.

Hierher gehört ferner, daß die scheinbare Fülle von Stoff (in der That ist sie nur scheinbar; denn bei methodischer Behandlung vereinfacht sich alles, was hier gleichsam als ein Ideal gefordert wird, ganz von selbst) immer in der einfachsten und natürlichsten Weise behandelt werde und daß man den deutschen Unterricht vor aller Unklarheit und Verftiegenheit nachdrücklich bewahre. Oft genügt eine kurze Andeutung, um alles auf die richtige Grundlage zu stellen und das Gelesene in die rechte Beleuchtung zu rücken. Es kommt vor allem darauf an, daß man bei der Behandlung das hohe Ziel unverrückt im Auge behält und sich demselben nicht auf Umwegen, sondern gerade vorwärts gehend zu nähern sucht, nicht aber darauf, daß man das Einzelne durch übergründliche Behandlung dem Schüler zu einem Gegenstande der langen Weile oder wohl gar des Überdrußes macht.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so zeigt sich, daß sich im deutschen Unterrichte Gymnasium und Realgymnasium zwar innig und vielfältig berühren, daß aber die besondere Aufgabe des Realgymnasiums in einer größeren Betonung und Berücksichtigung der deutschen Grundlagen unseres Schrifttums und in einer eingehenderen und intensiveren Behandlung der einzelnen Gebiete und Stoffe des deutschen Unterrichts besteht, und daß das Realgymnasium insolgedessen berufen ist, eine lebendige Ergänzung zu dem humanistischen Gymnasium zu bilden, das vor allem die altklassischen Grundlagen unserer Kultur berücksichtigt und daher diesen Stoffen in eingehenderer und intensiverer Weise nachzugehen hat.

So soll also, wird nun mancher am Schlusse unserer Darlegungen fragen, das Realgymnasium Deutschkämmler bilden? Keineswegs. Man

darf doch dabei nie außer acht lassen, daß auch das Deutsche immer nur ein einzelnes Fach innerhalb des Ganzen ist, und daß gerade der Schüler des Realgymnasiums durch die neueren Sprachen und durch die exakten Wissenschaften zu der gemeinsamen Arbeit der modernen Kulturvölker, insbesondere der Deutschen, Engländer und Franzosen, nachdrücklich hingeführt wird. Gerade der Umstand, daß wir fremde Völker nicht mehr wie einst die Alten als Barbaren betrachten und daß nicht mehr ein einziges, sich auserwählt dünkendes Volk Träger der Kultur ist, sondern eine gleichberechtigte Gruppe von Völkern, giebt uns die Gewähr, daß unsere moderne Kulturarbeit nicht zu Grunde gehen wird wie einst die Kultur der Alten, sondern daß sie, wenn auch im Laufe der Jahrhunderte ein oder das andere Kulturvolk verschwinden sollte, von den anderen bewahrt und ungeschmälert weitergeführt werden wird. Größer aber, als die Gefahr, daß wir engherzige und einseitige Deutschthümer werden, ist wohl für den Deutschen allezeit die gewesen, daß er sich zu sehr den Einflüssen des Fremden hingiebt und schließlich sich selbst an das Ausland verliert. Darum soll der deutsche Unterricht die vaterländische Seite nachdrücklich betonen, daß wir uns durch unsere Sprache und Sitte immer eins fühlen selbst mit dem Niedrigsten aus unserem Volke, daß wir uns der Wurzeln unserer Kraft und der Quellen unserer Eigenart allezeit bewußt bleiben, und daß wir, wenn es darauf ankommt, alle dem Rufe folgen: Hier deutscher Geist und deutsches Schwert! Hier Kaiser und Reich! Gott mit uns allewege!

Die Quikows Ernst von Wildenbruchs.

Von Heinrich Gloël in Wesel.

Ohne Frage ist es unberechtigt, den Unterricht in der deutschen Litteratur mit Schiller und Goethe abzuschließen. Die höhere Schule hat vielmehr die Aufgabe, die Schüler auch in die neuere Litteratur einzuführen. Übermittlung bloßer Namen und fertiger Urteile genügt natürlich nicht. Manches aus der neueren Lyrik können die Schüler in der Klasse kennen lernen. In dem Lesebuche für die Prima müssen auch moderne Prosastücke stehen, namentlich über psychologische, ästhetische, volkswirtschaftliche und kulturgeschichtliche Fragen. Die Schüler sind ferner anzuhalten, durch Benutzung der Büchersammlung der Anstalt sich z. B. mit den Romanen von Freytag, Scheffel, Eckstein, Wilhelm Raabe, W. Alexis und Reuter bekannt zu machen. Und sehr wünschenswert ist es, daß sie der Aufführung guter neuer Dramen im Theater beiwohnen. Der Deutschlehrer der Prima hat Gelegenheit genug, sich von Zeit zu

Zeit zu überzeugen, was die Schüler aus der neueren Litteratur kennen, und wie weit ihr Verständnis gedungen ist.

Eine Besprechung verdienen namentlich „Die Quijows“ von Ernst von Wildenbruch.

Der Dichter wurde 1845 in Beirut in Syrien geboren, wo sein Vater preussischer Konsul war, verlebte seine Knabenjahre zum großen Teil in Athen und Konstantinopel, war Bögling des Kadettenhauses zu Berlin und wurde Lieutenant, gab aber die militärische Laufbahn nach kurzer Zeit wieder auf, um die Rechte zu studieren, und lebt jetzt als Legationsrat in Berlin. Er verfasste lyrische Gedichte, Epen und Novellen, unter denen „Der Meister von Tanagra“ hervorrangt; seine eigentliche Bedeutung liegt aber auf dem Gebiete des Dramas. Von seinen Schauspielen nenne ich „Die Haubenlerche“ (1890), welche die soziale Frage der Gegenwart behandelt. Von den Lustspielen ist besonders „Das heilige Lachen“ (1892) wegen seines allegorischen Gehaltes eigenartig. Seine meisten Dramen gehören der ernstesten Gattung an, und die meisten sind historisch. Die bedeutendsten mache ich namhaft. Durchschlagenden Erfolg errang zuerst das 1882 aufgeführte Trauerspiel „Die Karolinger“, welches den Streit zwischen den Söhnen Ludwigs des Deutschen darstellt. Im „Harold“ (1882) kämpft der angelsächsische Herzog Harold mit Wilhelm von der Normandie um die englische Königskrone. „Das neue Gebot“ (1886) schildert den Kampf zwischen der kaiserlichen und päpstlichen Partei zur Zeit Heinrichs IV., „Bernhard von Weimar“ (1892) feiert den Herzog Bernhard als selbständigen Sieger in der Schlacht bei Lützen und schließt mit seinem plötzlichen Tode durch Gift. „Christof Marlow“ (1884) stellt die Leidenschaft des englischen Dichters Marlow und seine Künstlereifersucht gegen Shakespeare dar.

Besonders gern nimmt Wildenbruch seinen Stoff aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte. „Der Menonit“ (1882) enthält den Konflikt zwischen der Vaterlandsliebe und der religiösen Satzung der Menonitengemeinde zur Zeit der Franzosenherrschaft. Das Schauspiel „Väter und Söhne“ (1882) bezieht sich auf die unglückliche Übergabe Küstrins und auf die Schlacht bei Großbeeren. „Der Generalfeldoberst“ (1889) behandelt den gescheiterten Versuch des Hohenzollern Johann Georg von Jägerndorf, den böhmischen Königsthron für Friedrich von der Pfalz zu retten. Im „Neuen Herrn“ (1891) ergreift der große Kurfürst Friedrich Wilhelm nach dem Tode seines Vaters kräftig die Zügel der Regierung. Den größten Beifall aber fanden „Die Quijows“, die zuerst 1888 in Berlin aufgeführt wurden.

Ich sehe es als die Hauptaufgabe des Beurteilers an, ein Dichtwerk als individuelles Erzeugnis des Dichtergeistes zu verstehen und es,

ohne sich durch Vorurteile beirren zu lassen, in seiner Eigenart zu würdigen. In dieser Überzeugung vergegenwärtige ich dem Leser zunächst den Gang der Handlung von Wildenbruchs Quizow's, wodurch auch der Bau des Dramas schon deutlich werden wird.

Der Dichter führt uns nicht sofort mitten in die Handlung hinein, sondern schildert uns zunächst in höchst anschaulicher Weise den trostlosen Zustand der Mark Brandenburg zur Zeit des Kaisers Sigismund. Aus einem Gespräch der beiden Berliner Bürgermeister und mehrerer Ratmannen erfahren wir, daß der Markgraf Jobst von Mähren zwar fortwährend Geld verlangt und Schlösser und Städte verpfändet, aber unthätig in Prag sitzen bleibt und herrlich und in Freuden lebt. In dessen wird die Mark von den Pommern verheert, und Raubritter haufen im Lande. Der gefährlichste und mächtigste unter diesen ist Dietrich von Quizow. Der Bürgermeister Berwenig ist trotz des Widerspruchs der anderen dafür, diesen zum Feldhauptmann zu machen. Denn „der Quiz hat Schneid, er ist ein Held in der Schlacht, er hat Gedanken, die nicht auf der Erde kriechen“, kurz er ist ein ganzer Mann, und die Mark hungert nach einem Manne.

Darauf kommt die Nachricht, daß Dietrich von Quizow mit den Pommern Straußberg belagert, sich aber gern mit den Berlinern zusammen thun möchte, um die anmaßenden Pommern mit gekerbtem Rücken nach Hause zu schicken. Der lustige Schmiedegeselle Köhne Finte überbringt einen Brief Dietrich's. In der Übergabe dieses Schreibens an den Bürgermeister sehe ich das erregende Moment des Stückes oder den Anstoß zum Handeln.

Es folgt eine komische und doch rührende Wiedersehens- und Liebes-scene zwischen Köhne Finte und Rieke Stroband, der Tochter seines früheren Meisters. In einer Volksscene wird uns sodann das himmel-schreiende Elend der Straußberger vorgeführt, deren Stadt zerstört ist, und die jetzt hilflos nach Berlin kommen. Des Klagens, Heulens und Wimmerns wird fast zu viel gethan. Verzweifelt ist namentlich Thomas Wins, der Bürgermeister von Straußberg, zumal seine Tochter bei dem Morden und Brennen vor Entsetzen den Verstand verloren hat. Auch der junge Konrad von Quizow, der seit seiner Kindheit die Berliner Domschule besucht, ist bei dem Auslauf zugegen und wird durch den Anblick des Elends tief ergriffen. Die Berliner Ratsherren wollen ihre Stadt vor einem ähnlichen Schicksal wie Straußberg bewahren und sind jetzt bereit, auf den von Dietrich in seinem Briefe gemachten Vorschlag einzugehen, nämlich ein Bündnis mit ihm gegen die Pommern zu machen, und ihm seinen Bruder Konrad wohlbehalten zuzuführen. Vorläufig schließen sie den Bund mit Konrad ab, der sich durch einen Schwur

auf sein Schwert ganz dem Vaterlande weihet. So führt uns der erste Aufzug genau in die vorliegenden Verhältnisse ein, macht uns deutlich, daß es unmöglich so bleiben kann, führt uns den jüngeren Quikow vor, spannt uns auf das persönliche Auftreten des anderen und giebt uns in dem Entschlusse Konrads und der Berliner den Anfang der dramatischen Verwicklung.

Nun schreitet die Handlung rüstig vorwärts. Wir werden endlich mit Dietrich von Quikow selbst bekannt gemacht. Nach der Eroberung Straußbergs läßt der hünenhafte, rücksichtslose Mann die schwachmütigen Herzöge von Pommern seine ganze Überlegenheit fühlen, und als ihm ihre Prahlerei zu groß wird, kündigt er ihnen die Freundschaft. Aber er feiert noch einen anderen Triumph. Die Gräfin Barbara von Bug, eine natürliche Tochter des Königs Jagello von Polen, sagt sich von ihrem Verlobten, dem Pommernherzog Kasimir, los und wendet sich voll glühender Bewunderung dem Dietrich zu, weil Mannesmut ihr höher steht als Fürstenblut. Dietrich schließt sie erfreut in seine Arme, weil er in ihr eine kühne, ihm verwandte Seele erkennt.

Inzwischen ist Konrad mit den Berlinern angekommen. Er ist begeistert von der Heldengröße seines Bruders, den er seit zehn Jahren nicht gesehen hat, schwärmt für Liebe, Freiheit und Vaterland und freut sich, ihm Landsleute zuzuführen. Dietrich aber wird durch Barbaras Hohn bewogen, die Berliner nicht als Landsleute, sondern nur als Werkzeuge anzusehen.

„Bündnis mit Quikow? Krämerseelen, wißt,
Bündnis mach ich mit euch, — nicht ihr mit mir!“

Hierauf treten die Berliner Ratmänner ein, die ihn zu ihrem Führer gegen die Pommern machen und von ihm veranlaßt werden, ein Bündnis auf Tod und Leben mit ihm zu schließen.

Eine neue Stufe der Steigerung liegt darin, daß die Stadt Berlin den Quikows ein glänzendes Fest veranstaltet. Dabei wird die Nachricht, daß Jobst von Mähren gestorben ist, mit großem Jubel aufgenommen. Die Stimmung ändert sich, als gemeldet wird, daß der Kaiser den Hohenzollern Friedrich, Burggrafen von Nürnberg, zum Statthalter ernannt habe. Die Berliner sind so thöricht, Quikow zu ihrem Sprecher zu machen und wollen sich an alles binden, was er abmacht. Nun hat dieser das Heft in Händen. Er steht auf dem Gipfel des Erfolges, als er im Namen der Bürger und der Schloßgessenen dem Abgesandten des Kaisers trotzig erklärt, den neuen Markgrafen nicht anerkennen zu wollen.

Auf den Höhepunkt der Handlung aber folgt sofort der Umschlag. Durch herrisches, rohes Benehmen schadet sich Dietrich selbst. Er verlangt von allen den Schwur, daß sie dem Hohenzollern die Huldigung

weigern. Konrad schwört, aber die Berliner werden von Thomas Wins vor dem Schwure gewarnt. Dietrich läßt diesen trotz des Einspruchs der Bürger ergreifen und abführen. Diese Gewaltthat führt zum völligen Bruche zwischen ihm und den Berlinern. Damit schließt der zweite Aufzug.

Im dritten Akte zeigt sich Dietrich in seiner ganzen Engherzigkeit und Härte. Der alte Wins sitzt im Verließ der Burg Friesack. Frau und Tochter bitten für ihn vergeblich, vergeblich auch der junge Konrad, der es wagt, seinen Bruder an Volk, Pflicht und Vaterland zu mahnen. Dietrich erwidert starr:

„Was schiert mich Brandenburg?
Eins nur fühl ich ganz:
Das bin ich selbst. Ich bin mir Brandenburg.“

Die beiden Brüder können sich nicht verstehen und entzweien sich völlig. Mit Konrad verzweifeln wir nun daran, daß Dietrich wirklich berufen sei, der Retter der Mark zu werden. Wir sind gespannt auf Friedrich von Hohenzollern. Wird er kommen? Wird ihm die Mark hulbigen? Wird er sich Dietrich fügen, oder wird es zum Kampfe zwischen beiden kommen? Auf wessen Seite wird sich Konrad stellen? Alle diese Fragen werden durch den weiteren Verlauf der Handlung beantwortet.

Friedrich von Hohenzollern erscheint, um dem bedrängten Lande Frieden, Recht und Glück zu bringen. Die Edlen und die Städte der Mark hulbigen ihm bei Brandenburg, zuletzt auch die Berliner. Da plötzlich tritt Dietrich von Quizow herzu und wirft den Berlinern Meineid vor, weil sie zuerst ihm auf Tod und Leben geschworen und jetzt dem Hohenzollern gehuldigt hätten. Da er weder den Markgrafen anerkennen, noch den alten Wins herausgeben will, so wird er von Friedrich in Kaisers Namen in Acht und Aberacht erklärt. Konrad gerät dadurch in bittere Seelenpein. Denn innerlich jubelt er dem Hohenzollern als dem Retter des Landes zu, aber das gleiche Blut und sein Eid fesseln ihn an den Bruder. Er ruft aus:

„Es ist der Retter, — und er kommt als Feind!
Dein Feind ich? Es ist wider die Natur!
Dein Freund ich? Es ist wider die Natur!
Mörderin Natur, gieb zwischen Leib und Seele
Mir einen Ausweg! Wenn du keinen findest,
So brauch dein leztes Mittel, gieb mir Tod!“

Im Anfang des vierten und letzten Aufzugs scheint der Faden der eigentlichen Handlung unterbrochen zu sein. Köhne Fintke nimmt Abschied von Riecke Stroband und versöhnt sich mit ihrem Vater. Morgen geht es in den Krieg, denn der neue Markgraf will mit den märkischen Städten die Burg Friesack belagern, um den Quizow zu strafen und den alten Wins zu befreien. Agnes verzweifelt, weil Konrad in Todesnot kommt.

Nun nähern wir uns der Katastrophe immer mehr. Wir werden in die Burg Friesack selbst hineingeführt. Dietrich ist von Feinden umzingelt und wird besonders durch Friedrichs große Donnerbüchse in Bedrängnis gebracht. Ergreifend ist ein Gespräch Konrads mit Dietrich Schwalbe, dem alten treuen Bannerträger der Quikows. Aus Pflichtgefühl harret Konrad bei seinem Bruder aus, obgleich er dessen Sache nicht billigt, und obgleich er weiß, daß Friesack fallen muß. Und dann? „Dann wird gestorben“.

Da tritt ein Moment der letzten Spannung ein; es scheint, als ob der Untergang noch vermieden werden könnte. Als Mann verkleidet kommt Barbara in die belagerte Burg und bringt die Nachricht, daß 10 000 Polen ihres Vaters Jagello und selbst die Pommern den Quikows zu Hilfe eilen. Dietrich beschließt, sich durchzuschlagen, um sich an die Spitze des heranrückenden Heeres zu stellen, und befiehlt seinem Bruder Konrad, ihm voran mit den besten Knechten in die brennende Stadt Friesack einzubrechen. Aber Konrad will sich nicht mit Hilfe der Polen befreien. Er läßt sich nicht zum Slaventknechte dinge, und zu dem empörten Bruder sagt er:

„Ich entsehe dich
Des Brudernamens, ich entsehe dich
Des Namens unsrer Ahnen, ich entsehe dich
Des brandenburgischen, des deutschen Namens,
Den du entehrt, da du ein Slave wardst“.

Barbara trennt die Wütenden; da kommt ein Abgesandter des Burggrafen und verlangt die Auslieferung von Thomas Wins. Dietrich will ihn ausliefern, nicht lebendig, aber tot. Die Jammergestalt des lange geketteten Wins erscheint auf der Bühne. Dietrich stürzt auf ihn los, um ihn zu erschlagen, wird aber von seinem Bruder zurückgehalten. Konrad wird von Dietrich geschlagen, zwingt ihn aber in die Knie. Dann greifen beide zu den Schwertern, und Konrad haut seinen Bruder mit einem Streiche nieder. Der alte Schwalbe fragt seinen jungen Herrn, was mit dem Mörder geschehen solle. Dieser antwortet: „Du weißt, was ihm zu geschehen hat, thu deines Amts“, bietet ihm die Brust dar und wird von dem schluchzenden Diener erdolcht.

Konrad richtet sich noch einmal auf und spricht die begeisterten Worte:

„Ich höre — ich höre — die Stimme Brandenburgs!
Fernher tönt sie, — näher schwillt sie und wächst, —
Ihr voran schreitet ein Name,
Wandelnd den ehernen Gang, —
Die Zeit geht neben seinem Schritte her. —
Tausend Zungen rufen ihn, —
Tausend Herzen schlagen in ihm, —
Näher und näher —
Mächtig und mächtiger“ —

Da stürmt der siegreiche Friedrich mit seinen Rittern in die eroberte Burg ein. Konrad streckt beide Hände nach ihm aus und stirbt in seinen Armen mit dem Rufe „Hohenzollern“.

Dies ist der Inhalt des Stückes. Seine Wirkung verdankt es besonders dem edlen vaterländischen Geiste, von dem das Ganze getragen ist. Der Dichter nimmt seinen Stoff hier nicht aus dem letzten französischen Kriege wie in den Epen Sedan und Bionville, nicht aus der Zeit der Franzosenherrschaft wie in dem Trauerspiel „Der Menonit“ und in dem Schauspiel „Väter und Söhne“, nicht aus dem dreißigjährigen Kriege wie im „Generalfeldobersten“ und im „Neuen Herrn“, sondern er greift in eine viel frühere Zeit der brandenburgisch-preussischen Geschichte zurück. Er verherrlicht die Begründung der Hohenzollernherrschaft. Gewiß ein würdiger Gegenstand, zumal in unserer Zeit, wo der nationale Gedanke wieder gekräftigt ist und die Hohenzollern sich solche Verdienste um seine Erstarkung erworben haben. Wildenbruch schlägt damit eine Saite an, die im ganzen preussischen Volke Widerhall finden muß. Selbst begeistert, weckt er Begeisterung. Obgleich er alte Zeiten darstellt, steht er so doch mitten im Volksleben. Sein Drama ist nicht nur historisch, sondern, wie jedes Drama sein sollte, seinem innersten Wesen nach zugleich auch modern und zeitgemäß.

Der Patriot darf aber nicht den Dichter vertreiben, wie Lessing sagt. Dies ist nicht nur in manchen gutgemeinten Festspielen der Fall, sondern meines Erachtens auch in Wildenbruchs Generalfeldoberst. Hier merkt man zu deutlich die Absicht, das Hohenzollernhaus zu verherrlichen. Eine hellsehende Jungfrau giebt nämlich im Jahre 1620 eine Weissagung auf Friedrich den Großen, und zwar so genau, daß sie sogar den Namen Friedrich nennt. Zweifellos recht unnatürlich und gesucht! Und es wird dadurch nicht gemildert, daß die Personen des Stückes die Worte auf den Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz beziehen. In den Quixos dagegen wird die patriotische Wirkung nicht von außen hineingetragen, sondern liegt im Stoffe selbst. Auch Konrads prophetische Worte am Schlusse ergeben sich ungezwungen aus der Sachlage und sind unbestimmt genug, um natürlich zu sein. Oder soll das Drama allein deswegen byzantinisch und höfisch sein, weil ein Hohenzoller darin auftritt? Daß dieser allerdings realistisch gehalten sein müßte, werden wir unten sehen. Und soll der Dichter sich gerade die so dankbaren und wirkungsvollen vaterländischen Stoffe entgehen lassen? Er muß allerdings auf einer höheren Warte als auf den Binnen der Partei stehen und darf nicht im einseitigen Lokalpatriotismus aufgehen. Und in der That ist ja Wildenbruchs Stück nicht nur brandenburgisch-preussisch, sondern, was höher ist, auch echt deutsch.

In meinen Augen ist es ein Vorzug, wenn eine Dichtung vaterländischen Geist atmet. Aber Haupterfordernis bleibt doch immer der poetische Gehalt. Fehlt dieser, so ist sie als Dichtung wertlos. Um also das Wildenbruchsche Drama recht zu würdigen, müssen wir fragen, ob Handlung, Charakteristik und Darstellung Wohlgefallen erregen, ob das Ganze auf unser Empfindungsleben Eindruck macht, ob es auf einen geläuterten Geschmack harmonisch wirkt, ob es wirklich schön ist.

Wie die meisten Wildenbruchschen Dramen zeichnet sich das Stück durch klare, fesselnde Exposition und durch reiche, lebhafte Handlung aus, einige Scenen sind äußerst packend, besonders der zweite und dritte Aufzug sind sehr spannend und voll dramatischen Lebens. Ich erinnere nur an zwei große Scenen, das Festmahl in Berlin und die Hulbigung. Beide sind figurenreich, mannigfaltig und abgestuft in ihren Motiven, beide gewähren auf der Bühne ein äußerst farbenprächtiges Bild, beide sind von großartiger Wirkung. Sie bezeugen, daß wir es hier mit einem großen Dramatiker zu thun haben. Zuweilen zeigt sich kräftige Steigerung, z. B. dem Abschluß des Bündnisses zwischen Dietrich und den Berlinern gehen vier Stufen der Vorbereitung voraus: Der Bürgermeister tritt für den Quihow ein, Dietrich sendet einen Brief an die Berliner, diese machen ihren Bund mit Konrad, Dietrich veruneinigt sich mit den Pommern. Am kräftigsten herausgearbeitet ist der Schluß der Akte und Halbakte. Einmal rufen die Berliner unter brausendem Jubel zugleich: „Für Brandenburg auf den Weg!“ Ein andermal ruft alles: „Hinaus mit den Pommern aus der Mark, hinaus!“ Am Ende des zweiten Aufzuges suchen die Bürger den Reisigen Quihows den alten Wirt wieder zu entreißen. Der dritte schließt mit der Achtung Dietrichs, der vierte mit dem Untergange der Brüder und dem Siege Hohenzollerns. Indem so der bühnenkundige Dichter eindrucksvolle Stellen unmittelbar vor das Fallen des Vorhanges legt, erzielt er natürlich eine große theatralische Wirkung.

Es kommt aber nicht nur auf die Fülle von Begebenheiten an, sondern auch darauf, daß sie zusammen ein übersichtliches und einheitliches Ganzes bilden. In der Geschichte wurde Straußberg durch Quihow im Jahre 1402 zerstört, 1411 starb Jobst von Mähren, Friedrich langte 1412 in der Mark an und zerstörte 1414 Friesack. Es zeugt von richtiger Einsicht in die Natur des Dramas, daß Wildenbruch diese auf 12 Jahre verteilten Ereignisse in die Zeit von wenigen Wochen zusammengedrückt hat. So machen sich Lücken in seinem Drama nicht bemerkbar, der Strom der Handlung scheint ununterbrochen dahin zu fließen.

„Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinanderzieht,
Wird auf dem Schauplatz im Gesange
Der Ordnung leichtgefaßtes Glied.“

Die Einheit der Zeit ist also gewahrt, obgleich die Handlung nicht innerhalb 24 Stunden vor sich geht, wie es die von Lessing bekämpfte französische Technik verlangte.

Und wie steht es mit dem Orte der Handlung? Der Schauplatz ist in dem Drama Berlin, Straußberg, Brandenburg und Friesack. Er wechselt im ganzen sechsmal und zwar innerhalb des ersten Aufzuges gar nicht, in den folgenden nur je einmal, also nicht so oft, daß der Zuschauer verwirrt werden kann, wie es im Shakespeareschen Drama vorkommt oder auch in Goethes *Wohlfahrt*, in dem 45mal Scenenwechsel stattfindet.

Zeit und Ort bilden aber nur den äußeren Rahmen, wichtiger ist die Einheit der Handlung. „Die Einheit des Ganzen beruht aber auf der Übereinstimmung aller Teile zu einem Endzwecke.“ (Lessing.) Die einzelnen Vorgänge müssen also innerlich verknüpft sein und von einem einheitlichen Ziele beherrscht werden. Die Ziele der handelnden Personen sind natürlich verschieden, aber das Ziel der Handlung oder das Ziel des Dichters ist offenbar die Befreiung der Mark Brandenburg aus ihrer jammervollen Lage. Es fragt sich, ob Dietrich von Quikow im stande ist, diese Aufgabe zu erfüllen, oder ob ein anderer, nämlich der Hohenzoller, würdiger ist, die Mark zu retten und zu beherrschen. Dies ist die Achse des Stückes, um die sich alles dreht, dies ist der Augenpunkt, von dem das Drama betrachtet werden muß. Hierauf bezieht sich fast alles. Episodisches Beiwerk findet sich kaum, abgesehen von dem Liebesverhältnis zwischen Köhne Finkle und Mieke Stroband, das sich zu einer anziehenden Nebenhandlung erweitert und für die Ausmalung des Hintergrundes wichtig ist.

Der persönliche Mittelpunkt des Stückes ist Dietrich von Quikow. Im ersten Teile hat er Erfolg, vom Wendepunkte an sinkt sein Stern; auf seiner Seite stehen Barbara, Dietrich Schwalbe, anfangs auch Konrad. Ihm gegenüber stehen Friedrich von Hohenzollern, die Berliner und auch Konrad. Ähnlich wie im „Menoniten“ und im Schauspiel „Väter und Söhne“ kommt es zu einem Kampfe zwischen Willkür und Recht, Engherzigkeit und Gemein Sinn, Eigenliebe und Vaterlandsliebe. Dies kann man als den einheitlichen Grundgedanken, oder wenn man will, mit etwas hochtrabenderem Ausdruck als die Idee des Dramas bezeichnen. Der Streit ist um so bedeutamer, weil er zur Begründung der Hohenzollernherrschaft in der Mark führt, und weil die beiden entgegengesetzten Standpunkte durch zwei Brüder vertreten werden. Der Gegensatz der

feindlichen Brüder ist hier also wieder ganz anders als der zwischen Orestes und Polynikes, zwischen Don Manuel und Don Cesar, zwischen Karl und Franz Moor. Zum eigentlichen Konflikt kommt es aber erst im zweiten Teil, und ein innerer Kampf findet nicht in Dietrichs, sondern in Konrads Brust statt. So spaltet sich die Teilnahme. Dietrich sinkt in unserer Achtung, je genauer wir ihn kennen lernen, und Konrad gewinnt unsere Sympathie immer mehr. Dem Gefüge der Handlung schadet es auch, daß der Hohenzoller erst gegen Ende des vorletzten Aktes auftritt. Ja das Interesse beginnt gegen den Schluß zu erlahmen, weil der Anfang des 4. Aktes etwas abfällt. In dieser Hinsicht ist also keine vollständige Geschlossenheit erreicht. Das Drama klappt zwar nicht ganz in zwei Hälften auseinander wie „Väter und Söhne“, aber es hat doch nicht die Einheit des Baues wie der „Menonit.“

Es ist aber lehrreich zu sehen, wie Wildenbruch der Einheit und poetischen Wahrheit zu liebe den ihm vorliegenden geschichtlichen Stoff umgestaltet hat. In der Geschichte war Dietrichs Bruder Hans von Quizow ein selbständiger Raubritter, der in der Burg Blaue saß und samt dem dritten Bruder Henning durch den Erzbischof Günther von Magdeburg gefangen wurde. Wildenbruch sieht von Hans ganz ab und schafft den Priester Henning, der in Paris studiert hatte, und sich eine Zeit lang in Berlin aufhielt, um zu der Gestalt des Scholaren Konrad. In der Geschichte huldigten die Quizows dem Hohenzollern anfangs und empörten sich erst nachher. Ein Zwiespalt fand zwischen den Brüdern nicht statt. Verschieden war auch ihr Ende. Hans wurde von Friedrich seiner Güter beraubt, später aber entschädigt. Dietrich entkam aus Friesack, irrte vogelfrei in der Mark umher und verkam. Unhistorisch ist auch das Verhältnis zwischen Dietrich und den Polen und Pommern. Barbara von Burg und die Prachtgestalt Röhne Finte sind ganz neu geschaffen. Die Charakteristik der Personen ist ganz Eigentum des Dichters.

Man hat ihm die Abweichung von der Geschichte zum Vorwurf gemacht. Aber „der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber“. Viel höher als die historische Treue muß ihm die poetische Wahrheit stehen, er muß seinen Stoff einem Idealisierungsprozesse unterwerfen. Er darf nicht nur die Überlieferung ändern, sondern er muß es sogar häufig. So verfahren Shakespeare, Schiller und Goethe in ihren historischen Dramen, so auch Wildenbruch z. B. in den Karolingern und im Harold. In den „Quizows“ aber hat der Dichter das Wesentliche beibehalten und ist der Überlieferung immer noch nahe genug geblieben, viel näher als z. B. in seinem „Bernhard von Weimar“. Und seine Änderungen sind durchaus passend, sie machen den Stoff erst poetisch

und bedeutend und dienen der dramatischen Einheit und Wahrscheinlichkeit.

Aber ist denn die Handlung des Dramas überhaupt wahrscheinlich und natürlich? Erklären sich die einzelnen Vorgänge aus dem innersten Wesen der Personen? Im allgemeinen, ja. Immer mehr fühlen wir die Notwendigkeit, daß die Quixos fallen müssen. Dietrich verschuldet seinen Untergang selbst. Er ist hart und unmenschlich gegen Wins, er stößt den liebenden, warnenden Bruder zurück, er lehnt sich nicht nur gegen den vom Kaiser gesandten Hohenzoller auf, sondern auch gegen das Gebot der Sittlichkeit überhaupt. Sein Tod ist das notwendige Ergebnis seines Charakters und seiner Handlungsweise. Wenn irgendwo, so haben wir hier eine Schuld, die gesühnt werden muß. Tragik liegt aber erst in Konrads Schicksal. Auch er trägt den Keim des Todes in sich; er muß sterben, wenn er sich nicht untreu werden oder seinen Eid brechen soll.

Schiller verlangt mit Recht in der Tragödie ein großes, gigantisches Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Aber mich wenigstens entläßt das Drama nicht mit dem reinen Gefühl der Befriedigung und Erhebung. Gehoben werden wir ja durch den Sieg des Guten. Aber im Grunde genommen, siegt der Hohenzoller doch mehr durch das äußere Mittel seiner Donnerbüchse als durch seinen Heldenmut. Ist es natürlich, daß der junge Konrad den riesenstarken Bruder erschlägt? Zum Grundgedanken des Stückes würde es allerdings nicht gut passen, wenn Konrad durch Dietrich besiegt würde. Der Schluß ist ja rührend und erschütternd. Aber hat es nicht etwas Anstößiges und Peinliches, daß Konrad von dem eigenen Bannerträger erdolcht wird? Wir bedauern das herbe Schicksal, es fehlt aber doch die Einsicht, daß es so kommen mußte. Kurz der Eindruck des Willkürlichen und Zufälligen läßt sich am Schlusse nicht ganz verwischen.

Auch sonst sind die „Quixos“ ebenso wie Wildenbruchs übrige Dramen, besonders das wirkungsvollste, „Die Karolinger“, nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten. Würde Dietrich in Wirklichkeit, wenn er in Fehde mit den Berlinern war, seinen Bruder so lange in Berlin gelassen haben? Ist es wahrscheinlich, daß ein Bögling der Domschule einen Vertrag mit den Berlinern schließt? Ist es nicht auffallend, daß diese überhaupt zu einem Bündnis mit Dietrich bereit sind, der ihnen bisher nur geschadet hat? Ist es psychologisch begründet, daß der alte Wins dem Dietrich flucht, der doch seiner Tochter in Straußberg das Leben gerettet hat? Ist es nicht wunderbar, daß der Geist der Agnes Wins beim bloßen Anblick Konrads wieder licht wird? Aber alle diese Einwürfe hat sich der Dichter vielleicht schon selbst während der Arbeit

gemacht und beantwortet. Und für Fehler des Stückes werden wir durch seine Vorzüge reichlich entschädigt. So durch die Charakteristik.

Die Handlung muß Ausfluß der Charaktere sein. Wildenbruch weiß nun seine vielen Personen nicht nur geschickt zu bewegen, nein, er hat es auch verstanden, und mehr als in seinen früheren Dramen verstanden, seinen Personen lebendige Seelen einzuhauchen. Wir haben es meist nicht mit schemenhaften Gestalten zu thun, es sind fast alles Menschen von Fleisch und Blut, die er uns darstellt. Eine ganze Reihe der verschiedensten Charaktere tritt uns entgegen. Manche sind mit wenigen Strichen gekennzeichnet, wie z. B. die Pommernherzöge, andere sind tief und fein ausgearbeitet. Ohne in schematische Gegenüberstellung zu verfallen, hat der Dichter das Kunstmittel des Kontrastes angewandt.

Was für ein Mensch ist nun Dietrich? Er ist die bedeutendste Persönlichkeit des Stückes und hat entscheidenden Einfluß auf den Verlauf der Handlung. Er ist voll kühnen Selbstbewußtseins, von großer Willensstärke, tapfer, offen und nicht ohne Ritterlichkeit. Frisch und unmittelbar folgt er dem Naturtrieb, ohne von des Gedankens Blässe angekränfelt zu sein. Geleitet wird er von der Herrschsucht, aber in gemeinerer Weise als Macbeth, Wallenstein, Fiesko und andere tragische Helden; es fehlt ihm die sittliche Größe, wenn er auch nicht solch Schurke ist, wie der Graf Bernhard in Wildenbruchs Karolingern und Matthias im Menoniten. Shakespeares Richard III. ist ihm an geistiger Bedeutung und Großartigkeit weit überlegen. Von einer gewissen Großartigkeit ist nur Dietrichs Selbstsucht. Er ruft aus: „Unser Wille, unser Recht!“ und „Gesetz — Gesetz — so wißt, daß ich auf Erden nichts so verachte wie das Wort Gesetz! Gesetz ist Bündnis aller feigen Memmen wider den starken, mutigen, freien Mann!“ Er spricht stets von der Freiheit, findet sie aber nur in der schrankenlosen Macht und Willkür. Er ist übermütig, trotzig, unbeugsam, den Regungen des Mitleids nicht zugänglich, von eiserner Folgerichtigkeit des Handelns, voll Rachsucht und ohne Gnade gegen den Beleidiger. Ohne das heilige Amt zu erkennen, das ihm das Schicksal anbietet, sagt er: „Mein Volk, mein Volk! Das thörichte Gerede! Wo ist mein Volk? Mein Vaterland bin ich!“ Überall rohe Kraft ohne Gefühl! Gehoben wird er nur durch seine Liebe zu Barbara, aber er ist zu stolz, sie sich vom König Jagello zur Ehegemahlin zu erbitten. Beim ersten Wiedersehen mit Konrad zeigt er einige Bewegung, aber diese Stunde nennt er selbst die sonderbarste seines Lebens. Sonst ist seine Seele starr, meines Erachtens zu starr für einen dramatischen Helden. Ich erkenne ja an, daß Dietrichs Charakter von historischer Wahrheit ist; solch ein Mann war im 15. Jahrhundert sehr wohl möglich. Und er ist vom Dichter

mit scharfen Zügen gezeichnet. Aber bei dem Haupthelden eines Dramas darf das psychologische Problem nicht fehlen.

Im Gegensatz zu Dietrich ist Friedrich von Hohenzollern lauter Edelmut und Tugend. Ihm fehlt es an scharf ausgeprägten Zügen. An Stelle der Thaten treten wortreiche Selbstgespräche. Wir hören nicht einmal etwas von seinen früheren Leistungen für den Kaiser. Er kommt uns fast wie ein Fremdling aus der anderen Welt vor, der die Erde beglücken will. Man wird an Lohengrin erinnert. Seine Rolle führt leicht zu übertriebenem Pathos.

Wie Max Piccolomini als Idealist den realistischen Wallenstein ergänzt, so stellt sich Konrad neben Dietrich. Reich an Glauben und Hoffnung, eine empfindsame Natur, schwärmend für alles Gute und Hohe, tritt er in die ihm fremde Welt ein und sieht sich bald getäuscht, getäuscht durch den eigenen Bruder. Unsere innige Teilnahme begleitet ihn, denn er ist ein wirklich dramatischer Charakter, der sich entwickelt, und ein tragischer Charakter, der infolge seiner an sich berechtigten Eigenart unter der Wucht des Schicksals leidet. Wie Schillers Don Carlos und wie Reinhold im „Menoniten“ wird er vom Jüngling zum Manne. Am Schlusse steht er dem Bruder an Stärke und Entschiedenheit des Willens nicht nach. Er erschließt uns sein innerstes Herz und hat einen ergreifenden Seelenkampf zu bestehen. Zu Grunde geht er, weil er für eine Sache zu kämpfen hat, die er nicht billigt. Die Rolle erfordert einen jugendlichen, feurigen Darsteller, der aber nicht viel kleiner als Dietrich sein darf, weil sonst dessen Bewältigung durch Konrad gar zu sehr auffällt.

Noch manche andere Charaktere des Stückes verdienen Erwähnung, so der lebensfrohe Perwenitz, der nicht ohne Schwung des Geistes ist, sich aber im Quijow gründlich verrechnet, der eigensinnige und doch gutmütige Stroband, der maßlose, haßerfüllte Winz, dessen Klagen und Winseln allerdings unangenehm berührt und zu übertriebenem Spiel verführt. Eine lebensfrohe Gestalt ist besonders Köhne Finte, gemütvoll, voll Mutterwitzes, fest und „immer vornweg mit dem Mundwerk“. Einen Gegensatz zu der amazonenhaften, leidenschaftlichen Barbara bildet die sanfte Agnes mit ihrer zarten Liebe zu Konrad. Aber gerade die Frauencharaktere sind mehr angedeutet als wirklich ausgeführt. Vortrefflich gelungen ist die komische Gestalt des biedereren Wachtmeisters Hans Sturz.

Ähnlich wie die Personen ist auch die Zeit charakterisiert. Ein anschauliches Kulturbild vom Zustande der Mark im Anfang des 15. Jahrhunderts wird vor unseren Augen entworfen. Wir lernen das Leben der Bürger und der Ritter kennen. Das Treiben vor dem Rathauskeller, das Spielen und Tanzen der Jugend, das Untwesen der Raub-

ritter, ein prächtiges Festmahl, eine Hulldigung, die Belagerung einer Burg, die Eroberung einer Stadt, alles dies wird vor unsere Phantasie gezaubert. Manches die Zeit Kennzeichnende hätte vielleicht noch geschildert werden können. Aber der dramatische Dichter will und kann ja nicht wie der Romanschreiber ein nach allen Seiten ausgeführtes Zeitbild, sondern nur einen Ausschnitt aus dem Leben der Zeit geben. Er sondert alles Unwesentliche aus und läßt unerwähnt, was ihm für seinen Zweck unnötig erscheint.

Man hat Wilbenbruch vorgeworfen, daß ihm die Darstellungsgabe ganz gebreche, und daß seiner Sprache jegliche Wahrheit und Eigenart fehle. Dieser Vorwurf ist ungerecht, besonders mit Rücksicht auf unser Drama. Ein Fortschritt gegen die früheren Dramen ist nicht zu verkennen. Der Ausdruck ist nicht eintönig oder schwülstig, sondern kräftig, treffend, anschaulich durch Bilder und Vergleiche, an manchen Stellen von schönem Rhythmus und geradezu glänzend. Man wird zuweilen an Schiller erinnert. Wie edel ist z. B. die Sprache des Hohenzollern:

„Aus meiner eignen Brust
Nehm ich das Herz voll Willen, Kraft und Liebe
Und pflanze es in dieses Landes Boden
Wie einen Samenkern, der Früchte treibt,
Daß niemand künftig mehr zu scheiden wisse,
Was Brandenburg empfing von Hohenzollern
Und Hohenzollern Brandenburg verdankt.“

Friedrich begrüßt die aufgehende Sonne mit den poetischen Worten, die an den Einzugschor der „Antigone“ erinnern:

„Und sieh, du nahst, von Tau beschwerter Wimper,
Abschüttelnd Nacht und Dunkel, heiliges Licht!
Dich grüß ich, erster Tag auf märkischer Flur.“

Nicht minder schön sagt Konrad:

„Jetzt, da die unbefleckte Morgenfrühe
Das Land mit ahnungsvollem Schweigen deckt,
Laß uns den Abschied nehmen.“

Ganz anders geartet und doch der Lage angemessen sind seine Worte am Schluß:

„Sprich nicht von Mord! Blutfieber birgt die Stunde,
Und Mord steckt an. —
Die Stunde will ein Ungetüm gebären.
Stech ein das Schwert! Das Auge deines Stahls
Erweckt es! Fort das Schwert!“

Und kurz darauf zieht er selbst das Schwert mit den Worten:

„Stahlzunge, die für Brandenburg geschworen,
Heraus aus deinem Rachen. Zeit ist da!“

Man sieht, es fehlt dem Dichter nicht am Ausdruck für die Leidenschaft und für die sanfte Empfindung. Friedrich, Dietrich, Konrad, Berwenitz, Köhne, jeder hat seine eigene Sprache, obgleich die Abstufungen manchmal noch feiner sein könnten.

Viel seltener als früher führt den Dichter eine ungezügelter Phantasie an falscher Stelle zu feierlichem Pathos, seltener wird der rechte Ton verfehlt. Zuweilen aber läßt auch die Sprache dieses Dramas noch das rechte Maß vermissen, besonders in den Reden des alten Wins, die zum Teil unnatürlich sind. Manchmal ist überhaupt stark aufgetragen, es wird viel gelärmt, die Kraftausdrücke häufen sich. Jobst wird genannt ein „Erzlump“, ein „böhmischer Judas“, ein „verfluchter Slave“. Die Schloßgeseffenen sind „Teibels“. Dietrich von Quizow wird mit Namen beehrt wie „Teufelströte“, „Gaisfisch“, „Drache Brandenburgs“, „Satansknochen“. Dafür giebt er den Berlinern die Ehrentitel: „Elende Wetterfahnen“, „Froschquater von der Spree“ und „blökendes Herdenvieh“. Köhne nennt die Pommern nicht nur „pommersche Spickgänse“, sondern auch „pommersche Schwuchtlümmel“.

Wie bei Shakespeare sind in diesem Drama die erhabenen Stellen in Versen, die weniger getragenen in Prosa abgefaßt.¹⁾ Dieser Unterschied findet sich bereits in des Dichters „Marlow“ und im „Neuen Gebot“. Er ist auch für die Charakteristik verwertet. In den üblichen dramatischen Versen sprechen die tragischen Personen, oder wenn ich so sagen darf, die Personen hohen Stils wie Friedrich, Dietrich, Konrad. Die Berliner sprechen meistens in Prosa. Kühn und eigenartig aber ist, daß dieses nicht hochdeutsche Prosa, sondern echt Berliner Deutsch ist, wie es allerdings auch schon in einer Scene der „Väter und Söhne“ vorkommt. Man nimmt nun Anstoß daran, daß der Dichter in den „Quizows“ Personen des 15. Jahrhunderts in der Mundart der heutigen Berliner reden läßt. Aber derselbe Anachronismus liegt ja vor, wenn Friedrich und andere Personen des Stückes sich unseres jetzigen Hochdeutsch bedienen. Wäre die Poesie eine bloße Nachbildung oder ein Abklatsch der Wirklichkeit, so müßte z. B. Goethes Tasso italienisch und Schillers Maria Stuart schottisch sprechen, dann dürften dramatische Personen auch nicht in Versen reden. Gerade die „Quizows“ sind nicht ohne Realismus, aber zu den modernen Realisten gehört Wildenbruch Gott sei Dank nicht. „Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen, und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen“. Der Künstler führt uns eben in eine idealisierte

1) Der „Generalfeldoberst“ und der „Neue Herr“ sind übrigens wieder rein in Versen geschrieben, und zwar nicht in jambischen Fünffüßlern, sondern in den echt deutschen Reimpaaren wie „Wallensteins Lager“ und „Faust“. „Bernhard von Weimar“ hat Prosaform.

Welt, in eine Welt des Scheines, welche nirgends in Wirklichkeit ist, sondern nur in seiner Phantasie Gestalt gewonnen hat. In dieser Welt sprechen die Personen nicht die Sprache ihrer historischen Vorbilder, sondern die Sprache des Dichters, oder genauer, eine Sprache, die für seine Personen kennzeichnend und für seine Zuschauer verständlich ist. Wenn es die Charakteristik wünschenswert macht, darf der Dichter also auch über die Grenzen des eigentlichen Schriftdeutsch hinaus in die Mundart oder in die volkstümliche Sprache übergehen, vorausgesetzt, daß er dabei verständlich bleibt, und er darf es um so eher, wenn er dadurch der Darstellung einen humoristischen Anstrich geben will.

So finden sich in den „Quixows“ viele scherzhafte und derbe Wendungen und echt berlinische Ausdrücke. Zu den oben gegebenen Beispielen füge ich noch folgende: Köhne Finte sagt: „Die Böhmer haben das nackte Leben unter die Arme genommen und sind ausgerückt“, „Dietrich ist ein Kerl wie den Riesen Goliath sein Mastbaum“, „denn aber is es mit die Freundschaftsknüpperei Eßig“, „um bucklig zu werden, ist das“, „die beiden Pommern, die mich am Schlafittig haben“, „meine Ohren haben ja immer dichte dabei gestanden, wenn mein Maul was Unnützes geredt hat“, „aufzuwarten, mit drei Schubladen voll Hochachtung“. Als ihn Dietrich fragt: „Bist du ein Schlaukopp oder ein Hammel?“ antwortet er: „Soviel mir bekannt is, bin ich zweibeinig auf die Welt gekommen“. Jemand berichtet selbst von Dietrich Quixow, er habe gesagt: „Der Teibel sollte jeden holen, der ihm was befehlen wollte, und wenn's der Kaiser von Afrika wäre“. Der biedere Wachtmeister sagt zu seinen Leuten: „Wie der Herrgott das Denken gemacht hat, hat er vergessen, euch zu sagen, wie es gemacht wird“. Und er bricht in den Stoßseufzer aus: „Hat denn keener keenen Tropfen zu drinken nich?“

Das Drama erregt also nicht nur Rührung und Erschütterung oder schulmäßig ausgedrückt Mitleid und Furcht, sondern es setzt auch die Lachmuskeln in Bewegung. Wildenbruch hat somit Recht, es nicht Trauerspiel, sondern Schauspiel zu nennen, obgleich auf den Namen sehr wenig ankommt.

Ich fasse mein Urteil zusammen. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Stück manche Mängel hat. Es fehlt ihm die völlige Geschlossenheit und zuweilen auch die Wahrscheinlichkeit der Handlung, aber weniger als anderen Wildenbruchschen Dramen; Charakteristik und Darstellung sind nicht ohne Übertreibung; schöne Harmonie ist nicht überall erreicht. Hier ist aber zu bedenken, daß selbst die Werke der größten Dramatiker nicht alle Anforderungen und Wünsche erfüllen; man muß sie eben genießen, wie sie sind. Und wenn die „Quixows“ auch kein völlig ab-

gerundetes Kunstwerk sind, so hat Wilbenbruch doch das erfüllt, was Goethe als Hauptaufgabe des Dichters bezeichnet, nämlich: „Anschauungen und Eindrücke in sich künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselben Eindrücke erhalten, wenn sie das Dargestellte hören oder lesen“. Das Drama läßt uns nicht kalt, sondern durch würdigen Stoff, vaterländischen Sinn, volkstümliche Behandlung, poetische Kraft, ergreifende Auftritte, lebendigen Dialog und manche Schönheiten im einzelnen wirkt es auf unser gesamtes Seelenleben. Und das ist ja gerade das Merkmal des echten Dichters, daß er uns in seinen Bann zieht, daß er uns hinreißt. Und das Stück hat nicht nur eine vorübergehende Bühnenvirkung, sondern hinterläßt auch einen bleibenden Eindruck. Wilbenbruch läßt sich zwar nicht auf eine Stufe mit Schiller und Shakespeare stellen, wie wohl geschehen ist, aber er ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten deutschen Dramatiker der Gegenwart. Wärme der Empfindung und reiche Phantasie sind mit Gestaltungskraft verbunden; es ist ihm hoch anzurechnen, daß er seine Helden nicht im klassischen Altertum oder in der Fremde, sondern in Deutschland sucht; seine Schöpfungen sind immer vollkommener geworden; es ist sein Verdienst, in den Gebildeten die Teilnahme für das ernste Drama wieder geweckt zu haben. Freuen wir uns seiner Leistungen und hoffen wir, daß uns seine schöpferische Kraft noch manche bedeutende Bühnenstücke beschere!

Zum Umlaut.

Von Rudolfildebrand.

1. Die sogenannte Mouillirung.

Über die Entstehung des sog. Umlauts ist seit einiger Zeit eine Lehre im Gange, die nun wie unantastbar und endgültig fast allgemeine Geltung gewinnt,¹⁾ getragen zumal von Namen besten Klanges, die ich doch gleich bei ihrem ersten Auftreten als schwer verfehlt bezeichnen mußte. Sie war begreiflich als Ausfluß einer verfehlten Grundrichtung in Auffassung des Sprachlebens, nämlich der einseitig und bloß physiologischen, die ja mit triumphirender Miene austrat, als wäre durch sie endlich der Stein der Weisen in der wissenschaftlichen Behandlung der Sprache entdeckt, die aber nun doch in eine bescheidenere Stellung zurücktreten und dem geschmähten Gegner neben sich sein Recht einräumen muß.

1) Neuerdings hat sich Wilmanns davon losgesagt, in seiner deutschen Grammatik, Straßb. 1893, 1, 194.

Die Philologie hat darin das Schicksal der Philosophie getheilt, in deren Schlepptau sie lief, wie andere Wissenschaften auch, die aber selbst eigentlich mit derselben Einseitigkeit nichts als Physiologie sein wollte.

Die neue Lehre trat zuerst auf bei W. Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache, Berl. 1868 S. 141 flg. (2. Ausg. 1878 S. 71 flg.). Da wird, in einem Zusammenhange von geistreichen und feinsinnigen Erörterungen, wie sie Scherer eigen sind (aber geistreich und feinsinnig sind an sich noch keine Gewähr für wahr), für den Umlaut eine Erklärung vorgetragen, die darauf ausgeht, nicht nach dem alten Schleudrian psychologisch zu sein, sondern weiter und höher zu gehen.

Scherer führt die Erklärung Theod. Jacobis an, der im Umlaut „eine Anticipation des Ableitungs- oder Endungsvocales in der Vorstellung“ sah (S. 25, so auch Steinthal), das geht aber nach Scherer nicht über eine gewisse teleologische Außerlichkeit hinaus, er sucht vielmehr den „Causalzusammenhang und daher zunächst die Natur des mechanischen Vorganges“ — also teleologisch und mechanisch scharf gegenüberstehend, der letztere Begriff als der Sieger, der erste als der überwundene Irrtum der in der Wissenschaft Zurückgebliebenen; es spielt sich in der grammatischen Kleinigkeit der philosophische Principienkampf der Zeit ab, der aber gerade hier im Kleinen am besten und sichersten zu übersehen ist.

Der causal-mechanische Vorgang wird nun in der sog. Mouillirung gefunden, jener Erscheinung, die uns hauptsächlich aus dem Französischen bekannt ist, aus dem auch der Name stammt, wonach ein der Endung angehöriges i (j) mit einer Liquida (l, n, r), die den Stamm schließt, eine Art Kampf eingeht, wobei das i (j) sich mit der Liquida anscheinend zu einem Laute verschmilzt, sie aber auch gleichsam überwindet und nun vor ihr statt hinter ihr auftritt. Als Probe der zweiten Art können Bildungen im Griechischen, wie *ἀγέλω* für ursprüngliches *ἀγέριω*, *κρέλω* für *κρέριω* dienen, als Probe der ersten Art franz. mouiller (erweichen) selbst, *tailleur*, *feuilleton*.

Aber bei aller Ähnlichkeit unseres Umlauts mit jener Erscheinung, die ich nicht leugnen mag, zeigen sich doch, wenn man genau zusieht, nicht nur wie aus der Vogelschau, solche Unterschiede, daß man beide durchaus wird trennen müssen.

Bei der Mouillirung im genauen Sinne, d. h. bei der französischen, auf die es ja auch bei der Vergleichung hauptsächlich abgesehen ist, wird ja das ll durch das i, das darüber kommt, beschädigt, gleichsam zernagt und aufgelöst, ja ganz heraus genagt, denn an *tailleur* hört man nach Pariser Aussprache von dem ll gar nichts mehr, was aber davon etwa noch übrig ist, einem Schatten gleich, das klingt keineswegs nach dem i,

wie die Schreibung doch sagt (franz. *taille*, lat. *talea*, dann *talia*), sondern mit dem *i* so gemengt, daß es ebenso noch nach ihm anflingt.

Das alles ist ja unserm Umlaut ganz fremd. Dieser thut dem Consonanten, der ins Spiel kommt, so gar keinen Schaden (verdoppelt oder steigert ihn sogar unter Umständen), daß von einem Erweichen, *mouiller* gar keine Rede sein kann, geschweige von einem Aufzehren, einem Herausnagen, wie dort bei den französischen *ll*. Wie hätte das auch bei *t*, *p*, *k*, vollends bei Häufungen wie *mb*, *nd* geschehen sollen? Wie und wann sollten diese harten, schweren Laute (das *l* ist ja seiner Art nach halb vocalisch), wenn sie herausgenagt gewesen wären, wieder eingesetzt worden sein, wie man sich in Frankreich (z. B. Littré) jetzt bemüht, das verlorene *ll* wieder einzusetzen?

Ferner hat es mit dem *i*, um das es sich handelt, bei uns und bei der wirklichen *Mouillirung* doch eine ganz verschiedene Bewandniß. Bei dieser strebt das *i* aus der Endung weg in den Stamm hinüber, beim Umlaut aber bleibt es an seiner Stelle (wird nur später zu *e* herabgestimmt) und färbt den Stammvocal nach sich, tritt nicht in ihn über wie dort. Wenn ahd. *plat* den Plur. *pletir* bildet, so ist von einer Gefährdung des *t* nicht entfernt die Rede, das *i* bleibt an seiner Stelle und wirkt von da aus über das *t* hinweg färbend auf den Stammvocal — der Vorgang ist ein ganz anderer als der bei der sog. *Mouillirung*.

Allerdings nimmt Scherer auch für den Umlaut den Fall an, daß das Endungs-*i* in die Stammsilbe hinüber tritt und darüber wol auch seine Stelle verläßt. Aber die kleine gegen die andern Fälle verschwindend kleine Zahl von Schreibungen, auf die er diese Annahme aufbaut, können diese nicht begründen, sind auch zum Theil ganz anders aufzufassen, s. darüber unter 3. Wenn er aber, wozu ihn freilich diese Annahme drängte, weiter annahm, daß für das *e* als Umlaut zuerst wirklich *ai*, für *ü* wirkliches *wi* gegolten habe usw., die erst dann durch eine Art Verfall in der Kunst des Sprechens zu *e* und *ü* geworden wären, so ist das ebenso wenig in den Thatfachen begründet, wie es unmöglich ist. In *pletir* also sollte zuerst das kurze *a* zu einem Diphthong *ai* und dieser dann wieder zu einem kurzen *e* geworden sein? Wie unmöglich. Es ist in der ganzen „Theorie“ wirklich wie eine Unmöglichkeit auf die andere gebaut.

Am unmöglichsten aber ist die Annahme, mit der er der psychologischen Behandlung, der „teleologischen Außerlichkeit“ zu entgehen gedenkt. Indem er nämlich das Übertreten des *i* der Endung in den Stamm sich „causal mechanisch“ geschehend denkt, so fußt das doch auf der Annahme, daß das *i* schon da war, wenn man das betreffende Wort

zu sprechen begann? Daß also in dem angeblichen *willen* für *mullian* (s. unter 3) das *i* schon da war, ehe der Sprechende an das *ll* kam? Freilich ja, aber wo denn? Doch nur in der Vorstellung? im sprachlichen Bewußtsein? Ich kann aber Scherer's Verfahren nicht begreifen, außer mit der stillen Annahme seinerseits, daß der Vorgang kein zeitlicher, sondern ein räumlicher sei, daß er sich die Laute nicht als nacheinander klingend dachte, sondern als nebeneinander stehend, also alle zugleich vorhanden, wie in der Schrift vor dem Auge.

Daraus ergibt sich aber: auch für diese Auffassung, die nur mechanisch sein will, gibt es doch kein bloß mechanisches Geschehen (wie das Niesen, Husten), das nur im Munde vor sich ginge, sondern das eigentliche Geschehen liegt hinter dem Munde, der nur mit seinen dafür hergerichteten merkwürdigen Werkzeugen (die freilich, wie alle Werkzeuge, ihre Mechanik haben) das von innen heraus Gewollte ausführt. Kann man doch keinen kleinsten Satz sprechen, ohne daß man gleich zuerst auch das letzte Wort, oft das wichtigste, aus dem alles entspringt, im Willen und Wissen gegenwärtig hätte (vollends eine ganze Rede), warum denn nicht ein Wort, das eben so gut seinen zeitlichen Verlauf hat, wie Satz und Rede?

Wenn aber dabei das sog. teleologische Verfahren als ein äußerliches bezeichnet, also für das mechanische der Vorzug des innerlichen Verfahrens in Anspruch genommen wird, so ist es doch damit gerade umgekehrt. Aber diese Modeströmung, die ein Menschenalter lang die Geister beherrschte und der vorherigen zu scharfen Betonung des Innern, Idealen gegenüber nur noch Äußeres, Greifbares gelten lassen wollte, sie ist nun dem Ende des Jahrhunderts zu doch im Verrauschen begriffen und die von ihr überströmten grünen Inseln, die Geist und Gemüth zu wirklicher Ruhe einladen, tauchen wieder auf. Auch die Teleologie ist doch nicht mehr der Popanz, mit dem sich Streber, die mit an der Spitze marschiren wollten, gleich in gelinden Schrecken setzen ließen, als ob sie damit in eine überwundene finstere Zeit zurückstürzten. Hat doch Moleschott, der entschlossenste und geistvollste Vertreter des Materialismus, der für den Führer der Bewegung galt, am Abend seines Lebens i. J. 1887 in einer Rede, die Erklärung abgegeben, die aus der Tiefe schöpfend, die zugleich die lebendige Mitte ist, seiner eignen Weltanschauung gegenüber mit ihrer Einseitigkeit alles wieder ins Gleiche setzte: „Die Harmonie des Universums offenbart sich in allem Geschehen, und wenn wir mit einem Blick es umspannen könnten, so würden die Ursachen mit den Zielen zusammenfallen, die Teleologie und die Causalität würden die zwei Seiten einer einzigen Medaille sein“ (Allg. Zeit. 1893 Nr. 170 Beil. S. 6).

2. Wie der Umlaut entstanden ist.

Man hat aber die wirkliche Erklärung der Erscheinung ganz in der Nähe an sich selbst, wenn sie auch gar kein gelehrtes, physiologisches oder philosophisches Mäntelchen trägt, sondern als einfältige Thatsache hintritt, d. h. man kann den Umlaut jeden Augenblick im eignen Munde wie neu entstehen sehen oder hören und fühlen.

Die Umlautung hat beim kurzen a begonnen, dem ein i folgte. Man braucht dieß aber nur unmittelbar auf jenes folgen zu lassen, also im Diphthong ai, so zeigt sich was ich meine. Wer also z. B. kaiser spricht — ich folge da freilich meiner Mundart, die aber damit den Durchschnitt darstellen wird — so hört man darin kein reines a. Seht man dieß aber mit Gewalt durch, so ist dazu mehr Zeit nöthig, als wir sonst darauf verwenden können, und das a und i hören auf, als rechter Diphthong einem einzigen Laute zu gleichen, sie treten mehr aus einander, als wollten sie sich trennen, oder thun dieß schon. Was aber für gewöhnlich wirklich in kaiser für das ai erklingt, darin ist das a dem i näher gerückt, es gehört schon in die o Reihe, die sich zwischen a und i in eigentlich unmeßbaren und unzählbaren Abstufungen, dem a oder dem i näher, bewegt. Daher auch die Schreibung weizen, kreis, heiser usw., die wirklich richtiger ist als waizen, krais (schwäb.) usw., d. h. die Vielseitigkeit des e vorausgesetzt, da ja kurzes ä im ältern Gebrauch sehr beschränkt ist. Landschaftlich, z. B. in Ostpreußen, ist ja das ai völlig zu ei (e-i) aufgestiegen, so daß keiser, weizen, heiß usw. genau mit ei gesprochen erklingen, wie weise, seide, wein auch.

Das ist denn der Umlaut, wie ihn jeder wider Willen sich selbst neu bildet, man kann ihm nicht entgehen.

Zur Bestätigung und Beleuchtung dieses Vorgangs kann das Schicksal des ai im Bairischen dienen, das ja da seltsamer Weise zu oa geworden ist, kaiser zu koaser usw. Das ist so zugegangen.

Der bairische Mund muß in ai das a mit Fleiß deutlich festgehalten haben. Da brachte es aber die Schwierigkeit, daß a und i für rasches Sprechen zu weit aus einander liegen, mit sich, daß nur das i etwas von seiner Reinheit hergeben und dem a näher kommen mußte. Daher die Schreibung ae (d. h. nicht æ), die im 15., 16. Jahrhundert bairischen Schreibern mitten unter ai entschlüpfte¹⁾:

so pistu nun alain (als Zeuge)
und der knecht spricht dar zue: naen.

Kellers Fastnachtsp. 995, 13.

nun schweigt und last ewer geschrae,
der krieg (Proceß) ist nun entzway.

1001, 23.

1) Dieß zugleich als Nachtrag zu Weinholds bair. Grammatik S. 98.

In dem handschriftlichen Bericht eines bairischen Hauptmanns Wingerer von der Schlacht bei Pavia i. J. 1525: zwae tausent knecht Anz. des germ. Mus. 1868 Sp. 347; der Frantzosen geraesiger zeug (Reiterei). 348, kurz vorher unser geraysigen das. und öfter; haben ir geschütz vor inen geschlaeft (geschleift, geschleppt). 348; sein den merer tael (zum größten Theil) all ertrunken. 349.

Es läßt sich erkennen, daß König Maximilian so sprach, wenn er brieflich i. J. 1498 z. B. auf paeden paenen (beiden Beinen) schreibt.¹⁾

In diesem ae muß nun aber nachher das a zu o aufgestiegen sein, wie einfaches â in Menge zu ô wurde, oder sich ihm näherte, auch in mitteldeutschen Mundarten. Daher dann jenes bairische ae zu oe aufgestiegen, darin aber das e zu a gesunken, womit sich dieses freilich von dem ursprünglichen i entfernte so weit als möglich. Das oa muß aber dem Bedürfniß des Wohlklanges besser genügt haben, als oe. Daher nun z. B. oans, zwoa, drei.

Dies ae für ai kann übrigens zugleich die sog. Brechung deutlich oder hörbar machen, indem da a, um ganz rein zu sein, das i etwas zu sich herniederzieht, nur daß es das i da hinter sich hat, nicht vor sich, wie in der gewöhnlichen grammatischen Brechung, wobei ja aber das Herunterziehen des i begreiflicher scheinen muß, als im andern Falle, zumal in dem ae das a den vorwiegenden Ton für sich hat, der bei der gewöhnlichen Brechung dem a entgeht.

Derselbe Vorgang, nur in umgekehrter Stellung, zeigt sich, wenn in Leipzig das ja in gemüthlichem Hauston zu ia wird (auch ôiâ, ohja), dieß aber in nachlässigerem Sprechen, wenn man z. B. müde ist, auch zu eâ, worin dann deutlich das i dem a zu Gefallen zu e heruntersinkt. Ähnliches wäre von der Behandlung des au zu berichten, wo sich gleichfalls in der wirklichen genau gehörten Aussprache das a dem u oder das u dem a etwas nähert, weil für die heutige Schnelligkeit unsres Sprechens beide Laute im Munde zu weit auseinander liegen.

Um aber auf den eigentlichen Umlaut zurückzukommen, so bleibt noch übrig, das Schicksal des a im Umlaut mit dem des ä in kaiser überein zu bringen, d. h. glaubhaft zu machen, daß z. B. ein t zwischen dem a und i die Rückwirkung des i nicht störte. Das t war ja aber nicht wie eine Mauer, durch die das i vom a völlig getrennt wurde und durch die es sich gleichsam hätte hindurch nagen müssen. Das t war und ist so zu sagen nur ein Augenblickslaut, den wir uns beim Sprechen

1) Briefe im weimariſchen Archiv, ſ. E. Wülfel, Die Entſtehung der kurſächſiſchen Kanzleiſprache S. 25. Ubrigens findet ſich dieß ae noch jezt mundartlich in Baiern ſtatt des herrſchenden oa, ſ. Schmeller, Die Mundarten Baierns S. 38.

nach kurzem Vocal jetzt zu lang machen, daß er körperlicher wird als nöthig ist. Will man sich die Kürze eines solchen Lautes, wie die alte Sprache sie voraussetzt, zu Gehör bringen, so taugt dazu z. B. zu ahd. manag das Subst. menigî Menge; da ist das n so leicht zu kürzen, daß man das e-i aus a-i noch begreifen kann. Wie sehr unser Sprachgefühl und die Kunst des Hörens jetzt verloren hat gegen damals, kann man z. B. am Stabreim sehen. Das Gefühl dafür ist von der Schule wieder erweckt und ins Bewußtsein getreten. Au zittern und zagen z. B. hört ihn jeder Gebildete wieder. Nicht aber in Fällen, wie z. B. in Schillers Verse „Da ist kein Widerstand und keine Wahl.“ Das wi- und wa- liegen für unser Ohr, dem die Übung verloren ist, zu weit auseinander, um den alten Anklang zu geben.

3. Wie man den Umlaut bezeichnete.

Er blieb ohne Zweifel lange, vielleicht sehr lange unbezeichnet, schon darum, weil die lateinische Schrift, in der sich ja die Schreiber bewegen mußten, für viele Fälle ein Zeichen nicht darbot, aber und noch mehr wohl darum, weil die Gewissenhaften darin eine Entstellung des reinen Lautes, einen Verderb sehen mochten. Ist er doch auch bis heute nicht rein durchgedrungen, sehr merkwürdig z. B. in mitteldeutsch funzig, funfzehn neben fünf.

Da ist es denn besonders lehrreich, wie man sich beim Umlaut des u endlich half. Wenn im Georgslied 38 (Müllenhoff und Scherer's Denkm. XVII) in der Handschrift müllen geschrieben steht, im Texte mit mullen gegeben, gewiß richtig, während sich die Anm. Scherer's noch unsicher ausdrückt: „durch das ui in muillen scheint der Umlaut bezeichnet zu sein, auffallend genug!“ Aber die Schreibung mit ui gibt der Sache eine falsche Wendung. Das i ist eben nicht in die Linie der Buchstaben aufgenommen, sondern nur einem davon zugesetzt als Lesenzeichen, wie der Punkt, ursprünglich Strich über dem i, wie ein Strich über dem m, der seine Verdoppelung meint. Was der Schreiber mit dem u und übergesetzten i meinte? „Ein u, das aber nach dem i hin klingt“, der erste Schreiber, der diese Auskunft fand, wie es keine bessere geben konnte, fand gewiß rasch Nachfolger. So kürbz, Kürbis, Haupt's Zeitschr. 9, 397. So in der von Joh. Haupt herausgegebenen Erklärung des Hohen Liedes aus dem 12. Jh. únsich 93, 3, chúski 94, 16, túre 138, 31, kúnde usw. Zu bemerken ist dabei, daß z. B. in túri das i etwas vor dem u über der Zeile steht; was für die Aussprache nicht gleichgültig ist. Wenn aber das i doch auch in die Zeile aufgenommen wird, wie in tuitili papillae Haupt 5, 201 b (mhd. tütel), so ist das wohl nur Bequemlichkeit oder Nachlässigkeit, die keinen Diphthong ui bezeugt.

Wie diese Auffassung und Bezeichnung des umgelauteten u durchschlagend wirkte, zeigt sein mhd. Zeichen u mit einem geraden oder etwas schrägen Strich darüber, der nichts ist als das seines Punktes beraubte i. Die heutige Schreibung ü geht auf ū zurück, das sich im 14. 15. Jahrh. unpassend für ü einschlich. Aber die Benennung des ü als u-i hat sich in Schulen und Druckereien bis in unser Jahrhundert erhalten, und noch nach 1800 kann man z. B. in österreichischen Drucken z. B. im Anfang eines Satzes Ui für Ü finden, das im Setzkasten nicht vorhanden war, sodaß jener erste Einfall des unbekanntes ahd. Schreibers seine tausend Jahre nachwirkte.

Für den Umlaut des o (ô) that e denselben Dienst, wie i beim u, also ô, oe, auch öe (Weinhold, bair. Gramm. S. 41), gemeint: ein o das nach e klingt. Daher selbst eo geschrieben, was nur dadurch begreiflich wird, daß man den e-Laut, in den das o einlenkte, doch auch als Hauptsache voranstellen konnte, s. bei Weinhold bair. Gramm. S. 67 heorend, Eosterriche u. dgl. (12. Jahrh.).

Auch beim Umlaut von a (â) diente dieses e in gleicher Meinung, man schrieb zuerst ae, æ, â, d. h.: ein a das aber nach dem e klingt, und wenn man an das zweite zuerst dachte, steht es auch voraus, ea, also wie vorhin Eosterriche; s. Weinhold alem. Gramm. S. 16. 17. Wenn ganz früh bloßes e als Umlaut von a (kurzweg) erscheint, so muß man dabei der Mannigfaltigkeit des e-Lautes gedenken, die ja heute noch besteht.

Wenn aber auch bei a und o ein i erscheint zur Bezeichnung des Umlauts, also ai, oi, so sind die verschwindend wenigen Fälle durchaus ungeeignet, die von Scherer (zur Gesch. usw. S. 144) gewünschte Folgerung daraus zu ziehen. Es kann nur eine ungenaue Übertragung von dem Umlaut des u sein, den i bezeichnen soll.

4. Vom weiteren Schicksal des Umlauts.

In dem Aufsatz „Zur Geschichte der Aussprache aus neuester Zeit“ (S. 153 f.) war davon die Rede, wie aus dem ü in der Aussprache am Ende ein i, aus dem ö ein e, auch aus dem ä ein e geworden war, auch in der gebildeten Welt, was denn in den Reimen noch in unsrer großen Zeit von Schiller und Goethe erkennbar ist; auch wurde gezeigt, wie eine Rückbewegung zu reinem ü, ö, eu (mit dem ä hat es dabei seine eigne sonderbare Bewandniß) erst in sehr neuer Zeit sich geltend macht und in Bildungskreisen rasch seinem Ziele zueilt. Es wurde dabei aber auch geäußert, was wohl bei den Meisten auf Befremden stoßen mußte, daß diese Aussprache, die uns jetzt so ganz bildungswidrig und niedrig erscheint, keineswegs schlechtthin eine Entartung, die Folge einer bildungslosen nachlässigen Haltung, sondern

geschichtlich berechtigt war. Und davon hier noch ein Wort, wenn es auch keine Zustimmung finden sollte.

Das u kam durch den Umlaut, der an sich wirklich eine Entartung war, auf den Weg zum i, das o auf den Weg zum e, wie das a gleichfalls, und alle drei sind im Laufe der Zeit bei diesem i und e als ihrem Ziele angelangt; das ist es, was als Thatfache einfach vorliegt. Daß man sich von Haus aus dieses i und e als Zieles bewußt war, das zeigen die Schreibungen¹⁾ deutlich. Fragt sich nur, ob dieß Bewußtsein im Lauf der Jahrhunderte so weiter wirken konnte, wie da gedacht wird. Aber eben das ist die Annahme, der ich seit Jahren nicht entgehen kann. Wir sehen da eine Bewegung, die wie durch einen Urwurf bestimmt, durch die Jahrhunderte hin geht und von allen Einzelnen, Individuen wie Geschlechtern, wie in stiller Verabredung gleichmäßig aufgenommen und fortgeführt wird, bis sie an ihrem ursprünglichen Ziele Ruhe findet. Das ist mystisch, nicht wahr? und gar nicht zeitgemäß gedacht; aber ich halte es, mystisch oder nicht, für thatsächlich und kann es durch die Behauptung stützen, daß alle Sprachentwicklung in ihrer innersten Regelmäßigkeit (bei aller Freiheit) mit ihrer wunderbaren Stätigkeit über die wechselnden Geschlechter hin nur und allein auf diesem (mystischen) Wege möglich ist. Der Einzelne steht dabei, an sich ganz frei, doch unter einer höhern Gewalt, die wie über die Köpfe hin wirkt, der er sich aber willig hingibt, sodas die Bewegung, in sich eine, doch von den sich ablösenden Tausenden wie von einem Geiste getragen wird. Wunderbar, ja wohl! Aber in aller menschlichen Entwicklung wirkt dieß stille wunderbare Gesetz, alle religiösen, politischen, socialen, ethisch-ästhetischen Grundgedanken, die das wirkliche Werden bestimmen, stehn unter jenem Gesetz, da mag man es wohl auch dem Wischen Umlaut und seinem Schicksal zu Gute kommen lassen.

Sprechzimmer.

1.

Toast.

Während es bisher meines Wissens nicht bezweifelt ist, daß Toast (sprich Töst) in unsere Sprache aus dem Englischen, und zwar erst spät

1) Besonders deutlich, wenn schon früh i geradezu für ü geschrieben wurde, wie *ibilo* im Merigarto 64, ja im Tatian S. 311 *gihigita* für *gihügita*, *gihugita*, wo an gesprochenes bloßes i noch nicht zu denken ist, aber dem Schreiber wurde das i zur Hauptsache, es stand ihm im Bewußtsein voran. Das bildet aber doch zugleich die Brücke zu Schreibungen wie im 15. Jahrh. „ibelgeherender, surdus“ (übel hörend) Grimms W.-B. IV, 252b, wo das i und e gewiß auch gesprochen gemeint sind.

im 18. Jahrhundert aufgenommen ist, wird in der von Dr. Friedrich Lange herausgegebenen Berliner Zeitung Tägliche Rundschau vom Mittwoch, den 1. März 1893, Unterhaltungsbeilage S. 203 der Versuch gemacht, das Wort als ein ursprünglich deutsches zu erklären. Der Einsender, ein alter Schiffskapitän, berichtet: „Als ich vor ungefähr fünfzig Jahren als Schiffsjunge in den Seemannsberuf eintrat, wurde den Schiffsteuten, während ihr Schiff im Hafen lag, anstatt des jetzt verabreichten Kaffees oder Thees Bier als Getränk gegeben. Saßen nun die Matrosen nach gethaner Arbeit am Abend in ihrer engen Behausung rauchend und zuweilen aus der großen hölzernen Kanne Bier trinkend, so hörte ich von den Ältesten manchmal die Aufforderung an die Jüngeren: „Wer givwt en Toast (gesprochen To=ast, zweisilbig)?“ Wenngleich ich von Kindheit an das Plattdeutsche verstand und sprach, so war mir doch das Wort Toast oder Tauast als Hauptwort noch nicht bekannt; ich war indes sofort sicher, daß, wie es hier gebraucht wurde, es bedeuten sollte: Wer giebt eine Zuthat (Erzählung) zum Trunke Bier? Denn als mein Lehrmeister hatte dieser alte Schiffskoch mich schon vorher ein Mal gefragt, ob der gehörige Toast auch in den Topf gethan wäre; auf mein Befragen deutete er mir hier das Wort als „Zuthat von Wurzeln, Sellerie, Gewürz u. s. w.“ Daran wird nun der Versuch geknüpft, den Ausdruck aus einem niederdeutschen aften, ab=, zu=, rein= aften zu erklären. Zwar erklärt der Einsender selbst, daß dieses niederdeutsche Wort, wenigstens gegenwärtig, in einem etwas anderen Sinne gebraucht werde, daß z. B. hineinaften mehr die Bedeutung habe, daß etwas im Übermaß geschieht, abasten für „abquälen“ gebraucht werde. Gleichwohl findet aber kein Einfall die Anerkennung eines sprachkundigen Beurteilers, welcher ebenda schreibt: „Soweit unser Schiffskapitän. Hinzufügen will ich, daß das englische to toast vom altfranzösischen toster = rösten (lateinisch tostum, das Geröstete) abgeleitet ist, und daß das darauf beruhende Substantiv toast zunächst „geröstete Brotschnitte“ bedeutet. Der Weg von diesem Begriff bis zu dem der „Gesundheit“ scheint mir, fürs Deutsche, weiter und unwahrscheinlicher zu sein, als von „würzender Zuthat, Erzählung“ ebendahin. Hier, wie auch sonst öfters, könnte das fremde Wort das deutsche verdrängt haben“. Dagegen habe ich zunächst zu bemerken, daß ich das Vorkommen eines niederdeutschen Verbuns aften in einer hier passenden Bedeutung stark bezweifele. Es wird ja oben angegeben, daß das Wort gegenwärtig in einem anderen Sinne gebraucht wird, aber auch im Mittelniederdeutschen finde ich ein nicht passendes. Was speziell das nicht plattdeutsche abasten (es müßte doch heißen: afaften) betrifft, so glaube ich sogar, daß hier ein Hörfehler vorliegt, und daß das ziemlich verbreitete sek abastern „sich

bis zur völligen Erschöpfung abmühen“ (i. Schambach's Götter — Grubenhag. Idiotikon S. 2) gemeint ist. Aber auch wenn wir bei der bisher üblichen Ableitung des Wortes aus dem Englischen bleiben, ist nach meiner Meinung bei der Erklärung von toast als „Trinkspruch“ von der einer „würzenden That“ auszugehen. Man ist bisher fälschlich von der jetzt gebräuchlichsten Bedeutung von toast = geröstete Brot- oder Semmelschnitte zu Thee“ ausgegangen. So bemerkt Weigand II³, 906 (Lexicon in D. W. 11, Bd. Sp. 527 läßt sich auf eine Erklärung nicht ein): „Toast, spät im 18. Jahrhundert aufgenommen, ist das englische toast = geröstete Brot- oder Semmelschnitte zu Thee, dann Trinkspruch, weil, wie angegeben wird, der Ausbringer eines Trinkspruches in England beim Ausbringen eine jener Schnitten in einen Becher that, diesen kreisen ließ, bei der Rückkehr desselben den Rest austrank und die Schnitte aß“. Ähnlich bemerkt (der Engländer) Lucas in seinem Englischen Wörterbuche (Bremen, Schönemann 1856): „Nach gewöhnlicher Erklärung kommt der Name daher, daß man früher demjenigen, der eine Gesundheit ausbringen sollte, mit dem Glase zugleich eine geröstete Brotschnitte überreichte“. Es scheint ganz so, als ob diese alte Sitte erst zum Zwecke der Erklärung erdacht ist. Ich schließe dies auch daraus, daß sie englischen Gelehrten nicht genügt hat, wie z. B. Thomson (vergl. Lucas a. a. O.) toast = Trinkspruch aus einem angelsächsischen Wort toaset = weihen erklären wollte, von dessen Vorkommen mir allerdings nichts bekannt ist.

Der Hergang scheint mir folgender: In „merry old England“ pflegte man geröstete Stücken Gebäck als Lederbissen in den Wein zu thun, ähnlich wie man noch jetzt in niederdeutschen Gegenden eine sogenannte „Kalte Schale“ aus Spirituosen, gewürzt mit Honigkuchen, als Festtagsgetränk herstellt.¹⁾ Ich zitiere für diesen Gebrauch zwei Stellen aus Webster's Complete English Dictionary; aus Rochester:

1) So ist auch kolle schal in der in J. Grimms Mythologie 780 (vergl. auch Mittelhochdeutsches Wörterbuch I, 600) mitgetheilten Grabinschrift an einem Grabgewölbe der Doberaner Kirche zu erklären. Sie lautet:

Wiek düvel wiek, wiek wit van mi,
 ik seher mi nig en har um di,
 ik bin en meklenburgsch edelman:
 wat geit di düvel min sūpen an?
 ik sūp mit min herr Jesu Christ,
 wenn dei düvel ewig dörsten müst,
 un drink mit en fort kolle schal,
 wenn du sittst in de höllequal.

Kolle schal, auch Koschale ist in Quedlinburg noch gebräuchlich (vergl. dänisch-schwedisch skål, Becher).

Make it so large that, filled with sack
 Up to the smelling brim,
 Vast toasts on the delicious lake
 Like ships at sea may swim.

und aus Barton:

My sober evening let the thankard bless,
 With toast embrowned, and fragrant nutmeg fraught.

Auch Shakespeare (s. Schmidts Shakespeare-Lexikon II², S. 1241) nennt diesen Gebrauch. Mit Rochester berührt sich die Stelle aus Troilus and Cressida I³, 42 flg.:

Where's then the saucy boat
 Whose weak untimber'd sides bud even now
 Co-rivall'd greatness? Either to harbour fled,
 Or made a toast (a rich morsel to be swallowed) for Neptune.

Besonders aus der Bartonstelle ergibt sich, daß der toast (zugleich mit nutmeg — Muskatnuß) als Würze des Getränkes diente. Der alte Schiffskoch lehnte sich also ganz an den englischen Gebrauch des Wortes an, wenn er die Zuthat von Sellerie, Wurzeln, Gewürz u. s. w. zur Suppe als Toast bezeichnete. Auch ich bin der Ansicht, daß der Übergang von dem Begriff der würzenden Zuthat zu dem eines Trinkspruchs, der ja auch eine geistige Würze des Trankes und der Speise ist, sich leicht erklärt. Ein weiterer Bedeutungsübergang war es, wenn Toast persönlich gebraucht wurde und die durch einen Toast gefeierte Person, besonders eine gepriesene Schöne so genannt wurde; vergl. Webster u. d. W. Auch ins Deutsche ist dieser Gebrauch übergegangen, wie eine von Lexer im D. W. 11, S. 527 angeführte Stelle aus Hallers Gedichten (Hirzels Ausgabe 319) beweist:

so wie nun allzulang gewohnt sich nah zu sehn,
 die Toasten (beautés à la mode) alter Zeit den wahren Spiegel schmähn.

Ich erinnere mich dabei des Vergleichs eines geistreichen Philosophen, der einen in einer Gesellschaft besonders gefeierten akademischen Kollegen mit einem „auf der großen Bole der Litteraria schwimmenden Orange-scheibchen“ verglich.

Ich glaube, es kann nach allem kein Zweifel sein, daß wir Toast als ein englisches Wort anzusehen haben, welches, wie nicht zu verwundern, auch in die Schifffsprache eingedrungen ist. Wenn die alten Schiffer das Wort zweifelsbig sprachen, so kam das wohl nur daher, daß sie, indem sie die schriftliche Gestaltung desselben zu Grunde legten, irgendwelche volksetymologische Vorstellung (Anlehnung an Ast?) damit verbanden.

. Northheim.

R. Sprenger.

2.

Zwei Volkslieder.

(Entnommen einem geschriebenen Soldaten-Liederbuche.)

1.

Der König von Preußen,
Der hat es gesagt,
Daß alle jungen Burschen
Müssen werden Soldat.

Der Hauptmann stand draußen,
Schaut' seine Leut' an:
„Seid nur lustig, seid nur fröhlich!
Es kommt keiner davon“.

Mein Vater, meine Mutter,
Die weinten so sehr,
Drum fällt mir das Marschieren
Und der Abschied so schwer.

Die schönen jungen Burschen
Sucht der Prinz von Preußen aus,
Die Krummen, die Lahmen
Schickt er alle nach Haus.

2.

Jetzt geht der Marsch ins Feld.
Dann heißt es: Soldaten, schlagt auf euer Zelt!
Frühmorgens müssen wir exerzieren,
Halblinks, halbrechts, drei Glieder formieren;
Sobald der Tag anbricht,
Das Gewehr auf der Schulter liegt.

Wald hört man das Trommeln und Pfeifenspiel,
Da giebt es viel tausend Freuden und Plaisier.
Da wo die Bomben schlagen ein,
Da heißt es: Soldaten, schlagt tapfer drein!
Sonst gehen wir alle zu Grund
In einer Viertelstund.

Es fragt so mancher brave Soldat:
Wo ist, wo bleibt mein lieber Kamrad?
Er liegt erschossen auf grüner Heid',
Das Blut floss ihm aus seiner Seit'.
Unser Kamrad und der ist tot,
Tröst' ihn der liebe Gott!

Da singen auch die Weiber zu weinen an:
Wo ist, wo bleibt mein lieber, lieber Mann?
Die Kinder schrien allzugleich:
Tröst' Gott unsern Vater im Himmelreich!
Unser Vater und der ist tot,
Wer schafft uns Kindern Brot?

Da singen auch die Mädchen zu weinen an:
Wo ist, wo bleibt mein lieber Bräutigam?
Er liegt erschossen auf grüner Heid',
Das Blut floss ihm aus seiner Seit'.
Unser Bräutigam und der ist tot,
Wer hilft uns Mädchen aus der Not?

3.

„Jetzt, Retter, hilf Dir selbst — Du rettetest alle!“
(Schiller, Tell, III, 3.)

Zu diesem anscheinend so leichtverständlichen Wort, das Schiller dem Landvogt in den Mund legt, hat H. Hoffmann in dieser Zeitschrift VI 362 flg. eine Erklärung gegeben, die durch den Hinweis D. Schröbers auf verwandte Bibelstellen (Zeitschrift VII 62) nicht abgethan ist. Daß diese Bibelstellen, die sich leicht vermehren ließen, dem Dichter vorgeschwebt haben, wird keinem bibelkundigen Leser je entgangen sein, aber der zweite Teil des Verses, „Du rettetest alle“, deckt sich doch nicht mit dem biblischen „andern hat er geholfen“. Und Hoffmann hat auch richtig empfunden, daß die Auffassung Denzels in dessen Schulausgabe, „Du rettetest alle“ sei gleichbedeutend mit „Du aller Welt Retter!“ eine unerträgliche, platte Wiederholung wäre, da ja Gessler den Tell eben Retter genannt hat. Wenn Denzels Erklärung richtig wäre, so könnte, wie auch Hoffmann richtig betont, eine begründende Partikel wie „ja“ nicht entbehrt werden. Das Ahyndeton nach dem Imperativ kann nur einen Folgerungssatz vorbereiten: Hilf Dir selbst, so rettetest Du damit alle. Hoffmann hat dann weiter sehr schön ausgeführt, wie diese Worte einen Doppelsinn voll tiefer tragischer Ironie in sich schließen. Das hat gewiß schon mancher aufmerksame Leser empfunden, und selbst wenn dieser Doppelsinn vom Dichter nicht beabsichtigt sein sollte, was sich kaum je wird beweisen lassen, so ist doch diese tragisch ironische Wirkung nicht zu bestreiten, und wir müssen Hoffmann dafür danken, daß er darauf aufmerksam gemacht hat. In der That liegt hier der Angelpunkt des Dramas. Gesslers Hohn ruft im Tell den alle rettenden Gedanken der Tötung des Landvogts wach, der ja unmittelbar auf dieses Wort hin den Mordpfeil in das Goller steckt und in seinem Monolog selbst es ausspricht, daß er in jenes Augenblickes Höllequalen gelobt habe, daß seines nächsten Schusses erstes Ziel das Herz des Todfeinds sein sollte, der ihn verderben wolle. Aber — und damit komme ich auf den wunden Punkt in Hoffmanns Erklärung — der Sinn, den diese Worte in Gesslers eigenem Sinne haben, ist damit nicht erklärt. Was wir jetzt bei diesem Worte „Du rettetest alle“ empfinden, konnte Gessler nicht sagen wollen. Und so wie Hoffmann die Worte vom Standpunkt Gesslers auslegt, und wie sie allerdings auch eine ironische Färbung haben: Du mußt jetzt Dir selbst helfen, damit Du auch in Zukunft Dein Retteramt noch weiter üben, und alle retten kannst, die Deiner Hilfe irgend bedürfen, kommt schließlich doch wieder der Sinn „Du Allerweltsretter“ heraus und die getadelte Wiederholung ist wieder da, wenn auch allerdings nicht mehr in der

Trivialität der landläufigen Auffassung, weil hiermit Gefler einen Ausblick auf zukünftige Rettungsthaten eröffnen würde, im Gegensatz zu den in den vorher erwähnten bisherigen Rettungen. Allein damit ist doch zu viel in diesen Worten gesucht. Die Sache ist viel einfacher, wenn wir uns ganz in die augenblickliche Lage versetzen und daraufhin diese Worte ansehen. Da klingen sie doch höchst einfach wie ein Versprechen. Wenn Du, Allerweltsretter, jetzt durch den verlangten Schuß Dir selbst hilfst, so rettest Du alle. Ja, wer können denn diese alle in diesem Zusammenhang allein sein? Nun erinnere man sich, daß Gefler zuvor gesagt hat: Du schießest oder stirbst mit Deinem Knaben. Da hätten wir also schon einen weiter, den er durch den Schuß retten muß. Dazu kommen nachher noch Bertha von Bruneck, Walthar Fürst, Stauffacher, Kösselmann, die sich durch ihre Fürsprache für Tell in Geflers Augen zu seinen Mitschuldigen gemacht, „den Wütenden noch mehr gereizt“ haben. Gefler selber spricht es nachher ja deutlich aus, daß sie alle in seinen Augen schuldig sind:

Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;
Doch ihr seid alle theilhaft seiner Schuld,

und läßt seine eigene Verwandte Bertha im Sarnen Schloß gefangen setzen, womit er weniger sie, als Rudenz treffen will, der ihn gleichfalls gereizt hat (IV, 2. V, 1). In Erwägung dieser Umstände habe ich die Worte nie anders verstanden, als in diesem einfachen Sinne: Dein Knabe ist mit Dir dem Tode, deine Fürsprecher sind meiner Bestrafung verfallen, wenn Du nicht schießest. Der Druck, den Gefler dadurch auf den Tell ausübt, daß im Falle der Weigerung der Vater samt dem Sohne das Leben verwirkt haben, wird noch gesteigert durch die in dem Versprechen „Du rettest alle“ deutlich enthaltene Drohung, daß auch seine Fürsprecher die Strafe des Tyrannen zu gewärtigen haben, wenn der Tell den Schuß nicht wage. Und dieser übermenschliche Druck bewirkt mehr, als Gefler wollte. Das ist eben das Schöne, das Prägnante in diesem Wort „Du rettest alle“, daß Tell es nicht auf die von Gefler Gemeinten beschränkt, sondern auf sein ganzes Volk ausdehnt, indem er hier den Entschluß zur Rettung des ganzen Volkes durch Geflers Ermordung faßt und dann erst den Schuß vollführt.

Calw.

Paul Weizsäcker.

Nachschrift. Zu spät sehe ich, daß schon R. Sprenger (Zeitschrift VI, 653) die Stelle ähnlich wie ich erklärt hat. Meine Ausführung, die zugleich der schönen Auffassung Hoffmanns gerecht wird, soweit dies möglich ist, zeigt wohl deutlich genug, daß sie völlig unabhängig von der Sprengers entstanden ist, und dürfte daher auch nach dieser nicht überflüssig sein.

P. W.

4.

Jochen Müßler als Personennamen.

Zu meinen Bemerkungen zu dem Namen Jochen Müßler gehen mir täglich von allen Seiten ergänzende Mitteilungen zu, besonders danke ich an dieser Stelle D. Voigt in Guadenfrei. Der Name Müßler hat sicher vor Reuter existiert, man findet ihn z. B. in Schmid's Geschichte des Preussischen Staates, Bd. 2, S. 127. An der Ableitung des Namens von „nützlich“ halte ich heute noch fest, jedenfalls hat Reuter diese Ableitung im Sinne gehabt, als er den Namen wählte. Die Bildung erinnert sehr an Winkler, Buttler, Kettler (Kefler) u. a., ohne indes durch diese veranlaßt zu sein.

Wenn es die Fachgenossen interessiert, so will ich meinen Bemerkungen über Jochen Müßler und Fritz Triddelfiß in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift einige über Bräsig, Pomuchelstopp und Advokat Slufuhr hinzufügen.

Wismar i. M.

D. Glöde.

5.

Zur Erklärung der Redensart „mit jemandem ein Hühnchen pflücken, rupfen“.

Diese, wenigstens in Mitteldeutschland nicht zu seltene Redensart fehlt bei Borchardt, Schrader giebt S. 164 ganz unwahrscheinliche, ungenügende Deutungsversuche. Ich glaube, daß auch hier eines jener zahlreichen Mißverständnisse vorliegt, denen unsere bildlichen Redensarten auf ihren Wanderungen durch Jahrhunderte von Gegend zu Gegend unterworfen waren. Man erinnere sich an „Kang ablaufen, zu Paaren treiben, bügelhoch, sein Schäfchen im Trockenen haben¹⁾ u. a. m.“ (Nebenbei bemerkt ist wahrscheinlich auch der heilige Crispin, der Schutzpatron der Schuhmacher, durch ein solches, nicht allgemein bekanntes Mißverständnis in ein schiefes Licht geraten. Bekanntlich erzählt man sich von ihm die Legende, daß er das Leder stahl, um daraus den Armen Schuhe zu verfertigen. Nun liegt aber folgende Ehrenrettung des Heiligen vor. Es habe ursprünglich von dem Heiligen offenbar geheißen: er stalte das Leder. Dieses stalte jedoch geht zurück auf das schwache Zeitwort stelle, stalte = richte ein, ordne, gestalte, bilde. Thatsächlich ist diese Bedeutung schon im Mhd. Wb. II. 2. 561 nachgewiesen. Irrtümlicherweise habe man später dieses stalte mit dem starken Zeitwort stil, stal, stälen, gestoln zusammengeworfen und so den Heiligen in einen üblen

1) K. Müller nimmt Ztschr. V. 146 die Erklärung von Kern und Willms an. Mehrere Gründe sprechen gegen dieselbe.

Auf gebracht.) Ich vermute also, daß auch unsere Redensart „ein Hühnchen mit jemandem pflücken, rupfen“ ursprünglich gar nichts mit Huhn und pflücken zu thun hatte, sondern auf handel = Streitsache (vergl. Händel suchen, das war ein böser Handel u. a.) und pflegen (mhd. pflēgen) zurückzuführen sei. Die Redensart lautete also ehemals wahrscheinlich handel pflegen. Diese Verbindung selbst finde ich zwar nirgends belegt, aber dafür zahlreiche verwandte Ausdrücke wie kampfes pflegen, strites pflegen (Mhd. Wb. II. 1. 150, Grimm, Wb. VII. 1738). Nun ist aber Händl (Hendl) im bayerisch-österreichischen Dialekt = Hühnchen und pflegen konnte leicht als pflücken = rupfen gefaßt werden. Der mundartliche Ausdruck Händl (Hendl) kann also leicht die falsche Übertragung der Wendung handel pflegen in das Schriftdeutsche „Hühnchen pflücken“ verursacht haben. Übrigens wäre es auch denkbar, daß bei dieser falschen Übertragung ein beabsichtigter sprachlicher Scherz vorliegt. Komische Verdrehungen sind ja in der lebendigen Sprache so zahlreich, daß sie eine besondere Betrachtung verdienen. Vielleicht gelingt es einem der Leser, mehr zur Deutung unserer Redensart beizubringen.

An dieser Stelle mögen auch einige Zusätze zu einzelnen bildlichen Wendungen Platz finden, die im V. Bande der Zeitschrift behandelt wurden. R. Sprenger meint S. 270 „aus dem Häuschen sein“ bezeichne stets eine lustige Stimmung. Das gilt wenigstens für Mitteldeutschland nicht durchwegs. Man sagt hier wohl „vor Freude aus dem Häuschen sein“ = vor Freude närrisch sein, aber bloß „aus dem Häuschen sein“ **nur** in dem Sinn „aufgebracht, erzürnt sein“. Von jemandem, der sehr reizbar ist, heißt es „er ist gleich aus dem Häuschen“.

R. Hildebrand S. 200 flg. und S. Feist S. 355 behandeln die eigentümliche Anwendung des Wortes „Ritt“. Es fragt sich, ob nicht bei manchen Redensarten an Ried = Streifen Landes zu denken sei. Wenigstens sagt man im Gebiete des ehemaligen Saazer Kreises riedweise = strichweise, z. B. das Getreide ist riedweise misstraten; dann aber auch in zeitlichem Sinne „alle Ried = bei jeder Gelegenheit, jeden Augenblick“, ganz so, wie es Feist für das Mainzer „alle(n) Ritt“ nachweist. Allerdings wäre in der Saazer Mundart eine Längung des kurzen „Ritt“ zu „Ried“ nicht undenkbar, zumal sich für „Schnitt = Ernte“ ganz feststehendes „Schnied“ sich findet.

In der genannten Mundart läßt sich auch das von Dr. May S. 358 erwähnte „heich“ und ein nicht minder abgeschliffenes und häufiges „mā = meine ich nachweisen. Auch „heint früh, heint Abend, heint Nacht“ ist in derselben Mundart geläufig. — Dr. R. Sprenger führt S. 483 „schief geladen“ auf den schwankenden Gang der Matrosen zurück. Aber wir haben es hier offenbar mit einer echten Binnenlands-

Redensart zu thun, welche von dem Ausladen von Wagen, insbesondere von Erntewagen hergenommen ist. Bekanntlich fällt ein hochgetürmter Erntewagen, der auch nur ein wenig schief geladen ist, wegen der leichten Verrückung des Schwerpunktes bald um. Bemerkenswert ist es auch, daß die genannte Wendung mit Vorliebe von unseren Landleuten gebraucht wird, um den Zustand des Betrunkenseins zu bezeichnen.

Schließlich noch eine grundsätzliche Bemerkung zur Erklärung vieler rätselhafter Ausdrücke. Ich meine, es sei öfter, als es geschieht, eine anekdotenmäßige Entstehung anzunehmen. Es gehört ja zu den bekannten Eigentümlichkeiten unserer Dorfbewohner, der Schöpfer vieler sinnlicher Ausdrücke, gerne insbesondere komische Vorfälle zu Neckereien zu benützen. Oft ist der Vorfall schon längst vergessen, aber eine darauf sich gründende Redensart pflanzt sich fort über Ort und Zeit. In allen Gegenden lassen sich Belege der verschiedensten Art für diesen Ursprung bildlicher Ausdrücke leicht finden. Ein klassisches Beispiel bilden ja die Schildbürger und die vielen auf ihr weisheitsvolles Thun bezüglichen allgemein bekannten Redensarten. Allerdings wird eine gewissenhafte Erklärungsweise erst in allerletzter Linie die Anekdote als Erklärungsgrund heranziehen. Ich nehme wenigstens für Ausdrücke wie „einen Bock schießen, einen Bären aufbinden“ u. a., wo keine der versuchten zahlreichen Deutungen genügen will, einen anekdotenhaften Hintergrund an.

Reichenberg.

Adolf Hausenblas.

6.

Fritz Sahlmann und Fritz Reuter, eine Reuter-Anekdote.

Eine interessante Erinnerung an Fritz Reuter und den aus der „Franzoesentid“ bekannten Fritz Sahlmann brachte das Mecklenburger Tagesblatt vom 23. August 1892. Fritz Sahlmann spielt eine wichtige Rolle in Reuters „Ut de Franzoesentid“, wo Reuter ihn unter anderem der „Mamsell Westphalen“ eine Wurst aus dem Rauchfang stehlen läßt. Die folgende Erzählung stammt aus Reuters eigenem Munde.

Auf eine der hochorthodoxen Eisenacher Pastoren-Konferenzen hatten mecklenburger Geistliche auch ihren berühmten Landsmann geladen. Fritz Reuter saß anfangs sehr mißvergnügt und einsilbig da. Als man aber zu trinken begann, taute er auf und wurde recht gesprächig. Natürlich wurde er wegen seiner köstlichen, humorvollen Schriften viel gelobt. Endlich aber sagte er lächelnd: „Ja, min leiw' Fründ', dat is all recht nett, üwer mit dat Bänkerschrieben is dat oft uck son'n Sak. Iek will Iug mal 'ne Geschicht vertellen.

Kam ick dor mal nah Schwerin un drap up de Strat min'n oll'n Fründ, den Aktuar Fritz Sahlmann.

„I, gu'n Dag ueck, Fritzing!“ segg ick, „wo geit Di dat, oll Jung?“
 Hei kiek mi blot von dei Sid an und seggt: „Na, Du bliw mi man von' Liw mit Din oll'n Lügenbäuker!“ geit aff un lett mi as'n dummen Jung stahn.

Ick argert mi, denk äwer: „Lat'n lopen!“ un gah mine Weg.

Nah 'ne lange Tied kam ick wedder nah Schwerin, un wen drap ick wedder up de Strat? — Fritz Sahlmann! Ick will nu natürlich vörbigahn, äwer dor kümmt hei mi nah, streckt mi dei Hand hen, lacht mi vergnügt an un seggt: „Fritzing, Du büst hier. Dat's mal nett, ick freug mi siehr, Di, oll Fründ, mal wedder tau seihn. Na, nu kumm man 'n bäten mit!“

„Nee!“ segg ick, „so geit dat nich! Ick verstah Di gor nich. Enmal latst Du mi up dei Strat stahn as en dummen Jung', un nu ätst Du mi fast upp vör Fründschaft?“

„Na“, seggt hei, „kumm man mit, ick will Di 't vertellen, wo dat kamen is:

Süh mal, uns Grotherzog is storben. Dei nige Grotherzog let sick nu all siene Beamten vörstellen. Dor stunden wi all in eine Reig, ganz haben dei Ministers, dei Geheimrät un so wider, un ganz an'n Enn stünn dei Aktuar Fritz Sahlmann. Dei Hofmarschall stellt uns all' vör, un dei Grotherzog nickt ümmer gnädig mit 'n Kopp. As dei Hofmarschall mi nennt, rep dei Grotherzog: „Sagen Sie mal, mein lieber Hofmarschall, ist daß etwa der Sahlmann, von dem Fritz Reuter geschrieben hat?“ Dei Marschall bestätigt dit. Nu kem dei Grotherzog to mi ran und seggt noch mal: „Also, Sie sind wirklich der Sahlmann, von dem Reuter geschrieben hat?“ Zu Befehl, königliche Hoheit, äwer dei Wust hew ick nich stahlen.“ Dei Grotherzog lachte un let all dei Ministers un Geheimrät stahn un unnerhöl sick blot noch mit'n Aktuar Fritz Sahlmann. Sühst Du, Fritzing: so is't kamen!“

Wismar i. M.

D. Glöde.

7.

Zu Schillers „Kampf mit dem Drachen“.

In VI, 5 dieser Zeitschrift, S. 352 flg. vertritt Krüger die Ansicht, daß dem Gedichte „Der Kampf mit dem Drachen“ die Idee zu Grunde liege: Jede That wird nach ihrem Beweggrunde beurteilt. Der Meister, sagt Krüger, hat die That des Ritters gelobt, weil er erkannt, daß derselbe aus reinem Beweggrunde, aus Nächstenliebe, ungehorsam gewesen war. Ich glaube nicht, daß man dieser Ansicht beipflichten darf.

Den Ritter trieb nämlich nicht allein die Nächstenliebe in den Kampf mit dem Drachen. Es waren vielmehr drei Beweggründe in seinem

Herzen thätig. Zunächst forderte ihn der Unmut über die Plagen, welche der Drache dem Lande bereitete, zum Kampfe auf. Weiter reizte ihn die Streitbegier, seine Kraft an dem Untier zu erproben. Schließlich trieb ihn die Ehrsucht zum verbotenen Streite; denn er sagt: „Was thaten sie, die zu der Götter Glanz und Ruhm erhob das blinde Heidentum?“ Von diesen Beweggründen entspricht nur der erste den Pflichten, welche der Ritter als Ordensmitglied zu erfüllen hatte, während die beiden anderen verwerflich sind. Der Ritter soll nicht zum Schwerte greifen, um seine Streitlust zu befriedigen, noch viel weniger, um eitle Ehre einzuernten. Die That war also nur zu loben, sofern sie der Nächstenliebe entsprang; sie war zu tadeln, sofern sie ihren Ursprung in den falschen Lüsten nach Streit und Ehre hatte. Nach solchen Erwägungen hätte der Ordensmeister im Zweifel sein können, ob er den Ritter loben oder tadeln solle.

Des Ritters Frevel besteht aber nicht bloß darin, daß er der verkehrten Lust gefolgt ist; er hat ja geradezu die Pflicht, welche vom Orden als schwerste gefordert wurde, wozu er sich durch sein Gelübde verpflichtet hatte, die Pflicht des Gehorsams, verletzt. Er hat es nicht verstanden, seine Lust zu bezähmen, als ihr das Gebot des Ordensmeisters entgegenstand. Nicht einmal die Lüge hat er gescheut, um seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Beide Frevel muß er sühnen, den einen durch ein offenes Bekenntnis, den anderen, indem er der Pflichten schwerste erfüllt und bändiget den eigenen Willen. Erst nachdem er sich hierzu fähig gezeigt, kann der Meister ihm verzeihen und seine That anerkennen; denn durch die Selbstbezwungung tötet der Ritter auch den Drang nach Streit und Ehre und als Beweggrund seiner That bleibt nur die edle Nächstenliebe. Aus dieser Wurzel entsprungen, verdient die Tötung des Drachens auch des Meisters Lob; nach solcher Sühne und inneren Wandlung darf der Ritter das Zeichen des freiwilligen Gehorsams wieder tragen. Dieses schmückt nur die Demut, die sich selbst bezwang.

So ist also der Ordensmeister weit davon entfernt, den Ungehorsam des Ritters zu billigen; er verlangt vielmehr volle Sühne für denselben durch Übung der entgegengesetzten Tugend. Erst nach derselben ist er bereit, den Ritter wieder als solchen aufzunehmen. Dann billigt er aber nicht den Ungehorsam, sondern die an und für sich nicht verwerfliche Beseitigung des Drachens und vor allem die Selbstbezwungung des Ritters. Wozu wären überhaupt die Strophen 23—25 des Gedichtes notwendig, wenn der Ordensmeister den aus edlem Triebe entsprungenen Ungehorsam hätte billigen wollen? Wäre es nicht weit zweckmäßiger gewesen, der Ordensmeister hätte nach der Verteidigungsrede des Ritters eingestimmt in die Forderung des Volkes und der Ordensbrüder, daß

man die Helbenstirne kröne? Erscheint es somit aus inneren Gründen nicht angängig, dem Gedichte die Idee zu Grunde zu legen, das Schlechte sei zu loben, wenn es aus gutem Beweggrunde stamme, so wird ein Nachweis solcher Ansicht Schillers aus anderen Werken des Dichters wohl ebensowenig möglich sein. Besonders erscheint es absurd, hierzu den Grundgedanken des Gedichtes „Der Taucher“ heranzuziehen; sagt doch der Dichter selbst: „Der Mensch versuche die Götter nicht“. Wofür läßt er also den Knappen den Tod erleiden, wenn nicht für die Versuchung Gottes? Auch nicht aus „Wilhelm Tell“ läßt sich die Richtigkeit der Krügerschen Ansicht folgern. Tell tötet den Gefler. Hat er diese That im Augenblicke der Notwehr begangen, so ist er zweifellos ohne Schuld. Befindet sich aber Tell wirklich in Notwehr? Wohl sagt er: „Die armen Kindlein, das treue Weib muß ich vor deiner Wut beschützen, Landvogt!“ Bleibt ihm aber kein anderer Ausweg, sich und die Seinen zu schützen, wie die Tötung Geflers? Ohne Zweifel! Doch ihn treibt der Rachsucht gärend Drachengift; ihn macht der furchtbare Eidswur, den er sich in jenes Augenblickes Höllequalen abgerungen, zum feigen Mörder, der aus dem sicheren Hinterhalte dem Feinde das todbringende Geschosß in die Brust sendet und sich stolz zum Werkzeug Gottes macht, der lebt zu strafen und zu rächen. Hätte Schiller das nicht gefühlt, er hätte den Parricida nicht in sein Schauspiel eingeführt. Dieser Deus ex machina soll uns über unser sittliches Gefühl hinwegtäuschen; wir sollen durch sein Auftreten gezwungen werden, seine That mit der Tells zu vergleichen. Daß ein solcher Vergleich zu Gunsten des Schweizer Helden ausfällt, ist zweifellos. Er wäre aber überflüssig, wenn die That Tells im Augenblicke der Not geschehen wäre. Als einen Akt der Notwehr will Schiller sie uns vielmehr aufdrängen, indem er uns nötigt, ihr die schenßlichere des Parricida gegenüber zu stellen. Zudem aber der Dichter in dieser deutlichen Absicht den Herzog Johann einführt, giebt er sich selbst das beredete Zeugnis, daß er nicht die That guthießen will, weil sie aus der Liebe Tells zu Weib und Kind hervorgegangen ist.

Nach alledem glaube ich, daß ich nicht ohne Zustimmung bleiben werde, wenn ich mir die Ansicht Krügers nicht aneignen kann. Dem Lehrer aber, welcher dieser entsprechend, mit seinen Schülern aus dem Gedichte „Der Kampf mit dem Drachen“ die Idee entwickelt: „Der Ungehorsam, hervorgegangen aus Liebe zu den Mitmenschen, ist nicht strafwürdig“, dem Lehrer wünsche ich, daß ihm die Strafe erspart bleibe, welche er leicht von den Schülern erleiden kann, die sich diesen Grundsatze zu eigen machen.

Warendorf.

Bernhard Stein.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. Vierzehnter Band.
Frankfurt a. M. 1893.

An neuen Mitteilungen aus dem Goethe- und Schillerarchive enthält das vorliegende Jahrbuch 1. einen Vortrag Goethes, entworfen für den Verein „Freitagsgesellschaft“, den der Dichter in Weimar zu gegenseitiger wissenschaftlicher Belehrung und Anregung ins Leben gerufen hatte, herausgegeben und sorgfältig erläutert von v. d. Hellen, 2. Briefe von Marianne von Eybenberg und Sara von Grotthuß, zwei Berliner Verehrerinnen Goethes, und zwei Briefe Goethes an Frau von Eybenberg, ferner Briefe von Barnhagen von Ense an Goethe, herausgegeben und mit zahlreichen gehaltvollen Anmerkungen versehen von Geiger. Wenn diese Veröffentlichungen auch keine wichtigen neuen Aufschlüsse über Goethes Leben oder schriftstellerische Thätigkeit geben, so liefert doch der unter 1. genannte Vortrag einen hübschen Beweis von des Dichters vielseitigem, fast allen Zweigen menschlicher Kulturarbeit zugewandtem Interesse und der geistvollen Art, wie er dies auch bei anderen zu wecken sucht, und die unter 2. aufgeführten Gruppen von Briefen sind wichtig für den Litterarhistoriker, der Goethes Beziehungen zur gebildeten Welt Berlins darstellen will. — Aus dem Goethe-Nationalmuseum teilt Kuland Verse und Niederschriften Goethes zu Zeichnungen mit und giebt damit einen Beitrag zur Würdigung von Goethes Zeichen- und Maltalent. — Von den 6 Briefen, die Günther, Hüffer und Pich veröffentlichen, sind die interessantesten die 3 an Lotte Nestner bezw. ihren Sohn Theodor gerichteten aus den Jahren 1801 und 1803, insofern als sie zeigen, welch regen Anteil der Dichter noch nach 30 Jahren an der Weklarer Geliebten und ihrer Familie nimmt. Anknüpfend an einen Brief Goethes an die Schriftstellerin Johanna Schopenhauer macht Hüffer Mitteilungen über des Dichters Beziehungen zu dieser Frau und ihrer Tochter Adele sowie über deren weitere Lebensschicksale.

Reich an feinsinnigen Beobachtungen ist R. M. Meyers Abhandlung „über Goethes Art zu arbeiten“. Ausgehend von der Bedeutung, die das Aperçu nach Goethes eigenen Äußerungen für die Erfindung seiner Stoffe gehabt hat, zeigt Verfasser, wie der Dichter zur Komposition vorschreitet und welche Umstände innerer und äußerer Art dabei auf ihn einwirken; besonders hervorzuheben sind die schönen Bemerkungen über die Wichtigkeit des Schauens für Goethe und über das daraus sich ergebende Verhältnis des Dichters zu seinen Modellen. Wie der Aufsatz selbst ein geistvoller Beitrag zu einer künftigen Poetik Goethes ist, so giebt er auch mancherlei Anregung zu weiteren Vorarbeiten für ein solches Werk. — Bezeichnet sich diese Abhandlung durch ihren Ideenreichtum aus, so ist die

Arbeit von D. Jacoby über Goethes Gedicht „Deutscher Parnaß“ ein Muster klarer Beweisführung zu nennen. Wer dies Gedicht unbefangenen Lesers wird gewiß geneigt sein, mit B. Gehn zu urteilen: Der innige und warme Ton dieses Gedichts schließt die Annahme einer satirischen Absicht schlechterdings aus. Doch steht dem entgegen die briefliche Äußerung Schillers vom 23. Juli 1798: Ich habe, weil der Druck des Almanachs jetzt angefangen ist, Ihr Poetengedicht taufen müssen, und finde gerade keinen passenderen Titel als: Sängervürde, der die Ironie versteckt, und doch die Satyre für den Kundigen ausdrückt. (Den Namen „Deutscher Parnaß“ erhielt das Gedicht erst später durch Riemer.) Schiller hätte, wie das Beispiel B. Gehns zeigt, zu dieser Auffassung nicht kommen können, wenn nicht Goethe selbst ihm die ironisch-satirische Absicht des Gedichts mitgeteilt hätte; die Art, wie Viehoff Schillers Äußerung zu entkräften sucht, ist daher völlig zu verwerfen. Ebenso wenig ist wohl die Ansicht R. M. Meyers (Goethe-Jahrbuch XIII 226 flg.), daß das Gedicht gegen die Romantiker gerichtet sei, richtig, da ja Goethe durchaus nicht in so schroffem Gegensatz zu diesen stand, wie etwa Schiller. Jacoby führt nun den meines Erachtens unwiderleglichen Nachweis, daß das Gedicht aus Anlaß des Kenienstreites entstanden ist und eine Schrift Gleims „Kraft und Schnelle des alten Pelens. 1797“, die gegen die Keniendichter gerichtet war, in feiner Weise verspottet. Demnach ist der Hüter des Parnaß nicht Goethe, sondern Gleim, und unter der wild herstürmenden Rotte sind nicht die Stürmer und Dränger, wie Viehoff, oder die Romantiker, wie R. M. Meyer will, sondern Goethe, Schiller und ihre Anhänger zu verstehen. — In der Abhandlung „Goethes Festspiel: des Epimenides Erwachen“ berichtet Morsch über drei französische Epimenidesdichtungen und untersucht das Verhältnis der Goetheschen Dichtung zu ihnen; dieser Vergleich giebt den Anlaß, einerseits die Kunst des deutschen Dichters darzulegen, andererseits Goethes Stellung zu den großen Zeitereignissen der Jahre 1806—1815 zu besprechen. — Beiträge zur Geschichte der Faustsage enthält R. M. Werners Abhandlung „zur Faustsage“.

Unter den Miscellen erweckt besonderes Interesse die zehnte, die eine im Jahre 1816 erfolgte Zusammenkunft Goethes mit Lotte nach Berichten von ihr selbst und ihrer Tochter Clara behandelt; für den Historiker der Faustsage ist auch Nr. 11: „Beiträge zur Literaturgeschichte der Faustfabel“ wichtig. — Die Chronik des Jahrbuches enthält außer einem von E. Schmidt verfaßten, schönen Nekrologe R. Köhlers, des verstorbenen Weimarer Oberbibliothekars, eine Todesanzeige eines Enkels der Lotte Nestner und im Anschluß daran kurze Mitteilungen über andere Nachkommen derselben. — Die sehr reichhaltige Bibliographie, sorgfältige

Register und der übliche Jahresbericht der Goethegesellschaft bilden den Abschluß des Jahrbuches.

Cassel.

Schmitt.

Dr. Ludwig Voigt, Übungsaufgaben zur Lehre von den Satzzeichen. Dresden, Alwin Huhle (Karl Adlers Buchhandlung). n. 2. verb. Aufl. 1893. 28 S. Preis 30 Pfg.

Ausführlich und klar giebt der Verfasser im vorliegenden Schriftchen die Regeln über die deutschen Satzzeichen. An jede Regel schließen sich Sätze an, in denen die besprochenen Satzzeichen unausgefüllt geblieben sind. Zuletzt folgen zusammenhängende Stücke. Die Auswahl dieser Übungsstücke ist geschickt gemacht; nur schade, daß der Verfasser gegen seine eigenen Regeln verstößt. Er schreibt ausdrücklich S. 2 vor: „Ein Ausrufezeichen steht statt des Punktes nach Sätzen, die einen Befehl, einen Wunsch oder einen Ausruf enthalten“ — macht aber doch öfter und noch in der 2. Auflage den auch in Lesebüchern leider so häufigen Fehler, Ausrufesätze und besonders Befehlsätze mit Punkt zu schließen, so S. 4 bei Einübung des Kommas: „Vater vergieb ihnen“. — „Gott grüß euch ihr Herren.“ — „Laß Vater genug sein das grausame Spiel.“ — „Bedenk o Mensch die Güte Gottes.“ — Diese Mängel sind bei einer neuen Auflage zu tilgen.

Plauen i. B.

Carl Franke.

Dr. Bernhard Maydorn, Hilfsbücher für den deutschen Unterricht und für die selbständige Beschäftigung mit den deutschen Klassikern, für Lehrer und Litteraturfreunde zusammengestellt. Ratibor. Eugen Simmich 1889. 90 S.

Vorliegendes Werk wird entschieden von jedem Lehrer der deutschen Sprache an höheren Schulen freudig begrüßt werden, denn es füllt wirklich eine vorhandene Lücke aus. Es setzt den Lehrer des Deutschen in den Stand, die so reiche Litteratur, welche das Bedürfnis des deutschen Unterrichts hervorgerufen hat, zu überblicken, und weist ihn auch hin auf die bedeutenderen wissenschaftlichen germanistischen Werke. Daher ist es auch für jeden Freund der deutschen Litteratur ein willkommener Wegweiser. Bescheiden will der Verfasser „fürs Erste noch nichts Vollständiges bieten“; doch das von ihm Gebotene kommt der Vollständigkeit nahe. Ungefähr 1000 Werke, Zeitschriften, Abhandlungen und dergleichen zählt er auf. Besonders reichhaltig ist das Verzeichnis der Erläuterungen zu nhd. Klassikern, am meisten der Ergänzung bedürftig das der Arbeiten über die Mundarten. Dieselben sind ja vielfach in Schulprogrammen,

Dissertationen und dergleichen niedergelegt; aber gerade dieser Umstand macht ein genaues Verzeichniß von ihnen äußerst wünschenswert. Da der Verfasser sich als warmen Freund der Mundarten zeigt, wird sicherlich eine zweite Ausgabe, die entschieden die überaus fleißige Arbeit verdient, diesen kleinen Mangel beseitigen.

Blauen i. S.

Carl Franke.

Schiller, Wallenstein. Première et deuxième Parties. Le Camp de Wallenstein. Les Piccolomini. Avec une Introduction et des Notes par J. Kont. Paris, Garnier Frères. (1891.) 203 u. XL S. 8°.

Goethe, Dichtung und Wahrheit. Poésie et Vérité. (Extraits.) Avec une Introduction et des Notes par J. Kont. Paris, Garnier Frères. Ohne Jahreszahl. 173 u. XX S. 8°.

In französischer Sprache giebt der Verfasser eine ausführliche Biographie Schillers resp. Goethes, sowie eine kurze Einführung in die beiden Werke. Der Text ist nach einer guten Ausgabe gedruckt.

Der Wallenstein ist entschieden keine leichte Lektüre für französische Schüler der oberen Klassen, besonders bedürfen die volkstümlichen Ausdrücke der genauesten Erklärung in den Anmerkungen. Kont hat hier das richtige Maß ziemlich getroffen. Es kommt natürlich viel auf den betreffenden Lehrer an, wie weit er des Deutschen mächtig ist, und ob er gerade in Schillers Werken wohl bewandert ist. Ich habe Franzosen gekannt, die dieser Aufgabe wohl gewachsen waren; ob aber die Masse der französischen Lehrer dem Stücke sprachlich und sachlich ganz gerecht werden kann, bezweifle ich nach meinen Erfahrungen allerdings. Die Schwierigkeit, einem sonst sehr begabten und aufgeweckten sechzehnjährigen Franzosen die Schönheit Schillerscher Sprache voll zum Bewußtsein zu bringen, kenne ich aus eigener Praxis, obgleich mir in der damaligen Zeit der französische Ausdruck fast gerade so gut wie der deutsche zu Gebote stand. Auf jeden Fall wird die Ausgabe dem Lehrer des Deutschen in den französischen „lycées“ oder „collèges“ gute Dienste thun, den Schülern wird man sie nur mit Vorsicht in die Hand geben dürfen.

Leichter zu verstehen ist Goethes Prosawerk. Die historischen und litterarischen Anmerkungen, sowie die Einleitung beruhen auf der Kenntnis der neuesten Forschungen über Goethe und seine Werke.

Beide gut ausgestatteten korrekten Ausgaben zeigen, daß die Franzosen den Wert unserer klassischen Werke täglich mehr schätzen lernen.

Wismar i. M.

O. Glöde.

Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel von Goethe. Mit Fragen und Aufgaben zur Anregung tieferen Eindringens in das Verständnis des Inhalts versehen von Dr. Heinrich Engelen. Trier. Verlag von Heinr. Stephanus 1890. Schulausgaben deutscher Klassiker VII 79 S. 8°.

Das Büchlein enthält einen korrekten und zuverlässigen Abdruck von Goethes Iphigenie mit Fragen hinter jedem Auftritt und Fragen über den ganzen Aufzug. An vielen Stellen ist man wirklich neugierig, wie der Verfasser die einzelnen Fragen beantworten würde, leicht ist das nicht immer, selbst für den, der die Stücke unserer Klassiker jahrelang in der Schule bearbeitet hat. Daß dabei auch gelegentlich auf Analogien in anderen klassischen Werken, sei es antiken oder modernen, hingewiesen wird, ist oft für das Verständnis recht förderlich. Ein in der Litteratur belesener Lehrer findet solche Vergleiche auch selber, für Schüler ist die Ausgabe aber nicht geeignet, die sollten immer nur den reinen Text vor sich haben. Im übrigen lauten die Urteile der pädagogischen Presse über diese Schulausgaben deutscher Klassiker nicht ungünstig. Dittes Pädagogium sieht gerade in den nach jeder Scene und jedem Akt eingefügten Fragen etwas Charakteristisches der Kommentare, die ein tieferes Eindringen in das Verständnis des Inhaltes und der Form der Dichtung erzielen sollen. Der Rezensent heißt diese Neuerung gut. Auch die Zeitschrift für das Gymnasialwesen hält die Anmerkungen und Fragen für zweckmäßig, ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen, empfehle aber den Fachgenossen die Ausgaben zur Prüfung.

Wismar i. M.

D. Glöbe.

Deutsche Klassikerausgaben in Frankreich (Classiques allemands. Librairie Ch. Delagrave 15 rue Soufflot Paris).

Sehr ehrenvoll und erfreulich ist es für uns Deutsche, daß die deutsche Sprache und Litteratur in Frankreich jetzt eine weit größere Beachtung und Pflege als früher findet. Durch wahrhaft gründliche germanistische Kenntnisse zeichnet sich besonders ein französischer Gelehrter aus; es ist dies: A. Girot, Agrégé de l'Université, Professeur d'Allemand au Lycée et à la Société des Employés de Commerce du Havre, der mehrere Werke unserer Klassiker in deutscher Sprache mit französischer Einleitung und französischen Anmerkungen herausgegeben hat. Mir liegen folgende Ausgaben von ihm vor:

1. Goethe, Hermann und Dorothea, 1890. 148 S.; ferner im Cours supérieur de langue allemande conforme aux derniers programmes: 2. La femme du professeur d'Auerbach, 1890. 83 S. und 3. G. Freytag, Doit et avoir, 1891. 83 S.

Auch „Minna von Barnhelm“ hat er herausgegeben. Offenbar hat so Girod eine sehr glückliche Auswahl getroffen. Auch ist es sehr zu billigen, daß er „Hermann und Dorothea“ völlig unverkürzt gegeben hat. Aus der „Frau Professorin“ und aus „Soll und Haben“ dagegen sind nur einzelne Kapitel ausgehoben worden, so: „Es kamen zwei fremde Gefellen.“ — „Bergaus und bergein.“ — „Zwischen hohen Mauern.“ — „Fürnehmes Leben, fürstliches Brot.“ — „Die Flügel ausgebreitet!“ — und: „Der Freiherr von Rothfattel und Ehrenthal.“ — „Das Haus Schröter.“ — „Beitel und Hippus.“ — „Ein Markttag in Rosmin.“ — Doch sind diese so glücklich gewählt und so geschickt durch kurze französische Auszüge aus dem Weggelassenen verbunden, daß der Fortschritt der Handlung und die Hauptcharaktere deutlich erkennbar sind und somit vor des Lesers Auge ein Bild der ganzen Dichtung, wenn auch nur in Umrissen, entsteht, im Gegensatz zur Häppchenlitteratur vieler unserer Lesebücher. — Die dem deutschen Texte beigegebenen französischen Einleitungen und Anmerkungen bekunden eine gediegene Fachkenntnis. Für den deutschen Leser sind letztere besonders deshalb interessant, weil der Herausgeber einen sehr scharfen Blick für Germanismen hat. Wenn er Dienst und Angst für die einzigen mit st abgeleiteten Hauptwörter hält (La femme du professeur S. 35, Anm. 4 und Doit et avoir S. 54, Anm. 1), ist es ihm zu verzeihen, daß er Hengst (hengist), Herbst (herbist) und Ernst (ernest) übersehen hat, und bei Geschwulst, Brunst, Gespenst, Gespinst, Gewinst, Gunst und Kunst wird ja meist euphonischer Einschub des s angenommen.

Auch die äußere Ausstattung dieser deutschen Ausgaben in Paris ist sehr trefflich. Der von „Hermann und Dorothea“ ist ein Druckfehlerverzeichnis nachgestellt. In den zwei anderen habe ich nur folgende Druckfehler bemerkt: La femme de professeur S. 43, 3 „wir“ für „wie“, S. 83, 12 „meinst“ für „meist“ und in Doit et avoir S. 14, Anm. 2 „aufstacheln“ für „aufstapeln“.

Zum Schluß stimme ich aus vollem Herzen ein in den Wunsch des Verfassers, der unsere Litteratur wahrhaft lieb gewonnen zu haben scheint: Möchten doch diese Auszüge noch mehr die Aufmerksamkeit der französischen Leser auf die Werke G. Freytags lenken! Doch ich halte jene besonders wegen der französischen Anmerkungen auch für wohl geeignet, die oberen Klassen deutscher Gymnasien zu lehren, gutes Deutsch in gutes Französisch zu übersetzen.

In ähnlicher Weise haben andere französische Gelehrte, so Schmitt, Catala, Brionis, Chuquet, Pey, Lévy, Hildt, Lange in demselben Verlag erscheinen lassen: von Benedix: der Prozeß, von Chamisso: Peter Schlemihl, von Goethe: Faust, Campagne, Iphigenie, sowie

Auszüge aus Dichtung und Wahrheit und anderen Prosawerken, wie auch aus den lyrischen Gedichten, von Hauff: Dichtenstein, von Hebel: ausgewählte Erzählungen, von Kleist: Michael Kohlhaas, von Klopstock: Die kleine deutsche Stadt, von Lessing: Die Fabeln, die Hamburger Dramaturgie und Laokoon, von Schiller: Die Braut von Messina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Onkel und Nefte, Wallenstein, Tell, Auszüge aus den lyrischen Gedichten und den geschichtlichen Werken, sowie aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, von Schmid: ausgewählte Erzählungen.

Plauen i. B.

Carl Franke.

Brenner und Hartmann, Bayerns Mundarten, Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde. II 1. München, Chr. Kaiser. 1893.

Von dem in dieser Zeitschrift V, 366 bei seinem Erscheinen angekündigten Unternehmen liegt nunmehr des zweiten Bandes erstes Heft vor. Ihre Zusage, echtes deutsches, insbesondere bayrisches Volkstum in jeglicher Erscheinungsform, in Vergangenheit und Gegenwart, zur Darstellung zu bringen, sowie durch Sammlung der Mundarten Bayerns und seiner Nachbargebiete zum wissenschaftlichen Verständnis des Hochdeutschen beizutragen, haben die beiden Herausgeber in würdiger Weise eingelöst. Das neueste Heft von „Bayerns Mundarten“ bringt nicht bloß für die Sprachwissenschaft, sondern auch für die Sittengeschichte schätzenswerte Beiträge. Mit Recht wird die erste Stelle einem bisher kaum bekannten, von Hartmann vollständig veröffentlichten Regensburger Fastnachtsspiele aus dem Jahre 1618 eingeräumt. Für die geschichtliche Darstellung der deutschen Dialekte ist dieses älteste bedeutendere Probestück der bayrisch-österreichischen Hauptmundart von unschätzbarem Werte, da wirklich volkstümliche Sprachproben aus jener Zeit nahezu vollständig fehlen. — Wichtiger indes als in sprachlicher Hinsicht ist die Bedeutung besagter Spiele für die deutsche Kulturgeschichte: versetzen sie uns doch mitten hinein in das buntbewegte, von Gemüt und Laune durchdrungene Handwerkerleben jener Tage. — Unser Volk ist ernster, männlicher geworden seitdem, aber wie sich der Mann je zuweilen zurückträumt zu den ungetriebten Freuden der Kindheit, so lassen wir uns gern aus der wildbewegten, gärenden Gegenwart wieder hineinragen in die harmlosen Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft in der Friedensperiode zwischen der Reformationsbewegung und dem Anfang des 30 jährigen Krieges. — Wie seltsam erscheinen uns doch teilweise die damaligen, auf der Bühne behandelten Zunftgebräuche, die durch des Herausgebers vergleichende Seitenblicke auf andere Reichsstädte eine überraschende Beleuchtung er-

fahren. Und wie merkwürdig ist es andererseits, daß unter den im Spiel auftretenden Handwerkern Hessen und Schwaben, Braunschweiger, Bayern und Franken brüderlich zum fröhlichen Thun vereint sind! Wir beobachten hierin, bemerkt Hartmann, ein lebendiges Stück deutschen Nationalgefühls, das mancher dieser Zeit nicht zutrauen möchte. In Wirklichkeit ist vielleicht kein Teil unseres Volkes, welcher sich selbst in den trüben Tagen politischer Zerrissenheit des großen Vaterlandes ein unverkennbares Bewußtsein der Zusammengehörigkeit so treu bewahrt hat, wie der Handwerksstand.

Würdig reiht sich an diese Fastnachtsspiele das von Brenner mitgeteilte romantische Drama „Der Prinz von Arlabien“ mit zahlreichen Einlagen im oberbayrischen Bauerndialekt, aus dem Jahre 1701, ein Werk voll sprudelnder Laune und komischer Verwickelungen. Wie die beiden Fastnachtsspiele, ist auch dieses litterarisch wichtige Denkmal mit lehrreichen sprachlichen Erläuterungen versehen.

Die nun folgenden Abhandlungen aus der Feder bewährter mundartlicher Forscher (E. Franke, S. Grادل, M. Himmelstosß, J. Neubauer) dienen in erster Linie dem Zwecke, auf Grund sicher festgestellter Laut-eigentümlichkeiten und des Wortvorrats eine wissenschaftliche Abgrenzung der an der nördlichen und östlichen Grenze Bayerns sich ausbreitenden Nachbarmundarten zu geben — eine mühselige, aber lohnende Untersuchung.

In der reichhaltigen Bücherschau wird ein Überblick über die gesamte mundartliche Litteratur der letzten Jahre, soweit sie zugänglich war, geboten. Einzelne Sprachproben, vollständige Grammatiken und Wörterbücher, wie auch mundartliche Dichtungen aus Alldeutschlands Gauen sind eingehend und unparteiisch gewürdigt.

Wir wünschen dem verdienstlichen Unternehmen gedeihlichen Fortgang und rege Unterstützung auch außerhalb der Fachkreise. Schon jetzt läßt sich behaupten, daß die Zeitschrift eine ebenbürtige Fortsetzung der leider eingegangenen Frommannschen Vierteljahrsschrift für Erforschung deutscher Mundarten bildet. Die Erwartung ist berechtigt und wohl nicht zu kühn, daß unter der jetzigen trefflichen Leitung auch das besprochene Unternehmen dereinst zu einem alle deutschen Mundarten umfassenden Archive heranwache.

Die Anschaffung wird dadurch erleichtert, daß im Jahre durchschnittlich nur ein Heft ausgegeben wird; der jährliche Aufwand von vier Mark dürfte nicht zu drückend sein.

Greiz.

L. Hertel.

August Zimmermann, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Marien-Gymnasiums zu Posen. 1891.

Programmabhandlungen haben sehr oft das Schicksal, daß sie übersehen werden, schon wegen der beschränkten Anzahl von Exemplaren, in denen sie erscheinen. In den Gymnasialbibliotheken verstecken sich Programme gar zu leicht. Die sechs Aufsatzdispositionen sind für den deutschen Unterricht in den Oberklassen unserer Gymnasien zur mündlichen oder schriftlichen Übung sehr brauchbar. Ich liebe es allerdings nicht, meine Aufsatzthemata aus gedruckten Büchern zu holen, und bin doch niemals um einen Stoff in Verlegenheit geraten, der Unterricht und meine Privatstudien bieten mir überreichlich; mit mehr Lust und Liebe gehen Lehrer und Schüler auch stets an die Bearbeitung von selbsterfundenen, meistens zusammen gefundenen Thematen heran. Der selbstthätige Lehrer wird sehr oft an den Dispositionen etwas auszufügen haben, wie sie in den verschiedensten Hilfsbüchern, Materialien, Dispositionsübungen zu deutschen Aufsätzen u. s. w. gefunden werden. Zimmermann hat diese Dispositionen jedenfalls selbst in der Klasse durchgearbeitet, es sind äußerst ansprechende Themata.

I. Richard der Dritte (Charakteristik).

A. Richard der Dritte ist der Held des gleichnamigen Stückes von Shakespeare. Es tritt uns in ihm ein Scheusal entgegen, wie es kaum jemals die Erde getragen — verflucht ihn doch selbst die eigene Mutter — und doch können wir nicht umhin, ihn zu bewundern. Er verdient es darum wohl, eingehend charakterisiert zu werden.

B. Daß er so wird, wie ihn uns Shakespeare vorführt, bewirken

a) mittelbar

α. die Zeit, in der er lebt,

β. das Beispiel, das Eltern und Brüder ihm geben — er ist der jüngste —,

γ. sein Äußeres — fühlen doch alle wegen seiner Häßlichkeit sich von ihm abgestoßen, und Abneigung erzeugt Abneigung;

b) unmittelbar seine Naturanlagen:

α. grenzenlose Selbstsucht, der gegenüber alle sittlichen Bedenken verstummen müssen — im Schlafe wagen sie sich höchstens hervor — „ein Mensch, der nicht Liebe kennt“ cf. Heinrich der Sechste, V, 6.

Unterstützt wird er in seinen selbstfüchtigen Bestrebungen

β. durch eine fast übermenschliche Willensstärke, die sich in Konsequenz des Handelns, Selbstbeherrschung, Furchtlosigkeit u. s. w. äußert,

γ. durch nicht minder hervorragende intellektuelle Fähigkeiten, im einzelnen durch Menschenkenntnis, Schlaueit, Verstellungskunst, Geistesstärke u. s. w.

C. Gott sei Dank, daß nur sehr selten solche Naturanlagen in einem menschlichen Wesen vereint sind, und daß noch viel seltener zu diesen Naturanlagen solche äußere Umstände und Verhältnisse sich gesellen, daß eben ein Scheusal, wie Richard der Dritte es ist, entstehen kann.

Es wundert mich, daß der Verfasser sich die Person Napoleons hat entgehen lassen, die an manchen Stellen sehr gut zur Parallele herangezogen werden konnte.

Sehr hübsch ist die Disposition zu den Worten aus Goethes Iphigenie:

„Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt!“

und zu denen aus Schillers Tell:

„Wer allzubiel bedenkt, wird wenig leisten“.

Bekannt sind die folgenden Themata:

4. Wahre Bildung macht bescheiden.

5. Tua res agitur, paries cum proximus ardet.

(Hor. Epist. I. 18. 84.)

Der Hinweis auf die in der Nähe stehenden Stellen:

„Ecquid

Ad te post paulo ventura pericula sentis?“

und:

„Et neglecta solent incendia sumere vires“.

wird dem Primaner ein guter Anhaltspunkt sein und ihn auf das Wort des Terenz: „Homo sum: humani nihil a me alienum puto“ oder Goethes: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ führen.

Am schwierigsten ist das Thema der letzten Disposition: „Zufrieden bin ich, daß ich nicht zufrieden bin“ (Max Kalbed).

Wismar i. M.

D. Glöde.

Bötticher und Pinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen herausgegeben:

I. Die deutsche Heldensage. 3. Das Nibelungenlied, im Auszuge nach dem Urtext mit den entsprechenden Abschnitten der Wölsungensage, herausgegeben von Bötticher und Pinzel. VIII, 170 S. Preis M. 0,90.

IV. Das 17. und 18. Jahrhundert. 2. Die Litteratur des 18. Jahrhunderts vor Klopstock. Ausgewählt und erläutert von Gotthold Bötticher. 122 S. Preis M. 0,90.

III. Die Reformationszeit. 1. Hans Sachs, ausgewählt und erläutert von Karl Kinzel. Zweite verbesserte Auflage. 120 S. Preis M. 0,90.

Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Das schöne Unternehmen Böttichers und Kinzels ist nun vollendet, und wir sind in die Lage gesetzt, das Ganze zu überschauen und ein abschließendes Urteil abzugeben. Wir freuen uns aufrichtig, daß wir die lebhafteste Anerkennung, die wir dem ersten Bändchen dieser Sammlung zollen konnten, nun auch dem Gesamtwerke spenden können. Zweifellos nehmen unter allen Schulausgaben der älteren deutschen Litteratur die Böttichers und Kinzels den ersten Rang ein. Die streng wissenschaftliche Behandlung des Stoffes, die philologische Genauigkeit, die glückliche und geschmackvolle Auswahl, das weise Maßhalten in den beigefügten Einleitungen und Erläuterungen, die Einheitlichkeit in der Behandlung der verschiedenen Gebiete und der Ausstattung der einzelnen Bändchen: das alles sind Vorzüge, die sich so vereint wie hier bei keiner anderen ähnlichen Sammlung finden. Wir haben es hier mit einer Leistung zu thun, die dem Lehrerstande zur Ehre gereicht und die vorbildlich werden sollte für die Abfassung von Schulausgaben, die leider nicht immer auf der Höhe der Wissenschaft stehen.

Das Nibelungenlied wird im Urtexte gegeben, und zwar sind nur die wichtigsten Abschnitte ausgewählt, die durch Inhaltsangabe untereinander verbunden sind. Hier ist zunächst anzuerkennen, daß der Text nicht nach C, sondern nach A gegeben ist. Nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft sind in der Schule nur noch Ausgaben nach A und B zuzulassen. Wenn auch Barckes Ausgabe nach C für wissenschaftliche Vorlesungen auf Universitäten ihrer vorzüglichen Einleitung und ihrer philologisch meisterhaften Textbehandlung wegen noch auf Jahre hinaus unentbehrlich sein wird, so sollten doch Textausgaben nach C in der Schule nicht mehr benutzt werden. Wir freuen uns, daß Bötticher und Kinzel schon durch die Wahl des Textes ihr Werk auf die richtige Grundlage gestellt haben; es zeugt das von genauem Vertrautsein mit dem Gange der Wissenschaft. Die Einleitung, die eine ganz kurze Übersicht über die Geschichte der deutschen Heldensage und des Nibelungenliedes giebt, läßt nichts Wesentliches vermissen. Lob verdient, daß der Einleitung ein Auszug aus der Wölsungensage nach den besten Übersetzungen beigefügt ist. Der Schüler wird so aufs lebendigste in die Entwicklung der Sage eingeführt. Die Erläuterungen unter dem Texte, der knappe grammatische Anhang und das Wörterbuch sind zweckentsprechend und gehen nicht über das unbedingt Nötige hinaus. Auch die Auswahl der Abschnitte verdient volle Anerkennung. S. 158 hätte der althochd.

Ind. Praet. gab, gâbi, gab (nicht: gap, gâbi, gap) angefügt werden müssen, ebenso der althochd. Imperativ gib (nicht: gip). Daß der Urtext des Nibelungenliedes und somit die vorliegende Schulausgabe nicht bloß in die Hand des Lehrers, sondern vor allem in die Hand der Schüler gehört, auch der preussischen, unterliegt wohl heute keinem Zweifel mehr. Und so wünschen wir der trefflichen Arbeit Böttichers und Kinzels die weiteste Verbreitung. Leider beginnt schon hier und da die warme Begeisterung für unser deutsches Altertum, nachdem die Brüder Grimm und die Germanisten ihrer Schule zum größten Teile von uns gegangen sind, sichtlich zu schwinden. Möchte die Schule dafür sorgen, daß diese Liebe zu unserer Vorzeit, das heilige Erbe der Brüder Grimm, unserm Volke erhalten bleibt. Für diesen Zweck wird die vorliegende Ausgabe sich in hohem Grade geeignet erweisen; möchte nur jeder Lehrer des Deutschen dafür sorgen, daß sie auch wirklich in die Hände der Schüler kommt.

Die Auswahl aus der Litteratur des 18. Jahrhunderts vor Klopstock enthält Gedichte Joh. Christian Günthers, Abschnitte aus Gottscheds „Kritischer Dichtkunst“, sowie aus Bodmers „Diskursen der Mahlern“ und aus dessen Abhandlung „Von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen“, ebenso aus Breitingers „Kritischer Dichtkunst“, vier Gedichte Hagedorn's (darunter: Johann, der Seifensieder), eine reiche Auswahl aus Gellerts Fabeln und Erzählungen, was besonders zu loben ist; auch geistliche Lieder Gellerts fehlen nicht. Christian Ewald von Kleist und Joh. Wilhelm Ludwig Gleim sind durch reiche Proben vertreten; den Schluß bilden zwei Oden Ramlers. Auch dieses Bändchen bildet ein würdiges Glied der schönen Sammlung. Für das gewaltigste Gedicht Günthers halten wir dessen Bußlied: „Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme“; wir möchten die Aufnahme desselben für eine neue Auflage empfehlen.

Das Hans-Sachs-Bändchen ist in der zweiten Auflage im Texte um ein Stück vermehrt, der Text ist genau durchgesehen und gebessert (z. B. S. 94, Z. 15 richtig lest statt Ier geseht); ob man mit Kinzel: „die lest“ (d. i. die läßt du gehen) oder nach andern: „du lests“ (d. i. du läßt sie gehen) liest, dürfte für die Schule unwesentlich sein. Vielfach vermehrt sind die Erläuterungen, eine Vermehrung, die hier wohl am Platze war. So wird dieses Bändchen in seiner neuen Gestalt dem vorhandenen Bedürfnis noch besser entgegenkommen als bisher.

Und so sei das ganze schöne Unternehmen allen Freunden eines gesunden deutschen Unterrichts aufs wärmste ans Herz gelegt. Es ist seinem ganzen Plane wie der Ausführung im einzelnen nach vortrefflich.

Dresden.

Otto Dyon.

Georg Steinhausen, Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue (4.) Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. 1. Heft. 144 S. Berlin, Verlag von Emil Felber, 1893. Preis für den Jahrgang von 6 Heften 10 Mark.

Die neue Zeitschrift für Kulturgeschichte, deren Herausgeber der Rustos an der Universitätsbibliothek zu Jena, Dr. Georg Steinhausen, der bekannte Verfasser der trefflichen Geschichte des deutschen Briefes ist, stellt sich die Aufgabe, die verschiedenen kulturgeschichtlichen Bestrebungen unserer Zeit zu vereinigen, zu fördern und in richtige Bahnen zu lenken. Zu diesem Zwecke wird sie Beiträge aus dem Gebiete der gesamten Kulturgeschichte bringen, vorzugsweise aber die deutsche Kulturgeschichte berücksichtigen und auch dem kritischen Teile besondere Sorgfalt widmen. Das erste Heft beginnt mit einem kurzen Aufsätze des Herausgebers: „Zur Einführung“. Sehr richtig bemerkt er darin: „Jede Wissenschaft muß ihr eigenes Gebiet haben und sich von andern sondern lassen. Wer die Kulturgeschichte etwa als eine Summe der Literaturgeschichte, der Rechtsgeschichte, der Kunstgeschichte, der Religionsgeschichte, der Philosophiegeschichte u. s. w. faßt, trifft unmöglich das Richtige. Ich meine, man muß sie als die Lebensgeschichte zunächst eines bestimmten Volkes, in letzter Linie der Menschheit auffassen. Die Entwicklung eines Volkes in ihrem ganzen Verlauf, in ihrer ganzen sittlichen und geistigen Eigenart und in ihrer Wirkung zu verstehen: das muß die Kulturgeschichte lehren.“ Der knappen, aber inhaltreichen Einleitung folgen Aufsätze von Karl Lamprecht, Deutsches Geistesleben im späteren Mittelalter; Eberhard Gothein, Thomas Campanella, ein Dichterphilosoph der italienischen Renaissance, Georg Steinhausen, Sechzehn deutsche Frauenbriefe aus dem endenden Mittelalter; W. Liebenam, Aus dem Vereinswesen im römischen Reich. Die Aufsätze entsprechen ganz der hohen Aufgabe, die sich die Zeitschrift gestellt hat; sie ruhen auf dem sicheren Grunde der strengen Wissenschaft, aber sie geben das Gefundene in einer frischen, lesbaren Sprache, sodaß nicht nur der Fachmann, sondern jeder Gebildete sich an dem Gebotenen erfreuen dürfte. Und was kann es wohl Schöneres für den denkenden Geist geben, als das Wachsen und Werden des Menschengeistes und des Menschenlebens an der Hand geschichtlicher Forschungen genauer zu verfolgen? Möchte die neue Zeitschrift daher nicht nur in Bibliotheken der Universitäten und Schulen, sondern auch in das deutsche Haus ihren Einzug halten. Der innere Wert des Gebotenen macht es uns zur Pflicht, dieses schöne neue Werk, das nur unter der lebendigen Teilnahme aller Gebildeten wirklich emporblühen kann, allen zu thatkräftiger Unterstützung nachdrücklich zu empfehlen. Oder sollten wirklich nur in Deutschland Zeitschriften von so hervor-

ragender geistiger Bedeutung wie die Steinhäusensche keine Zukunft haben? Ich dünkte, was in Frankreich und England für selbstverständlich gilt, sollte auch in Deutschland nicht unmöglich sein.

Dresden.

Otto Lyon.

Ernst Linde, Die Muttersprache im Elementarunterricht. Grundzüge für die Vermittelung des Sprachgehaltes im ersten Schuljahr. Mit einer Empfehlung von Prof. H. Hildebrand. Leipzig u. Berlin, Verlag von Julius Klinckschardt. 1891. VIII u. 90 S.

„Das vorliegende Werkchen will einen Beitrag liefern zur Lösung der Frage des Elementarunterrichts.“ In der That ist es ein schätzenswerter Beitrag zur Lösung dieser schwierigen Frage, und zwar ein Beitrag auf der Grundlage Hildebrandscher Gedanken. Der Verfasser geht aus von dem schönen Grundsatz: „Daß den Inhalt der Sprache vor den Kindern lebendig werden, daß sie ihn erfassen und an sich reißen können; laß den Geist und die Seele, welche die Sprache erschaffen haben, sich wieder aus derselben entwickeln, daß sie sich vermählen mit der Seele und dem Geiste der Kinder!“ Anschaulichkeit ist ihm daher mit Recht das Hauptmittel, um einem einseitigen, oberflächlichen, gedanken- und anschauungslosen Maultauschen, wie es in unserer Zeit an der Tagesordnung ist, von der Schule aus vorzubeugen. Als Mittel zur Veranschaulichung des Sprachinhaltes empfiehlt er: 1. Die Anwendung gleichbedeutender mundartlicher Ausdrücke und Wendungen; 2. das Auffuchen von Synonymen; 3. die Gegenüberstellung des gegenteiligen Begriffes; 4. die drastische Betonung des zu verdeutlichenden Wortes; 5. die Etymologie des Wortes (in gewissen Fällen); 6. die Anwendung des zu verdeutlichenden Wortes in verändertem Zusammenhang; 7. Erzählung von kleinen Geschichten zur Verdeutlichung eines Wortes. Zu allen diesen Mitteln giebt er zahlreiche Beispiele der Anwendung. Wir empfehlen das frisch, lebendig und warm geschriebene Büchlein nicht nur dem Elementarlehrer, sondern jedem Lehrer des Deutschen. Es wäre ein Segen für unsere Schule, wenn die Grundsätze Lindes sich überall in ihr einbürgerten.

Dresden.

Otto Lyon.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-N., Guplowstraße 24 II.

Nachträglich zu lehren und lernen.

(S. 578.)

Von Rudolf Gildebrand.

Zu dem merkwürdigen Capitelchen vom wechselnden und gleichwerthigen Gebrauch von lehren und lernen sind mir werthvolle Beiträge zugegangen. Ich hatte mich kurz gefaßt, um zunächst die Thatsache klar heraus zu stellen und als Beleg für das merkwürdige Verfahren des Sprachgeistes zu gewinnen, wenn er Gegensätze in einer Bezeichnung zusammennimmt, während die bewußte Logik gerade da auf scharfes Scheiden aus ist.

Herr Director Israel in Bschopau schreibt mir: „In Luthers Schrift an die Rathherren steht (nach ungefährender Zählung) lehren für lernen neunmal, lernen für lehren zweimal, gelernt für gelehrt zweimal, lehren im hd. Sinn 26 mal, lernen im hd. Sinn 10 mal, gelernt im hd. Sinn 6 mal, gelehrt im hd. Sinne dreimal“. Man kann dieß Schwanken herüber und hinüber in ein und derselben Schrift beinahe wunderbar nennen, und doch ergibt sich gerade daraus das Merkwürdigste in der aufgeworfenen Frage: daß für Mißverständniß gar keine Gefahr und Besorgniß war. Zugleich aber wird daran wohl deutlich, wie wünschenswerth eine genauere Beobachtung ist, um der merkwürdigen Erscheinung in ihrem Entstehen und ihrer verschiedenen Verbreitung auf den Grund zu kommen.

Noch merkwürdiger aber und wahrhaft erwünscht für unsere Frage ist, was mir Herr Dr. Klinghard in Rendsburg mitzutheilen hat: „Auch die Engländer, nicht nur Kinder, sondern selbst Erwachsene vertauschen oft — es gilt aber natürlich für unfein — die Begriffe des Lehrens und Lernens; das ist um so auffallender, als die betreffenden Worte ganz verschiedenen Stammes sind, to teach — to learn.“

„Ferner theilen die Engländer mit uns die Sitte, die Begriffe borgen und leihen durcheinander zu gebrauchen, to borrow und to lend“.

Und noch etwas Merkwürdiges: „Die Schüler meiner englischen Klassen haben an zwei verschiedenen Schulen, abgesehen von den obersten Jahrgängen, gewohnheitsmäßig die starke Neigung bekundet, die englischen Worte für schreiben und lesen zu verwechseln, to write und to read, niemals aber im Französischen écrire und lire. Im verwandten Englisch bewegen sie sich offenbar eher gedankenlos, als im Französischen, das stärker zur Reflexion auffordert“.

Im letztern Falle muß doch wohl der Anklang von write und read mitwirkend sein, aber doch wohl auch die Sache. Lesen und Schreiben sind innerlich so nahe verwandt, wie Lehren und Lernen, und daß die Verwechslung eine innerliche ist, zeigt, jeden Zweifel ausschließend, der Tausch von teach und learn. Beide Begriffe kommen wie aus einer Wurzel, die sich in zwei Ästchen gabelt, der unbewußte Sprachgeist aber, auch der Kinder schon, faßt das Ganze eben wie mit großem kühnem Griff an der Wurzel.

Was aber borgen und leihen betrifft, die da so glücklich beigebracht werden, so ist es damit wie mit lehren und lernen. In meiner Heimat heißt es: „Ich habe erst noch Geld borgen (aufborgen) müssen, ehe ich die Reise vornehmen konnte“; aber ebenso gut „kannst du mir nicht hundert Mark borgen?“ „Er borgt dir sicher, was du brauchst“ — leihen dagegen lernen wir nur aus Büchern kennen, obschon nur Leihbibliothek, Leihanstalt im Gebrauch sind. Gerade hier ist die wurzelhafte Erscheinung der beiden Begriffe besonders deutlich, was dann durch die entsprechende englische Erscheinung von to borrow und to lend besser gestützt wird. Es ist ja im Grunde dasselbe, wie daß das ältere gelter sowohl Schuldner als Gläubiger bedeute, wie gelt die Schuld nach beiden Seiten. So heißt es auch noch auf borg geben und auf borg nehmen.

Nachträglich zu S. 450 (Anekdote von Gottsched).

Ich wurde von mehreren Seiten, zuerst von Hrn. Prof. v. Waldberg, darauf aufmerksam gemacht, daß die Anekdote von Gottsched auf der Hasenjagd doch schon gedruckt ist, in Danzels Gottsched S. 302, und ich fand das in meinem Exemplar auch vor Jahren schon angestrichen. Das Geschichtchen ist auch da nur aus mündlicher Überlieferung entnommen, aber der Fragende ist Popowitsch, der geistvolle und heftige Gegner Gottscheds, der sich bei einem Besuch in Leipzig entschließt, seinen Gegner einmal zu besuchen und auf den Bescheid wegen der Jagd den Witz aufs derbste ausbeutet mit den Worten: „nun, wenn er sie sch . . .ßt, mag er sie auch selber fressen“. Das sieht doch wie erfunden oder verschönert aus. Ob ich meine einfachere und harmlosere Fassung doch auch nur aus Danzel habe, kann ich nicht mehr entscheiden.

**Das Wort sie sollen lassen stan
Und kein Dank darzu haben.**

An den Dank im Turnier zu denken, wie leythin in diesen Blättern geschah, ist hier kein Platz, denn es handelt sich im Bilde nicht um das ritterliche Waffenspiel des Turniers, sondern um den ernstesten Kampf im Felde (Plan), mit einer Burg als Rückhalt. Die fragliche Wendung

schließt sich vielmehr an das merkwürdige mhd. *danc* an, das Absicht, Willen bedeutete: dankes freiwillig, gern, undankes wider Willen, aus Zwang. Auch *mînes* (*sînes*) dankes, gern, *âne mînen danc* unfreiwillig, gezwungen. Das setzte sich fort bis ins 15., 16. Jahrhundert (s. Grimms Wb.) und ist gerade Luthern recht geläufig, z. B. „da (vor Gottes Gericht) soll sie (die Welt) ohn ihren Dank ihr eigen Lâstermaul Lügen strafen und verdammen, 6, 62b; daß er ohn aller Welt Dank errettet sei worden, 6, 249a; also daß nicht allzeit die Heiden müssen die Christen fressen, wie sie wollten, sondern ohn ihren Dank müssen sie leben lassen“ ebenda.

So ist die fragliche Wendung nur eine dem Vers und Gedanken willkommene weitere Ausführung von „ohn ihren Dank“: sie müssen, sie mögen wollen oder nicht, sie müssen auch wider Willen, und das ist denn mit Sinn und Kraft in den Gedankenzusammenhang trefflich passend. Möglich, daß sich dabei auch der heutige Sinn von Dank einstellte: wir sind ihnen dafür auch keinen Dank schuldig, daß sie uns den Gefallen thun, denn sie müssen eben.

Zu Herr.

Das vielgebrauchte Wort, das auch für die Beobachtung so am Wege liegt, gibt doch noch zu bemerken.

Es ist bekanntlich eigentlich ein Comparativ zu dem alten Adj. *hêr*, dem heutigen *hehr*. Der Comparativ ist aber schon im Mhd. in *hêrre* (*herre*) nicht mehr zu erkennen, wohl aber im ahd. *hêrôro*, dann *hêrero*. Woher aber der Comparativ? Ich glaube, er ist in der Anrede entwickelt, die ja überhaupt in dem Bedarf Tag für Tag eine wichtige Stelle einnimmt und daher auch leicht zu einer eigenen Entwicklung kommt. Die mhd. Anrede war *hêrre mîn*, die ahd. *hêrro mîn* (soviel bezeugt ist), das natürlich *hêrero mîn*, *hêrôro mîn* als vorgängig voraussetzt: *hêrero mîn* hat Otfried IV, 11, 22 als Nominativ. Man muß, um das richtig zu erfassen, zunächst den heutigen Begriff Herr davon fern halten, es meinte: du, der du hehrer bist als ich, d. h. der Genitiv steht da als der Casus der Vergleichung nach Comparativen, wie im Lateinischen der Ablativ, im Griechischen gleichfalls der Genitiv. Die fragliche Wendung hat sich im Englischen erhalten, nur daß da der Genitiv vergessen und ins Adjectiv übergetreten ist. Es heißt z. B. *he is my greater*, er ist größer als ich, *I know not his better*, ich kenne niemand, der besser wäre als er.

Was nun *hêr* in der Anrede eigentlich bedeutete? Da tritt eine Stelle des Hildebrandsliedes helfend ein. Da heißt es B. 7:

Hiltibrant gimahalta, her was *hêrôro man*.

Hildebrand redete (zuerst, und Hadubrant ließ ihm das Vorrecht, denn), er war der ältere Mann; von einem Herren- oder Dienstverhältnis ist da keine Rede, es ist das höhere Alter, das von selbst höhere Geltung und Würde gibt. Wie da der Begriff Herr sich herausgebildet hat, das zeigt wohl unser altes Leben in einem wohlthuenden Lichte.

Und auch das gesamte romanische Gebiet gieng denselben Weg. Denn das Mutterwort von franz. seigneur, ital. signore, span. señor ist ja das lat. senior, d. h. der ältere, also Übersetzung von hêrôro. Die Bedeutung Herr ist im 9. Jahrh. schon ganz entwickelt, z. B. in dem Bericht des Chronisten über die Absetzung Karls des Einfältigen: *proceres Francorum . . . rejecerunt eum, ne esset eis ultra senior* (Grimms Rechtsalt. 123), daß er ihnen nicht ferner ein Herr wäre.

Man weiß übrigens, wie das französische Wort im Laufe des Gebrauchs über Jahrhunderte hin zusammenschumpfte, von seigneur bis zu sire (engl. sir). Das war aber das Schicksal auch unseres Wortes; die Kürzung wird sich aber eben in der Urrede vollzogen haben. Schon bei Otfried erscheint neben vollklingendem hêrôsto, der Vornehmste, hêrero mîn, mein Herr (als Nom.) Nachher noch kürzer hêrro (schon in der Hs. des Otfried III, 2, 31). Das setzte sich dann in mhd. hêrre fort, ich glaube aber nicht so lange als man sich gern denkt. Die Kürzung herre gehört vielleicht schon dem 12. Jahrh. an, ward es doch dann im Titel weiter gekürzt zu her (hêr halte ich für unmöglich), das dann, auch noch in spät mhd. Zeit sein h— verlor, er Sifrit, Alfus. ern Sifrit. Und dieses hat sich dann wunderlich mißverständener Weise bis ins 18. Jahrh. erhalten, in Ehren z. B. „Ehren Boß“, dieses als altväterisch spöttelnder Ehrentitel.

Zum Konjunktiv zur Bezeichnung der Wirklichkeit.

Von Karl Lomanek in Wien.

Bis vor kurzem schlug er sich namenlos durch die Welt, unbeachtet von der Wissenschaft, in jüngster Zeit wendete sich ihm die Aufmerksamkeit verschiedener Grammatiker zu, und auf einmal entdeckte man eine Reihe von Eigentümlichkeiten an ihm, die geeignet schienen, einen bezeichnenden Namen für ihn abzugeben. Besonders warm nahmen sich seiner Hildebrand und Matthias im 3. und 4. Bande dieser Zeitschrift an, und beiden verdankt er auch neue Namen: der erste hieß ihn den vorsichtigen, der andere den bestätigenden Konjunktiv. Aber hatte er früher gar keinen Namen, so erdrückt ihn jetzt ihre Fülle; schon wieder soll er umgetauft werden: ich schlage nämlich vor, ihn den realen Kon-

junktiv zu nennen. Nicht leichtfertig will ich ändern, sondern es sei mir gestattet, meine Bezeichnung zu begründen. Zu diesem Zwecke will ich das Wesen dieses Konjunktivs noch einmal gründlich durchsprechen, bei dieser Gelegenheit auch überblicken und zusammenfassen, was in den letzten Jahren von einigen Forschern, darunter unseren angesehensten Syntaktikern, über ihn geäußert worden ist. Die Ansichten stimmen nicht ganz überein, und da dürfte eine Sichtung und Prüfung nicht ohne Vorteil sein.

Zuvor aber möchte ich noch zu der reichen Fülle von Belegen, die Matthias für diesen Gebrauch des Konjunktivs beigebracht hat, ein Scherflein beitragen, zwei Beispiele aus Körners Triny.

Das erste findet sich im 3. Akte, Vers 256 meiner Schulausgabe¹⁾; ich habe schon in der Anmerkung zu dieser Stelle auf diesen eigentümlichen Konjunktiv aufmerksam gemacht, ihn auch schon in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1888 S. 75 in der Anzeige von Erdmanns Grundzügen besprochen, erlaube mir aber noch einmal hier auf ihn zurückzukommen, um ihn in den Zusammenhang zu rücken.

Die Stelle lautet B. 254 flg.:

Wollt' ich denn nicht auf Wiens erstürmtem Wall
den deutschen Völkern mein Gesetz verkünden, —
und läge nun im mondenlangen Kampf
vor dieser Feste, um den alten Starrkopf
an diesen armen Felsen zu zerstoßen?

Soliman spricht das angesichts der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, sich Szigeths zu bemächtigen. Der Gegensatz zwischen den ersten zwei Versen und den folgenden ist klar genug: in den ersteren der hochfliegende Wunsch, in den anderen die traurige Thatsache. Soliman kann es selbst nicht glauben, daß ihm eine so kleine Feste widerstehen könne. Seinen Gedanken giebt am deutlichsten eine Umschreibung wieder: Ist's glaublich, daß ich nun daliege u. s. w. Er hätte allerdings auch ganz einfach sagen können: Und nun liege ich vor dieser Feste, wie er es IV, 71 fast mit denselben Worten thut: „Und jetzt lieg' ich in eitler Ohnmacht hier und breche meine Kraft an dieser Feste“, und hätte so im wesentlichen mit dem Indikativ Präsens dasselbe erzielt wie mit dem Konjunktiv Präteriti; aber jene Färbung des Gedankens wäre verloren gegangen, die festzuhalten wir einen ganzen Satz gebrauchten. Und auf diese ist doch besonderer Wert zu legen, wie Hildebrand so richtig zuerst hervorgehoben hat.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß die Bildung des Satzes das Wesen dieses Konjunktivs nicht sofort erkennen läßt, wie ich aus

1) Bei Graeser in Wien erschienen 1892².

eigener Erfahrung bestätigen kann. Man braucht ihn aber nur mit dem typischen Beispiel „da wär' ich nun“ zusammenzuhalten, um zu erkennen, woran das liegt. Ich nenne das erwähnte Beispiel typisch, weil an den verschiedenen Orten, wo in neuerer Zeit von diesem Konjunktiv die Rede war, die Erörterung desselben durchgängig an diesen Satz geknüpft wurde, offenbar, weil man in ihm den Typus dieses Modusgebrauches erblickte. Wir werden wohl später sehen, daß er nur eine Art desselben darstellt, können ihn aber, da die Stelle aus Briny sich mit dieser nahe berührt, zum Vergleiche immerhin heranziehen. Da fällt denn sofort in die Augen, daß die Schwierigkeit bloß in der Wortstellung liegt. In Solimans Worten fehlt das pronominale Subjekt, wenn es auch aus Vers 254 mitzuverstehen ist, und der Hinweis auf die Situation, der meist durch eine Demonstrativbestimmung ausgedrückt wird, ist zu weit getrennt; erst der nächste Vers bringt sie: „vor dieser Feste“. Dieser Hinweis auf die Situation ist aber bei dieser Art des realen Konjunktivs geradezu die Hauptsache; nur durch ihn wird seine Geltung klar, jetzt erst wird der Gegensatz zwischen dem Inhalt der Aussage und ihrer Form ersichtlich, und auf den kommt es an. Doch darüber später im Zusammenhange. Hier können wir uns darauf beschränken, die Probe zu machen und die Stelle im Briny nach dem Musterbeispiel umzubilden, so daß sie nun lautete: „Da läg' ich nun“ oder „nun läg' ich da“, und alles ist in Ordnung, niemandem wird die Bedeutung dieses Konjunktivs weiter unklar sein.

Das zweite Beispiel, auf das mich mein Freund W. Jerusalem aufmerksam gemacht hat, findet sich in den Anfangsversen des Monologes von Briny V, 2 (B. 53 flg.):

So ständ' ich denn im letzten Glühn des Lebens,
 Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod.
 So ständ' ich denn am Ziele meines Strebens,
 Stolz auf die Blüten, die das Glück mir bot.

Dieses Beispiel ist darum interessant, weil dem präteritalen Konjunktiv im 1. und 3. Vers ein Indikativ Präsens im 2. Vers in ganz gleicher Geltung parallel läuft. Immerhin zeigt uns aber dieser Wechsel, daß der Gebrauch des realen Konjunktivs schon formelhaft geworden ist. Nicht der Übergang vom Konjunktiv zum Indikativ; dieser läßt sich vielmehr ganz gut erklären. Die Aussage ist im Anfang noch nicht ganz sicher, der Sprechende muß sich in die Lage erst hineinfinden; aber schon der nächste Gedanke betont das unabweissbare Geschick und wählt darum den Indikativ. Daß aber dann nochmals der Konjunktiv wiederkehrt, ist eben bezeichnend. Allerdings ist hier auch eine Parallelbildung zum ersten Verse beabsichtigt.

Doch nun zur Sache. Behaghel, Deutsche Sprache S. 212 faßt unseren Konjunktiv als eine Übertragung vom hypothetischen Konjunktiv auf¹⁾, die dadurch eigentümlich wird, daß es sich hier um ganz bedingungslose Aussagen handelt. Er erklärt den Konjunktiv durch Assimilation an den Modus eines folgenden Konditionalsatzes mit optativem Konjunktiv Präteriti, der schon ins Bewußtsein tritt, während noch der Aussagesatz gebildet wird; während ich also sage: „Da sind wir“, taucht schon der weitere Gedanke auf: „Es wäre schön, wenn wir schon weiter wären“, und verleiht nun auch dem Aussagesatz hypothetische Form.

Gegen die Möglichkeit einer solchen Assimilation des Modus läßt sich nichts einwenden; man kann sie sehr häufig beobachten. Auch Hildebrand und Matthias lassen diese Erklärung gelten, schränken sie aber auf bestimmte Fälle ein, und das ist das Entscheidende. Nicht überall können wir eine Weiterführung des Gedankens durch einen Konditionalsatz anbringen. So gleich nicht in dem Citat aus Briny, so nicht in Sätzen wie „ich dächte doch“ und ähnlichen. Ja selbst zu dem Beispiel, an das Behaghel seine Erörterung knüpft, kann seine Erklärung unter Umständen nicht passen, dann nämlich nicht, wenn mit dem Konjunktiv die Erreichung eines erstrebten Zieles ausgedrückt wird. Wenn ich bei einer Bergbesteigung den Gipfel glücklich erreicht habe und nun ausrufe: „Da wäre ich denn“, so habe ich ja mein Ziel erreicht und freue mich dessen, bin vielleicht sogar stolz, und der Konjunktiv klingt triumphierend, wie Hildebrand richtig bemerkte. Aber eine Fortsetzung desselben durch einen Konditionalsatz des Inhaltes, wie Behaghel ihn angiebt, kann ich mir in dieser Lage nicht gut denken. Höchstens dann, wenn auch der Abstieg schwierig ist und man wünscht: Wenn ich nur auch schon unten wäre. Das ist aber doch nur ein sehr spezieller Fall, und die Weiterführung des Gedankens bringt uns nur wieder dahin, wo wir früher waren: Kommt nämlich der Bergsteiger auch unten glücklich an, so fehlt ihm nun wohl jede Möglichkeit zu einem weiteren Konditionalsatz, und er wird doch sagen: So, jetzt wäre die Partie glücklich beendet. Dagegen paßt Behaghels Erklärung trefflich auf die Anwendung des Konjunktivs in jenen Fällen, wo es sich um Stadien während der Durchführung eines Unternehmens handelt. Für die erste Rast bei einer Bergbesteigung z. B. eignet sich der Hintergedanke: „Wenn ich nur auch schon ganz oben wäre“ sicherlich ganz vortrefflich und wird sogar in vielen Fällen laut, wie ein jeder an sich und anderen schon beobachtet haben wird.

1) Ebenso Bernaleken, Deutsche Syntax, II, 306; aber die Thatsächlichkeit des Inhaltes ist ihm noch verborgen geblieben; er spricht von einem unentschiedenen Urteil, S. 307.

Also Behaghels Erklärung paßt nur für eine sehr beschränkte Anzahl dieser Konjunktive. Ich habe diese Bedenken schon 1888 in der *Ztschr. f. d. ö. Gymn.* angedeutet und dort auch versucht, eine andere Deutung zu finden. Ich meine nämlich, die Mehrzahl solcher Sätze drücke den Gedanken aus, man habe endlich etwas Schwieriges, kaum Erhofftes oder Erwartetes erreicht. Da ist es nun geradezu selbstverständlich, daß man früher dem Wunsche Ausdruck giebt: „Wär's nur erreicht; wär' ich nur oben“. Dieser Gedanke ist sicherlich fort und fort in der Seele des Strebenden lebendig, und es darf uns nicht wundern, daß er noch nachklingt, selbst wenn der Wunsch schon in Erfüllung geht. Also auch ich nehme eine Assimilation des Modus an, aber vom vorhergehenden optativen Konjunktiv Präteriti. Abgesehen davon, daß sich eine solche Assimilation leichter vollzieht als die an einen erst nachträglich entstehenden Gedanken, ist meine Erklärung umfassender als die Behaghels: sie paßt nämlich auch auf jene Fälle, in denen der Konjunktiv bei Erreichung des Endpunktes, des Zieles der Wünsche angewendet wird. Matthias hat S. 434 denselben Gedanken ausgedrückt, als er schrieb: „Dieser Konjunktiv ist nichts weiter als der Nachklang des Konjunktivs des vorher gehegten Wunsches“, und weiter: „er dient sogar zu umso größerer Bestätigung der Erfüllung des Wunsches.“

Aber auch diese weitere Erklärung paßt noch nicht auf alle Fälle, so gleich wieder nicht auf Solimans „Da läg' ich nun“; wir werden doch nicht annehmen wollen, daß sich Soliman zuvor gewünscht hätte: „Läg' ich nur schon vor Szigeth?“ Er denkt ja viel weiter und wünscht, vor Wien zu liegen, ja es erobert zu haben.

Wir werden also nach einer noch umfassenderen Erklärung dieses Konjunktivs zu suchen haben. Nun stellen sich aber einer solchen merkwürdige Schwierigkeiten in den Weg, indem der reale Konjunktiv durch Weiterentwicklung seiner ursprünglichen Bedeutung und Geltung so verschiedene Beziehungen des Sprechenden zum ausgesprochenen Gedanken zum Ausdruck bringen kann, daß nichts übrig bleibt, als vorerst methodisch diese verschiedenen Möglichkeiten darzustellen und ihren Zusammenhang zu entwickeln.

Eines erleichtert dieses Beginnen: Der Charakter des Konjunktivs ist unbezweifelhaft. Es ist ein potentialer Konjunktiv und als solcher von Erdmann, Grundzüge d. d. Syntax I, 128, von Behaghel a. a. O., von Hildebrand und Matthias in dieser Zeitschrift, von mir an der angemerkten Stelle der *Gymn. Ztschr.* und kürzlich von Wunderlich in seinem trefflichen Buche „Der deutsche Satzbau“ S. 85 bezeichnet worden.¹⁾

1) Bernaleken, Syntax II, 309 findet auch, daß dieser Konjunktiv im Hauptsatz dem lateinischen Potentialis am nächsten steht.

So sehr also alle über den Grundcharakter dieses Konjunktivs einig sind, so wenig scheint es festzustehen, welchen Namen man ihm geben soll, um die Eigenart seiner Verwendung und Geltung zu treffen. Er tritt mit seinem Gegensatz zwischen Form und Inhalt aus dem Rahmen der sonstigen Konjunktivverwendung heraus und verdient darum auch eine besondere Bezeichnung. Da aber der Name offenbar einen charakteristischen Zug enthalten soll und das Wesen des Konjunktivs kennzeichnen muß, so ist die Frage nach ihm zugleich die Frage nach dem bezeichnenden Merkmale, beide können unter einem beantwortet werden.

Wie seltsam nun, daß diesen Konjunktiv noch jeder von denen, die über ihn geschrieben haben, anders genannt hat. Erdmann spricht von einer „bescheidenen“ oder „unsicheren“ Aussage (in der Anmerkung auf S. 128), ich nannte sie „zweifelhaft“, Hildebrand spricht vom „vorsichtigen“ auch „triumphierenden“ Konjunktiv, Matthias nennt ihn auch „triumphierend“, daneben aber auch „bestätigend“, Wunderlich endlich sagt, dieser Konjunktiv sei zur Form geworden, um Thatsachen in „möglichst wenig verantwortungsvoller“ Weise einzuführen. Also eine wahre Flut von Prädikaten, und doch geht gerade daraus hervor, daß unser Konjunktiv schwer zu bezeichnen ist. Er ist eben vieldeutig, und jeder von uns, der ihn irgendwie charakteristisch zu nennen suchte, hatte bloß ein Beispiel oder eine Gruppe gleichartiger vor Augen, von denen er dann den Namen abstrahierte. Dabei blieben die anderen Arten der Verwendung unbezeichnet. Matthias hat das nicht übersehen, und ganz ausdrücklich darauf hingewiesen, daß gewisse Fälle dieses Konjunktivs „Triumph“ bezeichnen, andere aber wieder gar nicht, sondern nur bestätigen. Aber auch damit ist nicht erschöpft, was dieser Proteus bezeichnen kann, und so will ich nun Matthias Belege durchgehen, um vielleicht zu einer vollständigen Liste seiner Bedeutungen zu gelangen.

1. Deutlich eine Gruppe für sich bilden die formelhaft gewordenen: Ich wüßte, dächte zc. (Matth. 8, 9, 10. Hierher gehören auch die Belege, die Erdmann S. 128 für diesen Konjunktiv beibringt, denen ich noch ein „ich dächte“ aus Clavigo, II, 2 anschließe. Bernaleßen sammelt Synt. II, 307 und 308 reichliche Belege für diese Kategorie, aber auch nur für diese.) Hier hat der Potential offenbar den Zweck, die Form der Aussage abzuschwächen, indem er diese in den Bereich des Ungewissen zieht. Nun stehen bezüglich des Inhaltes der Aussage noch 2 Möglichkeiten offen: a) der Sprechende ist von der Thatsächlichkeit der Aussage überzeugt; dann ist es Bescheidenheit, die ihn dazu treibt den Konjunktiv zu wählen; oder b) er ist nicht ganz davon überzeugt und will eben dieser Anschauung Ausdruck geben; dann ist der Konjunktiv der Ausdruck der Ungewißheit oder der Unsicherheit betreffs der absoluten Giltigkeit

der Aussage. Hierher gehört wohl auch Parz. 188, 30 (M. 3)¹⁾; während Nr. 8 des Nachtrages: „Sufer gwachse wäri jo, das wäri schon“ deutlich den Stempel der Bescheidenheit an sich trägt.

Die Worte des Schreinergejellen (Nr. 7):

„Mi Hamberch hätti g'lert, so so, la la,
Doch steht mers trunte gar viel besser a“.

verraten durch das „so so, la la“ die Zugehörigkeit des Konjunktivs zur 2. Kategorie.²⁾ Ihr ist auch das 2. Beispiel aus Briny zuzuzählen.

2. Anders liegen die Verhältnisse, wenn die Thatsache feststeht und der Redende keinen Grund hat, die Form der Aussage zu mildern, also „bescheiden“ oder „vorsichtig“ zu sein. Soliman z. B. giebt vielmehr seinem Unwillen Ausdruck. Ich erklärte den Konjunktiv, indem ich ihn mit den Worten umschrieb: Ist denn glaublich, daß...; wär's möglich,...; damit ist auch ein Zweifel bezeichnet, aber nicht daran, daß die Thatsache besteht, sondern daß sie eintreten konnte. Der Umstand also, daß das Eintreten der Thatsache in die Kategorie der Ungewißheit fiel, wirkt also selbst dann noch nach, wenn das Unglaubliche Realität gewonnen hat. Mich erinnert es an die Worte Dorotheas im 9. Gesang: „O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, selbst an dem Arm Dich haltend, bebel! So scheint dem endlich gelandeten Schiffer auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu schwanken.“ Das Bild ist äußerst bezeichnend für die seelischen Vorgänge beim Eintreten eines kaum erhofften oder nicht für möglich gehaltenen Ereignisses. So erkläre ich mir den Konjunktiv in den Worten des Mameluken (Nathan V, Anfang) „So wäre ich ja der erste, den Saladin mit Worten abzulohnen doch endlich lernte“: „Ist's möglich, daß Saladin das einmal gelernt hätte? Es ist kaum zu glauben! Und daß ich der erste bin, der das erfahren muß!“ Wenn Matthias aus dem „doch endlich“ einen Wunsch herausliest, so hat er nur insofern kaum Recht, wenn er die Bezeichnung desselben schon dem Konjunktiv mit zuweist. — In dieselbe Kategorie gehören Göhens Worte II, 8 (M. 14): „Der wäre nun auch verloren“; erg.: „Das habe (hätte) ich nie für möglich gehalten“.

3. Ein ganz analoges Fortklingen vorhergehender Seelenstimmungen zeigen jene Fälle, wo nicht ein unerwartetes oder ungeahntes, sondern ein mit Wahrscheinlichkeit erhofftes Resultat gewonnen wird, das zu erzielen allerdings Mühe oder Zeitaufwand kostete: hierher gehört das

1) Man darf übrigens auch nicht unberücksichtigt lassen, daß im md. manche Konjunktivformen in die Indikativreihe übergetreten sind; auch da ist vielleicht eine Quelle der weiteren Ausbildung des realen Konjunktivs zu suchen.

2) Im bayerisch-österreichischen Dialekt kann man das „I moanet host“ sehr oft hören.

früher besprochene typische „Da wären wir“. Zweifel aber klingt hier in den seltensten Fällen nach; ich würde die Bergpartie z. B. gar nicht unternehmen, wenn ich daran zweifelte, daß ich sie zu Ende führe, obwohl dieser Fall allerdings hier auch denkbar ist; nicht mehr aber, wenn ich sage: „'s Habermuß wär fertig“; da zweifelte ich gar nicht daran, daß dies eintreten würde, sondern, daß Fertigwerden ließ nur auf sich warten, und inzwischen war wiederholt in mir der Wunsch laut oder doch rege geworden: „Wär's nur schon da“. Also ein Nachklingen der Form des Wunsches ist meiner Ansicht nach in diesem Falle die wirkende Ursache für die Wahl des Konjunktivs Präteriti zur Bezeichnung einer Thatsache. Ich denke hier an eine direkte Nachwirkung der Form des wünschenden Konjunktivs, also an eine Art Modusassimilation, die wir ja auch sonst im Deutschen beobachten können, und die bekanntlich im Lateinischen so weit um sich gegriffen hat. Sprachlich also steht diese Nachwirkung des Modus nicht vereinzelt da, und psychologisch läßt sie sich leicht erklären. Auffällig ist's nun, daß der größte Teil der Dialektbeispiele in Matthias' Nachtrag dieser Abteilung unseres Konjunktivs zugehört. So Hebels „Jez wär er usstaffiert“ (Nr. 3 u. 5); Nr. 4 wurde schon erwähnt: 's Habermuß wär fertig; Nr. 10, Holteis: „Do wär ich nu!“ und Nr. 12 aus Fr. Reuter: „So“, säd hei, „ut de Klemme wiren wi richtig 'rut“. ¹⁾ An diese Beispiele reihen sich solche aus der Schriftsprache; aus dem Nachtrag, um diesen abzuschließen, Nr. 1 (Scheffel, der Granit): „Hurra, das wäre geglückt!“ und unter Nr. 2 Conrads: „Also Punkt Eins wäre geordnet!“ Aus der vorangehenden Sammlung die Belege unter 1. 5. 13, Hildebrands 2 Belege aus Goethe und Günther sind desgleichen hier einzureihen.

Allemal kann man ein „Gott sei Dank“ hinzufügen, und in diesen Dankesworten liegt doch die deutliche Bestätigung dafür, daß der Konjunktiv in diesen Fällen einen vorhergegangenen Wunsch widerspiegelt, wenn es selbst gelegentlich Schwierigkeiten machen sollte, aus dem Vorhergehenden eine Andeutung des Wunsches herauszufinden.

4. Noch immer aber finden sich Beispiele, die sich keiner der drei angeführten Rubriken einordnen lassen; ich meine jene, die Matthias unter Nr. 15 — 21 anführt; allen ist gemeinsam, daß dem Konjunktiv eine Adversativpartikel, am öftesten „aber“ folgt oder doch zu ergänzen ist,

1) Nr. 7 u. 8 habe ich oben eingereiht, 11 wird später zu besprechen sein, 13 u. 14 gehören nicht hierher; dieser Konjunktiv Präteriti im Munde des Plattdeutschen, der hochdeutsch sprechen will, ist nur aus falscher Analogie zu erklären, wie das Futur für vergangene Handlungen, das Spielhagen auch öfter Leute niedrigen Standes gebrauchen läßt, ebenfalls wenn sie hochdeutsch sprechen wollen. (s. Sturmflut. Die v. Hohenstein. Die schöne Amerikanerin.) Nr. 6 ist konditional zu erklären.

wie in den Worten Niedmattens bei Platter (Nr. 16). S. 438 hat Matthias hübsch und klar auseinandergesetzt, daß diese Konjunktive **kon-**ditional zu fassen sind. Der konjunktivische Satz vertritt eine konditionale Bedingungsperiode mit irrealen Konjunktiv, in welcher allerdings die Thatsache, die jetzt im Konjunktiv steht, indikativisch ausgedrückt wurde. Also auch hier eine Übertragung des Modus, deutliche Assimilation. Ein Beispiel für alle. Tellheim sagt Minna von Barnhelm III, 10 zu Franziska: **Doch**, Franziska, wir wären allein. Aber da das Fräulein den Brief noch nicht gelesen hat, so habe ich dir noch nichts zu sagen". Tellheim **will** sagen, er wäre wohl in der Lage, behaupten zu können, daß sie allein sind, wenn er ihr nur auch etwas zu sagen hätte, oder umgestellt: „Ich hätte dir auch nichts zu sagen, selbst wenn wir allein wären, was allerdings der Fall ist". Der vollständige Satz enthielte also ein Verbum der Aussage im Konjunktiv Präteriti, und von diesem ist dann der Inhalt der Aussage, weil er thatsächlich ist, im Indikativ abhängig. Bei der Zusammenziehung geht das regierende Verb der Aussage als selbstverständlich verloren, und sein Modus geht auf das früher indikativische Verb über; der konditionale Nebensatz, in dieser Fügung meist nachgestellt, erscheint in der Regel als Hauptsatz mit einschränkendem „aber“, „nur“, „allein“ und ähnlichen Partikeln. Hierher ziehe ich auch den Konjunktiv in den Worten Mephistos 3040 Schr. (M. 11): „O heil'ger Mann! Da wärt ihr's nun!“ Der Nachdruck liegt hier auf dem „nun“, wie das folgende beweist: „Ist es das erste Mal in euerem Leben, daß ihr falsch Zeugnis abgelegt?“ Ferner ist sicher der vorausgeschickte Ausruf als Prädikatsbegriff im Konjunktivsatz gedacht und dort durch „es“ angedeutet; Matthias substituiert als Prädikatsbegriff „schuld“ und erklärt den Satz, indem er den Nachdruck auf „ihr“ legt: „Ihr seid dann schuld, wenn mein Plan nicht glückt“. Das ist zu weit hergeholt und läßt sich durch den Zusammenhang absolut nicht stützen. Vielmehr führt dieser auf folgenden Gedankengang: Es ließe sich ja nichts einwenden dagegen, daß ihr euch jetzt auf den heiligen Mann hinausspielen wollt; wenn ihr nur früher auch so gedacht und nicht wiederholt ohne Bedenken falsches Zeugnis abgelegt hättet.

Ebenso erklärt sich Holteis (M. Nachtrag Nr. 9):

Guld hätt' s'em wull in meiner Väderlake,
 Ad tee zu Hause ha ich nich fur mich!

„Ich könnte mich darüber freuen, daß ich Geld habe, wenn ich nur auch eine Heimat hätte!“

5. Ich habe schon S. 3 erwähnt, daß Behaghel, und so urteilen viele, in den Fällen, die unter 3 zu rechnen sind, an eine Beeinflussung des Ausdrucks durch einen gleichzeitig gedachten, aber verschwiegenen

konditionalen Optativ denkt, habe aber auch dort ausgeführt, daß diese Annahme nur für einen Teil der hierher gehörigen Beispiele zutreffen kann, für jene nämlich, wo der Konjunktiv nicht die Erreichung des Zieles selbst, sondern eines Punktes auf dem Wege zum Ziel bezeichnet. Hier allerdings ist die Annahme eines ausgelassenen Nachsatzes konditionaler Form ebenso gut möglich wie die eines vorhergehenden Wunsches, und das leitet uns zu einer weiteren Gruppe von solchen Konjunktiven, die in noch engerer Beziehung zum Modus der irrealen konditionalen Periode stehen, als die Beispiele unter 4, indem in ihnen die Annahme einer Zusammenziehung und Stellvertretung, die dort geboten schien, also auch die Annahme einer Modusübertragung völlig entfällt. Matthias hat dafür selbst einen Beleg geliefert, indem er seinen Artikel mit den Worten schließt: „Möchte der Meister die gegebenen Erklärungsversuche etwas höher würdigen können, als mit einem solchen Lutherschen 'das wäre wohl gut'!“ Ein solcher Satz berührt sich wohl formell sehr nahe mit dem typischen Beispiel für 3: „da wären wir“, unterscheidet sich aber doch wesentlich von ihm. Erstens fehlt hier völlig die Möglichkeit, an einen vorhergehenden Wunsch zu denken, denn der Satz ist ja als Äußerung des Beurteilers gedacht; dann läßt sich aus ihm nicht im mindesten das Gefühl der Freude oder Befriedigung oder, um mit Hildebrand zu sprechen, des Triumphes herauslesen, im Gegenteil: der Satzinhalt wird wohl als tatsächlich angesehen, aber im Hintergrunde steckt eine Beschränkung, die Befürchtung, daß in gewisser Zeit oder unter gewissen Umständen das Prädikat, hier „gut“, nicht mehr in vollem Umfange gilt, kurz, dem ausgesprochenen Gedanken hintert ein unausgesprochener nach, der die Bedingung enthält, unter welcher der erstere erst volle Wahrheit und Gültigkeit bekommt. Statt „da wären wir“ kann man immer einsetzen: „da sind wir“; statt des „das wäre wohl gut“ läßt sich wohl auch sagen „das ist wohl gut“, aber „gut“ bekommt erst seine volle Bedeutung und Thatsächlichkeit, wenn das eintritt, was sich jeder hinzudenkt: „wenn's nur auch wahr wäre“.

Der selben Art ist der Vers aus Holtei (M. Nachtrag Nr. 11): „das wär an sich anne scheene Sache“. Ich kenne wohl den Zusammenhang nicht, ergänze aber unbedenklich: „wenn sie mir nur auch was nützte“ oder dergl., jedenfalls einen konditionalen Nebensatz mit Konjunktiv Präteriti.

Der Konjunktiv in Hebel's „Sommerabend“ (M. Nachtr. 6) ist mit Wahrscheinlichkeit auch konditional zu erklären: „Der Bleicher hat si selber g'frent, doch hätt' er nit vergelts Gott gseit“. Ich denke dabei an die Wendung, die man in der Verkehrssprache so oft hören kann: „Das hätt ich nicht gethan“, mit folgendem oder auch weggelassenem: und wenn man mich mit Bangen gezwickt oder wenns mich den Kopf

gekostet hätte oder irgend einem konditionalen Nebensätze ähnlichen Inhaltes. Also: Selbst der Bleicher freute sich über die Wirksamkeit der Sonne, aber bedankt hätte er sich nicht, „nicht um alles in der Welt“, wie man auch statt eines ganzen Satzes zu sagen pflegt.

Des Tempelherrn Worte (Nathan IV, 2, M. Nr. 6): „Ich wüch ihm lieber aus. — Wär nicht mein Mann“, fasse ich ebenfalls als konditionale Hauptsätze; bei beiden ist die Bedingung verschwiegen, aber aus der Situation leicht hinzuzufügen; das erstemal: „wenn ich nur noch könnte“, das anderemal: „wenn's nur nach mir ginge und ich zu wählen hätte“. Matthias hat bloß „wär“ durch den Druck hervorgehoben, „wüch“ nicht. Wollte er es nicht heranziehen, oder hat er's übersehen? Ich meine, beide Konjunktive sind gleicher Art, weil beide gleichmäßig der Situation entsprechen. An sich ließe sich allerdings dieses „Wär nicht mein Mann“ auch der ersten Gruppe einreihen, der Konjunktiv statt des Indikativ, um die Unsicherheit des Gedankeninhaltes zu bezeichnen: Soweit ich es beurteilen kann.

Nach dem Gesagten wird auch Wunderlich's Bemerkung zu berichtigen sein, der a. a. O. sagt: „Man hat auch diese Fügung elliptisch erklären wollen und demgemäß zum Konditionalsätze gezogen; aber die Erklärung aus dem Zusammenhange, in den wir sie gestellt haben, wird besser einleuchten“. Das ist nur insoweit richtig, als Wunderlich jeder gerne zugeben wird, daß der Konjunktiv als solcher potential zu erklären ist. Wie aber die Belege unter 5 (vergl. auch 3 u. 4) erweisen, ist die Erklärung einzelner Gebrauchsweisen dieses Konjunktivs aus dem Konditionalsätze nicht zu umgehen.

6. Schließlich giebt es Sätze, die scheinbar unseren realen Konjunktiv enthalten, in der That aber nichts anderes sind als elliptische Hauptsätze einer irrealen konditionalen Periode, deren bedingender Satz unausgesprochen bleibt. Die Form ist also dieselbe wie in den Sätzen unter 5, aber das wesentliche Merkmal fehlt: dem Inhalt fehlt jede Thatsächlichkeit, seine Geltung ist bloß angenommen. Ein Beispiel liefert Matthias mit der Parzivalstelle 102,7 (Nr. 2): *da; waere nu der liate spot. Es ist ganz unmöglich, hier ist für waere einzusetzen, Wolfram meint nur, jetzt würde man darüber spotten, wollte einer dergleichen auch jetzt noch glauben¹⁾; vergl. die Redensarten in der Mundart: „Na, das wär was! Das wär nicht schlecht!“*

So wären alle Belege, die mir zur Verfügung stehen, durchgesprochen und nach Gruppen geordnet. Es handelt sich nun darum,

1) Das het im Parzival 223, 26 (M. Nr. 4) kann ich mich nicht entschließen, als Konjunktiv zu fassen.

zu erwägen, ob sich ein Charakteristikum finden läßt, das allen Gruppen gemeinsam ist; dann könnte dieses Prädikat den Anspruch erheben, dem Konjunktiv attributiv zugesellt zu werden, um den Grundzug seiner Geltung zu bezeichnen. Dabei setze ich voraus, daß sich kaum mehr ein Fall unseres Konjunktivs finden dürfte, der nicht in eine der 5 bezeichneten Gruppen hineinpaßt.

Der „bescheidenen“ Aussage dient der Konjunktiv nur in den Beispielen, die nach 1a gehören. Den Konjunktiv „unsicher“ oder „ungewiß“ oder „zweifelhaft“ zu nennen, geht auch nicht an, weil dies nur auf 1b, 2 und 5 paßt, wobei 2 wieder eine Sonderstellung einnimmt, da hier nicht die Tatsache selbst zweifelhaft ist (s. S. 5).

Ein „Triumph“ wieder ist sicher nicht in 1, am allerwenigsten in 2 ausgedrückt, desgleichen nicht in 4 und 5; nur auf die Beispiele unter 3 läßt sich diese Bezeichnung anwenden. Auch der Ausdruck „bestätigend“ gilt nur im beschränkten Umfange, so gleich nicht für 1b und 5. Von „Vorsicht“ aber ist in den Belegen unter 2, 3, 4 keine Spur. Also keiner der Namen, die unser Konjunktiv bis jetzt erhalten hat, ist weit genug, um alle Fälle seiner Anwendung zu umfassen. Suchen wir denn weiter nach einem gemeinsamen Merkmale. Das Moment der Modusübertragung, auf das wir einige Male geführt wurden, ist es auch nicht, da es für 1, 2 und 5 nicht zutrifft. So bleibe denn nur noch eines zu erwägen, allerdings das Bemerkenswerteste an diesem Modusgebrauch, daß er nämlich eine Tatsache bezeichnet, etwas, das objektive Gültigkeit hat, in den Bereich subjektiver Ausweiszieht, ohne dadurch den Charakter der Tatsächlichkeit zu schmälern, im Gegenteil, unter Umständen verstärkt er ihn sogar, ist er kräftiger als der Indikativ. Das gilt unbedingt für 1a, 2, 3, 4 und 5. Scheinbar nicht für 1b, sicher nicht für 6. Die Beispiele unter 6 fallen aber auch tatsächlich außerhalb des Bereiches dieses Konjunktivs, weil sie nicht selbständige Sätze sind, sondern dem Charakter des Konditionalsatzes entsprechend eine Ergänzung brauchen, in welcher die Bedingung gesetzt wird, unter der der Inhalt des Hauptsatzes Realität bekommt.

Die Konjunktive jedoch, die unter 1b fallen, entbehren nicht eines tatsächlichen Hintergrundes, nur tritt derselbe nicht in voller Stärke hervor, unterliegt dieser oder jener Beschränkung; wenn der Handwerksbursche sagt: „Mein Handwerk hätt' ich gelernt“, so steht ja die Tatsache fest, nur die Modalität ist noch fraglich, also in welchem Umfange die Tatsache gelte; ja, man kann noch weiter gehen und sagen, daß nicht einmal das dem Sprechenden Individuum zweifelhaft zu sein braucht; er kann die subjektive Überzeugung haben, daß er genug gelernt habe, und die Unsicherheit der Aussage ist nur der Widerschein möglicher gegenteiliger

Aufschauungen anderer. Mithin gilt als gemeinsames Merkmal für alle Gruppen unseres Konjunktivs, daß er etwas Tatsächliches, Reales bezeichnet, und darum schlage ich vor, ihn den realen Konjunktiv zu nennen. Das ist eine *contradictio in adjecto* und paßt doch trefflich, um gerade unseren Konjunktiv zu kennzeichnen: der Inhalt der Aussage ist wirklich real, die Form aber potential.

So bezeichnet mir der eben vorgeschlagene Name das Wesen des Konjunktivs, läßt es aber unentschieden, wie er zu dieser Funktion gekommen ist. Diese Frage ist überhaupt noch nicht ganz zur Entscheidung gebracht. Daß alle Arten der Verwendung des realen Konjunktivs einer Wurzel gemeinsam entspringen, wird kaum jemand behaupten wollen, wenn er die Reihe der bisher beigebrachten und von mir besprochenen Beispiele überblickt. Offenbar hat auch hier, wie so oft in sprachlichen Dingen, die Analogie mitgewirkt und das Geltungsgebiet des Konjunktivs immer weiter gezogen. Ich meine daher, daß der Anfangspunkt der ganzen Entwicklungsreihe dort zu suchen ist, wo der Konjunktiv seiner ursprünglichen Bedeutung noch am nächsten steht, das ist aber der Fall in jenen Beispielen, die ich unter 1 b eingereicht und früher besprochen habe. In diesen tritt die Tatsächlichkeit des Inhaltes am wenigsten scharf hervor. Ganz anders in allen übrigen Beispielen; überall unleugbare Tatsachen. Wie ist nun die Übertragung des Konjunktivs auch auf diese Fälle zu denken? Wenn ich sage „Ich wüßte wohl eine Erklärung“, so bedeutet das doch nichts anderes als die Tatsache, daß ich eine weiß. Aber ich bedenke gleichzeitig, ob sie auch Anerkennung finden werde; und nichts anderes soll ja der Ausdruck „bescheiden“ bezeichnen; der Sprechende ist nicht ganz sicher, ob das, was er als Tatsache betrachtet, auch bei anderen dieselbe Geltung hat, und giebt darum seinem Gedanken bloß die Form der Möglichkeit, aber freilich nicht dem Verb, um dessen Geltung es sich handelt, sondern dem Prädikat, mit welchem er eben diesen Gedanken einführt. An einem Beispiele will ich das wieder deutlich machen. „Ich dünkte doch“, sagt einer. Der Inhalt des Denkens ergibt sich aus der Situation; vollständig lautet der Satz also etwa: „Ich dünkte doch, daß er im Recht ist“. Welcher von diesen Gedanken kann allein auf Widerspruch stoßen? Nur der zweite; dieser verdient also den Konjunktiv, aber das regierende Verb bekommt ihn; an dessen Tatsächlichkeit kann aber doch niemand zweifeln, weil ja sogar der Inhalt des Gedankens mitgeteilt wird.¹⁾

1) Die Römer waren da genauer und setzten den Indikativ; *quis nescit* = wer wüßte nicht; *potes aliam viam ingredi* = du könntest einschlagen. Bernalesen hat dies nicht übersehen II, 309, mißverstehet aber das Verhältnis, wenn er andeutet, die lateinische Sprache fasse den Inhalt solcher Sätze als wirklich; er ist es ja tatsächlich.

Da haben wir denn die erste Stufe der Übertragung; vom eigentlich Unsicheren oder Zweifelhaften springt der Modus infolge einer psychologisch ganz erklärlichen Assoziation auf jenen Gedanken über, der gewissermaßen nur die Folie für den ersteren abgiebt. Beachtenswert dabei ist nur, daß dann der Hauptgedanke meist im Indikativ erscheint; eine doppelte Bezeichnung des potentialen Charakters ist eben nicht nötig, kann aber auch noch Platz haben, sodaß das Beispiel von früher auch lauten kann: „Ich dünkte doch, daß er im Recht sei“.

Ein weiterer Schritt ist es, wenn die Tatsache darum konjunktivisch ausgedrückt wird, weil der Gedanke an das Eintreten derselben früher in der Seele den Charakter des Unsicheren, ja Unmöglichen an sich hatte. Das ist eine Übertragung von zeitlich Früherem auf dessen spätere Erscheinungsform, während im ersten Falle eine Anpassung zweier nebeneinander oder doch unmittelbar nacheinander gesprochener Gedanken stattfand. Ich habe die Belege hierfür unter 2 besprochen.

Zu dieser, ich möchte sagen, psychologischen Übertragung tritt dann noch eine rein formale. Die Form, in der ein Gedanke früher gedacht wurde, hat auf seinen späteren Ausdruck Einfluß. Man kann an Ähnliches schon auf der früher besprochenen Stufe denken. Nehmen wir den Satz aus Goethes Faust I, 1051 (cit. bei Erdmann, Grundzüge I, S. 128, c), den Faust zu Mephisto spricht: „Und mein Gefangener wär'st denn Du?“ So wie es dasteht, ist es eine zweifelnde Frage; der Konjunktiv mithin ganz plausibel. Ebenso gut könnte aber statt des Fragezeichens ein Rufzeichen dastehen, und dann wär's ein Aussagesatz, in dem eine Tatsache potential ausgedrückt ist. Faust kann sich mit dem frohen Gedanken noch nicht recht vertraut machen, er kann's kaum glauben, daß sein Bemühen erfolgreich gewesen ist. Der Konjunktiv im Aussagesatz könnte dann so erklärt werden, wie wir das oben versucht haben; früher war ihm die Möglichkeit des Erfolges recht zweifelhaft gewesen, und dieses Gefühl beherrscht ihn noch, wo der Wunsch schon Realität gewonnen hat. Wir können aber noch weiter gehen und uns vorstellen, er habe in dem einen Augenblick den Gedanken in Form einer zweifelnden Frage gedacht, wie wir sie tatsächlich bei Goethe lesen, dann aber die Tatsache ausgesprochen, die Indikativ verlangte, aber mit Beibehaltung des früheren, berechtigten Modus. Dann haben wir direkte Modusübertragung vor uns.

In den meisten Fällen ist bei den Beispielen, die unter 3 bis 5 eingereicht sind, bloß an eine solche zu denken. In einzelnen Fällen kann auch einem „da wären wir“ noch ein leiser Zweifel zu Grunde liegen, ob es auch wahr ist, meistens aber klingt ganz anderes heraus, meist Freude und Dank, und die Form ist nur der Assimilation zu danken, und zwar, wie ich gezeigt habe, vom vorausgehenden Wunsche her oder einem

folgenden Konditionalsätze mit Konjunktiv Präteriti. Hier kann man so recht deutlich sehen, wie die konstruierten Gruppen nicht scharf von einander geschieden sind, sondern an den Grenzen in einander überfließen, so daß ein bestimmter Satz je nach der Situation oder Auffassung vom Sprechenden anders gemeint und vom Hörenden verschieden beurteilt werden kann. Andererseits ist aber gerade diese Leichtigkeit des Überganges einer Gruppe in die andere und die Mehrdeutigkeit der Glieder der Gruppe die Erklärung dafür, daß eine sprachliche Erscheinung immer weiter greifen und auch in Gebiete eindringen kann, die ihr ursprünglich verschlossen waren. Wirkte in der ersten Fassung des Gedankens, dessen Inhalt die Freude über die Erreichung des Zieles war, noch die Ungewißheit von früher nach, mit den früher besprochenen Folgen, die das auf die Form der Aussage hat, so braucht dies in der zweiten Fassung eines Gedankens des gleichen Inhaltes nicht mehr der Fall zu sein, und er kann doch noch in der früheren Form erscheinen: bloße Analogiewirkung.

Dabei möchte ich noch erwähnen, daß die Modusassimilation in den Belegen unter 4 gerade entgegengesetzt ist jener Seite 801 besprochenen. Hier wirkt der Modus des untergeordneten Satzes auf das regierende Verb, dort ist es umgekehrt, die Irrealität des übergeordneten Gedankens zeigt sich im untergeordneten, allerdings der Form nach, in der er erscheint, selbständigen Satze. Und noch ein Unterschied! Im ersten Falle eine mehr innerliche Angleichung, im zweiten ein rein formeller Prozeß.

Mit all dem ist aber erst gezeigt, wie es gekommen sein dürfte, daß im Aussagesatz Thatsachen durch den Potential ausgedrückt werden, nämlich wie dieser Vorgang zu erklären ist, wo er einsetzte, und wie er sich verbreitet haben mag. Dabei ist noch immer unerklärt, wie der Konjunktiv, der sonst die Intensität der Aussage abschwächt, das Gesagte als bloß subjektiv gültig, möglich, zweifelhaft u. s. w. hinstellt, in vielen Fällen dazu kommt, gerade das Gegenteil zu bewirken, die Kraft der Aussage noch zu steigern, so daß er mehr sagt als ein Indikativ. Die verschiedensten gesteigerten Gefühle, des Dankes, der Freude, des Triumphes, werden in ihm laut. Das ist doch höchst auffällig und im Bereich des Modusgebrauches ohne Parallele, aber auch bis jetzt noch nicht hinreichend erklärt worden. Mir ist wiederholt durch den Kopf gegangen, ob nicht die Ursache dieser Kraft des Ausdruckes im Kontrast zu suchen ist, im Gegensatz zwischen Inhalt und Form, indem gerade die Abschwächung der Aussage deren Steigerung bewirkt.¹⁾ Ich hätte auch eine

1) Dieser Kontrast kommt ebenfalls in dem von mir vorgeschlagenen Namen zum Ausdruck, und es empfiehlt sich auch von dieser Seite seine Annahme. — Vielleicht hatte Erdmann auch diesen Kontrast im Auge, wenn er Seite 128, Anm. meinte, es wohne diesem Konjunktiv ein „ironischer“ Zug inne.

Entsprechung aus der Sprache zur Hand: die sogenannte Litotes; ihre äußeren Kennzeichen decken sich wohl nicht mit der besprochenen Moduseigentümlichkeit, indem nämlich dort der ausgesprochene Gegensatz zu dem Gedachten deutlich negiert wird, während hier die Verneinung des in der Sprache ausgedrückten Gegensatzes zu den tatsächlichen Verhältnissen sich eben nur aus diesen ergibt. Dort sage ich geradezu „nicht klein“ für „groß“, hier rufe ich nur „da wären wir“ und das Korrektiv zu dem Konjunktiv ist nur hinzuzudenken, es ist der Hinblick auf das erreichte Ziel, etwa noch ein Hinweis darauf mit dem Finger. Also immerhin ein Gegensatz; aber in der Wirkung sind sie beide gleich, diese liegt in beiden im Kontraste, beide schwächen den Inhalt scheinbar ab, um ihn tatsächlich zu heben.

Ich will diesen Gedanken nicht breiter ausführen, damit nicht etwa auch hier ein recht unangenehmer Kontrast zwischen dem Raum, den die Ausführungen beanspruchen, und ihrem Werte sich bemerkbar mache. Es ist nicht viel mehr als ein Einfall, der vielleicht zur Diskussion anregt, und diese wird gewiß zur Aufhellung des Sachverhaltes beitragen.

Dann will ich aber auch mit einer anderen Vermutung nicht zurückhalten, wie sich einem solche so leicht aufdrängen, wenn man sich mit einer Materie lange und eindringend beschäftigt. Man möchte gerne volle Klarheit; diese kann man sich aber nur über die tatsächlichen Verhältnisse verschaffen; bringt man mehr in die Tiefe, so wachsen bei jedem Schritte, den man weiter macht, neue Fragen empor, die gelöst sein wollen; so auch hier. Wie kommt es, daß sich der reale Konjunktiv erst in neuhochdeutscher Zeit so reich entwickelt hat? Allerdings ist ihm bis jetzt noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, wir müssen, um Genaueres sagen zu können, abwarten, bis wir noch mehr Belege beisammen haben. Vorläufig sind wir auf Matthias' Sammlung angewiesen, die auch einige mittelhochdeutsche Belege beibringt. Von diesen gehört aber nur der eine, Parz. 188, 30 hierher, und dieser fällt in jene Kategorie 1,6, von der ich oben sagte, sie enthielte die Anfänge dieses Konjunktivgebrauches. Das ist vielleicht ein Zufall; aber auch ich habe, obwohl ich doch schon lange Jahre mein Augenmerk auf syntaktische Dinge gerichtet habe, kein mittelhochdeutsches Beispiel in meinen Sammlungen gefunden (vgl. S. 798, A 1). Das älteste Beispiel aus neuhochdeutscher Zeit, das wir kennen, hat Hildebrand aus dem 17. Jahrhundert nachgewiesen.¹⁾ Das giebt zu denken.

1) Im Nachtrage finden sich drei reale Konjunktive aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Aber noch andere Fragen tauchen auf und heischen Antwort, vor allem die nach dem Geltungsgebiete unseres Konjunktivs. Wie die Verhältnisse jetzt liegen und wir nach Matthias' Sammlung urteilen können, müssen wir zugeben, daß er in der Schriftsprache und in der Mundart, und in dieser in ober- und niederdeutschen Dialekten anzutreffen ist. Wunderlich's gegenteilige Anschauung (a. a. D.), daß er nur in bestimmten Gesellschaftsklassen und Mundarten aufträte, müßte erst noch nachgewiesen oder genauer bestimmt werden. Andererseits aber ergiebt die Beobachtung, die jeder selbst an der Mundart machen kann, sowie die Erwägung, der Matthias selbst Ausdruck gegeben hat, daß ihm die Belege am leichtesten und zahlreichsten aus dialektischen Werken zuströmten oder doch aus hochdeutschen Schriften solcher Autoren, die auch sonst Einfluß der Mundart auf ihre Ausdrucksweise erkennen lassen, daß der reale Konjunktiv hauptsächlich im Dialekt herrscht und sich erst von dort her allmählich auch in der Schriftsprache eingebürgert hat. Dann haben wir die Wurzel dieses Sprachgebrauches im Dialekt zu suchen, und bei denen, die ihn sprechen, also in den unteren und mittleren Ständen, während seine Ausbreitung in jenen Kreisen, die schriftdeutsch sprechen, nur auf Übertragung beruht; das Mittelglied bilden jene Kreise, die abwechselnd Dialekt und Schriftsprache sprechen. Diese wendeten diesen ihnen geläufigen Konjunktiv auch an, wenn sie sich gewählt ausdrückten, und so drang er in die Schriftsprache. Wenn also Wunderlich, als er von einer Beschränkung des Gebrauches sprach, den Ursprung desselben im Auge hatte, dann war er im Recht. Er hätte sich nur genauer ausdrücken müssen, um nicht mißverstanden zu werden.

Auch Matthias hat aus seiner früher angemerkten Beobachtung den Schluß gezogen, daß dieser Konjunktiv sein hauptsächlichstes Geltungsgebiet in der Mundart habe, und er suchte dies auch zu erklären. Er sagt a. a. D. S. 440: „Die geschulte Frau von Welt, die Schriftsprache, weiß ihre Gemütsregungen besser zurückzuhalten und zu verdecken; die frischen Kinder der Natur, die Mundarten, sorgen sich darum nicht, verraten getrost alle Hoffnungen, Zweifel, Wünsche, die vorhergingen, und reden daher — im Konjunktiv“. Das läßt sich ganz gut hören, wenn man bedenkt, daß in unserem Konjunktiv wirklich fast immer irgend ein solcher Gedanke nachklingt, und daß diejenigen, die Schriftsprache sprechen, ihre Ausdrucksweise möglichst genau dem Inhalt anzupassen suchen, also Indikativ sprechen, wo es sich um eine Thatsache handelt. Das ist aber mehr eine Folge logischer Schulung als psychologischer Einflüsse, wie sie Matthias im Auge zu haben scheint. Denn er drückt sich so aus, als ob das Volk in seiner stärkeren Verwendung dieses Konjunktivs einem Zuge der Sprache folgte und ihm gerne nachginge, während sich die

oberen Stände ablehnend verhielten. Aber die Sprache an sich neigte ursprünglich nicht zu diesem Gebrauch, dazu ist er zu vereinzelt und jung; und hätte ihn die Eigenart der Mundart gezeitigt, so hätte dies schon viel früher geschehen können und müssen. Ich meine darum, er ist im Gegenteil dem Volke aufgedrängt worden. Äußere Verhältnisse haben auf seine Ausbildung eingewirkt; gerade bei den unteren und mittleren Ständen, die in früherer Zeit in so großer Abhängigkeit von den oberen Ständen, den Herren, lebten, hat sich ja der Konjunktiv zur Bezeichnung von Thatsachen entwickelt. Dort war es angezeigt, die Aussage stets herabzumindern, um nicht anzustoßen, das Volk war auch im allgemeinen die Bevormundung so gewöhnt, daß es stets Bedacht darauf nahm, ob auch die anderen, die Maßgebenden, mit dem Gesagten einverstanden seien. Aber auch Besitz und Habe waren früher nicht so sichere und unbedingte Thatsachen; Willkür und Gewalt griffen mächtig in die Privatverhältnisse ein, und was einer jetzt noch mit Stolz sein nannte, war es über ein kurzes nicht mehr. Das gilt schon für die Zeiten der Raubritter, aber noch mehr für jene Epoche, wo ein Menschenalter hindurch Krieg, Raub und Verwüstung Deutschland bedrängte, wo selbst das Festeste wankte und das Sicherste ungewiß wurde. Damals muß sich des ganzen Volkes, besonders aber der niederen Stände, ein tiefes Gefühl der Unsicherheit bemächtigt haben. Wer wagte noch zu sagen: „Das bin ich“, „Das hab ich“, in diesem beständigen Wandel aller Verhältnisse! In dieser Zeit ist wohl der Konjunktiv zuerst in reicherm Maße angewendet worden, von da aus ist er gewachsen und hat sich immer weitere Kreise erobert.

Nachtrag. Der vorstehende Aufsatz war schon lange abgeschlossen, als ich eingehender mit einem Buche bekannt wurde, das, der genauesten Kenntnis des Charakters des niederen Volkes und seiner Sprache entstammend, mir wichtige Belege für meine oben ausgesprochenen Anschauungen bietet. Es ist Willibald Nagls Grammatische Analyse des niederösterreichischen Dialektes im Anschluß an den als Probestück der Übersetzung abgedruckten 6. Gesang des Moanab (Meineke Fuchs). Wien, Gerold, 1886.

Nagl äußert sich wiederholt über den Charakter des Bauers und bringt damit syntaktische Thatsachen in Zusammenhang. So bemerkt er S. 88 (zu B. 100), daß der phlegmatische Bauer in seinen Reden überhaupt Bescheidenheit und Nachgiebigkeit beweist, daher lieber den Komparativ statt des Superlativs gebraucht, allgemeine Urteile vermeidet, stets nur reserviert lobt oder tadelt, so auch jô am Anfang des Satzes mit Vorliebe anwendet, um den Fordernden oder Behauptenden nicht durch eine plötzliche Weigerung oder Verneinung zu beleidigen.

Dieses jô hat den Sinn: Ja, soweit wäre die Sache wohl billig oder richtig, aber . . . S. 369 betont Nagl die skeptische Anlage des Bauers, der nur das Gegenwärtige für reell achtet, das, was er greifen kann, dagegen das Zukünftige wie das Vergangene, auch wenn er es „glaubt“, für minder reell apperzipiert, d. h. konjunktivisch ausdrückt. Nagl weist dabei die höchst interessante Tatsache nach, daß im Dialekt noch Konjunktive Präteriti mit Vergangenheitsbedeutung vorkommen, ganz vereinzelt Reste noch mittelhochdeutscher Ausdrucksmöglichkeit. Er zitiert aus einem Dialektgedicht: er gangat zan richtar unt frougad-si an = er ging zum Richter und fragte sich an; und verweist auf M. Lindermayr (1822), S. 133 u. ö. — Das Häufigere ist aber, daß der Bauer den Konjunktiv Präteriti im präsentischen Sinne gebraucht. Denn es ist, wie sich Nagl S. 376 äußert, charakteristisch für die moralische Richtung des Bauers, daß er sich selbst über Dinge, die unzweifelhaft feststehen, reserviert im Konjunktiv ausdrückt, auch erfüllbare Wünsche in die Form des Konjunktivs kleidet (z. B. sagt: wann-i morgn firtî wurd, selbst wenn er voraussichtlich gewiß fertig wird) und überhaupt den allzu entschiedenen Judikativ Präsens durch den Konjunktiv der Verba „lassen, müssen, dürfen“ abschwächt (S. 377). Und so ist denn der reale Konjunktiv ein dialektischer Usus loquendi geworden, wie sich Nagl zu Vers 139 des Roanad ausdrückt.¹⁾

Und so finden wir denn auch im Texte (der Übersetzungsprobe Nagls) eine reiche Ausbeute an Belegen für unseren Konjunktiv. V. 11: 'sHenka war iehm zueg'urthelt (= das Hängen ist durch Urteilsbeschluß über ihn verhängt). 32: das war mir a gspoassige Gschiecht dös (= das ist sehr sonderbar). 45: a ledernes Ranzl af d'Roas mit that ein'n Kichfährter not (= ist notwendig). 139: Hietzt hätt' er's dahin 'bracht, dass er am Hof was gilt. 161: das müet (= müßte) mir ein' Ehr sein (nicht nur = das muß mir eine Ehre sein, sondern vielmehr: das ist mir eine Ehre). 199: Ih hätts iehm schon länger vermoant ghabt. Aber hietzt hat's amal graten (= ich hatte ihm's schon längst zgedacht). 261: dös wär' mir das Wen'ger (= das ist das Geringste). 431: gar nit oans that iehna bedauern (= niemand bedauerte sie). — Besonders häufig tritt der Konjunktiv in der Bitte ein; z. B. i hed a schais gabid = ich habe eine schöne Bitte am Herzen, oder: i tād schai bitn = ich bitt schön.

Eine besonders große Menge realer Konjunktive findet sich in den Schriften Moseggers, die doch so recht volkstümlich sind; ich will die

1) Für die Mainzer Mundart bringt Ries, Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart (Mainz, 1891) S. 21 Belege.

Belege aus dem Waldschulmeister und der Waldheimat zusammenstellen. Waldschulmeister S. 13: Im Schulhaus wär' wohl ein rechtshaffen bequemes Stübel; und fein zum Heizen wär's auch. 14. So thät ich schon dazu raten. 103: Für dieselbig' Kugel hätt' ich noch wen andern gewußt; bei uns herüben auf hohem Roß wär' der Rechte gefessen. 120: Wissen thät' ich's, wer dich am leichtesten könnt' herauskriegen. 279: Nachher wär' ich soweit fertig. 284: Hätt' ein Wörtel zu reden mit dem Herrn Pfarrer. — Hätt' ein kleines Anliegen. — Waldheimat I, 169: Ich wüßte nicht, daß meine Füße den Boden berührt hätten; so wonnig war mir. 170: Wir zwei thäten schön bitten um eine Nachtherberg. 172: Das wär' mir ein sauberes Kirchfahrtengehn, wenn man unterwegs die Leute anlügt. (Wie sich auch aus dem indikativischen Nebensatz ergibt, entspricht der Hauptsatz einem: das ist . . .). 208: „Es wär' aber Honig drin, Käthele“, sagte ich. II, 71: Thät ich halt jetzt fragen, Schneider, was die Schuldigkeit wär'? — Wir haben unser zwei eine Woche gearbeitet; für einen des Tages vierzig Kreuzer, thät zusammen gerade vier Gulden achtzig Kreuzer ausmachen. — Na, viel thät's eh' mit sein. 104: Wer im Bett mit Platz haben sollte, für den hätten wir schon ein frisches Stroh draußen im Geschoß. 319: Ich thät schön bitten, daß . . .

Es ist bezeichnend, daß in Roseggers Erzählungen der reale Konjunktiv fast nur in den Reden der handelnden Waldbauern erscheint, bezeichnend für seine hauptsächlichste Geltung in der Gegenwart und wohl auch für seinen Ursprung.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß ich diesen Konjunktiv einmal auch im Tull Eulenspiegel gefunden habe (in den von Bobertag bei Kürschner ed. Volksbüchern des 16. Jahrhunderts); z. B. 43, 28: ich wisst nit, wa zû es aller best wer. 44, 29: wan gesunde speiss, das wer krut. 45, 5: das starck trank wer das wasser.

Die pleonastische Negation im Neuhochdeutschen.

Von Otto Schwab in München.

Im 8. Hefte des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift hat Robert Richter sich mit dem Nachweise der vielfachen, geistigen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen der deutschen und der griechischen Sprache auf formellem und syntaktischem Gebiete beschäftigt. Mit Recht fand hierbei auch der Gebrauch der pleonastischen Negationen besondere Erwähnung (S. 526 flg.). Man würde, wie auch durch die an jener Stelle ge-

gegebenen Erklärungen zur Genüge hervorgehoben wird, jener merkwürdigen Gruppe von Sprachercheinungen nur eine unvollkommene Würdigung zu teil werden lassen, wenn man sich darauf beschränken wollte, die Eigentümlichkeiten der einen Sprache lediglich durch den Hinweis auf deren entsprechendes Auftreten in der anderen zu begründen.

Die besondere Übereinstimmung des Griechischen und Deutschen im Gebrauche der pleonastischen Negation, wodurch die beiden Sprachen anderen gegenüber in einem gewissen engeren, inneren Verwandtschaftsverhältnisse zu stehen scheinen, zeigt sich übrigens nur in der Häufung von Negationen, wo dem logischen Bedürfnisse durch eine einmalige Negation genüge geleistet wäre. Während im Lateinischen der streng gesetzmäßige Charakter der Sprache hierbei nur in ein paar typischen Formen ein Hinausgehen über das absolute logische Bedürfnis sich verstattet hat (bei *ne—quidem, nec—nec, ne u. ä.*), nimmt die Doppel- und Mehrfachsetzung der Negation statt der einfachen im Deutschen während etwa 5 Jahrhunderten nahezu denselben unbeschränkten Raum ein, wie im Griechischen. Der Grund ist bekanntermaßen davon herzuleiten, daß hier den psychologischen Triebkräften das sprachhistorische Moment einer formellen Übereinstimmung zwischen dem positiven und negativen Indefinitpronomen begünstigend zu Hilfe kam. Im Althochdeutschen und älteren Mittelhochdeutschen noch deutlich in zwei Formen getrennt, wird von da an das Wort in der unterschiedslosen Form (*dehein u. s. w.*) vorherrschend, bis der neuhochdeutsche Sprachgebrauch wieder die Scheidung vornimmt. In der Sprachgeschichte ist nun bei der Ausbildung der syntaktischen Konstruktionen, wie beim Bedeutungswandel der Wörter in hundert verschiedenen Fällen immer in gleicher Weise die Erscheinung zu beobachten, daß ursprünglich logisch und formell berechnigte Wörter und Konstruktionen auch nach dem Verblaffen der Grundbedeutung, nach einer oft vollständigen Umprägung des inneren Gehaltswertes in der Sprache fortleben; solche Bestandteile eines zeitlich fortgeschrittenen Sprachgebrauches mit einer neuen Seele unter der alten Hülle müssen dann freilich den jüngeren Geschlechtern der Sprachgenossenschaft als unberechtigte Eindringlinge erscheinen.

Über die psychologische Begründung der vor allem dem gesprochenen Idiom eigenen, lebhaften Neigung zu bedeutungsstützenden Verstärkungen des negativen Begriffes im Sätze (welche sowohl durch positive als durch negative Zusätze bewirkt werden) braucht hier kein Wort mehr verloren zu werden; s. Hildebrand, *Ztschr. f. d. d. Unterr.* 3, 149 flg. (auch abgedruckt in den *Ges. Aufg. u. Vortr.* S. 214), Brandes Programm, Lemgo 1859. Außerdem ist zu verweisen auf die Beispielsammlungen im *D. Wb.* (von Hildebrand) unter „kein“ V, 461 flg., Grimms deutsche

Gramm. III, 727, Wackernagel Fundgruben I, 269 flg., Andresen Sprachgebr. u. Sprachrichtigkeit i. D. S. 123 (IA), Kühner griech. Gr. II, § 516 (Sanders Wörterb. d. Hauptschwierigk. d. d. Spr., Krebs Anti-barbarus d. d. Spr.) — Den daselbst verzeichneten Beispielen füge ich eine Auswahl gelegentlicher Beobachtungen bei.

Luther¹⁾ Richt. 16, 11: „Wenn sie mich bänden mit Stricken, damit nie keine Arbeit gethan ist“. 1. Kön. 8, 16: „Von dem Tage an, da ich mein Volk Israel aus Ägypten führte, habe ich nie keine Stadt erwählt unter irgend einem Stamme Israels“ (in der Septuaginta mit einfacher Negation: οὐκ ἐξελεξάμην ἐν πόλει ἐν ἐνὶ σκήπτρῳ Ἰσραήλ). Ebenso „nie keiner“: Ev. Mark. 11, 2, Luk. 19, 30, Ebr. 7, 13; „niemand nichts“: Ev. Mark. 1, 44, Luk. 9, 36; mit dreifacher Negation z. B. 4. Mos. 16, 16: „ich habe nicht einen Esel von ihnen genommen und habe ihrer keinem nie kein Leid gethan“ (Septuag.: οὐκ ἐπιθύμημα οὐδενὸς αὐτῶν εἴληφα, οὐδὲ ἐκάκωσα οὐδένα αὐτῶν). Besonders bei weder — noch: Röm. 8, 39: „denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes“. Ähnlich 5. Mos. 29, 23, Jak. 5, 12: „Schwöret nicht weder bei dem Himmel noch bei der Erde noch mit keinem andern Eide“ (der dreifachen Negation entspricht im griechischen Texte eine zweifache: μὴ ὀμνύετε, μήτε τὸν οὐρανὸν μήτε τὴν γῆν μήτε ἄλλον τινὰ ὄρκον). Ap.-Gesch. 28, 21: „Wir haben weder Schrift empfangen aus Judäa deinethalben, noch kein Bruder ist gekommen.“ Apok. 9, 4: „Und es ward zu ihnen gesagt, daß sie nicht beleidigten das Gras auf Erden, noch kein Grünes noch keinen Baum.“ — Aus der Litteratur unserer Zeit führen wir an: Alfr. von Arneth, Aus meinem Leben, I. Buch (Aufzeichnungen von Antonie Adamberger): „Niemaß in meinem ganzen Leben hat weder ein heimischer noch ein fremder Künstler eine so gewaltige Wirkung auf mich hervorgebracht (wie Lange)“; Blätter f. d. bayer. Gymnasialschulwesen 1891 S. 601: „(Die Exkursionen werden) noch eine Fülle von Eindrücken und Anschauungen hinterlassen, die der Unterricht im Schulzimmer weder hinsichtlich der Zahl noch der Frische nimmermehr erreicht“ (das griechische οὔτε — οὔτε — οὔποτε). Dem „gemeinen Manne auf dem Markte“ sind abgelauscht die Wendungen: „er hat nicht einmal keine 100 Mark mehr“, „mit dir ist nirgends nichts anzufangen“ u. a. m.

Wesentlich anders als in diesen beliebig zu vermehrenden Beispielen ist der Begriff der pleonastischen Negation zu fassen da, wo eine

1) Das Wörterbuch zu Luthers deutschen Schriften von Diez steht mir zur Zeit nicht zur Verfügung.

solche unter Einwirkung eines negativen Sinnes des Grundgedankens unlogischerweise in Nebensätzen auftritt. Wenn Richter a. a. O. auch diese Konstruktionen als charakteristische Muster einer inneren Harmonie zwischen der deutschen und griechischen Syntax angeführt hat, so ist darauf hinzuweisen, daß hierin vielmehr die lateinische und die romanischen Sprachen weit größere Ähnlichkeit mit der griechischen zeigen, indem dort die erwähnten Sprachercheinungen wie im Griechischen zur Regel geworden sind, während sie im Deutschen doch immer als Abweichungen von der gewöhnlichen Redeweise empfunden werden. — Abweichungen freilich, die genau auf dieselbe Weise zustande kommen, wie der regelmäßige griechische (und lateinisch-romanische) Sprachgebrauch. Bezüglich der alten Sprachen kann die Untersuchung schon längst als abgeschlossen gelten; für den deutschen Sprachgebrauch muß eine eingehendere Beobachtung dieser Konstruktion vom sprachhistorischen Standpunkte schon aus dem Grunde höchst wünschenswert erachtet werden, weil gerade unsere gegenwärtige Sprache das Überhandnehmen der pleonastischen Negation in abhängigen Sätzen unverkennbar begünstigt, während jene Beispiele der ersten Gruppe (mit Doppelnegation) — wenigstens in der Schriftsprache — in demselben Grade seltener werden.

Wir können drei Typen von Nebensätzen aufstellen, innerhalb welcher sich eine logisch entbehrliche, oder vielmehr unstatthafte Negation vorzugsweise beobachten läßt.

1. Infinitiv- und daß-Sätze als Objekte zu einem Verbalbegriffe mit negativem Sinne (wie verbieten, verhüten, verhindern, warnen, sich hüten, zweifeln, widersprechen u. s. w.) im Hauptsätze;
2. die als zweites Glied einer Vergleichung dienenden Sätze mit „als“ nach (positiven) Komparativen;
3. die Temporalsätze mit „ehe, bevor, bis“ nach negativem Hauptsätze und die mit „seitdem“ eingeleiteten Sätze.

Das Auftreten einer pleonastischen Negation in diesen Satzformen läßt sich unter einem gemeinsamen psychologischen Erklärungsprinzip betrachten: die Konstruktionen kommen zustande durch die Einwirkung des vorgestellten (negativen) Gedankens auf die grammatische Form seiner sprachlichen Wiedergabe. In Sätzen wie: „ich verbiete dir, dies zu thun; ich fürchte, es geschieht ein Unglück; es war schlimmer als man ahnte; er entfernte sich nicht, bevor ihm seine Bitte gewährt war“ ist der konkrete zu grunde liegende Gedanke immer negativ („thue dies nicht!; möge doch kein Unglück geschehen!; man ahnte nicht, daß es so schlimm stehe; solange seine Bitte nicht gewährt war, ging er nicht weiter“). Dieser negative Sinn, von welchem die Stimmung des Sprechenden

beherrscht wird, gelangt nun ganz unwillkürlich auch da zum Ausdruck, wo der Gedanke seiner grammatischen Form nach positiv zu formulieren ist; der Gedanke wird in den abhängigen Nebensatz so herübergenommen, wie er unabhängig gedacht ist, oder es wird eine andere, geläufigere und bequemere Satzform untergeschoben.

Dies ist der Vorgang der Kontamination, welchen Paul (Prinzipien der Sprachgeschichte S. 138) in ähnlicher Weise dahin bestimmt, „daß der Gedanke des abhängigen Satzes sich einerseits als abhängig von dem regierenden Satze, andererseits aber als etwas Selbständiges in das Bewußtsein drängte; — es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß die Sezung der Negation Tradition aus einer Zeit her ist, in welcher eine eigentliche grammatische Subordination des einen Satzes unter den anderen überhaupt noch nicht stattfand. Immerhin haben wir es auch dann mit einer Kontamination zu thun“.

So stellt sich uns also die pleonastische Negation dar als ein Ergebnis jenes in der Sprachgeschichte einst vollzogenen und in jedem einzelnen Individuum der Sprachgenossenschaft sich immer wieder aufs neue vollziehenden Prozesses des Überganges der Syntaxis aus der Parataxis in die Hypotaxis. Es läßt sich noch ganz deutlich aus der lebendigen Sprache die Stufenleiter der allmählichen Annäherung des negativen Sinnes des Gedankens und der logisch korrekten grammatischen Form des Satzes nachweisen: 1. Gruppe a) thue dies nicht, b) ich verbiete dir: thue es nicht! c) ich verbiete dir: du sollst es nicht thun, d) ich verbiete dir, daß du es nicht thun sollst — hiermit ist der psychologische Vorgang vollzogen: der Inhalt des Verbotes wird statt als abhängiges Objekt des vorausgehenden Hauptverbuns gefaßt, in selbständiger Form ausgeführt; e) ich verbiete dir, es nicht zu thun. Dem logischen Werte nach bedeutet der Ausdruck des Verbotes in letzterer Form gerade das Gegenteil des beabsichtigten Sinnes (ich verbiete dir, es nicht zu thun = ich verbiete dir, es zu unterlassen!). Und doch wird die wahre Bedeutung kaum mißverstanden. Losgelöst aus dem Zusammenhange und vor allem ohne die bedeutungsstützende Wirkung des Tonfalls der Stimme würde jene Formulierung des Verbotes wohl ein Schwanken in der Auslegung zulassen, aber — wie Hildebrand treffend sagt — „im Gebrauche unter Mitwirkung der syntaktischen Gesetze schwindet die Unsicherheit“.¹⁾ Nach „verhindern, verhüten“ u. s. w.

1) Man kann sich keinen wirksameren Beweis für die Macht des auf Kosten der Logik sich äußernden, psychologischen Momentes in der Sprachentwicklung vorstellen, als die Thatsache, daß z. B. der Griechen infolge der regelmäßigen Anhäufung der Negationen nicht im stande war oder keinen Wert darauf legte, im grammatischen Ausdruck zu unterscheiden zwischen den Konstruk-

läßt sich die Negation im abhängigen Satze durch den vorschwebenden Gedanken der negativen Folge erklären, aber nur, wenn nicht die Verba im Hauptsatze selbst verneint sind.

Ähnlich ergeben sich für die Komparativnebensätze etwa die Zwischenstufen: a) die Sache steht schlimm; man ahnte es (zuvor) nicht, b) die Sache steht so schlimm, als man nicht ahnen konnte (oder: man ahnte nicht, daß die Sache so schlimm stehe), c) die Sache steht schlimmer, als man nicht ahnte. — Bei der dritten Gruppe von Nebensätzen z. B. a) du antwortest nicht; so lange (darum) gehe ich nicht fort, b) so lange (wenn) du nicht antwortest, gehe ich nicht fort, c) ehe du nicht geantwortet hast, gehe ich nicht fort — in dieser Form enthält dann der Satz einen logisch ganz unvorstellbaren Sinn, einen Unsinn!

Welch großen Umfang diese Konstruktionen mit pleonastischer Negation auch in der deutschen Sprache einnehmen, lassen die Beispielsammlungen erkennen bei Paul, Andresen, im Deutschen Wörterbuch, bei Grimm, Brandes, Sanders a. a. O., Ziemer: Vergleichende Syntax der indogermanischen Komparation 1884 S. 14 flg. Dittmar: Zeitschrift für deutsche Philologie. Ergänzungsband S. 299 flg. Matthias: Sprachleben und Sprachschäden 1892. Nr. 278d. Aus unseren Beobachtungen können wir eine Vervollständigung der Beispiele für den neuhochdeutschen Sprachgebrauch geben.

1. Abgesehen von den parataktischen Konstruktionen lassen sich in der Schriftsprache noch drei Entwicklungsstufen nachweisen. a) Logisch nicht zu beanstanden ist die Negation in der Form der indirekten Rede wie z. B. Luther, Ev. Mark. 7,36: „er verbot ihnen, sie sollten es nicht sagen“. — Berzeviczy, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892 Nr. 4: „Am 2. Juni 1780 wurde eine große Volksdemonstration gegen das Parlament in Scene gesetzt, um dasselbe zu warnen, es möge ja die gegen die Katholiken geltigen Strafgesetze nicht mildern. — Münchener Neueste Nachrichten, 7. Juli 1893 Nr. 306: „Er warnte die Konstabler, sie sollten den Befehlen der englischen Regierung nicht gehorchen.“ — b) Die Negation wird auch bei der vollständigen Hypotaxis beibehalten. Luther, Ev. Matth. 16,20: „Da verbot er seinen Jüngern, daß sie niemand sagen sollten, daß er Jesus der Christ wäre“. Ev. Mark. 5,43: „er verbot ihnen hart,

tionen „er konnte es nicht übers Herz bringen, ihm die Bitte abzuschlagen (= nicht zu gewähren)“ und „er konnte es nicht übers Herz bringen, ihm die Bitte zu gewähren.“ Beide Sätze werden übersezt: οὐκ ἀντίειπεν μὴ οὐ χάρις αὐτοῖς! Trotzdem wird im gegebenen Falle schwerlich eine Zweideutigkeit des Sinnes anerkannt werden müssen.

daß es niemand wissen sollte". Ap.=Gesch. 4,20: „wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten". — Schiller, Gesch. d. 30jähr. Krieg. IV. Bd. a. G.: „Einsmals ließ er bei Lebensstrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andern als rote Feldbinden getragen werden sollten." Gesch. d. Abf. d. Niederl. II. Beil.: „Um zugleich zu verhindern, daß einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen möchten, so verordnete er, daß alles aus freier Hand verkauft werden sollte". — Bismarck im preussischen Abgeordnetenhaus 3. Dezember 1850: „ich warne davor, daß man Preußen nicht in diese Rolle drängen soll". — Hartung, Einleit. zu Aischylos Eumeniden: „ich habe abwechselnde Namen gewählt, gleichsam um die Leser zu warnen, daß sie die überlieferten Titel nicht für echt halten mögen". — Schwäbischer Merkur 9. Oktober 1892: „Der Kommandeur erließ das Verbot, daß bis auf weiteres kein Soldat die Stadt mehr betreten darf".

Die logische Genauigkeit erfordert in den übergeordneten Sätzen die Verba gebieten, ermahnen u. ä., wie auch in der That jenen Stellen aus Luther wörtlich entsprechen Stellen wie Ev. Luk. 5, 14: „er gebot es ihm, daß er es niemand sagen sollte". Ähnlich 8, 56. Hierzu Ev. Mark. 8, 30: „er bedrohte sie, daß sie niemand von ihm sagen sollten". — „bedrohen" steht seiner Bedeutung nach in der Mitte zwischen „befehlen" und „verbieten"; vergl. Ev. Luk. 9, 21: „er bedrohte sie und gebot, daß sie es niemand sagten".¹⁾

c) Es fallen die Hilfsverba „sollen, mögen, dürfen" im Nebenjage weg, wodurch die Negation jede logische Berechtigung verliert. Bei Luther ist nach „hüten" die pleonastische Negation Regel. 1. Mos. 24, 6: „da hüte dich vor, daß du meinen Sohn nicht wieder dahinbringst". 2. Mos. 34, 12. 5. Mos. 8, 11, 11, 16: „hütet euch aber, daß sich euer Herz nicht überreden lasse". 12, 13. 19. 30. 15, 9. Jos. 6, 18. Richter 13, 4. 2 Kön. 6, 9: „hüte dich, daß du nicht an den Ort ziehest".²⁾ — Gust. Freytag, Verlorene Handschrift L. B. 7. R.: „Der Herr da sucht einen Schatz und er wird ihn finden, aber er soll sich hüten, daß er ihn nicht verliert" (hüten = hütend dafür sorgen). Ebenda III. Bd. S. 38: „Du hast dich zu hüten, daß nicht eine Frau, der du dich hingiebst, mit dir spielt und dich selbstfüchtig für ihre Zwecke ausnützt". IV. B. 2. R. a. G.: „Hüte dich, daß du den Nachtwandler nicht weckst". Da:

1) Im griechischen Texte finden sich die Verba διαστέλλεθαι = verbieten, παραγγέλλειν = gebieten, ἐπιτιμᾶν = bedrohen.

2) Der Text der Septuaginta bietet mit Ausnahme von 2. Kön. 6, 9 (φύλαξαι μὴ) an allen Stellen πρόσεξε σαυτῷ μὴ . . ., also statt „hüte dich" den positiven Begriff „habe acht" mit folgerichtiger Negation.

gegen ist logisch richtig im IV. Bd. S. 208 gesagt: „... der mag sich versehen, daß nicht...“

Lessing, Em. Galotti IV, 1: „Ich hatte es dem Angelo auf die Seele gebunden, zu verhüten, daß niemanden ein Leides geschähe“.
— Goethe, Wilh. Meist. Wanderj. II, 9: „... um zu verhüten, daß sich nicht die Landsleute vereinigen“ — (Schiller, Tell III, 1). — Gottfr. Keller, Grüner Heinrich IV, S. 326: „man muß verhüten, daß nicht...“
Münch. Neuest. Nachr., 9. Dezember 1892 (aus einem Berichte über das Unglück des Schiffes „Spre“): „Die Offiziere und Mannschaften des Schiffes gingen sofort ans Werk, um zu verhüten, daß das Wasser nicht auch in die anderen Abteilungen eindringe“.

Luther, 1. Makkab. 13, 22: „es fiel ein tiefer Schnee, der verhinderte ihn, daß er nicht kam“ (*οὐκ ἦλθε διὰ τὴν χιόνα*). Galat. 5, 7: „Wer hat euch aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen?“ — (Lessing, Em. Gal. III, 6.) — Schiller, Gesch. d. 30jähr. Kr., II. B.: „Bappenheim hatte nicht verhindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passierten“. Gesch. d. Abf. d. Niederl., II. Beil.: „Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den Bürgern diese Vorräte aufkauften“. — Gust. Freitag, Berl. Handschr. III. Bd. S. 163 (IV. B. 10. R.): „Haben Sie die Güte, zu verhindern, daß der Sakai nicht zusieht“. — Gindely, Gesch. d. 30jähr. Krieges, S. 212: „Nur der Mut Elisabeths verhinderte, daß es nicht schon jetzt in Prag offenkundig wurde, wie schlimm die Verhältnisse standen“. — Berzeviczy, Beil. zur Allg. Zeitung, 1891, Nr. 279: „es lag kein Hindernis vor, daß nicht schon in der Nacht vom 27. auf den 28. November der Übergang beginne“. — Gg. Winter, Nord und Süd, 1890, S. 405: „nur mit Mühe konnte es die Stadt verhindern, daß der deutsche Reichstag nicht eine Aufhebung aller Handelsgesellschaften beim Kaiser durchsetzte“. — Nordd. Allg. Zeitung, 30. März 1892: „Lediglich die korrekte Haltung der französischen Regierung hat es bisher verhindern können, daß die wüste Hezerei noch nicht in kriegerische Thaten umgesetzt wurde“.

Luther, 1. Mos. 23, 6: „kein Mensch soll dir wehren, daß du ihn in seinem Grabe nicht begräbst“. Ap.:Gesch. 14, 18: „sie stillten kaum das Volk, daß sie ihnen nicht opferten“. — Goethe, Dicht. und Wahrh., III. B.: „... in diesen Zimmern, deren Tapeten ich geschont und mich geniert habe, meine Landkarten nicht aufzunageln“. Wahlverwandtsch. II, 11: „Es konnte niemals fehlen, daß der Lord nicht seine Gründe dagegen abermals wiederholte“. — Schiller, Gesch. d. 30jähr. Kr., IV. B. a. G.: „Wenig fehlte, daß der Herzog von Weimar nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte“. — (Shakespeare, Winter:

märchen IV, 3: „Der Himmel bewahre mich, daß ich keinen Bucherer heirate“.)

Goethe, Wilh. Meist. Wanderj. III, 5: „... den Kindern ward strenge verboten, nicht aus der Thüre zu gehen“. Ital. Reise II. 28. April 1787: „Sie pflügen mit Ochsen und es besteht ein Verbot, keine Kühe und Kälber zu schlachten“. — Schiller, Gesch. d. Abf. d. Niederl., IV. B.: „er untersagte, ohne seine Einwilligung keine Heirat zu schließen“. — G. Keller, Die Leute von Seldwyla II, 4, S. 87: „Hierauf lasen ihm die Männer ein Verbot vor, bei Strafe nicht mehr das Haus zu betreten“.

Lessing, Em. Galotti IV, 1: „Warnen Sie ihn, daß er sich in meinem Gebiete nicht betreten läßt“. Epigr. III, 5: „Ich warne den gelehrten Mann, daß er sich von Scriber nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martial weiß machen läßt“. — Kugelgen, U. d. Erinnerungen eines a. M. III, 4: „man verwarte uns, von unsern Jagden abzustehen“ (d. i. = unsere Jagden nicht fortzusetzen). — Laster an Forkenbed 10. November 1870: „besonders (habe ich) gewarnt, nicht nachzugeben, wegen Kompetenzerweiterungen für Bayern“. — G. Freitag, Ahnen, 1. Abt. (Jugo) 3. Kap.: „Dennoch warne ich, daß wir nicht fügsam uns gewöhnen an Herrendienst“. Ebenda 5. Kap.: „Er läßt dich warnen, daß du einer Botschaft des Königs weniger traust als ehedem“. 5. Abt. (Geschwister) 1. Kap.: „ich warne euch, daß ihr zu niemand aus dem Volke redet“. — Ähnlich bei Gottfr. Keller, Grüner Heinrich II, S. 126. Ms. H. Ward, Robert Elsmere (Übersetzung) I, S. 489. — Holberg, der politische Kannegießer (Übersetzung), 5. Akt: „ich warne euch ein für allemal, daß ich keinen von euch sehe, der mir in einem politischen Buche liest“. — Paul Heyse, Die Dryas: „man fühlte sich zugleich angezogen und gewarnt, mit dieser gefährlichen Person sich in kein Herzensabenteuer einzulassen“. Ebenda: „mein Verstand warnt mich, dir nicht gleich zu viel nachzugeben“. — Univesum 1891, S. 989: „dies zur Warnung, daß sie sich durch den Ehrgeiz nicht zu weit hinreißen lassen“. — Augsburg. Abendzeitung, 29. Oktober 1892, Nr. 300: „Die Warnung an Oesterreich, keine Unterstützung seiner Sonderinteressen auf dem Balkan von Deutschland zu erwarten, ...“ — Münch. Neuest. Nachr., 14. Dezember 1892 Nr. 570: „Die Warnung der Nordd. Allg. Zeit. an die russischen Blätter, nicht gegen die handelspolitische Verständigung mit Deutschland zu hegen, ...“ — Beilage zur Allg. Zeitung, 1892 Nr. 284, S. 4: „Wiederholt warnte er sie, sich nicht zu überarbeiten“. — Münchener Fremdenblatt, 31. Jan. 1893, Nr. 31: „Er warnte davor, daß man die unleugbar vorhandene tiefe

Unzufriedenheit nicht maßlos steigern". — Nord und Süd, 1892, S. 155 (F. Dohm): „ihre dringende Warnung, sich jedes kleinsten Zeichens von Zärtlichkeit und Kummer zu enthalten, . . ." — Eine der Breslauer Zeitung entnommene Nachricht geben die Münch. N. N. vom 4. Mai 1893 Nr. 205 in der Form wieder: „Er hatte bei seiner Landung sofort das herbeiströmende Publikum dringend gewarnt, ja nicht mit brennenden Zigarren sich dem Ballon zu nähern", während im Schwäb. Merkur vom 4. Mai 1893 Nr. 103 die Negation fehlt: „er hatte . . . gewarnt, mit brennenden Zigarren . . . zu nahen". — Beispiele unserer Beobachtungen aus dem mündlichen Redeverkehr anzuführen, unterlassen wir: je „populärer" das Beobachtungsgebiet ist, je ungehemmter der Redefluß einherströmt, um so sicherer kommt das pleonastische nicht, keiner nach warnen zum Vorschein. Mit nahezu ausnahmsloser Regelmäßigkeit begegnen wir ihm in dem Inseratentypus: „ich warne jedermann, meinem Sohne nichts zu borgen" u. ä. Die hierin enthaltene nachdrückliche Aufforderung muß durch ihren verkehrten Sinn ebenso erheiternd wirken wie die Drohung eines ehrsamem Bäckermeisters im Rosenheimer Anzeiger, März 1893: „Warne hiermit jedermann, seine verleumderische Zunge im Baume zu halten!"

Luther, Ap.-Gesch. 5, 26: „sie fürchteten sich vor dem Volke, daß sie nicht gesteinigt würden" (ἐφοβοῦντο γὰρ τὸν λαόν, ἵνα μὴ λιθασθῶσιν). — Kugelgen, N. d. Erinnerungen eines a. M. I, 2: „doch mußte ich fürchten, mich dieser Bestie nicht noch bemerklicher zu machen".

Lessing, Nathan I, 1: „wer zweifelt, Nathan, daß Ihr nicht die Ehrlichkeit, die Großmut selber seid?" — Epigr. I, 3: „Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind?" — Beil. zur Allg. Zeitung, 1891, Nr. 277, S. 6: „daß es nicht Ausnahmen gebe, will ich nicht bestreiten". — C. Fischer (Gesellschaft 1893, S. 770): „Wer wollte leugnen, daß die Philosophie Schopenhauers nicht den Stempel des krankhaft Überreizten an sich trage?"

2. Nach Komparativen ist die Negation, die bekanntlich in sämtlichen romanischen Sprachen Regel ist,¹⁾ nur im älteren Neuhochdeutschen häufiger zu beobachten; da aber die psychologischen Ursachen, welche dieselbe hervorrufen, heutzutage noch ebenso wirksam sind, so ist in keiner Weise eine zeitliche Grenze dieses Sprachgebrauchs festzusetzen. Jedenfalls ist es unrichtig, dessen Erklärung mit dem Begriffe „Gallizismus" abzumachen; der Grund der verhältnismäßig geringeren Häufigkeit liegt in

1) Auf die entsprechenden griechischen Konstruktionen οὐ μᾶλλον ἢ οὐ ist hinzuweisen unter Betonung der negativen Form des Komparativs. In der klassischen lateinischen Literatur findet sich ein analoges Beispiel bei Cicero ad Att. 13, 2, 3 mihi quidem videtur etiam diutius afuturus ac nollem.

dem seltenen Vorkommen der Konstruktionen mit verglichenen Sätzen nach Komparativen überhaupt.

Aus einer Beschreibung der Meerfahrt des Pfalzgrafen Alexander von Zweibrücken und des Grafen Ludwig von Nassau vom Jahre 1495/96 ist die Stelle: „(Es liegt daselbst) Schnee, der vor Christi Geburt gefallen sein soll; denn er ist härter denn kein Fels.“ In einem Liede aus der Zeit um 1500 findet sich der bildliche Vergleich: „weißer denn kein Hermelein“ (Des Knaben Wunderhorn, S. 689; sonst ist daselbst gebräuchlicher die Form „weißer denn der Schnee, grüner denn Klee“ u. ä.) — Luther, An den christlichen Adel deutscher Nation XXV: „desselben gleichen das buch Ethiorum, erger den kein buch, stracks der gnaden gottis entgegen ist.“ Ebr. 4, 12. Dan. 7, 24: „Nach selbigen aber wird ein anderer aufkommen, der wird mächtiger sein, denn der vorigen keiner“. Bei Konstruktionen dieser Art liegt die Kontamination des Ausdrucks aus „mächtiger denn irgend einer“ und „so mächtig wie keiner“ besonders nahe. (Weitere Beispiele aus Luthers Schriften s. bei Biemer a. a. O. S. 14.) — Pascal, Gedanken (Übers.): „die Sünde schlägt unendlich tiefer als der Verstand oft nicht kann.“¹⁾ — Christ. Günther (1695 — 1723), Gedichte I, 4: „Verschweigt, ihr Lieder, mehr als ich nicht sagen kann.“ — Goethe, Wilh. Meisters Lehrj.: „er war geschäftiger . . . als nie“; Gespr. mit Eckermann, 3. Mai 1827: „Wenn Männer wie Humboldt mich an einem Tage weiter bringen, als ich sonst in Jahren nicht erreicht hätte.“ — La-falle, Tagebuch, November 1840: „O, ich wollte auf diesen Schurken mehr Wahrheit häufen, als er je gehört noch hören wird“.

Die leztangeführten Beispiele erheischen also eine Richtigstellung der Bemerkung Richters a. a. O. S. 527, daß dieser Sprachgebrauch nicht über das 18. Jahrhundert hinausreiche.

3. Während bei den Beispielen der vorausgehenden beiden Gruppen die Negation als eine, wenn auch psychologisch wohl begründete, doch immerhin als Ausnahme zu erachtende Abweichung von der gewöhnlichen Redeweise gelten muß, sind die logisch unstatthafte Konstruktionen mit *ehe* (*bevor*, *bis*) nicht bereits zur Regel geworden.²⁾ Auf Grund meiner während der letzten Jahre innerhalb des Kreises meiner Lektüre gemachten Beobachtungen kann ich feststellen, daß jene pleonastische Negation

1) Die französische Vorlage kann für dieses „nicht“ nicht ausschließlich verantwortlich gemacht werden, da derselbe Übersetzer ein solches *ne* sonst meist unberücksichtigt läßt. — An den Stellen der Lutherschen Bibelübersetzung fehlt die Negation im griechischen Texte.

2) Das griechische *οὐ πρότερον, πρίν οὐ* . . . findet sich in der Litteratur — bei vielfach bezweifeltem Gewähr des Textes — nur selten.

nach negiertem Hauptsatz in unserer Sprache zur fast ausnahmslosen Herrschaft gelangt ist.¹⁾ Raum zwei oder drei Beispiele in der logisch richtigen Form (ohne Negation) waren zu verzeichnen, wobei ich freilich gestehe, die Beobachtungen durchaus nicht in systematischer Weise angestellt zu haben. Bei „seitdem“ (nach positivem Hauptsatz) hat jedoch die pleonastische Negation noch als Ausnahme zu gelten; im Französischen ist sie bekanntlich Regel (*depuis que je ne vous ai vu, il n'y a pas eu du nouveau*). Sogar die Fähigkeit, das logisch Richtige zu erkennen, scheint durch den unbewußten Sprachgebrauch bereits in bedenklichem Maße erschüttert zu sein; selbst bei Lehrern der deutschen Sprache, die sich vorzugsweise mit Problemen der Grammatik beschäftigen, zeigte sich ein hartnäckiger Widerstand in der Anerkennung der sinnwidrigen Negation in Sätzen wie: „es ist schon lange her, seit wir uns nicht gesehen haben“ — als ob ein vernünftiger Mensch eine Berechnung von dem Zeitpunkte an, wo etwas nicht stattgefunden hat, anstellte; es liegt offenbar eine Vermischung der Vorstellung von der Dauer eines Zustandes („es sind viele Jahre, während derer wir uns nicht gesehen haben“) und der Feststellung eines bestimmten Zeitpunktes („seitdem wir uns das letzte Mal sahen“) vor. Ähnlich drängt sich der konditionale Gedanke bei den Temporalnebensätzen mit *ehe*, *bevor*, *bis* ein.

Unsere Beispiele sind alle der Litteratur dieses Jahrhunderts und zwar vorzugsweise der letzten Jahrzehnte entnommen. Es zeigt sich auch hier, daß naturgemäß gerade die Zeitungspressen am unmittelbarsten das Spiegelbild der gesprochenen Sprache wiedergiebt; nicht die einzelnen Zeitungsschreiber sind für jede „Sprachdummheit“ oder „Sprachsünde“ verantwortlich zu machen und auf Grund des Grammatik-Kodex der Schriftsprache zu verurteilen. Ihnen würde es nie gelingen, der Sprache irgend welche Form aufzudrängen, die nicht im lebendigen Sprachgebrauche wurzelt.

Becker, Weltgeschichte, IX. Bd. I, 5: „er erklärte öffentlich, es sei an keinen Frieden zu denken, ehe nicht die Republik einen andern König gewählt habe.“ — Kügelgen, A. d. Erinnerungen eines a. M., II, 3 (bevor nicht). — G. Freytag, Berl. Handschr., IV. B. 8. Kap.: „Der Mann entgegnete, daß davon nicht die Rede sein könne, bevor er nicht zu glücklichem Ende gekommen sei“. — Moltke, Gesch. des deutsch-französl. Krieges, S. 77: „Der Kronprinz von Sachsen hatte angeordnet, daß keine

1) In der österreichischen Zeitungslitteratur, dem an Sprachwidrigkeiten bekanntlich fruchtbarsten Boden, findet sie sich sogar nach positivem Hauptsatz, wo sie dann ganz unerträglich ist. Vergl. Wiener Fremdenblatt, 21. Januar 1893: „Die königlichen Eltern bleiben im Auslande (lehren nicht zurück!), bis nicht die gesetzliche Lösung der früheren Akte bezüglich der Verbannung erfolgt ist“.

derselben zum Angriff schreiten solle, bevor nicht auch die Nachbarkolonie eingzugreifen bereit sein werde". — Rud. Lindau, Der Kommissionsrat: „ich spreche mit niemand von der Sache, bevor du mir nicht sagen kannst, daß sie zum guten Ende geführt worden ist". — Delbrück, Preuß. Jahrb. 1891, S. 875 (ehe nicht). — Koloff, Preuß. Jahrb. 1891, S. 486: „bevor nicht die englische Flotte vertrieben war, hielt er eine Teilung des türkischen Gebietes für unthunlich". — Paul de Lagarde, Deutsche Schriften (Gesamtausgabe), S. 282: „Bevor nicht die Mythen auf ihre erste Gestalt zurückgeführt worden sind, bevor man nicht Ort und Zeit ihrer Entstehung bestimmt erkannt hat, läßt sich aus ihnen gar nichts erweisen". — Minckwitz zu Aristophanes Wolken, V. 529: „Ehe Aristophanes nicht im Vollbesitze der bürgerlichen Rechte war, konnte der Archon nichts für die Aufführung des von ihm vorgelegten Stückes thun". — E. Remin, Der Bauerngraf, 3. Kap.: „Er betritt sein Heim nicht wieder, ehe nicht der Abendhimmel . . . hernieder lächelt". — Bismarck an Lothar Bucher 2. August 1882: „Jedenfalls möchte ich Ihr Gesuch nicht amtlich behandeln, ehe ich mich nicht mündlich mit Ihnen besprochen habe". — Nießsche, Jenseits von Gut und Böse, II. Kap., § 31: „Das Bornige und Ehrfürchtige . . . scheint sich keine Ruhe zu geben, bevor es nicht Menschen und Dinge so zurecht gefälscht hat, daß es sich an ihnen auslassen kann". — Th. Schwarz, Die Wunder der Elektrizität, Leipzig 1891: „Die elektrischen Kerzen erlöschen bisweilen plötzlich und entzünden sich nicht wieder von selbst, bevor nicht zuerst wieder eine Verbindung der Kohlenenden hergestellt ist." — Dr. theol. Cremer, Über den Zustand nach dem Tode, 1892: „bevor nicht die letzte Entscheidung getroffen werden kann . . ." — Jahrbücher f. d. deutsche Armee und Marine, Mai 1889: „Es soll nicht etwas neues gelehrt werden, bevor das Vorangegangene nicht verstanden ist". — Bei Büchmann, Geflügelte Worte, 15. A. S. 320 ist der griechische Spruch *μὴτε δίκην δικάσεως πρὶν ἀποῖν μὲθ' ἁκούσεως* übersetzt: „Richte nicht, ehe du nicht in Verhör nimmst beide Parteien".

Nord und Süd, April 1892 S. 137 (ehe nicht). — Gegenwart, 1891, Nr. 47, S. 322: „Ein Vordringen Rußlands durch Rumänien gegen Konstantinopel verbietet sich ganz von selbst, bevor nicht die Entscheidung gegen Österreich gefallen ist". Ebenda, 1892, S. 173 (Gurlitt): „Ehe wir nicht eine ganz moderne Kunst haben, fürchte ich mich vor den fremden Zeiten". Ebenda S. 387 und S. 395 (bevor nicht). — Schwab. Merkur aus dem Figaro, Paris, 3. Mai 1892: „Die Arbeiter wollen die Arbeit nicht wieder aufnehmen, ehe nicht die Truppen abmarschiert sind". — Hamburger Nachrichten, 6. Sept. 1892: „Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die Epidemie nicht eher verschwinden

wird, bis nicht das Gesamtröhrennetz entseucht wird". — Augsburger Abendzeitung, 5. Nov. 1892: „bevor eine durchgreifende Besserung in den Verhältnissen nicht eingetreten ist, müssen wir den dringenden Rat erteilen, diesen Beruf nicht zu ergreifen". 1893, Nr. 19.: „Bevor diese Hypothek nicht gelöscht war, konnte der Verkauf dieser Parzelle nicht eingetragen werden". 1893, Nr. 44 (11. Febr.): „Die Akademie der Wissenschaften wird vorderhand von dem Urteile keine Notiz nehmen, bis es nicht definitiv geworden ist." — Münchener Neueste Nachr., 6. Nov. 1892: „Von einer Beteiligung des deutschen Kapitals kann vorerst absolut nicht die Rede sein, ehe nicht Rußland seine Politik von Grund aus ändert." 12. Nov. 1892: „(Es wird dargelegt), daß es keine Lösung der Reformfrage geben konnte, bevor nicht der Grundsatz der Selbsteinschätzung verwirklicht worden war". 12. Jan. 1893: „Der Hitzeegrad kann nicht erreicht werden, bevor das Wasser auf den Kohlen nicht verdunstet ist" (Falkenhorst). 16. April 1893: „Die Wiener Kunsthändler erklärten, daß sie, bevor sein Prozeß nicht beendet ist, kein Bild von ihm annehmen wollen." — Frankf. Zeitung, 29. Nov. 1892 (aus Stuttgart): „Der Termin der Einberufung des Landtags ist überhaupt noch nicht bestimmt, bis nicht die Entscheidung des Reichstags über die Reichssteuerpläne einigermaßen offen liegt". — Wiener Kunst, Juli 1893: „Kein Theater wird eher eröffnet werden können, als bis nicht die Kommission sich die Überzeugung verschafft haben wird, daß alle Maßregeln für die Sicherheit des Publikums getroffen sind". (Hier hätte das einfache „als" oder „bis" vollkommen genügt.)

Der Gebrauch der Negation neben „seitdem" u. ä. gehört bis jetzt noch vorzugsweise der mündlichen Verkehrssprache an, s. o.; Kaiser Wilhelm z. B. sagte — wenn die Blätter richtig berichteten — am 9. Mai 1893 auf dem Tempelhofer Paradesfeld: „Seitdem wir uns nicht gesehen haben, sind eigene Wandlungen mit der Militärvorlage vor sich gegangen" (= seitdem wir uns das letzte Mal gesehen haben u. s. w.). — In der Litteratur ist dieses pleonastische „nicht" uns begegnet bei H. v. Kleist, Hermannsschlacht IV, 1: „Wie stehts in Teutoburg daheim, seit ich vergangenen Herbst her euch nicht sah?" — Gustav Freytag, Soll und Haben: „Es ist schon lange her, daß ich eine solche Kette nicht gesehen habe". — G. Freytag, Verlorene Handschr., I. Bd., 4. Kap.: „Es ist lange Zeit her, daß wir unsern lieben Landesherrn nicht gesehen haben". IV. B. 1. Kap.: „Es ist lange her, daß der Pavillon keine solche Schönheit bewahrt hat." — Rietschmann, Hans Sachs (Halle 1889), Kap. 2: „Neun Jahre sind verstrichen, seit ich Dein Angesicht nicht mehr gesehen". — Begünstigt werden solche Konstruktionen durch den an sich auch ungenauen Ge-

brauch der Präposition seit im Sinne von während (seit 3 Tagen habe ich Dich nicht gesehen, richtiger: seit vorgestern oder während der letzten 3 Tage). —

Zum Schlusse dieser Beobachtungen erinnern wir an die verwandten Erscheinungen, die durch den Widerspruch des sprachlichen Ausdrucks mit dem gedachten Sinne eine merkwürdige Verwirrung und Unsicherheit des Sprachgefühls in der Verwendung der Negation (und negativer Begriffe) bekunden. Wenn solche „Ausnahmen“ — zum Unterschiede von den im Vorhergehenden besprochenen Konstruktionen — auch immer auf eine grobe Nachlässigkeit der Rede oder unrichtige, formale Analogiebildungen zurückgeführt werden müssen, so verdienen sie vom sprachphilosophischen Standpunkte aus doch nicht geringere Beachtung. Kann eine vollkommener „Entgeistigung“ der Sprache, ein offenkundigerer Sieg der leeren Form über den Gehalt der Worte gedacht werden als die Verletzung des obersten Gesetzes der Sprache (des sinnentsprechenden Gedankenausdrucks), wie sie in der Vermischung des positiven und des negativen Begriffes, des Ja und Nein vorliegt?

Es sind hier in erster Linie einige Ausdrücke anzuführen, die sich als eine unrichtige Verwendung der beliebten Figur der Litotes vermöge einer Art unbewußter, lautlicher Klangnachwirkung darstellen.¹⁾

Justus Möser, Patriot. Phantasien, I, 78: „Dieser Schimpf (der Aufnahme in das öffentliche Armenhaus) ist nicht un schwer für diejenigen zu tragen, die sonst auf den Gassen betteln“. — Ähnlich v. Heine mann (Grenzböten 1884, Nr. 463): „Der Kundige wird manche selbständige Ansicht des Verfassers nicht un schwer entdecken“. — Voss. Zeitung, 3. Juli 1884: „... nicht unweit eines Bootes“. — Illustr. Sonntagsblatt der Berliner Volkszeitung, 1885, Nr. 48: „... unzweifellos mit vollstem Rechte“ (der Verfasser dachte wohl an „unbestreitbar“). — Aus den Vorschriften für die Manöver der bayerischen Kavallerie 1888: „fast unausschließlich“. — Der Sammler, 1892, Nr. 141, S. 4: „Wenn auch die Höhe der Kosten vermutlich der Verwirklichung des Projekts nicht leicht unüberwindbare Schwierigkeiten macht, sowie eine Reihe anderer Bedenken die Ausführbarkeit fraglich erscheinen läßt, so verdient immerhin die Originalität der Idee alle Anerkennung“. (Die Höhe der Kosten ist doch nur dann ein „Bedenken“ gegen die Ausführbarkeit, wenn sie nicht leicht überwindbare Schwierigkeiten macht; so erfordert es deutlich der Sinn des Zusammenhangs. Freilich

1) Den von uns gesammelten Beispielen haben wir einige aus den von Polle, Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, 1878, S. 641, sowie von Beller mann zu Sophokles Antigone, B. 4 gegebenen Nachweisen beigelegt.

ist zu vermuten, daß dem Schreiber eine Gedankenfolge vorschwebte in der Art: Wenn auch die Kosten nicht leicht unüberwindbare Schwierigkeiten machten, so lassen doch eine Reihe anderer Bedenken die Ausführbarkeit fraglich erscheinen. Doch verdient immerhin u. s. w.) — Aus der Rede des Abgeordneten Bürklin (s. Nationalzeitung, 1891, Nr. 44 u. 46): „nicht minder gut ging es einer andren Arbeit“ (statt: nicht besser = eben so schlimm). — Aus einem Berichte über die Zustände der sibirischen Gefängnisse (von?): „die Entflohenen kamen selten weit, ohne daß sie nicht eingefangen wurden“. — Karl August an Minister von Fritsch: „Einen Mann von Genie nicht an dem Orte zu gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente nicht gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen“. — Goedeke, Grundr. zur Gesch. d. deutschen Dichtung, II, S. 514: „Die Dichter dieses Zeitraumes schrecken nicht nur nicht vor keinem Gedanken unreinsten Art zurück“.

Leicht begegnen dem Unachtsamen solche Verstöße besonders bei der Verwendung von Substantiven, Verben u. mit negativem Sinne, indem der in Gedanken unterschobene, entsprechende positive Begriff die Wiederholung der Negation bei einem folgenden Teile der Periode zur Folge hat. — Vergl. Laas, Der deutsche Aufsatz, 1877, II, S. 652: „Mangel an Handlung, Wechsel und Leben kann man dem Stücke nicht absprechen“ (statt: nicht vorwerfen). — Dilthey, Westermanns Monatshefte, 1879, S. 345: „(Schleiermachers Weihnachtsfeier,) in welcher der Mangel an Gestaltungskraft am schmerzlichsten vermißt wird.“ — Allgemeine Zeitung, 1873, Nr. 302: „Ein Zweifel an der Unglaublichkeit jenes Zwiegesprächs wurde nicht geäußert.“ Hier läßt sich auch anführen: Fanny Dewald, Eine Erscheinung: „Daß ich in der Stunde seiner Geburt, als ich sah, daß er ein Krüppel bleiben werde, seinen Verlust als einen unerseßlichen beklagt haben würde, das zu leugnen, bin ich nicht der Mann“ (statt: zu behaupten, erklären!).

Ganz in derselben Weise drängt sich die pleonastische Negation unwillkürlich bei „außer, ohne zu, selten, kaum, schwerlich“ u. s. w. ein; s. die Beispiele bei Paul a. a. D. S. 139 flg. Sanders a. a. D. 2b. 1048b. Andresen a. a. D. S. 126. Hier wird auch oft — vorzugsweise bei der flüchtigen Eile des Zeitungsstiles — durch eine falsche Stellung dieser Wörter im Satze oder durch unerlaubte Verkürzung der Konstruktion eine ganz falsche Beziehung und ein verkehrter Sinn herbeigeführt. So, wenn z. B. ein Anonymus „die geringe Zahl der Denkmäler, welche leider erhalten ist“, beklagt (statt: die leider geringe Zahl u. s. w.) oder wenn die Münchener Neuesten Nachrichten (Oktober 1891) schreiben: „es muß nur wunder nehmen, daß trotz der umfassendsten Vorsichtsmaßregeln kein Unglück passiert ist!“ — wobei der von der Sicherheits-

gefährlichkeit der Polizei noch nicht recht überzeugte Leser sich den Sinn des Satzes etwa in der erweiterten Form zurechtlegen mag, daß „trotz der Ansammlung großer Menschenmassen, für welche die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, kein Unglück passiert ist.“

Eine plattdeutsche Bibelübersetzung.

Von Paul Bartels in Flensburg.

Wenn man auch vielfach der Ansicht begegnet, als ob die Tage der plattdeutschen Sprache bereits gezählt seien, so kann der Kenner niederdeutschen Wesens doch nicht über die Lebenskraft des Plattdeutschen im Zweifel sein. Freilich ist die Zeit vorüber, wo noch ein Sackmann in Dimmer bei Hannover († 1718) seine Herde allsonntäglich in seinem derben Platt mahnte, straste und erbaute. In Kirchen und Schulen hat das Hochdeutsche inzwischen überall seinen Einzug gehalten. Das Niederdeutsche hat eben aufgehört, die Sprache des öffentlichen amtlichen Verkehrs zu sein; es beschränkt sich auf den Privatgebrauch bestimmter Lebenskreise. Aber in dem kleinen Gebiete des nordwestlichen Deutschland, auf dem Boden des alten Sachsenstammes, behauptet es sich in seinen engen Grenzen noch mit besonderer Zähigkeit und Kraft. Das gilt nicht nur für Westfalen und Hannover, sondern namentlich für Mecklenburg und Schleswig-Holstein, wo das Plattdeutsch auf dem Lande ganz allgemein geredet wird, selbst von den Gebildeten, wie Predigern und Ärzten, im Verkehr mit der Landbevölkerung. Aber auch in den Städten dieser Länder, in Rostock, Wismar, Lübeck, Kiel, Flensburg, Husum, kann man es oft genug als Sprache der gemütlichen Unterhaltung hören, selbst von solchen, die das Hochdeutsch im übrigen völlig beherrschen. Ohne Zweifel haben Männer wie Klaus Groth und Fritz Reuter nicht wenig dazu beigetragen, die Liebe zu der heimatischen Mundart wach zu halten. Ihre Schriften sind wirklich Gemeingut der Bevölkerung geworden. Aber das ist doch nur dadurch möglich geworden, daß die Bevölkerung selber sich noch niederdeutsch fühlte, daß niederdeutsches Wesen und niederdeutsche Sprache noch eine Macht im Volksleben darstellen. Jedenfalls setzt dies niederdeutsche Selbstbewußtsein der altsächsischen Bevölkerung, dieser zähe, konservative Sachsengeist dem tieferen Eindringen des Hochdeutschen in das Volk eine starke Schranke entgegen, so daß es einstweilen noch gute Wege hat mit dem Untergange der plattdeutschen Sprache.

Von ihrer Lebenskraft giebt die plattdeutsche Sprache übrigens auch von Zeit zu Zeit beachtenswerte Zeichen. Wenn ihr auch eine eigentliche Litteratur fehlt, so begegnen wir doch wiederholt Versuchen, das

Niederdeutsche durch die Schrift auch weiteren Kreisen zugänglich und lieb zu machen. Erst vor kurzem wurde eine niederdeutsche Homerübersetzung in dieser Zeitschrift besprochen. Auf ein weit bedeutameres Schriftdeutmal in plattdeutscher Sprache möchten wir für heute den Blick unserer Leser, insbesondere aller Freunde des Plattdeutschen, lenken, nämlich auf eine plattdeutsche Bibelübersetzung. Bedeutsam darf diese Arbeit schon deswegen genannt werden, weil sie den Anspruch erhebt, als Volksbuch Eingang zu finden in die Häuser unseres niederdeutschen Volkes und damit auch zugleich der plattdeutschen Sprache selber eine starke Stütze zu werden. Wie weit sie diesen Zweck erreichen wird, das zu untersuchen, liegt uns fürs erste fern. Auf alle Fälle verdient die plattdeutsche Bibelübersetzung die Beachtung aller Lehrer des Deutschen, wenigstens in Niederdeutschland, die sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen sollten, sich mit ihr bekannt zu machen und die Früchte ihrer Studien an geeigneter Stelle für den Unterricht zu verwerten. Der Titel des Werkes lautet: *Dat nie Testament vun unsen Herrn und Heiland Jesus Christus na de plattdütsche Öwersetzung vun Dr. Johann Bugenhagen. Kropp. Verlag vun de Bookhandlung „Eben-Ezer“. 1885.*

Dieser Titel weist schon darauf hin, daß wir es hier nicht mit etwas durchaus Neuem zu thun haben. Vielmehr stellt sich die vorliegende Übersetzung als die Neubearbeitung der sogen. Lübeckischen Bibel aus dem Jahre 1534 dar, die gewöhnlich irrigerweise dem bekannten Mitarbeiter Dr. Martin Luthers, Johann Bugenhagen, zugeschrieben wird, obgleich derselbe nur den Anlaß zu diesem Werke gegeben hat. Dieser Umstand bewog den als eifrigen Freund des Plattdeutschen bekannten Pastor Johannes Paulsen in Kropp (Schleswig-Holstein), zum vierhundertjährigen Geburtstage Bugenhagens einen Neudruck jener Bibel von 1534 zu veranstalten. Freilich ergab sich dabei alsbald die Notwendigkeit, die alte Bibel einer durchgreifenden Umgestaltung zu unterziehen, da die inzwischen verflossenen Jahrhunderte an der plattdeutschen Sprache noch viel weniger spurlos vorübergegangen waren, als an der hochdeutschen, die doch wenigstens zur Schriftsprache geworden ist. Da Paulsen zunächst für die Landsleute seiner engeren Heimat schreiben wollte, so war es selbstverständlich, daß er seine heimatliche Mundart wählte, und da sein Werk in erster Linie für das Volk selber berechnet war, so beschränkte er sich auf das Neue Testament nebst den Psalmen.

Welche Arbeit ihm dabei noch zu thun übrig blieb, wird ein näherer Blick auf das Unternehmen zeigen. Ich will nicht davon reden, daß Paulsens Blatt schon wegen der zeitlichen und räumlichen Entfernung ein ganz anderes werden mußte, als das seiner Vorlage, die in pommerschem Platt

geschrieben ist. Die vornehmste Schwierigkeit bestand in folgendem. Vor 300 Jahren war die plattdeutsche Sprache in Norddeutschland noch die allgemein herrschende, auch in den Kreisen der Gebildeten. Inzwischen hat sie sich im großen und ganzen auf die Landbevölkerung zurückgezogen. Das hatte notwendigerweise einen bedeutenden Verlust des Wortschatzes zur Folge. Denn der Vorstellungs- und Anschauungskreis unseres Landvolkes ist ein verhältnismäßig beschränkter. Wo aber Vorstellungen und Begriffe fehlen, da muß auch in dem Leben der Sprache selber sich ein Absterben vollziehen. Wer Gelegenheit hat, mit unseren niederdeutschen Bauern in ihrer Sprache zu reden, der wird beispielsweise bemerken, daß sie sich sehr häufig genötigt sehen, hochdeutsche Ausdrücke, namentlich für abstrakte Begriffe, einzuschalten oder die Umschreibung zu Hilfe zu nehmen, wo es sich um Dinge handelt, die ihnen im Bereiche ihres alltäglichen Lebens nicht begegnen. Die Schriften eines Reuter oder Groth vermögen darüber nicht zu täuschen. Beide haben sich in solchen Fällen damit geholfen — was ja auch für einen Kenner des Plattdeutschen nicht schwer ist — die dem Volke fehlenden Ausdrücke und Wendungen sich zu schaffen. Ob unser Landvolk sie darum aber auch sofort versteht, das ist eine andere Frage. Hier lag, wie gesagt, unseres Erachtens die Hauptschwierigkeit für Paulsen. Wollte er unmittelbar für das plattdeutsch redende Volk schreiben, so mußte er ein Plattdeutsch anwenden, das außerordentlich stark mit hochdeutschen Formen und Wörtern durchsetzt war. Er hat diesen Weg mit Recht vermieden. Wohl hat er hin und wieder andere, volkstümlichere Wendungen benutzt, als die Lübeckische Bibel aufweist, aber seine Übersetzung ist doch durchaus rein niederdeutsch geblieben. Und wenn er wirklich wünschte, dem Niederdeutschen einen Dienst zu leisten, so mußte er gerade durch seine Übersetzung jenen Verlust des Wortschatzes wieder herzustellen und zu ergänzen sich bemühen. Dem Einwurfe, daß seine Übersetzung dadurch weniger verständlich werden könnte, kann er mit derselben Antwort begegnen, die er in seiner Vorrede denjenigen giebt, welche der Meinung sind, viele Plattdeutsche könnten überhaupt kein Plattdeutsch lesen. Darauf erwidert Paulsen treffend: „Dat makt nicks, denn lehrt se dat. Mi is't ganz leef, wenn se de plattdütsche Bibel ummer heel langsam lesen mütt, denn öwer dat Hochedütsche hüppt se so weg un seht blot de Bookstaven, nich awer, wat se bedüdt; un de Bibel will doch geern recht mit Bedacht les't warnn, wenn een se recht geneten will“. (Das macht nichts, dann lernen sie's. Mir ist's ganz lieb, wenn sie die plattdeutsche Bibel immer ganz langsam lesen müssen, denn über das Hochdeutsche hüpfen sie so weg und sehen nur die Buchstaben, nicht aber ihre Bedeutung, und die Bibel will doch gern recht mit Bedacht gelesen werden, wenn man sie recht genießen

will.) Des weiteren erwähnt Paulsen dann noch in seiner Vorrede, daß sein großer Landsmann, Professor Klaus Groth in Kiel, „mit groten Fliet (Fleiß) un hartliche Leev (herzlicher Liebe) to sine platt-dütschen Landslüd (Landsleuten) de ganze Arbeit ut den Grunn (von Grund aus) dörchsehen un gehörig afsliept (abgeschliffen) hett“, dem gerade durch diese Arbeit ein alter, langjähriger Wunsch erfüllt worden sei.

Im nachstehenden möge eine Probe aus Paulsens Übersetzung folgen. Ich wähle dazu das Gleichnis vom Säemann (Matth., Kap. 13, V. 3—8). „Seht, dar güng en Seimann ut to sei'n. Un indem he seite, full wat an den weg; da käumen de Vagels un freeten dat up. Etliches full in dat steenige Land, dar dat nich veel Eer har, un güng bald up, darum dat dat keen deepe Eer har. As nu aver de Sün upgüng, welk dat, un wil dat keen Wöddel har, wür dat ver-brennt. Etliches full mank de Dorn, un de Dorn wussen up un er-stiekten dat. Etliches full up en gudes Land un drog Frucht, etliches hunnertfältig, etliches söstigfältig, etliches dördigfältig.“

Aus dieser Probe wird man nicht nur die Treue der Paulsenschen Übersetzung erkennen, sondern auch das Eigentümliche seiner plattdeutschen Mundart, die sich auch vielfach von dem Platt anderer Landesteile Schleswig-Holsteins, z. B. dem Flensburger Platt unterscheidet. Wieviel mehr wird das bei einem Vergleiche mit dem in anderen Gegenden Deutschlands gesprochenen Plattdeutsch der Fall sein! Nach Cannabich, der in seinem Hilfsbuche der Geographie eine Probe der Mundarten giebt, würde die erwähnte Bibelstelle in Hannover¹⁾ lauten: „Et gunk ein Sägemann ut, tan sägen“, in Hamburg: „Een Buhr güng ut, sien Saat to say'n“, in Mecklenburg-Schwerin: „Där ging en Sajer ut, to sajen“, in Braunschweig: „Et gung en Saiemann ut, to sain“, in Baderborn: „Et chink'n Seimann ut, to seien“.

Ebenso interessant wie ein Vergleich vom räumlichen Gesichtspunkte aus ist ein solcher vom zeitlichen, wenn man einmal einen Blick auf die Wandlungen wirft, denen die niederdeutsche Sprache im Laufe der Jahrhunderte unterworfen gewesen ist. Während der Lobgesang der himmlischen Heerscharen in der heiligen Nacht im „Heliand“ lautet: „diarida si drohtine an them höhöston himilô rîkea endi friðu an erðu srihō

1) Selbstverständlich läßt sich in Hannover ebensowenig, ja noch viel weniger von einem gemeinsamen Platt des ganzen Landes sprechen wie in Schleswig-Holstein. So stimmt das Plattdeutsch der Lüneburger Heide weit mehr mit dem hiesigen Flensburger als dem in der Nähe der Stadt Hannover gesprochenen Platt überein. Die oben für Hamburg gegebene Probe entspricht z. B. durchaus dem Lüneburger Platt.

barnun“¹⁾), lauten die Worte schon 700 Jahre später: „Eere sy Gade in der höghe, vnde frede up erden, vnde den Minschen ein wolgeual“ (Lübeckische Bibel von 1534), und mit geringen Abweichungen wieder 350 Jahre später: „Ehre wes' Gott in der Hög, un Freden up de Eer, un de Minschen en Wolgefalln!“ (Paulsens Bibel.) Übrigens ist zu den beiden letzteren Proben zu bemerken, daß die in der Lübecker Bibel vorkommenden Formen: „sy“ (sei, statt wes'), „up Erden“ statt „up de Eer“, sowie manche andere noch heutzutage sich in vielen anderen niederdeutschen Gegenden finden; statt „höghe“ kommt z. B. auch in Landschaften „höchde“ vor. Für das Hilfsverb „sein“ finden sich oft in ein und demselben Orte beide Formen „sin“ und „wesen“ neben einander. Auffallender ist die Erscheinung, daß im Laufe der letzten drei Jahrhunderte die besondere Form für den Dativ des Plurals verloren gegangen ist. Während es im Plattdeutschen des 16. Jahrhunderts noch heißt: „den minschen“, schreibt Paulsen: „de minschen“ (gleichmäßig Dativ- und Akkusativform). Und diese Erscheinung ist jetzt im 19. Jahrhundert allgemein herrschend. Nur das persönliche Fürwort der dritten Person bildet eine Ausnahme. Freilich heißt es auch hier bei Paulsen: „De Engel trät to se“, dagegen wird man wohl in den meisten niederdeutschen Gegenden statt dessen sagen: „De Engel trät to jüm hen“ (= trat zu ihnen hin). Übrigens braucht Paulsen auch sonst wohl eine Dativform, nämlich „ehr“, die er gleichmäßig als Form für beide Geschlechter (Mask. und Fem.) anwendet. So schreibt er in einer andern Ausgabe: „De Engel trä to ehr“, ferner „de Engel spreuk to ehr“, was im Lüneburgischen lauten würde: „De Engel sprok to jüm“. Die Form ehr kommt dort außer für das Femininum des Singulars nur noch als Genitiv des Plurals vor. In einem gewissen Gegensatz zu der oben hervorgehobenen auffallenden Erscheinung steht es, daß gerade die dritte Person des persönlichen Fürworts im Singular den Dativ behalten, dagegen die besondere Akkusativform verloren hat. Es heißt jetzt ebensowohl: „Ik hev't em segt“ (= ich habe es ihm gesagt), wie: „Ik hev em seien“ (= ich habe ihn gesehen). Beim Femininum schwankt der Gebrauch: „Ik hev ehr seien“, aber gelegentlich auch: „Ik hev se seien“, was eigentlich wohl nur die Pluralform ist.

Doch ich breche hier ab, da eine nur annähernd erschöpfende Vergleichung außerhalb des Zweckes dieser Zeilen liegt. Möchten dieselben

1) Es darf ja natürlich nicht verkannt werden, daß der Heliand eine selbstständige Dichtung ist, die sich nicht ohne weiteres mit dem Texte der Bibel vergleichen läßt. Aber der Gruß der Engel, der sich im Heliand dem Schrifttext ziemlich anschließt — die dichterischen Zuthaten sind in unserer obigen Fassung beiseite gelassen — ist dazu recht wohl geeignet.

dazu dienen, in vielen Freunden unserer Sprache den Wunsch zu wecken, sich näher mit der verdienstlichen Arbeit Paulsens bekannt zu machen. Möchte die plattdeutsche Bibelübersetzung namentlich in recht vielen Häusern unserer engeren niederdeutschen Heimat Eingang finden. Insbesondere darf wohl der Erwartung Raum gegeben werden, daß sie in keiner Bibliothek unserer höheren Lehranstalten, wenigstens unserer norddeutschen, fortan fehlen wird.

Eine neue Auflage wird, wie ich höre, demnächst veranstaltet werden.

Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1892.

Von Rud. Dietrich in Bückeburg.

Ein im Berichtsjahre veröffentlichter Aufsatz der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung (Nr. 32/3) handelt von den „bedeutenden pädagogischen Leistungen und Bestrebungen in der Gegenwart“. Dabei verweist Verfasser auch auf unsere hervorragenden Fachblätter, und in dem Abschnitt, wo er derjenigen gedenkt, die einzelnen Unterrichtsgebieten dienen, bemerkt er: „Da wäre in erster Linie die unter den Gesetzen Rudolf Hilbebrands stehende Zeitschrift für den deutschen Unterricht zu nennen“ [„sodann die von dem Bozener Professor Seibert trefflich geleitete Zeitschrift für Schulgeographie“]. „Es ist höchst erfreulich, daß für zwei der wichtigsten Fächer so vorzüglich gesorgt wird“. Weiterhin stoßen wir auf die Äußerung: „Welch hohe Befriedigung gewährt es dem wahren Vaterlandsfreunde, zu erfahren, wie unter allen Stämmen kräftige Stimmen sich regen, die aufs wärmste zur Nachfolge Hilbebrands auffordern, dessen Gesetze erläutern und veranschaulichen!“ Und in der That: das Berichtsjahr hat eine stattliche Reihe Aufsätze hervorgebracht, die im Geiste Hilbebrands geschrieben worden sind; im besonderen ist es eine Freude zu sehen, mit welchem Eifer man darauf ausgeht, nach des Meisters Vorbild Stoffe für die „Denkübungen“ zu sammeln. Da aber die meisten Aufsätze solcher Art im Grunde doch nichts anderes bringen, als was bereits in unserem Hauptbuche vom deutschen Sprachunterricht steht, so habe ich sie von meinem Berichte ausgeschlossen¹⁾. Infolgedessen befaßt

1) Zu dieser Gruppe gehört eigentlich auch die unter G genannte Arbeit. Denn sie bietet der Hauptsache nach nur eine — allerdings sehr schätzenswerte — Fülle von Beispielen und Anregungen für die Wortbildungs- und Bedeutungslehre. Da sie aber zugleich ein paar gute kritische Bemerkungen über Lesebücher und Leitfäden („Sprachschulen“) enthält, mochte ich sie nicht ganz beiseite lassen.

sich dieser nur mit einer verhältnismäßig kleinen Zahl, von der ich zunächst Titel und Fundorte angebe.

- A. Wie lernt das vollsinnige Kind seine Muttersprache? (P. Odelga, [Diestertwegs] Rheinische Blätter [Gera=Frankfurt] VI).
- B. Die Unmethode des Übersetzens in zweisprachigen Schulen (P. Odelga, Schles. Schulz. [Breslau] 44).
- C. Die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz (S. Hunziker, Arg. Schulbl. [Aarau] 17).
- D. Wie der Sprachunterricht die Sprachfertigkeit fördern soll (Frz. Brantky, Deutscher Lehrerfreund [Brünn=Znaim] 20).
- E. Muttersprache und Grammatik (J. Kaulich, Pädagogium [Wien=Leipzig] VII).
- F. Zur Umgestaltung des sprachlichen Unterrichts in der Volksschule (F. W. D. Krause, Päd. Zeitg. [Berlin] 20. 21).
- G. Ein Wort für den Unterricht in der Wortbildungs- und Wortbedeutungslehre, und ein Wort gegen die Sprachschulen (Deutsche Schulpraxis [Marienthal=Leipzig] 50. 51).
- H. Geld. Lebensgeschichte eines deutschen Wortes (Deutsche Schulpraxis 29).

Die beachtenswerten Worte der angeführten Abhandlungen lassen sich in 6 Gruppen zusammenstellen.

I. Sprache überhaupt; sprechen und reden lernen. — Das Wesentliche des Wortes ist Inhalt und Umfang des Begriffes, den es bezeichnet, das Eigentümliche sein Klang. Die Formen stellen Gebrauchswerte vor; ihre Kenntnis ist weniger das Ergebnis einer Verstandesthätigkeit, als vielmehr Sache einfacher Übung. Vertiefung des Sprachgefühls reicht in den meisten Fällen aus; methodisches Geschick macht ganze Abschnitte des Sprachbuches überflüssig. (E.) — Der Schüler bringt aus der Kinderstube, weit seltener aus dem Kindergarten, viel von jener Art Sprachbildung mit, die, indem sie sich mehr an den „äußeren Sinn“ wendet, dem innersten Kern der Sprache am nächsten kommt. (E.) — Das fortwährende Unterbrechen des kindlichen Ausdrucks, und daß man in einem fort dem Anfänger in die Rede fällt und durch lauter Fragen und Fragen die Schuljugend nicht zur Sammlung und Besinnung kommen läßt, das ist ein großer Hemmschuh der Redegewandtheit, der bewirkt, daß unsere Kinder trotz des Fleißes und der aufgewendeten Mühe des Lehrers doch nicht redegewandt werden. (D.)

II. Zweck, Aufgabe, allgemeine Grundsätze des Unterrichts. — Dem deutschen Sprachunterricht muß der von der Natur und der Mutter-

schule vorgezeichnete Weg lebendiger Aneignung, unmittelbarer Erfassung und praktischer Verwertung zur Richtschnur dienen. Weniger speziell methodische als vielmehr psychologisch=didaktische Grundsätze lassen sich aus der natürlichen Mutterspracherlernung herleiten. (A.) Die „naturgemäße Methode“ geht stets von der wirklichen Anschauung aus und schließt an diese unmittelbar den entsprechenden Namen an. Sie giebt nur Weniges, fügt aber zu diesem stetig und unermüdblich Neues und Neues, sodaß sich Altes und Neues innig zu einem einheitlichen Ganzen verknüpfen. Sie entnimmt den Sprachstoff aus dem nächsten Anschauungskreise des Kindes. Sie lernt die Sprache nicht äußerlich an, sondern entwickelt sie organisch von innen heraus, wobei der Schüler im Mittelpunkt der Sprachbildung steht. Sie bedient sich bei der Sprachaneignung auch äußerer Hilfsmittel (Hinweise, Mimik, Aktion, Modulation der Stimme). Sie läßt das Kind nicht nur anschauen und antworten, sondern veranlaßt es auch, selbst zu denken und zu fragen. Sie übt nicht viele Wochen lang lauter lose Wörter und Begriffe, sondern läßt den wenn auch noch so dürftigen Begriffsvorrat thunlichst früh als wirkliche Sprache auftreten. Sie verweilt nicht wochenlang in einem und demselben Vorstellungskreise, sondern sorgt für eine dem Kinde zusagende Abwechslung. Sie behandelt ein Ding nicht in erschöpfender Weise, sondern hebt anfangs nur das Wesentliche, Charakteristische hervor. Sie berücksichtigt in gleicher Weise die Dinge im Raume, wie die Erscheinungen in der Zeit. Sie wiederholt fleißig in ungezwungener, kaum merklicher Weise, indem sie immer und immer wieder in die früheren Anschauungskreise zurückkehrt, die Vorstellungen und Gedanken berichtigt, ergänzt und vertieft. (A.) — Die Volksschule kann der Verödung der Schriftsprache steuern durch eine gründliche Reform des Unterrichts in der Muttersprache. Vor allem müßte erkannt werden, daß Kenntniss der Formen unter Umständen zur Wortarmut führen kann, und daß die Einreihung eines Gegenstandes in eine begriffliche Kategorie noch kein Verständnis desselben ist. (E.) — Die polnischen Kinder (z. B.) sollen das Deutsche nicht mit Hilfe ihrer Muttersprache erlernen, sondern unmittelbar: im allgemeinen überschätze die „Übersetzungsmethode“ die geistige Leistungsfähigkeit der Kinder; im besonderen verschulde sie schlechte Aussprache, falsche Betonung, Übertretung der Gesetze für die Wortfolge (da die Kinder wörtlich übersetzen); namentlich verhindere sie die Aneignung der deutschen Umgangssprache und eines reichen Wortschatzes. (B.)

III. Mundart und Schriftsprache. — Der deutsche Unterricht soll von der Mundart ausgehen; durch Vergleichen und Entgegenstellen das Gefühl für den Unterschied zwischen Schriftsprache und Mundart wecken und ausbilden; die Schriftsprache in allen Teilen, im Lautlichen, in der

Flexion, der Syntax, dem Stil zunächst nicht anders als im Vergleich mit der Mundart behandeln. (C.¹)

IV. Sprachlehre. Die Beispiele müssen in der weitaus größten Menge von Einzelfällen aus dem Sprachbewußtsein des Schülers aufgestellt werden, aus dem Schatze seiner Gedanken, aus dem Inhalte seiner Rede, bei genetischer Entwicklung des Lehrganges, sodaß er das zu Lehrende gleichsam aus sich selbst finde. Was er so aus sich selbst gewissermaßen gefunden hat, muß er dann prüfen: ob sich das auch in der Sprache der anderen, in den Erzählungen, Fabeln, Märchen, Liedern, Sprüchen seines Lesebuches vorfinde. Ein einmal in Rede gestellter Gegenstand soll ausgiebig, nach allen seinen Eigenschaften, Bewegungen, Zuständen, zeitlichen und örtlichen Beziehungen untersucht werden²). (D.) — Die Sprache ist ein blühendes, klingendes Reich, das die Seele mit tausend lebendigen Fäden umspinnet. Die mikroskopische Methode der Grammatik legt in ihren zusammenhangslosen Übungsbeispielen diese Fäden einzeln bloß und tötet sie zuvor, um sie besser auf ihre Struktur prüfen zu können. (E.) — In der „Sprachschule“ liegen fein artig die bildlichen Ausdrücke und Redensarten, die Übertreibungen und Personifikationen, die Wort- und Reimpaare u. dergl. in gesonderten Fächern bei einander. Der Schüler hat es gar nicht nötig, zu beobachten und zu bedenken; er fühlt gar nicht, daß alles, was ihn schwarz auf weiß kalt anstarrt, lebt, und zwar in Kopf und Mund seines Volkes und seiner Umgebung; er hält es für ein Stück papierner Weisheit mehr, ihm zum Einprägen und Hersagen aufgedrungen. (G.) — Nur soviel des grammatikalischen Wissensstoffes gehört in die Volksschule, als notwendig ist, daß der Schüler die Schulsprache mit Bewußtsein richtig spreche und schreibe. Die grammatikalischen Belehrungen sind nur dort in ausgiebigerem Maße heranzuziehen, wo die Sprache des Schülers, die Sprache der Landschaft von der Schulsprache abweicht. (D.) — Wert des Unterrichts in der Sprachlehre: a) Grammatische Bezeichnungen sind ein praktisches Abkürzungs- und Verständigungsmittel für den übrigen Sprachunterricht; b) durch die

1) „Es ist voranzusehen — bemerkt Hunziker zu diesen (D. v. Greherz entlehnten) Vorschriften — daß sie noch lange fromme Wünsche bleiben werden“. „Welches Lehrerseminar der deutschen Schweiz darf sich heute berühen, diesen Forderungen zu genügen?“ Keins. Und warum nicht? Weil die große Masse der Deutsch-Schweizer gleichgiltig gegen ihre Schriftsprache ist. „Wir sind vom Bewußtsein des Wertes unserer eigenen Sprache nicht durchdrungen“.

2) Dieser Satz scheint einem unter II eingereihten: „Sie behandelt ein Ding nicht in erschöpfender Weise . . .“ zu widerstreiten. Allein dort wird offenbar nur an neu eingetretene Anfänger, hier an schon eingewöhnte, vorgeschrittene Kinder gedacht.

Zusammenstellungen, Zusammenfassungen, Regeln wird der im übrigen Sprachunterricht erarbeitete Stoff geordnet und zu jederzeitiger Verfügung bereitgestellt. „Kurze Disposition“ (aber nicht „unverbrüchliche Norm“) für die Behandlung einer sprachlichen Erscheinung: a) Einführung des neu zu Behandelnden (Vorführung der sprachlichen Erscheinung in etlichen Beispielen; Benennung des Neugewonnenen; Zusammenstellung desselben mit bereits Vorhandenem; Ableitung der Sprachregel und Einprägung des Neuen); b) Einübung des Neueingeführten (Übung an Beispielen aus dem Sprachvorrat der Kinder und der im Besitze der Kinder befindlichen Litteratur); c) Anwendung des Neugeübten (Verwendung in besonderen schriftlichen Arbeiten und beim ferneren Gebrauche der Sprache überhaupt). (F.) — „Rechtschreibung“: Man lasse dem Schreiber Freiheit, wo es auf Unwesentliches ankommt. Ob er zu Grunde richten schreiben will oder zugrunde richten, morgens oder Morgens u. s. f., das soll uns alles so eins sein, wie wenn das Wort mit etwas blässerem und ein andermal mit etwas schwärzerer Tinte dargestellt wird. (D.)

V. Sprachgeschichtliche Entwicklungen. — „Rückblick“ (auf die „Lebensgeschichte“ des Wortes Geld): In der Entwicklung des Begriffes Geld lassen sich drei Perioden ziemlich scharf unterscheiden. Die erste währt bis zum 13. Jahrhundert. Sie versteht unter Geld eine Gegenleistung im allgemeinen; Schadenersatz, Vergeltung im besonderen. Ihr kann der Mensch selbst zum Gelde werden, und nicht etwa der Münze wegen, die bezahlt wird, bedient sie sich der Bezeichnung Geld. Sie gebraucht diesen Namen überhaupt noch in innigster Beziehung zu seinem Stammworte gelten. Wenn wir von einzelnen Anklängen oder Ausnahmen absehen, so läßt sich sagen, daß einerseits jener Zeit unser Begriff nach seinem eigentümlichen Umfang und Inhalt fremd war, wie andererseits uns der ihrige fehlt. Die nächsten drei Jahrhunderte, welche die zweite Entwicklungsstufe darstellen, erkennen zwar auch noch Naturalien als Geld an, und unser Begriff trägt dazumal noch den Namen Gut; aber darin, daß vornehmlich Abgabe, Lohn, Preis als Geld bezeichnet werden, erkennen wir die Verschiebung des Begriffes auf die neue und letzte Stufe. Diese kündigt sich im 16. Jahrhundert deutlich genug an, und es handelt sich nicht nur um eine Verschiebung, sondern auch um eine Verkümmernng. Denn für uns ist Geld bloß ein Stoff, die Münze, doch diese nicht in jedem Falle, sondern nur, sofern sie ein allgemein anerkanntes Wertzeichen, Wertstück und Verkehrsmittel ist, und dann braucht es nicht einmal eine Münze, ein Stück edlen Metalls zu sein — die höchsten Geldwerte sind Papiere! Was wir sonst noch Geld nennen (Brücken-, Pflastergeld; Trink-, Vehrgehd), sind nur schwache, uns kaum bewußte Überreste aus dem reichen Inhalte des alten Begriffes. Und doch ist (nach Hildebrand) am

Ende wie am Anfang der ganzen Bewegung der innerste Kern des Begriffes derselbe: Wertvertreter, der von einem zum andern geht, um Ansprüche auszugleichen. (H.)

Sprechzimmer.

1.

Zu Goethes „Grenzen der Menschheit“.

11—20. Denn mit den Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends hasten dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

H. Viehoff, Goethes Gedichte erläutert, Stuttgart 1869, 2. Bd. S. 99 giebt den Inhalt dieser Verse folgendermaßen wieder: „Der Dichter fühlt, daß der Mensch sich nicht mit den Göttern messen kann. Will er sich zum Übersinnlichen und Himmlischen emporschwingen, sei es in kühnem Fluge des Geistes und der Phantasie, sei es im schwärmerischem Schwunge der Empfindung: so verliert er jeden sichern Anhaltspunkt und wird ein Spiel des Betrugs und der Selbsttäuschung.“ Recht verständlich werden uns die Verse aber erst, wenn wir uns dabei der griechischen Sagen von Phaëthon und Ikarus erinnern. Besonders lektüre nach der Darstellung Ovids in den Metamorphosen VIII, 189 flg. scheint Goethe hier vorgeschwebt zu haben. Man vergl. zu B. 14 flg. die Ermahnung des Vaters an Ikarus: Ovid Metamorphosen VIII, 203 flg.

Instruit et natum, 'Medio' que 'ut limite curras,
Icare', ait 'moneo, ne si demissior ibis,
Unda gravet pennas, si celsior, ignis adurat.
Inter utrumque vola, Nec te spectare Booten
Aut Helicen jubeo, strictumque Orionis ensem.
Me duce carpe viam.'

Vgl. auch 227 flg. *nudes quatit ille lacertos Remigioque carens non ullas percipit auras.* Bei den unsichern Sohlen ist wohl an die geflügelten Sandalen zu denken, mit denen Hermes bei Homer die Luft durchschreitet. Ich erinnere noch an Euphorion-Ikarus im 2. Teile des Faust (vgl. B. 5289 flg. Schröder) und bemerke zum Schluß, daß A. v. Chamisso in seinem dramatischen Versuch „Faust“ v. J. 1803 (Gesammelte Werke in 4 Bänden. Stuttgart, Cotta. Bd. 1. S. 268)

die Gedanken des Goetheschen Gedichtes, an das er sich auch in der Form anlehnt, folgendermaßen frei wiedergiebt:

Nicht gierigen Herzens
 Erheb' er (der Menschenerzeugte) die Wünsche
 Zur Sonne empor.
 Erklimmt er der Berge
 Beschneiete Gipfel,
 Zu nahen der Sonne
 Verzehrendem Licht;
 Nicht näher der fernem
 Erblindet das Aug ihm,
 Und schwankenden Schrittes
 Entgleitet der Fuß.

Northheim.

H. Sprenger.

2.

Einiges über das Wort „alt“.

Hildebrand weist in einem Aufsatz dieser Zeitschrift (VI, 5) auf den bekannten Gebrauch des Wortes unser hin, der darauf beruht, daß der Sprechende die von ihm bezeichnete Person oder Sache in eine gemüthliche Beziehung zu sich selbst und zu seinesgleichen setzt, ja sie sozusagen in sein und der ihm Nahestehenden geistiges Eigentum aufnimmt. „Es kommen verwandte Fälle vor“, fügt er am Schluß seiner Ausführungen hinzu, „die noch weiterer Aufklärung bedürfen“. Einer von diesen verwandten Fällen ist, meine ich, auch der eigentümliche Gebrauch des Adjectivums alt in Wendungen wie: alter Kerl, alter Junge, das ist eine alte, gute Seele u. s. w. Denn auch hier ist ja das Wort nicht in eigentlichem Sinne zu nehmen, sondern es ist offenbar der Ausdruck eines traulichen oder zärtlichen Verhältnisses, einer gemüthlichen Stimmung, in die der Redende bei dem Gedanken an eine andere Person sich versetzt fühlt. Und daher kommt es auch, daß dieser Gebrauch des Adjectivums sich eigentlich nur auf Personen erstreckt, und so gut wie gar nicht von Sachen gilt, eher von Tieren, soweit wir diesen nach Art von Menschen gemüthlich näher treten können. Übrigens ist der eben geschilderte Gebrauch niederdeutscher Herkunft und so ziemlich auf das niederdeutsche Sprachgebiet beschränkt geblieben. Darum findet man auch in Friß Reuters Schriften Belege dafür in Hülle und Fülle, besonders in der „Stromtid“ diesem klassischen Denkmal niederdeutschen Gemüthes und niederdeutscher Gemüthlichkeit. Da begegnet man Wendungen, wie „das oll lütte Kropzeug“, „dat oll lütte Dierning“, „unf' oll lütt Mining“, „die ollen Gören“, „Friß was doch en ollen gauden Jung“ auf Schritt und Tritt, so daß es genügt, im allgemeinen darauf hinzuweisen. Den psychologischen Ursprung dieses Bedeutungswandels zu erkennen ist leicht genug. Denn

was man lange besessen hat, wird einem, der Gemüt hat, lieb und wert; und wie hängt man gar erst an Menschen, die man von Jugend an gesehen, mit denen man aufgewachsen und alt geworden ist! Auch das ist in Anschlag zu bringen, daß das Alter schon an sich gemütvollen Menschen, Kindern ganz besonders, anziehend ist und eine trauliche Annäherung weit eher zu gestatten scheint als die rüstige, meist mit den eigenen Angelegenheiten beschäftigte Jugendkraft. Diese Wärme des Gefühls, die man dem Alten entgegenbringt, strömt über in das Wort und verleiht ihm manchmal eine besondere Färbung. Oft steht es noch auf der Scheidegrenze. Wenn ich z. B. sage: alter Knabe, alter Bursche, alter Schwede, altes Haus, so klingt die Grundbedeutung noch vor, aber man hört schon deutlich die Nebentöne, die in anderen Fällen wie die oben angeführten zum Grundton werden.

Aber das Alte ist nicht immer der Gegenstand unserer Affektion. Wer etwas lange im Besitz gehabt hat, der wird dessen auch wohl überdrüssig, zumal wenn es Gegenstände sind, zu denen wir ihrer Natur nach ein gemüthliches Verhältnis nicht so leicht haben können. Das Alter zeigt ferner neben den sympathischen Zügen auch solche, die uns mißfallen oder gar abstoßen, wie andererseits gewisse Fehler und Untugenden, wenn sie seit geraumer Zeit beobachtet sind, in noch schlimmerem Lichte erscheinen. Dies alles wirkt zusammen, um dem Worte alt in gewissen Verbindungen ganz im Gegensatz zu dem oben beschriebenen Gebrauch eine üble Nebenbedeutung zu verleihen, die vorerst als Verstärkung einer anderen üblen Eigenschaft erscheint; wie z. B. ein alter schmutziger Landstreicher, ein alter abgetriebener Klepper, ein alter Schleicher, ein alter Sünder. Das geht soweit, daß das Wort zuletzt schlechthin als der Ausdruck der Abneigung oder des Mißfallens gebraucht wird. Aber hier ist auch wieder die Grenze, wo sich das Niederdeutsche von dem gemeinen Sprachgebrauch trennt und seine eigenen Wege geht. Ausdrücke wie „das ist ein alter unartiger Junge“, „das ist ein alter Schafskopf“, „das ist ein alter Schlingel“ und andere Liebenswürdigkeiten gleichartiger Prägung sind, soviel ich sehe, nur dem Niederdeutschen eigen, so daß wir uns auch hier wieder auf Reuter berufen können. „Er is so'n ollen Benhnschen“, sagt Bräsig von Pomuchelstopp (U. m. Str. I, S. 214 der Volksausgabe), „hei is so'n ollen Nāwkigen“ (genau) Frau Nüßler von ihrem Schwager Kurz (S. 221) und „sei wir 'en ollen Brägel“ heißt es (S. 268) von der neumodischen Erzieherin.¹⁾ Auch ist es gewiß, daß

1) Was bedeutet das Wort Brägel? Die Anmerkung unter dem Text erklärt: Brummbär, Zankgeist, was jedenfalls sehr ungenau ist. Besser Dähnert: „ein Brägel ist ein schwacher elender Mensch, der sich doch gegen etwas sträuben will“. Sollte der Ausdruck etwa mit wrangen = ringen zusammenhängen?

das Berlinische der „Olle“ und die „Olle“, als Ersatz für Vater und Mutter gebraucht, zwar recht gemüthlich, aber nicht gerade respektvoll klingt. Als Ausdruck des Ubelwollens wird das Wort nicht nur von Personen, sondern auch von Tieren und von Sachen, ja sogar von abstrakten Begriffen gebraucht. „Das hat die alte, abscheuliche Kaze gethan“ sagt jemand, um seiner augenblicklichen Mißstimmung gegen das naschhafte Haustier kund zu thun, Onkel Bräsig schickt sich an, „das Borderteil der ollen Kladdus“ wieder einzurenken, und derselbe Bräsig beklagt sich, daß ihm Kaufmann Kurz einen Käm geschickt hat, mit dem Zusatz, „war so'n preußischen, so'n ollen süßen!“ Auch Wendungen wie: „das ist ja eine alte, dumme Geschichte“, oder „laß doch das alte Geschrei“ sind dem an niederdeutsche Redeweise Gewöhnten geläufig.

Liegt nicht auch wie in diesem Sprachgebrauch überhaupt, so auch in diesen Unterschieden, ein gutes Stück der dem Sprachgeist eigentümlichen Logik? Oder ist es reiner Zufall, daß die lieblose Anwendung unseres Wortes eine ungleich weitere Ausdehnung gewonnen hat als die entgegengesetzte? Nein, diese Erscheinung ist der natürliche Exponent der Thatfache, daß wir, wie schon oben bemerkt, Personen ein viel höheres Maß von Teilnahme entgegenbringen als Tieren und leblosen Wesen. Oder zeigt sich in dieser weitergehenden Entwertung des Wortes alt jener pessimistische Zug der Sprache, der so manches gute, ehrliche Wort verderben hat? Es ist möglich, daß dies mit hineinspielt. Aber schließlich ist doch auch dieser Zug wie jede sprachliche Schöpfung aus der Tiefe der Volksseele entsprungen.

Karlsruhe.

F. Runke.

3.

Zu Wasserziehers „Flensburger Deutsch“ möchte ich noch folgende Bemerkungen machen.

Aussprache. „i hat einen Stich nach e, u stark nach o“. Herr Wasserzieher vergißt zu bemerken, ob das immer so ist, oder nur vor bestimmten Konsonanten oder Konsonantenverbindungen. (Es ist natürlich nur das „kurze“ i und u gemeint.) Diese Eigentümlichkeit haben auch andere Mundarten. „Für alle niederrheinischen Mundarten ist charakteristisch die auch im Holländischen auftretende Neigung, für sonstiges hoch- und niederdeutsches i und ü und ü in geschlossener Silbe ö und ö, ö-u und ö zu wählen“. (Zellinghaus, Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten. Kiel 1884. § 3g S. 9.) Besonders weit verbreitet ist ö statt ü vor r + Konf. — Umgekehrt sprechen gerade die Dänen und Nordschleswiger geschriebenes ö, ö wie ü, ü: können, konnte klingt unserm Ohr wie können, konnte. dreitzig hört man auch im südlichen Holstein; diese Aussprache ist wohl entstanden nach Analogie

der übrigen -zig. Die Aussprache des g = ch ist weit verbreitet, namentlich (außer in Dithmarschen) in Westfalen. Siehe Holthausen, Die Soester Mundart, Norden und Leipzig 1886, S. 44. (Vergl. Jellinghaus a. a. O. § 15a.) Ob die Dänen ch statt g sprechen, ist mir nicht bekannt; die Seeländer (Kopenhagener) sprechen meines Wissens g. — „Dehnung tritt ein bei ohst, Ohstsee; auch Quitung, Kùhehe, Lübek.“ Das o in ohst ist nicht nachträglich gedehnt, sondern war von jeher „lang“, ebenso das i in Quitung; das Adjektiv quit hat noch im Niederdeutschen ein, „langes“ i, während ich in Vexers mhd. Taschenwörterbuch quit (an erster Stelle) und quit finde. Was das Wort Kùhehe hier soll, weiß ich nicht; ich habe es überall¹⁾ nur mit geschlossenem ü gehört (das soll doch wohl durch das Wort Dehnung angedeutet werden). Über Lübek weiß ich nichts zu sagen, weil ich die Etymologie dieses Wortes nicht kenne; aber die hochdeutschredenden Leute sollen sich hüten, niederdeutsche Namen, welche sie geschrieben vor sich sehen, nach den für das Hochdeutsche geltenden Regeln auszusprechen und dann zu meinen, die Niederdeutschen sprächen ihre Namen nicht richtig aus. Das Wort Bach heißt im Niederdeutschen bēk (bāk), erscheint aber in Ortsnamen geschrieben als -beck (Wandsbeck, gesprochen Wandsbāk); Idstedt, Eiderstedt u. s. w. werden Idstāt, Eiderstāt gesprochen. Dasselbe gilt von vielen Personennamen.

Haupt- und Eigenschaftswörter. „Er hat kein gut davon“ hört man auch im südlichen Holstein. — Der einzigste wird im Rheinland nicht nur gesagt, sondern sehr gelehrte Leute lassen es auch drucken. Zu dem Ausdruck Teile möchte ich bemerken, daß man hier in Solingen kleine Gebäckstücke, wie sie nach dem Essen herumgereicht werden, Teilcher nennt. Thee für Abendessen ist auch außerhalb Schleswig-Holsteins bekannt. „Er ist mit dem Schiff“ (zu ergänzen: gefahren); ähnliche Ausdrücke wird man wohl auch anderswo finden, besonders aufgefallen ist mir bei einem Herrn aus der Gegend von Weklar die Redeweise „ich bin fort, er ist fort“ (von der Vergangenheit gebraucht) statt „ich bin fortgegangen, er ist fortgelaufen“, z. B. ich bin um 4 Uhr fort; ich verspätete mich ein wenig, und da ist er fort. — Daß jemand mit einem Dampfschiff segelt, kommt mir nicht anders vor, als wenn man ein rechteckiges Stück Glas im Fenster eine Scheibe nennt (niederdeutsch genauer: Rute), und was dergleichen mehr ist. Kamme (irdene Schlüssel), Guss, Schlef²⁾ (großer hölzerner Löffel), Balje (plattdeutsch:

1) Überall ist natürlich örtlich, nicht nach schleswigischem Sprachgebrauch gleich überhaupt.

2) Schlef von Personen gebraucht bedeutet etwa Schelm, in gutem (sicherhaftem), wie in schlimmem Sinne.

Ball, hölzerne Waschblüte), Bricken, Däknslüp¹⁾, Ruffel, Kneifer (plattdeutsch kniper), Plate, Grapen, Förtchen (plattdeutsch Föttn oder Futjes; im Rheinland heißen sie Bolböschchen) sind auch im südlichen Holstein gebräuchlich. Bord für Brett ist auch hier in Solingen gebräuchlich, z. B. werden die Bretter, mit denen die Fußböden gebiegt werden, so genannt.²⁾ — Quäder, im Niederdeutschen in den 3 Formen Querder, Quarder, Quäder bekannt, ist offenbar dasselbe wie das quörder, welches in Meyers mhd. Taschenwörterbuch als „Flicklappen von Leder, Tuch“ erklärt wird. — Reibsticken ist eine Verhochdeutschung des nhd. rītsticken (rīten = reißen), welche so genannt werden, weil man sie „anreißt“; Sticken kommt auch anderswo vor (bekannt sind die schwedischen tändstickor), im südlichen Holstein heißen u. a. auch die Stricknadeln zuweilen so (gewöhnlich Wier, Plur. Wieren, vergl. engl. wire), und Dufel Bräsig sagt (Stromtid Kap. 26 gegen Ende): „Ich steck Dir einen Sticken“. — Mauermann ist gerade so gebildet wie Zimmermann; man sagt auch Arbeitsmann, Fiedelsmann. — Möschen = Waldmeister findet man auch anderswo, Reuter (Festungstid Kap. 25 Mitte): „dat Holt rök as idel Maesch“ das Gehölz (die Waldung) roch wie eitel Waldmeister. — „Übrigens steht meist was statt was für“; ich denke, es ist ein Unterschied, was (mit folgendem Gen. part.) bezeichnet eine Quantität, was für ist eigentlich qualitativ.

Zeitwörter. Ich bin angefangen³⁾, schwieren (bis in die Nacht hinein feiern, schwimeln) sind auch im südlichen Holstein gebräuchlich. — flytten scheint heute in Holstein nicht gebraucht zu werden (Rendsburg gehört sprachlich zum Herzogtum Schleswig), doch war in alten Zeiten vloten (hd. flößen) in ähnlichem Sinne wie heutzutage flytten gebräuchlich; es hieß nicht nur „zu Wasser fortschaffen“, sondern überhaupt „fortschaffen“ (auch in der Verbindung voren unde vloten führen und flößen). Auch im Friesischen giebt es dasselbe Wort in derselben Bedeutung, hier hat es in der Stammsilbe ein ē (Umlaut von o). — „Ich wollte zu ihnen gekommen sein“ statt „ich hatte (hätte) zu Ihnen kommen wollen“ kenne ich aus einigen Gegenden Westfalens. Diese Ausdrucksweise scheint auf niederdeutschem Gebiete noch weiter verbreitet zu sein oder gewesen zu sein, z. B. heißt es im Reinaert (herausg. v. E. Martin, Paderborn 1874) Vers 5265 flg.

1) Deckenschlupe, Bettchlupe wird meines Wissens im südlichen Holstein im Hochdeutschen nicht gebraucht.

2) Übrigens findet sich auch in Dubens orthogr. Wörterbuche: das Wort = Brett verzeichnet.

3) Hier in Solingen sagt man: das bin ich vergessen, statt: das habe ich vergessen.

want ic hem drie juwelen gaf,
 dat een soude hi u hebben ghegheven,
 ende mijne vrouwen die ander twe.

Denn ich gab ihm drei Juwelen . . . das eine hätte er Euch geben sollen, und meiner Herrin die beiden andern. — Das Futurum wurde in alten Zeiten auch im Deutschen durch skal gebildet, der reichliche Gebrauch von sollen kann also auch ein Überrest eines älteren deutschen Sprachgebrauchs sein; noch Luther gebraucht sollen und werden (lediglich nach den Gesetzen des Wohlklangs) abwechselnd: Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen, u. s. w. Auch außerhalb Schleswig-Holsteins gebraucht man sollen anders als im Hochdeutschen, z. B. sagt man in Lingen (im Emslande): ich soll gleich kommen — ich werde gleich kommen (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XIV S. 76).

Adverbien, Präpositionen, Ausrufe. Die „Tmesis“ der Adverbien darin u. s. w. ist allgemein niederdeutsch (früher auch hochdeutsch): da kann ich nichts über sagen; da weiß ich nichts von. Zu bemerken ist hierbei noch der Gebrauch des Wörtchens wo, auch wenn es sich um Personen handelt: Wo gingst du gestern mit? = Mit wem gingst du gestern? Wo ist das für = Für wen ist es? — Zu „kommen Sie ein“ möchte ich bemerken, daß einkommen im südlichen Holstein auch soviel bedeutet wie „zum Militär eingezogen werden“: ich mußte 49 wieder einkommen = ich wurde im Jahre 1849 wieder eingezogen. „Ich werde gleich umkommen“. Von der Präposition um wird im Bergischen ein ausgiebiger Gebrauch gemacht: Die Ware taugte nichts, ich habe sie umgebracht, umgeschickt = zurückgebracht, zurückgeschickt. — Den übermäßigen Gebrauch von gerne findet man auch anderswo, z. B. ist er a. a. D. auch für Lingen bezeugt.

Ausdruck und Satzbau. „Der Konjunktiv wird möglichst vermieden, auch in der indirekten Rede.“ Das geschieht vielfach auf niederdeutschem Sprachgebiet und findet seine einfache Erklärung darin, daß viele niederdeutsche Mundarten keinen Konjunktiv besitzen.¹⁾ — „Er sitzt den ganzen Tag zu schreiben“ hat Analogien bei Reuter: Fritz kamm up de berühmte Voßstaut antauriden (Stromtid Kap. 20 gegen Ende) wörtlich: Fritz kam auf der berühmten Fuchsstute anzureiten; und so öfter. — „Ich erinnere es sehr gut“ ist auch für Lingen bezeugt (a. a. D.).

1) Formen wie ik gēf, wi gēbm u. s. w. werden als Indikativ nicht nur gebraucht, sondern auch gefühlt; das Gefühl für den Konjunktiv ist in manchen niederdeutschen Mundarten überhaupt nicht vorhanden.

Ausrufe. Na hat je nach der Aussprache viele Bedeutungen, ebenso oha. Letzteres gebraucht man im Bergischen namentlich um anzudeuten, daß man mit dem soeben Gesagten nicht einverstanden ist, es für falsch hält. Dieselbe Bedeutung wird gerade für Flensburg angegeben von R. Strackerjan (Korrespondenzbl. für niedd. Sprachforschg. XIII S. 48); auch für die Umgegend von Halberstadt ist sie belegt (a. a. O. S. 89), während oha in Wien soviel bedeutet wie Achtung! Im südlichen Holstein gebraucht man ó há, wenn man eine schwere Arbeit vollbracht hat und sich dann ermüdet hinsetzt, ebenso wenn man von übermäßiger Hitze ermattet ein wenig ausruht. Vergl. auch J. S. Bossens Idylle „De Geldhapers“: Oha, kriegen wi Schatten? Man jappt kuum mehr: so gewaldig Brennt de Sünn' am Häwen! u. s. w.

Zu Weihnachtsabend, Neujahrsabend hätte noch Fastelabend (Fastnacht) gestellt werden können. — zuschotten kommt von dem Substantiv schott, welches nicht nur Riegel bedeutet, sondern auch einen Schieber in Gräben und an Schleusenthüren, welche geöffnet oder geschlossen werden, je nachdem man das Wasser einlassen oder absperrern will, ohne die ganze Thür zu öffnen.¹⁾

Der Gebrauch des Wortes Deutschland zur Bezeichnung der südlicher gelegenen (hochdeutschredenden) Teile des deutschen Reiches scheint nicht nur auf Schleswig-Holstein beschränkt zu sein; vor einigen Wochen stand in den Zeitungen eine Anekdote, wonach ein Mecklenburger gesagt haben soll, er sei kein Deutscher, sondern ein Mecklenburger, und als Jochen Klachn und Franz Kemlich in Smyrna spazieren gingen, sagte eine Stimme: „Liebe Schwester, es sind Deutsche — lauter Deutsche — und dies sind Plattdeutsche“, aber Jochen erwiderte: „Ja, Madamming, Dütche sünd auch mit mang, wir sünd abersten Mecklenbürger.“ (Reuter, De Reis' nah Konstantinopel, Kap. 14). — Rētstock jagt man auch in Solingen, ich hörte sogar Reitstock (das sollte offenbar hochdeutsch sein!); Rēt bedeutet Rohr oder Schilf. — Neben den holländischen Waren ist aus dem südlichen Holstein die Holländerei (Meierei, Milchwirtschaft) zu erwähnen; die Marschen verdanken ihre Kultur bekanntlich den Holländern.

Aus den Sprengerschen (VI, 841) und den vorstehenden Bemerkungen²⁾ ergibt sich, daß die Mehrzahl der von Herrn Wasserzieher zusammengestellten Eigentümlichkeiten in Worten, Ausdruck und Satzbau nicht nur auch

1) Sie spielen eine große Rolle bei sogenannten Papfischleusen, wie sie an dem alten Eiderkanal, z. B. bei Rendsburg, zu sehen waren.

2) Vergl. auch Haase (VII, 140), Rohrs (VII, 431) und Glöbe (VII, 496).

in Holstein¹⁾, sondern durchweg auch auf sonstigem niederdeutschen Sprachgebiet vorkommt. Für die meisten übrigen — einige sind sicher dänisch, z. B. das ist ihm = det er dem (c'est lui) — bliebe noch nachzuweisen, daß sie wirklich dänischen Einfluß verraten, und nicht etwa Überreste aus dem Niederdeutschen einer früheren Zeit sind.

Nachtrag. „z wird wie sz gesprochen.“ Herr Wasserzieher hätte hinzufügen können: „pf im Anlaut (denn auch bei z handelt es sich wohl nur um den Anlaut) wie f“. Das kommt daher, daß dem Niederdeutschen die beiden spezifisch hochdeutschen Laute (Lautverbindungen) z und pf fremd sind; wie die Aussprache pf = f weit über Norddeutschland (teilweise auch über Mitteldeutschland) verbreitet ist, ebenso ist es die Aussprache z = sz, stellenweise — wenn ich recht weiß z. B. im Osnabrücker Lande — lautet z sogar wie s.

„Sch = s, wie überhaupt im Niederdeutschen, vor Konsonanten.“ Hier giebt Herr Wasserzieher selbst zu, daß diese Erscheinung überhaupt niederdeutsch ist (vergl. auch, was er über Bord, hild sagt). Übrigens wird man vielleicht gerade hierbei einen Unterschied in den verschiedenen Bevölkerungsschichten wahrnehmen können; jedenfalls ist es in Holstein so: nicht nur der Gebildete, sondern überhaupt wer eine Schule mit einigem Erfolg besucht hat, spricht sch überall da, wo er es geschrieben vorfindet (also schl, schm, schn, schr, schw, aber sp, st), der Ungebildete und derjenige, der außerhalb der Schule und nach seiner Konfirmation fast niemals ein hochdeutsches Wort in den Mund nimmt, spricht s.

„g = gutturales ch (z. B. in machen).“ Hier möge noch auf das holländische g hingewiesen werden (Gouda, gracht), welches häufig (immer?) wie allemannisches ch klingt.

Belege dafür, daß in niederdeutschen Namen Doppelkonsonanz die „Länge“ des vorhergehenden Vokals nicht ausschließt (vergl. auch Lübben, Mittelniederdeutsche Grammatik, Leipzig 1882, S. 5), bieten auch hier im Bergischen Namen wie Räcke, Bröcker u. a., gespr. Räke, Bröker. Die Aussprache Stäte, stätisch für Städte, städtisch ist weit verbreitet, nach Vietor ist sie sogar der Aussprache Stätte, stättisch vorzuziehen. (Vietor, Die Aussprache der in dem Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preussischen Schulen enthaltenen Wörter, Heilbronn 1885 u. d. W. Stadt).

„stäubig“ ist jedenfalls auf das niederdeutsche stöbig, stöwig zurückzuführen. Welche Bedeutung das von Wasserzieher angeführte Wort

1) Hier ist der Einfluß des Dänischen, abgesehen von einigen (nur noch von älteren Leuten gebrauchten) terminis technicis der militärischen Sprache — die noch dazu meistens dem Französischen entlehnt sind — und einigen (ebenfalls nur von älteren Leuten im Scherz gebrauchten) einzelnen Wörtern, gleich Null.

stäuben haben soll, ist nicht ersichtlich; in transitiver (kausativer) Bedeutung ist es auch hochdeutsch (abstäuben, ausstäuben) und kommt schon im Mittelhochdeutschen vor: stöaben Staub erregen, aufwirbeln; merkwürdig ist Schillers „Brücke, welche stäubet.“

Die oben erwähnte Auslassung des Partizipium Perfecti scheint zu beiden Seiten des Mittelrheins — man fasse diese geographische Angabe nicht zu engherzig — gebräuchlich zu sein. Zu dem Ausdruck „Er ist fort“, welcher in jener Gegend keinen Zustand, sondern eine Handlung bezeichnet, vergleiche man: „Gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort“ (Kabale und Liebe II 2); ebenso: „Haben Sie Herrn M. kürzlich gesehen?“ — „Diesen Nachmittag um vier ist er zum M.“

Holz in der Bedeutung Wald kommt nicht nur in Norddeutschland vor, in Schillers Gang nach dem Eisenhammer reitet der Graf ins nahe Holz; etwas anders ist die Bedeutung von Holz in der Redensart ins Holz fahren.

was mit folgendem Genitiv partit. war auch im Mittelhochdeutschen gebräuchlich; hier im Bergischen sagt man noch heute: was stehen da Häuser, was waren da Menschen u. s. w., wenn man eine Quantität bezeichnen will. Andererseits steht was im Niederdeutschen (nicht nur in Schleswig-Holstein) für hd. wie: was gross, was fein = wie groß, wie fein!

Zu dem Gebrauch von sollen seien noch einige Beispiele von hier nachgetragen. Um auszudrücken, daß man dem soeben Gesagten zustimmt, wo man im Hochdeutschen etwa sagen würde „Gewiß“ oder „Natürlich“ oder „Das ist richtig“ oder dergl., sagt man im Bergischen „Das soll wohl sein“; statt „Es ist mir gleichgültig“ hört man hier häufig „Das soll mer wol eja! sein“; für „Er wird es nicht thun“ heißt es ironisch dat sal 'e wal donn (das soll er wohl thun).

Da mehrmals das Wort mösche „Sperling“ angezogen ist, erwähne ich noch, daß es im Bergischen ein „kurzes“ ö hat, während mösch „Waldmeister“ in Holstein ein langes geschlossenes ö, in Mecklenburg ein langes offenes ö hat.

Solingen.

J. Bernhardt.

A. Günthner. Deutsche Sprachlehre mit Satzlehre nach den Ergebnissen der deutschen Sprachwissenschaft. Für Volksschulen und untere Klassen höherer Lehranstalten. Leitfaden für die Hand des Lehrers. Stuttgart, Aktiengesellschaft Deutsches Volksblatt. 1890. 283 S. und 18 S. Register.

Abgesehen von dem Abschnitt über das Satzgefüge ist vorliegendes Werk mit viel pädagogischem Geschick geschrieben. Der Verfasser geht

von den Lauten aus, die er sehr kurz behandelt (7 S.); darauf bespricht er ausführlich die Wort- (S. 8—180) und dann etwas knapper die Satzlehre (S. 181—283).

Der Verfasser will nach den Ergebnissen der deutschen Sprachwissenschaft schreiben, gleichwohl lehrt er noch die von dieser längst aufgegebene Ansicht Jakob Grimms, daß das e in brechen und ähnlichen Verben aus i entstanden sei. Die jetzige Auffassung ist doch im wesentlichen folgende: Die starken Verben mit a im Präteritum (indogerm. o) hatten ursprünglich auf gemeingermanischem Standpunkt in allen Formen des Präsens e, welches vor Nasalverbindungen (so *bendan* zu *bindan*), vor einer Silbe mit i (so *nemis* zu *nimis*) und teilweise auch vor einer mit u zu i wurde. Der weitere Übergang von altem e und o in i und u ist ein speziell gotischer, sodaß das neuhochdeutsche Verb brechen (und das ist das interessanteste bei dem ganzen Wandel) hinsichtlich des Stammvokales auf älterer Stufe als das gotische *brikan* steht. — Es befremdet auch etwas, daß der Verfasser (S. 14) und zwar zweimal die mundartlich nicht umgelautete Form wascht für wäscht gebraucht.

Viel besser als in der wissenschaftlichen Laut- und Biegungslehre ist der Verfasser in der historischen Syntax gefastelt. Die leicht faßlichen Darstellungen aus der Geschichte des deutschen Satzbaues sind das Wertvollste von seiner Arbeit, so der Abschnitt über die Entwicklung des Fürwortes *das* zum Bindeworte *dass*. Der Verfasser schließt sich in der Satzlehre „Franz Kern in Berlin“ (S. 182) an, thut dies aber in einer sehr geschickten und gemäßigten Weise. So beginnt er seine Besprechung des einfachen Satzes nicht etwa mit der Satzansage,¹⁾ sondern nach alter Weise mit der Frage: „Von wem wird — — etwas ausgesagt?“ und geht erst nach Feststellung des Begriffes vom Satzgegenstand zu der Satzansage über. Auch giebt er folgende Definition (S. 184): „Ein Satz, der nur einen Satzgegenstand und eine Aussage hat, ist ein einfacher Satz.“ — An den 2 Sätzen: „Es ist Frühling“ — und: „Der Frühling ist eine Jahreszeit“ — versucht er klar zu machen, daß auch in dem 2. „ist“ die Satzansage sei und „Jahreszeit“ nur nähere Bestimmung dazu, da durch „eine Jahreszeit“ der allgemeine Ausdruck: „Es ist Frühling“ — nur eingeschränkt werde (S. 192). Diese Schlußfolgerung ist aber falsch; denn „ist“ hat in beiden Sätzen ganz verschiedene Bedeutung. „Es ist Frühling“ — bedeutet: „Es ist jetzt Frühling“. In diesem Satze bestimmt „ist“ thatsächlich die Zeit des Subjektes, und dieses kann es, da es als Zeit-

1) Vergl. meine Besprechung von R. Günthers Deutscher Sprachlehre, Heft 10, 894.

wort einen Zeitbegriff, nämlich den der Gegenwart, in sich enthält. Es sagt also wirklich etwas über den Frühling aus und ist demnach Prädikat. In: „Der Frühling ist eine Jahreszeit“ hat „ist“ keineswegs dieselbe Bedeutung; denn: „Der Frühling ist jetzt eine Jahreszeit“ — würde Unsinn sein. Hier ist der ursprüngliche Zeitbegriff von „ist“ ganz verbläßt; es sagt demnach von dem Subjekt gar nichts aus, sondern dient nur zur sprachlichen Verknüpfung desselben mit dem Prädikat. Denn der Satz: „Der Frühling ist eine Jahreszeit“ — bestimmt den Frühling nicht zeitlich, sondern logisch; er giebt an, in welche Kategorie von Gegenständen der Frühling gehört, nennt den Oberbegriff davon ohne alle Rücksicht auf die Zeit; das ist „Jahreszeit“, und dies ist somit das Prädikat. Hier bedient sich die Sprache nur der Form „ist“, weil sie von dem Hauptworte „Jahreszeit“ kein Verb gebildet hat. Für: „Der König ist der Herrscher des Landes“ — läßt sich sagen: „Der König beherrscht das Land“. Ist nun im 2. Satze „beherrscht“ Satzaussage, so muß es im 1. folgerichtig auch „ist der Herrscher“ sein und nicht bloß „ist“.

Recht ansprechend ist der Ausdruck „einfache Sätze mit mehreren gleichartigen Satzgliedern“ für den von Kern verpönten „zusammengezogenen Sätze“, kürzer freilich nicht; allein das thut wenig. Hierbei scheint es jedoch dem Verfasser mehr um den Namen zu thun zu sein, als um die Sache. Auch ich stimme Kern insofern bei, als ich eine scharfe Abtrennung des sogenannten zusammengezogenen Satzes von dem zusammengesetzten wünsche, und nehme dafür auch gern einen anderen Namen an. Wie macht es aber der Verfasser? Er behandelt erst den einfachen Satz, dann die Satzverbindung und geht von dieser auf den sogenannten zusammengezogenen Satz über. Er behält also die alte auch von mir für unrichtig gehaltene Reihenfolge bei. Mir paßt der Name „zusammengezogener Satz“ hauptsächlich aus dem Grunde nicht, weil er meiner Meinung nach sogleich nach dem einfachen und vor dem zusammengesetzten zu behandeln ist, da er einfacher als letzterer ist. Geschieht dieses, so muß er aus dem einfachen erweitert und kann nicht mehr aus der Satzverbindung „zusammengezogen“ werden, wiewohl mir letztere Art der Ableitung in der Schulpraxis nie Schwierigkeiten bereitet hat.

Durchaus zu mißbilligen ist es, daß der Verfasser bei der Einteilung der Nebensätze die logisch-philosophische ganz verwirft. Sie ist nicht künstlich, wie der Verfasser meint, sondern gerade die natürlichste; denn um nach ihr zu gruppieren gehört nur gesunder Menschenverstand dazu und keine sprachwissenschaftlichen Kenntnisse, wie sie wiederum ein ausgezeichnetes Mittel ist, die Denkraft der Schüler zu schulen. Wohl ist

es richtig, daß die Begriffe des Grundes und der Folge psychologisch aus dem Zeitbegriff abgeleitet sind und die Konjunktion „weil“ ursprünglich temporale Bedeutung gehabt hat; allein ein sehr großer pädagogischer Fehler wäre es, ließe man in den Augen der Schüler den Kausalbegriff dem Zeit- und Raumbegriffe gegenüber als minderwertig erscheinen. Im Gegenteil wie die Menschheit auf Grund jenes erst wirklich denken gelernt hat, so muß derselbe in der Schule eine ganz besonders sorgsame Pflege finden. — Der Verfasser handelt also zunächst über die „Daß-Sätze“ und zeigt, daß einige derselben auf die Frage „wen oder was?“ stehen. Zu ihnen gehören aber auch die Sätze mit „seitdem, indem, nachdem“ da das „dem“ der Dativ von „daß“ ist, ferner jedoch auch die mit „ehe, bevor, bis, falls, während, weil, damit, je“, weil man früher „daß“ bezüglich „dem“ dazu setzte. Doch genug! Ich frage nur: Was geht wohl leichter in den Kopf des Schülers und was kommt ihm mehr zu wissen: „Weil du fleißig bist“ — ist ein Satz, der den Grund angiebt, oder ist ein „Daß-Satz“, da früher „weil“ mit „daß“ verbunden wurde.

Um nicht mißverstanden zu werden, betone ich ausdrücklich, daß ich nur gegen die Einteilung nach geschichtlichen Gesichtspunkten, nicht aber gegen gelegentliche historischsyntaktische Erörterungen wie über „daß, weil“, namentlich in den mittleren und oberen Klassen höherer Schulen, bin, und empfehle zu diesem Zwecke auch das besprochene Werk besonders denjenigen Amtsgenossen, die sich noch nicht um die geschichtliche Syntax bekümmert haben. Doch ja nicht dasselbe zur Grundlage des grammatischen Unterrichts machen!

Plauen i. B.

Carl Franke.

Grundriß der germanischen Philologie, herausgegeben von Hermann Paul. Straßburg, Karl J. Trübner, Band I, Band II, 1, Band II, 2, 1891—93.

Im 4. Jahrgang dieser Zeitschrift habe ich die bis dahin (Herbst 1890) vorliegenden Lieferungen des Grundrisses der germanischen Philologie besprochen, und jetzt gereicht es mir zur besonderen Genugthuung, den Lesern den Abschluß des bedeutsamen Werkes anzeigen zu dürfen. Nicht ohne mannigfache Hindernisse ist er erfolgt; besonders störend auf den Fortgang des Werkes wirkte der leider viel zu frühe und unerwartete Hingang ten Brinks, der an Stelle Kluges die Bearbeitung der altenglischen Litteraturgeschichte übernommen und noch nicht zur Hälfte vollendet hatte, als ihn das unerbittliche Schicksal dahinraffte. Ein geeigneter Fortsetzer scheint sich nicht gefunden zu haben, und so ist dieser Abschnitt als unvollendete, doch auch so noch sehr schätzenswerte Hinterlassenschaft des

großen Gelehrten und feinfühligem Schriftsteller aufgenommen worden. Freilich fehlen nun in dem Werke Würdigungen des einzig erhaltenen Nationalepos der Germanen, des Beowulfliedes, sowie der gesamten gelehrten Litteratur der Angelsachsen, der poetischen wie prosaischen, was gerade in einem Grundriß der germanischen Philologie sehr bedauerlich ist.

Meine Besprechung in dem genannten früheren Jahrgang dieser Zeitschrift war bis zum Abschnitt: „Geschichte der friesischen Sprache“ von Theodor Siebs des 1. Bandes des Grundrisses gelangt. Auf diese folgt die „Geschichte der englischen Sprache“ von Friedrich Kluge. Eingeschoben ist darin eine umfangreiche und gründliche Behandlung der „Französischen Elemente im Englischen“ von Dietrich Behrens. Etwas eigentümlich nur ist die Stellung dieses Abschnittes, der sich vor der englischen Lautgeschichte findet, während für das Verständnis der Entwicklung der französischen Lehnwörter doch die vorherige Kenntnis der Schicksale der echtenglischen Worte und Laute Voraussetzung ist. Die „englische Lautgeschichte“ zeigt die Entwicklung der Konsonanten und Vokale, die „Geschichte der englischen Flexionsformen“, die des Nomens und Pronomens, sowie des Verbums von der altenglischen über die mittenglische bis zur neuenglischen Periode. Den Schluß bildet die Behandlung der englischen „Syntax“ von Eugen Einentel, die die Grundformen und Reime der heutigen englischen Syntax bis zum 14. Jahrhundert verfolgt.

Als Anhang zur Sprachgeschichte ist eine Übersicht über die Bearbeitung der lebenden Mundarten geboten, die durch einen Artikel „Allgemeines“ von Philipp Wegener eröffnet wird. Darin werden in großen Zügen die Aufgaben der Dialektforschung dargelegt, die auf Aussprache, Wortschatz, Syntax, Klangfarbe u. s. w. der gesprochenen Rede zu achten, zwischen Stadt- und Landdialekt und Mischungen von beiden zu scheiden habe, und endlich Anweisungen gegeben, wie die wissenschaftliche Bearbeitung einer Mundart zu erfolgen habe. Die speziellen Teile: skandinavische Mundarten von J. A. Lundell, deutsche und niederländische Mundarten von Fr. Kauffmann und englische Mundarten von J. Wright liefern reichhaltige Litteraturnachweise neben ihrem allgemein-methodologischen Inhalte. Beschlossen wird der 1. Band des Grundrisses durch den Abschnitt „Mythologie“ von E. Mogk. Wenn wir von dem kurz vorher erschienenen Werkchen Fr. Kauffmanns „Deutsche Mythologie“, das für weitere Kreise bestimmt ist und seinen Stoff schon durch den Titel als enger begrenzt erscheinen läßt, absehen, so ist seit den allgemein bekannten Werken Grimms, Müllers, Simrocks und Holymanns keine zusammenfassende wissenschaftliche Behandlung dieses Gegenstandes hervorgetreten. Während aber Grimm mehr eine unerschöpfliche Masse von Material als

ein lesbares Buch bietet, Simrod allzuwenig kritisch und wie die beiden anderen genannten Autoren durch die Fortschritte der Wissenschaft überholt ist, liegt uns nunmehr in Mogk's Werk wieder eine auf der heutigen Höhe der mythologischen Forschung stehende Arbeit vor, deren sorgfältige Stilisierung übrigens die Lektüre zu einer ebenso unterhaltenden wie belehrenden macht. Die Überschriften der einzelnen Kapitel zeigen uns den reichen Inhalt und die wohldurchdachte Gliederung des Buches; nacheinander werden behandelt: der Seelenglauben der alten Germanen, die elfischen Geister, die Dämonen, die altgermanischen Götter, der altgermanische Himmelsgott, Wodan (Odinn), Loki, Ullr, Hönir, Donar (Thor), junge isländisch-norwegische Götter, die Göttinnen, die eddische Kosmogonie und Eschatologie, Kultus der alten Germanen. Wir sehen also gemäß der modernen Anschauung über die Entwicklung des Götterglaubens die sogenannte niedere Mythologie als die ursprünglichere der höheren Mythologie als der späteren vorangestellt. Einzelne Ausstellungen sollen den Wert des Ganzen durchaus nicht beeinträchtigen: so vermissen ich bei dem Kapitel „Seelenglauben“ die Erwähnung der sogenannten Mittagsgeister, die besonders an schwülen Nachmittagen nach dem Volksglauben den ruhenden Schnitter auf dem Felde heimsuchen, und über die z. B. Sterne in einem der letzten Hefte des Magazins für Litteratur gehandelt hat. Die Existenz einer altgermanischen Frühlingsgöttin Austroscheint mir doch mehr als fragwürdig, und die Göttinnen Holda und Berchta des Volksglaubens führen auch ein etwas zweifelhaftes Dasein. Sonst aber verbindet die Arbeit ein maßvolles Urteil mit sicherer Kritik gegenüber manchen unerweislichen Entdeckungen auf dem Gebiete altgermanischen Götterglaubens.

Im 2. Bande des Grundrisses schließt sich an Th. Siebs' schon in der früheren Besprechung erwähnte „Friesische Litteratur“ die zu Anfang genannte, unvollendete „Altenglische Litteratur“ von Brinks an. Im Vergleich zu dem denselben Gegenstand behandelnden 1. Bande seiner „Geschichte der englischen Litteratur“ bemerken wir in dem Bruchstück ein liebevolles Eingehen auf die von dem Verfasser in seinen letzten Lebensjahren besonders gern ausgeführte und auch allen seinen Zuhörern wohlbekannte Theorie von der Entstehung und Überlieferung des Volksepos, die sich auf Steinthal's Aufsatz über das Volksepos (Zeitschrift für Völkerpsychologie V, 1 flg.) stützt, seine eigenartige, zwischen der Bierhebungs- und Zweiebungstheorie vermittelnde Erklärung des allitterierenden Halbverses, u. a. m. Hieran schließt sich die vortreffliche Abhandlung „Mittelenglische Litteratur“ von Alois Brandl, der ja bekanntlich Brinks Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Straßburger Universität geworden ist. Ich muß mir leider, um nicht zu ausführlich zu werden,

hier versagen, auf die über 100 Seiten umfassende, ebenso reichhaltige wie wohlgegliederte Arbeit näher einzugehen. Von dem sich hieran anschließenden Anhang: Übersicht über die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sammlungen der Volkspoesie hat J. A. Lundell die skandinavische Volkspoesie, John Meier die deutsche und niederländische Volkspoesie, Alois Brandl die englische Volkspoesie behandelt; reiche Litteraturnachweise werden hierbei den tiefer Eindringenden höchst willkommen sein. Der 9. Abschnitt, die Metrik enthaltend, bildet den Schluß der 1. Abteilung des 2. Bandes. Nr. 1, „Altgermanische Metrik“, ist von Eduard Sievers, einer anerkannten Autorität auf diesem Gebiete bearbeitet. Seine Ansichten hatte er in einer Reihe von Aufsätzen begründet, die in den früher von Paul und Braune, jetzt von ihm selbst geleiteten Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur niedergelegt sind. In einer Anmerkung verweist der Verfasser nunmehr auf seine „Altgermanische Metrik“, aus der das hier Gebotene eine Art von Auszug sei. Darauf folgt die sehr ausführliche, über 220 Seiten umfassende „deutsche Metrik“ von Hermann Paul. Sie reicht bis zur neuesten Zeit. An sie schließt sich die „Englische Metrik“ in 2 Teilen: A. Geschichte der heimischen Metra von Karl Luick und B. Fremde Metra von J. Schipper. Von der 2. Abteilung des 2. Bandes sind die Abschnitte „Wirtschaft“ von R. Th. v. Inama-Sternegg und „Recht“ von R. v. Amira schon früher erschienen und besprochen. Der Abschnitt „Sitte“ zerfällt in zwei Teile und einen Anhang: 1. Skandinavische Verhältnisse von F. Kálnud und 2. Deutsch-Englische Verhältnisse von Alwin Schulz. Es ist schade, daß man letzterem Gelehrten so wenig Raum für die von ihm behandelten Gegenstände zugestanden hat, daß z. B. gegenüber den 44 Seiten über skandinavische Sitte nur knapp 12 Seiten über die deutsch-englischen Verhältnisse vorhanden sind. Der Anhang über „die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart“ von Eugen Mogk enthält neben einem geschichtlichen Überblick über die Forschungen auf diesem Gebiete noch eine sehr brauchbare Bibliographie. Es folgt als letzter und XIV. Abschnitt des Werkes: „Kunst“, 1. Bildende Kunst von Alwin Schulz. Auch diese Abhandlung läßt etwas mehr Ausführlichkeit zu wünschen übrig; was geboten wird, ist wenig mehr als eine Skizze. Ausprechend dagegen ist der 2. Teil: Musik von Rochus von Liliencron. Von der kirchlichen Musik des frühen Mittelalters ausgehend führt der Verfasser die Entwicklung der deutschen Musik über die Periode des gregorianischen Gesanges, der kontrapunktischen und Mensuralmusik bis zur Neuzeit und den Höhepunkten ihrer Leistungen in Instrumentalmusik und Vokalmusik. Eingeschoben ist eine hübsche Abhandlung über die Musikinstrumente des

Mittelalters von Oskar Fleischer. Ein ausführliches Namen-, Sach- und Wortverzeichnis beschließt das Werk.

Wenn wir nun am Schlusse dieser Besprechung ein Gesamturteil über den wissenschaftlichen Wert des Grundrisses der germanischen Philologie fällen wollen, so kann dasselbe im allgemeinen nur ein günstiges sein. Mancherlei Unvollkommenheiten haften wohl dem Werke noch an. Doch dessen sind sich der Herausgeber und seine Mitarbeiter selbst bewußt. Das ist auch bei einem Unternehmen, das keinen Vorgänger hatte und dessen Ausführung so vielen Händen anvertraut war, nicht anders zu erwarten gewesen. Zudem traten noch allerlei Hindernisse der flott begonnenen Ausführung entgegen, so daß sich der Abschluß beträchtlich verzögerte. Wenn wir alles dies bedenken, so müssen wir unumwunden anerkennen, daß uns hier eine bedeutende wissenschaftliche Leistung vorliegt, der wir nur wünschen können, daß sie sich in einer zweiten Auflage der erstrebten Vollendung noch mehr nähern möge. Den Lesern dieser Zeitschrift aber sei die eifrige Benutzung dieser Fundgrube ihrer Wissenschaft wiederum dringend ans Herz gelegt.

Bingen a. Rh.

S. S. A.

Ernst Jeep, Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers. Eine litterarische Untersuchung über das Schildbürgerbuch und seine Fortsetzungen. Wolfenbüttel (Julius Zwißler) 1890. 145 S. 8°.

Nachdem die vorliegende Arbeit vollendet war, wurde die Litteratur über das Schildbürgerbuch durch drei Beiträge bereichert, die im ersten Bande von Seufferts Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte nach einander erschienen: S. Singer, Der Verfasser der Schildbürger; Edward Schröder, Die Heimat des Buchs der Schildbürger, und Leo Arbusow, Schildbürger in Livland. Die Ansichten dieser drei werden vom Verfasser in der Vorbemerkung (S. I bis XIV) einer eingehenden Kritik unterzogen und als unhaltbar zurückgewiesen. Um den Verfasser des Schildbürgerbuches zu ermitteln, geht Jeep von dem Verhältnis dieses Wertes zum Valenbuch und Grillenvertreiber aus. Er sieht die ursprünglichste Fassung des Volksbuches in dem Valenbuche (von gr. *καλεῖν* = dumm schwätzen, närrisch reden) 1597; dieses wurde erst später (1598) in das Schildbürgerbuch verwandelt, oder richtiger gesagt, als Geschichte der Schildbürger „enthüllt“. Eine Ausgabe des Schildbürgerbuches 1597, deren Vorhandensein Jeep bezweifelt, würde also, wenn sie vorhanden wäre, der Zeit nach dem 1597er Valenbuche folgen. Vor dem Jahre 1597 aber hat es ein Schildbürgerbuch entschieden nicht gegeben. Wenn Singer a. a. O. S. 275 sich dahin äußert, die erste Auflage desselben dürfte

noch älter sein als die (apokryphe) von 1597, wenn ferner Arbusow ebenda S. 478 das Werk „um 1595“ entstanden sein läßt, so ist das nur die Konsequenz der falschen Annahme, daß auch das Valenbuch 1597 ebenso wie das aus dem Jahre 1614 ein Schildbürgerbuch zur Voraussetzung habe. Mit dieser Annahme fällt jene durch nichts gestützte Folgerung.

In Abschnitt II und III bespricht der Verfasser das Verhältnis von Schildbürgerbuch und Grillenvertreiber. II enthält eine kurze Disposition der Geschichten beider Werke. Auf die Wiedergabe des Inhaltes verzichtet Jeep mit Recht, denn eine noch so ausführliche Darstellung kann nie den Ton des Originals treffen oder seinen Witz erreichen. Die gegebenen Auszüge bilden zugleich eine Ergänzung zu von der Hagens Darstellung, der im Narrenbuche S. 430 die Anonymität des Schildbürgerbuches mit folgenden Worten erklärt: „Seinen Ursprung umhüllt Dunkel, wie gewöhnlich bei den Werken, welche als Eigentum des ganzen Volkes anzusehen sind“. Auf jeden Fall hält er den Verfasser des Grillenvertreibers für einen anderen, als den des ersten Buches. Jeep erweist zunächst das Gegenteil der Behauptungen von der Hagens. Von einem „Verfasser“ des Schildbürgerbuches kann also, genau genommen, überhaupt nicht die Rede sein; höchstens von einem „Kompilator“. Daß das Schildbürgerbuch nicht das geistige Eigentum seines Zusammenstellers ist, darauf wies zuerst Karl Goedeke in den „Schwänken des XVI. Jahrhunderts“ nachdrücklich hin. (Deutsche Dichter des XVI. Jahrhunderts, ed. Goedeke u. Tittmann, Bd. XII. Leipzig 1879; vergl. auch Goedeke zu Wilmar's Litteraturgeschichte S. 520.) Er bemerkt bei der Besprechung von Freys Gartengesellschaft: „Nicht nur ist das Buch Freys von Fischart fleißig benutzt, stellenweis wörtlich abgeschrieben, sondern es hat noch ein anderer, unbekannter Autor, der Sammler des Schildbürgerbuches, sich mit den Federn Freys geschmückt, indem er die Gartengesellschaft wörtlich ausgeschrieben hat“. Jedoch ist nicht bloß das Werk Freys geplündert, auch die Schriften eines Scheidt, Montanus, Schumann, Kirchhof haben zu dem Inhalte des Schildbürgerbuches beigetragen. Um die Art zu kennzeichnen, wie der Verfasser seine Vorlagen benutzte, führt Jeep einige Beispiele an. Das Schildbürgerbuch ist von Anfang bis zu Ende aus anderen Werken zusammengeschrieben. Der Verfasser verwertet fremdes Eigentum, in den letzten Kapiteln schreibt er sogar wörtlich ab. Jeep nennt den Kompilator des Schildbürgerbuches direkt einen Plagiator. In der Fortsetzung finden sich zahlreiche Widersprüche und Wiederholungen aus dem ersten Teil des Schildbürgerbuches. Der Verfasser des Schildbürgerbuches steht ebenso wie der Autor des Grillenvertreibers, was den Stil anbetrifft, unter dem Einflusse Fischarts, ja Jeep schließt sogar,

daß beide denselben Verfasser haben, einen gelehrten, in den Schwanksammlungen der Zeit belebten Juristen. Gegenüber allen früheren Erklärungen ist das Schildbürgerbuch eine Satire, die Revanche eines geistreichen Gelehrten für erlittene Kränkung, eine Personalsatire. Neben der persönlichen schuf er eine allgemeine Satire, einige wollte er zwar beleidigen, aber alle bessern. Er muß ein Sachse und mit den Schildaern in persönliche Berührung gekommen sein. Es muß also der unter dem Pseudonyme: Conradus Ugyrta, von Bellemont (Grillenvertreiber) erwähnte Verfasser ein gelehrter juristisch gebildeter Sachse sein. Es ist höchst interessant, wie Ernst Jeep mit scharfer Kombinationsgabe den Hauptmann der Kurstadt Wittenberg und der Unter Belzig, Gommern und Elbenau Hans Friedrich von Schönberg als den Verfasser des Schildbürgerbuches und Grillenvertreibers herausdemonstriert. Leider ist der Beweis anfechtbar, so geschieht er auch geführt ist. Ich kann die Fachgenossen an dieser Stelle nur auf die Lektüre der scharfsinnigen Schrift hinweisen, damit sie selber prüfen. Ich werde in dieser Zeitschrift Gelegenheit nehmen, meine Bedenken und Ansichten vorzubringen, sobald meine knapp bemessene Zeit es erlaubt.

Wismar i. M.

D. Glöde.

Zeitschriften.

- Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins.
 Nr. 5: Joh. Böschel, Auch eine Tagesfrage. Die Stellung des Zeitwortes nach und, sprachgeschichtlich untersucht (diese gründliche und feinsinnige Untersuchung sei allen aufs wärmste empfohlen).
- Nemannia 21, 2: August Holber, Zum Gedächtnis Adolf Bacmeisters. — F. W. E. Roth, Aufzeichnungen über das mystische Leben der Nonnen von Kirchberg bei Sulz Predigerordens während des 14. und 15. Jahrhunderts. — Hermann Mayer, Die Universität zu Freiburg i. B. in den Jahren 1818—1852. Erster Hauptteil. Die Regierung des Großherzogs Ludwig 1818—1830. (Schluß.) 6. Institute. 7. Die Studenten und ihre Vereinigungen. 8. Festlichkeiten. — Friedrich Lauchert, Aussprüche der Zimmerischen Chronik zur Kennzeichnung der Deutschen und einzelner deutschen Stämme, in Ernst und Scherz. — Friedrich Grimme, Urkundliches zu mittelhochdeutschen Dichtern. 1. Konrad Fleck. 2. Absolon. 3. Zu Walther von der Vogelweide (Gerhard Ape). — Friedrich Grimme, Zur Glaubwürdigkeit von der Hagens. — Otto Heilig, Ortsniedereien in der Bruchjaler Gegend. — Otto Heilig, Ortsniedereien im Taubergrund. — Otto Heilig, Gassenlieder aus Pflüdingen im badischen Hinterland. — Eduard Heyß, D. Ringholz. Der selige Markgraf Bernhard von Baden. — Bruno Stehle, H. Menges. Volksmundart und Volksschule im Elfaß. — Heino Pfannenschmied, H. Cetty. Die altelsässische Familie.
- Die Mädchenschule: 6, 9: J. Wyhgram, Über das höhere Mädchenschulwesen in Frankreich.

- Hamburgische Schulzeitung, eine Wochenschrift für die Angelegenheiten des Unterrichts, der Erziehung und des Lehrerstandes. Redaktion: Th. Hamann, Hamburg, 3. Alsterstraße 21, III. Verlag, Otto Meißner, Hamburg. Preis M. 1,50 für das Vierteljahr. I. Jahrg. Nr. 1 u. 2: F. Grimm, Über Selbsterziehung des Lehrers.
- Leipziger Lehrerzeitung. Organ des Leipziger Lehrervereins und der Verwaltung der Comeniusstiftung. Schriftleiter: E. Beyer in Leipzig. Erscheint jede Mittwoch. Preis vierteljährlich M. 1,25. Jahrg. I, Nr. 1—3: D. Lehmann, Der Lehrstuhl für Pädagogik an der Hochschule.
- Joh. Meyer, Neue Bahnen 4, 9: E. Bugge, Die französische höhere Mädchenschule. — 4, 10: Th. Merklein, Dr. Otto Fried, ein Lebens- und Charakterbild (sehr lesenswert).
- Der Kunstwart, herausgegeben von F. Avenarius in Dresden, 7, 1: Karl Erdmann, Der Gefühlswert der Worte (eine sehr wichtige, scharfsinnige und gedankenreiche Arbeit).

Neu erschienene Bücher.

- Karl Bilz, Gomorrhäas Ende. Satirisch-dramatisches Fragment. Berlin, Stargardt. 1893. 16 S.
- Walter Berg, Aufgaben zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Aus den Jahresberichten der höheren Lehranstalten der Provinz Sachsen zusammengestellt und systematisch geordnet. Berlin, Gärtner. 1893. 202 S.
- H. Kamp, Die Nibelungen metrisch übersetzt und erläutert (nebst Proben aus dem Urtext). 1. Auflage. Berlin, Mayer u. Müller. 1893. 154 S.
- Otto Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Zweiter Teil. Für obere Klassen. Ausgabe B in 3 Abteilungen. Leipzig, Teubner 1893.
- I. Abt.: Kurzgefaßte deutsche Stilistik. 3. Aufl. VIII u. 94 S. Preis kart. M. 1.—
- II. = Abriß der deutschen Poetik. 3. Aufl. VI u. 80 S. Preis kart. M. 1.—
- III. = Abriß der deutschen Literaturgeschichte. VIII u. 142 S. Preis geb. M. 1.60.
- Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgeg. von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 14. Jahrg. 1892. 2. Abt. Leipzig, Carl Reißner. 428 S.
- Rektor Bugge, der französische Gymnasiallehrer. Neuwied a. Rh. u. Berlin. V. Heuser. 29 S.
- Oskar Steinell, Regelbüchlein für den deutschen Grammatik-Unterricht im ersten Jahre der Mittelschule. Mit Zuhilfenahme des Buntdruckes behufs erhöhter Übersichtlichkeit für den Schüler. München, Eduard Bohl 1893. 23 S. Preis 0,20 M.
- Freitag's Schulausgaben: Goethes Egmont, herausgeg. von Gustav Burg-hauser. Leipzig, G. Freitag 1894. Preis 0,60 M.
- Lessings Nathan der Weise, herausgeg. von D. Netoliczka. Preis 0,80 M.
- Julius Schapler, Chamisso's Peter Schlemihl. Programm des Gymnasiums zu Dt. Krone. 1893.
- Friedrich Kirchner, Die deutsche National-Litteratur des 19. Jahrhunderts. 5. u. 6. Lieferung. 7. Lieferung (Schluß). Heidelberg, Georg Weiß. 1893. VIII, 686. Preis der Lieferung 1 M.
- Seuffert u. Sauer, Deutsche Litteraturdenkmale des 19. Jahrhunderts: 43—45: Goetz's Streitschriften gegen Lessing, herausgeg. von Erich Schmidt.

- Ludwig Fränkel, Shakespeare und das Tagelied. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte der germanischen Völker. Hannover, Helwing 1893. 132 S. Pr. M. 3.
- Hermann Daubenspeck, Die Sprache in den gerichtlichen Entscheidungen. Berlin, Franz Bahlen 1893. 50 S. Pr. M. 1.
- Leo Bahlsen, Schulfestspiele aus der Geschichte des Vaterlandes. Leipzig, Philipp Reclam. 72 S. Pr. 0,20 M.
- Sammlung Göschen: Lessings Emilia Galotti, herausgeg. von Dr. Votsch. 2. Aufl. Stuttgart, Göschen 1894. 107 S. Pr. eleg. geb. M. 0,80. — Max Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. Stuttgart, Göschen 1894. 278 S.
- Ferdinand Kemsies, Socialistische und ethische Erziehung im Jahre 2000. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 142 S. Pr. M. 2.
- Gottlieb Deuchtenberger, Die philosophische Propädeutik auf den höheren Schulen, ein Wort zu ihrer Wiedereinsetzung in ihre alten Rechte. Berlin, Gärtner 1893. 41 S.
- H. F. Müller, Beiträge zum Verständniß der tragischen Kunst. Wolfenbüttel, Zwiffler 1893. 273 S. M. 3.

Nochmals die internationale Sprache der Mathematik.

Von Max Simon, Berlin.

In einem Aufsatze „Die internationale Sprache in der Mathematik“ (Jahrg. 7, S. 384 flg.) dieser Zeitschrift hatte ich zu zeigen gesucht, daß die viel verbreitete Ansicht, als ob die mathematischen Kunstausdrücke in allen Sprachen die gleichen wären, irrig sei. Daß es überhaupt solche internationale Ausdrücke gäbe, unterlag keinem Zweifel; es handelte sich allein darum, festzustellen, ob sie einen hinreichend großen Bruchteil ausmachten, um der Sprache der Mathematiker den Charakter einer Weltsprache zu verleihen.

Eine Auszählung durch all die mannigfachen Gebiete der Wissenschaft war nicht gut möglich, schien auch nicht nötig, da angenommen werden durfte, daß, wenn in einem wichtigen Zweige der Mathematik dieser Nachweis geführt wird, er auch annähernd für die übrigen Geltung haben würde. Als Prüffstein wählte ich die Planimetrie und gelangte zu dem Ergebnis, daß unter den in einem viel gebrauchten Lehrbuch¹⁾ vorkommenden etwa 140 Kunstausdrücken dieses Gebietes weit über 100 rein deutsche Wörter oder Lehnwörter sind, daß unter den übrigen, also den eigentlichen Fremdwörtern, ein Teil auf dem Wege ist, von einheimischen verdrängt zu werden, daß eine weitere Zahl nicht international ist, und daß schließlich nur 12 fremde Ausdrücke übrig bleiben, die dieses Beiwort verdienen.

Diesen meinen Ausführungen tritt Herr Geheimrat D. Schlämilch (a. a. D. S. 672 flg.) entgegen. Nach einer kurzen Abfertigung, auf die ich gleich zurückkomme, geht er dazu über, durch Mitteilung eines zuerst an anderer Stelle veröffentlichten Aufsatzes zu zeigen, „wie er über den Purismus in den exakten Wissenschaften denke“. Auf diese sehr angreifbare Erörterung habe ich keine Veranlassung näher einzugehen, da ich neue deutsche Ausdrücke weder gebildet noch empfohlen habe, vielmehr nur die allgemein bekannten und vielfach gebrauchten nicht durch fremde verdrängt sehen wollte. Doch einen Satz dieses Artikels, der

1) F. G. Mehler, Hauptfäche der Elementar-Mathematik. Berlin.

für unsere Frage von Bedeutung ist, will ich festhalten. Herr Schlömilch sagt (auf S. 675): „Die Kunstausdrücke der Mathematiker... stimmen in allen Kultursprachen überein, und das hat den gewaltigen Vorteil, daß der Fachmann die Artikel einer ausländischen Fachzeitschrift versteht, auch wenn ihm z. B. eine Novelle in der betreffenden Fremdsprache unverständlich bleibt. Diesen Vorteil des wissenschaftlichen Volapük werden wir uns durch die Herzen Puristen nicht nehmen lassen.“

Diese Behauptung läuft der meinigen schnurstracks entgegen. Die meinige habe ich statistisch an einem speziellen Beispiel, dem der Planimetrie, zu beweisen gesucht; wie widerlegt mich Herr Schlömilch?

Gegenüber dem von mir festgestellten Duzend wirklich internationaler Ausdrücke der Planimetrie führt er „die folgende, nicht entfernt vollständige Liste“ aus der Geometrie an:

„Kongruenz, Affinität, Kollineation, Reciprocität, harmonische Pole und Polaren, Involution, Koordinaten, Ellipse, Parabel, Hyperbel, Parameter, Asymptote, Cissoide, Conchoide, Quadratrix, Traktorie, Trajektorie, Evolute, Evolvente, Ellipsoid, Paraboloid, Hyperboloid, Polygon, Polyeder u. s. w.“

Daran schließt er eine zweite Liste aus der Arithmetik, „die Herr Simon ganz vergessen hat“, und setzt hinzu, daß die internationalen Ausdrücke in der angewandten Mathematik, deren Elemente zum Pensum des Gymnasiums gehören, womöglich noch weit zahlreicher seien. Hieraus folgert er, ich hätte „aus höchst mangelhaften Prämissen geschlossen, daß die mathematische Sprache keine internationale“ sei, und glaubt sich berechtigt, ein „risum teneatis“ anzuknüpfen.

Hat etwa hiermit Herr Schlömilch das Gegenteil bewiesen? Wo habe ich behauptet, daß es in den von mir nicht besprochenen Zweigen der Mathematik keine internationalen Ausdrücke gäbe? Auch die Arithmetik habe ich nicht „ganz vergessen“, sondern aus dem gleich eingangs erwähnten Grunde unberücksichtigt lassen müssen. Wollte mein Gegner mich stichhaltig widerlegen, so mußte er mir nachweisen, entweder daß meine Behauptung für die „Planimetrie“ nicht richtig, oder daß es nicht zulässig sei, von einem Teile auf das ganze Gebiet der Mathematik einen Schluß zu ziehen.

Seine erste Liste von 25 fremden Ausdrücken enthält nur drei, die zu dem gehören, was man gewöhnlich „Planimetrie“ nennt, und von diesen hätte Herr Schlömilch die beiden „Kongruenz“ und „Polygon“ in meinem Aufsatz nicht übersehen können, wenn er ihn mit etwas mehr Aufmerksamkeit gelesen hätte. Das Wort „Polygon“ steht bei mir auf der Aussterbeliste, von „Vieleck“ verdrängt; und von „Kongruenz“ habe ich gezeigt, daß es nicht international ist, da in den französischen Lehrbüchern z. B. weder das Wort „congruent“ noch ein Wort etwa in der Form „congruence“ vorkommt. Ähnliches gilt von den Wörtern „Evolute“ und „Evolvente“. Hier sind die Franzosen „Puristen“; denn sie übersetzen diese Ausdrücke durch *Développée* und *Développante*.

Aber wenn es selbst gelänge, die Zahl der internationalen Ausdrücke in der Planimetrie um ein zweites Duzend zu vermehren, was wäre damit bewiesen? Doch nur, daß ihr Prozentsatz sich von neun auf sechzehn steigerte, und es ständen ihnen dann immer noch 84% einheimische Bezeichnungen gegenüber. Kann man da behaupten: „Die Kunstausdrücke der Mathematiker stimmen in allen Kultursprachen überein“?

Was Herrn Schlömilchs Fremdenliste aus der ebenso weitherzig gefaßten Arithmetik betrifft, so läßt sich Ähnliches zeigen, wie in der Planimetrie.

Eine französisch geschriebene Algebra ¹⁾ weist nach einer neuerlich angestellten Untersuchung allerdings 35 % internationale Ausdrücke auf; die Ausdrücke anderer Art haben aber immer noch eine Zweidrittel-Mehrheit.

In der höheren Mathematik finden sich freilich die Fremdwörter viel zahlreicher vor, als in der niederen, und das ist wohl daraus zu erklären, daß man bei der Bildung der notwendig gewordenen neuen Bezeichnungen absichtlich Weltausdrücke zu schaffen bestrebt war. Und dennoch kann ich auch hier, wo man in fremden Ausdrücken zu schwelgen scheint, den Ausspruch des Herrn Schlömilch nicht gelten lassen. Denn neben den vielen fremden Bezeichnungen läuft eine fast gleiche Zahl ganz unentbehrlicher, einheimischer her; man sieht nur meist den Wald vor Bäumen nicht. Dies läßt sich an einem Herrn Schlömilch recht nahe liegenden Beispiel zeigen. Er mag doch nur das von Fremdwörtern strotzende Inhaltsverzeichnis eines bekannten und sehr verbreiteten „Compendium der höhern Analysis“ (von Dr. D. Schlömilch) genau durchsehen; er wird dort neben fast 70 Fremdwörtern etwa 60 wichtige deutsche Kunstausdrücke finden, von denen hier ungefähr ein Drittel angeführt sein mögen:

„Veränderliche Größen, Grenzwert, Änderungsgewindigkeit, unabhängige (Variable), krumme Linien und Flächen, Lauf ebener (Curven), Krümmungskreis, Krümmungsmittelpunkt, Krümmung räumlicher (C.), einhüllende Flächen, vieldeutige (Symbole), endliche und unendliche Reihen, Glieder, das Unendlichkleine, Gleichungen höherer Ordnungen u. s. w.

Es darf angenommen werden, daß in dem genannten Inhaltsverzeichnis schon die wichtigsten technischen Ausdrücke erwähnt sind; kommen im Text des Werkes noch andere vor, so dürfte das Verhältnis zwischen den deutschen und fremden wohl dasselbe bleiben. Bei dieser Sachlage muß auch der hartnäckigste Zweifler meiner Behauptung zustimmen.

Woher in aller Welt rührt denn aber dieses gerade unter den gelehrten Mathematikern verbreitete Vorurteil? Ohne Zweifel daher, daß diese Herren fremde Abhandlungen gewöhnlich in romanischen Sprachen lesen (das Englische entlehnt bekanntlich seine Kulturausdrücke wesentlich dem Französischen), und daß sie vermöge ihrer lateinischen und griechischen Vorbildung im Stande sind, viele, auch nicht internationale, Ausdrücke leicht zu entziffern. Wörter wie: plan, angle, triangle, rectangle, bissectrice, quadrilatère, périmètre, arc, cercle, circonférence u. s. w. versteht man leicht; schwerer schon etwa folgende, die einem französischen Schulbuch ²⁾ entnommen sind: règle, équerre, rapporteur, compas, isocèle, carré, losange, rayon, corde aire, apothème.

Wie aber, wenn ein Franzose, Italiener oder Engländer ohne Kenntnis des Deutschen an die den obigen entsprechenden, bei uns gebräuchlichen Ausdrücke herantritt:

„Ebene, Winkel, Dreieck, Rechteck, Halbierungslinie, Viereck, Umfang, Bogen, Kreis, Kreisumfang . . . , Lineal (Reißschiene), Winkelmaß, Transporteur, Birkel, gleichschenkelig, Quadrat, Rhombus, Radius, Sehne, Flächeninhalt, kleiner Radius (R. des Inkreises)“?

Wird er wohl auch auf den Gedanken kommen, daß die Sprache der Mathematiker in allen Kulturländern übereinstimmt?

Wenn also auch zugegeben werden muß, daß ein erheblicher Unterschied in der Zahl der Fremdwörter besteht zwischen der höheren und niederen Mathe-

1) O. Baor. *Éléments d'Algèbre*. Berlin.

2) Ch. Vacquant. *Géométrie plane*. Paris 1887.

matik, so ist doch unwiderleglich festgestellt, daß die mathematische Sprache keine internationale ist, daß also auch kein Grund vorhanden ist, das allmähliche Schwinden der fremden Ausdrücke in der Schulmathematik zu hindern, oder auch nur zu bedauern.

Mein letztes Wort gegen Herrn Max Simon.

Von D. Schlämilch in Dresden.

In seinem Artikel „Nochmals die internationale Sprache der Mathematik“ geht Herr Simon von dem Grundsatz aus, „daß es zulässig sei, von einem Teile der Mathematik auf das ganze Gebiet derselben einen Schluß zu ziehen“; Herr S. weiß also nicht, wie gefährlich der Schluß vom Besondern auf das Allgemeine ist; nach dieser Logik könnte jemand, der nur ein Lexikon zum Cornelius nepos kennt, auch behaupten, daß die lateinische Sprache sehr wortarm sei.

Was die Statistik betrifft, womit mich Herr S. widerlegen will, so müßten zunächst die Schulbücher für Elementarmathematik unbeachtet bleiben, denn ich sprach von internationalen Ausdrücken, Schulbücher sind aber keine internationalen Werke. Dagegen hat Herr S. gefunden, daß das Inhaltsverzeichnis meines „Compendium der höheren Analysis“ von Fremdwörtern strotzt (70 derselben gegen 60 deutsche Worte) und gleich darauf glaubt er annehmen zu dürfen, „daß in dieser Liste schon die wichtigsten technischen Ausdrücke erwähnt sind“. Das erinnert sehr an das obige Beispiel vom Lexikon zum Cornelius, beweist aber auch eine groteske mathematische Unwissenheit des Herrn S. Hätte derselbe ein ausführliches Compendium der höheren Analysis durchgesehen, z. B. den *Traité du calcul différentiel et du calcul intégral* von Lacroix, (3 Quartbände mit 2220 S., erschienen 1810), so würde er nicht ca. 70, sondern etliche Hunderte von Fremdwörtern gefunden haben; seit jener Zeit sind über 300 Bände deutscher mathematischer Zeitschriften erschienen und haben die Zahl der Fremdwörter in die Tausende vermehrt. Das erklärt sich sehr einfach; wer von uns einen neuen Begriff der höheren Mathematik aufstellt, wählt dafür ein Wort aus den klassischen Sprachen, weil dieses jedem gebildeten Ausländer verständlich ist (das französische *cinématique* z. B. geht durch alle Sprachen). Selbst Worte, die fast keinen Sinn haben, werden willig aufgenommen und festgehalten; so benutzen z. B. die Mathematiker und Astronomen der ganzen Welt heute noch den von Kepler herrührenden Ausdruck „exzentrische Anomalie“; die von Gauß vorgeschlagene Benennung „Potential“, die nicht entfernt mit Potenz zusammenhängt, ist überall adoptiert worden. Wer die Mathematik und deren Anwendungen auf Astronomie, Mechanik, Krystallographie, Physik u. s. w. kennt, der weiß auch, daß es viele Tausende von Fremdwörtern giebt, mittelst deren die Jünger der exakten Wissenschaften ihre Gedanken austauschen; das aber ist das Charakteristische an einer Sprache. Und wenn diese von den Fachgenossen beider Hemisphären verstanden wird, so verdient sie auch den Namen einer internationalen Sprache.

Wir schließen hiermit die Erörterung über diesen Gegenstand.

Die Leitung des Blattes.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gupfrowstraße 24 II.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 03084 0055



